Feierabende.

von

N. F. E. Langbein.

Erster Band.

Leipzig

bey Wolf und Leo.

Goc 2040 (1).

Feierabende

von

A. J. C. Langbein.

Erster Band.

Inhalt.

Der ſchöne Schläfer. . . Seite 1

Mord, bey einer verſuchten Entführung. 109

Biſt du da? 199

Die Fledermaus. 213

Der Gaſthof. 297

Der
ſchöne Schläfer.

Ein Mährchen.

Erſtes Kapitel.

Schauplatz der Geſchichte. — Seltſame Hofſitten. — Ein reitluſtiger König erfindet einen Tanz.

Aus einem unbekannten Lande, deſſen Namen Niemand weiß, deſſen Lage Niemand kennt, haben ſich einige Blätter der Chronik ſeiner Fürſten bis zu uns verloren. Sie enthalten die Familiengeſchichte eines Königs, der ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Pferden war.

Die ſämtlichen Einkünfte ſeines Reichs verkrochen ſich in den Marſtall, wo einige hundert edle Roſſe in marmornen Krippen gefüttert und aus ſilbernen Eimern getränkt wurden. Hier lebte der

Erdengott den gröſsten Theil des Tages unter ſeinen vierbeinigen Lieblingen, und war durch den langen vertrauten Umgang mit ihnen beynahe ſelbſt zum Pferde geworden. Wenigſtens konnte man ihn, mit zugedrückten Augen, von dem gemeinſten Roſsknechte nicht unterſcheiden. Er hatte ſich die Kunſtſprache des Stalles und der Reitbahn ſo eigen gemacht, daſs er ſich nie eines andern Ausdrucks bediente. Wenn er, zum Beyſpiel, einmahl den Vortrag eines Miniſters anhörte, und ihn darin unterbrechen wollte, ſo rief er: „Brr! Steh, Männchen, ſteh!“ und ſchnalzte mit der Zunge, oder ſagte: „Hopp hopp!“ wenn der Redner wieder fort ſprechen ſollte.

Die Höflinge waren dort, wie überall, die Affen ihres Gebieters. Unter der Laſt ihrer ſteifen Stiefeln und eiſernen

Sporen dröhnten die Säle der königlichen Burg. Selbſt die galanteſten Kammerjunker trugen, ſtatt ſeidner Hütchen, fürchterliche Peitſchen unter dem Arm. Ihre Geſpräche waren ſo wild, als ihr Anzug. Sie unterhielten ſich nicht, wie andere witzige Hofleute, von Schauſpielen, Bällen, Liebſchaften und andern hochwichtigen Dingen, ſondern ſchwatzten vom Morgen bis zum Abend über die Tugenden oder Untugenden ihrer Gäule.

Höfe ſind ſonſt gewöhnlich der Himmel des ſchönen Geſchlechts. Nur dieſer Hof war es nicht; denn es gab hier weder Schmeicheleien noch Luſtbarkeiten. Die arme Königin und ihre zwey ſchönen Töchter waren zu bedauern. Von der tödtlichſten Langeweile gequält, fingen ſie Grillen in ihren vergoldeten Zimmern, und ärgerten ſich über das ewige Roß-

tummeln, womit ſich der König, nebſt ſeinen lieben Getreuen, unter ihren Augen beſchäftigte.

Auf ihr dringendes Anhalten ward endlich doch einmahl zur Faſchingszeit ein Hofball veranſtaltet. Sie verloren aber ſchon ziemlich die Luſt zum Tanz, als die Kavaliers nicht in ſeidenen Strümpfen und Corduanſchuhen, ſondern in ihrer täglichen ſchweren Beinrüſtung einher traten. Allein noch mehr erſtaunten ſie über den König, der zwar auch geſtiefelt erſchien, jedoch mit freundlicher Miene bekannt machte, daß er mit einem Tanze von ſeiner eigenen Erfindung den Ball eröffnen wolle. Dieſes Tänzchen, das in der Folge weit und breit bekannt geworden iſt, werden Meiſter und Jünger der edlen Tanzkunſt leicht errathen. Wie könnten ſie einen Augenblick zweifeln, ob der allerdurchlauchtigſte Pfer-

bebändiger ein anderes, als die nun uralte, sogenannte Galopade, erfunden habe? Sie war es wirklich. Er führte sie selbst in höchster Person auf, und flog mit seiner raschen Tänzerin im sausenden Galopp die Reihen entlang. Die übrigen Paare mußten nach und nach folgen, und er handhabte mit einer Karbatsche die Ordnung seines Lieblingstanzes. Einige ältliche Matronen, die ihre Karriere nicht rasch genug machten, empfingen kräftige Streiche, und so ging die Hetze fort, bis alle Roben und Schürzen von den gestachelten Fersen der plumpen Tänzer zerrissen waren, und die Damen samt und sonders athemlos auf Polster und Stühle niedersanken.

Zweytes Kapitel.

Die Damen emigriren. — Konterfey der beiden Königstöchter.

Seit diesem Balle, bey dem es viel Schläge und wenig Vergnügen gab, unterließ die Königin gern, um mehrere Karnavalsfeten zu bitten. Sie ging vielmehr mit dem Gedanken um, sich nebst ihren Töchtern und Hofdamen in ein Schloß zu begeben, das sie, einige Meilen weit von der Hauptstadt, in einer einsamen Waldgegend besaß. Es stand seit langer Zeit unbewohnt und in dem übeln Ruf, daß böeartige Feen und andere Geister ihr Wesen dort trieben. Demohngeachtet entschloß sich die Königin, ihren Hof dahin zu verlegen. Ihr Gemahl gab seine Einwilligung sehr gern dazu; denn es war längst sein

Wunsch, den Schwarm der Frauenzimmer, und überhaupt alle Menschen, die nicht reiten konnten, um sich herum los zu seyn.

Die Reise ward nun ohne Verzug angetreten, und die Emigrantinnen kamen glücklich an ihren Bestimmungsort. Sie richteten sich bald ein, und fanden Behagen an den stillen Freuden der ländlichen Natur. Es that ihren Ohren wohl, statt Kutschengerassel und Roßgewieher, das Murmeln des Wiesenbachs und die Lieder der Nachtigall zu hören. Ihre Zufriedenheit gewann auch dadurch, daß sich das hier vermuthete Geistergesindel, dessen Neckereien man gefürchtet hatte, nirgends blicken ließ. Endlich war es doch den beiden Königstöchtern vorbehalten, mit einigen verdächtigen Wesen in Bekanntschaft zu kommen.

Ehe wir uns aber mit der Erzählung dieser Abenteuer befassen, müssen wir vorher die Prinzessinnen kennen lernen.

Der ältern Name war Zesire,
und eine reitzende Gestalt
ihr unbestrittnes Eigenthum.
Dem Mahler und dem Bildner gab
ihr Anblick oft das Ideal
zu einer Liebeskönigin.
Und doch war keine Seel' ihr hold,
weil sie zu hoch das Näschen trug,
und fort und fort dem kühnsten Stolz
auf ihre fürstliche Geburt
und Schönheit alle Zügel liess.
Sie war der Mittagssonne gleich,
die goldne Strahlen um sich wirft,
doch nicht geliebt wird, weil sie sengt. —

Der jüngern Prinzessin, Aurore, einem vortreflichen Mädchen, huldigten hingegen alle Herzen,

weil sie Zefiren um kein Haar
an Schönheit wich, und doch so sanft, wie Mondlicht, war.
Kein Dünkelstolz, daß sie ein höh'res Wesen
als andre Menschen sey, flieg auf in ihrer Brust.
In jedem Blick Zufriedenheit zu lesen
und wohlzuthun, war ihre Lust.

Diese beiden Schwestern, deren Seelen so wenig zusammen stimmten, waren selten einig und vertraut. Aurore mußte täglich Zefirens übermüthige Laune fühlen. Die Stolze war eifersüchtig, daß ihre Schwester, die mit den Niedrigsten freundlich umging, so allgemein geliebt wurde. Ihr war es unmöglich, einen gnädigen Blick an Jemand zu verschenken, der nicht wenigstens sechzehn Ahnen hatte. „Wie kannst du dich mit solchen Kreaturen abgeben?“ schalt sie oft Auroren, wenn das gute Mädchen mit einer armen Hirtin sprach,

oder einem Dürftigen Almosen reichte. „Es sind Menschen!“ war dann immer Aurorens Antwort, ob sie gleich von Zesiren, die diesen Gedanken höchst lächerlich fand, allezeit darüber verspottet wurde. Sie ertrug das geduldig, und blieb bey ihren menschenfreundlichen Gesinnungen.

Drittes Kapitel.

Aufgeschaut! Ein Abenteuer.

Eines Tages hatte sich Zefire einen Spatziergang in den Wald gemacht, der die Hinterseite des Schlosses beschattete. Ermüdet lagerte sie sich unter einer Eiche, und sann auf neue Kränkungen für Auroren. Indem sie dabey starr vor sich hin sah, stieg auf dem Platze, wo ihre Augen ruhten, ein goldner Schlüssel aus der Erde, und fing an in einem weiten Kreise um sie herum zu hüpfen. Sie wunderte sich über den sonderbaren Rundtanz, der sich ihr immer mehr in kleinern Zirkeln näherte. Bald wollte sie fliehen, bald hielt Neugierde sie wieder zurück. Endlich kam der goldne Tänzer selbst ihrer Unentschlossenheit zu Hülfe. Er warf sich ihr durch einen Bo-

genſprung in die Hand, zog ſie vom Raſenſitz auf, und mit ſanfter Gewalt hinter ſich her. Sie verſuchte vergebens, ſich los zu reißen. Ihre Hand ſchien mit dem Schlüſſel zuſammengewachſen, und ſie mußte ſchlechterdings dieſem Wegweiſer folgen, der ſeinen Zug quer durch den Wald fortſetzte.

Er brachte ſie nach einigen Minuten zu einer Felſenwand, in der ſie eine Thür von glänzendem Metall erblickte, die ſie vorher niemals geſehen hatte. Behend ſchlüpfte der goldne Dietrich aus ihrer Hand ins Schloß, drehte ſich von ſelbſt herum, und die Thür ſprang auf. Eine marmorne Treppe, mit zahlloſen Ampeln beleuchtet, zeigte nun der Prinzeſſin einen Weg in die geheimnißvollen Tiefen der Erde. Sie ſtand einen Augenblick ſtill, und wußte nicht, ob ſie hinab oder zurück gehn ſollte? Weibliche Furcht-

ſamkeit und weibliche Neugierde ſtritten in ihr. Endlich behielt dieſe die Oberhand. Jene ward durch einen Ring beruhiget, den die Prinzeſſin einſt von einer wohlthätigen Fee, zum Schutz gegen alle Gefahren, erhalten hatte.

Sie ſtieg alſo beherzt die Stufen hinunter, und hatte nur ohngefähr tauſend hinter ſich gelaſſen, als ſie in ein Prunkzimmer gelangte, das an Pracht und Größe den Saal weit übertraf, wo einſt ihr Vater die verwünſchte Galopade aufführte. Die Herrlichkeit dieſes Ortes ging über alle Beſchreibung. Was andere ehrliche Leute, ſelbſt die reichſten Erdenſöhne nicht ausgenommen, von Holz oder Stein haben, beſtand hier aus Gold und Diamanten. Wen darf das auch wundern, da die Geiſter der Unterwelt bekannter Maßen ſteinreiche Leute ſind?

Die Prinzessin schaute lange mit grossen Augen umher, ohne irgend ein lebendiges Wesen zu gewahren. Nur bisweilen schien es ihr, als ob sie im Nebenzimmer ein leises Athmen höre. Schüchtern trat sie hinein, und sah einen Jüngling von überirdischer Schönheit auf einem Ruhebette schlummern. Ueber seinem Haupt hing eine Tafel, auf der in bunter Flammenschrift folgende Worte brannten:

„Dem Mädchen nur, in dessen Brust das Feuer
der Liebe, für ein Ungeheuer
von seltner Häßlichkeit, einst glimmt,
ist dieser schöne Prinz bestimmt.“ —

Der Schläfer gefiel Zefiren trefflich wohl, desto weniger aber der Preis, um den er gewonnen werden sollte. „Welche seltsame Bedingung!“ sprach sie für sich.

ſich. „Einen Popanz ſoll ich lieben? Einen Popanz, den ich nicht einmahl kenne, und den ich vielleicht in der halben Welt aufſuchen müßte? Nein, zu einer ſolchen Erniedrigung iſt Zefire zu ſchön!“ Sie betrachtete ſich jetzt wohlgefällig in der Spiegelwand des Zimmers, und fuhr in ihrem Selbſtgeſpräche fort: „Ich denke, mit oder ohne Erlaubniß des ungenannten Poeten, geſchwinder zum Ziele zu kommen, wenn ich den ſchönen Schläfer aufwecke. Er müßte blind ſeyn, wenn er mir nicht ſogleich in die Arme fiele!“ —

Sie ging hierauf in den Saal zurück, und erregte durch Umwerfung eines Stuhls ein lautes Gepolter. Dann horchte ſie ein Weilchen, ob ſich der Schlummernde rühre; doch ſie vernahm keinen Laut. Ein zweyter Stuhl ward umgeſtürzt. Im Schlafzimmer blieb es

aber still, wie vorher. Nun entschloß sie sich, ihre jungfräuliche Bescheidenheit ein wenig bey Seite zu setzen, und den Siebenschläfer aufzurütteln.

Indessen hatte sich vor die Thür seines Kabinetts ein goldenes Netz gezogen, das dem zartesten Spinngewebe glich. Zefire sah durch dasselbe den Prinzen immer noch fest schlafen; als sie es aber wegschieben wollte, vermochte sie es nicht. Sie ward ungeduldig, und brauchte Gewalt. Allein der undurchdringliche Schleier wich nicht von der Stelle; und zugleich erhob sich im Saal ein heulender Wind, der sie ergriff, und von der Thür hinweg zur Treppe führte.

Sie ahndete bald, daß dirser Sturm von einer unbekannten Macht abgeschickt

sey, um sie über die Gränze zu bringen. Daher wagte sie nicht, dem unsichtbaren Polizeydiener Widerstand zu leisten, sondern begab sich treppan auf den Rückweg. Alle Lampen, die ihr hinab geleuchtet hatten, waren verloschen, und sie würde sich kaum ans Tageslicht wieder gefunden haben, wenn sie nicht der geschäftige Wirbelwind, der immer hinter ihr her war, des Gehens überhoben und schwebend empor getragen hätte.

Wie leicht war ihr ums Herz, als sie die lange Stufenreise vollendet hatte, und sich wieder am Eingange der Höhle sah. Die eherne Thür schlug donnernd hinter ihr zu; der Schlüssel aber steckte noch darin. Diesen wollte sie zu sich nehmen; allein indem sie die Hand nach ihm ausstreckte, fuhr er pfeilschnell in

die Luft, und entschwand ihren Augen. In demselben Nu verunsichtbarte sich auch die Thür, ohne ein Andenken ihres Daseyns in der grauen Felsenmauer zu lassen.

Viertes Kapitel.

Handelt von einem schönen Vögelchen und einem häßlichen Zwerglein.

Alle diese kleinen Unfälle und fehlgeschlagenen Hoffnungen hatten Zefiren sehr mürrisch gemacht. Es war ihr daher wirklich lieb, daß sie Auroren, die ihr sonst ein Dorn im Auge war, in einer Entfernung von hundert Schritten erblickte; denn nun bekam sie Gelegenheit, ihren Unmuth an dem guten Mädchen auszulassen.

Indem sie diesem heimtückischen Vergnügen entgegen eilte, sah sie einen kleinen, bunten Vogel, der Auroren umkreißte, und einen weit schimmernden Edelstein aus dem Schnabel in ihre Hand fallen ließ. Dabey sang das Vögel-

chen — jedoch so leise, daß es der noch entfernten Zefire unhörbar blieb — Jener ins Ohr:

„Bewahre dies Steinchen,
bewahr' es fein!
Es wird einst in Nöthen
dein Retter seyn." —

Wie ein gieriger Raubvogel, schoß Zefire nun herbey, und rief athemlos: „Was hast du? Gib her!" — Aurore weigerte sich keinen Augenblick, ihrer Schwester das Kleinod zu zeigen, hat es sich aber wieder aus, als es lange genug beäugelt und bewundert worden war. Allein die scheelsüchtige Zefire bezeigte zur Rückgabe so wenig Lust, daß sie vielmehr hitzig behauptete, sie, als die ältere Schwester, habe das erste Recht, den Diamant zu besitzen.

„Nein; er gehört Auroren!" — rief eine männliche Stimme.

Hui flohn, gleich aufgescheuchten Rehen,
die beiden Schwestern in den Wald;
denn eine gräßliche Gestalt
erblickten sie drey Schritte von sich stehen.
Ein Zwergmann war's, vom Haupt bis zu den Zehen
sechs Spannen hoch, und grau und alt.
Dem größten Kürbis zu vergleichen
war sein gevierter, platter Kopf,
und einen rothen Weichselzopf
sah man von da herab bis an die Erde reichen.
Zwey Pünktlein, unter einem Strauch
von Borsten, zeigten an, daß dieser Wunderknabe,
deß Wangen übrigens, wie Säcke, bis zum Bauch
hernieder schlotterten, auch ein Paar Augen habe.
Sein Truthahns-Näschen, lang und spitz,
ließ durch ein Nadelöhr sich wohl im Nothfall drücken.
Die Brust war eines Höckers Sitz,
und dito lag ihm einer auf dem Rücken.
Nun hatte noch, um ganz ein Ungethüm zu seyn,

das arme Wichtel nur ein Bein,
auf dem es sich, gleich einem Kräusel, drehte.
Doch fiel es um, sobald ein Lüftchen wehte.

Wir wollen das kleine Männchen hier in dem kleinen Kapitelchen stehen lassen, und uns nach den zwey Mädchen umsehen. Sie möchten sonst zu weit laufen, und wir brauchen sie gleich wieder.

Fünftes Kapitel.

Ein Zweyſprach. Erſt Sturm, dann Sonnenſchein.

Die Flüchtlinge waren nicht weit gekommen. Hinter einem nahen Strauche verſteckt, beobachteten ſie das kleine Ungeheuer, und konnten ſich des Richerns kaum enthalten, als ſie es gegen den Wind kämpfen, und dann und wann, wie einen Kegel, umſtürzen ſahen. Dieſe Kraftloſigkeit überzeugte ſie, daß es wenigſtens kein gefährlicher Feind ſey. Daher faßten ſie Muth, wieder zurück zu gehen, und ſich mit dem ſchnurrigen Kerlchen näher bekannt zu machen.

„Wer biſt du? fragte Zefire ſtolz. Menſch oder Thier?“ —

Der Zwerg. (eben so stolz) Ich bin ein König.

Zefire. Ha, das ist leicht gesagt; aber wie bewiesen?

Der Zwerg. Ich trage mein Reich nicht in der Tasche; doch ich versichere, daß ich ein schönes Land beherrsche.

Zefire. Ey, das möcht' ich sehen! Sind Dero Unterthanen euch so wohl gestaltet, als Sie?

Der Zwerg. Ihr Spott, Prinzessin, verdient weder Zorn noch Antwort. Ueberhaupt bin ich nicht her gekommen, um mich von Ihnen ausfragen zu lassen. Meine Absicht war blos, Ihnen die Ungerechtigkeiten zu verweisen, die Sie täglich gegen Ihre Schwester begehen.

Zefire. Herr Moralist, ich wüßte nicht —

Der Zwerg. Haben Sie schon vergessen, daß Sie ihr vorhin einen Edelstein abzanken wollten? Er gehört Auroren, und ich werde sie, als die rechtmäßige Besitzerin, dabey schützen.

Zefire. (für sich) Wie keck der Bursche spricht! Ist er etwa gar das häßliche Ungeheuer, das man lieben soll, um den schönen Prinzen zu erobern? — Da muß ich doch wohl einen andern Ton anstimmen. (laut) Hören Sie, mein Herr —

Der Zwerg. Nur keine Beleidigungen weiter!

Zefire. Nein. Ich bereue schon die vorigen, und will Ihnen zu Gefallen meinen Ansprüchen auf das streitige Kleinod entsagen.

Der Zwerg. Es freut mich, daß ich nun, da Sie der Gerechtigkeit

dies Opfer bringen, in Frieden von Ihnen scheiden kann. Leben Sie wohl, und auch Sie, liebenswürdige Aurore!

Zefire. Eilen Sie doch nicht! Ich möchte mich gern von Grund aus mit Ihnen versöhnen.

Der Zwerg. Sie haben meine Verzeihung.

Zefire. Aber auch Ihre Freundschaft, die ich eben so sehnlich wünsche?

Der Zwerg. Meine Freundschaft? — O Prinzessin, wäre der Ton Ihrer Stimme nicht so einschmeichelnd und sanft, so müßt' ich glauben, daß sie mich aufs neue verhöhnten. Ich kenne mich als den Häßlichsten auf Erden, und würde mich der lächerlichsten

Eitelkeit ſchuldig machen, wenn ich auf die Huld einer ſo ſchönen Prinzeſſin rechnen wollte.

Zefire. Sie beurtheilen ſich zu ſtreng, und mich zu gütig. Ein wackerer, geiſtvoller Mann kann ohne Schönheit ſehr liebenswürdig ſeyn. Wir Frauenzimmer ſind nur ſo unglücklich, daß wir dieſes hinfällige Geſchenk der Natur beſitzen müſſen, um den Augen der Männer zu gefallen.

Der Zwerg. Dies möchte wohl bey Vielen, doch nicht bey Allen der Fall ſeyn. Nur das luftige Volk der Gecken flattert immer und ewig, wie Schmetterlinge, den Blumen der Schönheit nach, und überſieht die Tugenden eines braven, aber reitzloſen Weibes. Wären Sie, Prinzeſſin, auch weniger ſchön, als Sie in der That ſind, ſo würden Sie doch

ſchon Achtung verdienen, weil Sie gegen Männer, die körperliche Anmuth entbehren, billigere Geſinnungen hegen, als den meiſten Damen eigen ſind. Mir iſt freilich dadurch noch nicht geholfen. Denn zwiſchen Schönheitsmangel und meiner Häßlichkeit — welche Kluft!

Zefire. Springen wir darüber hinweg, und erlauben Sie mir die Frage: Wo iſt Ihr Aufenthalt?

Der Zwerg. Eine feindſelige Fee hat mich aus meinen Staaten verbannt, und ich bewohne jetzt eine Felſenhöhle, die ſich unter dieſem Walde hin, bis an die Grundmauern Ihres Schloſſes zieht.

Zefire. Armer, unglücklicher Freund, wie können Sie in dieſer trau-

rigen Einöde nur einen Tag leben? Nehmen Sie doch, bis Sie mit Ihrer Feindin wieder ausgesöhnt sind, eine Wohnung in unsrer Burg an. Ich thue dieses Erbieten in die Seele meiner Mutter, die Sie mit offnen Armen empfangen wird.

Der Zwerg. Verzeihn Sie mir, daß ich diese Wohlthat ablehne. Meine gräßliche Gestalt hat zwischen mir und der Welt eine Scheidewand gezogen. So lange diese nicht von dem guten Engel, der es allein thun kann, niedergerissen wird, will ich mein Einsiedlerleben fortführen. Wer weiß, ob ich mir jemals selbst wiedergegeben werde. Meine Wünsche kämpfen beynahe mit der Unmöglichkeit. Mehr kann und darf ich nicht sagen. Dies war vielleicht schon zu viel.

Schmerz und Wehmuth schienen jetzt seine Sprache zu hemmen. Er machte noch eine stumme Abschiedsbewegung mit der Hand, und that alsdann einige Rücksprünge in den tiefern Wald, wo er sich verlor.

Sechstes Kapitel.

Was die Prinzessinnen von dem kleinen Manne dachten. — Er singt ein Minnelied.

Zefire machte sich nun im Herzen über das arme Männlein sehr lustig. „Seht mir doch das süße Herrchen!“ sprach sie bey sich. „That mir's nicht eine förmliche Liebeserklärung? Ich hab' aber auch dem Knirps geschmeichelt, daß er zufrieden seyn kann. Er mag tausend Meilen laufen, und wird schwerlich ein Mädchen treffen, das so freundlich mit ihm spricht. Nu, nu, wenn ich mir dadurch den schönen Jüngling erworben habe, so muß ich immer gestehen, daß ich ziemlich wohlfeil wegkomme. —

Wie aber, wenn Prinz Einfuß den Liebesroman fort ſpielt, ich mich auch lange genug zu verſtellter Gegengunſt überwinde, und am Ende dahinter komme, daß der kleine Stift blos auf ſeine eigene Hand geminnt hat, und ſein Abenteur mit der Geſchichte des ſchönen Schläfers gar nicht zuſammen hängt? — Ey, da wär' ich artig betrogen!" — So unterhielt ſie ſich, indem ſie zurück nach dem Schloſſe ging.

Aurore, die ſich in das Geſpräch mit dem Zwerge gar nicht gemiſcht hatte, ſondern in der Ferne geblieben war, hegte ganz andere Gedanken. Der unglückliche Fremdling hatte ſie ſo gerührt, daß ſie das innigſte Mitleiden für ihn empfand. Sie befürchtete, daß ihre Schweſter über einem böſen Anſchlage gegen ihn brüte; denn es war die Art der ſchönen Schlange, mit Leuten, denen ſie ſcha-

den wollte, ungemein liebreich zu ſprechen. Aurore nahm ſich daher vor, den Unglücklichen zu warnen. Sie wollte Zefiren gerade nicht nennen, ſondern ihm nur einen unbeſtimmten Wink geben, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Der Entſchluß war gefaßt, doch die Ausführung ſchien ihr unmöglich. Wo ſollte ſie den Eremiten finden, von dem ſie nur vom weiten erlauſcht hatte, daß er unter der Erde wohne? Der Zufall mußte hier das beſte thun. Ihm überließ ſie ſich, und ging zurück in die Gegend des Hains, wo der Zwerg verſchwunden war.

Hier hatte ſie kaum einige hundert Schritte auf und ab gethan, als ſie Harfentöne hörte, die aus einem nahen Felſen hervor zu kommen ſchienen. Sie ſchlich leiſe dem Schall entgegen, und vernahm folgenden Geſang:

Ungeliebt muß ich erblaſſen
Hier in dunkler Felſenkluft,
wo mich alles hat verlaſſen,
ſelbſt des Himmels Licht und Luft.
Meines Körpers Schreckgerippe
böt' ich gern dem Tod noch heut,
würd' ich nur von ihrer Lippe
durch ein Abſchiedswort erfreut.

Doch wie kann ich das erwarten?
Welches Glück erträumt mein Sinn?
Sie iſt in der Schönheit Garten
aller Blumen Königin.
Ich, durch Zauberey verfluchet,
bin ins Feld der Häßlichkeit,
das die Liebe nie beſuchet,
als ein Unkraut hingeſtreut.

Ach umſonſt, daß meine Seele
trotzte der Verwandlungsmacht!
Sie liegt todt in grauſer Höhle,
wie das Gold in tiefer Schacht.
Springe nur von ihr ein Schimmer
in des Mädchens Blick, o dann
würde wohl dem Geiſt, was nimmer
ſeinem Körper werden kann.

Hoffnung, willſt du mich bethören?
Schwärme fort, bis an mein Grab!
Niemand ſoll den Namen hören,
der dir kühne Flügel gab.
Dieſen öden Todesauen,
wo mein Weſen bald zerſtiebt,
will ich nur allein vertrauen,
daß Alzeſt Aurorea liebt.

Dieſe Schlußerklärung kam der ſchönen Horcherin ſo unerwartet, daß ſie mit ſich ſelbſt uneins wurde, ob ſie heimlich wieder fort ſchleichen, oder ſich durch irgend ein Zeichen ihres Daſeyns dem verborgenen Minneſänger anmelden ſollte, den ſie an der Stimme für den unglücklichen König erkannte. Sie ſchwankte noch zwiſchen Ja und Nein, da ſtand er plötzlich vor ihr, ohne daß ſie wußte, woher er gekommen war. Erſchrocken fuhr ſie zuſammen, und wandte die Augen von ihm ab; denn ohngeachtet er ſich durch das Lob ihrer Schönheit — wer-

über das bescheidenste Frauenzimmer nicht böse wird — sehr empfohlen und selbst seine schreckende Larve dadurch ein wenig verschönert hatte, so blieb er dennoch zu häßlich, als daß sie ihn ohne Grauen hätte betrachten können. „Nehmen Sie sich in Acht, lieber Freund! Man legt Ihnen Schlingen!“ sprach sie sanft, und eilte fort. Alzest — wie wir den Zwerg nun bey seinem rechten Namen nennen wollen — hüpfte mit der größten Anstrengung ihr nach, und bat nur um einen Augenblick Gehör. Sie lief aber so schnell, daß er sie, weil er so übel zu Fuß war, nicht einholen konnte, und seufzend zurück bleiben mußte.

Siebentes Kapitel.

So geht's, wenn man zu ſchnell läuft. — Aurore ſammelt Fragmente.

In einem Hohlwege, durch den Aurore floh, kam ihr ein altes, kleines Weiblein, mit einem Stäbchen in der Hand, eilfertig entgegen getrippelt. „Stoßen Sie ja nicht an mich!“ rief vom weiten die Pilgerin, die wenigſtens ein Jahrhundert auf dem Rücken zu haben ſchien. Aurore wäre gern ſtehn geblieben, um die eigenſinnige Grille vorbey wackeln zu laſſen; allein ſie wollte nicht zögern, weil ſie noch immer verfolgt zu werden befürchtete. Sie hielt ſich daher ſo viel als möglich linker Hand, damit das Mütterchen, das ihr ſo haſtig entgegen geſtapelt kam, als ob es einen Markt verſäumt habe, die rechte Seite der Straße frey behalten ſollte. Doch Jene

blieb nicht auf der geraden Linie, sondern humpelte, um der Prinzessin auszuweichen, bald rechts, bald links. Diese ward dadurch in ihrer angefangenen Laufbahn irre gemacht, und sprang auch bald rechts, bald links. So ging es ein Weilchen hopp hopp hin und her, bis endlich Beide heftig gegen einander prellten.

„O daß dich die Erde verschlänge, du böse Brut!“ schrie die Alte, und stürzte zugleich, wie ein zerschmetterter Topf, vor Aurorens Füßen zusammen. Dahin fiel ein Arm, dorthin ein Bein; die Bande ihres ganzen Körpers waren aufgelöst, und alle Glieder lagen zerstreut umher. In der Mitte dieser todten Trümmer spie der Kopf aus Mund, Augen und Nase helle Flammen, und brüllte dazu:

„Du Höllenkind!
Geschwind, geschwind

erbaue wieder
den Prunkpallaſt,
den du jetzt nieder
geriſſen haſt!
Nimm unverzüglich
das rechte Bein,
und lehn' es flüglich
an einen Stein!
So thu' dem andern
auch ſäuberlich!
Doch hüte dich,
daß ſie nicht wandern
ins weite Feld,
eh' du drauf zierlich,
fein und manierlich
den Rumpf geſtellt.
Dann häng' und ſticke
die Arm' auch an.
Nur jedem Stücke
hübſch ſanft gethan!
Ich brauch' am Ende
nicht deine Hände.
Mit Einem Satz
nehm' ich behende
ſelbſt meinen Platz."

Die Prinzeſſin fühlte zu dieſer Fragmentenſammlung ſo wenig Luſt und Beruf, daß ſie lieber auf dem Wege, woher ſie gekommen war, dem Zwerg in die Arme fallen wollte. Allein der feuerſpeiende Kopf, der dieſes Vorhaben aus ihren Augen leſen mochte, ſchnitt ihr plötzlich den Rückzug ab; indem er ſich vor ihren Füßen herum kugelte, und dabey rief:

„Halt ein im Lauf,
du Kind der Hölle!
Greif an, und ſtelle
mich wieder auf!
Sonſt ſchwör' ich theuer,
ich hexe dich
zum Ungeheuer.
Doch haſt du mich,
belohn' ich dich
mit einem Freier.
Nun, Höllenkind,
geſchwind, geſchwind!"

Was ſollte die arme Hülfloſe thun? Nachgeben war hier Klugheit. Sie griff

alſo nach dem rechten Beine der Hexe, um damit den Grundſtein des aufbefohlenen Baues zu legen. Jetzt erſt fiel ihr das Geſchenk des bunten Vogels ein, und ſie ſuchte darnach in allen Taſchen, um ſeine Rettungskraft zu erproben. Aber leider war es nirgends zu finden, ſondern auf der Flucht verloren gegangen. Sie gerieth darüber beynah in Verzweiflung, und eilte nun deſto raſcher ans Werk, um ſich nicht noch unglücklicher zu machen.

Es ging leichter, als ſie gedacht hatte. Die morſchen Gebeine legten ſich von ſelbſt in ihre Fugen, ſo bald ſie nur berührt wurden. Der Kopf, der während der Arbeit fleißig Beyfall genickt hatte, hielt auch ſein Wort, und ſprang mit eigener Schnellkraft auf die Schultern. Nun ſtand das zerbrochene Mütterchen wieder ganz und feſt da, hob ſein Wan-

derſtäbchen vom Boden auf, ſchüttelte traulich Aurorens Hand, und ſagte mit freundlichem Angeſicht: „Leb wohl, mein Töchterchen! Du machteſt mir vorhin zwar einen garſtigen Spuk; ich vergebe dir aber, weil du mich ſo hübſch ordentlich wieder zuſammen geleſen haſt. Nächſtens will ich meines Verſprechens, im Punkt eines Bräutigams, quitt werden. Freue dich immer voraus auf einen ſchönen Jungen, der dir gefallen wird. Leb wohl! Ich muß eilen.“

Achtes Kapitel.

Der bunte Vogel ſchmählt. — Alzeſt in einem Staatswagen.

Das alte Geſpenſt ſtrampelte fort, und die Prinzeſſin wünſchte ihm Glück auf den Weg. Als ſie es aus den Augen verloren hatte, konnte ſie ſich nicht enthalten, über die ganze Begebenheit, und beſonders über den verſprochenen Baulohn, der, nach der Geberin zu urtheilen, ſchlecht ausfallen mußte, laut zu lachen.

Dieſe gute Laune ward aber durch die Erinnerung an den vermißten Diamant bald wieder unterbrochen. Ihn zu ſuchen, ging ſie im Hohlwege zurück, und durchſtreifte den Wald. Doch weder dort noch hier that ſie den gewünſchten

Fund. Endlich kam ihr unbekannter Freund geflogen, und überbrachte den verlornen Schatz, sang ihr aber dabey den kleinen Verweiß:

„Bewahre doch beßer
den köstlichen Stein!
Ich kann ja nicht immer
dein Aufwärter seyn.
War er nicht verloren,
so hätt'ſt du die Macht
der giftigen Hexe
verhöhnt und verlacht." —

Aurore hüpfte nun luſtig ihrer Wohnung entgegen.

Als ſie noch einige hundert Schritte davon entfernt war, ſah ſie erſtaunt den ſchönſten Staatswagen ihrer Mutter, mit dem Leibzuge beſpannt, und von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben, feierlich einher ziehen. Voran ging ein Trompeter, und hinter ihm der Hoffeus

rier, der von Zeit zu Zeit, nach ertöntem Trompetenklang, von einem großen Zeddel mit lauter Stimme die Worte las: „Ihro Majestät, der unbekannte König, welcher in dieser Gegend residirt, wird von Ihro Majestät, der Königin des Landes, an Dero Hof hiermit eingeladen.“ —

„Ah, das ist meiner Schwester Anstalt!“ waren Aurorens Gedanken, und sie irrte sich nicht. Zefire war nach dem Gespräch mit dem Einsuß zu ihrer Mutter gelaufen, und hatte derselben diesen Vorfall sowohl, als das Abenteuer mit dem schönen Schläfer, erzählt. Die wundergläubige Königin horchte hoch auf, und war mit ihrer geliebten Tochter, die ungleich mehr, als Aurore, bey ihr galt, vollkommen der Meinung, daß durch die Liebkosung des Häßlichen der Schöne zu erbeuten seyn

würde. Sie ließ sich daher nicht lange bitten, Jenen mit der feierlichen Gesandschaft zu beehren, die jetzt den Hain durchzog.

Aurore schlich, ohne bemerkt zu werden, hinter Gebüschen vorüber, und eilte heim. Der Gallawagen, nebst Gefolge, setzte langsam seinen Weg fort, und der Hoffourier las sich heiser. Endlich vernahm Alzest die Stimme des Herolds, und sah durch eine Felsenritze den pomphaften Zug. Er war zweifelhaft, was zu thun sey. Sollt' er sich an einen Hofwagen, wo er voraus sehen konnte, daß muthwillige Pagen und naseweise Zöfchen ihn hinterm Rücken verspotten würden? — Das verbot die Klugheit. Sollt' er aber auch eine so trefliche Gelegenheit versäumen, die Abgöttin seines Herzens zu sehen? — Dagegen stritt die Liebe; und da sie, wie gewöhnlich,

Recht

Recht behielt, ſo trat er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und zeigte ſich den königlichen Dienern.

Dieſe ſtoben Anfangs vor Schrecken aus einander; doch ſammelten ſie ſich bald wieder, und berührten aus tiefſter Unterthänigkeit mit der Naſe die Erde. Knieend, wie einſt ein proteſtantiſcher Schulmann in Augsburg vor dem Papſt, wiederholte der Hoffourier die Einladung. Alzeſt nahm ſie an, und fuhr in der Königin Schloß.

Neuntes Kapitel.

Wer nicht reiten kann, iſt kein Mann! — Das zerbrechliche Mütterchen kömmt wieder, und hält Wort.

Der ganze Hofſtaat wimmelte geſchäftig, wie ein Ameiſenhaufen, durch einander, um den Ankömmling ehrenvoll zu empfangen. Zefire war die Freundlichkeit ſelbſt. Gleich einer Göttin geſchmückt, bot ſie alle weibliche Eroberungskünſte auf. Doch ſie liebäugelte vergebens; denn Alzeſt ſchien nur für ihre Schweſter, die häuslich und einfach gekleidet war, Augen und Ohren zu haben. Mit ihr unterhielt er ſich allein, und ſprach ſo angenehm und geiſtreich, daß männiglich darüber erſtaunte.

Aurore hatte ſich nun auch an ſeinen Anblick gewöhnt, und war noch nicht volle drey Tage mit ihm umgegangen, als ſie einer vertrauten Kammerdienerin geſtand, daß ſie für dieſen Mann voll Geiſt und Verſtand die feurigſte Freundſchaft fühle.

„Ey, Sie lieben die kleine Vogelſcheuche wohl gar?“ ſagte das Mädchen, und erhob ein unmäßiges Gelächter.

„Du biſt vorwitzig;“ antwortete Aurore. „Von Liebe war nicht die Rede. Doch geſteh' ich beyläufig, daß ich viel Hochachtung für den Verſtand eines Frauenzimmers habe, das bey der Wahl eines Gatten mehr auf den edlern Theil des Menſchen, den Geiſt, als auf den Körper ſieht.“ —

Die Zofe merkte jetzt, woher der Wind kam, und bemühte sich, durch unterwürfige Beystimmung ihren Fehler wieder gut zu machen; allein die Prinzessin brach das Gespräch ab.

Alzest hatte nun eine Woche lang — einen Tag ausgenommen, da er sich, unter dem Vorwand eines dringenden Geschäfts, beurlaubte — im Schlosse gewohnt, als der König seine Gemahlin und Töchter mit einem Besuch überraschte.

Er geberdete sich, wie ein scheues Pferd, als er den Fremden erblickte; die Königin zog ihn aber geschwind in ein Nebenzimmer, und sprach also: „Sie werden sich wundern, daß Sie einen so mißgeschaffenen Mann hier antreffen; allein es hat eine ganz eigene Bewandniß mit ihm. Er ist ein mäch-

tiger König; nur jetzt mit einer bösen Fee über den Fuß gespannt, und aus seinem Lande verwiesen. Die Geschichte unserer Bekanntschaft will ich Ihnen einmahl bey mehrerer Muße mittheilen, und jetzt nur so viel sagen, daß er nicht üble Miene macht, sich mit einer von unsern Töchtern zu vermählen.“ —

„Sie faseln, Madame!“ rief der König im höchsten Zorn. „Wie kann dieser Perückenstock so kühne Gedanken hegen? Das wäre mir ein lieblicher Eidam! Nicht zum Stalljungen ist er zu brauchen. Der einbeinige Wicht kann ja keinen Esel, geschweige denn ein Pferd besteigen. Wer nicht reiten kann, ist kein Mann! Das ist und bleibt mein Grundsatz; und ich befehle Ihnen ernstlich, diese abge-

schmackte Heyrathsspekulation fahren zu lassen.“ —

„Aber, wenn er nun — — — —“ fing die Königin wieder an; allein der Herr Gemahl fiel ihr sogleich mit seinem gewöhnlichen „Brr! Steh, Männchen, steh!“ ins Wort, und sie schwieg.

Hierauf warf sich die immer noch zürnende Majestät wieder aufs Roß, und sprengte von dannen.

Die betrübte Königin erzählte diesen harten Strauß ihren Töchtern, deren Gedanken darüber sehr verschieden waren. Zefire gab dem Vater Recht. Ihr selbst kam Alzest abscheulich vor, und sie betrachtete ihn blos als eine Brücke, über welche sie in die Arme des reitzenden Schläfers gehen wollte. Er hatte sie überdies durch fortdauern-

den Kaltſinn ſo unverzeihlich beleidiget, daß ſie ihm die Verachtung der ganzen Welt herzlich gönnte. Auroren hingegen war die Nachricht ihrer Mutter ein Donnerſchlag, und ſie ging in den Wald, um ihren Kummer ohne Zeugen auszuweinen.

Hier ward ſie aber bald geſtört. Die Zaubermama, die vor acht Tagen im Hohlwege zerfallen war, kam ihr aus dem Gebüſch entgegen gelaufen. Aurore wich geſchwind auf die Seite, um nicht ein neues Unglück anzurichten; aber das Mütterchen rief lachend ihr zu: „Bleib, bleib, mein Kind! Ich habe heute nicht meinen zerbrechlichen Tag. Doch wie?“ — fuhr ſie fort, indem ſie näher zu Auroren trat — „Ich glaube, du weinſt?“

„O nein!“ antwortete Jene, und zwang ſich zum Lächeln.

„Freilich haſt du geweint. Ey, das ſchickt ſich für keine Braut!“ —

„Braut? — Was will das ſagen?“ —

„Nichts mehr und nichts weniger, als daß ich mein Wort halte. Heyſa luſtig, das verſprochene Männchen iſt im Anzuge; du wirſt es gleich zu ſehen bekommen! Jetzt muß ich vor allen Dingen mit deiner Mutter ſprechen.“ —

Sie lief fort, und ließ Auroren voll Erwartung und Furcht zurück. Kurz drauf kamen Boten über Boten, die ſie heim holten.

„Dein Glück iſt gemacht!“ rief ihr die Königin entgegen. „Der liebenswürdige Fürſt der Schmetterlingsinſel hat durch ſeine Mutter in beſter Form

um dich werben laſſen. Geh, wirf dich in deine prächtigſten Kleider, um ihn anſtändig zu empfangen. Ehe wir es ahnden, wird er hier ſeyn.“

Aurore wollte ſprechen; aber die Königin hörte ſie nicht an, ſondern ſchob ſie in die Garderobe.

Zehntes Kapitel.

Ein ächter Haſenfuß erſcheint.

Indeſſen ſtand die angebliche Fürſtenmutter am Fenſter, und ſah ſtarr nach den Wolken. Auf einmahl rief ſie: „Er kommt!“ —

Und ſieh, da ſchwebte durch die Luft
der junge Schmetterlingsmonarch.
Er ſaß geputzt, wie ein Adon,
in einem diamantnen Wagen,
den tauſend Unterthanen zogen.
Sie waren roſenfarb geflügelt,
und ihr Geſchirr war azurblau.

Ihm nach fuhr in kryſtallnen Kutſchen
ein großer, ſchön friſierter Schwarm
von Kammerherrn und Kammerjunkern.
Doch ihre Wäglein waren nicht
mit ſeltnen roſenrothen Zügen,

nein, nur mit Schimmel-Schmetterlingen,
von ganz gemeinem Schlag, bespannt.

Jetzt ließ der Bräutigam sich sanft
im königlichen Garten nieder,
wohin ihm die Besitzerin,
an ihres bunten Hofstaats Spitze,
mit raschem Schritt entgegen ging.

Aurore folgte zögernd nach,
und sah mit Blicken der Verachtung
den mädchenhaften Süßling an,
um den herum in weiten Kreisen
ein Strom von Wohlgerüchen floß.

Im Schatten eines Sonnenschirmes,
den über ihm ein Page hielt,
kam jetzt der Fant, ein Liedchen trällernd,
zu der Prinzessin hin getanzt.
„O Göttin, Göttin!“ rief er aus:
„Ich bin entzückt, zum Gott entzückt!
Doch lassen Sie uns, eh' ich noch
von Ihren Reizen weiter spreche,
geschwind von dieser Stelle fliehn,
wo uns die Glut der Sonnenstrahlen
zu schwarzen Afrikanern brennt.“

Rasch eilte man mit ihm ins Schloß.
Hier warf er sich der Länge lang
aufs erste beste Kanapee,
zog einen Fächer aus der Tasche,
bewedelte sein Lärvchen tapfer,
und sprach kein Wort, als: „Puh, puh, puh!“

Daß ein Zirkel von Damen um ihn herum stand, schien er gar nicht zu bemerken. Die Königin nahm zum Glück die Unsittigkeit ihres künftigen Schwiegersohnes so wenig übel, daß sie vielmehr Auroren durch Augenwinke befahl, ihn zu unterhalten. Die folgsame Tochter war in der größten Verlegenheit. Was sollte sie mit dem Gecken sprechen, den sein theures Selbst jetzt so ausschliessend beschäftigte? Sie warf endlich, um der Mutter, die immer fort winkte, zu gehorchen, den gewöhnlichen Nothanker des Wettergesprächs aus.

„Es ist heut ein sehr heißer Tag!“ sagte sie.

„Puh! es ist höllenheiß!“ antwortete der Schmetterlingsfürst. „Puh, puh! ich brenne zu Asche! Ist es aber auch ein Wunder, da ich mich zwischen zwey Feuern befinde? Was die Sonne noch an mir übrig gelassen hat, das verzehren vollends die Flammen Ihrer Augen. Ha ha ha!“

Aurore ward roth und sah bescheiden zur Erde. Die Königin aber belächelte beyfällig die Unverschämtheit des Witzlings, der immer noch in seiner bequemen Lage blieb. Endlich fuhr er auf, wie eine Rackete, und hüpfte zum nächsten Spiegel. Nach einer langen Unterhaltung mit demselben, wandte er sich wieder zu den Damen: „Wie finden Sie meine Frisur? Ist sie nicht das künstlichste Haargebäude, das Sie jemals

zwiſchen Himmel und Erde geſehen haben? Scheint es nicht, als ob ſich auf der ſanften Schwingung jedes Härchens ein leſer Amor wiege? — Und nun betrachten Sie einmahl dieſes Kleid! Haben es nicht die Grazien ſelbſt geſtickt? Nicht halb ſo ſchön war jenes, mit dem ich die Prinzeſſin Iſidore beſiegte. Es verdunkelt ſogar meinen berühmten Frack, vor dem das Tugendſchiff der ſtolzen Herzogin Modeſta die Segel ſtrich.“ —

„Aber Sie, mein Engelchen,“ — fuhr er fort, indem er ſich zu Auroren kehrte — „Sie ſcheinen ja für alle dieſe Wunderwerke des Geſchmacks kein Gefühl zu haben. Gefällt Ihnen denn nichts an mir? Und Sie gefallen mir doch ſo ſehr! Bey allen Grazien und Amoretten, Sie ſind ein allerliebſtes Mädchen!“

Indem er das sprach, flog er mit offenen Armen auf Auroren zu, und wollte sie, im Angesicht des versammelten Hofes, küssen. Sie floh aber vor Unmuth und Scham aus dem Zimmer, und eilte hinunter in den Garten.

Eilftes Kapitel.

Edlere Liebeserklärungen. — Der häßliche Zwerg verschwindet. — Seine Geschichte.

Hier fand sie Alzesten, der in einem dunkeln Lindengange seiner Betrübniß über den wahrscheinlichen Verlust der heimlich Geliebten nachhing.

„Wie ist es möglich, rief er, daß wir jetzt an Einem Orte zusammen treffen?“

Aurore. Kein Wunder. Wir sind Beide unglücklich, und suchen die Einsamkeit.

Alzest. Sie nennen sich unglücklich, und doch wirbt ein Prinz von

von weltberühmter Schönheit um Ihre Hand?

Aurore. O dürft' ich ihn nie wieder sehen, diesen hirnlosen Gecken, dessen Narrheit mich aus dem Schlosse vertrieben hat!

Alzest. Ich erstaune. Der ganze Hof spricht mit Bewunderung von ihm.

Aurore. Das ist sehr glaublich. Sie wissen, mein Freund, daß der Beyfall und das Anstaunen der Menge um ein schimmerndes Kleid und eine leidliche Bildung feil sind.

Alzest. Sollte denn auch die Königin —

Aurore. Meine Mutter ist sonst verständig und gut. Sie hält aber, durch Zauberkünste vielleicht geblendet, diese Vermählung für mein möglichstes

Glück, und wird mich mit unerbittlicher Gewalt dazu zwingen.

Alzeſt. Könnt' ich Sie doch retten!

Aurore. Daß Sie es könnten! Um wie viel glücklicher wär' ich, wenn uns das Schickſal für einander beſtimmt hätte!

Alzeſt. Uns? — Uns für einander beſtimmt? — Welcher gute Engel ſprach das aus Ihnen? — Sagten Sie wirklich: Uns? oder waren dieſe himmliſchen Worte nur ein Traum aus meinem vorigen Leben?

Aurore. Nein, ich ſprach ſie, und bereue ſie nicht.

Alzeſt. Nun ſo war dies für mich die Loſung einer beſſern Zukunft. O liebenswürdige Aurore, mein Schickſal

iſt ſeinem Entſcheidungspunkt nahe; das Glück oder Unglück meines Lebens hängt von der unbeſcheidenen Frage ab: Ob ich Ihnen nicht mißfalle?

Aurore. Nein, aus voller Seele, nein! Ich geſtehe vielmehr, wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, das Gegentheil — ich geſtehe, daß ich Sie, edler Mann, liebe.

Kaum war dieſes letzte Wort ausgeſprochen, ſo verſchwand Alzeſt ſo plötzlich, als hätt' ihn die Erde verſchlungen. Eine graue Nebelſäule entſtieg der Erde, und aus ihr hervor ging ein Jüngling von blühender Schönheit. Aurore wich ſtaunend zurück; da rief der Jüngling ihr zu: »Fliehen Sie nicht! Ich bin Alzeſt!«

Aurore. Alzeſt? — Unmöglich! — Doch dieſe Stimme —

Alzeſt. Ja, ich bin der Glückliche, den Sie entzaubert haben. Hören Sie meine Geſchichte!

Die Natur hat mich gebildet, wie Sie mich jetzt ſehen. Ich rechne mir aber dieſe Geſtalt — ohngeachtet ſie von Schmeichlern in Oden und Liedern geprieſen wurde — eben ſo wenig zum Verdienſt an, als daß ich ein König bin, und nie den übermüthigen Tyrannen ſpielte, ſondern meine Unterthanen glücklich zu machen ſuchte, bis mich folgender Vorfall aus meinem Reiche verbannte.

Ich hatte mich einſt auf der Löwenjagd von meinem Gefolge verirrt, und durchritt den einſamen Forſt, um einen Ausweg zu finden. Mir begegnete Niemand, als ein altes, grund-

häßliches Weib, völlig ſo geſtaltet, wie ich noch vor wenigen Minuten war.

Dieſe Zwergfrau drehte ſich auf ihrem einzigen Beine ſo poſſierlich vor mir herum, daß ich mich unmöglich des Lachens enthalten konnte.

„Was lacht der junge Herr?“ fragte ſie ſpöttiſch. Ich wollte nicht gleich mit der Sprache heraus; ſie fragte nochmals, und nun antwortete ich: „Ihre Seiltänzer-Geſchicklichkeit, Madame, beluſtiget mich. Soll ich denn darüber weinen, daß Sie mit Einem Fuße beſſer umzuſpringen wiſſen, als tauſend andere Menſchen mit zweyen?“ —

„Ha, Burſche!“ fuhr ſie mich an, und ward feuerroth vor Zorn: „Ha, du ſollſt mich nicht ungeſtraft verhöhnt

haben! Wie wär' es, wenn ich dich auch ein wenig fühlen ließe, wie sich's auf Einem Beine geht?« —

Ich bat um Verzeihung; aber umsonst. Taub vor Wut, fluchte sie mir mit schäumendem Munde: »Werde zum Scheusal, wie ich, und bleib' es so lange, bis dir ein schönes Mädchen gesteht, daß sie dich liebe!« — Sie berührte mich mit ihrem Stabe; kalte Todesschauer durchfuhren meine Gebeine; ich sank, schon verwandelt, vom Pferde, und erschrak vor mir selbst.

Aurore. Armer Freund, Sie wurden für einen kleinen Muthwillen sehr hart bestraft. Mir ist in ihrer wunderbaren Geschichte nichts so räthselhaft, als der Preis, den die Grausame auf ihre Entzauberung setzte.

Alzeſt. Sie wählte juſt dieſen ſchwer zu erringenden Preis, um mich lange, vielleicht ewig zu quälen. Ein Aufſchluß, den ſie mir ſelbſt gab, wie Sie gleich hören werden.

Ich ſtand in Schmerz verſunken, und meine Seele wünſchte nichts mehr, als auf den Flügeln eines ſchnellen Todes dem neuen, verhaßten Körper zu entfliehen. Die grünen Augen der Hexe flammten vor Freude, und lachend ſagte ſie: „Nun wie gefallen ſich Ihro Majeſtät? Gleichen wir uns nicht wie ein Paar Eier? Iſt nicht Eins des Andern Spiegel? — Gehen ſie nun, wohin es Ihnen beliebt. Ich habe dafür geſorgt, daß Sie ein feines Weilchen auf ihrem Stumpf hüpfen ſollen; denn ehe ſie ein Mädchen finden, das Sie blos wegen ihres Verſtandes liebt, da

wird es Zeit haben. Ich kenne mein Geſchlecht!«

Aurore. Zum Glück nicht ganz. Doch fahren Sie fort!

Alzeſt. Ich wandte mich weg von ihr, würdigte ſie keines Wortes, und half mir ſo gut als möglich vom Platze. Da rief ſie mir nach: „Nehmen Sie einen Beweis meiner Großmuth mit auf den Weg! Ich will Ihnen allwöchentlich einen Tag Ihre vorige Geſtalt erlauben. Sie müſſen ſich aber gefallen laſſen, während dieſer vier und zwanzig Stunden zu ſchlafen. Eine bequeme Wohnung ſollen Sie überall unter der Erde finden, wo Sie dreymahl aufſtampfen. Auch wird allezeit, wann Sie ſchlummern, eine Tafel über Ihnen hängen, mit den Worten:

Dem Mädchen nur, in deſſen Bruſt
das Feuer
der Liebe, für ein Ungeheuer
von ſeltner Häßlichkeit, einſt glimmt,
iſt dieſer ſchöne Prinz beſtimmt.

Aber weh Ihnen — fuhr ſie fort — wenn Sie ſich je gelüſten laſſen, irgend einem Menſchen dieſe Schrift auszudeuten, oder überhaupt Ihre Geſchichte zu erzählen. Dann können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie dieſen Körper mit ins Grab nehmen.“ —

Nachdem ſie ſo geſprochen hatte, humpelte ſie fort, und ich ſtand allein. Was ſollt' ich nun anfangen? In mein Land zurück zu kehren, wo ich mich nicht entdecken durfte, war kein Gedanke. Ich durchſtrich alſo einige fremde Länder, um eine Retterin zu finden; aber alle Mädchen flohen mich. Endlich kam

ich in dieſe Gegend. Ich ſahe Sie, liebte Sie und beſchloß, mein Schickſal von Ihnen allein zu erwarten. Lange wagt' ich nicht, vor Ihnen zu erſcheinen. Es iſt ſchon ein Jahr, daß ich die Höhle bewohne, wo mich Ihre Schweſter ſchlafend fand, und wohin ihr ein mächtiger Talismann den Weg geöffnet haben mußte.

Aurore. Davon weiß ich kein Wort. Das iſt ſicher die Anſtalt einer Fee geweſen, die Zefirens Beſchützerin iſt. Nun erſt erklär' ich mir das freundliche Benehmen meiner Schweſter gegen Sie.

Alzeſt. Ein plötzlicher Sturmwind, den meine Feindin erregt haben mochte, trieb ſie wieder fort, indem meine Schlummerzeit vorüber war, und ſich der Augenblick meiner Verhäß-

ſichung nahte. Alles übrige wiſſen Sie; ich aber weiß nicht, wie ich Ihre Wohlthat erwiedern ſoll. Welche Kleinigkeiten ſind Herz und Hand, die ich Ihnen dafür anbiete? — Mancher andere König würde ſeine Krone mit in Anſchlag bringen; doch wie könnte dieſes blendende Ding den Entſchluß einer Aurore beſtimmen?

Aurore. Sie haben Recht. Dieſe Hand, die ich Ihnen hier zum ewigen Bunde reiche, würde nicht nach einer Krone greifen, wenn ſie nicht ein Mann von Alzeſtens Geiſt und Herz trüge. Da dies aber iſt, ſo wollen wir ſie auch nicht wegwerfen, ſondern ſie zum Werkzeug des Glücks vieler Menſchen brauchen.

Alzeſt. Gute Seele! Einen Himmel auf Erden öffnet mir Ihre Liebe.

Doch wir haben noch Hinderniſſe zu überwinden. Ihre Mutter —

Hubert. Laſſen Sie uns zu ihr gehen! Sie wird nicht unerbittlich ſeyn.

Zwölftes Kapitel.

Traurige Folgen eines Weiberzanks.

Indessen die beiden Liebenden so zusammen plauderten, ward im Schlosse viel nach Auroren gefragt, und über ihr plötzliches Verschwinden manche Glosse gemacht. Endlich kam die Nachricht, sie sey in den Garten gegangen. Die hohe Gesellschaft setzte sich hierauf in Bewegung, sie dort aufzusuchen, und begegnete folglich dem zärtlichen Paare, das Hand in Hand dem Schlosse zueilte.

Alzest erbleichte, sobald er die Mutter des Schmetterlingsfürsten in der Ferne gewahrte. „Wir sind verloren!“ sprach er leise zu seiner Geliebten: „Das alte Weib dort in der Mitte des

Auge ist meine Feindin! Ich erkenne sie, ob sie gleich wieder zwey Weine, und überhaupt ein menschlicheres Ansehen gewonnen hat. Laß uns fliehen, Aurore, laß uns fliehen, sonst sind wir verloren!"

Unentschlossen zagte das Mädchen; indessen rückte der Wortrab der Gesellschaft so nahe heran, daß an kein Entrinnen mehr zu denken war. Die Königin, über Aurorens langes Ausbleiben erzürnt, beschoß sie schon vom weiten mit strafenden Blicken. Zestre biß sich vor Wut in die Lippen, als sie in dem Führer ihrer Schwester den schönen Schläfer erkannte; und die Zauberin, die Alzesten lange mit weit aufgerissenen Augen gemessen hatte, unterbrach die wechselseitigen stummen Komplimente durch die Frage: „Kennen wir uns nicht, mein Herr?"

Alzest gab ihr keine Antwort, sondern wandte sich zu den übrigen Damen, und stellte sich als den entzauberten Zwerg vor. Alle sahen sich staunend an. „Mit Ihnen, Madame, — fuhr er gegen die Zauberin fort — ist meine Rechnung geschlossen. Die Hand dieser schönen Prinzessin hat sie zerrissen. Sie liebt mich Unwürdigen, und unser Bündniß bedarf nur noch die Bestätigung und den Segen meiner gnädigsten Königin. “ —

Die Hexe stemmte beide Hände in die Seiten, und öffnete den zahnlosen Mund, um einem Strome von Schimpfreden Luft zu machen; allein die Königin dämmte noch zeitig genug den völligen Ausbruch desselben, indem sie um einen Augenblick Beruhigung bat, und dann gegen Alzesten stammelte: „Sein Antrag sey ihrem Hause so schmeichelhaft, daß ihr Wille, wenn er auch frey und

ungebunden wäre, seinen Wünschen entgegen kommen würde. Allein die Unmöglichkeit werfe sich dazwischen, indem sie bereits dem gegenwärtigen Fürsten ihre Tochter versprochen habe." —

Hin zu der Mutter Füßen stürzten jetzt die Liebenden, und beschworen sie mit Thränen, diese Erklärung zu widerrufen. Ganz unerwartet stellte sich auch Zefire unter die Bittenden. Freilich bewog sie nicht schwesterliche Liebe, sondern Eigennutz dazu. Sie sah aus allen Umständen, daß Alzest für sie verloren sey, und richtete nun ihre Absichten auf den Schmetterlingsprinzen, dessen hasenhafte Lustigkeit ihr überhaupt besser, als der Ernst jenes edlen Jünglings gefiel.

Hochgedachter Prinz, so nah ihn auch die in Frage befangene Sache betraf,

traf, ſchien über den Ausgang derſelben ganz unbekümmert zu ſeyn. Während ſeine Augen an der Königin und der ſie umgebenden Gruppe hingen, ſprang er, wie ein Kind, um ſeine Equipage herum, und begaffte ſie mit der ſorgloſeſten Behaglichkeit.

Da die Königin dies bemerkte, und ihr Herz durch Narcens Flehen weich geworden war, ſo begann ihre vorige Entſchloſſenheit zu wanken, und ſie ſprach zur Zauberin: „Rathen Sie mir, meine Freundin, was ſoll ich thun? Unſere Kinder ſcheinen von beiden Seiten wenig Neigung für einander zu haben. In dem kalten Boden der Gleichgültigkeit gedeiht nie die Blume des Eheglücks. Sie werden daher großmüthig gegen mich, und ſorgſam für das Wohl Ihres Sohnes handeln, wenn Sie mich meines Verſprechens entlaſſen.“ —

„Wie?“ — schnaubte die Hexe: „Ihr verhätscheltes Tochterchen soll Recht behalten, und mein Sohn, der schönste Prinz der Welt, mit einem schimpflichen Korbe heim ziehen?“ —

„Nicht doch!“ fiel ihr die Königin sanft ins Wort: „Sie verstanden mich falsch, meine Liebe! Ich bat um freywillige Entsagung, um einen Korb für meine Tochter. Wie kann unter diesen Umständen der Schimpf auf Ihren Sohn fallen?“ —

„Larifari!“ schrie die Zauberin, und trampelte vor Grimm mit den Füßen.

„Sie geberden sich sonderbar!“ sprach jetzt die Königin mit festerm Ton: „Abdringen und abtrotzen laß' ich mir meine Tochter nicht.“ —

„Schmachts-Weib!“ kreischte die Hexe: „Glaubst du eine Prinzessin zu

dir zu haben, die du von deiner Thür weg schelten kannst? Ich will dir zeigen, wer ich bin und was ich vermag! Betrachte geschwind dein süßes Töchterlein noch einmahl; du siehst es vielleicht nie wieder!« —

Sie schoß, nachdem sie so gebraust,
wild auf Auroren zu, schlang deren seidne Locken
um ihre gelbe Knochenfaust,
und führte reißender, als Windeswirbel saust,
das Mädchen durch die Luft, wie einen Federflocken.
Wer dieses Schauspiel sah, stand bis zum Tod erschrocken.
Die Schmetterlings-Durchlaucht allein
brach in Gelächter aus, und klatschte hinterdrein.

In wenigen Minuten hatte sich die Räuberin mit ihrer schönen Beute aus dem Gesichtskreise der Jammernden verloren. Alyoß rannte halb wahnsinnig

aus dem Garten. Die Königin und ihre Damen wankten händeringend ins Schloß. Der Prinz aber warf sich, immer noch lachend, in seinen Wagen, und kutschte fort, ohne Zefiren einen freundlichen Blick, der sie vielleicht über die Entführung ihrer Schwester völlig getröstet hätte, zurück zu lassen.

Dreyzehntes Kapitel.

Aurore soll Tanzstunden geben.

Mehr als hundert Meilen flog die Zauberin über Gebirg und Thal. Die unglückliche Prinzessin machte diese Luftreise in fühlloser Ohnmacht, und sah sich, als sie davon erwachte, in einem runden, eisernen Thurm eingeschlossen. Um sie herum war kein lebendiges Wesen, als Schnecken, die zahllos auf dem Boden und an den Wänden krochen.

Auf einmahl knarrte die Pforte, und mit grinsendem Spottlächeln trat die Hexe herein. „Nun, schöne Prinzeß, wie ist die Motion bekommen? Wahrscheinlich sind Dieselben ein wenig müde? Ruhen Sie fein aus; es wird Ihnen nicht an Zeit dazu fehlen. Denn

damit Sie's nur wiſſen, Sie kommen nicht eher von der Stelle, bis Sie dieſen Schnecken einige raſche Tänze gelehrt haben. Die Sache wird nicht ganz unmöglich ſeyn. Manche von ihnen hat ſich ſonſt auf Bällen luſtig gemacht. Sie ſtaunen darüber? Nun freilich wiſſen Sie noch nicht, daß alle dieſe kriechenden Geſchöpfe vordem hochnäſige Damen waren, die mich auf dieſe oder jene Art beleidigten, und zur Strafe von mir verwandelt wurden. Alſo greifen Sie nur friſch aus Werk, und ſchlagen Sie tüchtig zu, wenn ſich die trägen Thiere nicht geſchickt genug anſtellen. Gelingt es Ihnen, daß Sie binnen heut und acht Tagen ein Schneckentänzchen vor meinen Augen veranſtalten können, je nun, ſo werd' ich nicht eiſern ſeyn, und Ihnen vielleicht über lang oder kurz Ihre Freiheit ſchenken. Lernen aber während dieſer Gnadenzeit Ihre Lehrlin-

ge nichts, so machen Sie sich nur gefaßt, selbst zur häßlichsten Schnecke zu werden.“ —

Nachdem die Zauberin dieses strenge Urtheil gesprochen hatte, verließ sie Aurorens Gefängniß. Alle Schnecken krochen, so geschwind sie konnten, in einem Winkel zusammen, und zogen sich in ihre Häuschen. Die Prinzessin errieth bald, warum sie sich so ängstlich versteckten, und redete sie sanftmüthig an: „Fürchtet mich nicht, ihr armen Unglücksgefährten! Ich will nicht so grausam mit euch verfahren, als unsere Feindin verlangt. Geht ohne Sorgen aus euern Hüttchen wieder hervor, und verlaßt euch darauf, daß ich nie den geringsten Versuch machen werde, euch zu Ausübung einer Kunst zu zwingen, die euerm gegenwärtigen Körper so wenig angemessen ist. Kommt, kommt! Wir wollen, bis uns

das Schickſal oder der Tod erlöſet, als verträgliche Nachbarinnen zuſammen leben.“ —

Während dieſer Sicherheits-Erklärung guckten die Schnecken nach und nach aus ihren Feſtungen hervor, und ſammelten ſich um die Prinzeſſin. Sie vertrieb ſich ſechs Tage lang mit ihnen die Zeit, ſo gut ſie ſich in einer langweiligen Schneckengeſellſchaft vertreiben läßt. Unſichtbare Hände bedienten ſie indeſſen mit Speiſen, und ihre Geſpielinnen mit friſchem Gras.

Vierzehntes Kapitel.

Der Schneckenball.

Die Sonne des ſiebenten Tages goß Angſt und Verzweifelung in die Seele der ſchönen Gefangenen. Morgen — morgen ſchon ſollte ſie in eine Schnecke verwandelt werden, und Alzeſt auf ewig für ſie verloren ſeyn. Welche Macht konnte ſie retten? Den geheimnißvollen Edelſtein hatte ſie wieder nicht bey ſich, ſondern in ihrer Hauskleidung zurückgelaſſen, die ſie, zum Empfang des Schmetterlingsfürſten, mit einer Gallarobe vertauſchte. Sie machte ſich über dieſe Unachtſamkeit die bitterſten Vorwürfe, und zankte ſo laut mit ſich ſelbſt, daß der treue, bunte Vogel mehr als zehnmahl an die Scheiben pickte, ehe ſie es hörte. Jetzt riß

ſie das Fenſter auf; der Diamant fiel ihr entgegen, und das Vögelchen ſang:

„Hier bring' ich noch Ein Mahl
den hulfreichen Stein.
Doch nun werd' ich nimmer
dein Aufwärter ſeyn." —

„Wohl mir," rief Aurore, „wohl mir, daß ich dich wieder habe! Willkommen, du freundlicher Stein, der mir helfen ſoll! O wenn es du kannſt, ſo rette, rette mich verlaſſenes Mädchen!"

Kaum hatte ſie ſo unter Schluchzen gelallt,
da zeigte ſich plötzlich im Demant ein Spalt,
und, wie durch ein angelweit offenes Thor,
luſtſprangen zwölf kleine Tanzmeiſter empor.

Ein jeder von ihnen ein Fingerchen lang,
entſtrich ſeiner Geige den lieblichſten Klang.
So kapriolirten die Männchen umher,
und tanzten Ballette die Läng' und die Quer.

Die schüchterne Schneckengesellschaft verkroch
indessen sich tief in ein winkliches Loch.
Doch stöberte bald der Tanzmeisterlein Chor
sie hier mit dem Bogen der Fiedel hervor.

Dann wurden die langsamsten Thierchen der Welt,
nach Regeln der Tanzkunst, in Reihen gestellt.
Die Geigerlein schlossen um sie einen Kranz,
und fiedelten wacker zum englischen Tanz.

Und sieh, mit dem ersten, taktmäßigen Strich
erhuben auf einmahl die Vortänzer sich,
und schwebten im zierlichsten Kunstlabyrinth
die Reihen hinunter, wie Wetter und Wind.

Die übrigen hüpften mit ähnlichem Glück
den künstlichen Schlangenweg hin und zurück.
Hierauf ward ein lustiger Walzer gegeigt,
und auch von den Schnecken Gehorsam gezeigt.

Sie ſetzten ſich paarweis mit Zärtlichkeit an,
und walzten, als hätten ſie's oft ſchon gethan.
Doch plötzlich verſtummte der Fiedelchen Ton,
und alle Tanzmeiſterlein waren entflohn.

Aurore würde vielleicht dieſen einzigen Ball in ſeiner Art für ein bloßes Traumgeſicht gehalten haben, wenn nicht eins von den Männchen, die vor ihren Augen, wie Irrwiſche, verſchwanden, ſeine Geige zurück gelaſſen hätte. Sie hob das Dingelchen, welches kaum einen Zoll lang war, von der Diele auf; ſchnell fing der Bogen von ſelbſt an, auf den Saiten herum zu hüpfen und einen Tanz zu ſpielen. Alle Schnecken, die ſchon zu Winkel gekrochen waren, eilten jetzt herbey, und tanzten ſo raſch, als ſie es vorher unter der Aufſicht der kleinen Her-

ren gethan hatten. Wer war froher, als Aurore? Sie erwartete nun furchtlos den künftigen Tag, weil sie mit ihren Schülerinnen vor der Hexe zu bestehen hoffte.

Funfzehntes Kapitel.

Nachrichten von Alzesten. — Er findet — ein Paar Stiefeln.

Alzest hatte, seit Aurorens Entführung, mehr auf Felsenkuppen und Baumgipfeln, als auf ebener Erde, gelebt, um von jenen hohen Warten den Aufenthalt seines Mädchens auszuspähen. Alles Forschen war jedoch umsonst. Er fand nirgends die kleinste Spur, und war auch wirklich am Morgen des achten Tages, ohngeachtet er sich indessen rastlos herumgetrieben und bis zum Gerippe abgehetzt hatte, von dem eisernen Thurme, der sein Liebstes einschloß, volle hundert Meilen entfernt.

„O ihr guten Geiſter,“ rief er aus, indem er ſich jetzt ermattet auf die Erde warf, „o ihr guten Geiſter, habt ihr mich ganz verlaſſen? Iſt keiner von euch ſo mitleidig, mir Weg und Steg zu meiner Geliebten zu zeigen?“ —

Da rauſcht' es hinter ihm im Graſe, und er glaubte ſchon den Tritt eines kommenden Schutzgeiſtes zu hören. Als er ſich aber umſah, ward er nur ein Paar funkelneue Stiefeln gewahr, die er zuvor nicht geſehen hatte. Sie ſchienen ganz für ſeinen Fuß gemacht, und er hielt ſie deswegen für das Geſchenk eines wohlwollenden Geiſtes, der ſeinem, durch die lange irrende Ritterfahrt entſtandenen Schuhmangel habe abhelfen wollen. Im Herzen dacht' er freilich, ſein unbekannter Gönner hätte wohl etwas freigebiger ſeyn können; doch war er klug und gutmüthig ge-

nug, auch dieſe kleine Hülfe nicht zu verachten.

Er zog alſo die Stiefelchen an, that einen Schritt vorwärts, und ſah ſich mit Staunen in einer wildfremden Gegend. Das Thal, wo er ausſchritt, war verſchwunden; er ſtand auf einem hohen Berge, und wagte hier den zweiten Schritt. Dieſer hob ihn an das jenſeitige Ufer eines breiten Stromes, der eine unabſehliche, gebirgloſe Ebene durchfloß. Neue Verwunderung. Er bewegte den Fuß zum dritten Mahl, und erblickte hinter ſich eine groſſe Stadt mit vielen Thürmen, über die er hinweg geſtiegen ſeyn mußte. Nun kam er endlich auf die Vermuthung, daß er vielleicht ein Paar ſogenannte Meilenſtiefeln beſitze, welche nur die Leibſchuhmacher der Feen zu bereiten wiſſen. So war es auch. Er hatte wirklich mit

jedem

jedem Schritt eine richtige Meile zurück gelegt, und stand, nachdem er noch neunzig und siebenmahl aufgetreten war, vor dem eisernen Gefängnißthurme seiner Geliebten.

Er wußte nicht, daß er dem schönen Ziele seiner Wallfahrt so nahe sey, und wäre gern weiter geschritten, wenn seine Stiefeln gewollt hätten. Sie hielten ihn aber fest auf diesem Platze gefangen. Die ganze Gegend war einsam und todt. Auch am Gegitter des Thurms ließ Niemand sich blicken; denn die Gefangene hatte gerade jetzt so viel zu thun, daß keine Zeit übrig blieb, zum Fenster hinaus zu sehen.

Die Hexe war eben bey ihr, und nahm die Tanzübungen der Schnecken in hohen Augenschein. Sie machten ihre Sachen so treflich, daß sich nichts

dagegen einwenden ließ, und Aurore Muth faßte, um ihre Freiheit zu bitten. Allein die boshafte Drude ſagte weder Ja noch Nein, ſondern ſuchte durch mancherley Ausflüchte die Erfüllung ihres Verſprechens aufzuſchieben.

Die getäuſchte Prinzeſſin ging weinend ans Fenſter, und that vor freudiger Ueberraſchung einen lauten Schrey, als ſie ihren Geliebten unten am Thurme ſtehen ſah. „O meine Aurore!“ rief Alzeſt, der in dieſem Augenblicke die Bande ſeiner Füße gelößt fühlte, und die Arme nach der Trauten hinauf ſtreckte. Sie warf ihm jetzt, einem unbekannten Zuge folgend, das hülfreiche Kleinod hinab.

Er hebt es auf und ſtaunt, als es in ſeinen Händen
ſofort ein goldnes Schwert gebiert,
vor deſſen flammengleichem Blenden
des Thurmes Pforte ſpringt, eh' er ſie noch berührt.

Zwar bäumen gegen ihn mit aufgesperrten
Rachen
zwey ungeheure Flügeldrachen;
allein er haut im vollen Lauf
sie mitten durch, wie ein Paar Raben,
und stürmt alsdann zu seiner Lieben
die schmahle Wendeltrepp' hinauf.

Das treue Pärchen stürzt, gleich unter-
drückten Flammen,
die nach durchbrochner Bahn wild in einan-
der glühn,
in Herzumarmungen zusammen.
Er sieht nur sie — und sie nur ihn.

Indessen schütteln Angst und Schrecken
die Zauberin mit kalter Hand.
Sie flüchtet, um sich zu verstecken,
ins düstre Winkelchen der Schnecken,
und drückt sich bebend an die Wand.

„Ha!" ruft Alzest, indem er sie erblicket:
„Ha, find' ich dich, verdammte Räuberin?
Wohl mir, wohl mir, daß ich es bin,
der dich hinab zur Hölle schicket!" —
Mit diesen Feuerworten zücket

er ſchnell ſein goldnes Schwert auf ſie:
Doch die Verbrecherin umſtricket,
gleich einem Wurme, ſeine Knie,
und fleht ſo dringend um ihr Leben,
daß Mitleid ſtracks den jungen Mann
entwafnet, und er nun nicht kann
den Arm zum Todesſtreiche heben.

Er ſpricht: „Wohlan, dir ſey vergeben!
Mein Schwert iſt ohnedem zu gut,
als daß dein Baſiliskenblut
an ſeiner Klinge ſollte kleben.
Flieh aber, was du kannſt, und ſey auf deiner Hut,
mir nirgends wieder zu begegnen,
ſonſt dürfte wohl gerechte Wut
dir endlich noch ein ſchlimmes Bad geſegnen.“ —

Die alte Drude flieht, und nun
will auch das Liebespaar vom öden Thurme ſcheiden.
„Vollzählig wären meine Freuden,“
ſagt die Prinzeſſin jetzt, „geläng' es nur uns Beiden,

für dieſe Schnecken noch ein gutes Werk
zu thun,
die Menſchen ſind, wie wir, und nur Be-
zaubrung leiden.
Wer weiß, ob ihnen nicht des Schwertes
Wunderkraft
ihr eignes Weſen wiederſchafft?“ —

Alzeſt berühret mit dem Degen
das erſte beſte Schneckenhaus.
Ein ſchmuckes Mädchen ſpringt heraus,
tanzt flink und munter ihm entgegen,
und ſo ſchlüpft nach und nach aus jedem
Häuschen ſie
ein ſchönes Kind, und macht dem Retter
einen Knix.

„Willkommen!“ ruft Alzeſt: „Willkom-
men!
Begleitet mich ins Land, wo ich geboren bin,
und ſeyd dort freundlich aufgenommen,
als Damen dieſer Königin.“ —
Sie danken ihm durch tauſend ſüße Worte,
und die Geſellſchaft eilt hinab zur Kerker-
pforte.

Hier ſtehn ſie überraſcht vor einer dich-
ten Wand
von zwanzig kleinen goldnen Wagen,
mit Schwanen, Papageyn und Tauben nett
beſpannt,
und Sylphen ſind geſchäftig bey der Hand,
die Damen und den Herrn bequem hinein
zu tragen.
Das Zuggeflügel rauſcht nun über See und
Land.
Aurorens wird, eh' noch die Sterne flimmern,
die Gegend immer mehr bekannt,
und endlich ſieht ſie gar das Schloß der Mut-
ter ſchimmern.

Sechzehntes Kapitel.

Es tritt eine neue Perſon auf, die alles vollends aufklärt, und ins Reine bringt.

Die Reiſenden kamen wohlbehalten bey der Königin an, und wurden mit lautem Jubel empfangen. Unter dem bunten Getümmel, das ihnen entgegen wallte, ragte der ſtolze Wuchs einer fremden Dame hervor, welche ſich ſogleich den beiden Liebenden näherte, und ſie mit einer feierlichen Anrede bewillkommte.

Sie ſey, hub ſie an, eine Fee, und die erklärte Beſchützerin aller, von dem

guten Genius, Verſtand, geſtifteten Ehen. Mit den leichtſinnigen Bündniſſen des Schönheitsjägers, Kupido, und den wucherhaften Kuppeleyen des alten Geldmällers, Plutus, habe ſie nichts zu ſchaffen. Der Edelſtein, welcher endlich den Knoten des feindſeligen Zaubergewebes aufgelößt habe, ſey ihr Geſchenk, und das bunte Vögelchen ihr Abgeſandter geweſen. Auch die Meilenſtiefeln und Reiſewagen habe ſie beſorgt, und durch ihre, dem goldnen Schwerte mitgetheilte Macht die Raubhere gedemüthiget. Ueberhaupt könne man alle Ereigniſſe, welche die Vereinigung der beiden Liebenden befördert hätten, die ſie aber, um den Schein der Ruhmredigkeit zu vermeiden, nicht einzeln anführen wolle, auf ihre Rechnung ſchreiben. Sie werde ſich auch in der Folge ein eignes Vergnügen daraus machen, den Verlobten mächtig beyzuſtehen, und

ſich immer als ihre wärmſte Freundin zu beweiſen.

Nach berichtigten Dankſagungskomplimenten, hatte die Königin kein dringenderes Geſchäft, als ihrem Gemahl einen treuen Bericht über alle dieſe neuen Begebenheiten durch einen Eilboten zu ſenden. Statt einer Antwort, kam der König ſelbſt, und wunderte ſich höchlich über Alzeſtens vortheilhafte Umſtaltung. „Können Sie reiten?“ war ſeine erſte Frage. Alzeſt beantwortete ſie mit einem beſcheidnen Ja. „Nun wohlan,“ fuhr der König fort, „ſo machen Sie einmahl ihr Probeſtück auf meinem Bravo! Er iſt zwar ſchon einige Meilen gelaufen; dennoch mögen Sie ſich immer ſattelfeſt halten. Das kluge Thier iſt ein ſcharfer Kunſtrichter ſeiner Reiter, und wirft jeden Stüm-

per, der ihn nur im geringsten mit Schenkel oder Zügel falsch behandelt, ohne Barmherzigkeit ab. Heh, Stallmeister, den Bravo!“

Da ward vorgeführt ein hoher, schnaubender Hengst, den Alzest muthig bestieg, und nach den strengsten Regeln der Reitkunst tummelte. Der König klatschte fort und fort Beyfall, umarmte den absitzenden Reiter, und rief entzückt: „Na, so einen schulgerechten Schwiegersohn hab' ich mir längst gewünscht. Sie sollen meine Tochter haben, und meinen besten Segen dazu.“ —

Die Neuvermählten reisten, nach einigen festlichen Tagen, in ihr Land, und genossen dort im Mar-

morpallast die süße Traulichkeit der Hütte. Die edlen Seelen liebten sich auch dann noch, als die Blüthen ihrer körperlichen Schönheit verwelkt waren.

Zefire wartete die trüben Herbsttage einer alten Jungfer nicht ab, sondern starb noch im Sommer des Lebens vor Neid über das Glück ihrer Schwester.

Der Schmetterlingsfürst erschoß sich aus Verzweifelung, weil er das Unglück hatte, seinen ersten Kammerdiener und Haarkräusler durch den Tod zu verlieren, und nicht gleich einen andern Lockenbaumeister fand, der seinen eigensinnigen Geschmack so ganz, wie der selige Mann, befriedigte.

Was aus seiner ehrwürdigen Frau Mutter geworden ist, weiß man nicht. Es würde sich auch schwerlich der Mühe lohnen, Nachrichten darüber einzuziehen, und den Schluß dieses Mährleins deswegen aufzuhalten.

Mord,

bey einer

versuchten Entführung.

Eine Kriminalgeschichte.

Unter dem schwedischen Heere, mit dem im Jahr 1706 Karl der zwölfte Sachsen überfiel, befand sich ein Lieutenant, Johann von G**. Er ward 1681 in Schweden von bürgerlichen Aeltern geboren, und erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich dem Kriegsdienst widmete, geadelt. Von seinem frühern Jugendleben ist nichts bekannt. Doch muß er eine gute Erziehung genossen haben; denn er besaß Kenntniß verschiedener Sprachen und feine Sitten.

Ein kleines, dunkles Städtchen, einige Meilen von Dresden, war für seine Lebhaftigkeit ein zu einsames Winterquartier. Er suchte bald Bekannt-

schaft in der umliegenden Gegend, und ward von einem schwedischen Hauptmann, der sein vertrauter Freund war, in dem Hause des Rittergutsbesitzers M** zu Oelsnitz eingeführt.

Der ehrliche Hauptmann hatte sich dadurch eine Schlange im Busen erzogen. Er liebte Marien, die Tochter des Hauses, und stand im Begriff, sie zu heyrathen. Kaum aber war der junge, zärtliche Lieutenant zwey bis drey Mahl in Oelsnitz gewesen, so fand Jener sein verlobtes Mädchen gegen sich erkaltet. Sein falscher Freund hatte sich zum Nebenbuhler aufgeworfen, und durch Schmeicheleien, von dem Reitz einer noch blühenden Jugend unterstützt, den Sieg über ihn gewonnen.

Der zurückgesetzte Liebhaber räumte nun ganz das Feld, und G** ward Mari-

Mariens erklärter Verehrer. Auch er hat ihr mit den heiligsten Eiden Herz und Hand, gab sich täglich für einen reichen Mann aus, und baute bey den Augen des leichtgläubigen Landmädchens blendende Luftschlösser. Er wollte nach vollgenossenem Frieden, der damals eben im Werke war, die Kriegsdienste verlassen, sein großes Vermögen aus Schweden abholen, und es seiner Braut zu Füßen legen. Wie schön klang das alles! Die ganze Familie freute sich der künftigen Glückseligkeit. Vater, Mutter und Tochter wetteiferten, dem viel versprechenden Manne, dem Schöpfer sorgenfreier, goldner Tage, gefällig zu seyn. Marie war es nur leider zu sehr. Sie gestattete dem verliebten Jüngling so viele Freiheiten, daß endlich keine mehr zu erlauben oder abzuschlagen übrig blieb.

Jetzt ward der Friede zu Altranstädt geschlossen, und die Schweden rüsteten sich zum Abzug aus Sachsen. Das ganze ausgesogene Land freute sich, diese drückenden Gäste wieder los zu werden; nur die liebende Marie weinte der Stunde der Trennung entgegen. Sie fühlte schon die Folgen des vertrauten Umgangs mit ihrem Bräutigam, und verschwieg ihm auch diese Entdeckung nicht. Er tröstete sie aber durch wiederholte Versicherungen, binnen wenigen Monaten aus seinem Vaterlande zurück zu kommen, und sich mit ihr zu verbinden. Dabey schlug er vor, indessen Briefe zu wechseln, und fertigte für das Mädchen einige Couverte, auf die er seine Adresse schrieb. Endlich tönte die Scheidestunde. Sie verfloß unter gegenseitigen Schwüren ewiger Treue. Mariens letztes Wort war die Bitte, sie nicht zu verlassen, sie nicht unglücklich zu machen.

Allein es vergingen einige Monate, und noch kam kein Brief aus Schweden. Marie weinte Tag und Nacht, und konnte nun ihre Schwangerschaft nicht länger verbergen. Die Aeltern erschrafen zwar heftig darüber, doch ließen sie ihre Tochter keine Ausbrüche von Zorn empfinden. Sie selbst hielten den Lieutenant für einen redlichen Mann, der sein Wort nicht brechen, sondern bald, durch Vollziehung der versprochenen Heyrath, die Schande der Gefallenen wieder austilgen würde. Allein mit jeder folgenden Woche, die ohne Nachricht von ihm vorüber eilte, ward der Schimmer dieser angenehmen Hofnung dunkler. Das unglückliche Mädchen verbrauchte einen Briefumschlag nach dem andern, und erhielt keine Antwort. So trostlos gebar sie 1708 eine Tochter, die Ulrike G*** getauft wurde.

Die Lage der armen Verlassenen verschlimmerte sich nun von Tag zu Tage. Sie hatte bisher — was die Liebe so gern thut — immer noch gehofft, immer noch den Geliebten entschuldiget, und sich eine Kette von Hindernissen gedacht, die ihn umschlungen und es ihm unmöglich gemacht haben könne, zu kommen oder zu schreiben: Allein jetzt, da er binnen einem vollen Jahre nichts von sich hören ließ, jetzt war seine Treulosigkeit entschieden. Die Arme litt um so mehr, da nun auch ihre Aeltern dem menschenfreundlichen Grundsatze, die Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, ganz entgegen handelten. Sie bestürmten die Jammernde mit Vorwürfen über den begangenen Fehltritt. Jeder Bissen, den sie aß, ward ihr damit versalzen, jeder Pfennig, der zum Bedürfniß ihres Kindes ausgegeben werden mußte, mit herzschneidenden Wor-

ten hingeworfen. Gegen alle Bekannte klagten die erbitterten Leute über ihre ungerathene Tochter, und mißhandelten sie sogar vor den Augen des Hausgesindes. So ward die Unglückliche ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung.

Nach drey oder vier durchweinten Jahren, warb ein ehrlicher Landmann um ihre Hand. Sie gab sie ihm mit Freuden; denn er war ihr ein rettender Engel, der sie aus der Marterhöhle des väterlichen Hauses befreite. Eben so gern willigten die Aeltern, und ließen sich auch die Bedingung des Bräutigams gefallen, die kleine Ulrike bey sich zu behalten und zu erziehen. Ach, sie ahndeten nicht, welche zukünftige Leiden dieser Umstand ihnen vorbereitete!

Indessen hatte sich der Zerstörer ihres Familienglücks kein graues Haar wach-

sen lassen. Es war nie sein Ernst gewesen, Marien zu heurathen. Er hatte, nach der gewöhnlichen Weise niederträchtiger Wollüstlinge, das Eheversprechen blos zur Lockpfeife gebraucht, um des Mädchens Unschuld in das Netz seiner Begierden zu kirren. Nach erreichter Absicht wurden ihm Mariens Liebkosungen lästig, und er war froh, als ihn der Friedensschluß davon befreite. Alle ihm nachgeschickte Briefe kamen zwar in seine Hand; doch die lebendigsten Schilderungen des Jammers, den er verursacht hatte, und die sehnlichsten Bitten, sein Wort zu halten, vermochten nichts über sein hartes Herz. Er lachte der Thörin, die sein flüchtiges Liebesabenteuer in eine langweilige Ehegeschichte verwandeln wollte, überließ sie ohne Mitleiden allen Furien des Elends und der Schande, und las zuletzt ihre Briefe gar nicht mehr.

Nach funfzehen Jahren, binnen welchen er bis zum Oberſtlieutenant geſtiegen, jedoch wegen eines Verbrechens, das man nie eigentlich erfahren hat, wieder verabſchiedet worden war, kam er plötzlich nach Sachſen zurück. Er trieb ſich in Dresden herum, und ſuchte Dienſte. Die Familie M** erfuhr kaum ſeinen Aufenthalt, ſo faßte ſie den Entſchluß, ihm ſeine Tochter Ulrike vorzuſtellen. Es geſchah. Er empfing dieſen Beſuch höflich, ließ ſich des Mädchens flache Hand zeigen, betrachtete ſie mit ſtiller Aufmerkſamkeit, und rief dann aus: „Ja, du biſt meine Tochter! Ich ſeh' es aus dieſen Linien; denn ich verſtehe die Chiromantie.“ — Dieſe Anerkennung war den beyden ſiebzigjährigen Alten um ſo angenehmer, da er ſeine Tochter reichlich beſchenkte. Ueberdies wußte er die begangene Untreue gegen deren Mutter ſo überredend zu entſchul-

digen, daß M** und deſſen Frau völlig mit ihm ausgeſöhnt wurden, und ſich dieſe Zuſammenkunft beſſer endigte, als man erwartet hatte.

Er ſtattete nun fleißige Gegenbeſuche in Oelsnitz ab. Dabey gab er ſich ein überaus väterliches Anſehen, las täglich mehrere Stunden lang mit Ulriken die Bibel, und ermahnte ſie zur Tugend und guten Sitten. Ihm ſelbſt entſchlüpfte zwar zuweilen ein kräftiger Soldatenfluch oder ein unſittliches Gaſſenlied: Sobald aber die frommen Alten ihr Mißfallen darüber äuſſerten, bat er ſie um Verzeihung, und verſprach ſich zu beſſern. So gewann er ihr Herz. Sie wünſchten, er möchte ſeine Tochter legitimiren laſſen, und er war ſofort willig dazu.

Indem man aber darüber Unterhandlungen pflog, zeigte ſich der fromme

Herr von einer ſonderbaren Seite. Es ſchien, als ob er Ulriken — die nun in ihrem funfzehnten Jahre ſtand, und ein ſchönes, blühendes Mädchen war — mehr als väterlich liebe. Während der bibliſchen Vorleſungen zog er ſie oft auf ſeinen Schoos, und küßte ſie mit der zärtlichſten Inbrunſt. Die Alten, vor deren Augen er ſogar dergleichen Unverſchämtheiten ausübte, ſchüttelten hierüber die Köpfe, brachten Ulrikens Legitimation nicht mehr zur Sprache, und begegneten ihm überhaupt von jetzt an mit dem ſichtbarſten Kaltſinn. Sie hofften, ihn dadurch ohne Zank und Geräuſch los zu werden; er aber ward deſto zudringlicher, jemehr ſie ſich zurückzogen, und das Mädchen von ihm zu entfernen ſuchten. Anfangs dauerten ſeine Beſuche gewöhnlich nur einige Tage; zuletzt blieb er zehn Wochen lang in Oelsnitz. In dieſem Zeitraum entwi-

ckelte ſich ſeine unnatürliche Liebe vollends ganz, und erfüllte Ulrikens Großmutter mit ſo vielen Beſorgniſſen, daß ſie ihre Enkelin Tag und Nacht bewachte, und keinen Augenblick mehr mit ihm allein ließ. Auch ruhte ſie nicht, bis er ſich endlich, vom ganzen Hauſe verabſcheut, und von ſeiner eigenen Tochter geflohen, zur Abreiſe bequemte.

Ihm war nicht entgangen, daß M**s Gattin die Ausbrüche ſeiner ſchändlichen Leidenſchaft am erſten und genaueſten beobachtet, ſeinen Abſichten am thätigſten entgegen gearbeitet, und vorzüglich ihn durch unhöfliche Begegnung zum Hauſe hinaus gedrängt hatte. Es wurzelte deshalb in ſeinem Herzen ein tödtlicher Haß gegen die ehrliche Frau. Doch verbarg er ihn ſo lange ſorgfältig, als er noch Hoffnung hatte, Ulriken mit einem Schein von Recht in

seine Gewalt zu bekommen. In dieser Absicht nahm er den zerrissenen Faden der Legitimationsverhandlungen wieder auf, und spann ihn durch heuchlerische Briefe, die für Meisterstücke eines Tartüff gelten konnten, emsig fort.

Blut und Gewissen — schrieb er unter andern — Blut und Gewissen forderten von ihm, seine Tochter zu einem Gott gefälligen Leben erziehen und in Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er sey daher gesonnen, sie entweder in eine Erziehungsanstalt nach Halle zu bringen, oder zu sich nach Dresden zu nehmen. Vorher aber solle die Legitimation derselben bewirkt, und sie, mittelst eines Testaments, zur Erbin seines Vermögens eingesetzt werden. Nun hoffe er doch, man werde seine christlichen Absichten nicht länger verkennen, und der väterlichen Gewalt, die ihm

über seine Tochter zuflehe, und die er blos zu ihrem Leibes- und Seelenwohl brauchen wolle, keine weitern Hindernisse in den Weg legen.

Diesem Briefe war ein weitläuftiger Entwurf zu einem, zwischen ihm und Ulrikens Großältern, abzuschließenden gerichtlichen Kontrakte, beygefügt. In demselben lief die Hauptsache dahinaus, daß ihm das Mädchen, sobald er es verlange, zu Bewerkstelligung seines christlichen Vorhabens, überlassen, und von den Großältern ein Revers ausgestellt werden solle, durch den sie allen Widersprüchen auf immer und ewig entsagten.

Von diesem listigen Plane versprach er sich den guten Erfolg, daß man die schöne Gelegenheit, aller Erziehungskosten in Zukunft überhoben zu seyn, mit

beiden Händen ergreifen würde. Allein er hatte sich geirrt. M** antwortete ihm: „Sie haben sich über Ulriken durchaus keiner väterlichen Gewalt anzumaßen. Diese würden Sie blos durch ein Ehebündniß mit der Mutter erlangt haben, welches nun aber unmöglich geworden ist. Zwar wäre noch der Weg der Legitimation übrig; allein auch diese muß ich aus gewissen Ursachen, die Ihrem Gewissen bekannt seyn werden, nun gänzlich verbitten. Ich und meine Frau sind bereit, allen Ansprüchen an Sie, in Rücksicht des Kindes, zu entsagen. Dies ist aber auch der einzige Revers, zu dem wir erbötig sind.“ —

Dieser Abfertigung ohngeachtet, verfolgte der Oberstlieutenant seinen Plan unermüdet. Er schrieb Briefe über Briefe, die lauter Gottesfurcht athmeten, und mit unzähligen biblischen Stellen

durchflochten waren. Man ließ ihn aber vergebens auf Antwort lauern.

Unterdessen war er geschäftig, Verse zu schmieden, welche ohne Zweifel unter die schlechtesten gehören, wozu jemahls die Liebe, die viele poetische Sünden auf ihrem Gewissen hat, einen Sterblichen verleitete. Diese Reimereien ließ er Ulriken heimlich zutragen, und bestürmte sie zugleich mit Briefen, die, ganz im Ton der Asiatischen Vanise verfaßt, als gewöhnliche Liebesbriefe blos lächerlich und ekelhaft seyn würden, als Briefe eines Vaters an seine Tochter aber zum höchsten Abscheu empören. Es würde unverantwortlich seyn, den kleinsten Raum des Papiers damit zu beflecken, wenn sie nicht ein so treues Gemälde seiner häßlichen Seele, und gleichsam unabläugbare Urkunden seines, aus Heucheley, Stolz und Rachsucht zusam-

men gesetzten Charakters wären, dessen genaue Darstellung der eigentliche Zielpunkt dieses Aufsatzes ist. Aus diesem Grunde mögen folgende Stellen aus einem seiner sonderbarsten Handschriften wörtlich hier Platz finden:

„Meine holdeste Onich! Ach, warum hast du dein Herz zurückgenommen, das du mir, als das theuerste Pfand zweyer verbundenen Seelen, schenktest? Hast du dich in eine andere Person verliebt? O grausame Vorstellung, die mir das Leben nimmt, und denjenigen, der dich mir rauben will, gewiß auch das Leben kosten soll!«

„Mehr als englische Ulrike, schönste Seele, wie ist es möglich, daß treue Liebe Haß erwecken kann? Fliehst du mich etwa aus Furcht vor deinen Großältern? Unmöglich kann ich das glau-

hen, mein Engel! Ein zitternder Greis und ein steinaltes Weib vermögen nichts über dein junges, frisches Herz. Was wird denn die große Vergeltung seyn, die meine Rose von ihnen zu gewarten hat? Sie lebt jetzt in der Dienstbarkeit, und hat Umgang mit geringen Leuten. Der Gerichtshalter, oder sonst ein Advokat, sind immer die vornehmsten im Gelag. Nach dem Tode der Großältern aber wird's heißen: Heraus aus dem Gute, Mamsell Schoßkind! Darum hast du gar nicht Ursache, den Großältern so zu schmeicheln, und deinen Vater, der dich so herzlich liebt, deswegen zu verachten. Er ist vornehmer, als jene, ist mit Verstand und Tugend begabt, und will auch dich aus deinem niedrigen Stande zu einem Fräulein erheben. Die Zeit wird es lehren, wie Unrecht du thust, daß du nicht Gott und einem so guten Vater, als ich bin, al-

lein

lein vertraueſt. Bedenke doch das vierte Gebot!«

»Ach, Ulrike muß Liebe für einen Andern haben! Man flattirt ſie mit Gedanken auf den oder jenen Monſieur. Aber, meine engliſche Ulrike, ich ſchwöre bey meiner Seele — ein theures Wort! — daß ein ſolcher geringer Menſch, wenn er auch hundertmahl dein Mann würde, nicht lange in deinen Armen bleiben darf. Müßte mich's zehn Leben koſten, ſoll er doch das ſeinige nicht behalten. Krumm, lahm und elend in der Welt werde der, der ſich unterſteht, als ein unwürdiger Menſch, eine ſo höchſt ſchätzbare Seele, wie dich, zu eigen zu haben. Doch vielleicht thue ich dir Unrecht; vielleicht liebſt du keinen Andern. Nun ſo vergieb mir, und rechne alles, was ich geſchrieben, meiner unendlich

groſsen Liebe zu. Deine Abweſenheit bringt mir den Tod.“

„Wegen Halle ſind meine Gedanken, dich daſelbſt in allen Wiſſenſchaften, die deinem Stande gemäſs ſind, unterrichten zu laſſen, und einige Zeit bey dir zu bleiben; doch muſst du das letztere der Groſsmutter nicht ſagen. Alsdann will ich, um dich weiter empor zu bringen, mein Glück in der Welt ſuchen, und deshalb gern ein altes Weib mit Geld heyrathen. Mein Herz aber bleibt dir allein, ſo lange ein Athemzug in mir iſt.“

„Nimm doch gegen deine Groſsmutter, deine grauſamſte Feindin, nur einmahl das Blatt vom Munde! Sprich, du wunderteſt dich ſehr, daſs ſie ſo übel gegen mich geſinnt ſey, und allen Leuten weiſs machen wolle, daſs ich dich zu viel lieb habe. Sage ihr, ich hätte nie-

mals etwas anders, als von väterlicher Liebe mit dir gesprochen. Gieb ihr in allen Stücken, da sie so unchristlich gegen uns Beide handelt, kein gutes Wort. Ich sage dir unter uns, und im Vertrauen: Wenn sie nicht aufhört, dich, meines Herzens einzige Seele, zu ängstigen, so soll es ihr gewiß ihr Leben und Blut aus dem ruchlosen Herzen kosten. Sie macht mich desperat. Sie ist die einzige Quelle und Ursache aller meiner tausendfachen Schmerzen. Aber daß sie mich im Lande zum Spott will machen, und dein Herz durch Intriken von mir scheiden will, das soll sie theuer, das soll sie mit ihrem Leben bezahlen."

„O meine allerschönste Blume, meine holdeste Rose, mein schönstes Kind, holdseligste Tochter, einzige Seele, lieblichstes Herz, mein bester Schatz

auf Erden, dergleichen ich nicht mehr habe, und ohne den ich ſterben muß, erbarme dich meiner! Lies in meinen thränenden Augen die gröſßte Liebe und Treue, die jemals in der Welt geweſen ſind. Schau ein Herz, das dich anbetet, und dir in Gedanken zu Füßen fällt. Ach, ſchenke mir deine Huld wieder, laß unſere Herzen ewig verknüpft ſeyn, und ich will dann mit Freuden ſterben.“

„Schreib mir nur eine einzige Zeile. Doch ich Unglücklicher bitte dich vielleicht umſonſt. Ich habe Niemand, der bey dir für mich ſpricht. Du hältſt dich zu Drachen, die dein Glück und Wohlfahrt verhindern, und die frommen, rechtſchaffenen Tauben, wie ich, verſchmäheſt du. Ach, holdes Ulrikchen, mein Schreiben geht zu Ende, aber meine Treue und Liebe nicht. Führe mich

ins Grab mit deinen ſchönen Augen, und ſchenke mir einen Seufzer, den du mir im Leben nicht gönnteſt. Ich bin, bis ich ſterbe, dein unglückſeliger und allergetreueſter Oſculangieth.« *)

In einer Nachſchrift bat er zwar, dieſen Brief zu verbrennen; allein Ulrike zeigte denſelben ihren Großältern, und ſchrieb, vermuthlich auf deren Rath, ihrem väterlichen Liebhaber eine ſpitze Antwort. Hier ein Auszug davon:

*) Ein zärtlicher Schäfername von eigner abgeſchmackter Erfindung. Oſculum iſt wahrſcheinlich das Stammwort. Als man ihn aber nachher vor Gericht befragte, was dieſe Unterſchrift und das Wort Onich beym Anfange des Briefes bedeute? — antwortete er: Es ſey ein Anagramm (Buchſtabenverſetzung) von ſeinem und Ulrikens Namen. — Die Gerichtsperſonen konnten ſich des Lachens nicht enthalten, und er lachte mit.

„Monsieur Papa! Jetzt nenne ich Sie noch Papa, werde es aber nicht mehr thun, wenn Sie nicht von der unkeuschen Liebe nachlassen, die ich für keine väterliche halten kann. — Mein Kaltsinn, über den Sie sich beschweren, rührt daher, weil Sie mir immer so viel von Liebe vorsagen. — Die mir vorgeworfene Versündigung gegen das vierte Gebot will ich verantworten; denn es steht auch geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! — Mit Liebesbriefen bitte ich mich ganz zu verschonen, wofern ich soll bleiben Ihre gehorsame Tochter u. s. w.“

Der höhnische Titel „Monsieur Papa“ fiel ihm höchlich auf, und er zankt mit Ulriken darüber im nächsten Briefe. Doch gleich drauf entschuldigt er sie auch wieder. „Sein Herzblatt, seine Karoline — schreibt er — habe das ge-

wiß nicht ſo ſchlimm gemeint, ſondern nur ihre Feder von der gnädigen Gerichtsherrſchaft zu Oelsnitz leiten laſſen. Aber die Oelsnitzer Tyranney ſolle und müſſe bald aufhören und mit Gottes Hülfe gedämpft werden. Leute, die einem unſchuldigen Kinde Unrecht thäten, wären nichts beſſers werth, als daß ihr Blut vor die Hunde gehe, wenn ſie ſich nicht noch bey Zeiten bekehrten. Das ſey Gottes Wort und ſeine Gerechtigkeit."

In demſelben Briefe will er auch Ulriken verleiten, ihre Großältern bey Nacht und Nebel zu fliehen, und ſich in ſeine Vaterarme zu werfen. „Vornehme Leute, und ſelbſt Geiſtliche — ſchreibt er — verübelten ihr, daß ſie es nicht ſchon längſt gethan habe. Sie ſolle ſich doch nicht länger von der Welt für einfältig halten laſſen, ſondern einen Ent-

ſchluß ergreifen, daß ſie mit Recht von ſich ſagen könne, ſie ſey das würdige Kind eines rechtſchaffenen Vaters.“

Am Ende verſucht er noch einen Angriff auf die ſchwächſte Seite des jungen, weiblichen Herzens, indem er Ulriken prächtige Kleider, Umgang mit der vornehmen Welt, und tägliches Vergnügen durch Luſtfahrten und Schauſpiele verſpricht.

Das vernünftige Mädchen hörte jedoch nicht auf die lockende Stimme des Verführers. Die ganze Fluth ſeiner Briefe nach Oelsnitz blieb von nun an unbeantwortet. Das Haus war ihm verboten, und er hatte daher ſchon ſeit einigen Monaten nicht mehr gewagt, dort zu erſcheinen. Endlich konnte er dieſe todte Stille, in der er von Ulriken nichts ſah und hörte, nicht länger aushalten. Er beſchloß eine Reiſe nach

Oelsnitz, um nochmals einen Versuch zu machen, ob er nicht, durch das blendende Schattenspiel der Legitimation und Erbeinsetzung, einen Vergleich und des Mädchens Auslieferung bewirken könne. Um der Sache einen Schein des Ernstes und der Wahrheit zu geben, ließ er die erforderlichen Schriften und Urkunden entwerfen, setzte sich dann mit einem Advokaten zu Wagen, und fuhr getrost auf Oelsnitz zu.

Allein dort war man von dem zugedachten Besuche schon unterrichtet, und der Hausherr hatte fest beschlossen, die beiden Herren nicht vor sich zu lassen. Da er aber des Oberstlieutenants Zudringlichkeit kannte, und also überzeugt war, daß eine höfliche Abweisung bey ihm nicht fruchten würde, so setzte er sein Haus in so wehrhaften Stand, als ob es eine förmliche Belagerung aus-

halten ſolle. Er ließ die Thore verſchließen, bewafnete ſeine Haustruppen, die Knechte und Mägde, mit Dreſchflegeln, Heu- und Ofengabeln, ſtellte ſie vor ſeiner Burg in Schlachtordnung, und zog ſich dann ſelbſt mit ſeiner Familie in die innerſten Gemächer zurück.

Kaum war das geſchehen, ſo kam der Oberſtlieutenant mit ſeinem Sachwalter angerollt. Wie erſtaunten Beide, als ſie dieſe Vertheidigungsanſtalten erblickten, und die Vorpoſten ihnen zuriefen: „Sie möchten nur wieder umkehren; es ſey Niemand für ſie zu Hauſe! G** ließ ſich dadurch noch nicht abſchrecken, ſondern verlangte mit Ungeſtüm den Einlaß. Die Dreſchflegel ſchwebten aber über ſeinem Kopfe, die Heu- und Ofengabeln rückten ihm auf den Leib, und der ganze Haufe ſchrie: Zurück! Hier half nun keine Kriegsliſt

und kein juriſtiſcher Pfiff; man mußte ſich alſo zum Rückzuge bequemen. Der Advokat, dem Weg und Verſäumniß dennoch bezahlt werden mußten, that das gern; ſein Reiſegefährte aber glühte vor Wut und lechzte nach Rache.

M** freute ſich, daß die Sache diesmahl ſo gut abgelaufen war; doch beunruhigte ihn die Furcht vor künftigen ähnlichen Vorfällen. Er brauchte ſein Geſinde nöthiger, als es täglich auf die Wache ziehen zu laſſen, und ward deshalb mit ſeiner Frau einig, Ulriken zu einem Verwandten in Hain zu bringen. Das geſchah auch bald, und ſo heimlich als möglich. Dennoch bekam der Oberſtlieutenant Wind davon, und ehe man ſich ſeiner in Hain verſah, brach er mit Soldaten, die er ſich, unter einem falſchen Vorwand, von dem wachhabenden Officier ausgebeten hatte, in das Haus,

wo sich Ulrike befand. Dieser Ueberfall kam so schnell, daß sie kaum Zeit behielt, durch eine Hinterthüre zu flüchten. G** durchsuchte nun vergebens alle Winkel, und zog mit gräßlichen Flüchen wieder ab.

Einen gleichen Hausfriedensbruch beging er kurz darauf in Meissen, wo das verfolgte Mädchen einen neuen Zufluchtsort vor seinen Nachstellungen gesucht hatte. Die Unternehmung mislang ihm zwar auch diesmahl; doch sah M** nun wohl, daß seine Enkelin vor dem Tollkopfe nirgends sicher, vielleicht aber in Oelsnitz noch am besten aufgehoben sey. Er nahm sie deshalb wieder zu sich, und bewachte sie mit verdoppelter Sorgfalt.

Dennoch fand der unermüdete Wollüstling noch einmahl Gelegenheit, sie zu sprechen, und ihre eigne Mutter war

Unterhändlerin dabey. Dieſes arme Weib hatte der übermüthige Menſch bisher verachtet, und immer ſpottweiſe die Bäuerin genannt. Erſt jetzt ließ er ſich wieder zu ihr herab, da er ſie zum Werkzeuge ſeiner Bosheit brauchen wollte. Ihr waren nun entweder ſeine ruchloſen Abſichten nicht bekannt, oder ein Ueberreſt von Liebe gegen ihren ehemahligen Verführer machte ſie zu ſeinen Dienſten bereitwillig: Genug, ſie ließ ſich von ihm beſchwatzen, in das Haus ihrer Aeltern zu gehen und daſelbſt vorzugeben, es ſey eine vornehme Dame bey ihr, die mit Ulriken, wegen einer Verſorgung als Geſellſchafterin oder Kammerjungfer, ſprechen wolle. Die Aeltern, mißtrauiſch bey jedem Vorfalle, der ihre Enkelin betraf, mochten Anfangs nichts davon hören. Endlich überließen ſie doch das Mädchen auf eine Stunde der Mutter, weil ſie derſelben

nicht zutrauten, daß sie ihr eignes Kind verrathen würde.

Ulrike trat in ihrer Mutter Haus, und die angebliche Dame, die sie dort fand, war — ihr Herr Vater. Er hob mit Klagen an, daß man sein christliches Herz verkenne, ging hierauf aus diesem Tone in die Sprache des zärtlichsten Liebhabers über, und machte zuletzt seiner staunenden Tochter den förmlichen Antrag, sie zu heyrathen. „Glaube mir, Mädchen, sagte der Unverschämte, dergleichen Ehen sind gar nicht selten. Ich weiß selbst einige Beyspiele davon. Ueberdies bleiben wir nicht hier, sondern ziehen in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt. Dort nehme ich wieder Dienste, werde Oberster, und wir leben herrlich und in Freude. Ha, wie schön wird es seyn, wenn man dich gnädige Frau Oberstin nennt, und du mit sechs

Pferden fährst! Das dünkt mir doch angenehmer, als eine Sklavin der dummen Leute in Oelsnitz zu bleiben.“ —

Ulrike sah den verächtlichen Menschen mit großen Augen an, als ob sie ihren Ohren nicht traue, und es für unmöglich halte, daß er es gewesen sey, der diesen Unsinn gesprochen habe. Endlich antwortete sie: „Schämen sie sich nicht der Sünde, die Sie mir zumuthen? Ich schauere vor dem abscheulichen Gedanken.“ — Hierauf eilte sie fort. Er rufte lachend ihr nach: „Einfältiges Mädchen, diese Sünde will ich allein auf mich nehmen.“ — Sie entfloh aber, ohne weiter auf ihn zu hören.

Mißmüthig über den Fehlschlag aller Versuche, das Herz seiner Tochter, durch Vorspiegelung eines künftigen Wohllebens zu gewinnen, kam er nach

Dresden zurück. Seine darauf gebaute Hoffnung, das Mädchen zur heimlichen Flucht zu bereden, stürzte nun ganz in Trümmer zusammen. Anstatt aber durch alle diese Schwierigkeiten zur bessern Besinnung zu kommen, und die Stricke seiner unglücklichen Leidenschaft mit männlicher Kraft zu zerreissen, verwickelte sich der sinnlose Thor immer tiefer darin. Er suchte neue Maschinen zu Erreichung seines Zwecks, und besprach sich mit verschiedenen angesehenen Geschäftsmännern, die ihm zur Auslieferung seiner Tochter behülflich seyn sollten. So täuschend er jedoch den Heuchler spielte, und so heilig er betheuerte, daß er das Mädchen blos deswegen bey sich zu haben wünsche, um ihr eine bessere Erziehung zu geben, so wenig fand er überall Gehör, weil seine böse Sache schon stadtkündig geworden war.

Es würde den Leser ermüden, wenn man mit ihm alle Schritte des Böse-wichts verfolgen, und alle Listen und niederträchtige Künste, die er brauchte, um brave Leute zur Theilnehmung an seinem Bubenstücke zu verleiten, genau beschreiben wollte. Ein einziges Beyspiel, das den Heuchler in seiner vollen Größe darstellt, sey genug.

Er ging zu einem Dresdner Geistlichen, unter dem Vorwand, ihn zum Beichtvater anzunehmen. Nachdem er das Gespräch so eingeleitet hatte, fing er an von seiner Tochter zu erzählen, daß sie bey ihren Großältern weder in göttlichen noch weltlichen Sachen anständig erzogen werde. Hierauf bat er mit andächtigem Händefalten und vielen Thränen den Geistlichen, er möchte doch darauf bedacht seyn, diese Seele zu retten. Der ehrliche Theolog, der den

Heuchler noch nicht kannte, verſprach ihm ſeinen Beyſtand, ſchrieb auch wirklich nach Oelsnitz einen weitläuftigen Brief, und ſtellte darin vor, daß es billig ſey, Ulriken der Fürſorge ihres gutgeſinnten Vaters zu überlaſſen. Er erhielt aber bald eine Antwort, die ihm reichlichen Stoff zu einer ſcharfen Geſetzpredigt für ſeinen künftigen Beichtſohn gab; womit er ihn denn auch bey der nächſten Gelegenheit nicht verſchonte.

Jener ſpielte dennoch ſeine Frömmlingsrolle weiter, und beſeufzte mit gen Himmel gerichteten Augen die Verläumdung ſeiner Unſchuld. „Sie ſehen, — fuhr er fort — daß M** und deſſen Frau meine Todtfeinde ſind. Es wird daher nöthig ſeyn, mich vor dem Genuß des Abendmahls mit ihnen völlig auszuſöhnen. In dieſer guten Abſicht will ich

nächſtens nach Oelsnitz reiſen. Sie aber, theurer Gottesmann, werden vorher ſo gütig ſeyn, meine Gegner durch einen friedeſtiftenden Brief darauf vorzubereiten.“

Der Geiſtliche widerrieth die Reiſe, weil ſie leicht zu neuen Erbitterungen Anlaß geben könne; doch erbot er ſich, ſchriftliche Verzeihung auszuwirken. Das ließ ſich der Oberſtlieutenant gefallen, bedankte ſich demüthig und verſprach, dem Geiſtlichen in allen Dingen, wie ein Kind ſeinem Vater, zu gehorchen.

Allein nach einigen Tagen kam er wieder, gab vor, es würde ſeine Andacht und Erbauung befördern, wenn er zugleich mit ſeinem lieben Kinde zum Abendmahle gehen könnte, und verlangte von dem Geiſtlichen, daß er dieſe Zuſammenkunft veranſtalten ſollte. Dieſer überzeugte ſich nun ganz, daß er mit

einem Erzheuchler zu thun habe, der ihn nicht zum Beichtvater, sondern zum Kuppler und Gelegenheitsmacher brauchen wollte, und eiferte so ernstlich darüber, daß G** den Muth verlor, den ehrlichen Mann weiter in Versuchung zu führen.

Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1722. Am ersten Jänner 1723 schrieb er an seine Tochter einen klagenden, schwermüthigen Brief. Unter andern sagt er darin: „Dieses Jahr wird wohl mein letztes seyn. Gott gebe, daß ich nicht mit einem traurigen Zufall ende. Ich sehe nun, wozu meine Ehre und mein wütendes Schicksal mich zwingt.“ —

Diesen Brief ließ er durch eine Weibsperson aus Oelsnitz an Ulriken bestellen, und deren Großältern dabey sagen: „Sie sollten nicht umsonst die

Thore vor ihm verſchloſſen haben. Wenn er nächſtens mit zehn oder zwölf Mann käme, würden ſie ihn wohl einlaſſen müſſen.“ — Er drohte der Bothin: „So ſie dieſen Auftrag nicht ausrichtete, wolle er ihr auf der Straße auflauern, und ihr den Lohn geben; er habe dazu ſchon Kerls bey ſich.“ — Und am Ende brach er noch in Schmähungen gegen Ulrikens Großmutter aus, die den Vorſatz einer nahen, blutigen Rache deutlich verriethen. „Daß ſie mir mein Kind raubt, ſprach er wütend, das ſoll und wird ihr noch den Hals brechen. Ich will eher mein Leben, als meine Tochter laſſen.“

Ueber dieſe Drohungen erſchrak M** ſo wenig, als ob ſie ihm gar nicht zu Ohren gekommen wären. Er hielt den Oberſtlieutenant für einen windigen Polterer, der ſich durch leere Worte furcht-

bar machen wolle, und dem es kein wahrer Ernſt ſey, ſie jemahls in That zu verwandeln. Ueberdies trotzte der Greis, wenn es ja zu einem Ueberfall kommen ſollte, auf ſeine feſten Thüren und baumſtarken Knechte. In dieſen ſorgloſen Gedanken unterließ er, den Schutz der Gerechtigkeit zu ſuchen, wodurch er ſich viele Thränen erſpart haben würde.

Denn G** faßte nun ernſtlich den wilden Entſchluß, Ulriken zu entführen, und ſchlich lange mit ſpähenden Augen umher, um zu dieſer Unternehmung tapfere Spiesgeſellen zu finden. Endlich entdeckte er ſich zweyen Officieren, wovon Einer, als Hauptmann, noch im Dienſte ſtand, der Andere aber verabſchiedet war. Er ſtellte ihnen, um ſie nicht Anfangs gleich vor dem gefährlichen Wageſtück ſcheu zu machen, den vorhabenden Mädchenraub als eine leichte

Sache vor. „Laßt uns ihn, sprach er, nicht mit Gewalt, sondern durch folgende List ausführen. Wir gehen zusammen in M***s Wohnung. Einer von euch giebt sich für einen Auditeur, der andere für einen Officier von der Dresdner Garnison aus, und ihr sagt keck und frey: Der Landesherr habe euch befohlen, meine Tochter, samt ihrer Großmutter, nach Dresden zu bringen, wo der bisherige Streit zwischen mir und ihnen gerichtlich ausgemacht werden solle. Die Alte müssen wir schlechterdings zur Mitreise einladen, weil sie uns in keinem Falle das Mädchen allein anvertraut. Sorgt aber nicht, wir wollen sie unter Weges schon wieder los werden. Denn sobald wir ohngefähr eine halbe Meile — ihr mit den beiden Frauenzimmer fahrend, und ich nebenher reitend — zurück gelegt haben, lasse ich halten, und locke die Großmutter aus dem Wagen,

indem ich mich anstelle, als ob ich ihr einen geheimen Aufsatz, dessen Inhalt Niemand hören dürfe, vorlesen wolle. Habe ich sie nun auf diese Manier zwanzig oder dreißig Schritte entfernt, dann fahret ihr mit verhängten Zügeln fort; ich werfe mich eben so schnell auf mein Pferd, und so lassen wir das betrogene Weib heulend und jammernd auf dem Wege stehen.“ —

Diese Unternehmung schien den Officieren selbst mehr lustig als gefährlich, und sie ließen sich dazu anwerben. Dafür versprach ihnen der Oberstlieutenant — nach seiner gewöhnlichen, großsprechenden Art — von Berlin aus, wohin er sich zu wenden dachte, ihr Glück zu machen.

Es war aber keinesweges seine Absicht, in den Schranken des vorgezeichneten Plans zu bleiben. Er wollte weiter, und bis zum Gebrauch der äußer-

ſten Gewalt gehen. Zu dieſem Behuf verleitete er einen Rittmeiſter, der einige Meilen von Dresden im Quartier lag, daß er ihm zwey Reiter mit Waffen und Pferden lieh.

Am zehnten März 1723 war er mit allen Anſtalten fertig, und fuhr Nachmittags mit ſeinen Rottgeſellen von Dresden ab. Jeder hatte einen Diener und ein Reitpferd bey ſich. Unterwegs ſtießen die zwey Küraſſiere zu ihnen. Dieſe Geſellſchaft übernachtete in einem Dorfe, und zog am folgenden Tage, ſobald der Morgen graute, gegen Oelsnitz.

Eine Viertelmeile vor dieſem Orte ſchickte der Anführer der Bande Einen davon auf Kundſchaft aus, ob die Familie M** zu Hauſe ſey. Dieſer kam bald mit erwünſchter Nachricht zurück. Sie führten nun Wagen und

Pferde in ein Gebüsch, unweit des Dorfes. Der Kutscher und zwey Diener blieben dabey. Die übrigen sechs Personen schlichen durch eine Hinterthür, die sie offen fanden, in M**s Haus. Es war früh sechs Uhr.

Im Hofe standen ein Knecht und eine Magd. Diese führte der Oberstlieutenant, damit sie keinen Lärm machen sollten, am Arm in die Küche, und ließ sie darin von einem Reiter mit blankem Säbel bewachen. Hierauf ging er in M**s Wohnstube, die sich im Erdstock befand. Die beiden Alten waren darin. Ohne sie zu grüßen, rannte er bey ihnen vorbey nach der Kammer, wo Ulrike zu schlafen pflegte. Sie schlummerte noch, und erwachte erst durch seinen lauten Zuruf: „Guten Morgen, Kind! Kleide dich geschwind an! Es ist dir ein großes Glück beschert!“

Die Großmutter war ihm auf dem Fuße gefolgt, und rief ängstlich: „Räuber, verruchter Räuber, was willst du hier?“ — Sie rang mit ihm, und stieß ihr zurück, indem er das schreiende Mädchen aus dem Bette zu reißen strebte.

Jetzt drängte sich sein Gefolg in die Kammer, und einer der Officiere gebot Stille. „Sie machen unnöthigen Lärm, Madame!“ fing er an: „Der König hat uns abgeschickt, Sie mit Ihrer Enkelin nach Dresden zu bringen. Ich bin ein Auditeur, und fodre Sie auf, dem Willen des Königs Gehorsam zu leisten. Wir wollen jetzt die Kammer verlassen, damit sich das junge Frauenzimmer ankleiden kann. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Oberstlieutenant!“

Alle gingen nun in die Stube zurück. Hier verlangte die muthige Alte, mit

etwas ruhigerm Tone, den königlichen Befehl zu sehen. „Den brauche ich Ihnen nicht zu zeigen," sagte der angebliche Auditeur. „So?" — rief sie mit neuer Heftigkeit: „Nun weiß ich, daß ihr als Räuber kommt! Mann, laß die Bauern aufbieten, laß die Sturmglocke läuten! Gewalt, Gewalt!"

Mit diesen Worten flog sie wieder in die Kammer, und verriegelte hinter sich die Thür. Der zitternde Greis wankte nach dem Fenster, um Hülfe zu rufen. Ein Officier warf ihn aber zurück, und fuhr ihn an: „Keinen Laut, Herr, oder ich erschieße Sie!"

Indessen war der Oberstlieutenant zur Stube hinaus, über den Hof, ans Kammerfenster gelaufen. Er zerschlug die Scheiben, und befahl einem Reiter, hinein zu steigen. Die entschlossene Frau stellte sich entgegen, und bot alle

Kräfte auf, den Soldaten zurück zu ſtoſſen. G** aber zog den Degen, und ſtach nach ihr. Sie wich endlich, und die Räuber ſtiegen ein.

Doch ehe ſie noch den Boden der Kammer betraten, flohen die beiden Frauenzimmer hinaus. Der Oberſtlieutenant ſtürzte nach, fand ſie im Zimmer, und rief ſeiner Bande zu: „Greift an, und nehmt Ulriken mit Gewalt!“ —

Sie und ihre Großmutter hatten ſich aber ſo feſt umſchlungen, daß es den vereinten Kräften der Rotte nicht möglich war, ſie zu trennen. Dies verſuchte nun der grauſame G** durch ſeinen Degen, und zerfleiſchte damit die Hände und Arme der unglücklichen Alten. Ihr und des Mädchens Jammergeſchrey war entſetzlich. Der Greis wollte den Seinigen beyſtehen; aber auch er empfing

von dem Rasenden einen so kräftigen Hieb über den Kopf, daß er betäubt zurück taumelte. Schon strömte das Blut der braven Frau aus sechzehen Wunden, und noch immer drückte sie ihre Enkelin fest ans Herz. Endlich sank sie von ihrer letzten Kraft verlassen, zur Erde.

Sofort ergriff ein Reiter das Mädchen, und trug es schwebend bis an die Thür. Dieser Anblick riß die Verwundete aus einer nahenden Ohnmacht auf. Sie raffte sich wieder empor, klammerte sich an Ulriken, und schrie so laut nach Hülfe, als wollte sie Todte wecken.

Aber der Augenblick war gekommen, da sie selbst zu ihnen gehören sollte. Denn G**, der die Stube schon verlassen hatte, als er seine Beute fortschleppen sah, stürmte jetzt wieder herein. Er=

grimmt über das neue, nicht mehr erwartete Hinderniß, zog er den Degen, und stieß ihn der armen Frau so wütend ins Herz, daß die Spitze durch den Rücken heraus drang. Die Unglückliche ächzte, mit brechenden Augen: „Ich sterbe!“ und war todt. —

Der Mörder floh. Ihm wollte der Reiter mit Ulriken folgen; aber ein Officier, durch das blutige Schauspiel gerührt, entriß sie ihm. „Laß sie hier! sprach er: Es ist schon Unglück genug geschehen!“ — Hierauf flüchteten alle Verbrecher, und eilten nach dem Wäldchen, wo sie Wagen und Pferde gelassen hatten.

G** war bleich, wie ein Gespenst. Auf seinem Angesichte stand die begangene Blutthat mit schrecklichen Zügen geschrieben. Er und sein Diener war-

sen sich in den Wagen, die Uebrigen auf ihre Pferde, und so ging es im Fluge fort auf der Straße nach Berlin.

Stumm und starr, Kleider und Hände mit Blut bespritzt, saß G** neben seinem Diener, und gab demselben auf die Frage: Ob ein Unglück vorgefallen sey? keine Antwort. Erst nach einigen Minuten zog er den Degen halb aus der Scheide, besah ihn genau, und sagte mit zitternder Stimme: „Siehst du keine Eingeweide daran? Ich habe die Alte durch und durch gestochen. Das Kind stand hinter ihr und schrie. Wenn ich nur das arme Kind nicht getroffen habe.“ — Also schien er nicht eigentlich Reue über den gewissen Mord seiner Feindin zu empfinden, sondern blos von der Besorgniß, daß er seine Geliebte leicht verwundet haben könne, gequält zu werden.

Er

Er kam glücklich bis in das Städtchen Elsterwerda, wo er Postpferde nahm. Diese retteten ihn aber nur noch eine Stunde Weges aus den Händen der nacheilenden Gerechtigkeit. Sie bemächtigte sich seiner auf freier Straße, und er ergab sich ohne Widerstand. Seine Mitschuldigen hatten ihn schon vorher verlassen. Die Reiter und der verabschiedete Officier flüchteten aus dem Lande. Der noch dienende Hauptmann aber ging nach Dresden zurück, meldete sich selbst als Arrestant, und ward, nach vollendeter Untersuchung, auf einige Jahre zur Festungsgefangenschaft verurtheilet.

Den Mörder brachte man nach Elsterwerda zurück. Hier schrieb er an seine Tochter: „Ich liege nun in Banden; doch ein rechtschaffenes Gemüth weiß alles zu tragen. Es ist Gott bekannt,

daß ich deiner Großmutter kein Leid habe thun wollen, u. s. w.“ Ein anderer Brief, den er zugleich an den Pfarrer in Oelsnitz abgehen ließ, enthielt die Heucheley: „Ich bitte Sie, mein wertheſter Herr Paſtor, um Gottes Willen, mir die Sünde zu vergeben, die ich in Dero Kirchſpiele begangen habe.“

Nach einigen Tagen ward er in das Stockhaus zu Dresden abgeliefert, und dem Amte daſelbſt die Unterſuchung aufgetragen. Der boshafte Frömmling verlangte ſofort einen Geiſtlichen, um ſein Gewiſſen zu beruhigen.

Man ſchritt hierauf zum Verhör. Wir wollen die weitläuftigen Prahlereyen von ſeinen angeblichen Kriegsthaten übergehen, und ihn nur von der Hauptſache reden laſſen.

„Ich gestehe, sprach er, daß ich in dem Jahre 1706 mit M**6 Tochter einen vertrauten Umgang gepflogen habe, dessen Folge die Geburt Ulrikens gewesen ist; allein nie versprach ich deren Mutter die Ehe. Wie hätt' ich auch ein solches Versprechen halten können, da sie unter meinem Stande war?“ *)

Von allen Briefen, die sie an mich geschrieben haben will, empfing ich nicht Einen. Erst vor anderthalb Jahren, als ich nach Sachsen zurück kam, erfuhr ich das Daseyn meiner Tochter. Ich nahm mich sogleich des Kindes väterlich an, und es ist Verläumdung, wenn man mich einer unkeuschen Liebe beschul-

*) Eine brave Bürgerin zu heyrathen, hielt also der neue Edelmann für Schande, sie aber zu verführen, war edel und ritterlich.

diget, Ulrikens Aussagen, die ihr mein geschworener Feind, M**, eingegeben hat, können nichts gegen mich beweisen. Eben so wenig meine an sie geschriebenen Briefe; denn ich bin der deutschen Sprache nicht mächtig, und habe vielleicht manchmahl Ausdrücke gewählt, die etwas anders bedeuten, als ich eigentlich sagen wollte.« *)

»Zu dem Versuche, meine Tochter zu entführen, ward ich gezwungen, weil ich sie nicht in Güte von ihren Großältern erhalten konnte. Ich hatte die Absicht, mein Glück in Berlin zu suchen. Da ich nun voraus sah, daß ich mich dort bey verschiedenen großen Herren einschmeicheln müßte, so wollte ich das Mädchen mitnehmen, weil man

*) Listig, aber ganz unwahr. Seine Briefe sind geschmacklos, doch mit vieler Fertigkeit geschrieben.

oft mit einem Frauenzimmer mehr, als durch sich selbst, ausrichtet.“ *)

„An dem vorgefallenen Morde bin ich unschuldig. Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich den Degen gezogen habe; es geschah aber nicht, um die Entleibte damit zu verwunden, sondern blos um dem Lärm zu steuern, der sich erhoben hatte. Fest und unbewegt stand ich auf meinem Platze, und hielt den Degen ruhig in der Hand. Die alte Frau lief selbst hinein. Doch — ich weiß auch das nicht gewiß. Wenn sie aber durch meinen Degen verwundet worden ist,

*) Hier vergißt sich der Heuchler, und gesteht offenbar, daß er sein Kind habe verkuppeln wollen. Eine Schändlichkeit, die unmittelbar an das abscheuliche Gelüst der eignen Verführung gränzt, welches er wahrscheinlich durch jenes Vorgeben von sich abzuwälzen dachte.

hat sie sich selbst hinein gestürzt. Mehr kann ich nicht sagen.“ —

Und mehr brachte man auch bey der Vernehmung über 766 Artikel von ihm nicht heraus. Er spielte durchaus den Scheinheiligen, brauchte die höchsten Betheuerungen seiner Unschuld, und ging im verstockten Läugnen so weit, daß er nicht einmahl wissen wollte, wer die Räuberrotte zusammen bestellt habe. Er that, als ob sie durch ein bloßes Ohngefähr desselben Weges mit ihm gezogen sey. Als ihm sein Mitschuldiger, der verhaftete Officier, das Gegentheil unter die Augen sagte, ergriff er den Ausweg, ihm nicht zu antworten.

„Ich lasse mich auf nichts ein!“ rief er. „Wenn ich Ja oder Nein sage, schreibt man es hin, und sobald ich bey einem Punkte Rede stehe, muß ich es bey allen thun.“ Diese Sprache behielt

er bey der ganzen Konfrontation, die über acht Stunden dauerte.

Auch Ulrike ward ihm unter die Augen geſtellt, und hielt ihm ſeine Vergehungen muthig vor. Er beſchuldigte ſie dagegen, ſie ſey das Sprachrohr ſeiner Feinde, und rede nur aus Haß Böſes von ihm. Dennoch ſchien ihr Anblick ſeine ſchlummernde Leidenſchaft wieder geweckt zu haben. Er hatte ſeit ſeiner Gefangenſchaft Ulrikens mit keinem Worte gedacht; aber einige Tage nach dem Verhör ſchrieb er auf die weißen Blätter eines Gebetbuchs, das er ihr zur Erbauung ſandte, folgenden Brief: „Meine allerliebſte Tochter, meine vertraute Herzens-Ulrike! Um des heiligen Blutes und der Wunden Jeſu Chriſti willen, der für die Uebertreter bat, und erhöret wurde, bitte ich dich zu bedenken, daß ich ein Gotteskind bin, und es

dir eine gefährliche Verantwortung seyn wird, wenn du fortfährst, dich an mir zu vergreifen. Mein Jesus ist Zeuge, daß ich, meiner Frömmigkeit halben gegen dich, in dieses Unglück gerathen bin. Ich wollte dich mit mir in den Himmel haben, und auch in der Welt zu Ehren. Darauf will ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und du wirst es vernehmen am jüngsten Tage. Der Herr Zebaoth weiß alles. Ich appellire an ihn, und er wird mir gnädig seyn; denn er sieht, daß ich ein Märtyrer bin. Ich wollte eine gelehrte Dame aus dir machen, sowohl in weltlichen als geistlichen Wissenschaften, weil ich selbst, durch meines Jesus Barmherzigkeit, in dem heiligen Worte Gottes Licht und Gnade empfangen habe. Die Briefe, die ich dir schrieb, hatten keine andere Absicht. Du warst die Krone meiner Freuden, und ich würde mit Vergnügen für dich

ſterben, wenn es nur geſchähe zum Nutzen deiner Seele. Der Höchſte hat mir durch Träume offenbart, daß er einſt zu ſeiner Zeit Rechenſchaft fodern wird über die Tragödie meiner Leiden. Aus dieſem Zornfeuer wollte ich dich, liebſte Tochter, gern retten, und rathe dir daher, deine Sünde, daß du vor Gericht gegen mich gezeugt haſt, durch eine Vorbitte bey Königlicher Majeſtät wieder gut zu machen.“

Nach beendigten Verhören wurden ihm drey Advokaten vorgeſtellt, aus denen er einen Vertheidiger wählen ſollte. Er verwarf ſie aber alle, verlangte Papier, um ſeine Schutzſchrift ſelbſt aufzuſetzen, und lieferte nach vier Wochen ein Chaos ungereimter Gedanken, welche die Haupſache wenig berührten.

Das hierauf folgende Urtheil erkannte ihm die Todesſtrafe durch das

Schwert zu. Doch blieb ihm noch eine Defenſion nachgelaſſen.

Nun war ihm ſein Kopf doch ſo lieb, daß er ihn ſeiner ſchwachen Feder nicht noch einmahl anvertrauen wollte. Er trug alſo einem Rechtsgelehrten ſeine Vertheidigung auf. Das war eine herkuliſche Arbeit. Der Gefangene widerſprach ſich in zahlloſen Unterredungen, und hüllte dadurch ſeine Geſchichte in immer tiefere Nacht. Er ließ ſich den Anfang der Schutzſchrift vorleſen; aber kein Wort fand ſeinen Beyfall. Kurz, er trieb den Eigenſinn ſo weit, daß der Sachwalter weder aus noch ein wußte, und eine darüber klagende Vorſtellung mit dem komiſchen Seufzer ſchloß:

„Im Fegefeuer wird kein Menſch ſo hart gequält,
als der, den G** zu ſeinem Sprecher wählt.“

Endlich erſchien das dickleibige Werk vieler Monate, vierzig Bogen ſtark. Jeder ehrliche Mann, der es lieſt, muß beynahe dem Verfaſſer gönnen, daß ihm ein Fegefeuer geheizt wurde; denn er war ein niederträchtiger Menſch, der für ſeinen Klienten mit den unrechtlichen Waffen der Bosheit ſtritt. Er ſuchte nemlich die Sektion der Entleibten dadurch ungültig zu machen, daß er den Gerichtsverwalter, der das Protokoll dabey geführt hatte, heimtückiſch angriff, und zwanzig Denunciationspunkte gegen ihn einreichte. Dieſe betrafen nicht etwa das gerichtliche Verfahren ſelbſt, ſondern Gegenſtände des Privatlebens. Er zeigte, zum Beyſpiel, an: Der Gerichtsverwalter habe in einem freundſchaftlichen Zirkel von dem und jenen Greſſen nachtheilig geſprochen, und dergleichen mehr.

Allein dieſe unredlichen Kniffe hinderten nicht, daß ein zweytes Todesurtheil erfolgte.

Es ward dem Gefangenen vorgeleſen, und er dabey ermahnet, ſich nun zum Sterben zu bereiten. Aber er wollte davon nichts hören, ſondern verlangte, unter tauſend Betheuerungen ſeiner Unſchuld, eine nochmahlige Defenſion, und rief beym Abtreten: „In der Stunde des Todes, auf dem Richtplatze will ich über Unrecht ſchreien. Mein Blut ſoll ſich in einen Feuerſtrom verwandeln, und das ganze Land verzehren. Euch aber, die ihr über mich zu Gericht geſeſſen habt, euch fordere ich vor Gottes Gericht!“

Er tobte ſeit dieſer Stunde, wie ein wildes Thier, im Kerker, raſſelte Nächte lang mit den Ketten, und ſang Buß- und Gaſſenlieder durch einander.

Einen Aktuar, der ihn zu beruhigen ſuchte, empfing er freundlich beym Eintritt; bald drauf aber fing er an, von Krieg und Schlachten irre zu reden, und ſprach über das Schickſal verſchiedener Länder Prophezeyhungen aus, die ihm ein Engel offenbaret haben ſollte.

Jetzt nahm ſich der Aktuar die Freiheit, ihn an ſein eignes Schickſal zu erinnern.

„Wer iſt der Herr?“ fragte G** mit barſchem Ton.

„Sie kennen mich nicht?“ ſagte Jener. „Ich bin ein Amtsaktuar, den Sie oft geſehen haben.“

„Aha!“ rief der Gefangene mit höhniſchem Lächeln: „Der Herr iſt alſo ein Gerichtsmann? Wart' er, wart' er!“ Hierauf griff er ſchnell nach ſeinem

Nachtgeschirr, um es dem Aktuar an den Kopf zu werfen. Der Stockmeister aber fuhr zu, und schloß ihm die Hände. Nun war er ein Weilchen ruhig; doch bald begann er wieder zu fantasiren. Sein ganzes Benehmen war erkünstelter Wahnsinn.

Zum Ueberfluß ward ihm noch eine Schutzschrift gestattet. Deren Verfasser gab sich die möglichste Mühe, zu beweisen, daß der Verbrecher nicht allein jetzt wahnsinnig sey, sondern schon vor der Mordthat bisweilen Anfälle von Verrücktheit gehabt habe. Das Zeugniß eines Arztes, der den Inquisiten nie mit Augen gesehen hatte, und die Versicherungen eines Schweden, der aus Landsmannschaft partheyisch aussagte, waren die einzigen schwachen Stützen dieses Vorgebens. Sie wurden aber durch eingezogene Nachrichten von glaubwür-

digen Leuten, die den Gefangenen seit mehrern Jahren kannten, und durch die Berichte von drey Aerzten, die ihn von Zeit zu Zeit im Kerker besucht und geprüft hatten, umgeworfen. Hierüber erhob sich unter den Doktoren ein hitziger Federstreit, den endlich die medicinische Fakultät zu Halle dahin entschied, daß G** nicht für wahnsinnig zu halten sey.

Er spielte unterdessen die Rolle des Verrückten fort, vergaß sie aber oft Wochen lang, und sprach vollkommen vernünftig. Der Stockmeister war ganz in Ungnade bey ihm gefallen, und ward, so oft er sich blicken ließ, mit Strohwischen geworfen. Zur Ursache dieses Hasses gab der Arrestant an: Der Wirth vom Hause — wie er den Stockmeister nannte — lasse immer bey Nacht die Thür offen; da schleiche der Alp herein, und drücke ihn,

Eines Tages entdeckte man in ſeinem Bette Bruchſtücke von Arzeneygläſern. Dieſer Fund erklärte dem Arzt einen unnatürlichen Blutauswurf, den der Delinquent bisher gehabt hatte. Er mochte wahrſcheinlich Glas verſchluckt haben, um ſich vom Leben zu helfen. Doch ſeine Abſicht ſchlug fehl. Der Tod kam nicht, ſondern wollte ſeine Beute am Hochgericht erwarten.

Denn nun erſchien das letzte Urtheil, das die vorigen beſtätigte. Als der Inquiſit zu deſſen Publikation aus dem Gefängniſſe geführet werden ſollte, benahm er ſich als ein Unſinniger, und mußte mit Gewalt fortgeſchleppt werden. Beym Eintritt in die Verhörſtube ward er ruhig. Man eröffnete ihm, daß ein Urtheil angekommen ſey, welches ihm vorgeleſen werden ſolle. Da ſah er die Gerichtsperſonen ſtarr an, und rief:

„Ich

„Ich bin taub, ſtocktaub. Ich merke wohl, daß die Herren Gericht halten, und böſe auf mich ſind; allein ich verſtehe kein Wort, was ſie ſagen.“ —

Dieſe Verſtellung war ſo augenſcheinlich, daß man ſich dadurch nicht abhalten ließ, das Urtheil mit lauter Stimme zu leſen, und ihn zur Vorbereitung zum Tode zu ermahnen. Er blieb aber bey ſeiner angenommenen Taubheit, und ſchrie im Abtreten: „Ich bin ein römiſchkatholiſcher Mann, und habe mit euch Allen nichts zu ſchaffen. Schickt mir einen katholiſchen Prieſter!“ —

Auf dieſe Ausflucht, um die ſchnellen Schritte des nahenden Todes zu hemmen, war das Gericht ſchon verbereitet. Man hatte bey dem Inquiſiten einen im Gefängniß entworfenen Brief an einen Hofprediger in Stockholm gefunden, worin er ſchreibt. „Ehe ich

mich zu einem ſchimpflichen Tode ſchleppen laſſe, muß ich aus zwey Uebeln das kleinſte wählen, und mich, um mein Leben zu friſten oder zu retten, zur katholiſchen Religion bekennen.“ — Es wurden daher zwey lutheriſche Geiſtliche, die ihn vorher ſchon oft, auf ſein eigenes Verlangen, beſucht hatten, zu ihm geſendet, um ihm Gegenvorſtellungen zu thun. Sie richteten aber nichts aus, ſondern er blieb bey ſeinem Verlangen nach einem katholiſchen Prieſter.

Dieſer ward ihm auch endlich, drey Tage vor ſeinem Tode, zugelaſſen. Das erſte Wort, das er mit dem Geiſtlichen ſprach, war der Antrag, für ihn, als einen ganz unſchuldigen Mann, bey dem Landesherrn um Gnade zu bitten. Jener aber, der hierüber ſchon Verhaltungsbefehle hatte, ſchlug dieſe Forderung ab, und ermahnte ihn, ſich alles

vergeblichen Lebenshoffnungen zu entſchlagen, und blos an ſeinen nahen Tod zu denken.

Als er hierauf plötzlich wieder taub wurde, ſchrieb der Geiſtliche ſeine Ermahnung auf eine Tafel, und hielt ſie ihm vor. Er las ſie laut ab, und ſagte dann: „Man gebe mir Feder und Dinte, um mein Sündenregiſter aufzuſetzen. Es iſt aber lang, und ich brauche daher mehr Zeit zur Buße, als man mir zugeſtehen will.“ — Der Geiſtliche ſchrieb wieder auf: „Es ſey nur eine allgemeine Beichte nöthig. Er ſolle ſich alſo dazu bequemen, und ſich nicht mit falſchen Erwartungen täuſchen, ſein Lebensziel zu verlängern.“ Dennoch beſtand er hartnäckig auf ſeiner Forderung, und es wurden ihm endlich Schreibematerialien gegeben.

Er mißbrauchte ſie aber zu theologiſchem Geſchwätz, das an Unſinn gränzte,

und zu lateiniſchen und franzöſiſchen Denkſprüchen auf den Amtmann und den Geiſtlichen. Letzterer verwies ihm am folgenden Tage, als er in dieſen unnützen Schreibereien kein Wört fand, das einer Beichte ähnlich ſah, ſeinen Leichtſinn, und nahm ihm das Crucifix weg, das er ihm gegeben hatte. Der Delinquent aber hörte nicht auf ihn, ſondern ſang mit brüllender Stimme ein ſelbſt verfertigtes Lied, das Fluch und Rache gegen ſeine Feinde enthielt. Sein Geſicht glühte vor Wuth. Er beſchuldigte den anweſenden Amtmann, daß er nach Blut dürſte, und ſchimpfte auf den Stockmeiſter, weil er den Alp und andere Poltergeiſter ihm auf den Hals gehetzt habe. Da er nun unaufhörlich ſo tobte, und Niemand zum Worte kommen ließ, mußte man den Rasenden verlaſſen.

Hierauf ward ein Verſuch gemacht, ſein Herz durch Sterbegeſänge zu erweichen. Kaum wurden ſie aber vor der Thür ſeines Gefängniſſes angeſtimmt, ſo überſchrie er das Chor mit wilden Soldatenliedern.

Man ließ ihn einige Stunden allein. Unterdeſſen hatte er ſich das Hemde vom Leibe geriſſen, und man fand ihn nakt und blutig im Bette. Auf Befragen, was ihm widerfahren ſey? gab er vor, der Alp habe ihm ſo mitgeſpielt. Allein der herbey gerufene Arzt entdeckte ſogleich, daß er Blut aus dem Zahnfleiſche geſaugt, und ſeinen Körper damit beſtrichen hatte.

Der Amtmann und der Geiſtliche gaben ſich nun wieder viel fruchtloſe Mühe, den Unſinnigen, der ſich immerfort taub ſtellte, zum Tode zu bereiten.

Erſterer ſchrieb auf die Tafel: „Es iſt nun die höchſte Zeit zur Bekehrung. In ſechs Stunden wird euch der Scharfrichter den Kopf vor die Füße legen.“ — „Das muß der Scharfrichter wohl bleiben laſſen!“ ſagte der Miſſethäter, nachdem er jene Worte geleſen hatte. „Ich habe nichts mit ihm zu thun. Sind nicht lauter ehrliche Leute um mich? Es wird doch wohl kein Scharfrichter darunter ſeyn?“ — Er forderte hierauf Wein, und trank ſo viel und ſo haſtig, daß man ihm die Flaſche wieder wegnehmen mußte.

Ein Aktuar, gegen den er immer viel Vertrauen gezeigt hatte, blieb jetzt allein bey ihm. Er ſprach nun in einem ruhigen Tone von gleichgültigen Dingen, und las verſchiedene für ſich ſelbſt entworfene Grabſchriften vor, worin auf

die ihm beygemeſſene, verbotene Liebe angeſpielt war. Während dieſer Unterhaltung vergaß er ſeine Taubheit völlig, nahm ſie aber ſogleich wieder an, als der Aktuar das Geſpräch auf den Tod lenkte. Die Schreibetafel mußte nun abermahls zur Hand genommen werden. Nachdem er die Ermahnungen des Aktuars geleſen hatte, ſprach er ſanft und bittend: „Warum ſcherzen Sie ſo grauſam mit mir? Sie ſind ja mein guter Freund!“ Jener antwortete: „Wie können Sie glauben, unglücklicher Mann, daß ich in dieſem wichtigen Augenblicke mit Ihnen ſcherze? Fügen Sie ſich doch endlich in Ihr unabänderliches Schickſal! Drey einſtimmige Urtheile haben Ihnen das Leben abgeſprochen, und ehe die Sonne wieder aufgeht, ſind Sie nicht mehr!“ — Dieſe Worte ſchienen die Seele des Unglücklichen mächtig zu erſchüttern. Er ſah mit ſtummer Weh-

muth vor sich hin, legte sich auf dem Bette zurück, wandte die Augen gen Himmel, und lag so eine Viertelstunde lang in tiefen Gedanken.

Diese aufwallende Rührung ward jedoch durch das Knarren der Gefängnißthür, welches einige Neugierige verursachten, plötzlich wieder unterdrückt. Er riß sich aus seiner stillen Lage empor, blickte wild nach der Thür, sang lustige Lieder, schlug mit seinen Ketten den Takt dazu, und geberdete sich überhaupt so sinnlos, daß ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt werden mußten.

Diesen Zwang ertrug er nur fünf Minuten. Alsdann bat er, ihn davon zu befreien, und versprach ruhiges Verhalten. Jetzt wurden einige fremde Personen zu ihm gelassen. Er sah sie nach

der Reihe an, fragte nach ihren Namen und erinnerte ſich dabey verſchiedener Begebenheiten, die er mit Lebhaftigkeit und Zuſammenhang erzählte.

Unter den Anweſenden befand ſich auch ein ſchwediſcher Officier, der ihn ſo anredete: „Ich wundere mich, Herr Landsmann, daß Sie die evangeliſche Religion verlaſſen, und ſich zur katholiſchen gewendet, oder vielmehr allen Religionen entſagt haben. Noch mehr aber befremdet mich, daß Sie nicht mit geſetztem Muth, wie ein wackerer Held, ſondern mit Fluchen und Toben, wie ein betrunkener, gemeiner Soldat, dem Tod entgegen gehen. Sie ſind ihm oft auf Schlachtgefilden unter die Augen getreten; warum ſuchen ſie ihm jetzt durch Weidungen, die Ihnen nichts helfen und Schande machen, auszuweichen?

Wollen Sie nicht als Christ sterben; so sterben Sie doch wenigstens als Philosoph, der sich durch Standhaftigkeit Bewunderung und Mitleiden erwirbt." —

G°° belächelte höhnisch diese vernünftige Rede, und antwortete mit kalter Höflichkeit: „Es ist mir viel Vergnügen, in so angenehmer Gesellschaft eine Nacht hinzubringen. Ich wollte, wir wären zusammen in Hamburg, daß wir ein gutes Glas Wein trinken könnten."

Um diese Frechheit zu dämpfen, und ihm das ernste Bild des Todes näher vor die Augen zu rücken, befahl gegen Mitternacht der Amtmann, dem Delinquenten die Sterbekleider anzulegen. Das war für den Stockmeister und dessen Gehülfen kein leichtes Geschäft. Der

Gefangene biß und ſchlug um ſich, wie ein Beſeſſener. Doch plötzlich ſtand er ſtill, alle ſeine Gebeine zitterten, und er ward bleich, wie ein Todter. Er ermannte ſich aber nach einigen Minuten wieder, und griff nach dem Weinglaſe. „Geſundheit allerſeits!“ rief er, und trank. Dann ſah er ſtarr die Umſtehenden an, und ſagte bitter: „Nun jetzt bin ich doch wahrlich unter ſaubere Geſellen gerathen.“ —

Indeſſen war ſein Anzug vollendet, und er warf ſich aufs Bette. Die Anweſenden ſtimmten das Lied an: Es iſt nun aus mit meinem Leben ꝛc. Da fuhr er haſtig wieder auf, raſſelte mit den Ketten, ſtürzte ſich hin nach den Singenden, und ſchrie: „Haltet euer Maul, und inkommodirt mich nicht mit ſolchem Geplärr!“ Dieſe Raſerey trieb er, bis ihn Alle verließen.

Nur der oben erwähnte Aktuar, der einzige Mensch, mit dem er noch manchmahl vernünftig und gelassen redete, blieb bey ihm. „Das ist gut, fing er an, daß wir ein kluges Wort unter vier Augen sprechen können. Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen zweyhundert, und dem Amtmann fünfhundert Thaler geben, wenn ihr mir helft.“ *)

Der Aktuar stellte ihm die Unmöglichkeit seiner Rettung vor, und reichte ihm ein Gebetbuch. Das warf er weg, und sagte: „Gehorsamer Diener! Beten Sie für sich!“

Nun war sein Todestag, der dreyßigste Oktober 1724, angebrochen, und

*) Dieses Ansinnen war um so lächerlicher, da er kein Vermögen besaß, und aus dem Fiscus unterhalten werden mußte.

ſämmtliche Gerichtsperſonen, nebſt dem Geiſtlichen, traten früh um drey Uhr in ſein Gefängniß. Da man aus ſeiner bisherigen Widerſetzlichkeit ſchließen konnte, daß er nicht gutwillig zum Richtplatze gehen würde, ſo hatte man die Anſtalt getroffen, ihn in einem Korbe, den man zu Fortſchaffung kranker Gefangenen brauchte, durch zwey Lazarethwärterinnen dahin tragen zu laſſen. Nach wiederholten, jedoch ganz fruchtloſen Bekehrungsverſuchen, ward endlich dem Stockmeiſter befohlen, ihn in den Korb zu legen. Seinen verzweiflungsvollen Kampf dagegen kann man ſich denken. Eine Menge handfeſter Gerichtsdiener hatte genug zu thun, ihn zu überwältigen und in dem engen Behältniſſe zu feſſeln. Er ward mit einem ſchwarzen Leichentuche bedeckt, und ſchrie athemlos darunter hervor: „Gewalt, Gewalt!“ So trugen zwey

alte Weiber einen rüſtigen Mann, einen in Schlachten geweſenen Soldaten, durch das Thor, das zum Rabenſteine führt. Man ſchloß es ſogleich hinter dem Zuge, um die Fluth des nachſtrömenden Volkes aufzuhalten.

Die Gerichtsperſonen und der Geiſtliche erwarteten in einem Hauſe, unfern vom Hochgerichte, den Delinquenten. Hier zeigte man ihm aus dem Fenſter den Ort, wo er bluten ſollte. Da fiel der elende Menſch auf die Kniee, und betheuerte, daß er taub ſey, und nicht begreifen könne, warum man ihn durch ſo viele Gaſſen hin und her getragen habe.

Hierauf ward er dem Geiſtlichen allein überlaſſen, der ſich zwey Stunden lang vergebens mit ihm quälte. Der Verſtockte war nicht zur Beichte zu brin-

gen, ſondern verlangte zwey Tage Zeit, um ſein Gewiſſen ſchriftlich zu erleichtern. Auf die Vorſtellung des Geiſtlichen, daß ſein naher Tod dergleichen unnöthige Weitläuftigkeiten nicht erlaube, und ein allgemeines Bekenntniß der Sünden genug ſey, antwortete er: „Ich ſehe wohl, man will mich nicht beichten laſſen, ſondern Leib und Seele zugleich verderben. Gott ſieht es, und wird richten.“ — Die dringendſten Bitten, er ſolle doch nur die drey Worte ſagen: Jeſus, erbarme dich! vermochten nichts über ihn.

Er ward nun, ohne Hegung des ſonſt gewöhnlichen peinlichen Halsgerichts, dem Scharfrichter zur Vollſtreckung des Urtheils übergeben. „Ihr ſeyd alſo der Scharfrichter?“ ſprach er, und wandte ſich ſodann zum Amtmann:

„Du tödtest den Leib, aber meine Seele vermagst du nicht zu tödten!“

Bey Anlegung der Armleine begann er einen neuen, wütenden Kampf, und spie den Scharfrichter an. Endlich ließ er sich doch durch dessen Knecht fort führen.

Aber auf dem halben Wege zum Rabensteine warf er sich zur Erde, und schlug mit Händen und Füßen um sich. Er mußte mit Gewalt empor gerissen, auf einen Tragsessel gesetzt, und durch die Lazarethweiber bis zur Richtstätte getragen werden.

Als man ihn die Treppe zum Hochgericht hinauf schleppte, schrie er zu dem versammelten Volke: „Ich leide Gewalt; ich bin ein Opfer für euch!“ Dieser Ausruf sollte wahrscheinlich das Mitleiden

leiden der Zuſchauer wecken, und ſie zu ſeiner Rettung thätig machen; allein drey Trommelſchläger, die für einen ſolchen Fall unter dem Rabenſteine bereit ſtanden, übertäubten durch den Lärm ihrer Inſtrumente die Stimme des unſinnigen Schreiers.

Nun fiel ihm auf einmahl ein, das Abendmahl zu verlangen. Als der Geiſtliche dagegen einwendete, daß er vorher beichten ſolle, fing er wieder an, ſeine alte Sprache zu führen: „Ich muß meine Gewiſſensſcrupel ſchriftlich aufſetzen, und ſie von der ganzen hieſigen katholiſchen Geiſtlichkeit erörtern laſſen. Dazu brauche ich drey Tage Zeit. Wenn ich unterdeſſen nicht damit fertig werde, mag man mir nicht nur den Kopf, ſondern auch die rechte Hand abhauen.“ —

Auf dieſes Geſchwätz konnte nicht geachtet werden, und man ſchritt zu ſeiner Entkleidung, wogegen er die angeſtrengteſten Kräfte der Verzweifelung aufbot. Er wurde nun auf den Richtſchemmel geſetzt, und ihm die Haare zuſammen gebunden. Todesangſt entſtellte jetzt ſein Geſicht, ein fieberhaftes Zucken durchlief alle ſeine Glieder, und mit blau gefärbten Lippen bat er ſtammelnd den Geiſtlichen, ihm das Blatt, worauf eine kurze Beichte geſchrieben war, vor die Augen zu halten. Es geſchah, und die Umſtehenden drangen vereint in ihn, ein Zeichen der Reue von ſich zu geben. Aber er öffnete nur den Mund, um Rache! Rache! zu ſchreien.

Jetzt griff der Scharfrichter dem Geiſtlichen ins Amt, und ermahnte mit donnernder Stimme den Delinquenten, ſeinen Feinden zu vergeben. Dies wirk-

te mehr, als ſanfte Bitten. „Ja, ich vergebe.“ ſprach er leiſe. „Habt ihr auch Reue und Leid über eure Sünden?“ fuhr der Scharfrichter fort. „Reue und Leid.“ wiederholte Jener, und empfing von dem Geiſtlichen die Abſolution.

Alle Umſtehende wichen zurück, der Scharfrichter ſtellte ſich an ſeinen Platz, und erhob das Schwert. Plötzlich ſah ſich der Delinquent um. Schon im Hiebe begriffen, hielt der Scharfrichter ein, und zeigte mit den Worten: „Hier iſt die Gerechtigkeit. Bekehre dich, es iſt hohe Zeit!“ das Schwert dem Verbrecher. Dieſer drehte nun mit möglichſter Geſchwindigkeit, ohne Wort und Laut, den Kopf von einer Seite zur andern, ward aber dennoch durch einen einzigen glücklichen Schwertſtreich enthauptet.

Kein Verluſt für die Welt. Was konnte ſie an einem Manne verlieren, in deſſen Seele die ſorgſamſte Menſchenliebe vergebens nach einem edlen Zuge forſcht? Er war ein verächtlicher Prahler, der ſich immer eines großen Vermögens rühmte, welches er nicht beſaß, der allenthalben ſeinen Verſtand lobte, den er doch nirgends zeigte. Lächerlich ſtolz auf ſeinen blutjungen Adel, ſah er die alte, verjährte Redlichkeit des verdienſtvollſten Bürgers über die Achſel an, und ſchrieb an ſeine Tochter: „Ich will dich zu einem Fräulein erheben!“ — Seine Heucheley war ohne Beyſpiel und Gränzen. Immer die Religion im Munde, zerriß er die Bande der heiligſten Eide, ſobald er ſeine Abſichten erreicht hatte. Er verbarg unter dem Denkmantel der Frömmigkeit einen ſchändlichen Wollüſtrieb, vor dem nicht allein die Em-

pfindung aller gesitteten Völker des Erdbodens zurück schaudert, sondern der sogar den Horden der Wilden ein Abscheu ist. — Diesen ehrlosen Lebenslauf krönte die schimpfliche Geschichte seiner letzten Stunden. Tausend Andere beleidigen Tugend und Gesetze; doch söhnen sie sich gemeiniglich am Rande des Grabes wieder mit ihnen aus, und thun mit Festigkeit und Geistesstärke den schrecklichen Schritt hinab. Er aber trotzte laut und frech der Religion, und stieß sie, als ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug seiner Bosheiten, mit Verachtung von sich. Statt eines ernsten Gedankens an die geheimnißvolle Zukunft, sann er blos auf unmännliche Ränke, um den ausgestrekten Händen des Todes, den er kindisch fürchtete, zu entschlüpfen, und kämpfte ohnmächtig, wie ein Knabe gegen einen Riesen, mit der Unmög-

lichkeit, um ihr sein hoch geliebtes Leben abzuringen. Durch alle diese Handlungen einer verworfenen Seele hat er es dahin gebracht, daß Niemand sein Schicksal bedauern kann.

Bist du da?

Eine
poetische Erzählung.

Bey zweyen Sans-Cûlott's, im
engſten Wortverſtande,
war Schmahlhans Koch, der weder ſott
noch briet,
und leider hatten ſie vielleicht im ganzen
Lande
den allerbeſten Appetit.
Es wollt' auch ihrem lieben Magen
ſein Philoſophenmahl von Waſſer, Salz
und Brod,
ihm endlos aufgetiſcht an Werk- und
Feiertagen,
nicht in die Länge mehr behagen:
Drum ſannen ſie für ihn einſt auf ein
Gaſtgebot.

„Hör' an!“ ſprach Rips zu Raps:
„Im nächſten Dörfchen hauſet
ein Pachter, der fürwahr, trotz manchem
Domherrn, ſchmauſet.

Ein feiſtes Hammelvolk bewohnet ſeinen Stall,
und ſüßer Blumenkohl entſproſſet ſeinen Beeten.
Erſuchen wir denn nicht den reichen Kautz einmahl,
von ſeinem Ueberfluß uns etwas abzutreten?“ —
„Meintwegen“ ſagte Rips „ſey in der erſten Nacht
ihm dies Vergnügen zugedacht!“ —

Im Sternenmantel kam die Freundin ſtiller Liebe,
und nebenbey die Schutzgöttin — der Diebe.
Rips war mit einem Sack und Meſſer wohl verſehn,
um Küchenpflanzen abzumähn.
Raps unternahm, den Stall zu überraſchen,
und nach dem beſten Schöps zu haſchen.

Der ungedung'ne Schnitter ſtand
mit voller Aerndte bald beſchäftigt in
dem Garten.
Zugleich fiel ſein Kompan dem Feinde
raſch ins Land,
ob an der Stallthür gleich die trocknen
Angeln knarrten.

Der Pachter ſchlief noch nicht. Er
hörte dieſen Ton,
fuhr ſtutzig auf, und ſprach zu ſeinem
Sohn:
„Horch, Matz! Haſt du den Lärm ver-
nommen?
Der Himmel weiß, was jetzt im Hof
geſchah.
Wenn wir nur nicht Beſuch von Diebs-
geſchmeiß bekommen.
Geh, rufe doch den faulen Biſt —
du — da!“ —

So hieß der Hund, der treu das
Haus bewachen ſollte,
zum Unglück aber jetzt ſein Aemtchen
ſchlecht verſah,
und weit und breit im Dorf herum nach
Knöchlein trollte.

Matz that, was ſein Herr Vater
wollte,
ging in den finſtern Hof, und rufte:
„Biſt — du — da!“

Dies hörte Raps im Stall, und weil
er irrig dachte,
Rips ruf' ihm zu, ſo brummt' er:
„Pah!
Verdammter Schreihals, rede ſachte!
Was willſt du denn? Hier bin ich ja!“—

Der Jüngling ſchauderte zuſammen,
und lief zum Vater, ſtammelnd: „Ah!

Gott woll' uns Sünder nicht verdammen!
Der jüngſte Tag iſt wahrlich nah.
Der Hund — der Hund — der Biſt —
du — da
ſpricht — flucht — mit heller Men-
ſchenzunge.
Er ſagte —"

„Sagt' er nicht: Matz iſt
ein dummer Junge?
Da hätt' er Recht." — fiel raſch der
Vater ihm ins Wort.
„Lief dein Verſtand dir etwa fort?
Wie? Oder willſt du gar mich ſchrau-
ben?" —
„Ach nein!" ſprach Matz: „Ich weiß
wohl, was ich weiß.
Geht nur hinaus, dann werdet ihr mir
glauben." —

Kopfſchüttelnd machte ſich der Greis
mit ſchnellen Schritten nun aufs Gleis,

um selbst das Ding zu untersuchen.
Er rief im Hofe: „Bist — du — da!“
und Raps fing wieder an zu fluchen:
„Potz Element! Hier bin ich ja!“ —

Durchgraußt von Schrecken, floh der Vater
zum Sohn zurück, mit aufgesträubtem Haar:
„O lieber Matz, der Spuk ist wahr!
Lauf, was du laufen kannst, zum Pater,
erzähl' ihm diesen Zauberstreich,
und bitt' ihn dringend, daß er gleich
mit allen seinen heil'gen Waffen
sich her bemüh', um Frieden uns zu schaffen.
Sag' ihm nur flugs: Der Bist — du — da
sey ganz gewiß vom Satanas besessen;
drum möge der Herr Pater ja
die Teufelspeitsche nicht vergessen.“ —

Mit ſieben Sprüngen war der Sohn
im Prieſterhaus,
und richtete den Auftrag aus.
Das Pfäfflein gähnt' ihn an, und ſprach
mit Augenreiben:
„Mein liebes Kind, aus euerm Biſt —
du — da
wollt' ich wohl tauſend Schock der ärg-
ſten Teufel treiben:
Allein für heute muß es bleiben;
denn ſieh, ich kann nicht fort, ich leid'
am Podagra.“ —

„O weh!“ hub Mätzchen an zu
klagen:
„Was wird mein armer Vater ſagen!
Iſt denn kein Auskunftsmittel hier?
Ich will euch hocken, will euch tragen.
Hochwürdiger, vertraut euch mir!“ —

Herr Hinkbein ließ, nach kurzem
Ueberlegen,
in Hoffnung, einen guten Schritt

dabey zu machen, sich bewegen,
daß er des Pachters Sohn, wie einen
Gaul, beschritt.
Er nahm auch, als er fürbas ritt,
nebst andern Rüstungen, mit denen man
den Engel
der Finsterniß schon oft bestritt,
geweihtes Wasser, samt dem Sprengel,
und eine Teufelspeitsche mit.

Matz trottete, zu seines Rückens
Frommen,
den kürzern Gartenweg, und kam, von
Angst bekommen,
und schwer gedrückt vom heil'gen Bley
der aufgepackten Klerisey,
in seinem Schweiße fast geschwommen.

Der Kohldieb spitzte hoch das Ohr,
und hielt den Ankömmling für seinen
Kameraden,
der noch im Stall die Zeit verlor.
„Aha!

„Aha!“ ſprach er für ſich: „Er leicht!
Das kann nicht ſchaden.
Er iſt mit einem Schöps vom beſten
Schlag beladen!“ —
Des Pfaffen weißer Mantel ſchien,
um noch die Täuſchung zu ergänzen,
ihm wie ein Hammelfell zu glänzen,
und fröhlich rief er: „Bringſt du
ihn?“ —

Matz, deſſen Ohren der Herr Pater
mit ſeinem Arm ſo rund und feſt um-
ſchlang,
daß jeder Laut verſtümmelt in ſie
drang,
hielt ſtracks den Fragenden für ſeinen
werthen Vater,
und ſöhnte: „Ja, hier bring' ich
ihn.“ —
„Nun wirf nur“ ſagte Rips „den Bur-
ſchen gleich zur Erde!

Mein Meſſer iſt ſo ſcharf, daß ich nicht
fackeln werde,
das Fell ihm über's Ohr zu ziehn.“ —

Ey, wie geſchwind bekam der Pfaff
gelenke Glieder!
Er ſtrampelte mit Fuß und Hand,
als würden Schwärmer ihm auf Haut
und Haar gebrannt.
So purzelt' er ins Gras, riß Mätzchen
mit ſich nieder,
und ſchrie dazu: „Mord, Höll' und
Tod!
Gebacken iſt mein letztes Brod!
Ich bin verkauft, ich bin verrathen!
Fort, laßt mich los, ihr Teufelsbra-
ten!“ —

Man hielt ihn nicht. Er lief, von
Todesangſt gehetzt,
trotz ſeinem Zipperlein, Hals über Kopf
nach Hauſe,

und ſeufzte dort in ſichrer Klauſe:
„O weh mir Armen! War ich jetzt
ins wilde Gallien verſetzt,
wo das Gezücht der Jacobiner
für Gottes ungeſchworne Diener
Mordbeile ſchärft und Meſſer wetzt?
Nun ſieht man doch, daß dieſe rothen Mützen
ihr Schlangengift in ferne Länder ſpritzen.“ —

Indeſſen war des Pachters Sohn
weit über alle Berg' entflohn.
Nun ſchien auch, hier herum zu gaffen,
nicht räthlich mehr dem Gartendieb.
Er nahm ſich nur noch Zeit, das Mäntelchen des Pfaffen,
das auf der Flucht an Sträuchen hängen blieb,
durch einen Griff ſich zu verſchaffen.

Am Thor begegnet' ihm ſein Spieß-
geſelle, der
jetzt einen wirklichen — und nicht, wie
Matz vorher,
blos einen Titular-Schöps, brachte.
Froh eilte nun zum längſt erſehnten
Schmaus
das edle Brüderpaar, und lachte
das Pfäffchen und den Pachter aus.

Die Fledermaus.

Eine
komiſche Geſchichte.

„Verdammtes Ungeziefer!“ rief Herr von Alwing, und ſchlug verdrüßlich das Fenſter zu. „Ueberall verfolgſt du mich, fliegendes Nachtgeſpenſt!“ fuhr er fort. „Nicht einmahl ſein Pfeifchen kann man in freier Luft ruhig vor dir rauchen! Da ſchwatzen nun die Gelehrten ein Langes und Breites über die Kette der Weſen und behaupten, daß jedes Geſchöpf ein unentbehrlicher Ring daran ſey. Das will nicht in meinen Kopf. Ich glaube wenigſtens, daß dieſe große Kette füglich zuſammen halten würde, wenn auch das häßliche Glied der Fledermäuſe fehlte. — Hat wohl, ſo lange die Welt ſteht, dieſer abſcheuliche Zwittervogel irgend einem Menſchen den geringſten mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen geſchafft?“ —

Um dieſe, ſich ſelbſt vorgelegte Frage zu erörtern, begab er ſich jetzt in den gewöhnlichen Rathſtall ſeiner Gedanken, in den großväterlichen Lehnſtuhl. Damit that er uns einen angenehmen Gefallen. Denn wir gewinnen indeſſen Zeit, auch eine Frage — die Frage unſerer Leſer nach ihm — zu beantworten.

Alwing war ein ſchleſiſcher Landedelmann, der bey dem Heere Friedrichs des Großen bis zum Kapitain gedient hatte. Er beſaß eine angenehme Geſtalt, einen geſunden, natürlichen, gleichſam hausgebackenen Verſtand, und ein biedres, makelloſes Herz. Lebten lauter Menſchen ſeines Schlages, ſo würden wir ſchwerlich von großen Thaten, neuen Erfindungen und ausgezeichneten Geiſteswerken hören; aber eben ſo wenig von Kabalen, unredlichen Pfiffen, Bedrückungen und Revolutionen. Beym

Regimente war' er der Abgott der Gemeinen. Sie hätten ſich für ihn durch Feuer und Fluthen geſtürzt, weil er menſchlich mit ihnen umging, und nicht mit Flüchen und Stockprügeln gegen ſie wütete. Vielen Officieren hingegen war er — beſonders in ſeinen frühern Dienſtjahren — nicht Lebemann genug; doch hatten ſie Achtung und Furcht vor ihm, ohngeachtet er nicht, wie ein händelſüchtiger Krakeeler, bey jeder geringen, übereilten Beleidigung mit der Fuchtel heraus fuhr. Mußt' er ſich aber einmahl ſchlagen, ſo ſchlug er ſich derb; und ſo ſtand er auch in den blutigſten Gefechten des Krieges tüchtig ſeinen Mann.

Ein ſo guter Menſch hätte verdient, ein Liebling des Glücks zu ſeyn; allein er war es nicht. Sein Vater hinterließ nichts, als einen ehrlichen Namen, und

ein kleines, mit Schulden beladnes Landgut.

Unſer Alwing verband ſich im fünf und zwanzigſten Jahre mit einem ſchönen und guten Mädchen. Sein eheliches Glück dauerte jedoch nicht lange. Das erſte Wochenbett war das Sterbelager ſeiner angebeteten Gattin, und eine Tochter der Nachlaß ihrer Liebe.

Der Schmerz hat Flügel, wie die Freude. Dies erfuhr der junge Witwer, nach der einſamen Trauer einiger Monden. Er ſtürzte ſich jetzt, um den Gram, der nur noch ſchwach an ſeinem Herzen hing, vollends abzuſtreifen, in das Getümmel der Welt, und beſuchte Trink- und Spielhäuſer, die er vorher ganz vermieden hatte. Karten und Flaſchen wurden ihm bald unentbehrlich. Sie belohnten aber beide ſeine Anhänglichkeit ſo ſchlecht, daß ſie ihn um Vermögen

und Geſundheit brachten. Denn als er beynahe den letzten Ziegel ſeines väterlichen Daches dem ungetreuen Spielerglück geopfert hatte, bedankte ſich Bachus, für die mit ihm gepflogene Freundſchaft, durch ein tüchtiges Zipperlein, womit der arme Kapitain, nach erhaltenem, ehrenvollen Abſchied, auf ſein Landgütchen hinkte, um dort von dem Ueberreſt ſeines Vermögens und einer geringen Penſion kümmerlich Haus zu halten.

Seine zehnjährige Tochter war die Gefährtin ſeiner Einſamkeit, die nur zu oft von ungeſtümen Gläubigern geſtört wurde. Dieſe Harpyen riſſen ihm nicht nur jeden Pfennig, den er aus den Früchten ſeiner Fluren löſete, zur Tilgung wucherlicher Zinſen, aus der Hand, ſondern drohten überdies, wenn er nicht bald den letzten Heller der Kapitale be-

zahle, ihn den noch gierigern Harpyenklauen des Konkursprozesses zu überliefern. Um diesem harten Schicksal auszuweichen, entschloß er sich zu einer reichen Heyrath, gegen die sein Herz freilich viele Einwendungen machte.

In seiner Nachbarschaft lebte seit vollen funfzig Jahren eine adliche Jungfrau, die, wegen ihrer langen, dürren Gestalt, von den Spottvögeln der Gegend mit dem Ekelnamen, Kreutzspinne, belegt wurde. Dennoch war es ein Wunder, daß sich in dem goldnen Netz dieser Spinne noch kein Liebhaber gefangen hatte; denn der allgemeine Ruf machte sie zur Besitzerin des zwanzigsten Theils einer Million. Dieser Dame trug sich Alwing jetzt an.

Sie erröthete züchtig und schamhaft, wie ein sechzehnjähriges Mädchen, und bat sich Bedenkzeit aus. Ein schreck-

hafter Beſcheid für den Hauptmann, der nun eine genaue Unterſuchung ſeiner zerrütteten Umſtände, und endlich einen Korb befürchtete. Doch ſeine Sache ſtand nicht ſo ſchlimm. Fräulein Kunigunde war ſehr vortheilhaft für ihn geſtimmt, und hielt blos mit einer entſcheidenden Erklärung zurück, um ſeinen Sieg ein wenig zu erſchweren, und ſich das noch ungenoſſene Vergnügen eines zärtlichen Liebeshandels zu verſchaffen.

Wer Zeit übrig hat und einem ſchönen, geiſtreichen Mädchen huldiget, dem mag es ganz angenehm ſeyn, die Stufenleiter der Liebe langſam hinauf zu klimmen. Der Kapitain aber ſtand gleichſam auf Nadeln. Er hätte lieber heut als morgen ſeine unhöflichen Mahner mit Kunigundens Brautſchatz zum Schweigen gebracht, und ſollte nun erſt noch lange mit der alten, häßlichen

Zierpuppe tändeln und ſchön thun. Eine doppelt peinliche Lage, in die er ſich aber durchaus fügen mußte, wenn er zu ſeinem Zweck gelangen wollte.

Mit gewaltſam unterdrücktem Widerwillen begann er das Spiel ſeiner Liebhaberrolle. Er ſeufzte nach einem holden Blick von kleinen, aſchfarbigen Augen, ſchmachtete nach dem ſchauderhaften Druck einer knöchernen Todtenhand, und verglich in baar bezahlten Verſen — die ihm, zum Glück, der Schulmeiſter ſeines Dorfes um ein billiges Trinkgeld lieferte — ein kupfriges Runzelgeſicht mit aufblühenden Lilien und Roſen.

Dieſes weinerliche Luſtſpiel gefiel der ſpinnenartigen Dame ſo wohl, daß ſie die Entwickelung des letzten Akts immer weiter hinaus ſchob. Ein volles halbes Jahr mußte der Kapitain ihr

tauſend ſüße Sächelchen vorſchwatzen, indeſſen ſeine Gläubiger immer bitterer mit ihm ſprachen. Endlich ward das Herz der Spröden erweicht. Sie liſpelte mit niedergeſchlagenen Augen das ſüße Ja der Erhörung, und erlaubte, Vermählungsanſtalten zu treffen.

Alwing betrieb dieſes Geſchäft, nach ihrem ausdrücklichen Verlangen, mit möglichſter Heimlichkeit, und glaubte ſchon alle Berge der Hinderniß überſtiegen zu haben, als ihn ſeine ſchöne Braut, durch den Vorſchlag einer nächtlichen Entführung, in Erſtaunen ſetzte. Potz Ziererey und kein Ende! dacht' er, und knirſchte verſtohlen mit den Zähnen. Sie will entführt ſeyn? Sie, deren Thun und Laſſen der ganzen Welt ſo gleichgültig iſt, daß ſie ihren Hochzeittag in allen Europäiſchen Zeitungen bekannt machen könnte, ohne den gering-

ſten Einſpruch zu befürchten? — Dieſe Gedanken ließ er aber ſo wenig laut werden, daß er vielmehr den abgeſchmackten Einfall eine allerliebſte Idee nannte, und ſogleich nach Haus eilte, um die nöthigen Vorbereitungen zu machen.

Mit dem Schlage der Mitternachtſtunde kömmt er auch wirklich in einer ungeheuern, ſchwerfälligen Karoſſe, die ſchon zu ſeiner Väter Zeiten ein altmodiſches Gebäude geweſen war, und jetzt von zwey lebensſatten Ackergäulen mühſam fort geſchleppt wird, vor des Fräuleins Haus gerumpelt. Er findet es feſt, wie ein Kloſter, verſchloſſen. Ein Fenſter aber öffnet ſich leiſe, und eine vermummte Geſtalt huſtet und biſtet herab. Sie dehnt ſich jetzt, wie ein Geſpenſt, empor, ſtreckt ein Paar lange Beine rückwärts heraus, und beginnt

an

an einer Strickleiter herunter zu klettern. Der Kapitain ſteht ſtarr, wie eine Meilenſäule, und weiß nicht, was er bey dieſer Geſchichte denken ſoll. Endlich erreicht die Maske den Boden, und fliegt mit den Worten: „Nun, mein Geliebter, auf ewig dein!“ in ſeine Arme.

Jetzt erſt erkannt' er Kunigunden. Ihn überlief bey dem Wörtchen ewig ein kalter Schauer, und mit zitternden Händen hob er ſeine romantiſche Braut in den Wagen. Sie drückte ſich, mit verhülltem Geſicht, in eine Ecke, und befahl dem Kutſcher, ſo ſchnell als möglich zu fahren. Allein Herr Michel, der das Entführungsweſen nicht aus Romanen gelernt hatte, und eben ſo, wie ſeine alten Gurren, die Bedachtſamkeit liebte, ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern ſchleifte die Verlobten im ruhig-

ſten Vierwagenſchritt aufs nächſte Dorf, wo der Pfarrer den Segen über ſie ſprach.

Die Schönheiten, von denen der neue Ehemann noch in derſelben Nacht Beſitz ergriff, gewährten ihm, wie man von guter Hand weiß, wenig Vergnügen. Angenehmer waren ihm die klingenden Reitze, die er am folgenden Tage mit lüſternen Augen und Händen durchlief. Seine Freude ließ aber, nach vollendeter Muſterung, die Flügel etwas ſinken. Er fand das Heer des holländiſchen Fußvolks und der lüneburgiſchen Roſſe, womit ihm ſeine Gemahlin gegen die furchtbare Macht ſeiner Gläubiger zu Hülfe kam, um die Hälfte kleiner, als es der lügenhafte Mund des Gerüchts angegeben hatte. Von unten hinauf und von oben herunter gezählt, war und blieb es zu ſchwach, ihm einen

allgemeinen Frieden zu verſchaffen. Es reichte nur mühſam hin, einige ſeiner hitzigſten Feinde ganz aus dem Felde zu ſchlagen, und mit den übrigen einen Waffenſtillſtand zu ſchlieſſen.

So war doch wenigſtens auf einige Jahre die Ruhe von auſſen geſichert. Bald aber brach ein innerlicher Krieg bey ihm aus. Seine Gemahlin hatte ſich in ihre Romanengrillen ſo tief eingeniſtet, daß ſie auch jetzt noch das girrende Turteltaubenleben des Brautſtandes fortzuſetzen verlangte. Sie hielt ſich, von der Taſchenſpielerin, Eitelkeit, geblendet, für jung und ſchön, wollte nach dieſem Maßſtabe behandelt, und immer geſchmeichelt und geſtreichelt ſeyn. Alwing hingegen war von Natur ein gerader, ernſthafter Biedermann, der in ſeinem Leben nie, ſelbſt als Jüngling nicht, wenn er auch glühend liebte, die

honigsüße Sprache des Stutzers gesprochen hatte. Es fiel ihm daher ganz unmöglich, diesen fremden Ton, zu dem er sich ein halbes Jahr mit der peinlichsten Anstrengung gezwungen hatte, länger im Umgange mit einem Weibe fortzuführen, das er nicht lieben konnte. Er glaubte den Forderungen der Dankbarkeit genug zu thun, wenn er sich als ein freundlicher, gefälliger Ehemann betrüge: Seine empfindsame Hausfrau war aber damit nicht zufrieden, sondern klagte vom Morgen bis zum Abend über seinen Kaltsinn, und erklärte zuletzt ganz unverblümt, daß sie vollkommen berechtiget sey, Liebkosungen von ihm zu erwarten, da sie solche theuer genug erkauft habe.

Dies war gleichsam das Manifest einer ewigen Hausfehde. Alwings Antwort goß vollends Oel ins Feuer.

„Herzliche Liebe“ ſprach er „iſt nirgends für Geld feil; am wenigſten aber, wenn man mit grauen Haaren zu Markt geht.“ — Ein Furienblick, von dem Wurf einer Kaffeetaſſe nach ſeinem Kopfe begleitet, eröffnete nun von Kunigundens Seite förmlich den Krieg.

Mit dieſer Feierlichkeit hielt der Eheteufel Asmodi ſeinen Einzug in Alwings Mauern. Ein einziges böſes Weib quälte nun den unglücklichen Hauptmann mehr, als alle ſeine vorigen, mit Schuldbriefen bewafneten Quälgeiſter. Dieſe fanden ſich ohnedem, nach abgelaufenen Nachſichtsfriſten, allmählich wieder ein, und er ſah ſich genöthiget, um nur die unermüdetſten Läufer los zu werden, ein neues, beträchtliches Kapital bey einem wohlhabenden Nachbar aufzunehmen, der ehmals mit ihm bey Einem Regimente,

als Oberſter, geſtanden und ſich nun auch in den ruhigen Schooß des Landlebens zurück gezogen hatte.

Wer einen Drachen am Tiſch und im Bette, und überdies noch eine drückende Schuldenlaſt auf dem Nacken hat, iſt wahrlich ein ſehr unglücklicher Mann. Um ſo mehr war Alwing zu beklagen, der nicht allein dieſes doppelte Kreutz trug, ſondern auch noch mit mehrern Sorgen und Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte.

Mariane (ſo hieß ſeine Tochter) war jetzt ſiebzehen Jahr alt, und ein Mädchen von feurigem Temperament. Sie ſchien ſich auf ihren feinen Wuchs, ihr glattes Geſicht und blaues Auge nicht wenig einzubilden, und ſichere Rechnung zu machen, daß gegen dieſen Einſatz bald ein guter Gewinn in der Eheſtandslotterie für ſie ausfallen müſſe.

Armes Kind, dachte der Vater, deine Hoffnungen werden dich täuſchen! Du biſt leider noch nicht bey der Erfahrung in die Schule gegangen! Manches Mädchen ſetzt eine gröſsere Summe von Reitzen in jenes Glücksſpiel, zieht aber immer und immer Nieten, und fällt endlich gar in die Klaſſe der alten Jungfern. Dies wird auch dein Schickſal ſeyn; denn ich bin leider zu arm, dir ein ſicher gewinnendes Loos für eine halbe Tonne Goldes zu kaufen. O würde doch mein innigſter Seelenwunſch, dich in den Armen eines wackern Mannes glücklich zu ſehen, recht bald erfüllt! Aber ich werde wohl, ohne den Genuſs dieſer Freude, zur Grube fahren. —

Dieſe Bekümmerniſs macht Alwings Vaterherzen Ehre. Nun aber gerathen Wir, ſein Geſchichtſchreiber, ein wenig in Verlegenheit. Es geht Uns wie dem

beliebten, und wegen seiner Unpartheilichkeit weltberühmten Hamburger politischen Journalisten, der immer bitterlich über Bauchgrimmen klagt, wenn er von seinen Lieblingen, den Neufranken, einen tollen Streich berichten muß. Wohlan, Wir wollen Uns jetzt in diesem reinen Spiegel der Wahrheit und Unbefangenheit beschauen, und dadurch zu dem Muth stärken, auch von unserm Freund Alwing eine kleine Schwachheit öffentlich bekannt zu machen.

Dieser alte, deutsche Degenknopf, der in mancher Schlacht, donnernden Feuerschlünden gegenüber, wie ein Fels im stürmenden Meer, gestanden hatte, fürchtete sich, wie ein Kind, vor — Fledermäusen. Wo er eine sah, ergriff er schimpflich die Flucht. Er ward von seinen ehemaligen Kameraden, die zwar vor Kanonen zitterten, aber gegen

Fledermäuse rechte Helden und Eisenfresser waren, oft darüber verspottet; dennoch war es ihm unmöglich, sich mit Tapferkeit gegen diese geflügelten Feinde zu rüsten.

Die Burg seiner Väter, ein altes, gothisches Gebäu, war seit Olims Zeiten ihr Hauptquartier. Sobald es Abend ward, zogen sie in Schaaren aus, und machten für ihn das ganze Haus unsicher. Er kündigte ihnen, als er sein Schloß zum beständigen Wohnort wählte, öffentlich den Krieg an, überfiel sie, an der Spitze seines bewafneten Hausgesindes, in ihren Quartieren, und tödtete Tausende. — O wie weit war das Schicksal dieser unglücklichen Nachtvögel von dem Schicksale mancher Menschen, die ihnen gleichen, verschieden! Diese befinden sich am besten, so lange sie in den finstern Gegenden der

Dummheit und Geistesarmuth verweilen. Niemand haßt sie, Niemand verfolgt sie. Die Wiener Zeitschrift setzt ihnen sogar löschpapierne Monumente. Jene hingegen wurden eben, weil sie im Dunkeln herum flatterten, vernichtet. — Ihre Niederlage war fürchterlich und fast allgemein. Es entkam, durch schnelle Flucht, nur Eine, die aber an Keckheit und Größe die Erschlagenen übertraf, und auch allen nachherigen Verfolgungen auswich. Alwing setzte vergebens auf ihren Kopf einen Preis. Niemand ward so glücklich, ihn zu verdienen.

Sie war es, deren plötzliche Erscheinung den Kapitain in dem stillen Genuß eines Pfeifchens störte, welches er in die kühle Luft eines lieblichen Sommerabends zum Fenster hinaus dampfte. Er überwarf sich, wie wir,

hörten, mit der Natur über die Schöpfung der Fledermäuse, und schielte zugleich durch die Scheiben, um den Flug seiner Feindin zu beobachten. Es schien aber, als ob sie ihm nur gelegentlich einen guten Abend habe bieten wollen; denn sie flog nicht wieder vorüber.

Nachdem er eine halbe Stunde hinter der Verschanzung seines Fensters gesessen hatte, erlag er der Versuchung, es wieder zu öffnen. Er verfuhr dabey mit schlauer Behutsamkeit, und schickte vor der Hand nur seinen türkischen Pfeifenkopf durch eine kleine Lücke gleichsam auf Kundschaft aus. Der Weg blieb rein. Nirgends war eine feindliche Bewegung wahrzunehmen. Nur dann und wann schwirrten friedliche Maykäfer vorbey.

Nun wagte der Hauptmann, seinen Kopf dem Türkenkopf nachzusenden.

Seine Augen flankirten Anfangs mit möglichster Geschwindigkeit rechts und links, um einen Ueberfall zu verhüten. Allein nach und nach wurden sie dieser Thätigkeit müde, und ruhten bisweilen auf dem Gipfel eines vom Mond bestrahlten Baumes, oder auf der silbernen Welle des Wiesenbaches. Einer dieser sorglosen Augenblicke kam aber theuer zu stehen, weil ihn die Fledermaus zu einer boshaften That benutzte. Sie schwebte von einer unbewachten Seite daher, richtete schnurstracks ihren leisen Flug nach dem Kopfe des ruhigen Schmauchers, und eh' er sich des Unglücks versah, faß sie in seinen Locken, in seinen schönen, rabenschwarzen Locken, die sein Stolz und seine Freude waren.

Er brach in ein Zetergeschrei aus, und lief stöhnend, wie ein angeschossenes

Wild, im Zimmer auf und nieder. Hundertmahl erhoben ſich ſeine Hände, um den zudringlichen Gaſt aus den Haaren zu reiſſen, und hundertmahl ſanken ſie vor Abſcheu zurück. Seine Gemahlin, die ſich in einem Nebenzimmer befand, und ſein Aechzen vernahm, eilte jetzt mit den liebreichen Worten: „Was ſchreit denn der Narr?“ ihm zu Hülfe.

Er. Ach, liebes Gundchen, ſieh an!

Sie. (mit boshaftem Lachen.) Ey, was du da für ein ſchönes Vögelchen gefangen haſt!

Er. Spotte nicht, liebes Herz, ſondern hilf mir!

Sie. Kannſt du dir nicht ſelbſt helfen? Ich dächte, du wärſt alt genug dazu. Du magſt mir ein wackerer

Soldat geweſen ſeyn, du, der nicht einmahl den Muth hat, eine armſelige Fledermaus von ihrem Poſten zu vertreiben.

Er. Du biſt ein Weib, und ich ſchweige. Einen Mann würd' ich hierauf zu antworten wiſſen.

Sie. Wohl gar durch eine Ausforderung? Duelliere doch erſt mit der Fledermaus, die dich heraus gefordert hat!

Er. Ich bitte dich, liebes Gundchen, verdirb nicht die Zeit mit ſolchen Neckereyen.

Sie. Ja, nun bin ich auf einmahl wieder dein liebes Herz, dein liebes Gundchen geworden. Wie lang' iſt's wohl, daß du mich nicht ſo genannt haſt? Es geſchah, denk' ich, zum letzten Mahl, als ich dir meine Dukaten und Louisd'or auslieferte?

Er. O Weib, Weib! Deine Worte ſind Dolche! Verlaß mich, wenn du nicht —

Sie. Gleich wieder patzig! Was ſoll ich denn thun?

Er. Was du willſt, was du kannſt. Mache nur geſchwind, daß ich das Thier los werde.

Sie. (mit ſcheinbarer Gutmüthigkeit.) Nun ſo wart', ich will eine Schere holen.

Er. Eine Schere? Wozu eine Schere?

Sie. Ueberflüßige Frage! Um die Fledermaus auszuſchneiden.

Er. Auszuſchneiden? Aus meinen Haaren zu ſchneiden? Das kann unmöglich dein Ernſt ſeyn.

Sie. Gut, so will ich gespaßt haben, und dir deine Fledermaus lassen.

Er. (verdrüßlich.) Nun so geh!

Sie. Wohin? Du machst doch wahrlich ein griesgrammendes Gesicht, als ob du mich zum Meister Pferdefuß schicken wolltest.

Er. Ueber die Wortverdrehungen! Nach der Schere sollst du gehen, sag' ich, geschwind gehen. Indem du hier stehst und zankst, verwickelt sich die Bestie, indem sie sich losmachen will, immer tiefer.

Eben das wollte Kunigunde haben. In dieser Absicht spann sie den Streit mit ihrem Manne so weit aus, und ließ auch länger, als nöthig war, auf ihre bewafnete Zurückkunft warten.

„Komm, komm!“ rief ihr Alwing voll Ungeduld entgegen. „Komm, liebe Frau!

Frau! Aber verfahre ſäuberlich mit mir! Ich vertraue deiner Grosmuth meine Haare, die ich, wie dir bekannt iſt, ein wenig lieb habe. Laß mich ja, ich beſchwöre dich, ſo wenig als möglich verlieren!“ —

„Sey ohne Sorgen!“ antwortete ſie traulich. „Sey ganz ohne Sorgen, lieb Männchen, und ſitze nur ſtill! Ich werde dir gewiß nichts zu Leid thun. Wenn ich gleich manchmal aufbrauſe, bin ich dennoch ein gutes Weib.“ —

Durch dieſe Katzenfreundlichkeit getäuſcht, ſaß er geduldig, wie ein Schaf bey der Wollſchur. Er ahndete nicht Kunigundens boshaften Plan, und ſah nicht ihr ſchreckliches Mienenſpiel hinter ſeinem Rücken. Rachgier und Schadenfreude legten auf ihrem Angeſicht die Masken ab, und bildeten es zu einer vollkommenen Teufelsphyſiognomie.

Mit gierigen Händen, zu Klauen gekrümmt, ergriff sie jetzt Alwings unschuldigen, von der Fledermaus gar nicht berührten Haarzopf, und schneller, als man Nu sagt, war er glatt vom Kopfe weg geschnitten. Dies unverdiente Schicksal traf auch im nächsten Augenblick eine völlig gesunde Locke, und dann zog erst der Würgengel über die andere, wo sich der Nachtvogel eingelogirt hatte. Sie ward ebenfalls im Huy abgemäht, und nebst der sorgfältig geschonten Fledermaus zum Fenster hinaus geworfen.

Alwing saß, während dieser Verwüstung, natürlicher Weise nicht still. Er schrie laut, wie unter Mörderhänden, und suchte zu entfliehen. Allein Kunigunde streckte sich mit ihrem Riesenkörper, wie ein drückender Alp, über ihn, und hielt ihn zugleich so fest bey den

Haaren, daß er ſich nicht eher vom Stuhl empor arbeiten konnte, bis das Werk vollbracht war. Jetzt ließ ſie ihn los. Der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit nächte, war ein Sprung zum Spiegel. Er ſchauderte vor ſeiner eigenen Geſtalt, und rief verzweiflungsvoll aus: „O du grauſames Weib, was haſt du gethan!“ —

Sie. Was werd' ich gethan haben? Deinen Willen hab' ich gethan.

Er. Meinen Willen! Wie kannſt du ſo unverſchämt reden? Bat ich dich nicht, meine Haare zu ſchonen? Heh, bat ich dich nicht?

Sie. Nun ja doch. Was konnt' ich aber dafür, daß ſich die Fledermaus in Zopf und Locken zugleich einquartiert hatte?

Er. Es iſt nicht wahr. Du lügſt.

Sie. Und du geberdeſt dich wie ein Kind, das ſein Spielzeug verlor. Was iſt's denn nun für ein groſſes Unglück?

Er. Weiter nichts, als daß ich eine Perücke tragen muß.

Sie. Wärſt du doch längſt ſo klug geweſen. Dir geht es gerade, wie dem Prinzen Abſalon. Weißt du nicht, was für ein luſtiges Schild einsmahls ein Perückenmacher aushing, um die Nützlichkeit ſeiner Produkte der Welt zu empfehlen?

Er. Was kümmert's mich?

Sie. Es war ein Gemälde von Abſalon, wie er mit ſeinen Haaren an einer Eiche hängt. Darunter ſtanden die Worte:

„Hätt' Ihro Königliche Hoheit eine Perücke getragen,
ſo dürfte ſie nicht dieſes Unglück beklagen."

Nun, iſt das nicht luſtig?

Er. Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, an solchen Possen Geschmack zu finden.

Sie. Es läßt sich aber eine sehr ernsthafte Anwendung davon auf dich selbst machen. Uebrigens sag' ich dir zum Trost, ein niedliches, weiß gepudertes Häubchen von Ziegenhaaren wird dich gar nicht übel kleiden.

Er. So?

Sie. Doch gesteh' ich auch, daß mir meine natürlichen grauen Haare, die du mir so oft vorgeworfen hast, immer noch lieber sind.

Er. Hä, jetzt thu' ich einen tiefen Blick in deine schwarze Seele! Also hat Rache, niederträchtige Rache die verwüstende Schere geführt? O es ist ein schreckliches Schicksal, an einen solchen Unhold, wie du, mit ewigen Ketten geschmiedet zu seyn!

Sie. Wie pathetiſch! Du ſprichſt ja ſo hoch, wie ein Trauerſpiel! Immer weiter in den Text! Es kann nicht ſchaden, wenn du dich ein wenig in der Beredſamkeit übſt.

Er. Stoff genug hätt' ich. Du beträgſt dich bey allen möglichen Vorfällen als meine geſchworne Feindin. Jetzt war nun die ſchönſte Gelegenheit, mir das verhaßte Geſchöpf, die Fledermaus, vom Hals zu ſchaffen. Es wäre mir ungemein lieb geweſen; ich hätte vielleicht ſogar den Verluſt meiner Haare darüber vergeſſen: Aber nein, das Leben wird ihr geſchenkt, damit ſie mich weiter necken kann.

Sie. Wenigſtens fliegt ſie dir nun nicht mehr in die Haare.

Er. Dafür hat deine milde Hand freilich geſorgt. Aber dennoch wird die

verwünſchte Beſtie mich noch oft erſchrecken. Wie leicht hätteſt du ihr nicht das auf ewig verbieten können?

Sie. Was du nicht ſagſt! Alſo ſoll ich den Scharfrichter machen, wenn ſich die oder jene Kreatur an der Majeſtät deines Hauptes verſündiget?

Er. Ich wollte, daß die Fledermaus nun zur Dankbarkeit dein Scharfrichter würde, und in der Geſtalt eines böſen Kobolds dich todt peinigte.

Sie. Ein frommer Wunſch, der mir aber nicht die geringſte Sorge macht. Ich und die Fledermaus thun einander nichts.

Er. Ihr ſeyd freilich ein Paar würdige Schweſtern.

Kunigunde verließ jetzt mit ſchmetterndem Hohngelächter das Zimmer,

und ſchlug die Thür ſo krachend hinter ſich zu, daß Wand und Fenſter dröhnten. „Den Kopf dazwiſchen!“ rief Alwing ihr nach, und wechſelte nun acht Tage lang kein Wort weiter mit ihr. Er verſchloß ſich, wie ein Einſiedler, in ſein Gemach, und trug Leid um den verlorenen Schmuck ſeines Hauptes.

Unterdeſſen war ein geſchickter Zunftgenoß des Mannes, vor deſſen Thür der Knabe Abſalon hing, mit dem beſtellten Kunſtwerke fertig geworden. Er kam ſelbſt, um den Hauptmann damit zu krönen, und verſicherte bey ſeiner Ehre, daß dieſes wohl gerathene Perückchen ein königliches Anſehn gebe.

Alwing war anderer Meynung, und mißfiel ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er gegen die Fledermaus und ſein Weib in neue Wuth gerieth. Er ſchwur jener den

Tod, und ſuchte ſie verſchiedene Abende hinter einander, mit einer Art von Bienenkappe über dem Kopf und einem ſcharfen Degen in der Hand, in allen Winkeln des Hauſes. Aber dieſe Streifzüge blieben fruchtlos; denn die Verbrecherin war ſeit ihrer letzten That unſichtbar geworden.

Schon volle zwey Monate hatte der Kapitain Ruhe vor ihr, als eines Tages der alte Oberſte, dem er mit einem ſtarken Kapitale verwandt war, unvermuthet bey ihm einſprach. Ueber dieſen Beſuch erſchrak er nicht minder, als ob ein ganzes Volk Fledermäuſe vor ihm aufgeflogen wäre; denn die Schuld war verfallen, und die Miene des Alten verrieth deutlich die Abſicht, ſie einzumahnen.

„Guten Tag, Alwing!“ rief er im Hereintreten: „Man muß nur ſelbſt bey

dir ins Land rücken, ſonſt ſieht und hört man dich nicht.“ —

Alwing. Verzeihen Sie, Herr Oberſter! Es wäre freilich längſt —

Oberſter. (näher kommend.) Donner und Wetter! Wie ſiehſt du aus? Haſt ja deinen Kopf mit einer Perücke verſchanzt! Wie biſt du, alter Kriegsknecht, auf dieſen Spießbürger-Einfall gekommen?

Alwing. Durch einen Zufall, der mich —

Oberſter. (einfallend.) Erzähle mir das hernach! Wie ſtehn deine Aktien ſonſt?

Alwing. (mit der Achſel zuckend.) Schlecht.

Oberſter. Schlecht und immer ſchlecht? Du biſt ein unglücklicher Vogel, der auf gar keinen grünen Zweig kommen kann.

Alwing. Leider.

Oberſter. Ich höre das nicht gern; denn ich brauche mein Geld.

Alwing. Haben Sie Geduld mit mir!

Oberſter. Geduld iſt ein guter Gläubiger, aber ein ſchlechter Bezahler.

Alwing. Ein langſamer wenigſtens. Wollte der Himmel, ich könnte ſchneller ſeyn.

Oberſter. Nun ſo muß ich wohl noch ein Jährchen warten.

Alwing. Sie erweiſen mir dadurch eine ungemeine Wohlthat.

Oberſter. Gut, es ſey! Ich erbitte mir aber ein neues Dokument, und die rückſtändigen Intereſſen.

Fröhlich ſuchte der Kapitain ſeine letzten Münzen zuſammen, zählte ſie auf, und ſetzte ſich hin, um den ver-

langten Schuldbrief zu ſchreiben. Ein ſchweres Stück Arbeit für ihn, der den Degen beſſer als die Feder zu führen verſtand. Er kritzelte faſt eine Stunde lang, und es war ſchon Abend, als er das Papier dem Oberſten überreichte. Dieſer ſchob ſeinen Stuhl an den Tiſch, zog die Brille hervor, und fing an zu leſen. Fenſter und Thür ſtanden, nach einem heißen Tage, der freundlichen Abendluft offen.

Dieſer Gelegenheit bediente ſich aber ein unfreundliches Weſen — die Fledermaus — zu einem Spatzierflug durchs Zimmer. Sie ſchoß plötzlich herein, und umkreißte das Licht. Der Kapitain erblickte ſie, ſtieß einen hellen Schrey aus, und bedeckte mit beiden Händen den Kopf. Der Oberſte hingegen war in ſeine Lektüre vertieft, und wegen ſeines kurzen Geſichts befand ſich ſeine

Naſe mit dem Blatt Papier und dem Licht in ſehr naher Nachbarſchaft. Er ward deshalb den herbey ſchwärmenden Nachtvogel nicht eher gewahr, bis er ihm an die Ohren ſtreifte. Jetzt fuhr er erſchrecken zuſammen, verletzte darüber die ſchmahle Gränzſcheidung zwiſchen ſich und dem Leuchter, und die Lichtflamme rächte ſich augenblicklich dafür, indem ſie ihm Finger und Manſchetten verſengte. Die Feuersbrunſt ergriff endlich auch des Hauptmanns Schuldbrief, und binnen einer halben Minute war er, ſamt des Oberſten breiten Handkrauſen, in Aſche verwandelt. Indeſſen hatte ſich die Unglücksſifterin wieder aus dem Staube gemacht.

„Ich bedaure, Herr Oberſter!“ ſagte der Hauptmann: „Sie ſind erſchrecken, und haben noch überdies ein Paar ſchöne Manſchetten eingebüßt.“ —

„Hm!“ antwortete lächelnd der Abgebrannte, indem er ſich mit Wegräumung des Schutts von Hand und Aermel beſchäftigte — „Hm! der Schreck iſt vorbey, und den Verluſt will ich mir auch ſchon erſetzen. Wenn's nicht anders iſt, geh' ich auf den Brand betteln.“ —

„Sie haben gut lachen, Herr Oberſter!“ ſeufzte Alwing. „Ein Stückchen Neſſeltuch iſt freilich bald wieder anzuſchaffen. Wär's Ihnen nur wie mir ergangen, und die Fledermaus hätte Sie um Ihre Haare gebracht, was würden Sie fluchen und Teufel citiren!“ —

„Wie?“ rief der Oberſte: „Dieſe Fledermaus hat dir deine Haare geſtohlen? Wie in aller Welt fing ſie das an?“ —

Alwing erzählte nun die uns ſchon bekannte Geſchichte.

»Hohl' der Henker das alte Teufelsbeest, deine Frau!« zürnte der Oberſte. »Mir ſollte ſie nicht ſo kommen. Ich ſchlüge zu, ſo lang' ich Hand und Stock rühren könnte. Der Mann muß ſchlechterdings kommandirender General im Hauſe ſeyn. Hätt'ſt du nur gleich vom Anfang alle Subordinationsfehler tüchtig beſtraft, ſo wär' es nie zu dieſem Hauptexzeß gekommen. Wahrlich, wenn du nicht bald das Rauche heraus kehrſt, ſo jagen dich die beiden Alliirten, dein Weib und die Fledermaus, nächſtens aus dem Gute. — Wie wird's nun mit der verbrannten Obligation? Hier iſt die alte. Ich hatte ſie vorher ſchon zerriſſen, und habe nun über das Geld, das du mir ſchuldig biſt, keinen Buchſtaben in den Händen. Wenn du kein ehrlicher Mann ſeyn wollteſt —«

Alwing. Sie kränken mich, Herr Oberſter! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Ihnen augenblicklich ein neues Dokument ſchreibe.

Oberſter. Ich danke für deinen guten Willen. Dir wird aber das Schreiben und mir das Leſen ſauer; drum dächt' ich, wir ließen's ſeyn.

Alwing. Unmöglich. Ihr Vertrauen in meine Ehrlichkeit iſt mir zwar ſehr ſchmeichelhaft, und ſo lang' ich lebe, könnten Sie ſich auch auf mein Wort, wie auf Brief und Siegel, verlaſſen: Allein ich kann plötzlich ſterben, und dann —

Oberſter. Biſt du mir nichts mehr ſchuldig.

Alwing. Doch meine Erben. Wenn aber Schwarz auf Weiß fehlt, denkt meine Frau vielleicht klein genug —

Ober-

Oberſter. Nein, um's Himmels Willen, mit dieſer Xantippe mag ich nichts zu theilen haben. Du biſt mir ſchon jetzt nichts mehr ſchuldig.

Alwing. Ich verſtehe Sie nicht.

Oberſter. Nun ſo muß ich mich deutlicher erklären. Du verlangteſt vor einigen Jahren von mir ein ſtärkeres Kapital, als dir dein Kredit, der auf ziemlich ſchwachen Füßen ſtand und wohl noch ſteht, irgend ſonſt wo verſchaft haben würde. Ich gab dir's, aus alter Kameradſchaft, ohne Widerrede —

Alwing. Großmüthiger Mann!

Oberſter. Laß mich ausreden! Ich gab dir's, und beſchloß zugleich, es nie im Ernſt wieder zurück zu fordern.

Alwing. Sie ſetzen mich in Erſtaunen.

Oberſter. Poh Zwiſchenplapperey! Ruh' im Bataillon!

Alwing. Verzeihung!

Oberſter. Du bringſt mich immer aus Reih' und Glied; das kann ich nicht leiden. — Alſo, wie geſagt, es war gleich mein Wille, dir mit den paar tauſend Thalern ein Geſchenk zu machen. Daß ich mich aber darüber nicht erklärte, ſondern Zinſen nahm, und dich ſogar von Zeit zu Zeit mahnte — das thät ich aus der wohl gemeinten Abſicht, dich dadurch zur Sparſamkeit und guten Wirthſchaft zu ſpornen. Ich dachte: Wenn der Burſche gleich erfährt, daß er für die Wiederbezahlung nicht ſorgen darf, ſo glaubt er, einen Schatz gefunden zu haben, und fängt wieder an zu lockern, wie beym Regimente. Was meynſt du? Hätt' ich Recht gehabt?

Alwing. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Der Menſch kennt ſich ſelbſt am wenigſten. Zwanzig Jahre tiefer ins Leben hinein machen wohl klüger.

Oberſter. Nicht immer, Freund, nicht immer. Der Weg, den ich einſchlug, war der ſicherſte. Doch ſorgt' ich auch für den Fall, wenn etwa der Feldherr, der als Kommandoſtab eine Hippe führt, mich unvermuthet zum Abmarſch kommandirte. Ich machte nemlich ein Teſtament, worin ich verordnete, dir deine Schuldverſchreibung, durchſtrichen und zerriſſen, ſamt allen von dir bezahlten Intereſſen, zurück zu geben.

Alwing. Aber bedenken Sie, edler Mann, ihr Neffe —

Oberſter. Schweig von dieſem Wüſtling! Er ging auf Reiſen, um, wie er ſagte, Menſchenkenntniß einzuſammeln; wie ich aber höre, ſtudirt er

sie blos bey den Buhlerinnen in London und Paris, und lauert in den Armen der Schwelgerey und Wollust auf die Nachricht von meinem Tode. Dann wird er mit Kourierpferden kommen, um die Erbschaft zu heben; jetzt aber fragt er nicht eher nach mir, als bis er neue Wechsel braucht. — Wär' ich nun nicht ein lächerlicher Thor, wenn ich für diesen Undankbaren Geld zusammen scharrte, und mich des Vergnügens beraubte, einen alten, wackern Freund zu unterstützen? Nein, jenem Sausewind zu Gefallen hätt' ich keinen Buchstaben in meinem letzten Willen verändert, nun aber muß ich freilich einen andern entwerfen, nachdem die Fledermaus deinen Schuldschein vernichtet hat.

Alwing. Das verdammte —

Oberster. Halt! Du willst doch wohl nicht etwa deine Wohlthäterin

ſchimpfen? Sie iſt es in der That. Hätte ſie ſich nicht ins Spiel gemiſcht, ſo wärſt du vielleicht noch manches Jahr mein vermeintlicher Schuldner geblieben. Da ich aber bey dieſer Gelegenheit erfahren habe, daß deine Hausehre, oder vielmehr Hausſchande, dir das Leben ohnedem ſauer genug macht, ſo würd' ich hart gegen dich handeln, wenn ich dich einen Augenblick länger mit unnöthigen Sorgen quälte. Wir ſind alſo quitt, völlig quitt. Streiche deine hier aufgezählten Intereſſen wieder ein. Die von den vorigen Jahren ſollſt du morgen zurück erhalten. Nun aber Lied am Ende, und keine Sylbe weiter von der Sache!

Alwing. Ich bin betäubt — ich kann nicht Worte finden —

Oberſter. (ihm den Mund zuhaltend.) Ey, du ſollſt nicht einmahl Worte ſuchen,

sondern Ordre pariren und schweigen. Laß meinen Wagen vorfahren! Es ist die höchste Zeit, daß ich heim komme.

„Ich muß gestehn," — sprach Alwing für sich, als der Oberste fort war — „ich muß wahrlich gestehen, daß mir die Fledermaus diesmahl einen treflichen Dienst geleistet hat. Ich könnt' ihr fast gut seyn — huh! nein, das kann ich unmöglich. Mit der Liebe mag's bleiben; doch will ich aus Dankbarkeit aufhören, sie zu verfolgen, und es auch meinen Leuten untersagen." — So that er auch.

Einige Wochen nach Publikation dieses Toleranzedikts, veranlaßte die Nachtschwärmerin eine neue Begebenheit in seinem Hause, oder sie mußte vielmehr — um die reine Wahrheit zu sagen — blos ihren Namen dazu leihen. Die Sache verhielt sich so.

Einige benachbarte landadliche Familien hatten den letzten Fasching mit einem Balle beschlossen. Alwing und seine Tochter waren von der Gesellschaft. Die Dorfmusikanten spielten, wie für Bären und Affen; dennoch bewährten die jungen Leute das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen. Erst am hellen Morgen ward unter dem einstimmigen Gesang des bekannten Liedleins: Als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc. der Kehraus gesprungen, und die Gesellschaft ging auseinander.

Diese späte Trennung kam dem schönen Fräulein Alwing und einem gewissen Junker Richard immer noch zu früh. Sie hatten sich wechselseitig gefallen, und waren immer auf ein halbes Dutzend Tänze voraus zusammen engagirt gewesen. Beym Abschied versprach der Junker einen baldigen Be-

ſuch und Mariane geſtand, daß ſie ſich ſehr darauf freue.

Richard hielt Wort; und ward nicht allein von ſeinem Liebchen — wie ſich am Rande verſteht — ſondern auch vom Vater Alving wohl aufgenommen, und ſogar von dem Letztern zu Wiederholung ſeines freundnachbarlichen Zuſpruchs eingeladen. Das ließ er ſich nicht umſonſt geſagt ſeyn. Er kam fleißig getrabt, blieb aber immer nur wenige Stunden, und ſpielte ſein zärtliches Augenſpiel ſo verſteckt, daß ihm weder Vater noch Mutter in die Karte gucken konnten.

Einsmahls hielt er ſich länger als gewöhnlich auf, und hatte mit Marianen viel hinter dem Rücken der Aeltern zu flüſtern. Es ward Abend, und er machte noch immer keine Anſtalt zum Aufbruch. Die Sterne funkelten endlich gar, und

jetzt erſt verlangt' er ſein Pferd. Alwing mußte nun doch, nach den Geſetzen der Höflichkeit, ihn nöthigen, über Nacht da zu bleiben. Es war ein bloſſes Ehrenwort, und nicht wirklicher Ernſt. Richard aber nahm das angebotene Nachtlager mit ſo wenigen Umſtänden und ſo lebhaftem Vergnügen an, daß ſich ſelbſt der Hauptmann, der übrigens von allem Argwohn entfernt blieb, darüber wunderte. Grübeln war jedoch ſeine Sache nicht, er ſchlüpfte daher, nachdem er den jungen Edelmann zu Bett gebracht hatte, ſelbſt auch ruhig in ſeine Federn.

Gegen Mitternacht trieb ihn irgend ein Bedürfniß wieder heraus. Er ſchlich, mit einem Blendlaternchen in der Hand, behutſam auf Filzſocken, um Richarden nicht aufzuwecken, bey deſſen Schlafzimmer ihn ſein Weg vorbey führte.

Dort gab es aber noch keinen Schlummer zu verscheuchen. Der leise Nachtwandler hörte mit Befremden inwendig flüstern. Er blieb stehn und horchte. Zwey Stimmen koßten traulich zusammen. Eine gehörte dem Junker; das war ausgemacht. Ueber die andre hingegen ward er mit seinen eigenen Ohren uneins. Sie wollten seinen väterlichen Unglauben durchaus überzeugen, es sey Marianens Stimme.

Der ehrliche Lauscher befand sich in einer unangenehmen, zweifelvollen Lage. Sollt' er, um hinter die Wahrheit zu kommen, wie ein strenger Polizeymann, auf Oeffnung der Thür dringen, und dadurch das Recht der Gastfreundschaft verletzen? oder sorglos, wie ein Taubet, vorüber gehen, und das Abenteuer gar nicht untersuchen? — Er hatte zu einem so wenig Lust, als zum andern. End-

lich entwickelte ſich der Knoten ſeiner Bedenklichkeiten durch die Entdeckung, daß die Thür nicht verſchloſſen, ſondern nur angelehnt war.

Ha, dachte der alte Kriegsmann, wenn ihr eure Feſtung ſelbſt ſo übel bewahrt, ſo dürft ihr euch nicht wundern, und es geſchieht euch Recht, wenn man heimlich hinein ſchleicht. Hierauf ſtahl er ſich geſchwind und ohne Geräuſch mit dem Kopf zwiſchen Thür und Pfoſte, und fand nun leider durch ſeine Augen beſtätiget, was er vor einigen Minuten den Ohren abſtreiten wollte. Marianchen war wirklich da, und ſaß neben dem Junker, Hand in Hand, übrigens ehrbar und züchtig, auf dem Sopha. Es war eine verliebte Scene, wie ſie allenfalls ein Vater belauſchen konnte.

Ein feines Weilchen nahm er ſich auch unbemerkt die Freiheit, das ſüße

Geschwätz zu behorchen; es blieb ihm aber so unverständlich, als ob die Leutchen syrisch oder arabisch plauderten. Es war ein Galimatias von einzelnen, abgebrochenen Worten, mit langen Gedankenstrichen von Seufzern durchwebt — kurz, die Sprache der Verliebten, die kein Unverliebter ohne Dollmetscher versteht.

Nach und nach wurden die Seufzer immer länger, die Wörtchen kürzer, und endlich verwandelten sie sich gar in stumme Küsse. Diese allgemeine Weltsprache bedurfte keiner Uebersetzung, und der Hauptmann wußte nun ganz, woran er war. Es schien ihm bedenklich, die jungen Leute zu tief in den Text gerathen zu lassen; er trat also mit einem raschen Schritt ins Zimmer, und rief: „Mariane, was machst du hier?“ —

Die armen Ueberraſchten flogen von ihren Sitzen empor, als ſähen ſie einen Geiſt. Der hoch erröthende Junker ſchnitt einen übel gerathenden Bückling. Mariane bedeckte zitternd ihr erblaßtes Geſicht mit dem Schnupftuch, und gab keine Antwort.

„Ich frage, was du hier machſt?“ wiederholte der Hauptmann, mit ſanftem Ernſt.

Das arme Mädchen ſah jetzt bald den zürnenden Vater, bald den verblüfften Liebhaber an, zupfte bald am Schürzchen, bald am Halstuch, öffnete bisweilen zum Sprechen den Mund, ſchloß ihn aber wieder, ohne geſprochen zu haben, und ſtammelte zuletzt: „Papa — die Fledermaus —“

„Wo? wo?“ rief Alwing, und blickte ſcheu umher. „Wo iſt ſie? Ich ſeh' ſie ja nicht!“ —

Mariane konnte sich bey aller Verlegenheit, in der sie sich befand, nicht enthalten, über ihren furchtsamen Vater hinter dem Schnupftuch zu lächeln. Sie merkte, daß sie glücklicher Weise den rechten Ton getroffen hatte, und antwortete nun mit vollkommener Fassung: „Seyn Sie ohne Furcht, Papa! Sie ist jetzt nicht mehr hier.“ —

„Einfältiges Mädchen!“ schmählte der Vater: „Wenn sie wieder fort ist, was brauchst du mir erst zu sagen, daß sie da war? Ich fragte doch nicht nach ihr; sondern ich will wissen, warum ich dich hier antreffe?“ —

„Daran ist eben die Fledermaus Schuld;“ versetzte das Fräulein.

„Potz Fledermaus und kein Ende!“ sprach Alwing. „Wie wäre das möglich?“ —

„Die Sache ging ganz natürlich zu;“ erwiederte Mariane. Ich hatte vorhin noch einen nothwendigen Gang über den Saal, und als ich hierher kam, flog mir die Fledermaus plötzlich entgegen. Vor Schrecken schrie ich laut. Herr von Richard hatte mein Geschrey gehört, und sprang, in der Meinung, daß sich ein Unglück begebe, aus seinem Zimmer. Ich, von der Fledermaus noch immer verfolgt, wußte mich jetzt nicht besser zu retten, als daß ich hinein schlüpfte. Wir sprachen alsdann über diese Begebenheit einige Worte, und ich war schon im Begriff, wieder zu gehen, als Sie herein traten.“ —

„Das ist alles Wahrheit,“ setzte Richard hinzu. Indessen huschte das Fräulein zur Thür hinaus, und überließ dem Junker, die Sache vollends auszumachen.

„Meine Tochter hat mir also wirklich die reine Wahrheit gesagt?“ sprach der Hauptmann, und sah dem verdächtigen Zeugen scharf ins Gesicht. „Ich muß gestehen,“ fuhr er fort, „ich horchte vorhin ein wenig an ihrer Thür, da hört' ich aber kein Wort, das auf die Fledermausgeschichte Bezug hatte. Doch will ich Ihrer Versicherung glauben. Ich hoffe, Sie sind ein Biedermann, von dem ein ehrliebender Vater keinen Schimpf seines Hauses befürchten darf.“ —

„Bey Gott und Ehre nicht!“ rief der Junker. „Beruhigen Sie sich vor der Hand, Herr Hauptmann! Ich werde morgen, eh' ich abreise, alle Ihre Bedenklichkeiten über diesen Punkt zu heben suchen.“ —

Alwing verließ hierauf den Edelmann, und murmelte vor sich: „Hum!

Alle

Alle Bedenklichkeiten heben! Was heißt das? Will er etwa Marianen heyrathen? Da wären sie freilich von Grund aus gehoben, und ich hätte — wie wunderbar! — der verhaßten Fledermaus ein neues, längst gewünschtes Glück, einen braven und reichen Schwiegersohn, zu verdanken.“ —

Daß der Fledermaus diesmahl zu viel Ehre widerfuhr, bedarf wohl keiner weitläuftigen Erklärung. Sie begegnete zwar dem Fräulein auf dem Wege zur verabredeten Zusammenkunft; allein Mariane fürchtete sich nicht im geringsten vor ihr, sondern bediente sich blos dieses Umstandes, um ein Körnchen Wahrheit in das Mährchen zu streuen, das sie mit schneller Gegenwart des Geistes erfand. Hundert Männer hätten vielleicht Alwings schwache Seite nicht so glücklich benutzt, um sich aus einem mißlichen

Handel zu ziehen; aber Weiberlist ist ein geschmeidiger Aal, der überall durchschlüpft. —

Am folgenden Morgen erfüllte Junker Richard die Ahndung des Kapitains, indem er ihn, mit einer förmlichen Anwerbung um Marianen, noch im Bett überraschte. „Sie bieten mir, nach dem gestrigen kleinen Nachtschrecken, einen angenehmen guten Morgen:“ antwortete Alwing: „eh' ich mich aber dafür bedanke, möcht' ich gern wissen, ob Sie mich etwa für einen reichen Mann halten?“ —

„Reich oder nicht;“ versetzte Richard: „das ist mir gleich. Ich lieb' Ihre Tochter ohne Nebenabsichten, und besitze selbst so viel, daß wir nicht darben werden.“ —

„Nun topp!“ rief Alwing: „Wir Beide sind einig. Mit Marianen wer-

den Sie's wohl nicht weniger seyn? — Sprechen Sie aber doch auch, damit wir hübsch in der Ordnung verfahren- ein Wörtchen mit meiner Frau!" —

Richard war sowohl über die gute Aufnahme seines Anttags, als auch darüber sehr vergnügt, daß Alwing der Fledermaus nicht weiter erwähnte, sondern Marianens Fabel zu glauben schien. Bey der edlen Dame, Kunigunde, die ihrer Stieftochter längst gern die Hausthür gewiesen hätte, ward er ebenfalls, ohne Schwierigkeiten, nach Wunsch abgefertiget, und hielt bald darauf Hochzeit.

An diesem Tage war Vater Alwing bey so guter Laune, daß er ein köstliches Stück gebratnen Speck mit eignen Händen an einen Ort trug, wo sich die Fledermaus gewöhnlich sehen ließ. „Da ist was für sie, Frau Fledermaus!"

ſprach er: „Laß ſie ſich's ſein wohl ſchmecken! Sie hat die Heyrath geſtiftet, und einen Kuppelpelz verdient; dies beſchiedne Eſſen wird ihr aber vermuthlich lieber ſeyn.“ —

Nachdem er ſo geſprochen hatte, lief er (trotz der Unwahrſcheinlichkeit, daß der geflügelte Hochzeitgaſt ſich bey hellem Sonnenlicht einfinden würde) ſo geſchwind als möglich davon.

Hätte nur der gute Mann eben ſo behend allen Grillen entlaufen können, die ſich, nach dem Taumel der Hochzeitfreuden, wieder bey ihm einſtellten. Mariane, die ſonſt manche ſeiner trüben Stunden aufheiterte, war nicht mehr um ihn, ſondern mit ihrem Manne gezogen; ihre nothdürftigſte Ausſtattung hatte ſeine Kaſſe zu einer ſo öden Wüſte gemacht, daß ſich einige Spinnen darin häuslich niederließen; und nirgends

zeigte ſich auch eine nahe oder ferne Hoffnung, daß die mächtige Erdengottheit, Geld, ihren verlaſſenen Tempel wieder einnehmen, und jene ruhigen Anſiedler daraus vertreiben würde. Dieſe reichlichen Quellen von Mißmuth ſtrömten durch Kunigundens Unverträglichkeit und Zankſucht vollends über, und vergifteten jeden Augenblick ſeines Lebens.

Um ſeine Umſtände zu verbeſſern, und ſich nebenbey die Zeit zu vertreiben, die ihm, wie jedem Unglücksſohn, zu langſam ſchlich, nahm er ſich jetzt, thätiger als jemahls, der Wirthſchaft und des Hausweſens an. Er eilte, ſo bald die Lerchen ſangen, aufs Feld, um durch ſeine Gegenwart die Hände der Arbeiter zu beleben, und Abends durchkroch er Scheunen und Ställe, um die gehörige Fütterung des Viehes zu beob-

achten, und über Feuer und Licht zu wachen.

Bey einer solchen Laternen-Wanderung durch sein Gehöft, flog einsmahls die dickbenannte Fledermaus, die er seit Marianens Hochzeittage nicht gesehen hatte, so rasch auf ihn zu, als ob sie den schuldig gebliebenen Dank für die damahlige Bewirthung abtragen wolle. Er ging ihr, wie gewöhnlich, aus dem Wege; die Zudringliche verfolgt' ihn aber von Winkel zu Winkel, wie manches Poetchen alle Welt mit seinen Reimen, oder wie geldhungrige Büchermacher den Hochedlen Rath der freyen Reichsstadt Windsheim mit Dedikationen. Der Hauptmann war stark im Gedränge; denn das von den hochweisen Magistratsherrn zu Windsheim neulich, zu wiederholten Mahlen, ergriffene Nothmittel, die hartnäckigen

und immer von neuem anrückenden Zueigner, durch die öffentlichen Zeitungen, zur Ruhe zu weiſen, war hier nicht anwendbar, und es blieb ihm nichts übrig, als ſich in einen alten gewölbten Kreutzgang zu flüchten, den ſeit Menſchengedenken kein Fuß betreten hatte.

Dieſe Ruinen waren übel berüchtigt, und ſtanden ſeit uralten Zeiten im Gerede, daß es nicht geheuer darin ſey. Man wollte gräßliche Geſtalten ohne Kopf, große Hunde mit feurigen Augen und andere Ungethüme dort geſehen haben. Von dieſen Sagen hatte der Hauptmann ſchon in ſeiner Jugend gehört, und trug deshalb einiges Bedenken, ſich in die Mündung dieſer ſchwarzen Höhle zu wagen. Da aber die fliegende Maus immer hitziger auf ihn eindrang, war kein anderer Rath; denn die ungewiſſe Gefahr, ein Geſpenſt zu

erblicken, schien ihm ein kleineres Uebel, als ein zweyter Verlust seiner geliebten Haare, die nun wieder zu einer ansehnlichen Länge gediehen waren.

Der Flüchtling — oder vielmehr dessen Laterne — ward jedoch von dem unverschämten Nachtvogel auch in das schauderhafte Gewölbe begleitet, und erst im tiefsten Hintergrunde desselben von ihm verlassen. Mit freyern Athemzügen betrachtete nun der Kapitain die Gegend, wo er sich befand, und gewahrte bald eine eherne Thür, die durch die Lücken einer eingestürzten Wand hervor blickte. Diese Entdeckung schien ihm so wichtig, daß er sie näher zu untersuchen beschloß.

Er that es am nächsten Morgen, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen. Die geheime Thür, die er, nicht ohne große Mühe, mit einem Brecheisen

öffnete, führte in ein Kämmerlein, worin sich nichts, als ein verrosteter, eiserner Kasten befand. Ha, wenn der alte Patron voll Geld wäre! dachte der Hauptmann, und zitterte vor Begierde, den Deckel aufzusprengen. Es gelang ihm; und nun denke man sich sein freudiges Erstaunen, als der Kasten wirklich voll Geld war. Hohe Thürme von Goldmünzen blinkten ihm entgegen, und obenauf lag ein kleines, von einem Briefumschlag abgerissenes Zettelchen, mit folgenden Knüttelversen beschrieben:

„Sebastian Alwing bin ich genannt,
und Schlesien ist mein Vaterland.
Hab' immer gute Wirthschaft getrieben,
und thät mein Geldchen höchlich lieben.
Als Knab litt ich oft Hungersnoth,
um zu verkaufen mein Morgenbrod.
Als Junkherr wahrt' ich meine Schanze,
und schlenderte nit zu Spiel und Tanze.
Die Maidlin hab' ich auch gestohn,
dieweil sie mit Syrenenton

ihre Dahlen oft zu Bettlern schwatzen;
von mir erschnappten sie keinen Batzen.
Da ich nit strebte nach ihrer Gunst,
bedurft' ich nimmer des Schneiders Kunst.
Ich thät in groben Frieß mich kleiden,
und Vater Adam daß beneiden,
der sich mit einem Feigenblatt
noch viel wohlfeiler gekleidet hat.
Und weil der Leib in Wollust fällt,
wenn man zu schleckhaft ihn verhält,
kasteyt' ich mich durch strenge Fasten,
und warf das Kostgeld in den Kasten.
Aß ich einmahl, so war mein Schmaus
bestritten mit einer Fledermaus. *)

So hab' ich auf der Lebensreise
erspart viel tausend Fledermäuse,
die sich, gebrütet von der Zeit,
und gepflegt von mir mit Zärtlichkeit,
zum Labsal für mich alten Knaben,
in goldne Adler verwandelt haben.

*) Eine ehmahlige schlesische Münze, welche drey Pfennige gilt. Sie erhielt obigen Namen wegen des übel ausgedruckten Adlers, den der große Hause für eine Fledermaus ansah. Adelung.

Ich ſteh' nun im Grabe mit einem Fuß,
und weiß, daß der zweyte bald folgen muß;
drum ſchloß ich meine Liebchen feſt
in dieſes Mauern- und Eiſen-Neſt,
damit kein Räuber ſie ergründe,
und ſie kein lockrer Zeiſig finde.

O Menſchenkind, dem's noch einſt glückt,
daß es dies ſchöne Geld erblickt,
enthalte dich, es zu verſchwenden,
ſonſt thu' ich mich im Grabe wenden.
Doch gönn' ich dir's, biſt du ein Mann,
der ſo, wie ich, kein ſparen kann."

„Nein, Herr Vetter, ſo kann ich's nicht!" — rief Alwing, nach Leſung des ſonderbaren Teſtaments, freudenvoll aus. „Ihr vermauerter Schatz iſt, unter dieſer Bedingung, an den unrechten Mann gekommen. Ich wär' ein Narr, wenn ich noch mehr hinzu geitzte; nein, ich will meine Schulden davon bezahlen, und mir von dem Ueberreſt ein angenehmes Leben verſchaffen. Wel-

len Sie ſich deswegen im Grabe wenden, wie Sie gedroht haben, ſo mögen Sie's thun; ich denk' aber, Sie werden ſich wohl gefallen laſſen, fein ſtill und ruhig zu liegen." —

Hierauf überſchlug er in Geſchwindigkeit den goldnen Fund, der gegen zwanzig tauſend Thaler betrug. „Aller Ehren werth!" rief er aus: „Hätt' ich mir jemals das Glück geträumt, das ich nun wirklich beſitze? Und wem verdank' ich euch, ihr lieblichen, in goldne Adler verwandelte Fledermäuschen? Wem ſonſt als eurer Nahmensmuhme, die mir nun ſchon zwey drückende Laſten von den Schultern genommen hat? Hätte ſie mich nicht mit Gewalt in die Arme des Glücks geſtoßen, ſo wär' ich zeitlebens ein dürftiger Schlucker geblieben." —

Der ſparſame Herr Sebaſtian war vor beynahe hundert Jahren (wie Alwing in alten Familienſchriften aufgezeichnet fand) dem Anſehen nach, in der bitterſten Armuth geſtorben. Seine Zeitgenoſſen hatten zwar immer einen geheimen Schatz bey ihm vermuthet, waren aber nie ſo glücklich geweſen, ihm auf die Spur zu kommen. In den finſtern Kreutzgang wagte ſich Niemand, weil er ſchon damahls im übeln Geſpenſtergeruch ſtand. Herr Baſtel hatte mit eigener Hand aufgezeichnete Nachrichten von dort geſehenen Erſcheinungen hinterlaſſen, die auch durch beygelegte Zeugniſſe mehrerer Perſonen beſtätiget waren; wahrſcheinlich aber hatte der ſchlaue Mammonsknecht ſelbſt, unter mancherley Teufelsmasken, dort herum geſpukt, um männiglich von dem Orte, wo ſein Liebſtes auf Erden verborgen lag, zurück zu ſchrecken. Mit der Zeit war der

Geitzhals, samt seinem Schatze, vergessen worden, und so mußten sich alle Umstände vereinen, um den braven Kapitain zum frohen Finder zu machen.

In der That wär' er nun auch ein ganz zufriedner Mann gewesen, wenn ihn nicht sein böses Ehgemahl täglich und stündlich die Unvollkommenheit aller menschlichen Glückseligkeit bewiesen hätte. Er wünschte oft den Tod seines Hausteufels; ein Wunsch, der selbst einem so gutherzigen Manne, als Alwing wirklich war, bisweilen einfallen muß, wenn er ohne Ende nach Noten gepeiniget wird. Unser geplagter Hiob konnte nur leider diese Erlösung von seinem Hausübel nicht so bald hoffen; denn Kunigundens reitzender Körper schien von Stahl und Eisen gebaut zu seyn, und allen Anfällen des Alters und der Krankheit zu trotzen. Sie verjüngte

ſich im Gegentheil. Ihre Wangen, die vom weiten, wie ein Nordſchein, glühten, erregten ſo ſehr den Neid aller bleicheren Frauenzimmer, daß ſie dieſen Naturglanz für dicke Schminke ausſchrieen; und ihre Sucht, im Reich der Mode zu glänzen, übertraf die Putzliebe der jüngſten und eitelſten Schönen. Weit und breit war die gnädige Frau von Alwing immer die Erſte, die eine, in Frankreich oder England abgeſetzte, und in Deutſchland mit Jubel empfangene Mode auf dem erhabenen Geſtell ihres Körpers der ſtaunenden Dorfwelt zur Schau trug.

Eines Sonntags hatte ſie ſich vorzüglich heraus geputzt und in dem grauen Gefild ihrer Haare einen prächtigen Garten von italieniſchen Blumen angelegt, der mit brabantiſchen Spitzen eingezäunt, und von einem hohen

Straußfederbuſche beſchattet war. Sie gefiel ſich in dieſem abenteuerlichen Hauptſchmuck ſo ſehr, daß ſie ſich gar nicht entſchließen konnte, ihn wieder abzulegen, ſondern bis in die ſpäte Nacht damit herum ſtolzierte.

Alwing ſaß ruhig in ſeinem Zimmer, als er auf einmahl ſeine Gemahlin, im Erdſtock des Hauſes: „Hülfe! Hülfe!“ rufen hörte. Er eilte beſtürzt die Treppe hinab, ohne diesmahl der Fledermaus, die von unten herauf bey ihm vorbey pfiff, auszuweichen, und ſah jetzt Kunigunden auf der letzten Stufe in Todeszuckungen liegen. Ein Dienſtmädchen war beſchäftigt, ſie aufzuheben.

Alwing, der in dieſem Augenblick alle von ihr erlittene Kränkungen vergaß, hob ſie ſanft empor, und fragte mit-

mitleidig: „Arme Frau, was iſt dir begegnet?“ — „Ach!“ ſtammelte ſie mit gelähmter Zunge, indem ſie einen hämiſchen Blick auf ihn warf: „Ach — deine verfluchte — Fledermaus — bringt — mich um —!“ —

„Meine Fledermaus?“ rief Alwing erſtaunt: „Meine Fledermaus — ſagſt du? Man könnte ſie wohl eher die Deinige nennen; denn du haſt ſie ſorgfältig beym Leben erhalten, und biſt alſo ſelbſt Schuld, wenn ſie dich auf irgend eine Art, die ich noch nicht begreife, in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Das ſollte mich aber wundern, weil du einsmahls verſicherteſt, du und die Fledermaus thäten einander nichts.“ —

„Ey — ich wollte, — daß ſie dir — noch einmahl —“ fing Kunigunde wie-

der an zu ſtöhnen; aber ſchwipp! ſchlug ſie der Tod auf den Mund, daß ſie die angehobene Verwünſchung nicht weiter ausſprechen konnte, und ſo verſchied ſie in den Armen des Kapitains, bevor er ſie noch völlig die Treppe herauf getragen hatte.

Die einzige Augenzeugin dieſes Unglücksfalls war das ſchon erwähnte Dienſtmädchen geweſen, welches nun die nähern Umſtände folgender Maßen erzählte:

„Die arme gnädige Frau — Gott hab' ſie ſelig! — ſtand vorhin, mit einem Licht in der Hand, auf dem Saale, und hatte mich ein bischen in der Mache. Sie ſchmählte — wie es immer der Hochſeligen Art war — um nichts und wieder nichts, und würde

mich vielleicht noch ein hübſches Weil-
chen ausgefenſtert haben, wenn nicht
die Fledermaus, die Ew. Gnaden recht
gut kennen, zwiſchen uns aufgeſtoben
und Schiedsrichter geweſen wäre. Die
gnädige Frau hatte ſonſt vor dem Thier-
chen gar keinen Scheu; da ihr aber
diesmahl wohl leid ſeyn mochte, daß
es ihrem ſchönen Spitzen- und Blumen-
Aufſatz eben ſo gehen könnte, wie Ew.
Gnaden Haaren, ſo ſprang ſie zurück,
und hopp! hopp! immer weiter zurück,
bis ſie endlich plumps! die Treppe rück-
lings hinunter ſtürzte. Ich ſchrie: Ach,
daß Gott erbarm'! und lief und ſprang
ihr nach; aber das Unglück war ſchon
geſchehn. Sie lag da, mit verzerrtem
Geſicht, und ich würde ſie für ganz
todt gehalten haben, wenn ſie mir nicht
in dem Augenblick, als ich ſie aufrichten
wollte, eine derbe Ohrſeige gegeben
hätte. Jetzt kamen Ew. Gnaden dazu,

und ſahen alles ſelbſt. Gott hab' ſie ſelig, die gnädige Frau! Sie wird wohl das Genick morſch entzwey gebrochen haben." —

Und an dieſem kitzlichen Fleck hatte ſie auch wirklich Freund Hain gepackt, wie ein herbey gerufener Wundarzt, zwar nicht mit den ſchlichten, einfältigen Worten des Mädchens, ſondern in einer gelehrten, anatomiſchen Vorleſung, verſicherte.

Der Kapitain faßte ſich, wie ein Mann, und ließ Schmerz und Traurigkeit nicht ſo mächtig über ſich ſiegen, daß er dadurch zu den Begräbnißanſtalten unfähig geworden wäre. Es iſt zwar gewiß, daß er ſeinen gewöhnlichen, ſoldatiſchen Doppelſchritten, die ſonſt das ganze Haus erſchütterten, Einhalt

that, und ſo leiſe, wie ein betender Mönch, herum ſchlich; es iſt ferner ausgemacht, daß er ſeine natürliche donnernde Stimme zu halblauten Tönen dämpfte, und ein ähnliches ſtilles Bezeigen allen ſeinen Hausgenoſſen empfahl: Aber freilich weiß man auch, daß ihm einige Spottvögel nachſagten, er treibe dieſes Kloſterweſen nicht aus Betrübniß, ſondern aus Furcht, daß ſeine Gemahlin durch Lärm und Getöſe von ihrem Todesſchlummer wieder erwachen möchte.

Dieſe Muthmaßung iſt jedoch zu lieblos, um bey dem edlen Kapitain gegründet zu ſeyn, ſo ſehr auch dem ehelichen Märtyrer eine ſolche Beſorgniß zu verzeihen geweſen wäre; und falls er ſie wirklich hegte, war ihm zu gönnen, daß er durch den Todtenbettmeiſter davon befreiet wurde.

Als er von der Gruft zurück kam, ergoß er, zwischen vier verschwiegenen Wänden, sein Herz vor sich selbst. „Gottlob!“ rief er aus: „Strick ist entzwey, und ich bin frey! Habe Dank, wunderbare Wohlthäterin, die du mich einst von einer drückenden Schuld befreitest, meiner Tochter einen Mann und mir Reichthum verschafftest, und mich nun endlich auch noch von einem weiblichen Drachen erlöset hast! — Wer hätte gedacht, daß ein armseliges Thierchen, daß ich für den Auswurf der Schöpfung hielt, so nützlich seyn könnte? Diese Erfahrung soll mir aber zur Lehre dienen, das unbedeutendste Wesen der Thierwelt nicht zu verachten, noch weniger aber die Bluturtheile pharisäischer Egoisten, über Ehr' und guten Namen anderer Menschen, nachzusprechen. Kein stolzer Adler hätte mir so

erſprießliche Dienſte geleiſtet, als die kleine, unanſehnliche Fledermaus; und eben ſo iſt vielleicht Mancher, der in einem groben Kittel beſcheiden umher geht, ein beſſerer Menſch, als der aufgeblaſene, ſeidne, große Haus, der ihn über die Achſel beſchielt, und einen nichtswürdigen Lump nennt. Leben und leben laſſen! ſoll künftig mein Wahlſpruch ſeyn.“ —

Von nun an genoß der Kapitain einer ungeſtörten Zufriedenheit, und die gute Fledermaus ſetzte ihren Wohlthaten dadurch die Krone auf, daß ſie ſich nie wieder vor ihm ſehen ließ. Er war ſo dankbar, daß er ihr in ſeinem Hof ein kleines Denkmahl, mit folgender Inſchrift errichtete: „In dieſem Schloſſe wohnt' einſt eine Fledermaus, die in ihrem Leben mehr

Gutes that, als mancher vergötterte Menſch, der Tauſende glücklich machen könnte, und von dem es nicht Einer rühmen kann.“

Der Gasthof.

Eine
poetiſche Erzählung.

Ein junger Reiſender kam ſchläfrig,
müd' und matt,
im Abendzwielicht einſt in eine kleine
Stadt.
(Sein Name war Narziß) Kaum raſſelte
ſein Wagen
vor's Gaſthaus hin, ſo ſprang der
Wirth herbey,
um, mit entblößtem Haupt, zu fragen,
was zu des Herrn Befehlen ſey?

„Ein reinliches Gemach, nebſt einem
guten Bette!“
rief's aus der Kutſche Grund hervor.
Da zog der Wirth die Achſel bis ans
Ohr,
und ſeufzte: Wenn ich Raum noch hätte,
wie gern wollt' ich zu Dienſten ſeyn!

Allein mein Häuschen, eng und klein,
gewährt für Reisende vom Stande nur
ein Zimmer,
und dieses ist auf heut und immer
für eine Dame schon bestellt,
die oft durch dieses Städtchen reiset,
gemeiniglich zu Nacht hier speiset,
und bis am Morgen sich verhält.“ —

„O weh!“ rief Herr Narziß: „Das
klingt für mich sehr traurig!
Ich sterbe schier vor Müdigkeit;
die Nacht ist sternlos, kalt und schaurig,
und bis zum nächsten Ort der Weg noch
allzu weit.
Die liebe Dame kömmt wahrscheinlich
nicht noch heute;
drum, Freund, lass' Er getrost ihr Bett
und Stübchen mir!
Ich bleibe nur acht Stunden hier,
und zahle dann so gut, als andre brave
Leute.“ —

„Mein Herr, ich wagte viel;“ ent-
gegnete der Wirth:
„weil aber oft ſich mehr als hundert
Sonnen neigen,
eh ſich ein ſolcher Gaſt in unſer Neſt
verirrt,
ſo will ich doch gefällig mich erzeigen:
Geruhn Sie alſo auszuſteigen!“ —

„Gut!“ ſprach Narziß, der jetzt
ſein Räderhaus
gar wohlgemuth verließ: „Doch ding'
ich mir noch aus:
Ich muß auf jeden Fall in meiner Ruhe
bleiben,
und wenn ein Engel kömmt, er darf
mich nicht vertreiben.“ —

Der Wirth verſprachs. Drauf zog
mit Sack und Pack
Narziß, nebſt ſeinem Diener, Jack,
ins nette Heiligthum der Dame,

und machte ſich mit ſeinem Reiſekrame
in allen Winkeln flugs ſo breit,
als nähm' er hier Beſitz auf eine
Ewigkeit.

Der zehnte Glockenſchlag entwälzte
jetzt dem Herzen
des Gaſtwirths jeden Sorgenſtein.
Er ſprach zum Hausgeſind: „Wohlan,
löſcht alle Kerzen,
und geht in euer Kämmerlein;
denn nun trift doch gewiß die Dame
nicht noch ein.“ —
Drauf zog er ſeine Troddelmütze
tief über's Ohr; das Unterhaus ward
ſtumm;
und auch im Oberhaus ſtand von dem
Sophaſitze
der Fremdling auf, und ſah ſich nach
den Federn um.

In dieſem Augenblick ertönte
durch's öde Städtchen Peitſchenknall,

vermiſcht mit eines Poſthorns Schall,
und raſſelnd, daß die Erde dröhnte,
flog eine Kutſch' im ſchärfſten Trab
den rauhen Pflaſterweg herab.
Brr! hielt ſie vor des Gaſthofs Thüre;
zwey weibliche Geſtalten ſtiegen aus,
und wunderten ſich ſehr, daß Niemand aus dem Haus
vorhanden ſey, wie ſich doch wohl gebühre.

Auf wiederholtes Lärmgetön
der Klingel, kam der Wirth gehumpelt.
„Ey!“ rief ein Stimmchen, hell, wie Silber: „Das läßt ſchön,
daß Ihn das Sandmännlein ſo zeitig überrumpelt!
Wir fliegen freilich ſpät, wie Fledermäuſe, ein;
ich nickt' auch ſelbſt ein bischen in dem Wagen,
und werde heut nach nichts, als nach dem Bette, fragen.

Mein Zimmer wird doch wohl, wie sonst,
in Ordnung seyn?
Er hat ja, wenn mich nicht der Schein
betrügt, schon Licht hinauf getragen.“ —

Der arme Wirth, der sich um's Herz
nicht wohl befand,
und, sprenkelkrumm gebückt, nach alter
Art und Weise
der Aengstlichkeit, die Hände rieb und
wand,
begleitete die beiden Fledermäuse
jetzt in das Haus, und sprach so un-
terthänigst leise,
daß Herr Narziß, der Lauscher, nichts
verstand.
Doch heller tönte bald das Silberschell-
chen wieder,
das einer Glocke Kraft jetzt, durch den
Zorn, gewann,
und folgendes Geläut begann:
„Was helfen Seine Klagelieder?

Meynt

Meynt Er, daß ich im Stalle ſchlafen kann?
Nein, nein, ſo wetteten wir nicht, mein guter Mann!
Da hier, vor tauſend neuen Gäſten,
mein älterer Kontrakt das Vorzugsrecht behält,
ſo weich' ich nicht dem Erſten Beſten,
der gleichſam aus den Wolken fällt.
Und wenn ſein Paſſagier ein deutſcher Reichsfürſt wäre,
aus meinem Zimmer muß er fort.
Marſch, ohne weiter jetzt ein Wort zu ſprechen, ſag' Er ihm, was ich hiermit erkläre!
Doch halt, ich ſelbſt geh mit! Sein plumper Unverſtand
macht ſonſt das Uebel wohl noch ſchlimmer;
wahrſcheinlich aber iſt der Fremde ſo galant,
und zankt ſich nicht mit einem Frauenzimmer." —

Ha, dachte Herr Narziß, das ist der alte Satz,
auf den so gern die Damen pochen!
Doch diese Regel wird oft heilsamlich gebrochen:
Sie säßen im Gericht sonst längst auf unserm Platz,
und zwängen uns zum Stricken und zum Kochen. —
Indem er noch so gottlos denkt,
hört er die Zankenden schon auf der Treppe wandeln,
und husch liegt er im Sopha tief versenkt,
als hab' er nicht gehört, was sie so laut verhandeln.

Es ward geklopft, und er gebot:
„Herein!“
Da trat denn, nebst dem Wirth, die Donna in sein Stübchen,

Sie ſchien ihm ſehr des Anſehns werth
zu ſeyn,
und er ſprach in den Bart: „Hum! ein
gar feines Liebchen!“

Sie war kein Kindchen mehr, das
furchtſam erſt begann,
auf Herzenskaperey ins Meer hinaus zu
ſtechen;
doch konnt' auch wohl kein Biedermann
vom Schiffchen ihrer Reitze ſprechen,
daß es bey jener Kaperey
zu lange ſchon gebraucht und leck ge-
weſen ſey.
Sie war, im unverblümten Tone
zu reden, zwanzig Sommer alt,
und ganz, an Weſen und Geſtalt,
das Nachbild einer Amazone.

Ihr feuervoller Blick aus ſchwarzen
Augen ſtach
ſehr mit dem Ach- und Weh-Geſichte

des Gastwirths ab, der also sprach:
„Sie führen mich, mein Herr, in eine Blitzgeschichte!
Wo soll nun diese Dame hin?
Es ist, — so wahr ich ehrlich bin! —
kein andrer Rath: Sie müssen, ohne Säumen,
dies Kabinettchen wieder räumen.“ —

Narziß.

Ich muß? Wagt Er dies Wort?
Mich wundert, lieber Mann,
daß sein Gedächtniß ihm so untreu werden kann!
Dung ich bey ihm nicht aus, ganz ungestört zu bleiben?
Ich sprach: Ein Engel selbst darf hier mich nicht vertreiben!
Der Fall ist wirklich da; ein Engel steht vor mir;
doch desto lieber bleibt ein kluger Mann nun hier.

Der Wirth. (fortlaufend.)

O weh, mir brennt der Kopf! Ich
zieh' ihn aus der Schlinge!

Die Dame.

Das iſt ein feiner Wicht! Da macht
er Haſenſprünge
die Treppe nun hinab, und läßt uns
hier allein!

Narziß.

So möcht' ich immer gern bey ſchö-
nen Damen ſeyn.

Die Dame.

Mein Herr, Sie würden mich durch
mindre Schmeichelſünden,
und mehr Gefälligkeit, ganz ungemein
verbinden.

Narziß.

Verzeihen Sie! Ich bin ein ſtarker Egoiſt,
der niemals ſeinen Freund, ſein theures Ich, vergißt;
der die Bequemlichkeit, als ſeine Göttin, ehret,
und mit Vergnügen nur den ſüßen Schlaf entbehret,
wenn ſich ein ſchönes Kind zugleich im Wachen übt,
und durch Geſpräch und Scherz den Stunden Flügel gibt.

Die Dame.

So weiß ich wahrlich nicht, warum Sie hier noch zaudern?
Sie finden Damen wohl, die gern ſelbander plaudern.

Narziß.

Ein Abentheurer nur ſucht über See und Land
ein holdes Glück, das er ſchon in der Nähe fand.

Die Dame.

Was ſpielen wir, mein Herr, mit
Worten und Sentenzen?
Ich bin jetzt nicht gelaunt, in dieſem
Fach zu glänzen.
Sie zaubern auch fürwahr! mich durch
kein Schmeichelwort
und keine Witzeley aus dieſem Zimmer
fort.
Doch Sie verlaſſen es!

Narziß.

Unmöglich, meine Schöne!

Die Dame.

Herr, ich verbitte mir dies ewige
Gehöhne!
Ich weich' und wanke nicht.

Narziß.

Ich bleibe, wo ich bin.

Die Dame.

Mir — mir gehört dies Bett.'

Narziß.

Und ich — ich ſchlafe drin.

Die Dame.

Ja, wagen Sie es nur!

Narziß.

Das werd' ich.

Die Dame.
(zur Thür hinaus rufend.)

Heh, Nanette!
Komm, und entkleide mich!

Narziß.
(ebenfalls zur Thür hinaus.)

Heh, Jack, ich will zu Bette!

Die Kammerzof' und der Lakay
wettlieſen athemlos herbey.

und unter ihren Händen flogen,
herab gezerrt, herab gezogen,
hier ein Saloppchen, dort ein Kleid.
So war in wenig Augenblicken
mit bunten Garderobeſtücken
der Boden gleichſam überſchneit.

Das Glockenſpiel der herrſchaftlichen Zungen
war auch indeſſen nicht verklungen,
und eben recht im Zug und Schwang,
Beleidigungen auszuſpenden,
als ihres Kammerkätzchens Händen
die ſchöne Dame wild entſprang.
Entſchloſſen und beherzt, den Rang
dem Nebenbuhler abzulaufen,
warf ſie mit einem raſchen Stoß,
was ihr im Weg ſtand, über'n Haufen,
und ſtürmte ſo aufs Gaſtbett los.

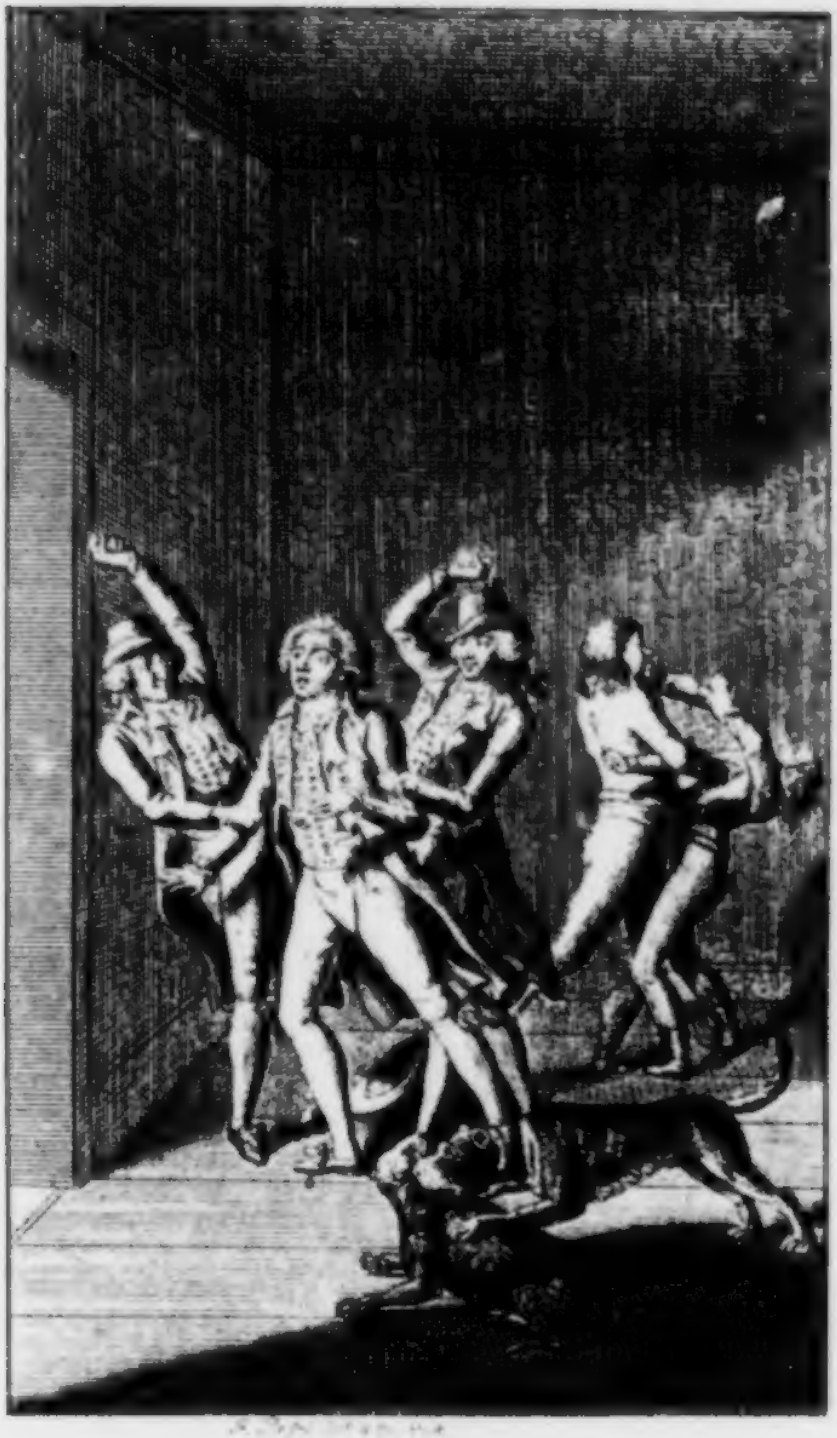
Allein ſie war noch nicht am Ziele,
da merkte ſchon Narziß den böſen Plan.

Mit Blitzes-Schnelligkeit nahm er nun seine Bahn
auch über Kleider, Tisch' und Stühle,
und kam mit ihr zugleich jetzt auf dem Streitplatz an.
Da ging es an ein Baxen und ein Ringen;
es fiel ein Wolkenbruch von Schimpf und Spötterey'n,
und endlich stürzten Er und Sie mit gleichen Sprüngen
in Einem Huy ins Bett hinein.

„O Jemine! Sie werden sich ermorden!"
So riefen Jack und Nettchen aus,
und flüchteten ins Unterhaus.
Allein der Kampf war doch so ernsthaft nicht geworden.
Man sah die Leutchen, die sich jetzt katzbalgten, wie erboßte Drachen,
nach sieben Stunden, unverletzt,

mit Taubenzärtlichkeit erwachen,
und ehe noch ein Mond verging,
beſchenkten ſie ſogar ſich mit dem goldnen Ring.
Wie hübſch kann doch ein Bettchen Friede machen!

Ende des erſten Bandes.



Feierabende

von

A. F. E. Langbein.

Zweiter Band.

Leipzig 1794.

bei Voß und Lempag.

Feierabende

von

A. J. C. Langbein.

Zweyter Band.

Inhalt.

Lebenslauf eines Bedienten . . Seite 1.

Das große Loos . . . 133

Schwänke eines berühmten Spaßmachers . . . 143.

Der Krebs . . . 191.

Der Emigrant; oder: der Paradiesvogel . . . 219.

Der Advokat und der Nothmantel . . 237.

Der kluge Knappe . . . 253.

Albert Limbach; oder: der Märtyrer des schönen Geschlechts . . 271.

Lebenslauf
eines Bedienten.

Ein kleiner Roman.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Jugenderinnerungen.

Ich gehöre nicht zu den ſeltenen Menſchen, die ſich, ſo zu ſagen, noch in den Windeln kennen, und ſich deutlich erinnern, wie man ſie in der Wiege geſchaukelt und am Gängelbande geleitet hat. Die erſten ſechs bis ſieben Jahre meines Lebens haben ſich, bis auf die kleinſte Spur, aus meinem Gedächtniß verloren, und ich finde mich gleichſam ſelbſt erſt als einen ſchon wacker aufgeſchoſſenen Buben. Ich war damals ein kleiner Sorgenfrey, der über die Schutthaufen der Stadt Dresden, die kurz vorher eine fürchterliche Belagerung ausgeſtanden hatte, luſtig hinweg hüpfte.

Die guten Leute, die ich Vater und Mutter nannte, bewohnten in der Vorstadt ein Stübchen, wo Armuth und Reinlichkeit gemeinschaftlich herrschten. Mir fuhr bisweilen ein Gedanke durch den Kopf, als ob ich sonst an andern Orten und unter andern Menschen gewesen sey; allein ich nahm mir nie die Mühe, meine Aeltern darüber zu fragen.

Eben so wenig plagte mich die Neugier, zu wissen, warum unsere Nachbarn meinen Vater gewöhnlich den Preußen nannten. Eigentlich hieß er Joachim Walter. Seine Nahrungszweige waren verschieden. Er lexirte für Advokaten, hielt ein Lesebibliothekchen, und versah Glücksjäger mit Lotterielosen.

Dieses dreyfache Gewerbe trug jedoch im Ganzen nur wenig ein. Der Krieg hatte die guten Sachsen erschöpft, und ihnen die Lust zu kostspieligen Gerichtö-

händeln benemmen. Es fand ſich alſo ſelten Arbeit, und dann war die Feder meines Vaters zu ehrlich und beſcheiden, um habſüchtige Rieſenſprünge auf dem Papier zu machen. Seine Bogen enthielten genau ſo viel Zeilen, als Recht, Billigkeit und Sportultare verlangten. Damit ward aber freilich kaum das Salz in die Suppe verdient.

Eine eben ſo dürftige Ausbeute gab die Leſebibliothek, die mit den ſpätern Anſtalten in dieſem Fache nicht zu vergleichen war. Die heutigen Bücherverleiher treiben ihr Weſen in großen, ſtattlichen Zimmern, deren Wände von Meſſe zu Meſſe mit neuen Romanen, Rittergeſchichten und Schauſpielen tapeziert werden. Ein Kundmann gibt dem andern die Thür in die Hand, und es regnet ſo viel Geld in die Kaſſe des ſchmunzelnden Bibliothekars, daß er mit den Ein-

künften mancher berühmten Schriftſteller nicht tauſchen würde. Welche armſelige Figur machte mein Vater dagegen! Seine ganze Bücherey hatte Raum auf einem einzigen Bretchen, wo der weiſe Junker von la Mancha, Robinſon Cruſoe, der gehörnte Siegfried und mehrere Helden dieſes Schlages, friedlich und einträchtig neben alten Poſtillen ſtanden. Oft war dieſe edle Geſellſchaft Monate lang mit Staub und Spinngewebe bedeckt. Ward nun auch einmahl einer dieſer Tröſter hervorgezogen und ausgeliehen, ſo brachte er bey ſeiner Zurückkunft nur einen kahlen Dreier ins Haus.

Mit der Lotterie ging es endlich nicht beſſer. Die Sucht, ſpielend reich zu werden, war damals noch nicht ſo allgemein, als jetzt, und meinem Vater gebrach es ganz an der Gabe der Zudringlichkeit, die wir in unſern Zeiten an vie-

len Collecteurs bewundern. Ihm war es unmöglich, Jemand mit dem Anerbieten eines Loſes von einem Winkel zum andern zu treiben. Noch weniger aber beſaß er die merkwürdige Betriebſamkeit gewiſſer Herren in Braunſchweig, die ihre Glückszettel in unfrankirten Briefen durch ganz Deutſchland verſtreuen. Wer kam, der kam. Es fanden ſich aber Wenige; denn die meiſten Spielluſtigen hegten den Aberglauben, daß die wetterlauniſche Dame, Fortuna, lieber in einem großen Comtoir, als in unſerm Hüttchen einkehren würde.

Bey dieſen nahrloſen Umſtänden legte meine Mutter die Hände nicht in den Schooß, ſondern ſuchte, durch ihre Geſchicklichkeit in der Nähterey, das Hausweſen zu unterſtützen. Allein die gute Frau muſte oft wider ihren Willen Feiertage halten. Sie hatte in ihrer Kunſt zu

viel Nebenbuhlerinnen, die zwar gröſsten Theils weniger geſchickt, aber — jünger waren. Dieſe wurden ihr denn vorgezogen, weil die meiſten ledigen Herren die böſe Gewohnheit hatten, mehr auf das Nähmädchen, als auf die Naht zu ſehen.

Zweytes Kapitel.

Es wird berathſchlagt, was aus dem Kindlein werden ſoll.

Auf dieſe Weiſe lebten meine Aeltern in Dürftigkeit, und dennoch lieſsen ſie mich nie den geringſten Mangel empfinden. Sie kleideten mich anſtändig, und ſparten keinen Aufwand für meine Erziehung. Ein alter Magiſter, der in ſeinem Dachſtübchen einen ziemlich deſpotiſchen Scepter führte, lehrte mich Vormittags Religion, Geſchichte, Erdbeſchreibung

und Latein. Der Nachmittag war dem Schreib- und Rechenmeiſter gewidmet. Unterricht in der franzöſiſchen Sprache verſchaffte mir ein glücklicher Zufall. Es gefiel Fortunen, einen armen Sprachlehrer, durch ein Lotterielos aus meines Vaters Hand, mit einigen hundert Thalern zu begnadigen. Der entzückte Gewinner, der in ſeinem Leben noch keine ſolche Summe beherrſcht hatte, bot ein anſehnliches Geſchenk. Mein Vater aber nahm es nicht an, ſondern erſuchte ihn dafür, mich in den Anfangsgründen der franzöſiſchen Sprache zu unterweiſen. Hierzu war Jener ſogleich willig, und wandte ſo vielen Fleis an, daß ich es bald ziemlich weit brachte.

In meinen Freyſtunden las ich Gellerts Schriften und andere gute Bücher. Es blieb mir alſo wenig Zeit übrig, mit Knaben meines Alters auf den Gaſſen

herum zu ſtreifen. Ganz unterließ ich es freylich nicht; doch war ich von Jugend auf ein wenig ekel in der Wahl meiner Kompane. Ich konnte die Zänker und Klätſcher, die Fuchsſchwänzer und feigen Memmen durchaus nicht vertragen. Deſto mehr liebte ich die braven Jungen, die niemals Händel ſuchten, wenn ſie aber angegriffen wurden, ſich ritterlich wehrten. Aus allen mit mir aufgewachſenen Buben, die es nicht ſo machten, ſondern bey dergleichen Gelegenheiten ſchluchzten: „Wart, ich will's dem Vater, der Mutter, dem Herrn Magiſter ſagen!“ iſt nichts geworden. Hingegen ſind die kleinen Heuchler und Poſtenträger, die der Magiſter ſeine lieben, frommen Kinder nannte, und uns Andern, als Vorbilder, darſtellte, zu wichtigen Ehrenämtern empor geſtiegen, oder vielmehr gekrochen. Sie waren mir damals verächtlich, ſind mir jetzt noch verächt-

lich, und werden mir verächtlich bleiben, wenn ſie auch ihren Schlangenweg bis in die Nähe des Thrones fortſetzten. Ich kann nun einmahl nichts leiden, was kriecht.

Eben dieſe frommen Kinderchen verübten denn doch bisweilen, hinter dem Rücken ihres verehrungswürdigen Lehrers, (wie ſie ihn immer nannten) höchſt boshafte Streiche, die ich, ein verſchrieener Wildfang, von ganzer Seele verabſcheute. Sie durchſchlichen, zum Beyſpiel, unkenntlich vermummt, Abends die Gaſſen, um alte, ſchwache Weiber zu prügeln, oder Fenſter einzuwerfen. Konnten oder wollten ſie nicht mit Menſchen anbinden, ſo marterten ſie zum Zeitvertreib wehrloſe Thiere. Da war denn ihr gewöhnlicher Spaß, einer Katze den Schwanz einzuklemmen, Schuhe von Nußſchalen ihr anzupichen, und ſie

alsdann bis auf den Tod zu hetzen. O ihr allerliebsten, frommen und musterhaften Magisterkindlein! Wahrlich, es hat euch nur die Gelegenheit gefehlt, um pariſiſche Septembermänner oder Kopfabſchneider zu werden! —

Ich kehre von dem kleinen Denkmal, das ich den Lieblingen meines Herzens, den Heuchlern und Schmeichlern, geſetzt habe, nun wieder zu mir ſelbſt zurück, und könnte jetzt noch manches Geſchichtchen aus meiner Jugend erzählen, wenn ich es wie die meiſten Romanendichter machen wollte, die mit den dürren Schuljahren ihrer Helden dickleibige Bände füllen. Nein, ich will barmherziger mit der leidenden Kreatur, dem armen Papier, umgehen, und mich, da indeſſen nichts von Belang in unſerm Hauſe vorfiel, mit Einem Sprung in mein dreyzehntes Jahr verſetzen.

Jetzt ſprach mein Vater zu mir: „Guſtav, du haſt nun die Kinderſchuh' ausgezogen, und es iſt Zeit, an dein künftiges Fortkommen zu denken. Sage mir, zu welchem Brodgewerbe fühlſt du die meiſte Luſt?“

Ich ſtockte mit der Antwort; denn ich hatte noch keinen Augenblick über dieſen Punkt nachgedacht. „Uebereile dich nicht!“ fuhr mein Vater fort: „Wenn du mit deiner Neigung noch nicht zu Rath gegangen biſt, ſo thu es wenigſtens bald, und melde mir längſtens in acht Tagen deinen Entſchluß.“

Nun begann in meinem Kopf ein Treibjagen von Plänen und Entwürfen. Jede Stunde gebar einige neue, welche die alten verdrängten. Jetzt ſah ich die Wache aufziehen, und ein knappes Junkerchen, nach dem Takt der fröhlichen

Feldmuſik, mit wehender Fahne voran ſchreiten: Gleich fiel mir ein, Soldat zu werden. Indem ich mich aber noch an dieſem Gedanken labte, wieß man einen Gemeinen, der ſich nicht geſchickt genug gerichtet und die Linie des Regiments um einige Zolle verfehlt hatte, mit ſchallenden Stockſchlägen an ſeinen Platz. Darüber ward meine kriegeriſche Luſt ein wenig ſcheu; doch hielt ich ſie noch von der völligen Flucht zurück, indem mir meine Eigenliebe den ſchmeichelhaften Troſt gab, daß ich mich bald zum Officier aufſchwingen, und dadurch über die Gerichtsbarkeit des Stocks erheben würde. Unaufhaltſam aber entfloh der Trieb, die Bahn der Helden zu betreten, als kurz nachher einige Invaliden auf hölzernen Beinen bey mir vorbey krückten; denn ich überlegte nun, daß mir, trotz Ringkragen und Feldbinde, ein Gleiches widerfahren könnte.

Eben ſo ſchnell kam und verſchwand der Einfall, mich der Handlung zu widmen. Die wohlbeleibten Kaufherren, die in tüchtigen Pelzröcken an der Ladenthür ſtanden und ihr Pfeifchen rauchten, gefielen mir ungemein; deſto weniger aber die erfrorenen Naſen und Hände ihrer Lehrlinge, denen ſie mit Schnarchen und Schnauben Befehle gaben.

Ich durchlief endlich auch die lange Reihe der Handwerke. Eins aber war mir zu halsbrechend, das andere zu unſauber, das dritte zu wenig belohnend. Kurz, ich konnte nicht einig mit mir werden.

Drittes Kapitel.

Meines Vaters Glaubensbekenntniß über den Bedientenstand.

Die Bedenkzeit, die mir mein Vater gegeben hatte, war bald vorüber, als ich eines Nachmittags, immer noch fruchtlos sinnend, vor unserer Hausthür auf und ab ging. Indem kam ein junger, wohlgekleideter Mann die Gasse herunter, blieb vor mir stehen, sah mich ein Weilchen an, und fragte: „Willst du Bedienter werden?“

Meine Antwort war: Nein.

„Warum nicht, mein Söhnchen?“ fuhr er fort: „Du denkst dir wohl unter einem Bedienten einen elenden Sclaven, in grobes Tuch gekleidet, und mit Hundebrod gefüttert? — Man trift allerdings eine so unglückliche Menschenklasse in vielen

vielen Häusern. Der Diener eines gutmüthigen Herrn befindet sich hingegen gar nicht übel. Du solltest wahrlich auch bey mir keine schlimme Zeit, und eine recht schöne Livree haben."

Der junge Mann sah dazu so freundlich aus, und der Ton seiner Stimme war so sanft, daß mich mein barsches Nein etwas zu reuen anfing. „Verzeihen Sie," sprach ich höflicher: „ich habe noch Aeltern, und kann mich, ohne deren Vorwissen, zu nichts entschließen. Wollen Sie so gütig seyn, und selbst mit Ihnen sprechen?"

Er ging mit mir ins Haus, nannte sich Baron Falk, und wiederholte seinen Antrag. Mein Vater bat sich drey Tage zur Ueberlegung aus. Der Edelmann war damit zufrieden, und ging.

„Nun, was meynst du?" fragte mich mein Vater: „Willst du, als Bedienter,

einen Verſuch machen, oder haſt du dich vielleicht ſchon zu einem andern Geſchäft entſchloſſen? Der letztere Fall wäre mir lieber; denn ich muß bekennen, daß mir der Gedanke, dich in Livree zu ſehen, aus verſchiedenen Urſachen höchſt unangenehm iſt."

„Darf ich, lieber Vater, dieſe Urſachen wiſſen?"

„Die beſondern, die dich, Guſtav, allein angehen, kann ich dir jetzt nicht entdecken; doch meine allgemeinen Bedenklichkeiten gegen den Bedientenſtand ſollſt du erfahren. In meinen Augen iſt es der freudenloſeſte Stand unter der Sonne. Was geht in der Welt über Unabhängigkeit, und wer genießt dieſes Glück weniger, als ein Dienſtbothe? Keine Minute des Tages iſt ſein Eigenthum, und oft mitten in der Nacht weckt ihn die gebieteriſche Klingel. Für einen

Lumpensold, der dem armen Schlucker kaum die dringendsten Bedürfnisse verschaft, hält sich sein übermüthiger Herr berechtiget, ihn wie einen Leibeignen zu behandeln. So ein Kerl darf nicht mucksen! heißt es, und nun wird genörgelt, geschimpft und geschlagen. Es ist unglaublich, wie weit manche dummstolze Gebieter dergleichen Haustyranney treiben. Nur wenige Familien machen eine rühmliche Ausnahme. Hier spielt der Herr und dort die Frau den Zuchtmeister des Gesindes. Besonders ist der letztere Fall sehr gewöhnlich, und dann steht auch immer der Hausherr selbst unter dem allgewaltigen Pantoffel."

„Ihr macht mir Angst, Vater! Ich scheue mich ganz entsetzlich vor bösen Weibern. Doch der junge Baron wird wohl noch keinen solchen Drachen am Hals haben, und er selbst kann unmög-

lich ein ſchlimmer Mann ſeyn: Er ſieht gar zu hold und freundlich aus.“

„Das heißt alſo: du haſt Luſt, ihm zu dienen? — Nun wohlan, ich will dich um ſo weniger abhalten, da ich ſelbſt nicht befürchte, daß bey ihm eine Schlange unter Blumen ſteckt. Wäre das dennoch, ſo biſt du ja nicht unauflöslich an ihn gebunden, ſondern meine Thür ſteht zu allen Stunden dir wieder offen, und dann kannſt du immer noch anfangen, was du willſt.“

„Ja wohl, Vater!“

„Vielleicht läßt ſich der Baron die Bedingung gefallen, daß du keine Livree tragen darfſt. Ich will dieſe Bitte verſuchen. Schlägt er ſie ab, ſo hat es auch nicht viel zu bedeuten. Du wäreſt nicht der Erſte, der ehmals im Bortenrock hinten auf der Kutſche geſtanden

hätte, und ſich nun inwendig im Gallakleide brüſtete.“

„Ey, glückte mir's doch auch ſo!“ rief ich, und klaſchte dazu in die Hände.

Mein Entſchluß, mich in das Joch der Dienſtbarkeit ſpannen zu laſſen, war alſo gefaßt, und vom Vater gebilliget. Er machte ihn nun auch der Mutter bekannt. Sie wandte nichts dagegen ein, ſondern prophezeihte vielmehr, daß ich bey dem lieben, holdſeligen Herrn, der ein wahres Engelsgeſichtchen habe, recht gut aufgehoben ſeyn würde.

Viertes Kapitel.

Mein Abſchied aus dem väterlichen Hauſe.

Nach drey Tagen ſtellte ſich der Freyherr wieder ein, und ich ſprang ihm fröh-

lich entgegen. „Nun, Herr Baron,“ ſagte mein Vater: „Sie leſen ſchon aus der heitern Miene des Knaben, daß Ihr Antrag bey ihm auf kein unfruchtbares Land gefallen iſt. Er hat ſich entſchloſſen, in Ihre Dienſte zu treten; aber ich bitte, ich beſchwöre Sie, verfahren Sie gut mit ihm, und vergeſſen Sie niemals, daß der arme Junge doch auch ein Menſch iſt.“

„Er macht ſich von mir einen ſeltſamen Begriff, lieber Alter!“ fiel der Edelmann ein: „Ich nehme ſeine Ermahnungen zwar nicht übel; doch ſind ſie in der That unnöthig. Mag ich tauſend Fehler haben: Menſchenfeindlichkeit und Härte befinden ſich nicht darunter. Ich will ſeinen Sohn nicht blos als einen Menſchen, ſondern als mein eigenes Kind, behandeln.“

„Dafür mag Gott Sie belohnen!“ verſetzte mein Vater, und erkundigte ſich nun beſcheiden, was mir an Gehalt werden ſolle? Der Baron verſprach mehr, als wir erwarteten, und bezeigte ſich überhaupt ſo gefällig und nachgebend, daß mein Vater endlich mit ſeiner Bitte um Erlaß der Livree herauszurücken wagte.

Da fand er aber kein erwünſchtes Gehör. Der Baron erklärte kurz und rund: unſere ganze Verabredung ſey null und nichtig, wenn wir auf dieſer Forderung beſtünden. „Denn,“ fuhr er fort, „ich brauche keinen Bedienten zu wichtigen Hausgeſchäften, die er freilich auch in jedem andern Rocke verrichten könnte, ſondern ich ſuche einen hübſchen Burſchen blos in der Abſicht, um ihn in eine neumodiſche Livree zu kleiden. Dieſe Grille kam mir erſt vor einigen Tagen in den

Kopf, als ich die Zeichnung eines Jockey — das heißt: eines kleinen Bedienten, wie ſie jetzt in London Mode ſind — unter andern engliſchen Kupferſtichen erblickte. Seine Tracht gefiel mir, und ich beſchloß auf der Stelle, mir einen ſo niedlichen dienſtbaren Geiſt anzuſchaffen. Mit dieſem Gedanken ging ich neulich hier vorbey. Ich ſah den Kleinen; er ſchien mir ganz zu einem Jockey gemacht, und ich ſäumte daher nicht, ihn anzureden. Dies, lieber Mann, iſt die ganze Geſchichte; und Er ſieht nun wohl, daß die Livree darin die Hauptrolle ſpielt. Sie zu tragen, ſoll aber auch beynahe das einzige Geſchäft ſeines Sohnes ſeyn. Uebrigens mag er mich halbe Tage lang verlaſſen, um ſeine Lehrſtunden abzuwarten; ich will zu deren Bezahlung ſogar, außer dem verſprochenen Lohn, etwas beytragen.“

„O das iſt edel gedacht!“ rief mein Vater: „Ich ſtehe nun gern von meiner Bitte ab; denn die Livree eines ſo bra-ven Herrn zu tragen, iſt wahrlich keine Schande.“

„Still, ſtill!“ fiel der Edelmann ein: „Ich liebe nicht Complimente. Es freut mich, daß wir einig geworden ſind, und ich nehme, wenn es angeht, den Kleinen jetzt mit.“

Nun ward mir weich um's Herz. Die Trennung von Vater und Mutter ſtellte ſich mir zum erſten Mahl lebhaft vor Augen. Ich ſah Beyde wehmüthig an. Die Mutter begann zu weinen.

Der Vater umarmte mich, und ſprach mit feierlicher Stimme: „Leb wohl, mein Sohn! Ehre Gott und deinen Herrn! Sey immer treu und rechtſchaf-fen! Dann wird dir's wohl gehn auf Erden.“ —

Jetzt fiel mir die Mutter ſchluchzend um den Hals. Der Vater aber nahm mich aus ihren Armen, und ſchob mich ſanft hinter dem Baron zur Thür hinaus.

Fünftes Kapitel.

Ich werde geengländert.

Mein Herr eilte nach ſeiner Wohnung, und ich folgte mit naſſen Augen. Er ließ ſogleich den Schneider und den Friſeur rufen, und übergab mich ihnen, um mich zu engländern. Jener maß mich von oben bis unten aus, und Dieſer zog mit Kamm und Schere ſo raſch über mich her, daß in wenigen Minuten Zopf, Locken und Toppee auf dem Tiſche lagen, und ich mit ſchlicht herab gekämmten Haaren vor meinem lächelnden Herrn ſtand.

Er war der Sohn eines reichen Landedelmanns, der auf einem ſeiner Güter bey Leipzig wohnte, und ſeinen einzigen Erben und Stammhalter erſt vor einigen Monaten in die Hauptſtadt geſchickt hatte, weil er ſie für die hohe Schule ritterlicher Uebungen und feiner Sitten hielt. Der Junker hätte freilich auch in beyden Fächern viel lernen können, wenn es ſein Ernſt geweſen wäre; allein die Unterhaltung mit Sprach- und andern Lehrmeiſtern war ihm die langweiligſte von der Welt. Sobald die Stunde ihrer Ankunft ſchlug, überfiel ihn gewöhnlich Kopfweh, oder ſonſt ein Uebel, und er ſchickte ihnen dieſe Entſchuldigung, nebſt ihren Marken, ſchon an der Thür entgegen. So ward, wenn er am Ende des Monats dieſe Karten bezahlte, ſeine Börſe leer, ohne daß dafür etwas in den Kopf gekommen war.

Alle schulgerechte Unterweisungen ekelten ihn so entsetzlich an, daß er sogar die Reitstunde verschlief und den Fechtboden versäumte. Er hing sich lieber, nach der Sitte des Landes, dem Gott (wie einer unserer witzigen Schriftsteller sagt) die besten Pferde und schlechtesten Reiter gab, froschartig und regellos auf seinen Klepper, jagte mit lustigen Gesellen auf's Land, und barte sich da mit ihnen herum, nach brittischer Art und Weise.

Eben so unterließ er auch, in den Gesellschaften des hohen Adels zu erscheinen, um dort, nach dem strengen Befehl seiner eitlen Stiefmutter, den Ton der sogenannten feinen Welt zu belauschen. Ihm brannte der Boden unter den Füßen, wenn er einmahl in einem solchen Zirkel ein halbes Stündchen aushalten mußte, und er schlich, sobald es

nur ſchicklich war, wieder davon, und entweder bey einer Flaſche Wein mit naſſen Brüdern zu ſchwärmen, oder mit einem Mädchen zu kurzweilen, das auf den Ruhm einer Veſtale keinen Anſpruch machte.

Den Fehler einer ganz geſchäftloſen Unthätigkeit abgerechnet, war er ein ſeelenguter Menſch. Man traf bey ihm keine Spur von Ahnenhochmuth, durch den ſich manches Junkerchen ſo lächerlich macht. Er war höflich gegen den Geringſten, ein wohlthätiger Freund der Armen, und ein gütiger Herr, ohne mürriſche Launen. Ich hatte ganz ſeine Gunſt, und beynahe (wie er vorher ſagte) nichts zu thun, als mein rothes Jäckchen mit goldenen Treſſen zu tragen. Er machte ſich oft das Vergnügen, mich dahin und dorthin zu ſchicken, um vom Fenſter herab zu beobachten, wie die

Leute auf der Gasse die glänzende, und damals noch ungewöhnliche Tracht seines Jockey anstaunten.

Ueberhaupt war die Nachahmungssucht englischer Moden eine schwache Seite des guten Barons. Damals gab es noch nicht die wohlthätigen Kanäle, durch die uns jetzt dergleichen wichtige Neuigkeiten allmonatlich zuströmen: Sein Schneider mußte daher in den vornehmsten Gasthäusern der Stadt auf der Lauer liegen, um die Kleidung der ankommenden Britten ins Auge zu fassen. Dieses Mittel verschafte zwar meinem Herrn das Glück, immer wie ein leibhaftiger Gentleman einher zu gehen; allein er ward auch dadurch in folgendes Abenteuer verwickelt.

Sechstes Kapitel.

Es ſetzt Schläge.

Die Sache verhielt ſich ſo. Aus langer Weile, oder um einen neuen Frack zu zeigen, durchzog er eines Tages die Hauptſtraßen der Stadt. Ich und Roland (ein ächter engliſcher Hund) trollten hinter ihm her. Als wir an ein gewiſſes Hotel kamen, lagen zwey junge Männer, mit runden Hüten auf den Köpfen, im Fenſter, blickten meinen Herrn ſcharf an, huſteten, biſteten und winkten ihm ſogar, als er ſie endlich bemerkte. Er, ein Dreyſchrittſeher, der ohne Augenglas nicht wußte, ob dieſe Rundhüte ſeine vertrauteſten Freunde, oder wildfremde Menſchen waren, fragte mich heimlich und ängſtlich: ob dieſe Einladung ihm gelte? Ich bejaht' es. Wir gingen nun raſch ins Hotel, die Treppe

hinauf, und betraten kaum den Vorſaal, als die beyden Herren mit offenen Armen dem Baron entgegen ſtürzten, und ihn in einer Sprache anredeten, von der ich kein Wort verſtand.

Dies war auch bey ihm der Fall. Erröthend, kroch er rückwärts, wie ein Krebs, ſeine Hände zerknitterten krampfartig den Hut, Angſtſchweiß perlte von ſeiner Stirn, und ſeine Lippen ſtammelten: „Verzeihen Sie, meine Herren, ich verſtehe Sie nicht.“ —

Die Rundhüte, die indeſſen mit fremden Zungen fertgeſprochen hatten, ſtarrten ihn jetzt an, ſchlugen ein wildes Gelächter auf, zeigten ſpöttiſch mit Fingern bald auf ihn, bald auf mich, und lauderwälſchten ſo ungezogen auf uns los, daß wir in der That keinen Dollmetſcher brauchten, um zu erfahren, daß ſie uns, wie Rohrſperlinge, ſchimpften.

Ein

Ein junger Bengel, der ihnen zur Seite ſtand, und eben ſo, wie ich, gekleidet, nur um einen Kopf länger war, benahm uns hierüber vollends allen Zweifel. Er packte mich am Kragen, drehte mich, wie eine Spindel, herum, beſah mich von unten bis oben, von hinten und vorn, und lachte dazu, als ob er berſten wollte.

Dieſe Beſchimpfungen trieben endlich meinen Herrn ſo in den Harniſch, daß er mit trotzigem Blick und erhobenem Steck auf die Rundhüte los ging. Allein dieſe Donquixoterie, einer ſo überlegenen Macht Fehde zu bieten, bekam uns ſehr übel. Die armſelige Waffe, womit mein Junker ſo keck, als führt' er Herkuls Keule, den Angriff wagte, ſchlug ihm Einer der feindlichen Ritter ſogleich aus der Hand, und nun erhob ſich ein fürchterlicher Fauſtkampf. Die beyden Bundsgenoſſen draſchen,

was das Zeug hielt, auf meinen unglücklichen Herrn. Er wehrte sich nur matt, und lag nach einer halben Minute, wie ein Frosch, zu Boden.

Ich vergaß bey diesem Anblick meine Knabenschwäche, und flog ihm zu Hülfe. Schnell mischte sich Bruder Jockey, der mich vorher schon so unhöflich angetastet hatte, auch in den Streit, stellte mir im Anlauf ein Bein, warf mich, wie einen Wollsack, zur Erde, und ließ ein grimmiges Hagelwetter von Kopfnüssen und Rippenstößen auf mich herab fallen.

Diese Gewaltthaten, die seinem Herrn und seinem Wärter widerfuhren, konnte der treue Roland nicht länger kaltblütig ansehen. Er sprang daher mit lautem Gebell auf unsere Feinde los. Sein Succurs half uns aber nichts; denn kaum sah der verteufelte Bube, der mich mit Fäusten schlug, ihn anrücken,

ſo hielt er mit ſeiner Arbeit ein, riß die Thür eines Zimmers auf, und rief: „Halloh, Sultan!“. Da ſtürzte plötzlich ein ungeheurer, ſchwarzer Bullenbeiſſer, mit aufgeſperrtem Rachen, heraus, und walkte unſerm Roland, der gegen ihn nur ein Zwerghündchen war, grauſam das Fell.

Nun wär unſere Niederlage vollkommen, und wir ergriffen die Flucht. Mein Herr lief zuerſt, und ſeine Gegner begleiteten ihn mit Püffen und Stößen bis an die Treppe. Mir erzeigte dieſe Ehre der Jockey, und dem Roland der Sultan. Wir hinkten allerſeits ſo geſchwind als möglich davon, um aus dem fatalen Hauſe zu kommen, und hörten noch auf der Gaſſe das Triumphgeſchrey der Sieger.

Siebentes Kapitel.

Urſachen dieſes Strauſes.

Stumm, blind und taub, rannte mein Herr in ſein Zimmer, riß ſich das Kleid vom Leibe, warf es auf die Dielen, trat es mit Füßen, und rief, als ich es aufhob, mit zorniger Stimme: „Schaffe mir den verdammten Rock aus den Augen, und mache damit, was du willſt!“

Dieſe Wuth gegen ſeinen Liebling war mir ein Räthſel. Ich ahndete wohl, daß ſie mit unſerer Pelzwäſche zuſammenhing; doch das eigentliche Verbrechen des tuchenen Miſſethäters blieb mir unerklärbar. Meine Neugierde war brennend. Ich wagte mich daher denſelben Tag noch einmahl in das gefährliche Hotel, um einem Bekannten, der dort als

Lohnlacken diente, das Geheimniß abzufragen.

Leiſe, wie auf Eiern, ſchlich ich die Treppe hinauf, und ſah mich bey jedem Schritt prügelſcheu um; doch kam ich glücklich auf den Kampfplatz, wo ich vor einigen Stunden das Haſenpanier ergriffen hatte.

Hier fand ich meinen Bekannten. „Was bringſt du?“ rief er lachend: „haſt du etwa vorhin einen Schlag hier verloren, den du jetzt ſuchen willſt?“ —

Ich ſchüttelte mit erzwungenem Lächeln den Kopf.

„Du dauerſt mich,“ fuhr er fort: „daß du von der heutigen Prügelſuppe, die dein Herr nach Recht und Billigkeit allein hätte auseſſen ſollen, auch einige Löffel bekommen haſt! Vermuthlich weißt du noch gar nicht, wie er ſie

eingebrockt hat? — Nun das kann ich dir gründlich ſagen; denn ich warte den Fremden auf, die euch damit bewirthet haben.“

„Es ſind Engländer, die deinen Herrn für einen hier erwarteten Landsmann anſahen, und ihn deswegen herauf riefen. Seine Annäherung überzeugte ſie zwar von ihrem Irrthum; dennoch hielten ſie ihn, durch ſeinen ganz engliſchen An- und Aufzug getäuſcht, für einen ihrer Landsleute, und redeten ihn darauf an. Da er nun weder gicks noch gacks verſtand, und ſich links und landjunkerlich benahm, ſo konnten ſie ſich des Lachens unmöglich enthalten. Darüber ergrimmte dein Barenchen, und wollte ausſchlagen. Wer aber die Schläge bekam, haſt du geſehn, und zum Theil ſelbſt gefühlt. Blitz und Hagel! So ſchnöde muß man keinem ächten Engländ-

ber kommen! Auf Ein ſolches Kompli-ment hat er immer zehn Antworten. Wenn du deinen Herrn lieb haſt, ſo rathe ihm, den Lord nicht eher zu ſpielen, bis er wenigſtens das engliſche A B C gelernt hat.“ —

Dieſer letztere Seitenhieb auf den Baron verdroß mich ſo ſehr, daß ich, ohne Antwort, protzig davon lief.

„Der ehrliche Mann,“ dacht' ich unterweges, „ſpricht — wie ein Lohn-bedienter. Weſſen Brod er eben iſt, deß Lied er ſingt. Was unterſtehen ſich denn die groben Engländer, einen ehrlichen Deutſchen, mitten in ſeinem Vaterlande, deswegen auszulachen, und endlich gar zu wammſen, weil er ihre Sprache nicht verſteht? — Sie ſollten dafür gehöhnt und kranzt werden, daß ſie Deutſchland durchreiſen wollen, und nicht deutſch können.“ —

Unter dieſen Betrachtungen kam ich heim, war aber fein und beſcheiden genug, meinem Herrn von dem, was ich erfahren hatte, kein Wort zu ſagen. Er machte ſich indeſſen den Rath, den mir der Sänger des Brodlieds an ihn auftrug, ſelbſt gegeben haben; denn am nächſten Morgen langte eine Fracht von engliſchen Wörterbüchern und Grammatiken aus dem Buchladen an, und ein Sprachmeiſter folgte. Mein Baron begann nun mit ſo feurigem Eifer, als ob er nächſtens eine Rede im Parlament halten ſollte. Er vergaß ſogar volle zwölf Stunden ſeine gewöhnlichen Zeitvertreibchen darüber. Dieſe fielen ihm aber alle folgende Tage wieder ein, und die Reihe vergeſſen zu werden, traf nun — den Fleiß.

Achtes Kapitel.

Adieu, Dresden!

Außer jener tragiſchkomiſchen Begebenheit, hatte ich, während zweyjähriger Jockeydienſte, keine trübe Stunde. Allein dieſe angenehme Zeit nahte ſich ihrer Endſchaft. Mein Herr erhielt väterliche Briefe, die ihn mißmüthig und nachdenkend machten, und er entdeckte mir endlich, daß er Dresden verlaſſen müſſe, weil ſein Vater, von Klätſchern und Ohrenbläſern verhetzt, darauf beſtehe.

Er überließ es meiner Willkühr, ob ich zurück bleiben, oder ihn in ſeine Heimath begleiten wollte. „Vielleicht bin ich ſo glücklich,“ fuhr er fort: „mich von allen Anſchwärzungen ſo rein zu waſchen, daß mir eine baldige Rückkehr erlaubt wird. Schlägt aber dieſe Hoff-

nung fehl, so sey versichert, daß ich dich nicht in einer fremden Gegend dem blinden Schicksal überlassen, sondern als ein ehrlicher Mann für dein Fortkommen sorgen werde.“ —

So unerwartet mir diese Erklärung kam, so schnell entschied mich die Liebe für meinen Herrn zu der Antwort, daß ich mit ihm bis an das Ende der Welt gehen wolle. „Das freut mich, lieber Gustav,“ sprach er sanft: „Werden es aber auch deine Aeltern zufrieden seyn? Geh hin, und sprich mit ihnen darüber! Lassen Sie dich mit mir ziehen, so nimm gleich Abschied; denn ich will, da es einmahl seyn muß, schon diese Nacht abreisen.“

Ich lief, als wäre mir Angst, daß mich der Baron im Stich lassen würde.

Meine guten Aeltern bestürzte die Nachricht, die ich athemlos brachte.

Es that ihnen weh, mich aus ihren Augen zu verlieren; auf der andern Seite aber sahen sie auch keine Möglichkeit, mich bey sich zu behalten und zu ernähren, da gerade damals der Preiß des Brodes in Sachsen zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen war. Dieser Umstand bestimmte sie endlich, nach einem langen Kampf zwischen Liebe und Nothwendigkeit, zu der Einwilligung, meinem Herrn zu folgen.

Wir umarmten uns und weinten. Diesmahl hatten wir allerdings mehr Veranlassung zu Abschiedsthränen, als zwey Jahre vorher, da ich nur einige hundert Schritte weit von meinen Aeltern getrennt ward, und sie Tag für Tag (wie auch richtig geschehen war) besuchen konnte. Jetzt eben so, wie damals, riß sich mein Vater zuerst los, drückte mir zwey Dukaten, als einen Noth-

pfennig, in die Hand, und befahl mich Gott. Ich wankte ſchluchzend fort.

Der Baron war bey meiner Rückkunft ſchon mit Einpacken beſchäftiget. „Nun wie ſteht's?“ rief er mir entgegen. „Der Abſchied iſt vorbey!“ ſagte ich, und wiſchte mir lächelnd die Thränen aus den Augen. „Braver Junge!“ ſprach er, und ſtrich mir freundlich die Backen: „Auch mein Abſchied von einigen guten Seelen iſt vorbey. Schulden habe ich nicht, und bin alſo fertig. In einer Stunde ſteht die Poſt vor der Thür.“

Richtig tönte auch zur beſtimmten Zeit des Gelbrocks Horn. Wir ſtiegen, nebſt unſerm treuen Roland, in den Wagen, und rollten ohne Wort und Laut davon. Als wir durch's Thor fuhren, ſtieß der Baron einen kläglichen Seufzer aus, lehnte ſich mit dem halben Leibe

über den Kutschenschlag, warf der verlassenen Stadt eine Kußhand zu, und sagte wehmüthig: „Adieu, Dresden!“

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Unſer Einzug beym alten Herrn.

Wir kutſchierten die ganze Nacht hindurch, und bey anbrechendem Morgen ſah ich mich in flache Gegenden verſetzt, die meinem Auge, das durch Dresdens reitzende Hügel und Thäler verwöhnt war, nicht gefielen. Selbſt der Baron überblickte dieſe Ebenen, die doch Nachbarinnen ſeines Geburtsortes waren, mit ſichtbarem Mißbehagen, und ward immer ſtiller und trübſinniger, je weiter wir fuhren. Endlich zeigte er mit dem Finger auf eine entfernte Thurmſpitze, und ſagte ſtockend, als ob er vorher einen Seufzer erſtickte: „Sieh, das iſt meines Vaters Dorf!“

Der Poſtillon ſtand wahrſcheinlich in dem falſchen Wahn, ſein Paſſagier brenne vor Ungeduld, an Ort und Stelle zu ſeyn; denn er jagte, was die Pferde nur laufen konnten. Der Baron befahl ihm von Zeit zu Zeit, mäßiger zu fahren. Das half aber nichts. „Meine Schimmel halten aus!“ rief der unermüdete Peitſchenſchwinger, und raſſelte unaufhaltſam mit uns fort, bis in den herrſchaftlichen Hof.

Hier ſtand ein alter Mann, in einen abgetragenen grünen Rock eingeknöpft, und auf einem Knotenſtock gelehnt. Ich ſah ihn höchſtens für einen in Ruheſtand verſetzten Jäger an, und wunderte mich, daß er ſein wachsleinewandenes Schifferhütchen nicht abzog, ſondern blos mit dem Kopf nickte, als ihn mein Herr ehrerbietig begrüßte. Wir hielten jetzt ſtill. Der grüne Mann näherte ſich unſerm

Wagen, schüttelte drohend seine knotige Keule, und knurrte: „Wetterjunge, kömmst du endlich? Dein Glück, daß du dich noch so bald aufs Gleis gemacht hast! Ich hätte dir sonst wahrlich einen tüchtigen Leviten gelesen.“

Diese körnige Anrede ließ mir keinen Zweifel, daß der gnädige Papa in hoher Person vor uns stehe. Er breitete jetzt die Arme aus, um seinen Sohn, der dem Wagen ziemlich bedächtig entstieg, zu umhalsen. „Es geht verdammt langsam mit dir!“ rief er ungeduldig: „Du bringst doch wohl nicht etwa schon das Zipperlein, oder sonst eine großstädtische Krankheit mit?“ — Er drückte hierauf den jungen Baron mit Hastigkeit an sein Herz, und gab ihm einen schallenden Kuß.

Ich hätte mich indessen auch aus dem Zahnwerk heraus gemacht. Der Alte

glohte mich an, trat mit der Miene des Erstaunens einige Schritte zurück, und schrie auf: „Potz Stern! Was ist das für ein kleiner Hanswurst? Er sieht ja aus, wie ein Thier aus der neuen Welt!“ —

Dieser plumpe Scherz verdroß mich so sehr, daß ich schnell das Gesicht wegwandte. Der junge Baron merkte meinen Unmuth, und legte sogleich Balsam auf meine Wunde, indem er bescheiden sagte: „Verzeihen Sie, Herr Vater, es ist mein Bedienter; ein ehrlicher Junge, der eines bessern Schicksals würdig wäre!“ —

Allein für den alten Herrn war mein Lob verloren; denn alle seine Sinne beschäftigten sich ietzt mit unserm Roland. „Das ist ein braver Bursche! Der hat meinen Beyfall!“ rief er mit Entzücken: „Er ist doch wohl zur Jagd abgerichtet?“

„Nein;“ antwortete mein Herr.

„Ey, ſo iſt er auch keinen Schuß Pulver werth!“ brummte der Alte, kehrte ſich verdrüßlich um, nahm ſeinen Sohn beym Arm, und führte ihn ins Haus.

Auf der Treppe fragte mein Herr nach dem Befinden ſeiner gnädigen Mama.

„O, die iſt noch flink auf dem Platze!“ erwiederte der Vater: „Sie thront zuverläßig ſchon in ihrem Paradeſaal, um dir eine förmliche Audienz zu geben. Wir wollen nur gleich auf das Heiligthum losſteuern.“

Die Reiſe ging nun ſtracks auf ein Zimmer zu, an deſſen Thür ein breitſchulteriger Bedienter, mit einer Art von Hellebarde in der Hand, Wache hielt. „Siehſt du den Schweitzer?“ rief der

alte Baron mit lautem Gelächter. Der Thürſteher zog bey unſerer Annäherung eine ſchmetternde Klingel, und im Nu rauſchten beyde Flügel auf. Wir erblickten im Hintergrunde des Zimmers eine ſtolz geſchmückte Dame, die kerzenſteif auf einem erhabenen Armſtuhl ſaß, und ſich ein wenig mit langſamer Würde hob, als wir gegen ſie anrückten. Ich wollte, nach alter Gewohnheit, der Schatten meines Herrn zu ſeyn, ihm über die Schwelle hinüber nachtreten; allein der Hellebardier ſchob mich unſanft zurück, und ſchlug mir die Thür vor der Naſe zu.

Zweytes Kapitel.

Schlimme Aſpecten.

Ich ſtand verdutzt und ſtarrte den Pförtner an. „Geh in die Geſinde-

ſtube! Dort iſt dein Audienz-Zimmer!“ ſprach er mit rauhem, bäuriſchen Ton, und zeigte mir dahin den Weg.

Ich klinkte ohne Umſtände auf. Ein Männlein und ein Weiblein, die mit verſchlungenen Armen beyſammen ſaßen, prellten erſchrocken aus einander. „Was iſt das für Manier? Kann der Mosjeh nicht erſt anpochen?“ polterte zürnend die Mannsperſon, ein langer, ſtattlicher Jäger. „Bringt man keine feinern Sitten aus der Haupt- und Reſidenzſtadt mit?“ ſchnatterte die beleidigte Dame, die (wie ich nachher erfuhr) nichts mehr und nichts weniger, als die Kammerjungfer vom Hauſe war.

Ich fühlte, daß ich unrecht gehandelt hatte, und bat um Verzeihung.

Das that den Leutchen ſanft, und ſöhnte mich mit ihnen aus. Sie boten

mit einen Stuhl, und die Jungfer ſagte halblaut: „Es iſt doch bey alle dem ein hübſcher, blauäugiger Bube.“

„Das kann ich eben nicht finden,“ brummte der Jäger, und kehrte ihr haſtig den Rücken.

Es war Mittagszeit. Der übellaunige Waidmann ordnete für uns Drey den Tiſch, und zwar ſo künſtlich, daß er ſich zwiſchen mir und ſeiner Geliebten, gleich einer Scheidewand, ſetzen konnte. Das Mädchen war ſo klug, nicht auf eine bunte Reihe zu dringen. Dies machte den Grünrock, der bisher, wie eine wirkliche Wand, ſtumm geweſen war, nach und nach wieder redſelig, und das Zöſchen ward es nicht minder. Sie unterhielten mich nun, nach dem gewöhnlichen Geſellſchaftston der Domeſtikenſtuben, mit ſpöttiſchen Gloſſen über ihre Herrſchaft.

„Er iſt eine gute, ehrliche Haut;“ ſagte der Jäger: „aber zum Edelmann ſchickt er ſich, wie der Elephant zum Tanzen.“ —

„Ja wohl!“ fiel das Jüngferchen ein: „Doch was Er zu plump iſt, das iſt Sie zu zierlich. Die ſonderbare Frau kann noch gar nicht vergeſſen, daß ſie vor Olims Zeit einmahl Kammerfräulein bey der Fürſtin von * * geweſen iſt. Seitdem ſpukt bey ihr der Hofgeiſt noch immer im Kopfe, und verleitet ſie zu hundert poſſierlichen Streichen. Dieſes Rattenneſt von Schloß ſoll und muß durchaus eine Reſidenz vorſtellen. Morgen, bey der Feier ihres Geburtstages, wird ſie ihrer Narrheit ganz den Zügel ſchießen laſſen. Der Gerichtshalter, oder Juſtitzrath (wie ihn ihr Stolz, unter dem Schein eines Scherzes, nennt) kommt deshalb aus Leipzig. Ein wal-

res Original! Auch ſind der Pfarrer (den ſie gewöhnlich Hofprediger titulirt) und einige hochadeliche Speichellecker und Krippenreiter zur Tafel geladen. Das ſoll Spaß geben! Sie werden reichlichen Stoff zum Lachen haben, kleiner Freund!“ —

Unter dergleichen Tiſchgeſprächen beſchloſſen wir unſer einfaches Mahl, das eben in keiner Hofküche bereitet zu ſeyn ſchien. Indeſſen war eben Familientafel gehalten worden.

Nach deren Aufhebung rief mich mein Herr in das ihm angewieſene Zimmer, warf ſich ächzend auf einen Stuhl, und ſchüttete ſein Herz vor mir aus.

„Ich bin nun,“ ſprach er: „ein gefeſſelter Sclav, und muß vor der Hand jeden Gedanken an Dresden aufgeben. Das war eine tödtliche Mahlzeit! An-

fangs Vorwürfe über Vorwürfe, daß ich viel Geld verſchwendet, und dennoch die Zirkel der Nobleſſe wenig oder gar nicht beſucht habe; dann ein lächerliches, aber für mich martervolles Examen. Der Vater wollte die Nahmen, Geſchlechtsregiſter und Tugenden aller kurfürſtlichen Pferde und Jagdhunde wiſſen. Die Mutter nahm das Kapitel der Hofetiquette vor, und beſtand auf einer genauen Angabe: Wie viel Schritte Ihro Durchlaucht bey einer oder der andern Audienz entgegen gingen? und ſo weiter. Ich konnte natürlich auf Tauſend nicht Eins antworten. Nun war Feuer in allen Ecken, beſonders auf den Lippen meiner Mutter. Sie nannte mich einen Strohkopf über den andern, und ſprach mir das Urtheil: Von nun an hier zu bleiben, und als ein unwiſſender Dorfjunker zu leben und zu ſterben.“

„Auch du, Guſtav, wurdeſt zuletzt durch die Hechel gezogen, und es erfolgte der Beſcheid, dich fort zu ſchaffen, weil du ein lächerliches Mittelding zwiſchen Lackey und Page ſeyſt, dergleichen an keinem Hofe in der ganzen Chriſtenheit gefunden werde.“ —

Nicht die Kritik der gnädigen Frau, ſondern die nahe Trennung von meinem guten Herrn, dem ich herzlich ergeben war, trieb mir jetzt Thränen in die Augen.

Er tröſtete mich durch das Verſprechen, daß er alle Beredſamkeit aufbieten wolle, um einen Widerruf des mütterlichen Machtſpruchs zu bewirken.

Drittes Kapitel.

Das groſse Fest beginnt.

Die Ermüdung von der Reise überwand in der folgenden Nacht meine Sorgen, und ließ mich sie in den Armen des Schlafs vergessen. Plötzlich aber weckte mich ein fürchterlicher Knall, der dem Donner einer Kanone glich. Ich fuhr erschrocken aus dem Bett in die Kleider. Mehrere Schläge folgten. Schrecken und Angst jagten mich aus dem Zimmer.

Indem ich auf den dunkeln Gang hinaus tappte (denn der Morgen begann erst zu grauen) begegnete mir die Kammerzofe, mit einem Licht in der Hand, und lachte sich über mein kreidefarbnes Gesicht und meinen übel geordneten Anzug ganz außer Athem. „Sie sind wohl gewaltig erschrocken, armes Männchen?“ kicherte sie endlich

heraus: „Haben wohl gar geglaubt, der ſiebenjährige Krieg breche von neuem los? — Nein, ſo arg iſt es nicht! Es brummten blos einige alte Böller, um dem heutigen großen Feſte einen guten Morgen zu bieten. Gehen Sie alſo ruhig wieder in Ihr Bett, und ſchlafen Sie aus!“ —

Ich folgte dieſem Rath; doch ward es mir unmöglich, ein Auge zu ſchlieſſen. Das Schloß war in ewiger, lärmender Bewegung. Die Hausdienerſchaft trampelte über mir, unter mir, neben mir. Zwanzig Thüren ſchlugen auf und zu. Hunde bellten und Bratenwender ſchnarrten. Eben ſo wenig Ruhe war außerhalb der Burg. Der Nachtwächter dütete ſich athemlos, und krächzte Lob- und Danklieder. Das heiſere Kirchthurmglöckchen wimmerte unaufhörlich; und zuletzt, um den ab-

ſchenlichen Lärm zu krönen, pfiff und geigte die Dorfkapelle unter dem Fenſter ein ohrenſchneidendes Ständchen, welches ihr Direktor, der Schulmeiſter, mit einem Hochgeſang auf die gnädige Dorfmutter (denn Landesmutter konnte er ſie doch nicht nennen) in einer majeſtätiſchen Baßarie beſchloß.

Indeſſen war es heller Tag geworden, und der ſogenannte Juſtitzrath, der Herr Doktor Gervaſius, kam an. Ein komiſcher Aufzug! Man denke ſich einen klapperdürren Goliath, deſſen gelbes Neidhartsgeſicht eine dicklockige und dickgepuderte ſpaniſche Perücke umwölkt. Säulengerade, in einen ſcharlachrothen, mit Gold beſetzten Mantel gehüllt, ſaß er in einem altfränkiſchen Wagen, der an Höhe und Breite manche Hütte des Dorfs übertraf. Die Mahlerey an den Auſſenwänden war neu, und ohne allen

Zweifel von des jetzigen Beſitzers Erfindung. Mit Schwert und Wage ſtand die Gerechtigkeit vorn, hinter dem Rükken des Kutſchers. (Eine unanſtändige Ausſicht, über die ſich die Dame füglich hätte beklagen können, wären ihre Augen nicht verbunden geweſen.) Rechts trug ein dürres Holz Früchte: Drey Miſſethäter bammelten an einem Galgen. Links erhob ſich ein Blutgerüſt, auf dem der Henker ein treffliches Rad ſpielte. Hinten loderte der Scheiterhaufen einer Hexe. Zur Ausfüllung leerer Plätze waren allerliebſte Gruppchen von Prangerparaden, Staubbeſentänzen und Spatzierritten auf hölzernen Eſeln angebracht.

Dieſen hochnothpeinlichen Wagen ſchleppten vier elende Bauerpferdchen. Auf dem Bock ſaß das Schreiberlein des Doktors; eine bleiche, durch ewiges

Krummsitzen verkrüpelte Hungergestalt. Richter und Schöppen, die ihren Herrn und Meister vor dem Dorfe empfangen hatten, gingen barhaupt und demüthig neben her.

Nachdem sie ihn, ziemlich ungeschickt, aus der Karrete gehoben hatten, begab er sich mit feierlichen Storchschritten ins Haus, und streifte dort, wie eine Raupe den Balg, seinen Mantel ab. Da stand er nun in einem tüchtig ausgesteiften Kleide von schwarzem Sammt, welches von seinen breiten, scharfeckigen Schultern, wie von einem Kleiderbocke, schlotternd herab hing. Darunter hervor glänzte, gleich der Sonne aus nächtlichen Wolken, eine riesenhafte Weste von Goldstoff. Sie breitete sich bis zu den Kniegürteln aus, küßte sie sogar bisweilen zärtlich, und erlaubte kaum den Beinkleidern so viel von sich zu zeigen,

daß man den Herrn Doktor nicht ganz für einen Hosenlosen ansehen konnte.

Der Jäger, der Marschallsdienste vertrat, führte ihn jetzt in das Zimmer, wo man sich zur Cour versammelte. Hier fanden sich auch nach und nach der Pastor loci, und einige schmarotzende Landjunker ein, denen man insgesammt die frohe Erwartung eines guten Bratens auf dem Gesicht las.

Die Königin des Festes und ihr Gemahl waren noch nicht sichtbar. Auf einmahl aber trat der grüne Marschall in die Thür, und rief: „Ist's gefällig?“ Unter seiner Anführung setzten sich nun die Gratulanten in Bewegung. Ihr Zug zum Paradezimmer war still und ernsthaft. Manche fisperten mit den Lippen, und schienen ihr auswendig gelerntes Wunschförmelchen zu wiederholen.

Die Schweitzerwache vor dem Prunksaal war verdoppelt, und die Thüren ſtanden angelweit offen. Inwendig thronte ſchon die Freyfrau. Sie ragte aus einem ungeheuren, von blumigem Seidenſtoff umrauſchten Reifrocke ſo ſchmal und dürftig hervor, als der Stumpf eines gekappten Maſtbaums aus einem Schiffe. Zur Rechten ſtand ihr Gemahl, zur Linken ihr Sohn. Huldreich winkte ſie den Kömmenden. Die adlichen Krippenreiter wanden und krümmten ſich, wie Schlangen, heran, küßten der Dame Hand, und gaben ihren Senf von ſich. Dann hielt der Juſtitzrath eine lange, pathetiſche Rede, die ſich mit „Nachdem und alldieweil“ anfing. Der Hofprediger ſaalbaderte zuletzt.

Unterdeſſen hatte die Stunde des Gerichts geſchlagen. Es ward diesmahl

mahl, unter dem Vorsitz der gnädigen Herrschaft, öffentlich gehegt. Die Baronin war heut ungemein empfindsam. Sie gab, ehe noch etwas anders verabhandelt ward, den menschenfreundlichen Befehl, alle Gefangene los und ledig zu lassen. Schade, daß Niemand im Kerker schmachtete, als ein kleines Hirtenmädchen, durch dessen Unachtsamkeit sich einige Stunden vorher eine Gans von der Weide verlaufen hatte.

Der Herr Justitzrath schien mit dieser milden Rechtspflege sehr unzufrieden. Er schüttelte seine Perücke, so oft ihn die Freyfrau nicht ansah, und schnitt seitwärts hämische Gesichter, als sie bey einigen vorkommenden Rügen Strafe und Unkosten erließ. Heut ist schlechter Markt, mochte er denken, und hob so bald als möglich die Sitzung auf.

Viertes Kapitel.

Die offene Tafel.

Als wir den Gerichtssaal nicht lange verlassen hatten, vernahm ich einen unangenehmen Ton, der dem ängstlichen Ruf eines Nachtwächterhorns bey Feuersgefahr nicht unähnlich klang. Er schien im Schloßhofe vom Dach herab zu kommen, und dort sah ich auch in der That ein leibhaftiges Kühhorn aus einem Kappfensterchen gucken. Ich starrte hinauf, und konnte nicht begreifen, warum sich das einfältige Ding so anhaltend hören ließ. Endlich hüpfte das Kammermädchen herbey, und erklärte mir, daß der Nachtwächter, in Ermangelung eines Trompeters, zur Tafel blase.

Die hohen Herrschaften folgten nun paarweis dem Marschall in den Saal,

wo offene Tafel gehalten ward. Das halbe Dorf strömte zu diesem seltenen Schauspiele herbey. Ich und meine Freundin stellten uns auch unter das maulsperrende Häuflein, und ihr spitzes Züngelchen machte sich über die speisende Gesellschaft ohne Ausnahme lustig.

„Der alte Herr dort," sagte sie: „der im Gesicht ein so schönes Kupferbergwerk besitzt, ist geheimer Rath; doch hat er in seinem Leben weder heimlich noch öffentlich, am wenigsten aber sich selbst, gerathen. Er war ehemals steinreich, ließ nach und nach zwey bis drey Tönnchen Goldes in die weite Welt rollen, und behielt endlich nichts übrig, als seinen Titel, der ihm bisweilen, wenn er zu Hause lange genug arme Ritter gebacken hat, die Oberstelle an unserer oder einer andern Tafel verschaft."

„Sein Nachbar im verſchliſſenen Kleide iſt ein deſto beſſerer Wirth. Er hat, bey einem unermeßlichen Mammon, weder Kind noch Kegel, und iſt dennoch der ärgſte Filz, den die Erde trägt. In ſeinem Hauſe verdient der Schornſteinfeger keinen Heller; denn das ganze Jahr hindurch ſieht man darin weder Feuer noch Rauch. Der grimmigſte Winter trotzt ihm kein Spänchen Holz ab. Er bleibt im Bett, oder wärmt ſich bey ſeinem Pachter. Küche und Keller ſind bey ihm ſeit undenklicher Zeit vermauert. Wozu braucht er ſie auch? Er nährt ſich in ſeinen vier Pfählen blos mit Butterbrod und Waſſer; wird er aber irgendwo eingeladen, dann ſtopft er ſich nicht allein übervoll, ſondern füllt auch mit allerley Eßwaaren, die er heimlich wegſtreln kann, ſeine Taſchen. Sehn Sie, ſehn Sie geſchwind!“

Und ich ſah jetzt wirklich, wie der alte Geitzhals eine Mundſemmel allmählig unter ſeinen weiten Aermel ſchob, und damit in die Rocktaſche fuhr. Er ſaß bey dieſem Geſchäft kerzengerade, und ſchielte rechts und links unter den Augenbraunen hervor, ob Jemand dieſe Deube bemerke.

Das Mädchen plauderte hierauf weiter:

„Jener Officier iſt ein verabſchiedeter Lieutenant, der unaufhörlich von der Schlacht bey Keſſelsdorf erzählt, wo er einen Säbelhieb — im Rücken davon trug. Er ſpielt für ſein Leben gern den Raufdegen und Eiſenfreſſer, läuft aber vor einer ziſchenden Gans.“

„Von den übrigen drey adlichen Herren iſt wenig zu ſagen. Sie ſind, als ächte, gediegene Landjunker, lebens-

lang auf ihren Hufen geblieben, und haben ſich redlich genährt. Jagen und Tabackrauchen iſt ihr täglicher Zeitvertreib. Mitunter werden wohl auch Kalenderhiſtörchen, oder ſteinalte Zeitungen geleſen. Bey dem allen ſprechen dieſe armſeligen Wichte doch bisweilen von bürgerlicher Canaille, und halten ſich, trotz ihrer nahen Verwandſchaft mit dem bekannten langöhrigen Thierlein, für Weſen höherer Art.“

„Die Bürgerlichen, die hier dabey ſind, taugen aber auch nicht viel. Der Juſtizrath iſt ein alter, ſchlimmer Fuchs, und der Hofprediger eine kriechende Schlange. — Nun, liebes Freundchen, kennen Sie die ganze, edle Gallerie, und mögen die ſchönen Bilder, wenn Sie ſonſt wollen, noch länger betrachten.“ —

Jetzt gab mir die Spötterin einen vertraulichen Schlag auf die Schulter, und tanzte hinweg.

Ich blieb noch und sah mit Verwunderung, wie fleißig die Herren samt und sonders ihre Kinnbacken arbeiten ließen. Niemand war geschäftiger, als der Semmeldieb, und Niemand so dankbar für das genießende Gute, als der Hofprediger. Ein fades, unterwürfiges Lächeln überzog ohne Wanken sein Gesicht, und alles, was ihm die Bedienten reichten, wenn es auch nur ein Glas Wasser war, empfing er mit einem tiefen, freundlichen Bückling.

Der ehrliche Mann hatte vielleicht nicht oft an vornehmen Tafeln gespeißt, und machte daher beym Nachtisch einen lächerlichen Fehler. Es wurden einige Teller mit Devisen herum gegeben. Seine Wahl fiel (wahrscheinlich aus

Verliebe für die mit ihm gleichfarbige Kleidung) auf einen kleinen Eſſenkehrer. Er beſchaute das niedliche Kerlchen eine Sekunde lang mit Wohlgefallen, und ſchob es ſodann, weil er es vermuthlich für Confect anſah, geſchwind in den Mund.

Dieſen Schildbürgerſtreich bemerkte zum Unglück der geheime Rath, und hielt die Sache ſo wenig geheim, daß er vielmehr laut aufſchrie: „Potz Element, Herr Paſtor, ſind Sie ein Menſchenfreſſer geworden? Oder ſoll ihnen der ſchwarze Bube den Magen auskehren?“ — Der arme Geiſtliche erſchrak. Sein rothes Vollmondsgeſicht ward kirſchbraun vor Scham, und er bemühte ſich, den halb verſchlungenen Schornſteinfegerjungen hinter der Serviette wieder hervor zu letzen. Der Held von Keſſelsdorf riß ihm aber dieſes wohlthätige Feigen-

Platt beshaft hinweg, und die ganze Gesellschaft sah nun den kleinen Schwarzen in ziemlich betrübten Umständen aus dem geistlichen Munde zurück kommen. Was gab es für Gelächter und Witzeley! Der Geitzhals benutzte den glücklichen Zeitpunkt, da Aller Augen auf den einfältigen Pfarrherrn gerichtet waren, und stahl indessen, wie ein Rabe.

Endlich befreite der geheime Rath den unglücklichen Hofprediger von den Staupenschlägen des Spottes, indem er die Gesundheit der Barenin ausbrachte. Sie ward, unter Abfeuerung der schon rühmlich erwähnten Donnerbüchsen, getrunken, und hiermit die Tafel aufgehoben.

Kurz nachher machten sich die wohlgenährten Ritter wieder auf den Heimweg. Auch der Hofprediger empfahl sich, mit zahllosen Scharrfüßen, fort-

dauernder hohen Protection, dankte ganz unterthänigst für genossene Wohlthaten, und bat, vorgefallene Fehler (wobey er ohne Zweifel an den Feuermauerkehrer dachte) gnädigst zu pardouniren.

Der Justizrath blieb allein noch da.

Fünftes Kapitel.

Kann man schreiben?

Daß sich der höfliche Mann länger hier aufhielt, kostete mich zwey traurige Lebensjahre. Doch ich will in der Ordnung erzählen.

Ich erinnerte nach der Tafel meinen Herrn, die gutlaunigen Augenblicke seiner Mutter nicht ungenützt zu lassen, sondern so bald als möglich bey ihr dringende Vorstellungen wider mein

Verweiſungsurtheil zu thun. Er verſprach es, und ging.

Nach einer halben Stunde kam er aber mit trübem Geſicht zurück, und ſagte: „Die Bitte, mich in ſeinem Dienſt zu laſſen, ſey ihm rund abgeſchlagen worden. Doch habe ſich bey dieſer Gelegenheit eine andere, freilich nicht ganz lachende Ausſicht für mich gezeigt. Der Doktor Gervaſius, der gerade jetzt ſeinen Schreiber abdanke, wolle mich an deſſen Statt annehmen.“ —

Ich erſchrak. Mein abndendes Herz ſträubte ſich gegen alle Gemeinſchaft mit dieſem Manne. Dennoch gab ich endlich der Ueberredung des Barons nach, und ließ mich zu ihm führen.

„Kann man ſchreiben?“ — ſprach er mit ſteifem Ernſt, als ich in das Zimmer trat, wo er ſich bey dem alten Baron befand.

Dieſe geringſchätzige Frage beleidigte mich. Ich bejahte ſie kurz, und ſah von ihm weg.

„Nun wohlan,“ fuhr er fort: „wenn man eine Probe der Handſchrift bey ſich hat, ſo hole man ſie.“ —

Ich brachte ein abgeſchriebenes Gedicht von Kleiſt.

„Verſchen?“ — rief er mitleidig lächelnd: „In meiner Expedition wird man wichtigere Sachen unter die Feder bekommen. Kleine, niedliche Buchſtäbchen! Gerade ſo, wie die papiergeitzigen Paſtoren ihre Concepte zu kritzeln pflegen! Ey, da muß ein ganz anderer Schwung hinein! Doch das wird ſich in meiner Schule ſchon geben. Zuförderſt fragt ſich: Iſt man gemeint und geſonnen, als Bedienter und Schreiber, zu mir zu ziehn? — Ich gebe Livree und

Kost, acht baare Reichsthaler jährlichen Lohn, und einen heiligen Christ, wenn man sich, notabene! gut aufführt.“ —

Dieser Antrag war mir so wenig einladend, daß ich mich nicht mit der Antwort übereilte, sondern stockstill auf meine Schuhbänder sah.

„Man schweigt?“ — rief der Doktor im Ton der höchsten Verwunderung aus: „Man besinnt sich? — Ist man etwa mit meinem ansehnlichen Gebot nicht zufrieden? — Hundert andern armen Schelmen würde der Mund darnach wässern; und man ist so übermüthig ....“

„Das gewiß nicht!“ fiel ihm der junge Baron ins Wort: „Wir wollen dem armen Jungen nur einige Zeit zur Ueberlegung lassen.“ —

„Wohl gesprochen, Herr Baron!“ versetzte der Doktor mit beyfälligem Kopfnicken: „Ausnehmend klug und wohl gesprochen!“ — Hierauf wandte er sich zu mir: „Man kann also abtreten, und über die Sache mit sich selbst deliberiren und berathschlagen.“ —

Sechstes Kapitel.

Man empfangt den Miethgroschen!

Ich entfernte mich; doch was gab es eigentlich lange zu überlegen? Sollte ich nach Dresden zurück gehen, und meinen Aeltern, die kaum für sich nothdürftiges Brod hatten, zur Last werden? Dazu war ich doch, trotz meiner Jugend, und ungeachtet mich ein kleines Heimweh befiel, zu vernünftig, und beschloß daher kurz, in den sauern Apfel des angebotenen Dienstes zu beißen.

Als ich mich hierüber gegen den Doktor erklärte, zog er einen vollen, straffen Beutel hervor, und sagte: „Man empfange den Miethgroschen!“ — Ich krümmte meine Hand nicht allzu eng zusammen, damit der harte Thaler, den ich erwartete, bequem hinein fallen sollte; allein diese Vorsicht war unnöthig. Ich hatte mein Nest für einen zu großen Vogel gebaut, und erhielt nur ein kleines, ächtes, und noch dazu recht schmutziges Groschlein.

Indem ich das ärmliche Ding betrachtete, sprach der Doktor: „Morgen früh um acht Uhr wird abgereis't.“ — Der Ton seiner Stimme war jetzt schon rauher und herrischer, als vorher.

Ich übergehe den schmerzlichen Abschied von dem braven, jungen Baron, der mehr mein Freund, als mein Gebieter, gewesen war.

Mit kaum getrockneten Augen, die jeden Augenblick wieder naß zu werden drohten, ſtand ich Punkt acht Uhr reiſefertig, und erwartete meinen neuen Herrn bey ſeiner ſchon angeſpannten, furchtbaren Karoſſe.

Er kam, hob bedächtig den linken Fuß auf den Wagentritt, zog ihn aber ſchnell wieder zurück, ſtand einen Augenblick in Gedanken, und beſchaute bald mich, bald den Kutſchbock, bald den Bedientenplatz hinten. Ich errieth, daß er in Verlegenheit war, wohin er mich pflanzen ſollte. Der bucklige Schreiber und ein vierſchrötiger Bauer ſaßen vorn, wie eingerammelt; und hinten waren die Küchengeſchenke der Gerichtsherrſchaft — ein blöckendes Kalb, ein Reh und zwey Haſen — aufgepackt. Mir blieb alſo kein Plätzchen unter freiem Himmel übrig, und meine Aufnahme

in das innere Heiligthum war ganz unvermeidlich.

Diese eiserne Nothwendigkeit wollte jedoch dem hochmüthigen Aktenreiter so wenig in den Kopf, daß er sogar einige Blicke auf die Decke des Wagens warf. und nicht übel Willens schien, mir dort oben, nach Art und Weise der englischen Landkutschen, mein Oertchen anzuweisen.

Endlich sprach er, voll Verdruß im schielenden Blick und knurrigen Ton, zu mir: „Ihr gehört zwar nicht in den Wagen; dennoch will ich Euch diesmahl — jedoch, notabene, ohne weitere Consequenz! — mit hinein nehmen.“ —

Hierauf stieg er ein, und zitternd kroch ich ihm nach. Sein rauhes, häßliches Ihr, das ich bey meinem vorigen Herrn, der mich freundlich Du

nannte, niemals gehört hatte, wär mir eiskalt durch alle Glieder gefahren. Ich wollte mich an seine Seite setzen; er stieß mich aber weg, und schnob mich an: „Auf den Rücksitz!“ — O, ich wäre jetzt gern wieder aus dem Wagen gesprungen! Allein er rollte schon fort. Duldend ergab ich mich nun in mein Schicksal, und schmiegte mich in eine Ecke. Er saß gegenüber, wie ein stummer Oehlgötze, und schlief bald ein.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Bald ein Prinz, bald ein Tanzmeister.

Ein fröhlicher Jüngling, der die düstern Mauern einer strengen Schule verlassen hat, und nun dem zwanglosern Universitätsleben entgegen eilt, mag wohl mit angenehmern Empfindungen, als ich, die Thürme der Lindenstadt erblicken. Mir war nicht anders, als ob mich dort ein Zuchthaus erwarte. Im Thore stieß ich einen lauten Seufzer aus, der zum jetzigen Erwachen des Doktors etwas beytragen mochte.

Auf allen Gassen, durch die wir fuhren, blieben kleine, muthwillige Barfüßer stehen, zeigten mit dem Finger auf uns

ſern Wagen, und ſchrien: „Ein Scharfrichter, ein Scharfrichter!“ Vergebens ballte der Doktor grimmig ſeine Fauſt. Das loſe Völkchen ward immer kecker, und ſumſete, wie ein Bienenſchwarm, um uns her. Einige junge Herren, die ziemlich ſoldatiſch gekleidet waren, und dabey (was mir ein wenig unpaſſend ſchien) Bücher unter dem Arm trugen, geſellten ſich endlich auch hinzu, und wihelten laut über unſere Bildergallerie. Zum Glück entſtand in der Nähe ein wütender Fauſtkampf zwiſchen zwey Höfenweibern. Dieſes neue Schauſpiel feſſelte die Aufmerkſamkeit der kleinen und großen Spottvögel, und ſie verlieſſen uns, ehe wir die Wohnung des Doktors erreichten.

Hier hutſchte der Schreiber vom Bock, und zog eine Klingel. Sofort zeigte ſich an der Thür eine ſo runde,

wohlbeleibte Matrone, als ich noch nie geſehen hatte. Auf jeder Achſel trug ſie eine groſſe Cyperkatze, und im Arm einen kleinen, zottigen Kläffer. Ein zweyter lief neben ihr her, und wedelte, wie das berühmte Händlein des Tobias, ſeinem ausſteigenden Herrn entgegen.

Die Dame hingegen ſetzte ihre Bewillkommung noch aus, und beaugenſcheinigte zuförderſt den hinter dem Wagen angelegten Thier- und Zehrgarten. Sie ſchien mit deſſen Verfaſſung zufrieden, und watſchelte lächelnd hinter dem Doktor ins Haus.

„Glücklich wieder angekommen?“ fragte ſie ſchläfrig.

Er antwortete gähnend: „Wie ſie ſehen, Madame!“ —

Jetzt ward ſie mich erſt gewahr, und machte mir, zu meinem Erſtaunen, einen

ſehr höflichen Knix. „Ey,“ ſprach ſie lebhaft zum Doktor: „was bringen Sie da für ein fremdes, allerliebſtes Prinzchen mit? Wohl gar den hoffnungsvollen Neffen der gnädigen Baroneſſe, den jungen Herrn von * *?“

„Mit nichten!“ war die Antwort: „Es iſt unſer neuer Bedienter.“ —

„So?“ — brummte ſie mit verächtlichem Blick und lang gedehntem Ton: „Ihr ſeht mir wahrhaftig wie ein Taugenichts aus!“ —

„Verzeihen Sie,“ fiel ich ein: „das bin ich nicht.“ —

„Wie? was?“ rief ſie zornig: „Ihr Naſeweiß, widerbelfert ſchon? — Ein ſchöner Anfang, das muß man ſagen! Packt euch in dieſe Stube, und erwartet weitere Befehle!“ —

Sie zeigte dabey auf eine Thür, und ging mit ihrem Herrn Gemahl die Treppe hinauf.

Zweytes Kapitel.

Er soll Johannes heißen!

Fort aus dieser Hölle! dacht' ich, und suchte geschwind den erhaltenen Miethgroschen, um ihn irgendwo im Hause niederzulegen, und dann zu entlaufen. Ich warf ihn auf einen Kasten, und wollte schon über die Thürschwelle springen, als mich ein unbekanntes Etwas gleichsam am Aermel zurück hielt. Sinnend blieb ich stehn, und sprach mit mir selbst: „Wo willst du hin? Bist du so feig und kleinmüthig, dich vor einem Weibe zu fürchten, das vielleicht eben jetzt nur seine böse Stunde hat? Bleib und warte, bis die Umstände schlimmer

werden; alsdann iſt es immer noch Zeit, dich auf die Socken zu machen.“ —

Umkehrend nahte ich mich nun (ohne jedoch den verhaßten Groſchen wieder zu holen) der mir bezeichneten Thür. Daß man nicht geradezu gehen, ſondern vorher anklopfen müſſe, war mir von dem freyherrlichen Jäger und ſeinem Liebchen nur neuerlich ins Gedächtniß geſcholten worden; ich unterließ alſo jetzt dieſe Schicklichkeit nicht. Ein zartes Stimmchen rief: Herein! Ich gehorchte, und fand ein ſchönes, ſchlankes Mädchen, von ohngefehr zwölf Jahren, allein in der Stube.

„Wollen Sie zur Herrſchaft?“ fragte die Kleine, und legte freundlich ihr Strickzeug weg.

Ich bat, ſich nicht ſtören zu laſſen, und machte ſie mit mir und meiner Beſtimmung bekannt.

»Auch ich diene hier!« — ſagte ſie ſeufzend. »Nun vielleicht,« fuhr ſie gutmüthig und gleichſam erleichtert fort: »vielleicht vertragen wir uns beſſer, als es mir mit Ihrem Vorfahr geglückt iſt. Wir hatten immer kleine Händel. Der Himmel weiß, daß ich nicht Schuld war.« —

»O das glaub' ich gern!« rief ich lebhaft: »Was in aller Welt muß das aber auch für ein Menſch ſeyn, der ſich mit einem ſo lieben Mädchen zanken kann? Ich fühle wenigſtens, daß ich es nie könnte.« —

Indem ich ſo aus der Fülle meines Herzens ſprach, blickte die kleine Strikkerin erröthend auf ihre Arbeit, und hatte, ſo ſcharf ſie auch hin zu ſehen ſchien, dennoch eine Maſche fallen laſſen.

Mir wäre jetzt wahrlich auch jedes Geſchäft verunglückt. Neue Empfindun-

gen, für die ich keinen Nahmen wußte, durchkreutzten mein Herz. Ich fühlte, daß ich nie einen Menſchen mit ſo innigem Wohlbehagen, als dieſes ſanfte, blauäugige Mädchen, angeſehen, daß mir nie eine Stimme ſo lieblich geklungen hatte. Dies und ich ſelbſt war mir fremd. Nun kann ich mir freilich alles erklären. Es ging mir, wie Jedem, mit dem das Teufelchen, Amor, zum erſten Mahle ſein Spiel treibt. —

Nach einigen verplauderten Minuten, rief ein langnäſiges, gelbes Zigeunergeſicht zur Thür herein: „Hinauf zur Herrſchaft, Moſjeh!“ — Es war die alte Hausköchin, die ich hier auf der Bühne meiner Lebensbeſchreibung einmahl für immer auf- und abtreten laſſe.

Sie führte mich zum Doktor, der an ſeiner Ehekonſortin Seite, mit einer ernſthaften Gerichtsmiene ſaß.

„Wie heißt euer Taufnahme?“ —

„Guſtav.“

„Hoho, wie die Könige von Schweden! Habt ihr keinen mehr?“ —

„Nein.“

„Hm, Guſtav! — Nein, ſo kann ich euch unmöglich rufen. Das klingt mir für einen Burſchen, wie ihr, zu vornehm. Ich habe mich überdies an den alten, löblichen Bedienten-Nahmen: Johann, gewöhnt, und werde deshalb euch eben ſo nennen.“ —

Ich hätte bald laut gelacht. Mir fielen die Worte des alten Zacharias ein: „Er ſoll Johannes heißen.“ —

„Ueber den Nahmen ſind wir alſo richtig;“ fuhr er fort: „Nun, Johann, hört aufmerkſam zu! Ich will euch eure Inſtruction vorleſen.“ —

Er las hierauf einen langen Aufſatz, der ein vollkommener Codex der Sclaverey war. Unbedingten Gehorſam und tiefen Reſpect gegen die Frau Doktorin gebot das erſte Geſetz, welches vermuthlich, wegen des Vorfalls bey meiner Ankunft, an die Spitze geſtellt worden war.

„Eure Narrenkappe,“ ſprach er weiter: „müßt ihr noch heute ablegen. Ihr bekommt eine andere Livree, die notabene! zwey Jahre halten muß; doch dürft ihr euch nicht etwa wieder auf Roth mit Gold ſpitzen. Ich würde es für ein Majeſtätsverbrechen halten, meinen Bedienten ſo zu kleiden, da dies die kurſächſiſche Hofuniform iſt. Grau, grau gehört ſich für einen Lackeyen. Und die Haare, die euch jetzt, wie einem Wilden, um den Kopf hängen, müßt ihr in Locken ſchlagen, und in einen Haarbeutel

binden. Geht in eure Stube zurück; dort werdet ihr die behufigen Kleidungsstücke erhalten.“ —

Linchen (dies war der Nahme der Strickerin) machte mir Angst: ich würde wohl in eben dieselbe Livree kriechen müssen, aus welcher schon drey Bedienten, nach einem kurzen Aufenthalt von vier und zwanzig Stunden, wieder entlaufen wären. Richtig! Ein Schneider, der wie ein Schuhflicker aussah, und daher keinen vortheilhaften Begriff von seiner Kunstgeschicklichkeit erweckte, trat bald hernach, mit einem groben, eselsgrauen Röckchen auf dem Arm, in die Stube, und probte mir solches mit einem so zufriedenen Gesicht an, als ob er mich mit einem Purpurmantel bekleide. Es war mir viel zu lang. Der Meister versicherte aber: „Das schade nichts. Wenn er

die Elle, die er neulich angenäht habe, wieder abtrennte, würde mir's treflich paſſen."

Ich ſah Linchen an, und ließ mir alles gefallen.

Drittes Kapitel.

Sie waren einander werth.

Weß Geiſtes Kind der Herr Doktor war, kann man aus dem, was ich von ihm erzählt habe, ſchon ziemlich richtig beurtheilen. Es bedarf daher nur noch einiger Striche, um ſein Porträt zu vollenden.

Er hatte ſich von Jugend auf mit dem Dienſt der ſtrengen Themis beſchäftiget, und Billigkeit und Mitleiden, wie ungerathene Kinder, aus ſeinem Herzen verſtoßen. Wenn Jemand, von dem er

keinen vortheilhaften Gegendienſt erwarten konnte, eine Gefälligkeit von ihm verlangte, ſchlug er ein höhniſches Gelächter auf. In allen Prozeſſen, die er führte, war an keinen Vergleich zu denken. Er ſpannte die Saiten ſo hoch als möglich, es mochte ſeinem Klienten Nuzzen ſchaffen, oder nicht. Ihm war es ein Triumph, einen verſchuldeten Armen ſo lange zu drängen, bis er endlich mit Weib und nackten Kindern aus ſeiner Hütte geworfen ward.

In jedes Stammbuch, das irgend ein kriechender Brodſtudent dem Doktor darbot, ſchrieb er das bekannte Deſpotenſprüchlein: Ruſtica gens etc. und fügte bisweilen auch folgende, ſelbſt verfaßte Ueberſetzung bey: „Lachende Bauern ſind trotzige Brut: Weinen ſie aber, ſo thun ſie fein gut.“ —

Geitzig konnte man ihn eigentlich nicht nennen; dennoch kam von dem anſehnlichen Vermögen, das er ſich nach und nach zuſammen geſchrieben hatte, nicht der kleinſte Pfennig in die zitternde Hand eines Bettlers. Faulheit und Liederlichkeit (die zwar oft, aber doch nicht immer, die Urſachen der Armuth ſind) warf er allen Unglücklichen, die ſeine Schwelle betraten, blindlings und ohne Unterſchied vor, und griff nach der Hetzpeitſche, wenn ſie ſich nicht ſogleich entfernten. Einſt kam eine abgebrannte Familie, mit gerichtlichen Zeugniſſen ihres Unglücks verſehen. Er las ſie mit Gemächlichkeit durch, und ſagte dann kalt: „Ja, ja, es iſt recht gut, daß ihr abgebrannt ſeyd; aber geben kann ich euch nichts.“ —

Die Kriminaljuſtiz in Sachſen war ihm viel zu gelinde. Wenn er bisweilen

mit

mit einem ſeiner Kollegen darüber ſprach, gerieth er in den heftigſten Eifer, ward roth wie ein Truthahn, und kollerte wie ein Truthahn. Es ging auch allgemein die Rede, daß er ſich über die Abſchaffung der Folter ein Gallenfieber an den Hals geärgert habe. „Mich wundert,“ rief er manchmahl aus: „mich wundert ewig, daß bey uns die Diebe nicht zahllos werden, wie der Sand am Meer; man läßt ja nie einen ſolchen Böſewicht durch's hänfne Fenſterchen gucken. Mir trage man ja keine Schutzſchrift an! Es läuft wider mein Gewiſſen, irgend einen gottloſen Verbrecher zu vertheidigen, und es dahin zu bringen, daß er der verdienten Todesſtrafe entgeht. Ey, ey, man verfährt jetzt gar zu ſäuberlich! Hört man wohl manchmahl in einem ganzen Jahre von einer Hinrichtung im Lande? Ha, wenn ich bedenke, was damals für ein Leben war, als die Unter-

ſuchung wider die berüchtigten großen Räuberbanden mit gehöriger Strenge betrieben wurde! Da hatte Meiſter Hämmerling mit ſeinen Geſellen zu ſchaffen! Oft ſah ich an Einem Tage zwanzig Executionen.“ — Nun ſprang er feurig vom Stuhl auf, und ahmte alle nur mögliche Blutarbeiten des Henkers mit lebhaften Geberden nach. Ich glaube wahrlich, hätte der Mann mit der Hippe ihn nicht ſelbſt ſchon niedergemezzelt, er reiſete jetzt nach Paris, um dort an der Geſchäftigkeit der Guillotine ſein Auge zu weiden.

Ein ſo roher Menſch war natürlich für Freundſchaft und Geſelligkeit ohne Empfindung. Er ging blos in Geſchäften aus, und ſaß übrigens Tag für Tag einſam zwiſchen Mauern von Akten, wie ein mürriſcher Kautz im hohlen Baum; auch beſuchte ihn Niemand, als ein alter

Advokat, der ganz ſeines Gelichters war.

So viel von ihm! Nun noch ein Paar Wörtchen von ſeiner Gemahlin!

Sie war werth, es zu ſeyn; das iſt beynahe genug geſagt. Eine ſo niedrige, pöbelhafte Seele, wie ſie, mußte die Natur in einem ſtürmiſchen Anfall von übler Laune geſchaffen haben. Der Himmel bewahre doch jeden ehrlichen Mann vor einer ſo abſcheulichen Hausunke! Geitz, Klatſchaftigkeit und Mißgunſt, waren ihre Cardinaltugenden. Dabey beſaß ſie einen erzlächerlichen Pfauenſtolz. Sie ging keinen Schritt über die Gaſſe, ohne daß ich ihr nachtreten mußte. Daß ſie keine ſanfte Gebieterin war, verſteht ſich von ſelbſt. Sie kannte kein angenehmeres Geſchäft, keinen ſüßern Zeitvertreib, als ihr eigenes Geſinde zu

quälen, und andere Herrſchaften gegen das ihrige aufzuhetzen.

Viertes Kapitel.

Meine Leiden.

Mein Dienſt bey dem belobten Ehepärchen war alſo natürlich kein luſtiger Aufenthalt in einem Roſengarten. Ich lebte, wie ein Gefangener, und erhielt kaum in einem Monat einmahl die Erlaubniß, ein Stündchen in die freie Luft zu gehen. Wenn ich darum anſuchte, hieß es: „Wollt ihr denn immer und ewig herum ſchwänzen? Solch Volk, wie ihr, möchte lieber gar nichts thun. Pfuy, ſchämet euch, dem lieben Gott die Tage abzuſtehlen, und euer Brod mit Sünden zu eſſen!“ —

Das war nun wohl nicht der Fall; denn man bürdete mir Eſelsarbeit auf,

und gab mir nur Zeisigsfutter. Die elendesten Nahrungsmittel, die aufzutreiben waren, wurden mir in sehr kargem Maaß, und mit so unwilliger Miene hingeschoben, als ob diese Bettlerskost noch viel zu gut für mich sey.

Mit der pünktlichsten Genauigkeit in meinen Dienstverrichtungen erwarb ich mir keinen beyfälligen Blick, kein freundliches Wort. Ich konnte niemals, weder Ihm noch Ihr, etwas zu Dank machen. Schimpfen und Schelten war Beyden so geläufig, daß sich bey jedesmahliger Oeffnung ihrer Lippen ein brausender Strom pöbelhafter Ausdrücke über mich ergoß. Wie froh war ich, wenn der Abend kam, und mich auf einige Stunden aus diesem Fegefeuer befreyte! Sturm und Regen, die mich durch das beschädigte Dach und die zerbrochenen Fensterscheiben meiner Schlaf-

kammer anfielen, waren mir nicht ſo empfindlich, als die niederträchtige Behandlung, die ich vom Morgen bis in die Nacht erdulden mußte. Wahrlich, man verliert beynahe die Luſt, ein guter Menſch zu ſeyn, wenn man unaufhörlich ein ſchlechter Kerl geſcholten wird. Mich befremdet aus dieſem Grunde gar nicht, ſo viele verworfene Menſchen unter der dienenden Volksklaſſe zu finden.

Auf der andern Seite iſt es aber auch für Jeden, den ſein Verhängniß zum Dienen beſtimmt, ein wahres Unglück, wann er gleich bey ſeinem erſten Ausfluge einen Herrn trifft, von dem er allzu ſanft und ſchonend behandelt wird. Er verwöhnt ſich dadurch ſo ſehr, daß er in der Folge, wenn er ſein Brod in einem andern Hauſe ſuchen, und dort manches Wetter der Trübſal über ſich ergehen laſſen muß, ſeine Lage für unglücklicher hält, als ſie eigentlich iſt.

So ging es mir. Der gute Baron Falk hatte mich ganz zum Bedienten verdorben. Einen so nachsichtigen Herrn, wie ihn, gab es nicht weit und breit. Ich hätte mich daher bey jeder andern Herrschaft, wäre sie auch unter die besten zu zählen gewesen, nothwendig verschlimmern und Unbehäglichkeit empfinden müssen. Nun fiel ich vollends in die Hände menschenfeindlicher Quälgeister, die sich ihr Leben blos dadurch zu versüßen schienen, indem sie es ihren Dienstbothen sauer machten. Welcher fürchterliche Abstand! Ich war außer mir; ich wollte verzweifeln.

Fünftes Kapitel.

Kinderliebe.

Und dennoch entlief ich nicht, wie ich gleich anfangs thun wollte? Dennoch

verlebte ich beynahe zwey Jahre geduldig in Hunger und Kummer? — Wie ward mir das möglich? Wer hielt mich? — Ey, wer ſonſt, als ſie, die den ganzen Erdball zuſammen hält, die alles in der Welt möglich macht: — die Liebe.

Sie erleichterte mein Schickſal, ohne daß ich ſie kannte; wie ein edelmüthiger Wohlthäter die Armuth unterſtützt, und ſeinen Nahmen verſchweigt. Sie hielt ſich ſogar vor der Mittelsperſon, durch die ſie auf mich wirkte, verſteckt. Linchen wußte ſo wenig von ihr, als ich.

Wir waren ſo gern beyſammen, und fragten uns ſelbſt nicht: warum? Wir ſahen uns alles an den Augen ab, verrichteten mit Luſt und Eifer häusliche Arbeiten für einander, und forſchten niemals, was uns zu dieſer Thätigkeit ſporne? Wir nannten uns ſchon am zweyten Tage unſerer Bekanntſchaft,

ohne Verabredung, Du und Du, und unterſuchten nicht, wie uns dieſes vertraulich: Wörtchen in den Mund gekommen war. Es ſchien uns, als ob wir nicht anders ſprechen könnten, und damit waren wir zufrieden.

Mit verborgener Hand würzte die Liebe unſer armſeliges, von Kargheit und Mißgunſt bereitetes Mahl, das wir täglich unter vier Augen hielten. Was entſtand nicht oft für ein zärtlicher Wettſtreit, wenn wir irgend eine Art von Leckerbiſſen, den vielleicht die Katzen und Hunde der Doktorin verſchmäht hatten, in unſerer Schüſſel fanden! Eins ſchob ihn dem Andern zu. War er theilbar, ſo vereinigten wir uns bisweilen, Jedes die Hälfte zu nehmen. Gemeiniglich aber ſagte Lindchen: „Wir wollen leſen, Guſtav!“ (Sie ließ mir meinen chriſtlichen Nahmen, und war keine Umtäu-

ferin wie der Doktor.) „Aber ich rathe dir,“ fuhr ſie fort, und drohte dabey ſchelmiſch mit dem Finger: „ich rathe dir, daß du nicht etwa neue Späne machſt, wenn dir der Gewinnſt zufällt!“ — Ich verſprach's, und wir loſeten. Allein das Spiel mochte ausſchlagen, wie es wollte, ſo fing dennoch das Komplimentiren immer wieder von neuem an; denn ich hielt ſo wenig mein Wort, als ſie ihr eignes Gebot.

So ſpielte die Liebe gleichſam mit uns Verſteckens. Wir verliefen uns aber nie über die Gränze der Unſchuld. Erſt ſpät lehrte uns ein zufälliges Zuſammentreffen unſerer Lippen den erſten Kuß. Wir übten freilich in der Folge, was wir gelernt hatten, und wären auch wahrſcheinlich in der Kunſt zu lieben weiter gekommen, wenn uns nicht unſere bald darauf folgende Trennung daran verhindert hätte.

Sechſtes Kapitel.

Linchens Leiden.

Linchen ſtand mit der Doktorin in entfernter Verwandſchaft. Ihre Aeltern hatten ehmals im blühendſten Wohlſtande gelebt, waren jedoch nach und nach ſo tief in Armuth verſunken, daß ſie endlich ihr einziges Kind der Gnade oder Ungnade ihrer reichen Muhme überlaſſen mußten. Sie glaubten, das Mädchen in keine beſſere Hände geben zu können, hatten ſich aber ſehr geirrt. Linchen ward härter, als in jedem andern Hauſe die gemeinſte Magd, gehalten.

Sie mußte die niedrigſten Dienſte eines Aſchenbrödels verrichten, und hatte dennoch, wenn das Jahr um war, durch alle Plackerey und ausgeſtandene Leiden nichts gewonnen. Die niederträchtige,

aber von vielen Herrſchaften vollkommen ausgelernte Kunſt, den Lohn des Geſindes zu Waſſer zu machen, verſtand Niemand beſſer, als die Doktorin. Sobald es zur Auszahlung kam, hatte ſie immer eine ſtarke Gegenrechnung für zerbrochenes Hausgeräth, und ſo weiter, bey der Hand. Wenn nun gleich der ganze Kram bey ſeiner Neuheit nicht ſo viel werth geweſen war, und jetzt in ſeinem hohen Alter, ohne Linchens Fahrläßigkeit, die Schuld der Natur mit Scherben bezahlt hatte, ſo halfen doch alle dergleichen Einwendungen nichts. Das arme Mädchen ward durch Schimpfen und Drohen zu Anerkennung des ihr vorgelegten Schädenverzeichniſſes gezwungen, und dann ging alles Null für Null auf.

Dieſer Betrug war ſchändlich genug; aber ihr gränzenloſer Geitz bediente ſich

eines noch verruchtern Mittels. Linchen, die gute Seele, die höchſt ungern von Jemand Uebels ſprach, entdeckte mir einſt, daß ſie in einem gewiſſen Schranke, der ihrer Obſicht übergeben war, verſchiedene Porzellan-Gefäße vermiſſe, die Niemand anders, als die Frau Doktorin ſelbſt, weg genommen haben könne. Wir durchſuchten alle Winkel des Hauſes vergebens. Endlich kam der Löhnungstag. Die Doktorin hielt Muſterung über den erwähnten Schrank, und gerieth, als die fehlenden Stücke nicht vorgezeigt werden konnten, in den heftigſten Zorn.

„Liederliches Menſch!“ rief ſie: „ihr bringt mich noch um Hab' und Gut! Nicht wahr, ihr habt dieſe koſtbaren Sachen, die mehr werth ſind, als euer ganzer Jahreslohn, aus euern zarten Händchen fallen laſſen? Geſteht mir's den Augenblick!“ —

Linchen betheuerte weinend ihre Unſchuld.

„Ueber eure Krokodillsthränen lach' ich!“ fuhr Jene fort: „Kein Menſch hat einen Schlüſſel zum Schrank, als ihr, Karline! — Ihr müßt deswegen jeden darin entdeckten Mangel vertreten, und habt alſo, befundenen Umſtänden nach, für das verfloſſene Vierteljahr keinen Dreier zu fordern.“ —

Mit dieſen Worten verließ ſie triumphirend das jammernde Mädchen.

Siebentes Kapitel.

Wer da?

Ich hatte bisher wenig Gelegenheit zur Menſchenbeobachtung gehabt, und war daher ein armſeliger Stümper in der Kunſt, aus Mienen, Worten und Ge-

werden richtige Schlüsse zu ziehen; dennoch überzeugte mich der Doktorin plumpes Benehmen, daß sie die mangelnden Geschirre wirklich gestohlen habe. Sie konnte nicht allein kaum erwarten, bis der Hauptpunkt, weswegen sie die Revision des Schrankes angestellt hatte, zur Sprache kam, sondern spielte sodann auch die Rolle einer Zürnenden so unnatürlich und gezwungen, daß selbst meine ungeübten Augen es bemerkten. Desto aufrichtiger war mein verschlossener Ingrimm gegen die häßliche Megäre, und ich schwor ihr im Herzen, Linchen zu rächen.

In dieser Absicht verbarg ich mich oft abends in der Kammer, worin der Porzellan-Schrank aufgestellt war; allein ich lauerte Wochen und Monate lang vergebens, und Linchen vermißte auch von den ihr anvertrauten Schätzen, die sie fleißig überzählte, kein Stück.

Endlich nahte ſich das geldverſchlingende, und allen geitzigen Herrſchaften deswegen äußerſt verhaßte Weihnachtsfeſt. „Wenn du ſie nun nicht bald ertappſt,“ ſagte Linchen: „ſo haben wir ſie doch wohl in einem falſchen Verdacht gehabt, und ich will's ihr in Gedanken abbitten.“ — „Das magſt du thun,“ verſetzte ich: „wenn du deinen Lohn und dein Weihnachtsgeſchenk ohne Abzug bekommen haſt. Bis jetzt zweifle ich daran, und mir ahndet noch immer, daß ich den Raubvogel fangen werde.“ —

Kurz darauf ward Linchen eines Abends von der Doktorin weit hinaus in die Vorſtadt verſchickt. Daß die geitzige Frau für einen unwichtigen Gang, der ſich füglich bis auf den folgenden Tag verſchieben ließ, Thorgeld aufopferte, machte mich ſtutzig. Ich eilte daher, mit einem tüchtigen Stock bewafnet, auf meinen Wachpoſten.

Es war ſo ſtockdunkel in der Kammer, daß man nicht ſeine Hand vor ſich ſah; ich hielt deswegen nicht für nöthig, mich ſorgfältig zu verſtecken, ſondern lehnte mich frank und frey neben dem Schrank an die Wand.

Hier ſtand ich kaum eine volle Minute, als ſacht und leiſe die Thür aufging. Es ſchlich auf bloßen Strümpfen heran, ſteckte behutſam einen Schlüſſel in das Schrankſchloß, und dreht' ihn herum.

„Wer da?“ — rief ich laut, wie ein alter, ſchnurrbärtiger Grenadier.

Keine Antwort; keine Bewegung; kein Athemzug.

„Wer da?“ — ſchrie ich, nach einer kleinen Pauſe, noch ſtärker.

Wieder keine Antwort. Doch verrieth mir der knirrende Sand auf den

Dielen, daß man auf den Rückzug bedacht ſey.

Um dieſen zu verſalzen, ſprang ich herbey, und fuchtelte das Weſen, das vor mir hin nach der Thür hutſchte, mit meinem ſpaniſchen Brannen aus Leibeskräften. Ohne Mucks, und immer von mir bearbeitet, floh es über einen langen Gang, die Treppe hinunter. Hier hielt ich mit meiner Verfolgung ein, und eilte, voll Erwartung der Dinge, die nun kommen würden, in mein Stübchen.

Achtes Kapitel.

Gute Miene zu böſem Spiel.

Niemand rief mich, niemand fragte nach mir.

Erſt nach Verfluß einer Stunde, die mir tödtlich lang geworden war, ſchluchzte

Linchen herein: „Um's Himmels Willen, was iſt unterdeſſen vorgegangen? Die Doktorin war außer ſich, und hat mich umſonſt und um nichts erbärmlich maulſchellirt.“ —

Bevor ich noch antworten konnte, ward ich durch einen ſtürmiſchen Zug der Klingel abgerufen.

Ich rannte fort, und rieb mir die Backen. Dieſe zufällige Bewegung meiner Hand war mir hintennach ſelbſt lächerlich. Es ſchien, als wollte ſie unterſuchen, ob für den Platzregen von Maulſchellen, der dieſe Gegend wahrſcheinlich treffen würde, Raum genug verhanden ſey.

Allein diesmahl war meine Furcht ungegründet. Die Doktorin befahl mir in dem freundlichſten Tone, den ich jemals aus ihrem Munde gehört hatte,

den Tiſch zu decken. So ungewöhnlich ſanft blieb ſie den ganzen Abend.

Dieſe nicht erwartete Begegnung fiel meiner Unerfahrenheit in der Menſchenkunde ſehr auf. Ich wußte nun nicht, was ich über jenen Diebsbeſuch denken ſollte. Mir ward immer wahrſcheinlicher, daß ein fremder Mauſekopf hereingeſchlichen ſey; denn es ſchien mir unmöglich, daß die Doktorin, wenn ſie wirklich höchſtſelbſt meinen Stock entpfunden hätte, eine ſo gute Miene zu einem ſo böſen Spiel machen könnte.

Als mein Herrndienſt auf dieſen Tag zu Ende war, erzählte ich Linchen mein Abentheuer, und wir machten uns ſelbander auf den Weg, um uns, wo möglich, in der Gegend des Porzellan-Schrankes einige nähere Aufklärung zu verſchaffen.

Es ging uns auch wirklich ein helles Licht auf, ehe wir noch die Kammer ſelbſt betraten. Wir fanden nämlich vor der Thür ein Paar Pantoffeln, die Linchen auf den erſten Blick für das Eigenthum ihrer ſtrengen Zuchtmeiſterin erkannte. Sie hatte dieſe Verräther auf der Flucht zurück gelaſſen; was brauchten wir weiteres Zeugniß? Ich nahm ſie, als ein Corpus delicti, ſofort in Beſchlag. So verfuhr ich auch mit dem Nachſchlüſſel, der noch im Schrankſchloſſe ſteckte.

Linchen ſchlug vor Erſtaunen die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ſie jetzt ihren immer noch gehegten gutmüthigen Unglauben ſo unwiderſprechlich von der Bosheit und Niederträchtigkeit der Dokterin überzeugt ſah. Sie zitterte vor Angſt, dieſer ſchändlichen Frau wieder unter die Augen zu treten. Jene

mochte ſich aber wahrſcheinlich nach dieſer Zuſammenkunft eben ſo wenig ſehnen; denn ſie ſchickte, mit abgewandtem Geſicht, Linchen wieder fort, als ſie ihren gewöhnlichen Kammermädchendienſt beym Auskleiden verrichten wollte.

Neuntes Kapitel.

Der belauſchte Kuß.

Bey dieſer bänglichen Stille war uns übrigens gar nicht wohl zu Muthe. Sie ſchien uns die Vorbothin eines nahen, heftigen Sturms zu ſeyn, und ſie war es.

Wir tranken am folgenden Morgen, wie gewöhnlich, unſer Täßchen Kaffee zuſammen, koſeten traulich über dies und das, und ſtärkten uns — ich will es nur frey geſtehn — zu den Leiden

des anbrechenden Tages durch einen unſchuldigen Kuß. In dieſem bedenklichen Augenblicke ſtürzte die Doktorin, die wir noch tief in den Federn vermutheten, wie eine Furie, herein und auf Linchen zu.

„Nun ſeh' ich doch,“ ſchrie ſie kreiſchend vor Zorn: „nun ſeh ich doch mit eigenen Augen, was mir ſchon lange geſchwant hat. Du, Nichtswürdige, biſt es alſo, die den Johann, der ſonſt ein ſo guter, dienſtfertiger Menſch war, verführt, und zur Widerſpenſtigkeit anreitzt? — O du Schlange, die ich in meinem Buſen nährte, packe dich, eh' eine Stunde vergeht, aus dieſem Hauſe! Verweile keine Minute länger; denn kommſt du mir oder meinem Mann alsdann noch unter's Geſicht, ſo laſſen wir dir durch den Büttel ein Quartier anweiſen, das weder Sonne noch Mond beſcheint.“ —

Nachdem ſie dieſe donnernde Rede, die noch mit zahlloſen Stinkblumen von Schimpfwörtern durchflochten war, hervorgebraußt und ſich ganz außer Athem geſchrien hatte, wollte ſie zum Abſchied über Linchen her fallen; allein ich ſprang dazwiſchen.

„Mäßigen Sie ſich!“ rief ich entſchloſſen: „Wenn Sie dieſem unſchuldigen Mädchen einen Schlag geben, ſo weiß ich, was ich thue.“ —

Wie ſtutzte die alte Megäre über die Feſtigkeit meines Tons, und das kühne Zucken meines Arms! „Johann,“ ſprach ſie nachgebend: „vergeht euch nicht an eurer Herrſchaft! Entreißt euch den Stricken dieſer Verführerin, und kehrt zu euren vorigen guten Sitten zurück!“ —

„Was hab' ich gethan? Wozu hat mich Linchen verführt?“ — rief ich

heftig: „Reden Sie, reden Sie, Frau Doktorin!“ —

Sie ſchlug die Augen zur Erde, biß die Lippen zuſammen, und ſchwieg.

„Nun?“ fuhr ich fort: „Sie wiſſen nichts? — Warum wollen Sie alſo Linchen fort jagen? — Ha, wenn das geſchieht, ſo mache ich gewiſſe Dinge in der Stadt bekannt, die Ihnen nicht lieb ſeyn werden.“ —

Sie erſchrak ſichtlich, und fiel ſtammelnd ein: „Ich verſteh' euch nicht; was aber Karlinen betrift, ſo will ich diesmahl Gnade vor Recht ergehen laſſen, und ſie, in der Hoffnung, daß ſie ſich künftig beſſern wird, noch ferner im Hauſe dulden.“ —

„Nein, ich danke, Frau Doktorin!“ ſprach das weinende Mädchen: „Lieber will ich unter den Augen meiner guten

Aeltern verhungern, als mich hier von Ihnen todt peinigen laſſen. Leben Sie wohl! Ich gehe dieſen Augenblick, und bin ſchon reiſefertig; denn ich habe ja aus Ihrem Dienſte nichts mit zu nehmen, als mein gutes Gewiſſen, daß ich Ihre Mißhandlungen nicht verdient habe.“ —

„Seht mir den Trotzkopf!“ rief die Alte, und ſtämmte beide Hände in die Seiten: „Heh, Johann, was ſagt ihr dazu?“ —

„Daß Linchen Recht hat;“ — verſetzt' ich: „Warum ſoll ſie länger ihr Leben in dieſem Marterhauſe verſeufzen, wo man die Dienſtbothen ſchlimmer, als die Hunde und Katzen, behandelt? — Warten Sie ſich künftig ſelbſt auf, Madame! Denn ich fordere hiermit auch meinen Abſchied.“ —

„Ueberlegt, Johann, was ihr redet und thut!“ —

„Das iſt geſchehn. Ich will meinen Abſchied.“ —

„Ey, ſo beſinnt euch doch, ihr Hitzkopf!“ —

„Ein Wort für tauſend: ich bleibe nicht länger.“ —

„Nun, wie es euch beliebt. Doch müßt ihr mit meinem Mann darüber ſprechen.“ —

„Das werd' ich.“ —

„Glück auf den Weg, Mamſell!“ rief ſie hohngrinzend, und verließ uns.

Während dieſes Wortwechſels hatte Linchen ihr kleines Reiſebündel gepackt, und reichte mir jetzt wehmüthig die Hand. „Leb wohl — denk an mich!“ — Mehr vermochte ſie nicht zu ſprechen. Ich drückte ſie ſchluchzend an

mein Herz. Sie ſträubte ſich nicht gegen meine brennenden Küſſe. Ein ſeliger Augenblick reiner Liebe, der zweyjährige Leiden aufwog! Wir wankten endlich unter ſtummen Thränen die Treppe hinab. Noch eine Umarmung, und Linchen verſchwand.

Zehntes Kapitel.

Ein Kutſcher ſchreibt Rhapſodien.

Mein Herz wollte brechen. Ich ſtämmte den Kopf an die Hausthür, und weinte laut.

Doch plötzlich ermannt' ich mich, wiſchte meine Thränen ab, lief haſtig die Treppe hinauf, und trat ungeſtüm in das Zimmer des Doktors.

„Was wollt ihr?“ —

„Meinen Abſchied.“ —

„So, ſo. Meine Frau hat mir einen tollen Einfall ſchon gemeldet, und ich bin gar nicht darüber betreten. Was verlier' ich an einem ſolchen Bedienten?“ —

„Und was ich an einer ſolchen Herrſchaft?“ —

„Schweigt, unverſchämter Kerl!“ —

„Schimpfen Sie immer! Mein Ohr iſt daran gewöhnt.“ —

„Auf Oſtern lauft meinetwegen, wohin ihr wollt!“ —

„Wie? Oſtern? — In dieſer Stunde will ich fort.“ —

„Rappelt's bey euch? Habt ihr ein Vierteljahr vorher aufgeſagt? Iſt eure Livree ſchon verdient?“ —

„Verflucht ſey der Tag, da ich ſie anzog! Hier iſt ſie.“ — (Ich machte Anſtalt mich auszukleiden, und

wollte ihm den Rock vor die Füße werfen.)

„Unterſteht euch das! Der hochweiſe Rath hat ein vortreffliches Zuchthaus für ſolche Vögel, wie ihr! Es koſtet mich ein Wort, ſo ſitzt ihr drin.“ —

Dieſe Drohung, ſo wenig ernſthaft ſie übrigens gemeynt ſeyn mochte, lähmte plötzlich meine Hand, die immer noch am Rock zerrte. Ich ließ ſie allmählich ſinken, und ſagte: „Gut, Herr Doktor, ich bleibe bis Oſtern. Länger aber ſollen mich alle Zuchthäuſer in der Welt nicht halten. Merken Sie ſich alſo: ich kündige hiermit auf.“ —

Ich ging jetzt in meine Stube zurück. Hier fehlte mir Linchen auf jeder Stelle. Unmuthig riß ich das Fenſter auf. Sturm und Schneegeſtöber ſchlugen mir

entgegen, der Wind heulte laut, und ich haderte mit dem Himmel, daß er meiner lieben Pilgerin, die drey Meilen bis zum Wohnſtädtchen ihrer Aeltern wandern mußte, kein angenehmeres Reiſewetter ſchenkte. Alles, was mich umgab, erinnerte mich fort und fort an das gute Mädchen, und ich verſank in eine ſanfte Schwermuth, die meinem Herzen wohl that.

Der Doktorin Zankteufel ſchien übrigens durch meinen Stock ganz ausgetrieben zu ſeyn; denn ſie verfuhr ſehr ſäuberlich mit mir. Ihre Augen verriethen zwar Bosheit und Tücke, und wichen, wo es nur möglich war, den meinigen aus; dennoch enthielt ſie ſich von nun an ganz, mir das Leben, wie ſonſt, zu erſchweren. Sie ſprach ſogar in meiner Gegenwart kein nachtheiliges Wort von Linchen, die ſie doch für die Anſtifterin

der von mir erhaltenen Züchtigung anſehen, und deswegen tödtlich haſſen mochte.

Ich wußte wohl, daß Furcht vor ſchlimmen Entdeckungen die Mutter dieſer ſcheinbaren Gutmüthigkeit war; doch faßte mich die Schlange dadurch an meiner ſchwächſten Seite. Hätte ſie ihr altes Polterweſen fortgeſetzt, ſo wären über lang oder kurz einmahl ihre Pantoffeln, als Schimpf- und Schand-Zeugen, wider ſie aufgetreten; nun aber war ich entwaffnet, und vergalt Schonung mit Schonung.

So lange Linchen im Hauſe war, ſah ich mich niemals nach fremder Geſellſchaft um; jetzt aber fing ich an, mit einigen andern Bedienten Umgang zu pflegen. Ich muß aber geſtehen, daß mir alle Herren vom Achſelbande, die ich kennen lernte, wenig behagten. Es

waren

waren meiſtens rohe, windige Burſche, witzelnde Strohköpfe und prahlende Hungerleider. Sie poſaunten ihre eigenen Liederlichkeiten, als Genieſtreiche, unverſchämt aus, ſchwatzten, bey einem ſehr knappen Maaß geſunden Menſchenverſtandes, über Politik und andere Dinge, die himmelweit außer ihrem Geſichtskreiſe lagen, und trugen — ein lächerlicher Contraſt mit ihren groben Livreejacken — Ringe an den Fingern und zwey Uhren (wenigſtens Uhrketten) in der Taſche. Höchſt beluſtigend aber war das Wichtigthun dieſer Menſchlein. Sie ſprachen von ihren Herren, wie von Dutzbrüdern, und eigneten ſich alles ſelbſt zu, was Jene thaten. Des Ordinarius Hommels Kutſcher ſagte oft abends im Bierhauſe: „Wir haben heute diſputirt.“ — Oder: „Wir haben wenig Zeit zum Ausfahren; denn wir ſchreiben Rhapſodien.“ —

Ich hatte meinen Aeltern gemeldet, daß ich bald nach Oſtern bey ihnen eintreffen würde; allein im Buche des Schickſals war mir ein anderer Weg vorgezeichnet. Ich erfuhr nämlich, daß ein Durchreiſender einen Bedienten ſuche, und ſchnell ergriff mich die Luſt, mit ihm in die weite Welt hinaus zu fliegen, wie ein mächtiger Geiſt. Ich eilte zu dem Fremden; wir wurden einig, und er beſtimmte den Tag vor Oſtern zur Abreiſe.

Als ich aber den Doktor um meine Entlaſſung zu dieſer Zeit höflich und beſcheiden erſuchte, nahm er eine finſtre Kriminalmiene an, und warf ſich ganz in die Stellung, die ein uraltes Gerichtsbuch dem Richter in folgenden Worten vorſchreibt: „Er ſoll ſitzen auf dem Richterſtuhl als ein grießgrimmender Löwe, und ſoll ſchlahen den rechten Fuß über den linken.“ — Drauf

ſprach er langſam und nachdrücklich: „Daraus wird nichts! Ihr müßt ſchlechterdings bis zum Tage nach Oſtern aushalten. Das iſt der gewöhnliche Abzugstag des Geſindes, und euertwegen wird man die alte Ordnung der Welt nicht umkehren.“ —

Ueber dieſen Beſcheid ſprach ich mit meinem neuen Herrn; er wollte ſich jedoch eben ſo wenig zu einem längern Aufenthalt in Leipzig bequemen. Nun war ich vollends ganz in der Klemme, und verſchwendete neue Bitten an den halsſtarrigen Doktor. Vergebens; er beſtand auf ſeinem Kopfe. Ich knirſchte mit den Zähnen über dieſen menſchenfeindlichen Eigenſinn; denn weiter war es nichts. Er konnte mich füglich entbehren, da mein Nachfolger ſeinen Dienſt ſchon angetreten hatte. Ich erbot mich zum Ueberfluß, ihm während der ſtreitigen Tage einen Lohnbedienten auf meine

Koſten zu halten; doch alle dieſe Vorſtellungen fruchteten ſo wenig, als ob ich ſie einem tauben Klotz thäte. Er ſang ſein altes Lied: „Es ſey ſo Rechtens, und davon geh' er kein Haarbreit ab.“ —

In dieſem Wirrwarr beſchloß ich, bey Nacht und Nebel fort zu ſchleichen. Ich lief keine Gefahr dabey, weil ich am andern Morgen erſt vermißt werden konnte, wenn ich die Stadt ſchon im Rücken hatte. Um kein fremdes Gut mit zu nehmen, und der Frau Doktorin ein Andenken zu hinterlaſſen, ſetzte ich in der Charfreytagsnacht die Pantoffeln, deren ſie ſich auf ihrem Diebswege bedient hatte, leiſe vor ihre Kammerthür, und huſch war ich aus dem Hauſe.

Fortſetzung und Beſchluß im dritten Bande der Feierabende.

Das große Los.

Eine poetiſche Erzählung.

„Frau,“ ſagte Meiſter Till: „ich muß
zuletzt noch aus der Stadt; ſo ſchlimm
ſtehn unſre Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand
und Fuß,
dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfuy, laß uns nicht ſo ſchläfrig ſeyn!
Laß uns noch heut ein Lotterieloſ kaufen!
Durch dieſes Thürchen ſchleicht gewiß
das Glück herein,
und bringt uns Gold- und Silberhau-
fen.“ —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
ſprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Los kommt alſo an, wird heilig
aufbewahrt,
und das verarmte Pärchen ſpart
und borgt, um nach und nach den Ein-
ſatz zu erſchwingen.

Doch das papierne Pförtchen ſtand
ein halbes Jahr Fortunen offen,
und immer noch ließ ſie, als wär's ihr
nicht bekannt,
vergebens ihren Einzug hoffen.

Jetzt krähte ſchon der muntre Hahn
den Morgen der Entſcheidung an,
und Till ſprang jubelnd aus dem
Bette:
„Heh, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Los — was gilt die
Wette? —
bekommt kein Menſchenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's ver-
ſprochen,
und Träume halten mir gemeiniglich ihr
Wort.
Bemühe dich nur nicht, für mich Kaffee
zu kochen;
ich will gleich- fort, ins Lotteriehaus
fort.

Zum letzten Mahl vielleicht berühren meine Sohlen
den harten Pflasterweg; denn steht das Glück uns bey,
alsdann ade, Fußgängerey!
Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,
und mache mich vor Stolz darin so schwer, wie Bley.
Die Sänfte, Kind, sey dir so gut als Brief und Siegel,
daß uns das große Los gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
wirf, wie man sagt, das ganze Haus
zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was sollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —

Kaum war er fort, als ſchon ſein Weib
zum Söhnchen ſprach:
„Karl, lauf dem Vater ſchnell an's
Lotteriehaus nach,
und laure vor der Thür, bis man vom
Saal hernieder
nach einer Sänfte läuft und ruft.
Dann aber komm im Fluge wieder,
gleich einem Vogel in der Luft!“ —

Das Knäbchen hatte ſchier drey
Stunden lange Weile,
und hörte noch von dem, was es begie-
rig dort
erwartete, kein ſtummes Wort.
Doch plötzlich ſprang in höchſter Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben
rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geſchwind, um
Gottes Willen!“ —
Karl fragte ſchnell: „Für wen, mein
lieber Mann?“ —

Der Renner flog vorbey, und fuhr ihn
unſanft an:
„Für wen denn ſonſt, als Meiſter
Tillen!“ —

Der Bube ſtob hinweg, als ritt' er
gleich Kurier
auf Doktor Fauſts berühmtem Mantel.
Die Mutter harrt' auf ihn mit flammen-
der Begier,
und ſchwärmte, da er ſtammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftſtich
der Tarantel.
Sie ſprang bachantiſch-wild, mit auf-
gelößtem Haar,
und ſchleuderte durch's Fenſter, was im
Zimmer
wand- niet- und nagelfeſt nicht war.
Mit Brummen überſtieg das Sänften-
träger-Paar
die vor der Thür gehäuften Trüm-
mer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus
und denkt, Herr Till wird flink heraus,
trotz einem jungen Böcklein, ſpringen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt
darin
bewegungslos und ohne Sinn,
als ſollte man für ihn die Todtenmeſſe
ſingen.
Man ſpritzt ihm Waſſer ins Geſicht,
man heult und ſchreyt ihm in die
Ohren.
Vergebens! Er ermannt ſich nicht,
und ſcheint für dieſe Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
ſchlug er, geweckt durch ſteigendes Ge-
tümmel,
die Augen mählich wieder auf,
und ſeine Gattin rief: „O tauſend Dank
dem Himmel!“ —
„Ha, Männchen,“ fuhr ſie fort, „ward
dir vor Freude ſchwühl?

Ja, ja, das groſse Los iſt traun kein
Pappenſtiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
des Lebens eingebüſst, (wofür mich Gott
behüte!)
ſo wär' die Lotterie dennoch ein böſes
Spiel." —

„Das iſt fix!" ſprach er matt:
„Ich fiel
in Ohnmacht über — unſre Niete." —

Anhang.

Das Dreyſsigtauſendthaler-Los
warf einem reichen Mann Fortuna in
den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieſer
Menſchenklaſſe,
daß ſie ſich mit Gefühl und Mitleid nicht
befaſſe:

Mich freut's, daß ich von dem, der jenes
Los gewann,
ein andres Liedchen ſingen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragikomiſche Geſchichte,
ſo rief er ſeufzend aus: „Der arme,
arme Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verſchulden,
daß er vor Gram vergeht. Geſchwind,
geſchwind, Johann,
lauft hin und bringt ihm — dieſen
Gulden!“ —

Schwänke
eines
berühmten Spaßmachers.

Neu erzählt.

Noch in der Mitte dieſes Jahrhunderts war die ſchwänkreiche Lebensbeſchreibung des bekannten Freyherrn von Ryan ein allgemein beliebtes und geleſenes Volksbuch. Wie wär' es, wenn ich einige luſtige Schnurren, die ſich (was man nicht von allen rühmen kann) vor die Ohren ehrbarer Leute bringen laſſen, daraus nacherzählte? — Sie erregten einſt, im geſchmackloſeſten Gewande, bey unſern Vätern und Großvätern ein baucherſchütterndes Gelächter. Sollte ſich denn die Welt unterdeſſen ſo ganz verändert haben, daß ſie nicht jetzt, etwas neumodiſcher aufgeſtutzt, wenigſtens hier und da noch ein ſtilles Lächeln erobern könnten? — Ich will es verſuchen.

Vorher ein Paar ernſthafte Worte über den ſpaßigen Mann.

Friedrich Wilhelm von Kyau ward 1654 im Brandenburgiſchen geboren, und ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre gemeiner Infanteriſt unter den vaterländiſchen Truppen. Als ſolcher ſtritt er in vielen blutigen Gefechten mit den Schweden, beſonders beym Sturm der Feſtung Anclam und bey der fünfmonatlichen Belagerung Stettins. Nachdem er volle zehn Jahre die Flinte getragen hatte, erhielt er eine Unterofficierſtelle, und ward nachher auch Fähnrich. Doch im Jahre 1693 bekam er mit einem ſeiner Kameraden Händel, und verwundete denſelben im Zweykampf ſo gefährlich, daß er es für rathſam hielt, über die ſächſiſche Gränze zu eilen.

Sein Gegner blieb zwar am Leben, und der Weg ins Vaterland ſtand dem Flüchtling wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachſen fand er einen alten Gönner an dem Generalfeldmarſchall, von Schöning, durch deſſen Vermittelung er ſofort, als Lieutenant, angeſtellt ward. Dieſer General hatte vorher ſelbſt in brandenburgiſchen Dienſten geſtanden, und ſchon damals unſern Kyau ſehr begünſtiget. Dies war ſogar die entfernte Urſache des erwähnten Duells; denn es entſtand über den Vorwurf: „Kyau ſey Schönings Hofnarr geweſen.“ —

Im ſächſiſchen Dienſte hob er ſich ſchnell von Stufe zu Stufe empor, und ward endlich Generallieutenant. Er ſagte oft: „Hätt' ich im Brandenbur-

giſchen nicht tief geſtochen, ſo wär' ich in Sachſen nicht hoch geſtiegen." —

Die Art und Weiſe, wie er ſich zum Commendanten des Königſteins ſelbſt beförderte, gehört unter die Rubrik ſeiner Schwänke, und ſoll dort erzählt werden. Er nannte dieſe Feſtung (ob ſie gleich bis jetzt noch eine Jungfer iſt) gewöhnlich ſeine Frau; denn er war nie verheyrathet, und machte ſich oft über Männer, die von ihren Weibern beherrſcht wurden, ſehr luſtig. „Da leb' ich mich!" ſprach er: „Ich commandire meine Gemahlin." —

Er war ein wohlgewachſener, rüſtiger Mann, und von ſo ernſthaftem Anſehen, daß man Scherz und Laune gar nicht bey ihm geſucht hätte. Seine drolligen Einfälle hatten ihn zu einem Liebling des Königs gemacht; doch verabſcheute

ſein edles Herz alle Hofränke, und überhaupt jede Unredlichkeit.

So benahm er ſich unter andern gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zu Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte ausgebrütet hatte, und ihn um Empfehlung bey Hof erſuchte. Denn als er, bey genauer Prüfung des Verſchlags, offenbar fand, daß zwar die königliche Kaſſe wohl dabey ſtehen, das ganze Land aber ſeufzen würde, gab er ſogleich die Papiere zurück, und ſagte: „Mein Herr, ich kann dieſen Plan nicht unterſtützen; denn ich trage ſelbſt einen im Kopfe, der dem Ihrigen ſchnurſtracks entgegen läuft. Ich will nämlich dem König, zum Heil ſeiner Unterthanen, rathen, alle Landsauſſauger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie, bey mir auf dem Königſtein in die Zucht zu geben.“ —

Er ſtarb 1733, als ein beynahe achtzigjähriger Greis, in den Armen ſeiner großen, ſteinernen Frau, und ward in dem Städtchen, das zu ihren Füßen liegt, begraben.

Auswahl ſeiner Schwänke.

1.

Er zog einſt in einer fröhlichen Geſellſchaft das ſchöne Geſchlecht ziemlich unſanft durch ſeine Witzbechel. Hierüber entrüſtete ſich eine gegenwärtige Dame, die ſich immer gern etwas amazoniſch betrug, ſo gewaltig, daß ſie ihn ſtracks auf Piſtolen heraus forderte.

Man lachte anfangs über dieſen vermeintlichen Scherz; dies brachte jedoch die zürnende Heldin noch tiefer in den Harniſch. Sie betheuerte: „Der verlangte Zweykampf ſey ihr vollkommenſter Ernſt, und ſie würde den Beleidiger ihres Geſchlechts für eine feige Memme halten, wenn er ſich nicht des

folgenden Tages an einem gewiſſen Orte vor der Stadt einſtellte.“ —

Um das unangenehme Sumſen dieſer wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte ſich endlich Kyau, daß er zuverläſſig erſcheinen werde.

Die Amazone hatte ſich zeitig, mit zwey oder drey männlichen Begleitern, an den beſtimmten Platz begeben. Später kam Kyau, in einen Mantel gehüllt.

„Wo ſind Ihre Piſtolen?“ rief ſie ihm ungeduldig entgegen.

„Ich komme waffenlos, meine Gnädige, um einen ſüßen Tod von Ihrer ſchönen Hand zu ſterben.“ —

„Nichts von Schmeicheley! Haben Sie wirklich keine Piſtolen mitgebracht?“ —

„In der That nicht.“ —

„Nun ſo theilen wir die meinigen. Wählen Sie!“ —

Mit dieſen Worten reichte ſie ihm zwey Gewehre hin. Anſtatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen fürchterlich großen Fuchsſchwanz unter dem Mantel hervor, und ſchlug damit die Dame ſo derb auf die Hand, daß ſie plötzlich vor Ueberraſchung beide Puffercheu fallen ließ.

Der Umſtehenden ſchmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in den Arm, weil ſie haſtig ein Piſtol wieder aufhob, und im Ernſt Miene machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ ſie ſich endlich beruhigen und verſöhnen.

2.

Bey Gelegenheit einer Luſtreiſe hielt ſich unſer Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf, und lebte herrlich und in Freuden. Doch, da er am Ende die Rechnung des Gaſtwirths empfing, verwandelte ſich ſein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß ſie den Beſtand ſeiner bey ſich habenden Kaſſe weit überſtieg. Er bat daher, ihm auf kurze Zeit, gegen einen Schuldſchein, Credit zu geben. Der Wirth ſprach aber: „Nein;“ und ſchloß geſchwind das Thor ſeines Hauſes zu, weil die Pferde des Reiſenden ſchon geſattelt im Hofe ſtanden.

„Nun gut,“ ſagte Kyan kaltblütig: „ſo bleib' ich denn hier, bis ich Geld bekomme.“ —

Als die Pferde wieder in den Stall gezogen waren, hielt er mit ſeinem Reit-

knechte, der ein pfiffiger Purſche war, einen Zweyſprach unter vier Augen, und legte ſich hierauf abends zeitig zu Bette.

Indeſſen ſchmauchte noch ſein Reiſiger mit dem Wirth (einem abergläubigen Einfaltspinſel des vorigen Jahrhunderts) ein vertrauliches Pfeifchen, und ſprach endlich, — nachdem er vorher ſorgfältig die Thür verriegelt, und ſich in allen Winkeln nach Horchern umgeſehen hatte, — mit geheimnißvollem Geſicht zu ihm: „Ich bin ſein Freund, Herr Wirth, und ſag' ihm alſo aufrichtig, daß er gar nicht wohl gethan hat, meinem Herrn die gebetene Gefälligkeit abzuſchlagen.“ —

„Warum? Ich laſſe durchaus keinen Gaſt ohne Bezahlung fort.“ —

„Ja, das geht wohl bey gewöhnlichen Menſchen an; aber —“

„Nun was denn aber? — Iſt ſein Herr ein ungewöhnlicher Menſch?“ —

„Ach! Schier möcht' ich das glauben.“ —

„Wie? was? Red' er doch!“ —

Der Reitknecht ſprang ſchnell vom Stuhl auf, drückte den Thürriegel feſter, ging nochmals rund herum auf die Lauſcherjagd, kam ſeufzend an ſeinen Ort zurück, und ſetzte mit dem Wirth, deſſen Augen ſtarrten, und deſſen Mündflügel weit offen ſtanden, das Geſpräch alſo fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Menſch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bett lege, dank' ich dem Himmel für die Beſchützung meines Lebens; denn ich muß von Dem, der ſich meinen Herrn nennt, täglich und ſtündlich befürchten, daß er mir einmahl, wie einer Taube, den Hals umdreht.“ —

„Iſt er ſo ein Wätrich? Wer ſäh' ihm das an?“ —

„Er giebt ſich für einen Officier aus; das mag er wohl aber in der That ſo wenig ſeyn, als die Schlang' im Paradieſe eine wirkliche Schlange war. Ich habe ſo ſchreckliche Dinge von ihm geſehn, daß ſich alle meine Haare, wie Igelsſtacheln, empor ſträubten.“ —

Des Wirths Troddelmütze fing an, ſich zu heben.

„O wie manchen ehrlichen Gaſtwirth (denn dieſem Schlag von Menſchen iſt er gar nicht grün) hat er ſchon in jene Welt befördert! Ich will nur ein einziges Beyſpiel anführen. Vor ohngefähr einem Jahre hielt er ſich auch etwas lang' in einem Gaſthof auf, und wollte bey der Abreiſe die Zeche im Contobuche ſtehen laſſen. Er hatte damals alle Ta-

ſchen voll Geld, und that es blos, um die Höflichkeit des Wirths zu prüfen. Dieſer war jedoch ein Grobian, und macht' es uns eben ſo, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber ſehr übel; denn am andern Morgen lag er mauſetodt im Bette, und die Zunge hing ihm weit aus dem Mund heraus. Mein ſchrecklicher Herr warf eine Hand voll Dukaten auf die Leiche, und wir ſprengten von dannen." —

„Gott ſey mir gnädig!" —

„Bisweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall iſt; ehe man ſich's aber verſieht, kommt ein Rabe durch's Fenſter geflogen, oder ein kohlpechſchwarzer Kater ſetzt ſich auf ſeine Achſel, und dann iſt er auf einmahl wieder ſo reich, wie der große Mogul. Wen er aber mit ſolchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringſte

Unglück iſt, daß es ſich, gleich nach dem Empfang, in Kohlen und Aſche verwandelt. Dieſe Nacht wird er gewiß einen ſeiner ſchwarzen Zahlmeiſter zu ſich kommen laſſen, und morgen die Rechnung berichtigen wollen; ich rath' ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer, guter Freund — "

„Der Himmel bewahre mich! Ich mag keinen Pfennig. Wäre nur der Unhold ſchon aus meinem Hauſe! Ich bitte, bitte, weck' er ihn, ſag' er ihm — "

„Nein, Herr, da iſt mir mein Genick zu lieb; denn das brächʼ er mir, wie einen Pfeifenſtiel, wenn ich ihn im Schlaf oder in ſeiner Geldmäleley mit Raben und Katzen ſtörte." —

„Was ſoll ich aber in aller Welt anfangen?" —

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich seyn. Das ist der beste Rath, den ich ihm geben kann, und so wird auch alles recht gut gehn. Schlaf' er wohl!“ —

Kyaus Diener wollte jetzt sein Bett suchen; allein der Wirth, den die Furcht auf seinem Stuhl angenagelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und versprach ihm einen Speciesthaler und eine Flasche Wein, wenn er diese Nacht über bey ihm bliebe. Der Schalksknecht ließ sich das, unter der Bedingung gefallen, daß dieses doppelte Versprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es, ohne die geringste Bewegung vom Platze, nur aus dem Beutel genommen werden durfte; die Herbey-

ſchaffung des Weins aber war mit gröſsern Schwierigkeiten verbunden. Er muſste erſt aus dem Keller geholt werden, und der Wirth, der dieſen Umſtand nicht überlegt hatte, erklärte, daſs ihn ſechs Pferde dahin nicht bringen ſollten. Er erbot ſich, den dreyfachen Werth der verſprochenen Flaſche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angſt des haſenherzigen Mannes Spaſs machte, beſtand unerbittlich auf der Naturallieferung, und drohte, wenn ſolche nicht ohne den mindeſten Aufſchub erfolge. ſofort in ſeine Kammer zu eilen, und die Thür hinter ſich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreiſe in Geſellſchaft zu machen. Der zitternde Gaſthalter klammerte ſich feſt an den ſchelmiſchen Roſsbuben, und kroch faſt in ihn hinein, als der luſtige Baron, der in ſeinem nicht weit entfern-

ten Zimmer das abſichtlich laute Muthſ einſprechen ſeines Dieners hörte, zu wiederholten Mahlen durch's Schlüſſelloch: „Miau!“ ſchrie. Dieſer natürlich nachgeahmte Katzenſeufzer überzeugte den ſchwachen Tropf nun völlig, daß die Geldmieze gegenwärtig, und ſein Gaſt der leibhaftige Teufel, oder wenigſtens ein Bundsgenoſſe deſſelben ſey.

Die Flaſche ward unter wechſelſeitiger Erzählung ſchauerlicher Geſpenſterſagen ausgeſtochen. Indeſſen graute der Morgen, und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, ſeine Roſſe zu füttern, damit der Abzug des verdächtigen Fremden ſo bald als möglich erfolgen könnte. Immer noch bey hellem Tage zitternd, wich er auch im Stalle ſeinem Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Kyaus Stubenthür krachend auf, und er rief mit donnernder

Stimme: „Hollah, Jacob, die Pferd' aus dem Stall, und den ſchlingelhaften Wirth herauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!“ —

Der arme Gauch, der ſein Löbchen ſo preiſen hörte, bebte vor Angſt, wie das Laub der Zitterpappel, und klammerte ſich mit beiden Händen an die Stallthür, weil ihn der ſchadenfrohe Jacob durchaus die Treppe hinauf ſchleppen wollte. Endlich ließ er ſich doch bis an die unterſte Stufe bugſiren. Hier fiel er auf die Knie, faltete ſeine Hände, wie ein reuiger Sünder, und ſtammelte: „Ihr Gnaden, Ihr Excellenz, verzeihen Sie meine geſtrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tauſendfach bezahlt durch

die Ehre, daß ein so großer Herr in meinem Hüttchen eingekehrt ist. Reisen Sie, Ihr Excellenz, reisen Sie glücklich!“ —

Die vermeinte Höllen-Excellenz unterdrückte den heftigsten Drang zum Lachen, und rief ernsthaft herunter: „Narr, komm er doch! Ich habe so viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen könnte.“ — Allein wer nicht kam, war der fliehende Gastgeber, der sich nun in dem heimlichsten Schlupfwinkel seines Hauses so lange verbarg, bis er die fremden Rosse zum Thor hinaus traben hörte.

Er ließ sich auch lange von Niemand ausreden, den berüchtigten Ziegenfüßler beherbergt zu haben. Erst dann, als ihm Kyan seine Schuld übersandte, und die Münzen sich natürlich nicht in Asche verwandelten, fing er nach und nach

ſelbſt an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäfft worden ſey.

3.

Da dieſe Teufelspoſſe dem Baron ſo gut geglückt war, fiel es ihm kurz nachher in einem andern Städtchen wieder ein, ſie noch einmahl zu ſpielen. Der Gaſtwirth, bey dem er dort haußte, war ein grober Dickwanſt, der weit und breit im Geruch der Prellerey ſtand. Ueberdies hatte Kyan wieder flott gelebt, und er befürchtete daher aus doppeltem Grunde, ganz nackt und kahl gerupft zu werden.

Dem, ſollte und wollte nun Jacobs Genie vorbeugen. Er zog alſo abends vor der beſchloſſenen Abreiſe den Wirth auf die Seite, und gab ihm einen freundſchaftlichen Wink, die Rechnung für ſei-

nen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu schreiben, weil ein solches Beginnen schon mehrern Wirthen den Hals gekostet habe. Nach dieser Warnung überschwemmte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinaus liefen, daß sein Herr entweder der Höllenfürst selbst, oder doch wenigstens einer seiner gehörnten und geschwänzten Hofcavaliers sey, der in menschlicher Gestalt herum ziehe, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen doppelt schreibenden Gastwirth er verschlinge.

Zum Unglück aber war der Mann, den Jäkel ins Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein starker Körper, sondern auch ein starker Geist. Dafür galt er wenigstens in seinem Städtlein, weil er bey jeder Gelegenheit, um sich das Ansehn eines Philosophen zu geben, den

Geſpenſterglauben ſeiner ehrſamen Mitbürger verhöhnte. Er fürchtete ſich übrigens im Dunkeln ſo gut, als jeder Anderer, und oft ſogar vor ſeinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er wirklich aus ſeines Herzens Grunde dem Reitknecht ins Angeſicht; denn er durchſchaute die ökonomiſche Abſicht ſeiner Dichtungen, und der jovialiſche Kyau ſah ihm auch gar nicht wie ein Kind der Finſterniß aus.

Er ließ ſich daher in ſeiner gewöhnlichen Rechnungsweiſe nicht irren, und entwarf zum Trotz, und um ſeine Starkgeiſterey zu bewähren, ein ſo fürchterliches Laus-Deo, daß Jacob und ſein Gebieter höchlich darüber erſtaunten.

Sie hielten Rath und beſchloſſen, ohne Handel und Wortſtreit den Zettel zwar zu bezahlen, deſſen unverſchämtem Verfaſſer aber einen empfindlichen Scha-

bernack zu thun. Zu dieſem Behuf glühte Kyau, als ſeine Pferde gezäumt waren, einen harten Thaler auf Kohlen, und drückt' ihn ſo heiß, daß er beynah einen dicken, wildsledernen Handſchuh durchbrannte, dem herbeygerufenen Gaſthalter mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebührt!“ —

Das Tätzchen des ſtarken Geiſtes empfand kaum die hölliſche Glut, ſo ward er auf einmahl kinderſchwach. Er ſchnitt ein jämmerliches Fratzengeſicht, warf die Münze zur Erde, ſtürzte Hals über Kopf aus dem Zimmer, und ſchrie, wie ein Waldeſel: „Flieht, ihr Leute, flieht! Der Teufel iſt da!“ —

Kyau hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf dem Tiſch aufgezählt, und eilte nun zu ſeinem Pferde. Sein Weg dahin glich dem einſamen

Gang durch ein Todtengewölbe; denn alles war geflohn. Er rief laut nach Wirth und Wirthin, Küper und Hausknecht; sie schenkten ihm aber samt und sonders den Abschied. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem starken Geiste wirklich so viel Lebensbesserung eingesengt und gebrannt, daß seine Kreide von nun an nur einfach schrieb.

4.

Kyan und einige andere Officiers machten einen Ausflug auf's Land, um einen kargen Edelmann heimzusuchen, der für's Leben gern bey seinen Stadtfreunden schmaußte, ohne jemals an die geringste Gegenbewirthung zu denken. Als sie, unangemeldet, in den Burghof dieses geitzigen Ritters hinein sprengten, fuhr er schnell mit dem Kopf

zum Fenſter heraus, und noch ſchneller wieder zurück. Sie bemerkten das, und ſtiefelten deſto raſcher die Treppe hinauf. Doch ſchon auf der Mitte derſelben ſtellte ſich ihnen ein Bedienter in den Weg, der mit herzlichem Bedauern verſicherte: „Sein Herr ſey nicht zu Hauſe.“ —

„Hat ſein Herr mehr als einen Kopf?“ — fragte Kyau.

Der Bediente lächelte verlegen, und ſagte: „Er wiſſe nur von Einem.“ —

„Oder nimmt er den bisweilen nicht mit, wenn er ausgeht?“ —

Der Diener grinßte, und blieb die Antwort ſchuldig.

„Nun Eins von beyden muß ſeyn. Wir ſahn einen Kopf, der ſeinem Herrn gehörte, mit unſern geſunden Augen am Fenſter. Kommt, Brüder, laßt uns das Ding unterſuchen!“ —

Sie rückten nun, ohne ſich durch den ausgeſchickten Plänker abhalten zu laſſen, weiter vor und mit ſtarken Schritten in des Edelmanns Zimmer, das ſeine ängſtliche Eilfertigkeit zu verriegeln vergeſſen hatte. Es war leer; doch hörten ſie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Huſch hinter drein. Wieder ein ödes Gemach, und wieder eine zugeſchlagene Thür. Auch hier wollten ſie durch; aber Schloß und Riegel hielten ſie auf.

Hollah! riefen ſie, und donnerten an. Niemand rührte ſich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenſtill. So forderten ſie wohl eine Viertelſtunde lang dieſe Feſtung vergebens auf, und beſchloſſen endlich, ſie mit Sturm einzunehmen.

Ein Paar tüchtige Fußſtöße öffneten ihnen jetzt ein Speiſegewölbe, wo ſie

zwar allerley todte Thiere, aber keinen lebendigen Menschen erblickten. Unter den aufgehangenen Leichen zeichnete sich besonders ein frisch geschlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zukehrte. Sie bewunderten dessen außerordentliche Größe, besahen es von allen Seiten, und entdeckten endlich mit Erstaunen in seinem Bauche — den Mann, den sie suchten.

Er schimpfte gewaltig, als sie ihn unter lautem Jubel aus seiner blutigen Höhle hervor zogen. „Gott bewahr' uns," sagt' er unter andern: „Gott bewahr' uns vor euch Soldaten! Ihr schont weder Alt noch Jung!" —

„Ja, Freundchen," fiel Kyan ein: „davon kannst du ein Liedchen singen. Denn du hast freilich jetzt selbst erfahren, daß wir das Kind im Mutterleibe nicht verschonen." —

5.

In Auerbachs Hofe zu Leipzig umzingelten einige luſtige Damen den Baron, und verlangten von ihm eine Meſſe. Er log ſich, mit dem Vorgeben dringender Geſchäfte, aus ihrem Zirkel, mußte jedoch verſprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Deſto richtiger hatten ſich die Damen eingeſtellt. Sie warteten lange mit Ungeduld. Endlich ſchickten ſie ſogar (weil ſie über das Kapitel von Geſchenken eben nicht delikat dachten) in ſeine Wohnung, und ließen ihn vorladen.

Vom Kopf bis zum Fuß eingemantelt, erſchien er erſt nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatſchen, und zeigten ihm allerley ausgewählte Bijouterien, die er für ſie bezahlen ſollte.

„Wie wär' ich das im Stande?“ rief er: „Ich bin ein armer, nackender Mensch!“ —

Mit diesen Worten wollt' er entwischen. Zwanzig zarte Händchen erhaschten ihn aber beym Mantel. Geschwind ließ er, wie weiland Joseph, den Mantel fahren, und stand — o Schrecken! — mit nacktem Oberleibe da.

Die Damen entflohn mit gellendem Geschrey. Er aber zog gemächlich den Mantel wieder über die Schultern, und ging seinen Weg.

6.

Als er noch Fähnrich in Brandenburgischen Diensten war, stellt' er sich drey Mahl todt.

Ein Mahl in Berlin, um des Anbringens einer groſsen Schar von Gläubigern los zu werden. Ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank, und bezahlte für ihn.

Das zweyte Mahl belauscht' er hinter der Todtenmaske seine Geliebte.

Er hatte damals sein Quartier in einem Landstädtchen, und verliebte sich aus langer Weile in die Tochter seines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte, wie eine Romanheldin, und sprach in vertraulichen Schäferstunden von nichts, als ewiger Liebe und Treue. Der Baron war jedoch nicht leichtgläubig, sondern beschloſs, diese eisenfeste Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er sich dadurch zum Traualtar locken lieſse.

Einer ſeiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. „Bruderherz,“ ſagte Ryan zu ihm: „was quälen wir uns lange mit Nebenbuhlerey? Ich trete dir Amalien ab, wenn ſie dich mehr liebt, als mich. Um das zu erfahren, will ich auf ein Paar Stunden den Todten ſpielen. Verſuche du dann in der Nähe meiner angeblichen Leiche dein Heil! Bediene dich aller möglichen Ueberredungskünſte, und ſage mir ſogar Böſes nach, ſo viel du willſt! Giebt Malchen deinen Schmeicheleyen auf der Stelle Gehör, ſo mag ich nichts mehr von ihr wiſſen, und du biſt künftig Hahn im Korbe.“ —

Dieſer Abrede gemäß, ward Ryan plötzlich krank, und immer kränker. Er benahm ſich dabey als ein ſo geſchickter Komödiant, daß er nicht allein Malchen und ihre Aeltern, ſondern ſogar den

Arzt, täuſchte. Nachdem er einige Tage das Bett gehütet hatte, weckte ſein Jacob eines Morgens das Haus mit der Trauerklage: „Mein Herr iſt todt!“ —

Die ganze Familie gerieth in Beſtürzung. Der Wirth wollte den Abgeſchiedenen ſehn. Dies mußte der ſchlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er lief alſo, nachdem er die Stube feſt verſchloſſen hatte, unter dem Vorwand ſchleuniger Verrichtungen, ſtracks aus dem Hauſe, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in ſeinen täglichen Berufsgeſchäften ausgegangen war.

Von Malchen war nichts zu befürchten; denn man wußte ſchon, daß ſie einen unüberwindlichen Abſcheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bey ihrem Geliebten keine Ausnahme,

ſondern ließ es dabey bewenden, in einem Nebenzimmer zu ſchluchzen und zu ſtöhnen.

Ihre Thränen waren eben im ſchönſten Fluſſe, als Kyaus Mitbuhler zu ihr herein trat, und ein Magazin von Troſtgründen auskramte. Sie bewirkten aber in der erſten Viertelſtunde bey der ſchönen Trauernden ſo wenig, daß ſie vielmehr immer lauter klagte. Das tönte dem Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Tuche bedeckt lag) ſüß und lieblich ins Ohr, und er hatte die beſte Hoffnung, daß es in dieſem Tone fort gehen werde.

Dies geſchah' aber nicht. Sein zur Falſchheit bevollmächtigter Freund fing nach und nach an zu äußern: „Der Verſtorbene ſey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein lockerer Geſell und armer

Teufel geweſen, und Malchen würde daher ſchwerlich mit ihm glücklich geworden ſeyn.“ — Das Mädchen widerſprach zwar; doch für den Horcher unter der Leinwand nicht lebhaft genug.

Der Tröſter fuhr fort: „Die Welt ſey ja mit Kyau nicht ausgeſtorben; es lebten noch Tauſende, die ſich in jedem Betracht mit ihm meſſen könnten, und es für ihr höchſtes Glück achten würden, einem ſolchen Engel, wie Malchen, Hand und Herz anbieten zu dürfen.“ — Die Betrübte ſchien den letztern Umſtand ſelbſt für ausgemacht zu halten; denn ſie lehnte dieſe Schmeicheley mit keinem Wörtchen ab, ſondern ſtieß blos ein kleines, ſchmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Kyau zugleich damit einen Dolch in den Buſen.

Der junge Herr rückte nun ſeinem Ziele näher und verſicherte: „Die Hand der

Freundſchaft habe blos bis jetzt ihm den Mund verſchloſſen, er hätte ſonſt längſt ein Geſtändniß ſeiner feurigen Liebe gewagt.“ — Mit dieſen Worten warf er ſich auf die Knie, und girrte, wie ein Tauber. Das Täubchen wieß ſeine Huldigung nicht zurück, ſondern hob ihn freundlich empor. Es wurden zärtliche Wörtchen, und endlich ſogar Küſſe gewechſelt, wovon einer ſo laut und vernehmlich war, daß Kyan wirklich todt ſeyn mußte, wenn er ihn nicht hören ſollte.

Dieſer lärmende Kuß mochte wahrſcheinlich ein verabredeter Judaskuß ſeyn; denn Kyan richtete ſich jetzt ſchnell empor, und ſtand mit drey Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er ſie aus vollem Herzen, und ſeinen Freund zum Schein, überhäufte. Er hob von

nun an alle Verbindung mit dem unbeſtändigen Mädchen auf, und traute ſeit dieſer Zeit dem ſchönen Geſchlecht, im Punkt der Treue, nicht mehr über den Weg. —

Bald nachher ward er in ein anderes Städtchen einquartiert, und machte dort, aus lieber langer Weile, ſeinen dritten Spatziergang ins Reich der Todten.

Sein treuer Schwankgehülfe, Jacob, bracht' es diesmahl durch unzählige Pfiffe und Kniffe ſo weit, daß man im ganzen Städtlein, das gröſten Theils Abderiten bewohnten, ſeinen Herrn für todt hielt, und die ernſthafteſten Anſtalten zum Begräbniß machte.

Die Geiſtlichen des Orts begleiteten, unter dem Chorgeſang der Schüler, die angebliche Leiche zur Gruft, und der Kirchhof war mit neugierigen Zuſchauern

angefüllt. Indem man aber den Sarg hinab gesenkt, und der Todtengräber eine Schaufel voll Erde darauf geworfen hatte, stieß Kyau mit Ungestüm den Deckel auf, und sprang, wie ein Eichhörnchen, aus dem Grabe.

Der Pastor, der eben den Segen sprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieser rasste sich, trotz seiner schwerfälligen Corpulenz, blitzschnell wieder auf, und warf fliehend, gleich einer gewaltigen Bowlkugel, die alle Neune stürzt, die ganze erste Klasse zu Boden. Die fallenden Primaner schlugen die Secundaner nieder, und so purzelte schichtweis die ganze löbliche Schule, wie die Wände eines umgeblasenen Kartenhäuschens, über einander. Ein buntes Quodlibet von Hüten und Mänteln, Perücken und Büchern lag umher. Die schwarzen

Männer und Männerchen nahmen ſich aber keine Zeit, ihre Habſeligkeiten aufzuheben, ſondern keichten unaufhaltſam nach dem Thore des Kirchhofs zu, und richteten unter dem gedrängten Klumpen der Zuſchauer eine eben ſo poſſierliche Niederlage an, als ſie vorher ſelbſt erlitten hatten.

Der Wiederauferſtandene, der ein gewöhnliches Todtenhemd trug, verfolgte den fliehenden Haufen, und jagte ihn, wie der Herbſtſturm raſcheinde Blätter, vor ſich her. Niemand unterſtand ſich, ihn anzureden, und er ſelbſt blieb eben ſo ſtumm. Endlich waghalſ'te doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten, und zu fragen: „Biſt du ein guter, oder ein böſer Geiſt?“ —

Ryan ſchlug ein helles Gelächter auf, und antwortete: „Ich habe gar nicht die

Ehre, ein Geiſt zu ſeyn, ſondern bin ein lebendiger, vollkommen geſunder Fähnrich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt? Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben?“ —

Das konnte der ſtaunende Todtenbettmeiſter nicht läugnen.

„Wie?“ fuhr Jener fort zu ſchmälen: „Mich begraben? Unerhört! Entſetzlich! So verfahrt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein Paar Tage oder Stunden im Hinbrüten zu liegen? Wartet, ihr dummes Volk, das ſoll euch theuer zu ſtehen kommen!“ —

Während dieſes Wortwechſels hatte die Schar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte neugierig, wie die Gänſe beym Wetterleuchten, die Hälſe hoch empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbey, drängte

ſich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder ſtanden, und erzählte die ſeltſame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt ſahen ſich mit langen Geſichtern an; denn ſie erkannten auf der Stelle mit Beſtürzung, daß man das Begräbniß übereilt, und dadurch die landesherrlichen Verordnungen übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Ertodte möchte Lärm blaſen, und ihnen ein Notabene von oben herab, zuziehen; deswegen beſchloſſen ſie, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und noch dieſen Abend zu ſeinen Ehren, — wenn auch gleich der bevorſtehende Bankrott der Stadtkaſſe dadurch beſchleuniget würde, — einen Schmaus anzuſtellen.

Nach dieſer gefaßten Entſchließung, gingen Ihro Weisheiten dem Schalk im Sterbekittel entgegen, entſchuldigten den unangenehmen Verfall, und erbaten ſich

ſeine Gegenwart beym decretirten Gaſtmahle. Er nahm die Einladung an, und unterhielt über der Tafel die werthe Geſellſchaft mit der Beſchreibung einer abentheuerlichen Reiſe, die ſeine Seele unter der Zeit, als ſein Körper ſtarr und fühllos geweſen ſey, gemacht haben ſollte. Dabey ſprach er der Flaſche ſo fleißig zu, und war ſo luſtig und ſcherzhaft, daß ein unvernagelter Kopf ihn gewiß nicht für einen, erſt vor wenigen Stunden erwachten Hinbrüter gehalten, ſondern den Poſſen gemerkt hätte. Doch unſere abderitiſchen Senatoren ahndeten keinesweges, daß ſie genarrt wurden, ſondern freuten ſich höchlich über die glückliche Beylegung der Sache, und ſchwankten mit einem Räuſchchen zufrieden nach Hauſe.

Die guten Herren hatten jedoch einen nutzloſen Griff in ihre Kaſſe gethan;

denn ſie entgingen dadurch der befürchte-
ten Rüge ihres Polizeyfehlers nicht,
ſondern erhielten bald nachher, da die
Sache ruchbar geworden war, eine Naſe
von der größten Sorte, in ein gnädigſtes
Reſcript eingepackt. Es waren aber
auch zugleich gutdenkende Leutchen auf-
getreten, die Kyaus dreymahlige Auf-
erſtehung von den Todten mit ſo gehäſ-
ſigen Farben bey Hofe geſchildert hatten,
daß er mit Feſtungsarreſt in Spandau
dafür beſtraft ward.

7.

Die Geſchichte ſeiner Beförderung zum Commendanten der Feſtung Königſtein mag hier die Reihe ſeiner Schwänke beſchließen.

Die erwähnte Stelle war im Jahr 1715 erlediget worden, und es bewarben ſich Viele darum. Ayau hatte jedoch von guter Hand geheime Hoffnung, allen übrigen Kandidaten vorgezogen zu werden. Da dies aber eine geraume Zeit unentſchieden blieb, ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er ſann deshalb auf Mittel, die Langſamkeit der königlichen Entſchließung zu beflügeln.

Eines Tages ſaß er ſtumm und traurig an der Tafel des Königs, der ſeine

Mißlaune bemerkte, und die Urſache derſelben wiſſen wollte. Kyan antwortete: „Der Kobold, der in ſeinem Herzen rumore, ſey ein unbefriedigter Wunſch.“ —

Dieſes Wort ſchnappten die anweſenden Hofherren auf, und fingen nun an zu rathen.

Einer ſagte: „Er wünſcht ſo alt zu werden, als Methuſalem.“ —

Der Zweyte: „Er möchte gern reich ſeyn, wie Erdſus.“ —

Der Dritte: „Kupido hat einen Pfeil in ſein altes Herz geſchoſſen.“ —

Und ſo ließen noch Mehrere ihren Witz ſpielen. Kyan ſchüttelte jedoch zu

allem, was ſie vorbrachten, den Kopf, und verſicherte, daß ſie ſamt und ſonders den rechten Punkt nicht getroffen hätten.

„Nun was wünſcheſt du denn?“ fragte der König: „Du haſt wohl gar ein Lüſtchen nach Kron' und Zepter?“ —

„Eure Majeſtät ſind ein wahrer Salomo!“ verſetzte der Schlaukopf: „Es war in der That mein Wunſch, nur auf drey Minuten König zu ſeyn.“ —

„Das ſey du!“ ſprach der Monarch: „Ich bin unterdeſſen der General Kyan.“ —

Der Minuten-König ſtand jetzt von der Tafel auf, nahm eine ſilberne Suppenkelle, als Zepter, in die Hand, ſetzte

ſich damit auf einen an der Wand ſtehenden Armſeſſel, warf ſich mächtig in die Bruſt, und ſagte, gegen den König gewandt, im ernſthafteſten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir laſſen dir hiermit unverhalten, daß wir uns, auf dein darum beſchehenes unterthänigſtes Anſuchen, in höchſten Gnaden entſchloſſen haben, dich zum Commendanten der Feſtung Königſtein zu ernennen.“ —

Nach dieſen Worten verließ er ſchnell ſeinen Thron, und der König rief unter lautem Gelächter: „Dir geſchehe, wie du geſagt haſt! Du biſt Commendant!“ —

Des folgenden Tages ward auch ſeine Beſtallung ausgefertiget.

Dieſer luſtige Auftritt erinnert vielleicht manchen Leſer Shakeſpears an

das kurze Königthum des drolligen Falſtaffs, im Schauſpiele: Heinrich der Vierte. Das Benehmen dieſer zwey Afterkönigleín iſt ſich ſo auffallend ähnlich, daß man beynahe vermuthen muß, Ryau habe den dicken Hans nachgeahmt.

Der Krebs.

Eine Erzählung.

Felſter, ein alter Kapitaliſt, hielt den Reichthum, wie mehrere Pfleglinge des Glücks, für eine Art von Adel, und verachtete jeden Erdenſohn, der nicht ſo gemächlich, wie er, auf der faulen Bärenhaut liegen und von Renten zehren konnte. Wer zur ehrwürdigen Klaſſe thätiger Menſchen gehörte, und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod aß, ward von dieſem Glückspilz über die Achſel angeſehn. Trat er in eine Geſellſchaft, wo er ein fremdes Geſicht erblickte, ſo war immer ſeine erſte Frage: »Hat er Geld?« —

Mildere Geſinnungen hegte, dem eisgrauen Sprichworte vom Stamm und Apfel zum Trotz, ſeine einzige Tochter, Juliane; denn ſie ſchätzte einen gewiſſen jungen Secretair, Horſt, der nichts im

Vermögen hatte, und auch zur Zeit noch ohne Besoldung angestellt war, tausendmahl höher, als alle Geldrollen ihres Vaters.

Der brave Jüngling verdiente die Auszeichnung, von dem schönsten Mädchen der Stadt geliebt zu werden. Kopf und Herz waren bey ihm ohne Tadel, und der leidige Geist der Speculation, der oft Amors Gestalt annimmt, hatte ihm nicht den Weg zu Julianen gewiesen. Er glühte für sie, eh' er wußte, daß sie einst eine reiche Erbin werden würde.

Beynah' ein Jahr trugen die heimlich Liebenden den Wunsch ihrer Vereinigung im Herzen herum, ohne sich damit an den Alten zu wagen. Auf Horsts Bitte, übernahm endlich ein Mann, der mit Felsiern täglich umging, und sich seines Vertrauens rühmte, das Vermittlungsgeschäft.

Am Abende, da der Antrag gelegentlich auf einem Kaffeehause geschehen sollte, erwartete Julchen mit Herzklopfen die Heimkunft des Vaters. Gegen zehn Uhr schritt er barsch und hastig herein, warf dem zitternden Mädchen einen finstern Blick zu, schleuderte Hut und Stock auf den Tisch, stopfte sich eine Pfeife, und dampfte, starr an die Wand sehend, wie die Feuermauer einer Prälatenküche.

Nachdem er fünf bange Minuten so den Stummen gespielt hatte, rief er endlich aus: „Schöne Sachen! Herrliche Neuigkeiten! Eher hätt' ich mir des Himmels Einsturz versehen! Du, ungerathene Tochter, hast dich also verplempert?“ —

Julchen bedeckte ihr schamrothes Gesicht mit dem Schnupftuch, und Thränen entstürzten ihren Augen.

„Beſſer, das Kind weint, als ſein Vater!“ — fuhr er fort: „Daß doch immer das Ey klüger ſeyn will, als die Henne! Konnteſt du denn nicht erwarten, bis ich für dich einen ſchicklichen Bräutigam wählte? Nein, da denkt ihr Gänschen, das Heyrathen wird verboten werden, und verlobt euch friſch weg hinter der Thür!“ —

Dieſe harten Ausdrücke durchbohrten Julianens Herz, und ſie ſchluchzte laut. Der alte Murrkopf ſchien dadurch ein wenig gerührt zu werden, und ſprach in etwas ſanfterm Ton alſo fort:

„Heyrathen in Eile, bereut man mit Weile. Glatte Worte machen den Kohl nicht fett, und mit einem Pfund Sorge bezahlt man kein Loth Schulden. Wie kann ſo ein Guckindiewelt, ſo ein von Gottes und des Königs Gnaden Supernumerar-Secretair, ſchon an eine Frau

denken? Will er dich mit Papierſpänen füttern? — Ich habe ſonſt nichts wider ihn. Er mag ein guter, ehrlicher Menſch ſeyn, und ſich auch auf ſeine Feder verſtehn; mit ſolchen Federn fliegt man nur nicht. Und verläßt er ſich auf meine Fettfedern, ſo hat er die Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Gehorſamer Diener! Ich werde nicht ſo einfältig ſeyn, und ſie mir ausrupfen laſſen. — Wenn du alſo dein Glück und deinen Vater lieb haſt, ſo denke nicht mehr an den jungen Fant, höre nicht mehr auf ſein ſüßes Geſchwätz! Es iſt wahr, er ſpricht, wie ein Buch; aber leere Fäſſer ſchallen am weiteſten. Was hilft alle ſpitzfündige Weisheit, wenn man nichts Rundes hat? Auf runden Rädern rollt man durch die Welt, und die beſten Freunde hat man im Beutel. " —

„Ueberdies begreif' ich nicht, warum du dich jetzt ſchon verſchleudern willſt? Wer langſam geht, kommt auch fort. Ein Mädchen, das zwanzigtauſend Thaler Ausſteuer mit bringt, iſt eine gute Waare, die immer Käufer findet. Warte nur, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Ueber lang oder kurz meldet ſich gewiß ein reicher Kautz, der dir mit einem Federzuge mehr verſchreiben kann, als jener Dintenkleckſer, und wenn er hundert Jahr' alt würde, mit tauſend und abermahl tauſend Gänſekielen erkritzeln wird. Nach ſolchen Fiſchen mußt du dein Netz auswerfen. Gleich und gleich ſchickt ſich für einander. Merk dir das, Julchen, und beſchlafe meine guten Lehren! Beſſerer Rath kommt über Nacht." —

Bey Julianen nicht. Sie ſchrieb am nächſten Morgen mit weinenden Augen einen Brief an ihren Geliebten, worin

ſie ihm, des väterlichen Verbots ungeachtet, Standhaftigkeit und Treue gelobte.

Die Ausſichten der Liebenden trübten ſich indeſſen von Tag zu Tage. Sie unterhielten zwar einen geheimen Briefwechſel; doch perſönliche Zuſammenkünfte machte die Wachſamkeit des mißtrauiſchen Vaters unmöglich. Horſt hatte ſonſt freien Zutritt; ſeitdem aber der unglückliche Antrag geſchehen war, ließ ſich Felßer alle künftige Beſuche verbitten. Er ſelbſt ging auch, um heimliches Einſchleichen zu verhindern, von jetzt an nicht mehr auf das Kaffeehaus, wo er vorher keinen Abend fehlte.

Die Geſellſchaft dort verlor nichts an ihm; denn ſeine ewige Unterhaltung von Geldgeſchäften war ſo trocken, als das Einmahleins. Unerträglich aber ward er, wenn er ſein politiſches Streit-

roß tummelte. Er beſaß eine der feinſten Naſen in Europa, um Jacobiner zu wittern, wo — keine waren. Der unbeſcholtenſte Biedermann roch ihm nach Sansculottismus, ſo bald er nicht jeden dummen Zeitungsſchnack, wie ein Evangelium, glaubte, und nur den geringſten Zweifel dagegen laut werden ließ. Gewiſſe Journaliſten und Zeitungsſchreiber, die bey der vernünftigen Welt ſo übel berüchtiget ſind, daß man die armen Sünder gar nicht zu nennen braucht, hätten ſeinen, vor kurzen erfolgten Tod in Trauerblättern mit ſchwarzem Rande beweinen ſollen; denn ſie haben an ihm einen ſo warmen Verehrer und rüſtigen Kämpen verloren, als ſie unter den Legionen intoleranter Jacobiner-Schnüffler, die bis dato, bey ſehr kleinem Verſtande, das große Wort führen, kaum noch antreffen möchten. —

Von dieſem Abſtecher zu Julianen zurück! Die Noth zwang ſie, eine Heuchlerin zu werden. Sie fügte ſich ſcheinbar in des Vaters Willen, und that, als ob ſie Horſten ganz vergeſſen habe.

Dieſer war indeſſen nicht müßig, ſich nach einem neuen Sachwalter ſeiner Liebe umzuſehen.

Hierzu ſchickte ſich, nach ſeiner Meynung, Niemand beſſer, als ein benachbarter Landedelmann, Herr von Willow, der ein vertrauter Freund von Horſts verſtorbenem Vater geweſen war, und auch gegen den Sohn ſehr freundſchaftlich dachte. Vorzüglich aber verſprach der Umſtand, daß er über Felßern, mit dem er ſeit vielen Jahren bekannt war, mehr als hundert andere Menſchen vermochte, einen glücklichen Erfolg.

Der alte, biederherzige Ritter vernahm kaum, wo seinen jungen Freund der Schuh drückte, so versprach er ihm auch mit einem kräftigen Handschlage, wider den alten Drachen (wie er den Kapitalisten nannte) zu Felde zu ziehn.

In dieser Absicht ließ er kurz nachher ihn und seine Tochter zu sich einladen. Felßer nahm sich die Freiheit, den Bedienten zu fragen: „Ob etwa der Secretair, Horst, von der Partie seyn würde?“ — Nach erhaltener, verneinender Antwort, versprach er, zu kommen.

Die Gesellschaft bestand aus einigen benachbarten Familien, und der gefürchtete Mann war wirklich nicht da. Dies setzte den alten Argus, der sich mit Julianen richtig eingefunden hatte, in ziemlich gute Laune, und er zechte tapfer.

Nach der Tafel zog ihn der Edelmann in ein Nebenzimmer.

„Hör', Alter, du haſt eine Tochter — — "

„Leider! Mannbare Mädchen und Glaswerk ſind zerbrechliche Sachen." —

„Die Tugend eines ſo guten Kindes doch nicht?" —

„Den Baum erkennt man an ſeinen Früchten, und dieſe ſind bey dem Bäumchen, das ich ſo ſorgſam gepflegt und gewartet habe, eben nicht die beſten." —

„Wie ſo?" —

„Fragen Sie doch nicht! Sie wiſſen lange, woher der Wind bläßt. Ich weiß es auch." —

„Nun was weißt du denn?" —

„Daß Sie dem Secretair, Horſt, dem mein Geld und mein Mädchen ins Auge ſticht, die Brücke treten wollen.“ —

„Zwey Wahrheiten und — mit Erlaubniß — eine Lüge. Es iſt wahr, daß ich dem guten Jungen verſprochen habe, für ihn ein Wörtchen zu reden; es iſt ferner wahr, daß er Julianen liebt; aber ganz falſch iſt dein Verdacht, daß er um deine Geldſäcke buhle.“ —

„Dem ſey, wie ihm wolle. Zum Tanzen gehört mehr, als ein Paar neue Schuhe zu haben, und zum Heyrathen und Haußhalten mehr, als Liebeley.“ —

„Mit einer mäßigen Ausſteuer müßteſt du freilich heraus rücken.“ —

„Da liegt der Hund begraben.“ —

„Verſteh' mich nur recht! Ich meyne blos ein Paar tauſend Thälerchen vor der Hand.“ —

„Das iſt leicht geſagt. Ich wollte ſie auch mit Freuden geben, wenn Horſt Vermögen oder eine Bedienung mit erklecklichen Einkünften hätte; denn um einen Lachs zu fangen, verliert man gern einen Angelhaken. Das gute Secretairchen heißt aber noch Urben, und iſt weder gerathen, noch verdorben. Für einen Schwiegerſohn Habenichts, den ich füttern muß, bedank' ich mich. Wer einen Sperling theuer bezahlt, muß einen Vogel ſehr nothwendig brauchen.“ —

„Hum! Junge Männer, wie Horſt, ſind unter den Menſchen nicht ſo gemein, als die Spatze unter den Vögeln.“ —

„Wenn auch; ich kann nichts entrathen. Wer ſeinen Kindern gibt das Brod, und leidet ſelbſt im Alter Noth, den ſchlage man mit der Keule todt!“ —

„Geh mir mit deinen alten Reimchen, die aus zwey Urſachen gar nicht auf dich paſſen. Erſtens biſt du, Gott ſey Dank, in den Umſtänden, daß du in der Maße, wie ich dir vorſchlug, zwanzig Töchter ausſtatten könnteſt, und immer noch keine Noth leiden würdeſt. Zweytens zielt jenes Denkſprüchlein wahrſcheinlich blos auf die Geſchichte eines unglücklichen Vaters, der vielleicht eben ſo bösartige Töchter und Eydame hatte, wie der König Lear.“ —

„Ich kenne weder Ihro Majeſtät, noch Dero Sippſchaft. Wer ſteht mir aber dafür, daß ich mir nicht auch eine Schlange und einen Baſilisken im Buſen erziehe?“ —

„Ich bürge mit Hab' und Gut.“ —

„Haben Sie ſchon einen Scheffel Salz mit Horſten gegeſſen, daß Sie für

für ſeine Rechtſchaffenheit gut ſagen wollen?“ —

„Ich kenn' ihn von Kindesbeinen. Sein Vater war einer der rechtſchaffenſten Männer im Lande, und der Sohn tritt ganz in ſeine Fußſtapfen. Nie hört' ich von ihm ein böſes Gerücht. Er hat auch etwas gelernt, und arbeitet mit ſo vielem Beyfall, daß er gewiß von Zeit zu Zeit höher befördert werden wird.“ —

„Wer immer fortrutſcht, wird nirgends warm.“ —

„O du lebendiges Sprichwörter-Magazin! Du zweyter Sancho Panſa! Mußt du mir denn immer mit deinem lahmen Steckenpferde querfeldein galloppiren? Warum ſoll er denn nicht warm werden? Du biſt ja auch von einem Tauſend zum andern fortgerutſcht, und

ſitzeſt nun ſo warm, wie eine Brüthenne. Heh, was antworteſt du darauf?“ —

„Ey, ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören, und damit Lied am Ende.“ —

„Nicht Lied am Ende. In deinem Hauſe werden die Klagelieder nun erſt recht angehen. Deine Tochter wird ſich die Augen ausweinen.“ —

„Mein geringſter Kummer. Wenn ein Frauenzimmer weint, verdient es deswegen gerade ſo viel Mitleid, als eine Gans, weil ſie barfuß geht.“ —

„Schäme dich, Alter! — Doch dieſe Härte iſt dir nicht natürlich; du erkünſtelſt ſie blos, um mir die Rolle, die ich übernahm, ein wenig ſchwer zu machen. Hör' auf, mich zu necken, und ſprich zu

meiner Brautwerbung ein kurzes, ehrliches Ja!“ —

„O bis dahin iſt noch ein langer Weg voll Bedenklichkeiten!“ —

„Was willſt du dir den Kopf mit unnützen Grübeleyen zerbrechen? Ich bin ein ehrlicher Mann, in deſſen Herzen kein Falſch iſt, und wollte mir eher die Zung' abſchneiden, als dich zu einem Schritt überreden, den ich nicht für gut hielte. Schlag' ein!“ —

„Laſſen Sie mir noch Zeit! Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“ —

„Es ſagt aber auch ein Sprichwort: Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn's warm iſt. — Doch ich will vor der Hand zufrieden ſeyn, und dich jetzt nicht länger trillen. Wir müſſen uns ohnedem ſpuden, wenn wir zu einer kleinen Fiſcherey, die ich zum Vergnügen der

Geſellſchaft angeordnet habe, nicht zu ſpät kommen wollen.“ —

Sie eilten an den Teich, der neben der Landſtraße lag, und die Netze wurden ausgeworfen. Nachdem man einige Züge gethan hatte, rief plötzlich der Edelmann: „Seht, was kommt denn da für ein Stadtherrchen auf uns zugeritten? Wenn ich nicht halb blind bin, ſo iſt es der Secretair Horſt!“ —

Juliane ward roth, und ihr Vater blaß. Er zog geſchwind den Edelmann bey Seite, und raunt' ihm ins Ohr: „Sie thun mir doch wohl den Gefallen, und nöthigen Horſten nicht zum Abſteigen?“ —

„Lange nöthigen will ich ihn nicht;“ verſetzte Willow: „ein Ehrenwort muß ich ihm aber gönnen.“ —

Indeſſen kam der Reiter immer näher, und begrüßte ſchon die Geſellſchaft.

„Willkommen im Grünen!“ rief ihm der Edelmann zu: „Sie machen's recht, Herſt, daß ſie einmahl die leidige Hypochondrie, die ſich euch Stuhlſitzern, wie eine Klette, an den Hals hängt, durch einen tüchtigen Trab von ſich abſchütteln. Wollen Sie nicht unſerm Fiſchfang ein wenig zuſehn?“ —

„Wenn Sie erlauben;“ — ſprach der Secretair, und ſprang vom Pferde.

Felſter zog dem Edelmann ein ſchiefes Geſicht, und kehrte Herſten den Rücken.

Der feine, junge Mann nahm von dieſem unſchicklichen Betragen keine Notiz, ſondern nahte ſich dem Iſegrimm mit unbefangener Höflichkeit, und bahn-

te ſich einen Weg zu ſeiner Gunſt, indem er ihm von dem glücklichen Ausgang eines böſen, und ſchon verloren geachteten Prozeſſes, die erſte Nachricht gab.

Felſters umwölkte Stirn klärte ſich jetzt plötzlich auf. Er rief ſeine Tochter herbey, ſtellte ihr Horſten, als den Ueberbringer einer ſehr angenehmen Botſchaft, vor, miſchte ſich dann wieder unter das fröhliche Gewimmel am Ufer des Teichs, und ſchielte nur dann und wann nach den Liebenden, die viel mit einander zu ſprechen hatten.

Auf einmahl erſcholl ein Jubelgeſchrey: „Ha, welch ein Krebs! Der Großvater aller Krebſe!“ — Alles drängte ſich hin, den merkwürdigen Gefangenen zu ſehen. Julchen und ihr Freund waren nicht die Letzten.

Sie erſtaunten über die ſeltne Größe des alten Knaben, den man aus einer

Steinkluft, die er vielleicht ein halbes Jahrhundert ruhig bewohnte, ſo eben hervor gezogen hatte. Die muthwillige Juliane konnte ſich nicht enthalten, ſeinen rothen Panzer zu berühren. Der Rieſe lag ein Weilchen, wie todt. Plötzlich aber öffnet' er ſeine mächtigen Scheren, und ſchnapp! war ein Finger des unbehutſamen Mädchens gefangen.

Man denke ſich das Zetergeſchrey; denn der Grobian verſtand keinen Spaß, ſondern kniff tüchtig zu. Heiſt wollte ſeine Geliebte retten; doch er nahte ſich kaum, ſo hatte ſich auch ſchon die zweyte Schere ſeines Zeigefingers bemächtigt.

Dieſe luſtige Begebenheit verurſachte natürlich ein erſchütterndes Gelächter. „O du ehrlicher Krebs!“ rief Willow: „du machſt uns einen königlichen Spaß, und ſiehſt ſelbſt ſo ernſthaft dabey aus, als ob du die Leutchen verlobteſt, und

den Segen über ſie ſprächſt! Herbey, Felßer, und lerne von ihm, was du zu thun haſt!« —

Der Alte kam ängſtlich getrippelt, und gab ſich viel Mühe, die ihm mißfällige Paarung zu zerſtören, und den unberufenen Kuppler los zu reiſſen. Dieſer aber wich und wankte nicht. »Ich wollte,« ſprach Willow: »daß er noch eine Schere hätte, um dich ſo lange feſt zu halten, bis du Ja ſagteſt!« —

Die ganze Geſellſchaft ſtürmte jetzt in den Alten, das gute Werk des Krebſes durch ſeine Zuſtimmung zu krönen. Uebertäubt durch dieſes Geſchrey, rief er endlich halb lachend, halb zürnend: »Ey, wären ſie jetzt nur erſt wieder von einander; alsdann mag's meinetwegen werden, wie es will.« —

„Gut, ich halte dich beym Wort;“ ſprach Willow: „und nun will ich gleich Rath ſchaffen.“ — Er kitzelte hierauf den Krebs ſo lange, bis er ſeine Scheren aufthat, und die Gefangenen los ließ.

Nun begann ein neuer Sturm auf Felßern. Man ließ ihn gar nicht mehr zum Wort kommen, ſondern überſchrie ihn mit Lobeserhebungen ſeines großmüthigen Nachgebens, wozu er ſich eigentlich noch gar nicht verſtanden hatte.

In dieſem Wirrwarr und Getümmel ergriff er endlich die Hände der jungen Leute, fügte ſie haſtig zuſammen, und ſagte: „Nun, wenn es denn durchaus ſeyn ſoll und muß, da habt ihr euch!“ —

Dies war das Signal zu einem allgemeinen Händeklatſchen. „Alter, drolliger Mann!“ rief Willow: „Ich möchte

faſt mit dir zanken! Gegen mich haſt du eine Stunde lang mit Sprichwörtern gefochten, und nun ſtreckſt du deine Waffen vor einem Krebſe.“ —

„Ich bitte für deſſen Leben!“ — ſprach der liebeſchwärmende Herſt, und trug ihn ſofort wieder in den Teich. „Geh,“ rief er ihm nach: „geh in deine ruhige Steinhöhle zurück, und ſey der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenſchaft, die eben ſo glückliche Paare vereinigen möge, wie du!“ —

Der Emigrant.

Oder:

Der Paradiesvogel.

Ein Schwank.

Bey Einreiſſung alter Gebäude wird manches ehrliche Geſchöpf aus ſeiner Ruhe verſcheucht.

Da machen ſich Käuzlein, geflügelte Mäuſe und Marder und Ratten geſchwind auf die Reiſe.

So ging es bey der Zerſtörung des antiken Pallaſtes der franzöſiſchen Monarchie. Ludwigsritter und andere Edelleute (von denen man die wirklich moraliſch Edlen mit vorbenannten Thierchen ſo wenig vergleichen, als überhaupt der Unglücklichen ſpotten will) wanderten in Scharen aus. Viele griffen zu den Waffen, um ihre verlorenen Rechte wieder zu erkämpfen. Andere gingen, im Sinn der Handwerksburſchenſprache, fechten.

Ein ſolcher Held durchkreuzte Bayern,
und ließ von Haus zu Haus ſich eine Gabe
steuern.
Er trug ein ſchäbiges Gewand,
vom Zahn der Zeit ſo jämmerlich durch-
freſſen,
daß überall die Luft den freyſten Durchzug
fand.
Doch blitzten hier und da Fragmente goldner
Treſſen;
auch war das Ludwigskreutz im Knopfloch
nicht vergeſſen.

Er kam in ein Dorf, wo die meiſten Hütten verſchloſſen, und die Bewohner auf dem Felde waren. Frau Elsbeth, die Gemahlin des Schuldheiſſen, ſaß jedoch daheim vor der Hausthür, und hatte gerade ihr empfindſames Stündchen.

Ihre Gedanken,
von Sehnſucht belebt,
waren den Schranken
der Erd' entſchwebt.

Sie ſchwärmte damit in den Gefilden jenſeit des Grabes, um dort den geliebten Geiſt ihres erſten, vor ohngefähr zwölf Monden verſtorbenen Mannes zu beſuchen, den ſie, zum Aergerniß ihres zweyten Bettgenoſſen, nimmer vergeſſen konnte. Sie war übrigens, wohl zu merken, ein wenig dumm und ein wenig taub.

Der Emigrant eröffnete ſein Geſuch bey ihr in lauderwälſchem Deutſch; denn Noth lehrt nicht allein beten, ſondern jetzt auch manchen Franzmann die ſonſt verachtete Sprache Germaniens wenigſtens radebrechen.

Frau Elsbeth fragte ſanftmüthig: „Woher des Landes, mein Freund?“ —

Der Ludwigsritter antwortete: „Aus Paris.“ —

„Aus dem Paradies?“ — rief die blödſinnige, hart hörende Bäuerin, und ſtarrte den Ritter an. „Aus dem Paradies?“ — wiederholte ſie ſtaunend.

„Gerades Weges daher.“ — verſetzte der Franzoſe, der zwar Glück und Wohlſtand in ſeinem ſtürmiſchen Vaterlande zurück gelaſſen, die dort einheimiſche Leichtfertigkeit aber mit über die Gränze genommen hatte, und daher ſogleich beſchloß, das ſeltſame Misverſtändniß entweder bloß zum Scherz, oder allenfalls auch zu ernſthaften Vortheilen zu nutzen.

„Aus dem Paradieſe?“ — fragte zum dritten Mahle das Weiblein, und ſchlug voll Verwunderung die Hände über der Haube zuſammen. „Hab' ich doch mein Lebtage Niemand geſehen, der dort her kam!“ —

„Leicht

„Leicht möglich. Jetzt geschieht täglich etwas Neues unter dem Monde.“ —

„Also wirklich aus dem Orte, wo die selig Verstorbenen wohnen?“ —

„Nun ja doch, ja!“ —

„Ey, so müßt ihr wohl auch meinen lieben, seligen Mann kennen?“ —

„Ohne Zweifel. Wie heißt er?“ —

„Martin.“ —

„Martin — Martin — es gibt viel Martine da. Ich kenn' einen langen, einen dicken — — “

„Der dicke! Der dicke!“ —

„Der dicke Martin? — Die ehrliche Haut? — O, er ist mein vertrautester Freund!“ —

„Nicht wahr, es ist ein recht gutes Herz? — Nun, wie geht's ihm denn?“ —

„Mitunter nicht zum beſten.“ —

„O Jeſus! Maria, was fehlt ihm?“ —

„Er iſt geſund, wie ein Fiſch, hat aber manchmal weder zu brocken noch zu beißen.“ —

„Der arme Mann!“ —

„Er iſt auch erbärmlich abgeriſſen, und ein wahrer Ohnehoſen.“ —

„Der unglückliche Mann! Wer ihm doch helfen könnte!“ —

„Das könnt ihr ja leicht!“ —

„Wär' es möglich? — Lieber Herr oder Engel — ich weiß nicht recht, wie ich euch betiteln ſoll, — ſagt mir nur, wie?“ —

„Durch mich. — Zwar bin ich niemahls gewohnt geweſen, Bothendienſte zu thun, ſondern hielt mir ſonſt ſelbſt Laſtthiere genug, die mir alles in die

Hand reichen mußten; dennoch könnt' ich mich, aus Freundſchaft für euren Mann, wohl entſchließen, ein Bündel mit zu nehmen, wenn ihr etwa ein bischen Geld und Kleider für ihn zuſammen ſuchen wolltet.“ —

„Ach, das will ich von Grund der Seele gern! Ihr geht alſo ins Paradies zurück?“ —

„Allerdings. In drey Tagen bin ich wieder dort.“ —

Frau Elsbeth packt nun ſchnell die Feiertagsgewänder
des ſeligen Mannes ein, und ſtopfet voll und dicht,
mit blinkenden Dukaten, deren Ränder
kein Mauſchel ſtahl, ein Beutelchen, und ſpricht:
„Das ganze Bündel tragt, den eurer Engelsgſicht.

dem guten Martin hin, zu Lindrung ſeiner Qualen,
und grüßet ihn von mir zu tauſend, tauſend Malen." —
„Gut," ſagt der Emigrant: „es wird gewiß beſtellt;
doch gebt auch Bothenlohn, und ein Paar Thaler Geld,
um an dem Himmelsthor Acciſe zu bezahlen." —
Sie reicht ihm, ohne Widerwort,
was er verlangt, und er eilt fort.

Kurz nachher kam Herr Caſpar, der Schuldheiß, vom Felde zurück, und ſeine Frau Gemahlin erzählt' ihm den Vorfall.

„O du blitzdumme Gans!" rief er zornig: „Da haſt du dich wieder ein Mahl recht übertölpeln laſſen. Das mag mir ein ſchöner Paradiesvogel geweſen ſeyn! Wo lief der Betrüger hin?" —

Frau Elsbeth beſchrieb die Gegend, und der Dorfrichter gebot ſeinem Knecht:

„Hans, ſattle mir ſchleunig den Rappen!
Ich will wohl den Schelm noch ertappen.“ —
Drauf warf er ſich raſch auf das muthige Roß,
und flog aus dem Hof, wie ein Pfeil vom Geſchoß.

Der Lumpenritter war auch eben nicht wie eine Schnecke gezogen. Er hatte ſchon ein Wäldchen erreicht, das beynahe eine Viertelmeile hinter dem Dorfe lag, als er den Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes vom weiten hörte.

»Ha,« dacht' er: »gewiß ein Reiter, der mir nacheilt!« — Und ſchnell verbarg er ſein erobertes Bündel im nächſten Geſträuch. Hierauf ging er langſam, wie ein unverdächtiger Wanderer, einige Schritte weiter, und ſetzte ſich endlich, um ſich nicht allzuweit zu ent-

fernen, auf einen Stein an der Landstraße.

Eine Krümmung des Weges hatte den Schuldheissen verhindert, die Partiererey des Packs in den Strauch zu sehen. Ueberdies war ihm, trotz seines Klugheitsdünkels, nicht eingefallen, nach der Gestalt des Paradiesvogels zu fragen. Sollt' er nun den ehrlichen Pilger, der ganz unbefangen da saß, und kein Gepäck bey sich hatte, dafür halten? — Das schien ihm ungerecht. Er ritt also höflich heran, und erkundigte sich: „Ob nicht ein liederlicher Kerl mit einem Bündel vorbey gelaufen sey?“ —

„Ja wohl!“ sprach der Franze: „Diesen Augenblick sprang ein lustiger Bursch, mit einer Hock' unter dem Arm, hier über den Wildzaum, und drängte sich dann ins dickste Gestrüpp. Ich

hatte meine Gedanken, daß es wohl gar ein Dieb seyn möchte.“ —

„Freylich ist's so ein verdammter Hund!“ rief Herr Caspar: „Wenn ich ihn erwische, so will ich ihn fürchterlich walken. Ich weiß nur nicht, wo ich mein Pferd lassen soll; denn ich kann nicht damit über den Zaun und durch Dornen und Hecken.“ —

„Nein, das geht nicht;“ versetzte der Gauner: „Doch will ich euch helfen, und den Rappen so lange halten, bis ihr wieder kommt. Ihr müßt mir alsdann aber auch einige Kreutzer schenken.“ —

„Das soll geschehn;“ — sprach der Schuldheiß. Hierauf sprang er von seinem Gaul, übergab ihm den Ausgewanderten, und lief hastig waldein.

Der Ritter von der traurigen Geſtalt hatte den unvorſichtigen Bauermeiſter kaum aus den Augen verloren, ſo rief er lachend:

„Wer hätte gedacht, einen muthigen Rappen,
mit Sattel und Zeug, noch ſo leicht zu erſchnappen!“ —
Drauf holt' er das Bündel, und warf ſich auf's Roß;
und ſauſte davon, wie ein Pfeil vom Geſchoß.

Athemlos hatte Caſpar indeſſen der ſchelmiſchen Lüge nachgeſetzt, und ſich in den Dickichten des Waldes die Kleider vom Leibe geriſſen. Dieſer fruchtloſen Diebsjagd endlich müde, begab er ſich auf den Rückweg, und war höchſt verdrüßlich, daß er nun, nach ſo vielen erlittenen Einbußen, dem Hüter ſeines Roſſes noch ein Trinkgeld geben ſollte.

Mit dieſen Grillen kam er an den Platz, wo er vor zwey Stunden abgeſtiegen war.

Da ſtand kein Rößchen mehr. „Was ſoll das Ding bedeuten?“ —
brummt er in ſeinen Bart, und lugt nach allen Seiten.
Er reckt den Hals, tritt auf die Zeh'n,
und ruft: „Wo ſeyd ihr, mit dem Pferde?“ —
Das Echo hilft ihm ſchrey'n; doch Niemand läßt ſich ſehn,
und zornig ſtampfet er die Erde.
Hierauf erklimmt er einen Baum,
durchſpäht vom höchſten Aſt ein Veilchen
ſchier einen meilenweiten Raum,
und ſieht noch immer nicht ſein vielgeliebtes Gäulchen.
Vor Schrecken überläuft ihn eine Gänſehaut.
„Ich bin betrogen!“ ruft er laut.
„Verdammter Paradiesgeſelle,
e ritt'ſt du doch hinab zur Hölle!“ —

Unter mehrern Verwünſchungen war er von dem Baume wieder herunter

gerutſcht, hatte ſich ermüdet ins Gras geworfen, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch: „Ja, wenn man auch funfzig Jahre klug geweſen iſt, ſo kommt doch endlich eine dumme Minute! O Caſpar, Caſpar, du verfolgſt einen Schelm, und läſſeſt dich ſelbſt von ihm prellen! Das iſt, mit Ehren zu melden, ein kleiner Eſelsſtreich! Meiner Frau, der ich ihren Gänſeverſtand immer vorwerfe, darf ich nicht einmahl geſtehen, wie ich um den Rappen gekommen bin, ſonſt lacht ſie ins Fäuſtchen, und meine Klugheit verliert allen Reſpekt bey ihr. — Hum! Was dreh' ich denn der einfältigen Elsbeth gleich für eine Naſe? " —

Er ſann eine Minute nach; dann ſprang er empor, rief: „Das geht!" und eilte heim.

Frau Elsbeth ſtand an der Hausthür. Er ging freundlich auf ſie zu, und ſagte: „Diesmahl muß ich dich um Verzeihung bitten. Du haſt deine Geſchenke für den ſeligen Martin keiner ungetreuen Hand anvertraut. Das ehrliche Männchen, das ſich damit beläſtigt, iſt wirklich im Paradies zu Hauſe, und hat mir ſeinen richtigen, vom heiligen Petrus unterſchriebenen Reiſepaß gezeigt.“ —

„O nun fällt mir wieder ein Stein vom Herzen!“ erwiederte Frau Elsbeth: „Warum kommſt du aber zu Fuß?“ —

„Und das errathſt du nicht?“ — ſprach Herr Caſpar: „Nun ſo will ich dir's ſagen. Die gute, gefällige Seele plackte ſich ſo erbärmlich mit

deinem ſchweren Bündel, daß ſie mich dauerte. Ich hab' ihr daher, zum beſſern Fortkommen, den alten Rappen geſchenkt." —

Der Advokat

und

der Rothmantel.

Ein poetiſcher Schwank.

Ein Hetzhund der Gerechtigkeit,
ein barſcher Advokat,
war längſt berüchtigt weit und breit
durch manche Bubenthat.

Er hatte Haus und Herd, und ging
von Seid' und Gold umgleißt:
Ihm fehlte nur das edle Ding,
das man Gewiſſen heißt.

Auch Mitleid war dem Schuft ſo fremd,
daß er ein Felſen blieb,
wenn er der Armuth letztes Hemd
ihr glatt vom Leibe ſchrieb. —

Einſt ſprach ein alter Mammonsknecht
zu dieſem Ehrenmann:
„Im nächſten Städtchen wohnt ein Hecht,
der nicht bezahlen kann.

Mein Sämmchen bey dem Kerl iſt hin;
denn er hat nur ein Neſt
voll Kinder, und ſonſt nichts darin,
was ſich verſilbern läßt.

Die Schlappe wurmt mich auch nicht ſehr;
denn — unter uns geſagt! —
ich hab' ihm wohl ſchon dreyfach mehr
Prozentchen abgejagt.

Doch ſchenk' ich nicht dem Galgenſtrick
mein ſchönes Kapital.
Er zahl' es blutig mir zurück
durch Thränen, Angſt und Qual!

Er

Er werde zum Arreſt, ſo bald
es möglich iſt, gebracht!
Und hierzu hab' ich Vollgewalt,
Herr Mäv, euch zugedacht.

Geh hin, verriegelt Herz und Ohr,
laßt ſchluchzen Weib und Kind!
Doch warum ſchreib' ich Regeln vor,
die euch natürlich ſind?

Ihr ſeyd kein junger Flaumenbart,
der lieber ſelbſt mit flennt.
Hier iſt der Wechſelbrief. Verfahrt
ſo ſtreng, als ihr nur könnt!" —

„O," ſprach der Anwald: „ſorget nicht!
Ich fang' euch dieſen Hund.
Ihm gähnt noch heut vor Sternenlicht
des Schuldthurms grauſer Schlund." —

Er knöpfte sich hierauf mit Hast
in seinen Reiserock,
und schleppte seines Bauches Last
hin über Stein und Stock.

Im nächsten Wald, den er durch-
strich,
bot sich ein fremder Mann,
der einem reichen Kautze glich,
ihm zum Gefährten an.

Ein rother Mantel floß um ihn
vom Kopf bis auf den Fuß,
und seinen Treffenhut zu ziehn
vergaß er ganz beym Gruß.

Der Rechtsmann dachte: „Sicherlich
ist das ein reicher Herr;
denn er ist grob. — Auf, zeige dich
ihm desto höflicher!

Ihm ſey, wird er nur dein Klient,
ſein Bauernſtolz erlaubt!“ —
So dachte Mäv, und riß behend
ſein Deckelchen vom Haupt.

„Ihr Diener!“ brummte bärenhaft
der rothe Mantel jetzt.
„Sie ſtapeln ja aus Leibeskraft,
als würden Sie gehetzt!“ —

„Ich muß wohl, Ihro Gnaden!“ ſprach
gebückt der Aktenmann:
„Denn einem Ziemer ſtell' ich nach,
der leicht entfliegen kann.“ —

„Ah!“ rief der Treſſenhut: „Sie gehn
gewiß auf Menſchenfang?
O Freund, ſo was mit anzuſehn,
iſt ganz mein Herzenshang!

Gewähren Scheiterhaufen, Rad
und Galgen gleich mehr Luſt,
ſo iſt mir heut doch in der That
kein ſolches Feſt bewußt.

Darum begleit' ich Sie, Patron!
Es iſt wohl unverwehrt?
Ich bin ein Mann, der lange ſchon
Sie heimlich kennt und ehrt.

Ich horchte her, ich horchte hin,
was man von Ihnen ſprach,
fand alles ganz nach meinem Sinn,
und ſchlich jetzt Ihnen nach.

Aus voller Bruſt geſteh' ich gern
und ohne Schmeichelwind,
daß Sie ein Spiegel und ein Stern
der Advokaten ſind.

Sie handeln ganz nach meinem
Kopf.
Was recht iſt, muß geſchehn,
und ſollte, wie ein alter Topf,
die Welt in Trümmer gehn.

Das dumme Wörtchen Billigkeit
verfolgt mein höchſter Fluch.
Auch Sie durchſtrichen es geſcheid
in Ihrem Wörterbuch.

Nun, Lieber, wandeln Sie ſo fort
auf dieſer ſchönen Bahn!
Ich bleib' auch Ihnen, auf mein Wort!
in Gnaden beygethan.“ —

Der Anwald bog ſich ohne Raſt,
wie Schilfrohr vor dem Sturm:
„Ihr' Excellenz ertödten faſt
durch Huld mich armen Wurm.

Wenn es zu Dero Spaß gereicht,
bey meiner Jagd zu seyn,
so thu' ich Thaten, die vielleicht
Ihr' Excellenz erfreun." —

Nun zog das ehrliche Gespann
hin nach des Schuldners Ort.
Doch wollt' es bey dem rothen Mann
nicht mit dem Gehn recht fort.

Er humpelte nach Aelsternart,
blieb unterweilen stehn
und krächzte: „Freund, bey meinem
Bart,
wir müssen sachter gehn!" —

„Recht gern!" versetzte Mäv: „Ja,
ja,
wenn's Ihnen so behagt.
Sind Ihro Excellenz etwa
mit Podagra geplagt?" —

„Nein!“ ſprach der Hümpler: „Ich
erfuhr
noch nichts von dieſer Qual,
Allein ich habe von Natur
ein häßliches Pedal.“ —

Er ſchlug den Mantel jetzt hinum,
daß man ſein Fußwerk ſah,
und ach! die Excellenz ſtand krumm
auf Pferdehufen da. —

„All' gute Geiſter loben Gott!“
ſchrie mit verzerrtem Blick
der Rabuliſt, an Muth bankrott,
und ſchauderte zurück.

Hut und Perück' entſtürzten ihm.
Er ſprach Gebetchen her,
und kreutzte vor dem Ungethüm
ſich in die Läng' und Quer.

Spottgrinsend rief der böse Geist:
„Was fehlt dir, lieber Sohn?
Ich bin ja, wie du lange weißt,
dein treuer Schutzpatron!

Pfuy, schäme dich, und sey kein Duns,
den Höllenfurcht besiegt!
Wir müssen eilen, damit uns
dein Ziemer nicht entfliegt.“ —

Papachen Pferdefüßler zog
hierauf sein Söhnlein fort,
das krumm sich, wie ein Sprenkel, bog,
und Zeter schrie und Mord.

So dauerte die Schlepperey
wohl hundert Schritt' entlang.
Dann sagte Mäv: „Laßt mich nur frey!
Ich gehe sonder Zwang.“ —

Er ſchneckte nun dem Teufel nach,
der redeſelig bald
vom Deſpotismus löblich ſprach,
bald gute Fürſten ſchalt.

Indeß ſann Mäv: „Wie machſt
du dich
am beſten aus dem Staub?
O zeigte nur, ſtatt deiner, ſich
ſogleich ein andrer Raub!“ —

Indem er noch dies Angſtgewicht
auf ſeiner Seele trug,
fiel ihm ein Pflüger ins Geſicht,
der hart ſein Rößlein ſchlug.

„Halloh!“ rief er bey jedem
Streich:
„Zieh an, du träges Thier!
Sonſt hole doch der Teufel gleich
dich aus den Strängen hier!“ —

„Horcht!“ ſagte Mävius erfreut
zu ſeinem Herrn Kumpan:
„Dort wird ein Braten euch geweiht.
Geht hin, und beiſſet an!“ —

„Nein!“ ſprach der Satan: „Dies Gericht
zu ſchmauſen, trag' ich Scheu;
denn jener Bauer ruft mich nicht
im vollen Ernſt herbey.

Trotz Peitſchenknall und Wortgeräuſch,
hat er die Gurre lieb.
Auch fühl' ich jetzt zu Pferdefleiſch
nicht den geringſten Trieb.“ —

„Gewiſſenhafter Teufel du!“
ſprach Mävius für ſich:
„Zerriſſe doch dafür im Nu
ein ſtärkrer Teufel dich!“ —

So kampelte ſich her und hin
das liebe, feine Paar,
bis es ins Städtchen kam, worin
des Schuldners Wohnung war.

Unfern vom Thore ſaß ein Weib,
das wiegt' auf ſeinem Knie
ein Bübchen, das zum Zeitvertreib
aus vollem Halſe ſchrie.

Als die Geduld der Mutter wich,
ſchnob ſie es heftig an:
„Sey ſtill, du Balg! Sonſt freſſe dich
der ſchwarze Mummelmann!“ —

„Horcht, horcht!“ rief ſchnell der Rabuliſt:
„Das Weiblein ſprach von euch.
Greift zu! Ein Menſchenſeelchen iſt
ein Biſſen, zart und weich.“ —

„Nein!“ ſprach der Geiſt: „Auch dies Gericht
zu holen, trag' ich Scheu;
denn traun! die Mutter ruft mich nicht
im vollen Ernſt herbey.

Sie hat, trotz ihrem Zorngekreiſch,
den kleinen Schreyhals lieb.
Auch fühl' ich jetzt zu Kinderfleiſch
nicht den geringſten Trieb.“ —

„Meinthalb!“ verſetzte kurz und rund
Herr Mav: „Wie's euch gefällt.
Wir ſind am Ziel. Dort wohnt der Hund,
der keine Zahlung hält.“ —

Jetzt wieß er auf ein kleines Haus,
und klopft' an deſſen Thür.
Ein bleicher Mann trat ſcheu heraus:
„Ihr Herr'n, was bringt ihr mir?“ —

„Euch bringen?“ — fragte Mäv
mit Spott
und einem Blick voll Gift:
„Kennt ihr, leibhafter Herr Bankrott,
hier dieſe Unterſchrift?“ —

„Es iſt mein Nahm' und meine
Hand.“
ſprach der erſchrockne Mann:
„Weh mir, daß ich, wie Gott bekannt,
heut nicht bezahlen kann!

Habt nur vier Wochen noch Geduld!
Wie kurz iſt dieſe Zeit!
Dann tilg' ich meine ganze Schuld
bis auf den letzten Deut.“ —

„Verliert um Friſt bey mir kein
Wort!“
ſchrie unſer Advokat:
„Erlegt ihr nicht das Geld ſofort,
da weiß ich andern Rath.

Ich schick' in diesem Augenblick
nach einem Halteseſt.
Der packt euch, Bettler, beym Genick,
und schleppt euch zum Arreſt.“ —

„O habt Erbarmen!“ seufzte schwer
der arme Mann heraus:
„Muß ich zum Schuldthurm, wer, ach
wer
versorgt alsdann mein Haus?

Ich schaffe jetzt durch Fleiß und
Müh
für meine Leutchen Brod;
doch sitz' ich seſt, so sterben sie
vor Gram und Hungersnoth.“ —

Huy stürzten, da er noch so sprach,
sechs Kinder, krank und bleich,
mit ihrer Mutter ins Gemach,
und weinten allzugleich.

Sie warfen ſich im tiefſten Schmerz
zu Mävens Füßen hin,
und flöhnten: „Habt ein Menſchen-
herz,
und keinen Tigerſinn!“ —

Doch ohne Rührung braußt' er wild:
„Hinweg, ihr Lumpenpack!
Nicht einen rothen Heller gilt
all' euer Schnick und Schnack.“ —

Um Beyfall buhlend, ſchielt' er jetzt
nach ſeinem Herrn Kumpan.
Baß ſchien auch Lucifer ergötzt,
und lachte mild ihn an.

Doch aus dem Schuldner ſchrie
nunmehr
Verzweiflung: „Fort ins Loch!
Ihr Zungendreſcher, ſeyd ein Bär!
Der Teufel hol' euch doch!“ —

„Ha!“ sprach der Satan: „Dies Gericht
empfang' ich ohne Scheu.
Jetzt rief man mich, du Bösewicht,
im vollen Ernst herbey.

Dies war kein leeres Zorngeräusch.
Man haßt dich, alter Dieb!
Auch fühl' ich jetzt zu Schurkenfleisch
den allerstärksten Trieb.“ —

Drauf streckt' er seine Klau'n geschwind
nach Mävens Leichnam aus,
und saußte, wie ein Wirbelwind,
mit ihm zum Dach hinaus.

Der kluge Knappe.

Eine Erzählung.

Ritter Hugo hatte bis in sein funfzigstes Jahr keine andere Liebschaft, als eine gefüllte Humpe. Statt Minnespiel aufzusuchen, zog er Turnieren nach, und kam immer siegreich zurück. Endlich ward er doch von dem unbärtigen Kämpen, Amor, aus dem Sattel seiner Gleichgültigkeit gehoben.

Er sah Angelikan, des Landes schönste Dirne,
vergaß sein graues Haar,
und führte sie, um's Schicksal seiner Stirne ganz unbesorgt, zum Traualtar.

Zum Glück war Angelika ein züchtiges Weiblein, das alle buhlerische Schmetterlinge, welche die Blume ihrer Schönheit umgaukelten, durch strenge Tugend verscheuchte. Hugo kannte die

geprüfte Treue seiner Gemahlin, und hielt sie deswegen, wie seinen Augapfel, lieb und werth.

Eines Morgens ritt er über Feld, um bey einem benachbarten Waffenbruder einzusprechen. Hinter ihm trabte Konrad, sein alter, ehrlicher Knappe. Als sie ohngefähr die Halbscheid des Weges im Rücken hatten, hielt der Ritter plötzlich still und begann: „Höre, Konrad, mir fällt eben ein Ding ein, das mich wurmt. Es ist gerade heut der Tag, da Bruder Nicolaus gewöhnlich in die Burg kommt, um mir und meiner lieben Hausfrau eine Messe zu lesen. Nun mag ich ihn aber, da ich abwesend bin, nicht gern in meinen vier Pfählen dulden; denn die Pfaffen sind lose Wichte, die das Gelübde der Keuschheit lieber brechen, als erfüllen. Reite daher sporenstreichs zurück, und gebiet' Angeliken in meinem

Nahmen, den Meßprieſter nicht vor ſich zu laſſen.“ —

Konrad ſchüttelte bedenklich den Kopf, und erwiederte: „Verzeiht mir, edler Ritter! Sollte das die geſtrenge Frau nicht vielleicht von ſelbſt thun?“ —

„Mit deinem Vielleicht!“ fuhr Hugo auf: „Ich gehe doch ſicherer, wenn ich's ihr befehle.“ —

„Meynt ihr?“ verſetzte der Knappe: „Ich denke mir in meiner Einfalt gerade das Gegentheil. Folgt einmahl dem Rath eines treuen Dieners, und unterlaßt das Verbieten bey einer ſo kitzlichen Sache!“ —

„Kitzlich hin, kitzlich her!“ rief der Ritter unwillig: „Ich weiß nicht, was du heute für ein Grillenfänger biſt! Fällt dir's etwa unbequem, ein Stündchen Weges zurück zu reiten?“ —

„Ha, wenn ihr in diesem Ton redet,“ sprach Konrad: „so hab' ich nichts weiter zu sagen.“ — Hierauf gab er seinem Gaul die Sporen, und jagte rückwärts nach der Burg.

Angelika sah ihn herein sprengen, und rief erschrocken aus dem Fenster: „Was kommst du so eilig zurück? Es ist doch wohl meinem Herrn kein Unglück begegnet?“ —

„Nein, gestrenge Frau!“ antwortete Konrad: „Der edle Ritter ist aber besorgt, daß euch ein kleiner Unfall widerfahren möchte, wenn ihr etwa Lust bekämt, auf unserm Moloß zu reiten.“ —

„Ich reiten? — Auf dem großen Hetzhunde reiten?“ — fragte Angelika höchlich erstaunt: „Ich glaube, du bist voll süßen Weins! Diese lächerliche

Botſchaft kann dir der Ritter unmöglich an mich aufgetragen haben.“ —

„Doch, doch;“ verſetzte der Knappe: „und der edle Herr that's mit den ausdrücklichen Worten: Er kenne den Moloß, daß er gewaltig um ſich biſſe, wenn man ihn zum Reitklepper brauchen wollte. Ihr ſolltet daher dieſe Kurzweil ja nicht verſuchen.“ —

Nachdem er ſo geſprochen hatte, warf er ſein Roß herum, und flog wieder zur Pforte hinaus.

„Wach' ich, oder träum' ich?“ — ſprach hierauf Angelika mit ſich ſelbſt — „Des Ritters Einfall iſt ſo wunderbar, daß ich ihn lieber für einen abentheuerlichen Traum halten möchte. Was will er damit ſagen? Iſt es nicht genug, daß ich ihm bisher jeden Wunſch und Willen an den Augen abſah, und ihm in allen

rechtlichen Dingen gehorsamte? Hab' ich damit verdient, daß er nun die Gränzen seiner Gewalt immer weiter ausdehnt, und den launenhaften, übermüthigen Gebieter spielt? Ha, ich merke, man thut nicht wohl, wenn man allzu geschmeidig nachgibt! Das Würmchen, das sich im Staube krümmt, wird getreten. Nein, Herr Ritter, so weit soll es doch mit uns nicht kommen! Euch zum Possen will ich auf dem Moloß reiten, was mir sonst in tausend Jahren nicht eingefallen wäre." —

Hier ward sie im Selbstgespräch unterbrochen; denn ein Diener meldete, daß Bruder Nicolaus im Vorgemach sey.

„Ich kann seinen Besuch heute nicht annehmen;" sagte Hugo's Gattin: „denn mein Gemahl ist abwesend. Entschuldi-

get mich deswegen bey dem ehrwürdigen Herrn, und bittet ihn, morgen wieder zu kommen.“ —

„Allen Respect gegen den Bruder Nicolaus“ — fuhr sie jetzt mit sich selbst fort — „aber meine lustige Reiterey soll er mir doch nicht verderben. Wenn nur mein Klepper gleich da wäre! Er muß in der That einen sanften Trab gehn, und seine Zähne fürcht' ich nicht; er ist ja fromm, wie ein Lamm. O ich freue mich, wie ein Kind, auf das doppelte Vergnügen, meinem alten Murrkopf ein Schnippchen zu schlagen, und zugleich einen neuen Zeitvertreib zu versuchen!“ —

Durch alle Winkelchen im Hause
erschallte jetzt ihr Ruf: „Moloß, komm hier!
Sasa!“
Der Bullenbeisser sprang von einem Knochenschmause
gehorsamst auf, und stand im Augenblicke da.

Sie lockte schmeichelnd ihn mit Zucker
in ein Gemach, das sie verschloß.
„Nimm hin!“ sprach sie: „Doch, Freund Moloß,
sey mir nur jetzt kein falscher Mucker!“

Ihr weiches Schwanenhändchen strich
und krabbelte zugleich vertraulich seinen Rücken.
In Hoffnung nun, er würde sich
aus Dankbarkeit in ihre Launen schicken,
beschritt sie ihn, wie einen Gaul.
Er zog darob ein etwas schiefes Maul,
und sah sich ernsthaft um, was dieser Spaß bedeute?
Jedoch durch Schmeicheley'n an seiner schwachen Seite
schnell von der Ritterin gefaßt,
ertrug er zwar die schöne Last,
nur fürbaß ging er nicht um eines Härchens Breite.

Natürlich war an dieser Stätigkeit
Angelikan nicht viel gelegen;
drum brauchte sie nach kurzer Zeit
den Schenkel sanft, wie Reiter pflegen.

Allein umsonst, daß sie dem Trägen
sanftmüthig diese Hülfe gab:
Er ließ dadurch zu keinem Trab
von seinem Standpunkt sich bewegen.

Aus Ungeduld ward endlich Zorn.
„Geh," rief sie: „geh, sonst fühlest du den Sporn!"
Drauf stieß sie ihm die Fersen in die Flanken.
Er knurrte, statt vom Fleck zu wanken.
Sie klopfte merklicher an seines Bauches Wand.
Er fletschte grimmig seine Fänge,
that einen Sprung, und bäß, als sie nach aller Länge
hin auf den Boden fiel, sie gar noch in die Hand.

Die abgeworfene Reiterin benetzte die Dielen mit ein Paar Thränchen, sprang sodann wieder auf, und verwies das unfreundliche Thier, das keinen Spaß verstehen wollte, ſtracks aus dem Zimmer.

Gegen Abend kam Hugo zurück, und erkundigte sich mit mißtrauischer Eilfertigkeit, ob der Bruder Nicolaus da gewesen sey?

„Wohl war er hier;“ antwortete Angelika: „Doch ließ ich ihn abweisen.“ —

Der Ritter sah sich mit triumphirender Miene nach seinem Knappen um, und raunt' ihm in's Ohr: „Siehst du, alter Gernklug, daß Verbote helfen?“ —

Konrad, der die Verdrehung seines erhaltenen Auftrags verschwiegen hatte, zuckte über dieses Mißverständniß lächelnd die Achseln.

Als sich hierauf der Ritter wieder zu seiner Gemahlin kehrte, ward er erst gewahr, daß sie um die linke Hand eine Binde trug. Er fragte sogleich nach der Ursache.

„Moloß hat mich gebiſſen;“ ſprach Angelika: „und ihr, Herr Ritter, ſeyd Schuld!“ ſetzte ſie ſchmollend hinzu.

„Ich?“ — rief Hugo.

„Niemand als ihr!“ erwiederte ſeine Gemahlin: „Hättet ihr mir nicht durch Konraden verbieten laſſen, auf dem türkiſchen Hunde zu reiten, ſo wäre mir der tolle Streich zeitlebens nicht in den Sinn gekommen.“ —

Stumm und ſtaunend eilte der Ritter hinweg, um von dem Knappen, der indeſſen fort geſchlichen war, eine Erklärung zu fordern.

„Was haſt du Angeliken verboten?“ fuhr er ihn an.

Konrad geſtand nun die Wahrheit.

„Hab' ich dir das geheiſſen?“ zürnte Hugo.

„Allerdings nicht.“ — versetzte der Knappe: „Doch denk' ich meine Sachen gut gemacht zu haben. Merkt ihr nun wohl, wie es geworden wäre, wenn ich euern Befehl wegen des jungen Pfäffleins ausgerichtet hätte? — Die gestrenge Frau ist ein Kleinod ihres Geschlechts, ist ein Halbengel, aber bey dem allen ein Töchterchen Evens, die nun einmahl ihren, bey dem verbotenen Baume gezeigten lüsternen Widerstrebungsgeist auf alle Nachkommen weiblicher Linie vererbt zu haben scheint.“ —

Albert Limbach.

Oder:

Der Märtyrer des schönen Geschlechts.

Eine Erzählung.

Alle Welt sagt dem Frauenzimmer Schmeicheleien. Ich allein muß gegen den Strom schwimmen; denn mit mir ist dieses vergöttèrte Geschlecht übel umgesprungen. Unmöglich kann ich daher ein zweiter Frauenlob werden, der zum Ruhm und Preis der Damen so süße Lieder sang, daß sie ihn aus Dankbarkeit mit eigenen zarten Händen zu Grabe trugen.

Hab' ich vielleicht alle Leiden, die mir Weiber zuzogen, dadurch verwirkt, daß ein Weib für mich starb? O ich Unschuldiger, was konnt' ich dafür, daß meine gute Mutter, als Gebärerin, mein Leben mit ihrem Tode bezahlen mußte?

Von Jugend auf spielten Evens Töchter mit mir Ball. Den ersten Wurf erlitt ich schon als ein Windelkind, wie mir mein Vater (der, beyläufig gesagt, ein bemittelter Landmann war) folgender Maßen erzählt hat.

Du warst nicht so glücklich, sprach er, die Milch deiner eigenen Mutter zu trinken; ich mußte dich also den Händen einer Amme vertrauen. Sie war ein junges, gefallenes Mädchen, das an demselben Tage, da du das Weltlicht erblicktest, einen Knaben geboren hatte, der nur wenige Stunden gelebt haben sollte.

Es schien, als ob ich in dieser Person eine glückliche Wahl getroffen hätte; denn sie glich in ihrem Dienste mehr einer zärtlichen Mutter, als einer um Lohn gedungenen Wärterin. Und ach!

sie war wirklich die Mutter des Knaben, der in meinem Hause, wie ein Prinz, erzogen ward, den ich drey volle Jahre für meinen Sohn hielt. —

Ich wäre vielleicht ewig in diesem Irrthum geblieben, hätte nicht die furchtbare Gestalt des Todes von jener boshaften Dirne ein schreckliches Geheimniß erpreßt.

Sie ward in meinem Hause krank, und verlangte nach der Wohnung und Pflege ihrer Verwandten. Ich gewährt' ihr gern diesen Wunsch. Ihre Krankheit stieg aber von Tag zu Tage.

Endlich ließ sie mich bitten, zu ihr zu kommen, weil sie mir eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich eilte hin, fand sie in ein Gerippe verwandelt, und schon am äussersten Rande des Grabes.

„Ich kann nicht sterben;“ — sagte sie unter tausend Thränen und mit kaum hörbarer Stimme: — „ich kann nicht sterben, ohne Ihnen einen Betrug zu entdecken, der felsenschwer auf meiner Seele liegt. Gott und Sie mögen mir ihn vergeben!“ —

Gerührt durch ihre Leiden, sprach ich sanft: „Ich vergeb' euch im voraus, und Gott wird es auch thun. Erleichtert nur geschwind euer Herz!“ —

„Nun so hören Sie denn mein reuiges Bekenntniß!“ fuhr sie schluchzend fort: „Der Knabe, den ich bisher in Ihrem Hause gepflegt und gewartet habe, den Sie, als Ihren Sohn, lieben, ist mein eigenes, für todt ausgegebenes Kind.“ —

Ich erstarrte. „O Himmel!“ rief ich aus: „wo blieb mein Sohn, mein

Albert? — Schändliche Kreatur, hast du ihn gemordet?“ —

„Nein, eine so große Verbrecherin bin ich nicht;“ war ihre Antwort: „Er lebt — im Findelhause.“ —

„Im Findelhause?“ — Wie ist das möglich?“ fragt ich voll Erstaunen.

„Lassen Sie mich, ohne Unterbrechung,“ — sagte sie bittend — „meine letzten Kräfte anwenden, Ihnen alle Umstände zu entdecken.

Ich überließ, um den vortheilhaften Ammendienst in Ihrem Hause annehmen zu können, meinen neugeborenen Säugling der Erziehung einer Verwandten. Mein leichtsinniges Vorgeben, daß er todt sey, hatte anfangs keine andere Absicht, als allen Bedenklichkeiten und Einwendungen von Ihrer Seite zu be-

gegnen. Kaum bemerkt' ich aber zwischen Ihrem Sohn und dem meinigen eine auffallende Aehnlichkeit, so gerieth ich sofort auf den ruchlosen Gedanken, beide gegen einander zu vertauschen. —

Ich würde mich jetzt selbst weniger verabscheuen, wenn blinde Affenliebe gegen mein Kind mich dazu verleitet hätte. Nein, mich blendeten blos Habsucht und Eitelkeit. Ich wollte meinem Jungen zu Ihrer Erbschaft verhelfen, um mit der Zeit durch ihn eine vornehme und reiche Dame zu werden. —

Zur Ausführung dieses unüberlegten Plans wählt' ich den ersten Tag, da es mir erlaubt ward, Ihr Söhnchen an die freie Luft zu tragen. Ich eilte zu meiner Verwandten, entkleidete mein Kind von den Lumpen, womit es bedeckt war, und trug es, mit Alberts Windeln und

Wäsche geschmückt, in Ihr Haus zurück. —

Sie begegneten mir auf der Treppe, und ich zitterte vor augenblicklicher Entdeckung meines Verbrechens. Doch bemerkten sie meine Angst so wenig, als den Kindertausch. Sie küßten meinen armen Bastard, als Ihren Albert, der wenige Stunden darauf, bey einbrechender Nacht, von meiner Verwandten an die Thür des Findelhauses gelegt ward.“ —

Hier schwieg sie, und ich schickte sogleich nach Gerichtspersonen, in deren Gegenwart sie ihre Aussage wiederholen mußte. Zum Glück ließ ihr der Tod noch so viel Zeit, ihre Beichte zu endigen. Im nächsten Augenblick starb sie.

Die Weibsperson, die dich ausgesetzt haben sollte, ward auf der Stelle gefäng-

lich eingezogen, und gestand, mit der Verstorbenen ganz einstimmig, die That. Das Protokoll des Findelhauses enthielt auch die Nachricht, daß an dem angegebenen Tage ein Knabe vor der Thür gefunden und aufgehoben worden sey. Du wardst mir also ohne weiteres Bedenken wieder überliefert. Der untergeschobene Bankert hingegen mußte das Haus räumen; doch hatt' ich den unglücklichen Knaben so lieb gewonnen, daß ich es nicht über's Herz bringen konnte, ihn im Mangel und Elend umkommen zu lassen. Ich bestimmte daher eine kleine Summe zu seiner nothdürftigen Erziehung.

Sieh, mein Sohn, auf diese schändliche Art wärest du beynah' in deiner frühsten Kindheit ein Opfer weiblicher Eitelkeit geworden. Ich wünsche, daß du von diesem Geschlecht keine weitern

Kränkungen in deinem Leben erfahren mögest! —

So schloß mein Vater. Sein Wunsch ist aber leider unerfüllt geblieben, und er selbst trug nicht wenig dazu bey. Denn, nachdem er zehn Jahre Witwer gewesen war, verband er sich wieder mit einer jungen Person, in der sich alle stiefmütterliche Untugenden vereinigten.

Anfangs schien sie mir nicht abhold. Ein einziger Vorfall brachte mich aber um ihre Gnade, und bereitete mir eine Hölle auf Erden.

Unter unsern Hausfreunden befand sich ein junger Officier, der oft bey uns einsprach, und von meinen Aeltern immer mit lebhaftem Vergnügen empfangen ward. Eines Tages sah ich ihn, als mein Vater eben auf der Börse war, in das Zimmer meiner Stiefmutter gehn.

Ich dachte nicht weiter daran, und es fiel mir erſt nach einer Stunde wieder ein, da ich mir von Mamachen ein Frühſtück ausbitten wollte, und ihre Thür verſchloſſen fand.

„Sollte der Officier ſchon wieder fort, und Mama vielleicht ausgegangen ſeyn?“ dacht' ich, und ſpähte durch's Schlüſſelloch. Da ſah ich denn aber, daß Beide noch im Zimmer waren, und auf dem Sopha eine Gruppe bildeten, die meiner kindiſchen Unerfahrenheit blos lächerlich vorkam. Ich klopfte ganz unbefangen an, ward jedoch nicht eingelaſſen, und mußte hungrig abziehn.

Bald nachher kam mein Vater heim, und ich erzählt' ihm mit argloſer Geſchwätzigkeit, was Mama und der Herr Lieutenant unterdeſſen für neckiſche Poſſen getrieben hätten. Ich bemühte mich,

die ganze Scene nach dem Leben zu schildern, und glaubte, mein Vater würde sich vor Lachen den Bauch halten. Allein er lachte nicht, sondern runzelte verdrüßlich die Stirn, und schalt mich einen dummen Jungen, der geträumt haben müsse.

Hierauf ging er mit starken Schritten in meiner Stiefmutter Zimmer, und war noch nicht fünf Minuten darin, als sie mit einem Furienblick heraus stürzte, und mich so grausam mißhandelte, daß ich betäubt zur Erde fiel. Selbst das Lieutenantchen fuhr mir auf den Hals, und nahm sich heraus, mir einen Stockschlag zu versetzen. Mein Vater, der ein Mann von vielen guten Eigenschaften, aber ein muthloser Pantoffelsclav war, spielte dabey die verächtliche Rolle eines unthätigen Zuschauers.

Von nun an ward meine Stiefmutter gegen mich ein erzboshafter Plagetenfel, und ſchien ernſtlich entſchloſſen, mich todt zu quälen. Sie ſtieß und ſchlug mich, wie einen Hund, wo ich ihr in den Weg kam, und reichte mir nicht mehr Speiſe, als nöthig war, mein armſeliges Küchenleben zu friſten. Mein furchtſamer Vater ließ zwar bisweilen ein mattes Bittwort für mich fallen; doch rührt' er zu meiner Rettung keine Hand, wenn mich ſein wütendes Weib, ſtatt der Antwort auf ſeine Fürſprache, vor ſeinen Augen mit Füßen trat. Er unternahm ſogar, ohne mich vor den Klauen dieſer Hyäne zu ſichern, eine lange Geſchäftsreiſe. Kaum war er über die Schwelle, ſo ward ich in einen finſtern Keller geſperrt, dort einen Monat lang mit Waſſer und Brod gefüttert, und alsdann mit der Drohung entlaſſen, wenn ich meinem Vater ein Wort

ſagte, ſollt' ich ſtracks in mein unterirrdiſches Gefängniß zurück gebracht werden, und das Licht des Tages nie wieder ſehen.

Bey allen dieſen Martern ſtrebte jedoch meine kernhafte Geſundheit ihrer Vernichtung entgegen. Meine geſchworene Feindin brütete nun einen neuen Höllenplan aus. Sie ſetzte nämlich meinem Vater in den Kopf: „Ich ſey der Baſtard meiner Amme, die mich, durch ein auf ihrem Todtbette liſtig erſonnenes Mährchen, ins Haus gebracht, und den rechtmäſſigen Erben dafür hinaus gelogen habe.“ — Sie donnerte ihm ins Gewiſſen, ein Hurkind nicht länger bey ſich zu hegen und zu pflegen, indeſſen ſein leiblicher Sohn, wie ein Bettelbube, erzogen werde. Einige von ihr gedungene Cabalenmacher und Rechtsverdreher — denn wozu läßt ſich der

Auswurf des im Ganzen verdienstvollen Advokatenstandes nicht dingen? — übertäubten meinen Vater vollends mit lateinischen Brocken, und ängstigten ihn durch ihr Galimatias so lange, bis er endlich meine Aechtheit in einem förmlichen Prozesse bestreiten ließ.

Falsche Zeugen waren spottwohlfeil zu haben; denn die Verwandten meiner Amme, — liederliche Ohnehosen, denen viel daran lag, ihr Vetterchen empor zu bringen, — erboten sich, für ein bloßes Trinkgeld, zu körperlichen Eiden bey offenen Thüren und Fenstern. Das Weib, welches mich ehmals aus Findelhaus getragen hatte, und das mich jetzt, um nicht wieder als eine Betrügerin erkannt und bestraft zu werden, hätte vertheidigen müssen, lebte nicht mehr. So wär' es also wahrscheinlich der Bosheit gelungen, mich, von allen Menschen

Verlaßnen, zum zweyten Mahl aus dem Hauſe meines Vaters zu drängen, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit mein Schutzgeiſt die Augen geöffnet hätte.

Meine Stiefmutter und der junge Kriegsmann waren in ihrem ſträflichen Umgange ſo ſicher geworden, daß ſie nicht die geringſte Vorſicht mehr beobachteten, und endlich einmahl von meinem Vater ertappt wurden. Jetzt fiel ihm plötzlich die Nebelkappe vom Geſicht. Er klagte ſein Hauskreutz redlichen Freunden. Sie riethen ihm, ſich von der giftigen Natter ſcheiden zu laſſen. Er that es, und alle Cabalen weiblicher Rachſucht hörten gegen mich auf.

Die dritte Scene meines Märtyrthums war kürzer und etwas luſtiger.

Mein Vater und zwey andere Kaufleute unterhielten einen gemeinſchaft-

lichen Lehrer. Wir Kinder kamen täglich bey ihm zusammen, lernten wenig und lärmten viel. Ein Mitglied dieser kleinen Schule und meine zärtlichste Freundin war Nanny, ein hübsches, aber erzloses Mädchen von eilf Jahren. Ich, ungefähr zwölf Monden älter, liebte sie so feurig, daß ich mich um ihretwillen in Flammen und Ströhme gestürzt hätte.

Einst klagte sie mir mit weinenden Augen, der Magister habe sie beleidiget, so entsetzlich beleidiget, daß sie es ihm lebenslang nicht vergeben und vergessen könnte. „Denke nur den Grobian!“ fuhr sie stöhnend fort: „Er sagte gestern, ich sollte mir auf mein Lärvchen nicht so viel einbilden; es sey gar nicht so schön, als ich glaubte.“ — Hierauf schluchzte sie, als ob Vater und Mutter gestorben wären.

Ich

Ich ſchimpfte, wie nach Noten, auf den unhöflichen Schulmann, um die kleine Eitelkeit dadurch zu tröſten. Doch weinte ſie fort, und ſagte: „Nicht genug, daß du hier in der Taſche die Fauſt ballſt! Du mußt, wenn du mich lieb haſt, dem alten Pedanten einen Streich ſpielen, mußt ihm wenigſtens die Perücke vom Kopfe reiſſen.“ —

„Wenn ich nun das Wageſtück unternehme, was giebſt du mir?“ verſetzt' ich: „Drey Küßchen, ſchöne Nanny, werden nicht zu viel ſeyn.“ —

„Geh doch; ich bin ja nicht ſchön!“ ſagte ſie mit einem zufriedenen Lächeln, das ihr zu naſſen Augen ganz allerliebſt ſtand. „Nur erſt gethan, was du thun willſt, dann wollen wir ſehn!“ —

Ich bat um Vorausbezahlung, ward aber abgewieſen.

Der Angriffsplan auf den lockenreichen Hauptschmuck unsers Orbils machte mir Sorgen. Der Mann war so fürchterlich lang, daß er unter jeder Garde mit Ehren Flügelmann seyn konnte. Eine offene Fehde gegen ihn zu beginnen, schien mir daher nicht räthlich. Sicherer dünkte mich folgende List.

Ich erlauerte eine Minute, da er mit Zahlen so beschäftiget war, daß er die Augen von der Rechentafel nicht weg wandte. Geschwind stand ich hinter ihm, und senkte behutsam einen Tapetenhaken, der an einen Bindfaden geknüpft war, in seine Haarmütze. Er bemerkte nicht die That meiner leisen Hand. Ich band nun das andere Ende der Schnur an die Thürklinke, und setzte mich mit ernsthaftem Gesicht wieder an meinen Platz.

Hier hatt' ich kaum einige Scheinblicke auf mein Buch geworfen, als ich mit heimlichem Vergnügen einen meiner Mitſchüler die Treppe herauf poltern hörte. Um die verſäumte Zeit durch Eilfertigkeit einzubringen, riß er haſtig die Thür auf, und rückte dadurch ſo ſchnell, wie eine Sternſchnuppe vom Himmel herab ſchießt, dem Magiſter die Perücke vom Scheitel. Sie überſchlug ſich einige Mahl in der Luft, und fand alsdann erſt ein Ruheplätzchen auf den ſtaubigen Dielen.

Mit ſchreckbarem Grimm ſprang der kahlköpfige Rieſe vom Stuhl auf, um über den ankommenden Spätling, den er für den Räuber ſeines Stutzes hielt, wütend her zu fallen. Der Unſchuldige floh. Magiſter Kahlkopf wollt' ihm nachſetzen, verwickelte ſich aber mit den Beinen in dem Leinchen an der Thür.

und ſtürzte krachend, wie ein umgehauener Baum, zur Erde.

Hierüber kam er zur Beſinnung, daß der Entflohne, der noch nicht da geweſen war, den inwendig befeſtigten Fallſtrick unmöglich gelegt haben könne. Seine zornfunkelnden Augen ſuchten nun den Thäter unter uns Uebrigen. Am längſten ruhte ſein Blick auf mir. Ich zwang mich, die ruhige Unſchuld zu ſpielen; das Blut ſchoß mir aber, wie ein glühender Strom, ins Geſicht. „Ha, Mosje Albert!“ brüllte der Schulmeiſter: „Haben wir etwa dieſe Gottloſigkeit verübt?“ — Ich ſtammelte: „Nein!“ ergriff aber zugleich die Flucht. Der lange, mit einem Bakel bewaffnete Schlagtodt rannte mir nach. Ich erreichte die Treppe, fiel jedoch auf der Mitte derſelben ſo unglücklich, daß ich einen Arm brach.

Nach vollendeter Heilung war mein erſter Weg zu Nanny, um mir den verſprochenen Minneſold abzuholen. Ich fand ſie in Geſellſchaft eines ſüß duftenden Höflings, der gerade bey ihrem Vater ein Kapitälchen aufgenommen hatte, und ſich aus Dankbarkeit herab ließ, der kleinen Tochter vom Hauſe Schmeicheleien zu ſagen. Das gefallſüchtige Püppchen war durch dieſen Hofwind ſo aufgeblaſen, daß es mich bey meinem Eintritt blos über die Achſel beſchielte. Ich wartete mit Ungeduld, daß ſich der luſtige Schwätzer empfehlen ſollte; allein er blieb. So ſtand ich ein Weilchen auf Kohlen. Endlich nahm ich mir die Freiheit, Nanny bey Seite zu rufen. Sie folgte mir mit verdrüßlicher Miene, und fragte ſchnippiſch: „Was giebt's?“ —

„Du haſt zu geben, Nanny!“ antwortet' ich: „Weißt du noch?“ —

„Ich weiß von nichts, und verbitte das Dutzen.“ — ſchnatterte ſie. Dabey warf das kleine Ding ſein Näsche hoch empor, und wollte fort.

Sanft hielt ich den lieben Flüchtling auf, und ſagte: „Du biſt heute nicht bey Laune, gute Nanny! Ich will mir deswegen meine ſauer verdienten Küſſchen zu einer andern Zeit abholen.“ —

„Bemühn Sie ſich nicht!“ ſprach ſie höhnend.

„So?“ — rief ich erbittert: „Wer hetzte mich auf des Magiſters Perücke? Wer iſt Schuld, daß ich den Arm brach?“ —

„Das iſt zum Todtlachen!“ fiel ſie kichernd ein: „Am Ende ſoll ich Ihnen wohl Ihren ungeſchickten Fall gar geheiſſen haben?“ —

Ich ſtand ſo verſteinert, daß mir auf einen Augenblick die Sprache verging. Indeſſen hüpfte ſie zu ihrem Hofſchranzen zurück, und ſah ſich nicht um, als ich ſtillſchweigend das Zimmer verließ.

Seitdem ſprach ich nie wieder ein Wort mit ihr. In der Folge hatte ſie das Schickſal aller Koketten. Sie ließ ſich bis in ihr dreyßigſtes Jahr von Grafen und Baronen den Hof machen, verſcheuchte durch ihr hochfahrendes Weſen alle ernſthafte Bewerber ihres Standes, und kam zuletzt in diejenige Klaſſe der alten Jungfern, welche von Jedermann verſpottet, von Niemand bemitleidet wird. —

Seit meinem Bruch mit Nanny bis in mein zwanzigſtes Jahr ſchien zwiſchen mir und den Damen ein Waffenſtillſtand geſchloſſen zu ſeyn. Es fielen nur kleine Neckereien vor, die keine Erwähnung

verdienen. Indeſſen ſtarb mein Vater, und hinterließ mir ein ſo anſehnliches Vermögen, daß ich ganz unabhängig hätte leben können: Allein mich lockte der Auſſenglanz des Soldatenſtandes; ich bewarb mich um eine Officiersſtelle, und erhielt ſie.

Der Spielgeſellſchaften und Bachanale meiner Kameraden bald überdrüſſig, ſucht' ich Beſchäftigung für mein Herz. Tag und Nacht ſtand vor meinen Augen Roſaliens Bild. Sie war das ſchönſte Mädchen der Stadt, und lebte ſo eingezogen, daß ſelbſt die ruhmredigſten Wüſtlinge nicht wagten, ihren guten Nahmen zu beſchmitzen.

Durch tauſend Umſchweife gelang mir es endlich, ihre Bekanntſchaft zu machen. Die Sittſamkeit dieſes ſanften Täubchens bezauberte mich. Ich war mit den Begierden eines feurigen Jüng-

lings gekommen, und ging hinweg mit dem heiligſten Schwur, dieſe Unſchuld nicht zu verführen.

Meine Abſichten zielten nun auf eine rechtliche Verbindung. Roſalie war arm. Sie nährte ſich und ihre Mutter blos durch fleißiges Arbeiten am Stickrahmen. Ich ward ein Verſchwender, um ihr Schickſal zu verbeſſern. Ihre armſelige Wohnung ſchuf ich in einen kleinen Pallaſt um, und dünkte mich an meines Liebchens Seite glücklicher, als alle Fürſten der Erde.

Als dieſes paradieſiſche Leben ungefähr zwey Monate gedauert hatte, zwängen mich Familienangelegenheiten, zu verreiſen. Ich verſprach Roſalien, die beym Abſchiede ganz untröſtlich ſchien, längſtens innerhalb vierzehen Tagen zurück zu kommen. Doch ward ich früher, als ich gehofft hatte, mit meinen Geſchäf-

ten fertig. Ich warf mich rastlos von einem Kurierpferd aufs andre, und stieg schon am Abende des zehnten Tages vor meiner Wohnung wieder ab.

Mit der Schnellfüßigkeit eines Eilboten lief ich stracks auf Rosaliens Haus zu. Ich rannte gegen zwanzig Menschen an; denn ich hatte die Augen nur starr und stier auf meines Mädchens Fenster gerichtet. Mit Verwunderung sah ich sie ungewöhnlich hell beleuchtet. Ich wußte mir diese Illumination nicht anders zu erklären, als daß die gute Seele vielleicht durch einen Zufall meine Rückkunft schon erfahren, und mir zu Ehren ein kleines Fest angestellt habe. Mit diesem tröstlichen Gedanken flog ich, ohne mich vorher mit Anklopfen abzugeben, in ihr Zimmer.

Doch ich kam nur einen Schritt über die Schwelle; denn hier ward ich vor

Schrecken gleichsam zur Bildsäule, als ich meine Geliebte in den Armen eines jungen Grafen von Osseck, eines berüchtigten Wollüstlings, erblickte. Die Ungetreue sprang auf, als sähe sie ein Gespenst. Der Graf blieb ruhig sitzen, und maß mich stolz mit den Augen.

Nach einer halben Minute hatte sich die Buhlerin gefaßt, und kam mit der Miene, als ob ich ein unbekannter, wildfremder Mensch sey, auf mich zu. „Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte sie keck: „Sie haben sich wahrscheinlich im Hause geirrt?“ —

„Nicht im Hause;“ — versetzt' ich: „aber in Ihnen, Rosalie!“ —

„In mir?“ rief sie mit frechem Gelächter: „Wie ist das möglich? Ich kenne Sie nicht.“ —

„Mich kennst du nicht? Mich verläugnest du?“ — schrie ich halb rasend:

„Ha, eine so eiserne Stirn kann nur ein verworfenes Weib, kann nur eine Buhlerin haben!“ —

Schäumend vor Wut, hätt' ich sie mit den Händen zerreissen mögen. Sie flüchtete sich aber hinter den Stuhl des Grafen, und schrie ängstlich: „Helfen Sie mir, Herr Graf! Der Mensch ist wahnsinnig!“ —

„Entfernen Sie sich!“ sagte der Graf im gebietenden Ton, und schellte zugleich mit einem Tischglöckchen. Ein Bedienter sprang herbey.

„Was wollen Sie thun?“ fragt' ich entschlossen.

„Sie zur Thür hinaus werfen lassen;“ war seine Antwort: „wenn Sie nicht augenblicklich von selbst gehn.“ —

„Herr Graf,“ sprach ich mit möglichster Fassung: „Sie sehen mich wahr-

scheinlich in meinen Reisekleidern für einen nichtswürdigen Abentheurer an, und glauben daher, mir so begegnen zu dürfen. Sie irren sich, Herr Graf! Ich bin ein Officier und ein Mann von Ehre, der sich nicht ungestraft beleidigen läßt. Ich weiche jetzt, um mich mit Ihnen und Ihrem Lackey in kein schimpfliches Handgemeng' einzulassen; doch morgen früh um sechs Uhr sprech' ich Sie im Park, und fordere Genugthuung." —

„Sie sollen mich finden." — sprach der Graf, indem ich hinweg eilte.

Ich durchwachte die schrecklichste Nacht meines Lebens. Mit Anbruch des Tages war ich im Park. Der Graf erschien. Bey seinem Anblick kochte das Blut in meinen Adern. Ich verabscheut' ihn, als den Mörder meines höchsten Glücks, zog wütend

den Degen, und hieb und stach um mich herum in blinder Raserey. Nach einem kurzen Gefecht sank mein Gegner blutend zur Erde. „Fliehen Sie!“ rief er mir zu: „Ich bin tödtlich verwundet.“ —

Schon stand ein gesatteltes Pferd für mich bereit, und mit verhängtem Zügel flog ich über die nahe Gränze des Landes. Hier warf ich mich voll Verzweiflung auf den Boden, und bejammerte mein unabsehbares Unglück. In einem kurzen Zeitraume von zwölf Stunden hatt' ich nicht nur alles, was mir lieb war, sondern beynah' auch den Verstand verloren, war ein Ausreisser und Mörder geworden, und in diesen Abgrund des Verderbens hatte mich die Falschheit eines angebeteten Weibes gestürzt. —

Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Nach langem Grübeln faßt' ich endlich den Entſchluß, mich in das Getümmel der Hauptſtadt * * zu miſchen, von der ich noch ungefähr vierzig Meilen entfernt war. Der Gedanke, daß ich dort entdeckt und verhaftet werden könnte, hatte nicht Gewicht genug, mich abzuſchrecken; denn mein Leben ekelte mich an.

Ich verkaufte nun im nächſten Städtchen mein Pferd, änderte meine Kleider, und wanderte nach * * zu Fuß. Hier lebt' ich, unter einem fremden Nahmen, einige Monate, wie ein Einſiedler. Nach und nach aber fing ich an, öffentliche Spaziergänge in der Abenddämmerung zu beſuchen. Aus meiner Vaterſtadt hatt' ich keine Nachrichten, weil Niemand wußte, wohin ich geflüchtet war.

Nachdem ich ungefähr ein halbes Jahr so unruhig, wie ein Verbannter und Geächteter, gelebt hatte, ward ich eines Abends, als ich eine menschenleere Allee vor der Stadt durchstrich, mit Bestürzung gewahr, daß eine Mannsperson, die in einen Mantel gehüllt war, auf dem Fuße mir folgte. Ich verdoppelte meine Schritte. Mein Nachschleicher blieb mir aber dennoch auf den Fersen, und rief endlich leise hinter mir her: „Limbach! Limbach!“ —

Zusammenschaudernd eilt' ich, ohne mich umzusehen, immer vorwärts. Der Mantel rauschte mir nach, und die vorige Stimme, die mir nun etwas bekannt schien, rief wieder: „Wenn Sie Limbach sind, so fliehen Sie nicht! Ich bring' Ihnen gute Nachrichten vom Grafen Osseck. Er lebt noch — ich bin es selbst.“ —

Mir war jetzt, da ich so plötzlich von der Gewissensangst eines Mörders befreit wurde, nicht anders, als ob mich ein Engel von den Todten erweckte. Freudetrunken kehrt' ich mich um, und taumelte, alle Fehde vergessend, in die offenen Arme des Grafen.

„O was waren wir für Thoren," sprach er „daß wir uns, wegen eines verächtlichen Geschöpfs, wie Löw' und Tieger anfielen! Danken Sie dem Himmel, Limbach, daß sich Rosalie, diese listige Tugendheuchlerin, noch zeitig genug selbst entlarvte! Sie zeigte sich Ihnen in der nackten Häßlichkeit ihrer Seele, weil sie an mir eine feste Eroberung gemacht zu haben glaubte, und solche nicht anders zu behaupten wußte. Seitdem hat sie verschiedene Mahl mit ihren Liebhabern gewechselt; denn kaum waren Sie geflohn, und mein Tod schien gewiß.

so kamen andere Herren aus Bret. Doch kein Wort weiter von ihr!

Unser Zweykampf ist, wie Sie sehen, glücklicher abgelaufen, als wir Beide dachten. Sie, mein hitziger Freund, hatten mir zwar tüchtig zugesetzt; doch innerhalb acht Tagen war ich ausser Lebensgefahr, und meine Wunden schmerzten mich nun nicht so sehr, als der Gedanke, daß Sie ohne Noth landflüchtig geworden waren. Kaum fühlt' ich mich vollkommen wieder gesund, so faßt' ich den Vorsatz, Ihnen nach zu reisen. Dies wär' ein lächerlicher Ritterzug gewesen, wenn ich Sie blindlings von Osten nach Westen hätte suchen wollen: Nein, ich richtete meine Fahrt ohne Umweg hier her; denn ich hatte schon Spuren, daß Sie sich an diesem Ort aufhielten. Ueberdies bracht' ich vor meiner Abreise, durch den Einfluß mei-

ner Familie bey Hofe, Ihre Sache dahin, daß Sie entweder vorwurfsfrey in Ihr Regiment wieder eintreten, oder einen ehrenvollen Abschied erhalten können.« —

»O ich Unmensch!« rief ich gerührt: »Einen so biedern Mann wollt' ich wegen eines niederträchtigen Weibes morden? Diese Tollheit verzeih' ich mir so wenig, als ich Ihren Edelmuth, Herr Graf, jemals vergessen werde. Ich dank' Ihnen herzlich für Ihre Verwendung beym Fürsten, und wähle den Abschied; denn nie mag ich meine Vaterstadt wieder sehen, wo ich von Weibern so entsetzlich gemißhandelt worden bin.« —

Der Graf schenkte mir noch einige Tage seinen Umgang, und ich fand immer mehr und mehr in ihm die Wahrheit bestätiget, daß Lebemänner (ihre Aus-

schweifungen, durch die sie doch nur sich selbst schaden, abgerechnet) gemeiniglich Menschen vom besten Herzen sind.

Als er wieder abgereiset war, schrieb ich um meinen Abschied, und erhielt ihn. Ich setzte mich nun mit meinem Vaterlande aus aller Verbindung. Dagegen beschloß ich, meinen kaum abgelegten Degen, zum Dienst des Staats, in dem ich mich jetzt aufhielt, wieder zu ergreifen. Es glückte mir, mich dem Kriegsminister so vortheilhaft zu empfehlen, daß er mir eine Hauptmannsstelle bey einem neu errichteten Regimente versprach.

Ich hatte nun auch, da ich mich vor Schergen und Häschern nicht mehr fürchten durfte, mein Eremitenleben verlassen, und verschiedener braver Männer Bekanntschaft gemacht. Den Umgang mit Weibern floh ich, wie ein gebranntes

Kind das Feuer. Dennoch verstrickte mich mein Unstern bald wieder in gesellschaftliche Verbindungen mit einigen, die' überdies nicht zur beliebtesten Gattung gehörten. Es waren — Gott steh' uns bey! — gelehrte Weiber. Sie wußten am Schnürchen her zu sagen, wie die griechischen und römischen Leckermäuler ihre Speisen bereiten ließen, konnten aber selbst keine deutsche Wassersuppe kochen. Daher machten sie ihren armen Männern täglich, durch Wiederholung der anlockenden Küchenzettel jener alten Schwelger, den Mund wässrig, und setzten ihnen alsdann verpfuschte und ungenießbare Schüsseln vor. Erhielten sie vollends gerade um die Zeit, wenn die Küche bestellt werden sollte, ein wichtiges Buch, das augenblicklich verschlungen werden mußte, so bekamen die armen Kreuzträger gar nichts zu essen.

Belobte Damen waren Mitglieder einer gelehrten, wöchentlich ein Mahl zusammen kommenden Frauenzimmergesellschaft, und sprachen von dem Philosophiren, Moralisiren, Kritisiren und Deklamiren dieser Hauben-Societät mit solcher Wichtigkeit, daß es dem größten Sauertopf unmöglich geworden wäre, ernsthaft dabey zu bleiben. Ich konnte mich wenigstens nicht enthalten, ihnen einige Mahl ins Gesicht zu lachen. Dies nahmen sie natürlich übel; ich suchte sie jedoch wieder zu besänftigen, und es gelang mir. Da ich mir aber nachher in verschiedenen Gesellschaften beissende Spöttereien über jenen hochgelahrten Klub erlaubt hatte, und dieses Kapitalverbrechen meinen Freundinnen hinterbracht worden war, fiel ich bey ihnen in die tiefste Ungnade. Doch verbargen sie ihren Zorn hinter der Maske der Freundlichkeit, und luden mich eines

Tages sogar ein, ihrer nächsten Sitzung beyzuwohnen.

Ich hatte längst gewünscht, diese merkwürdige Versammlung zu sehen, und erschien daher in ihrer Mitte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. Die Gesellschaft bestand ungefähr aus zwölf Damen, wovon immer Eine häßlicher als die Andre, und die jüngste wenigstens funfzig Winter alt war. Sie erhoben sich bey meinem Eintritt von einer langen Tafel, die unter einer Centnerlast von Büchern seufzte. Eine meiner Bekannten ging mir entgegen, und stellte mich — man denke sich mein Erstaunen! — der Societät mit den Worten vor: „Hier, meine Freundinnen, sehen Sie den naseweisen Splitterrichter unserer ehrwürdigen Gesellschaft!“ —

„Das ist also der Herr Kritikus?“ — quäkte mit widerlicher Katzenstimme eine

Dame, die an der Tafel oben an saß, und die Präsidentin zu seyn schien. „Warten Sie,“ fuhr sie kreischend fort: „wir wollen Ihnen jetzt ein wenig Antikritik zu kosten geben!“ —

Auf diese Losung sprang das ganze alte Musenchor mit verborgen gehaltenen Ruthen mir auf den Hals. Ich prellte zurück, gewann glücklich die Thür, drückte sie hinter mir zu, und ließ durch eine kleine Oeffnung ein unmäßiges Gelächter mit dem Zusatz erschallen: „Sie führen recht passende antikritische Waffen, meine Damen! Sind es etwa Ueberreste von ihren in der letzten Walpurgisnacht gebrauchten Blocksbergs-Pferdchen?“ —

Diese Schmähung trieb den Zorn der Musenschwestern auf den höchsten Grad. Sie pre ten mit vereinter Macht wütend gegen die Thür an. Ich stämmte mich

aber so kräftig dagegen, daß der Ausfall nicht glückte. Sie rüsteten sich nun zu einem zweyten Sturm. Im Augenblick, da sie anliefen, warf ich mich in die Flucht. Die Thür, welche nun keinen Widerhalt mehr hatte, schlug auf, und Apollo's Töchter kollerten und stürzten über einander hin auf die Dielen des Vorsaals.

Ueber diese lustige Niederlage hätt' ich auf dem Gerüst der Köpfmaschine hell auflachen müssen. Natürlich blieb ich also nicht still, da ich mich in voller Sicherheit auf der Treppe befand. Die gefallenen Matronen rafften sich auf, um mir eine Fluth Schimpfworte, und ein prasselndes Hagelwetter von Ruthen, Büchern, Pantoffeln, Dintenfässern und Streusandbüchsen nachzuschicken. Um von diesem Ungewitter ein Andenken zu haben, hob ich eine Papierrolle, die mir

ziemlich derb an den Kopf flog, von der Erde auf, und entrann damit aus dem Hause.

Diese mitgenommene Bombe war ein Manuscript, unter dem Titel: „Lina's Gedichte.“ —

Ich durchlas diese Reimereien, und fand sie so elend, daß ich sie am folgenden Morgen meinem Friseur zu Haarwickeln hin gab, und an dem von ihm übrig gelassenen Rest eine Pfeife Taback anzündete.

Indem ich dies that, ward ein Bedienter des Kriegsministers bey mir gemeldet. Voll froher Erwartung, daß er mir vielleicht meinen Bestallungsbrief überbringen würde, rief ich ihn sogleich in mein Zimmer. Er hatte jedoch keinen Auftrag vom Minister, sondern brachte mir von dessen Gemahlin ein Kompli-

ment, mit der Anfrage: „Ob ich nicht gestern am bewußten Orte ein Manuscript von Gedichten gefunden und zu mir genommen habe?“ —

Ich stutzte: „Was in aller Welt kann die Ministerin mit diesen Bagatellen zu schaffen haben?“ dacht' ich, und wollte schon mit einem ehrlichen Ja heraus platzen. Da mir aber meine Sünde, daß ich die in Frage befangenen poetischen Blätter, als Maculatur, verbraucht hatte, noch zeitig genug einfiel, so hielt ich's in jedem Falle für rathsamer, mich aufs Läugnen zu legen.

„Sie haben also diese Gedichte wirklich nicht gefunden?“ sprach der Bediente: „O weh, so ist das Werkchen verloren! Dies wird Ihro Exzellenz, die hochselbst Verfasserin davon sind, äusserst unangenehm seyn.“ —

Dieſe Nachricht war mir ein Donnerſchlag. „Ihro Exzellenz ſind Dichterin?“ ſtammelt' ich erſchrocken.

„Eine große Dichterin;“ erwiederte der Bediente:“ und überdies Präſidentin der hieſigen gelehrten Damengeſellſchaft.“ —

Ein zweyter Donnerſchlag.

Der dritte folgte unmittelbar darauf, indem der Bediente ſeine Augen ſtarr auf meinen mit Papilloten bepflanzten Kopf richtete, und jämmerlich aufſchrie: „Was ſeh' ich? Sie haben das hohe Manuſcript zu Haarwickeln verbraucht? Um Gottes Willen, hier iſt das Titelblatt!“ —

Er zeigte mit dem Finger auf meine rechte Locke. Schnell riß ich die Düte derſelben herunter, und fand ſie leider ſo unglücklich geſtaltet, daß die

mit Kanzelleybuchſtaben gezirkelten Worte: „Lina's Gedichte“ vollkommen zu leſen waren. Der Lackey ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und lief mit dem Geſchrey: „Ach, was muß ich Ihr' Exzellenz für eine Hiobspoſt bringen!“ aus dem Zimmer.

Ich ſtand ſo verblüfft, daß mir nicht einfiel, ihn aufzuhalten, und ihm einen Schweigepfennig in die Hand zu drükken. Geſchwind warf ich mich aber in Kleider, und eilte zu einigen Freunden, um ſie, wegen dieſes häßlichen Vorfalls, zu Rathe zu ziehen.

Allenthalben wußte man bereits meine Geſchichte; denn die beleidigten Damen hatten ſchon durch die halbe Stadt die Lärmtrommel gerührt. Man rieth mir einſtimmig, der Miniſterin Abbitte zu thun. Ich hatte keine Luſt dazu, und ging wieder nach Hauſe, um die

Sache reiflicher zu überlegen. Hier fand ich aber ein Billet des Miniſters, das mich alles Nachdenkens überhob. Er ſchrieb mir kurz, und ohne einen Bewegungsgrund ſeiner veränderten Geſinnung anzuführen: „Ich möchte auf die geſuchte Kapitainsſtelle nicht weiter rechnen, und ſeine Schwelle nie wieder betreten.“ —

„Wie Eure Exzellenz befehlen!“ rief ich, und lachte ſo laut, daß meine einſamen Wände wiederhallten. So war ich augenblicklich getröſtet. Da ich übrigens voraus ſah, daß mich die Weſpen, in deren Neſt ich geſtochen hatte, überall verfolgen und nirgends auf einen grünen Zweig kommen laſſen würden, ſo that ich ein Gelübde, bey keinem Großen mehr um die geringſte Gnade zu betteln, ſondern als ein

freier Privatmann zu leben und zu sterben.

Ich hatte noch Vermögen genug, diesen Entschluß auszuführen, und das selige Gefühl der Unabhängigkeit machte mich zwey Jahre lang zu einem sehr glücklichen Menschen. Die gelehrten Wespen stachen zwar oft nach mir; doch kalte Verachtung dieser Brut war mein Panzer gegen ihre kraftlose Stacheln.

Der Mensch ist aber ein sonderbares Geschöpf. Es kann nicht ruhn, es sey ihm auch noch so wohl. Um seinem Glück immer mehr Vollkommenheit zu geben, künstelt er so lange daran, bis er es gemeiniglich wieder verdirbt.

Dies war mein Fall. Es dünkte mich plötzlich einmahl nicht gut, daß

der Mensch allein sey; es schien mir besser, eine Gehülfin zu haben. Indem ich dies dachte, trippelte zwar die ganze Schaar der Weiber, die mich schon in der Klopfe gehabt hatten, vor den Augen meines Geistes vorbey; doch schlug ich die warnende Erscheinung dieser bösen Engel in den Wind. Ihr waret alle, rief ich ihnen zu, durch die Schule grösser Städte gelaufen, hattet dort Intriken und andere schlimme Künste gelernt, und eure Herzen verdorben! Ich will eine Tochter der Natur, ein unschuldiges Landmädchen heyrathen, das mir an Lebensfreuden so viel ersetzen wird, als ihr mir geraubt habt! —

Hierauf durchzog ich das Land, um ein Mädchen nach meinem Herzen zu suchen. Ich durchstöberte Pachterwohnungen und Pfarrhäuser, und fand endlich in einem der letztern eine junge, blühende

hende Dirne, die mir zu Tiſch und zu Bette ſehr brauchbar ſchien. Sie war übrigens ein dummes, blödes Gänschen, das ſeine ganze Beredſamkeit auf Ja und Nein beſchränkte.

Eine ſolche gute, einfältige Frau wollt' ich haben. Ich warb daher um die Hand der ſchönen Pfarrerstochter, und bekam keinen Korb.

Im Flitterjahr der Ehe hatt' ich alle Urſache, mit meinem trauten Röschen vollkommen zufrieden zu ſeyn. Sie war eine treſliche Wirthin, und dabey ein frommes Jaweibchen, das keinen Widerſpruch kannte. Eben ſo wenig wußte ſie vom Beſtreben, andern Männern zu gefallen, und ärgerte ſich baß, wenn junge Herren ſie auf der Promenade mit Glasaugen begafften. Zwar eifern auch manche Erzkoketten darüber; doch gewiß nur diejenigen, mit denen es irgend

ein Häkchen hat, daß sie entweder häßlich sind, oder zu altern beginnen. Aber aus diesem Grunde durfte Röschen die kritischen Untersuchungen der Ferngläser nicht scheuen; denn sie hatte noch kaum ihren siebzehnten Sommer erlebt, und blühte so lieblich, wie die Blume, deren Nahmensschwester sie war. Ihre Lorgnettenfeindschaft entstand daher aus bloßer Sittsamkeit.

Dennoch war, seltsam genug, die einzige Mannsperson, mit der sie freundlich sprach, ein alter Herr, der sogar den Himmel mit Augengläsern beguckte. Er war Professor der Sternkunde, und mein nächster Nachbar. Alle Abende, die er nicht zur Musterung des Heers der Gestirne brauchte, verschwatzt' er bey uns, und sah meinem Weibchen immer so tief in die schwarzen Augen, als ob er sie für ein Paar neu aufgegangene Sterne hielte.

Ich war auf den alten Graukopf eben nicht eifersüchtig, wollt' aber doch wissen, ob er mir wirklich ins Gehege ginge. In dieser Absicht putzt' ich einmahl abends, wie von ungefähr, das Licht aus. Hierauf tappt' ich, um es in der Küche wieder anzuzünden, durch's Zimmer, und strich meiner Frau über die rothen Bäckchen einen tüchtigen Schnurrbart von Lichtschnuppe. Diese Antastung konnt' ihr nicht auffallen; denn was ist natürlicher, als Jemanden zufälliger Weise ins Gesicht zu greifen, wenn man im Dunkeln den Weg mit den Händen sucht? — Die Folge bewies auch, daß sie meine Mahlerey nicht gemerkt hatte; denn als ich mit dem Lichte zurück kam, sah ich meine Erwartung, daß sie dem Sterngucker einen Theil davon abgeben würde, vollkommen erfüllt.

Der alte verliebte Faun hatte, wie man schon errathen haben wird, während meines kurzen Aufenthalts in der Küche, mein Weibchen geküßt, und sich bey dieser brünstigen Schnäbeley einen gräßlichen Schnautzbart geholt. Sein Gesicht war dadurch in eine Harlekinsfratze verwandelt, die zu der ernsthaften Professormiene, welche er bey meiner Rückkunft wieder annahm, so drollig abstach, daß ich mich hätte vor Lachen wälzen mögen.

Ich hielt so gut an mich, als ich konnte, und setzte das Licht auf den Tisch. Jetzt erblickte der Astronom sein geschwärztes Angesicht in einem gegenüber hängenden Spiegel, fuhr plötzlich, vor sich selbst erschreckend, vom Stuhl auf, und warf einen hastigen Seitenblick auf meine Frau. Ich fiel, schier vor Lachen erstickend, auf den Sopha,

Er aber ergriff Hut und Stock, und lief ohne Abſchied davon.

Röschen ſah verſchämt vor ſich nieder, und lachte nicht. „Sieh doch, mein Täubchen,“ ſprach ich, nachdem ich ein wenig wieder zu mir ſelbſt gekommen war: „ſieh doch, was haſt du mit dem Profeſſor gemacht?“ —

„Nichts, lieber Mann!“ antwortete ſie erröthend: „Er bat mich nur um einen Kuß.“ —

„So? Das nennſt du nichts? Warſt wohl alſo gleich willig dazu?“ —

„Nun ja! Ich kann nicht gern Jemanden etwas abſchlagen.“ —

„Ey, das iſt ein verdammter Fehler von einer Ehefrau, wenn ſie Mannsperſonen nichts abſchlagen kann!“ rief ich, und ſtampfte mit dem Fuß: „Dieſe

Schwachheit mußt du dir durchaus abgewöhnen! Mit dem alten Sterngucker hat der Spaß nicht viel zu bedeuten; bist du mir aber gegen junge Läffler eben so freygebig, so ist das der gerade Weg zur Scheidung.“ —

Ich bereute hinten nach den ganzen Schwank; denn der Professor, mit dem ich manchen Winterabend angenehm verplaudert hatte, kam nicht wieder, und ließ mich nun meine Schelmerey durch lange Weile büßen.

Im nächsten Frühling rieth mir mein Arzt, zu Wiederherstellung meiner etwas geschwächten Gesundheit, in ein entferntes, ausländisches Bad zu reisen. Ich entschloß mich dazu. Meine Frau wollt' ich nicht mit nehmen; doch trug ich, wegen ihrer selbst gestandenen Unfähigkeit, etwas abzuschlagen, gerechtes Bedenken, sie in einer volkreichen Stadt

zu laſſen, wo es viel begehrliche Herren gab. Ich miethete daher für ſie ein einſames Landhaus, und beſtellte einen alten weiblichen Drachen zur Hüterin meines Eheſchatzes.

Beym Abſchiede ſagt' ich: „Lebe wohl, gutes Röschen, und verſprich mir Eins!“ —

„Was denn, beſter Mann?“ —

„Verſprich mir, die einzige Sylbe Nein, wie ein Papagey oder Staarmätzchen, auswendig zu lernen, und ſie jeder Mannsperſon, die dich um irgend etwas anredet, entgegen zu rufen.“ —

„Ich denke Wunder, was du von mir verlangen wirſt! Das will ich wohl thun.“ —

„Willſt du wirklich? Nun ſo bleibſt du auch gewiß mein liebes, treues Weib;

denn in diesem Wörtchen ist ein bewährtes Kernmittel gegen alle Versuchungen, wie in einer Nuß, verschlossen. Laß mich einmahl hören! Wie willst du sagen?« —

»Nein, nein, nein!« —

»Recht so, schönes Papchen! Lebe wohl!« —

Ich warf mich nun ohne Sorgen in den Wagen, und badete mich gesund. Daß ich indessen kein Briefchen von meiner Frau erhielt, befremdete mich nicht; denn ich wußte, daß sie und die Schreibfeder wenig mit einander bekannt waren.

Ungefähr auf dem halben Wege meiner Rückreise speist' ich in einer ansehnlichen Stadt an einer Wirthstafel. Sie war mit vielen lustigen Gästen besetzt, die allerley Anekdötchen erzählten.

Unter andern fing Einer an: „Vor kurzem hat sich auch in * * (er nannte meinen Wohnort) eine lustige Geschichte begeben. Ein Abentheurer, der in der Welt herum zieht, und sich für einen Baron ausgiebt, kommt neulich dahin, und reitet eines Tages in der umliegenden Gegend spatzieren. Indem er bey einem ländlichen Hause vorbey trabt, erblickt er ein allerliebstes Frauenzimmergesichtchen am Fenster. Ihn gelüstet, mit diesem Päppchen zu kosen. Er hält also still, und spricht: Können Sie mir nicht sagen, meine Schöne, wohin dieser Weg führt?

Das Frauenzimmer antwortet: Nein!

Wissen Sie auch nicht, fragt er weiter: wie das nächste Dorf heißt?

Die Dame sagt wieder: Nein! Kurz, sie beantwortet zwanzig und mehrere Fragen alle mit Nein.

Der Reiter ſtutzt und denkt: Das gute Dämchen muß entweder, bis auf das einzige vermaledeite Wort, ſtumm ſeyn, oder es ſteckt ſonſt etwas dahinter.

Er giebt nun ſeinen Fragen eine andere Wendung, und ruft hinauf: Sie zürnen doch wohl nicht, daß ich mir die Freiheit genommen habe, mit Ihnen zu ſprechen?

Nein.

Es iſt Ihnen vielleicht auch nicht mißfällig, wenn ich hier ein wenig abſteige?

Nein.

Sie verbieten mir alſo nicht, Ihnen meine unterthänigſte Aufwartung zu machen?

Nein.

Der Glücksritter steigt nun ab, und stiefelt ohne weitere Umstände ins Haus.

„Hier giebt der Schlaukopf alle seine Wünsche durch ähnliche Fragen kund. Die Dame bleibt bey ihrem ewigen Nein, und gewährt ihm dabey so viel, als das gutwilligste Mädchen, das immer Ja auf den Lippen trägt, einem Manne gewähren kann.“ —

Ich hatte bey dieser Erzählung auf Nadeln gesessen. Das Landhaus, die Schönheit und Einfalt seiner Bewohnerin, ihr papageyenartiges Neinsagen — kurz, alles traf zu, und überzeugte mich, daß von Niemand anders, als von meiner Frau, die Rede seyn konnte. Die letzten Worte des Erzählers drangen mir, wie ein Dolchstoß, ins Herz. Zum Glück bemerkte kein Tischgesellschafter meine Verwirrung; denn Aller Augen waren auf den Referenten meiner

Schande gerichtet, der jetzt also fortfuhr:

„So weit, meine Herren, möchte sich die Geschichte, als ein Liebesabentheuer, halb und halb entschuldigen lassen; nun aber fängt sie an für den sogenannten Herrn Baron sehr unrühmlich zu werden. Der Schurke hatte daran nicht genug, daß er einen ehrlichen Mann zum Hahnrey machte; er beredet am Ende sogar das dumme Gänschen, mit ihm in die weite Welt zu fliegen.“ —

Ich erschrak, als ob über mir der Himmel einstürzte, und rannt' aus dem Speisesaal, als würd' ich von der ganzen Hölle verfolgt. „Postpferde!“ schrie ich fürchterlich im Hause, und verriegelte mich in mein Zimmer, bis sie da waren. Auf allen Stationen gab ich sechsfaches Trinkgeld, und kam so im Fluge bey Röschens ländlicher Wohnung an.

Die Thür war feſt verſchloſſen. Ich mußte ſie, mit Hülfe des Poſtknechts, aufſprengen. Zitternd wankt' ich ins Haus, und fand es wüſt und leer. Sogar der alte Drache hatte ſich mit entführen laſſen. Alle Gemächer waren ausgeräumt, alle Schränk' und Kaſten erbrochen. Ich war ein Bettler.

„O ich Unglücklicher!“ rief ich aus: „Nun ſeh' ich doch klar, daß mich das Schickſal beſtimmt hat, von allen Weibern, denen ich nahe komme, ſie mögen klug oder dumm ſeyn, geprellt zu werden! Was bleibt mir übrig, als vor dieſem feindlichen Geſchlecht in die tiefſte Einöde zu flüchten?“ —

Indem ich ſo meinem Schmerz Luft machte, fiel mir in einem Fenſterwinkel ein an mich überſchriebener Brief ins Geſicht. Ich brach ihn haſtig auf. Er war von einem alten reichen Vetter in

Rußland, an den ich seit vielen Jahren nicht gedacht hatte. Der gute Mann lud mich ein, baldmöglichst zu ihm zu kommen, weil er mich vor seinem Tode, den er, wegen Alter und Schwachheit, täglich erwarten müsse, noch ein Mahl zu sehen wünsche. Diese beschwerliche Reise, schrieb er, sollte mir nicht unbelohnt bleiben; denn er wolle mich zum Erben aller seiner Haabe einsetzen.

In meiner gegenwärtigen Armuth war mir ein solcher Antrag höchst erwünscht. Ich machte mich stracks auf den Weg, und bettelte mich bis in das Wohnstädtchen meines Vetters, das funfzig deutsche Meilen hinter Petersburg lag.

Hier ward ich bald wieder zum reichen Manne; denn der Alte starb nach wenigen Wochen in meinen Armen, und ich sah mich nun wieder im Besitz eines

gröſsern Vermögens, als ich jemals gehabt hatte.

Ich beſchloſs, in dem ruſſiſchen Städtchen, wo ich jetzt war, bis an mein Lebensende zu bleiben, und ſo viel als möglich — wenigſtens gegen das weibliche Geſchlecht — den Einſiedler zu ſpielen. Ich kleidete mich ganz nach der Landesſitte, und lieſs mir den Bart wachſen. Dieſer wetteiferte im Wachsthum mit allen ruſſiſchen Bärten, und floſs mir endlich bis über den Gürtel herab. Ich ſah aus, wie ein Knecht Ruprecht, vor dem ſich die Kinder fürchten.

Zu meiner Bedienung zog ich einen armen Buben heran, und lieſs ihn in allen weiblichen Hausgeſchäften unterrichten. Er fegte meine Stuben, kochte meine Speiſen, und wuſch meine Wäſche. Alles, was übrigens unumgänglich

nothwendig mit Frauenzimmern zu verabhandeln war, ging durch meinen treuen Jacob, und mußte ausserhalb des Hauses geschehn. Meine Schwelle durfte kein für mich so gefährliches Geschöpf betreten. Wenn ich eins sah, drückt' ich die Augen zu, und verstopfte meine Ohren vor der Stimme dieser Syrenen.

Durch diese strengen Maßregeln gelang es mir, dreyßig Jahre lang in unerschütterter Zufriedenheit zu leben. Ich war nun ein grauhaariger Sechziger, und glaubte fest und gewiß, ohne weitere Lebensstürme in den Hafen der Ruh' einzulaufen.

Plötzlich aber weckten mich einsmahls um Mitternacht donnernde Schläge an meine Hausthür. Ich sprang aus dem Bett' ans Fenster, und sah meine Wohnung von Soldaten belagert, die mir, im Nahmen der Kaiserin, aufzumachen

machen geboten. Jacob ließ ſie herein. Sie nahmen mich gefangen, ſchleppten mich fort, und ſetzten mich gefeſſelt auf einen Wagen, der Tag und Nacht mit mir fort nach Petersburg rollte.

Hier ward ich in einen dunkeln Kerker geworfen, wo ich in achttägiger Einſamkeit mein ganzes Leben überdachte. Ich fand mich rein von jeder geſetzwidrigen That, und es blieb mir daher unbegreiflich, wodurch ich Ketten und Bande verdient hatte.

Endlich ward ich vor Gericht geführt. Man ſchnob mich an: „Geſteht eure Verbrechen!“ — Ich bat, man möchte nur die Gnade haben, mir die Beſchuldigungen, welche gegen mich angebracht worden wären, bekannt zu machen. „Ha!“ rief der Richter mit einem teufliſchen Gelächter: „Man ſoll euch, Böſewicht, wohl erſt auf die Sprünge

helfen? Darauf wartet nicht! Wir geben euch noch drey Tage Bedenkzeit, und wenn ihr alsdann nicht gutwillig gesteht, so bekommt ihr die Knute.“ —

Ich ward jetzt in mein Gefängniß zurück, und am dritten Tage wieder zum Verhör gebracht. „Wollt ihr noch nicht bekennen?“ — schrie mir derselbe Tyrann entgegen. „Was soll ich bekennen?“ antwortet' ich mit Thränen: „Der Himmel ist Zeuge meiner Unschuld an allen nur erdenklichen Verbrechen!“ — „Ja, ja,“ sprach der Richter: „das ist der gewöhnliche Gesang der Vögel eurer Art. Wartet, wir wollen euch bald anders pfeifen lehren! Hinaus mit dem Kerl, und knutet ihn so lange, bis er alles haarklein bekennt, was er verbrochen hat!“ —

Zwey Büttel versuchten nun fünf Minuten lang an mir die Stärke ihres

Arms und die Haltbarkeit ihrer Knutpeitſchen. Ich litt mit ſtummen Schmerz. Der hartherzige Menſch, auf deſſen Befehl ich gegeiſſelt ward, ſtand dabey; ich würdigt' ihn aber keiner Bitte um Schonung. Endlich gebot er von ſelbſt, einzuhalten und mich wieder in mein Gefängniß zu führen.

Hier verjammert' ich volle ſechs Monate in der ſchrecklichſten Ungewißheit meines Schickſals. Ich fragte von Zeit zu Zeit den Kerkermeiſter, der mir täglich Waſſer und Brod reichte, was denn zuletzt noch mit mir werden würde? Seine Antwort war immer: „Er wiſſe das nicht; denn es ſey von mir im Gericht gar nicht mehr die Rede.“ —

Endlich riß er einmahl zu einer ungewöhnlichen Stunde und mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit meine Kerkerthür auf, und ſagte keichend: „Fort,

fort! Ihr ſollt augenblicklich vor dem Fürſten Potemkin erſcheinen!“ —

Ich zitterte bey dieſem furchtbaren Nahmen, und wankte, von Soldaten begleitet, mehr todt als lebendig in den fürſtlichen Palaſt. Man führte mich in einen Prunkſaal, worin eine glänzende Geſellſchaft verſammelt war. Eine Menge Herren mit Sternen und Ordensbändern drängten ſich um mich herum. An ihrer Spitze ſtand eine junge Dame von blendender Schönheit. Sie lächelte mich an, ſtrich mit ihrer Lilienhand meinen Bart, und ſagte mit himmliſcher Sanftmuth: „O ein ſchöner, ehrwürdiger Bart!“ — Hierauf machte der Fürſt (den ich an der Ehrfurcht, die ihm Alle bewieſen, ſogleich erkannte) eine kleine gnädige Bewegung mit der Hand nach mir hin, und ſagte; „Geht, ihr ſeyd nun frey!“ —

Voll Erſtaunen verließ ich den Saal. Meine Wache vor der Thür war verſchwunden. Das ſelige Gefühl wieder erlangter Freiheit goß neue Kraft in meine Gebeine. Raſch, wie ein Jüngling, lief ich die Treppe hinab. Plötzlich hört' ich mich bey meinem Nahmen rufen. Erſchrocken ſah ich zurück, und erblickte hinter mir einen ruſſiſchen Officier, den ich ſchon im fürſtlichen Saale bemerkt hatte.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſprach er, und drückte freundſchaftlich meine Hand.

Ich ſtarrt' ihm ein Weilchen ins Geſicht, und verſicherte dann, daß ich mich nicht erinnere, ihn jemals geſehn zu haben.

„Und doch ſahen wir uns,“ verſetzt' er, „einmahl ſehr nahe, näher, als mir lieb war.“ —

Ich ſann und ſann. Er blieb mir ein Fremdling.

„Hm!“ ſprach er lächelnd: „Kennen Sie wirklich den Grafen Oſſeck nicht mehr?“ —

„Oſſeck!“ rief ich, und fiel an ſeinen Hals. „Iſt's möglich? Wie find ich Sie hier?“ —

„Kurz nach unſerm Duell“ antwortet' er — „trat ich in ruſſiſche Dienſte, und habe mich wacker mit den Türken herum geſchlagen.“ —

„Und ich mit Weibern.“ — fiel ich ein: „O Sie haben mich, ſeit der Ihnen bekannten Geſchichte, noch barbariſch gehetzt, haben mich endlich dahin gebracht, daß ich ſie, wie Schlangen und Ottern, fliehen mußte! Doch der heutige Tag ſöhnt mich mit dieſem, mir bisher ſo verhaßten Geſchlecht wie-

der ein wenig aus. Endlich ſah ich doch einmahl ein gutmüthiges, theilnehmendes Weib! Die junge, ſchöne Dame, die ſo hold meinen Bart ſtreichelte, ſchien mir ein Engel des Himmels. Ihr hab' ich ohne Zweifel meine Befreiung zu danken." —

„Sie irren ſich ſchrecklich, armer Freund!" ſagte der Graf mit mitleidigem Lächeln: „Eben dieſem Engel verdanken Sie Ihre Ketten!" —

„O ſcherzen Sie nicht ſo grauſam!" rief ich aus: „Laſſen Sie mich mit dem Glauben, daß es noch auf Erden ein gutes Weib giebt, zur Grube fahren!" —

„Sonderbarer Freund!" erwiederte Oſſeck: „Es giebt tauſend und abermahl tauſend vortrefliche, ſeelengute Weiber! Doch die Lobrednerin ihres Bartes gehört wahrlich nicht darunter, ſondern iſt ein kaltherziges, leichtſinniges Ding." —

„Wie wollen Sie das beweisen?“ fagt' ich ein wenig bitter; denn ich alter Geck hatte mich in das wunderschöne Mädchen beynahe verliebt.

„Dieser Beweis ist sehr leicht,“ — versetzte der Graf: „Ich führ' ihn blos aus der Geschichte Ihrer Gefangenschaft, die kürzlich folgende ist:“

An der Tafel des Fürsten Potemkin, des Tauriers, speiste vor sieben Monaten ein junger Prinz, der von seinen Reisen durch einige russische Provinzen nichts wichtigers zu erzählen wußte, als daß er einen Mann mit einem fürchterlich langen Barte gesehen habe. Er sprach davon, wie von einem Wunderwerke, und das Ihnen so wohl gefallende Fräulein rief naseweis aus: „O diesen Bart aller Bärte möcht' ich sehn!“ —

Die hohe Tafelgesellschaft hatte kaum diesen abgeschmackten Wunsch beyfällig belacht, als sich Potemkin, der das Fräulein liebt, nach dem Langbart näher erkundigte. Der Prinz zog sein Taschenbuch heraus, las Ihren Wohnort ab, und setzte hinzu: „Dort hält er sich auf. Seinen Nahmen weiß ich übrigens nicht. Doch ist er nicht zu verfehlen; denn einen längern Bart hat kein Mensch in der Welt.“ —

Der stolze Taurier ließ sofort einen Secretair rufen, und befahl ihm, an den dortigen Commandanten einen Befehl auszufertigen, daß er, stracks nach Verlesung desselben, den Mann mit dem längsten Bart in der Stadt herbey schaffen solle.

Seitdem dachte weder der Fürst noch das Fräulein an die ganze Sache.

Erſt heut über der Tafel fiel ſie der Letztern plötzlich wieder ein. „Wie iſt's denn?“ ſprach ſie zum Fürſten: „Wollten mir Eure Durchlaucht nicht einmahl einen Mann mit einem erſtaunlich langen Barte zeigen?“ —

Der Fürſt ſchickte ſogleich nach dem Secretair, dem er deshalb Auftrag gegeben hatte, und ſchrie ihm mit einem ſchrecklichen Ton entgegen: „Hab' ich ihm nicht befohlen, den Mann mit dem langen Barte herbey ſchaffen zu laſſen?“ —

„Ja, Eure Durchlaucht,“ antwortete der Secretair, „und er ſitzt auch wirklich ſchon ſeit ſechs Monaten in einem hieſigen Gefängniſſe, will aber noch nicht bekennen, was er verbrochen hat. Man hat Eure Durchlaucht mit keiner Anfrage über die eigentlichen Klagepunkte behelligen wollen. Das Protokoll, welches

über ſein Verhör aufgenommen worden iſt, liegt in der Kanzley.“ —

„Man hol' es!“ befahl der Fürſt: „und der Kerl werde nach der Tafel hier her gebracht!“ —

Das Fräulein klatſchte wie ein Kind, das ſich auf Weihnachten freut, in die Hände. Die Regiſtratur ging über der Tafel herum, kam endlich auch an mich, und mit Entſetzen erſah ich daraus, daß Sie, Freund Limbach, der Gefangene waren. Das Uebrige wiſſen Sie ſelbſt. Was meinen Sie nun aber vom Fräulein? Kann man eine Perſon, die einem ehrlichen Mann aus bloßem Scherz eine lange Gefangenſchaft zuzieht, die ihn alsdann, wie ein Wunderthier, kalt begafft, dabey aber gar nicht daran denkt, ihm ſeine Leiden zu vergüten — kann man eine ſo leichtſinnige Perſon gut-

müthig und theilnehmend, kann man sie einen Engel des Himmels nennen? Oder muß man ihr nicht vielmehr alles menschliche Gefühl absprechen?" —

Ich stand stumm und starr, und versank in tiefes Nachdenken über meine wunderbaren, durch lauter Weiberhände vollführten Schicksale. Der Graf schüttelte mich, wie einen Träumenden, und sagte: „Grübeln Sie nicht länger! Nun ist die Sache vorbey. Kommen Sie, alter Freund, kommen Sie mit in mein Haus! Erquicken Sie sich da, so lange Sie wollen, von Ihren Kerkerbeschwerden, und setzen Sie mir in heitern Stunden Ihre Geschichte auf!" —

Ich ließ mich fort ziehn, blieb einige Wochen bey dem braven Osseck, und ward ihm zu Gefallen mein eigner Lebensbeschreiber. Alsdann begab ich mich

mich auf die Rückreiſe, und freute mich herzlich, meinen treuen Jacob wieder zu ſehen.

Der gute Mann ſah ihn nicht wieder. Als er vor ſeiner Wohnung ankam, überreicht' ihm ein Nachbar mit abgewandtem, weinerlichem Geſicht den Schlüſſel, und eilte ſchnell wieder fort, ohne ihm Rede zu ſtehn. Limbach trat in ſein Haus, und fand es eben ſo öd' und beraubt, wie ehmals Röschens Landſitz. „Jacob! Jacob!“ rief er durch alle Gemächer. Kein Jacob erſchien.

Neugierige Nachbarn hatten ſich indeſſen zu ihm herein gedrängt. Er befragte ſie nach ſeinem Bedienten.

„O der iſt fort!“ —

„Mein Jacob fort? — Vielleicht todt?“ —

„Nicht todt, ſondern entlaufen.“ —

„O Leutchen, verläumdet nicht! So ſchlimm konnte Jacob nicht an mir handeln.“ —

„Es iſt aber wahr. Er iſt wirklich entwichen, und hat alle Ihre Habſeligkeiten, die er fort bringen konnte, mit ſich genommen.“ —

„O Jacob, Jacob, auf deſſen Treu' und Ehrlichkeit ich eine zweyte Stadt Petersburg gebaut hätte! Wie iſt das möglich?“ —

„Ja, ein liederliches Weibsbild hat ihn verführt.“ —

„Ein Weib!!“ — rief Limbach, und ſtürzte, wie vom Blitze getroffen, todt danieder.

Ende des zweyten Bandes.

Feierabende

von

W. F. L. Laubein.

Dritter Band.

Leipzig 1794

bei Breitkopf und Härtel.

(illegible)

Feierabende

von

A. J. C. Langbein.

Dritter Band.

Inhalt.

	Seite
Mariane Richard.	1
Achmet und Valide.	113
Das Damenpferd.	131
Sieben Hochzeiten und keine Brautnacht.	153
Kriminalgeſchichten.	213

Mariane Richard.

Erzählung.

1.

Kammersekretär Richard war ein heller Kopf. Ihn haßten deshalb, sehr natürlich, alle finstre Köpfe, die den Entwurf eines unterthänigsten Vortrags, oder die Ausfertigung eines gnädigsten Befehls, für die höchsten, rühmlichsten und nützlichsten Meisterwerke des menschlichen Verstandes hielten. Er ist ein schöner Geist! spöttelten sie oft unter einander mit mitleidigem Achselzucken, und schienen sich viel darauf einzubilden, häßliche Geister zu seyn.

Richard ließ sich wirklich in seinen jüngern Jahren ein Verbrechen zu Schulden kommen, das solche Pedanten niemals vergeben. Der junge Schwindler befaßte sich nämlich mit Schriftstellerey, und

zwar mit den leichtfertigsten Arten der Schriftstellerey: er machte Verse und schrieb Komödien. Diese Spielwerke — denn mehr waren seine Dilettantenversuche nicht — wichen zwar im reifern Alter seinen überhäuften Berufsgeschäften, die er mit tadelloser Geschicklichkeit und Sorgfalt verrichtete; der alte Sünder hatte sich aber nicht ganz bekehrt; die Liebe für das leidige Theater lebte noch immer in seinem Kopf und Herzen. Er war sogar Mitglied einer Privatbühne, die er mit gutem Rath unterstützte, und bisweilen mit Antritts- und Schlußreden versorgte. Den Schauplatz selbst betrat er nie; doch seine Gattin erschien darauf in zärtlichen Mütterrollen, die sie mit Natur und Wahrheit darstellte. Dabey vergaß sie aber weder Küche noch Keller, sondern war eine brave, musterhafte Hausfrau, die mit ihrem Gemahl in der zufriedensten Ehe lebte.

2.

Dieſe beiden wackern Leute hatten ein einziges Kind, ein kleines, liebenswürdiges Mädchen, das Luſt und Geſchick zum Theaterweſen mit der Muttermilch eingeſogen zu haben ſchien. Mariane war kaum vier Jahr alt, als ſie ſchon mit Muth und Anſtand die, freundſchaftliche Bühne betrat, und ihre Rolle ſo artig ſpielte, daß alle Zuſchauer darüber ein lautes Vergnügen bezeigten. Dieſes früh errungene Lorbeerkränzchen erhob die Kleine zum Abgott ihrer Aeltern. Sie ſchränkten ſich von jetzt an möglichſt ein, um ihrem Liebling den Unterricht der beſten und theuerſten Lehrmeiſter gewähren zu können.

Die Naturanlagen des Kindes waren dieſer Ausbildung werth. Mariane ſprach in ihrem funfzehnten Jahre vollkommen franzöſiſch und italieniſch, mahlte treflich

und tanzte meiſterhaft. In dieſen und mehrern Künſten und Fertigkeiten blieben ihre Geſpielinnen ſo weit hinter ihr zurück, als ſie ſich vor ihnen allen durch eine bezaubernde Graziengeſtalt auszeichnete. Witz und Laune ſchwebten immer auf ihren Lippen, und machten ſie überall zur Seele der Geſellſchaft. Sie belebte, wo ſie eintrat, die todteſten Gruppen ſteifer Herren und Damen durch muntere Scherze, die niemals in unanſtändigen Leichtſinn ausſchweiften, und von dem ſtrengſten Sittenrichter belauſcht werden konnten.

Wegen dieſer glänzenden Eigenſchaften, ward ſie von allen häßlichen und ungeſchickten Mädchen beneidet, von dem ganzen Eulenchore der alten Betſchweſtern beſeufzt, von jedem unbefangenen Menſchen aber geliebt und geſchätzt; und doch kannte nur ihre Familie und ein kleiner

Kreis von Vertrauten Marianens wahren und höchſten Werth, der in ihrem zarten, gefühlvollen Herzen lag.

Dieſes zeigte ſich mit ſeinen edelſten Empfindungen bey dem Abſterben ihrer Mutter, worüber ſie faſt untröſtlich war.

3.

Ein volles Jahr hatte ſie einſam die geliebte Todte beweint, ehe ſie den dringenden Bitten ihres Vaters und ihrer übrigen Freunde nachgab, und nicht allein wieder in Geſellſchaften, ſondern endlich auch auf dem Privattheater erſchien.

Sie ſpielte jetzt die Rollen der erſten Liebhaberin. Das Fach der Liebhaber verſah ein junger Mann, Namens Blank, der erſt kürzlich bey der fürſtlichen Kam-

mer als Supernumerär-Sekretär, angestellt worden war, und unter Richards Leitung arbeitete. Er gab die beste Hoffnung, ein brauchbarer Geschäftsmann zu werden, und schien auch übrigens ein guter, braver Mensch. Dadurch erwarb er sich Richards Freundschaft, und der ehrliche Alte theilte mit ihm, der noch unbesoldet war, seinen Gehalt.

Es giebt überall vorlaute Sprecher, die über die Handlungen anderer Menschen keck und entscheidend aburtheilen, ohne die eigentlichen Bewegungsgründe zu kennen, oder nur kennen zu wollen. So ging es auch hier. Richards Großmuth ward von vielen Leuten — die gern alles, was er that, für Genieſtreiche ausgaben — eine romantiſche Verſchwendung und Ungerechtigkeit gegen ſeine Tochter geſcholten. Der gute Mann ließ ſich durch dieſes Geſchwätz nicht ir-

ren. Er wußte wohl, was und warum er es that.

Es war seiner Beobachtung nicht entgangen, daß Blank und Mariane nicht allein auf der Bühne zärtliche Auftritte zusammen spielten, sondern ihre Rollen auch außerhalb des Theaters fortsetzten. Beide gestanden ihm ihre gegenseitige Liebe auf seine erste Frage. Er betrachtete nun den Jüngling als seinen Sohn, den er nicht darben lassen konnte. Dieses Familienverhältniß wurde nach und nach der ganzen Stadt bekannt; und oft, wenn die Liebenden sich im letzten Akt eines Schauspiels, nach mancherley überstandenen Hindernissen, die Hände reichten, flüsterten sich die Zuschauer ins Ohr: „Die jungen Leute spielen so oft Braut und Bräutigam und Mann und Frau, daß wohl endlich einmal Ernst daraus werden wird.“ —

4.

Diese Prophezeihung ward nicht erfüllt. Ein plötzlicher Schlagfluß tödtete den ehrlichen Richard in den Armen seiner verzweiflungsvollen Tochter. Herr Blank sah kaum die wohlthätige Hand erstarrt, die ihn bisher so väterlich unterstützt hatte, als sich auch sofort sein Benehmen gegen Marianen veränderte. Er sprach zwar anfangs noch von Liebe; jedoch sehr spatsam, sehr kalt und sehr vorsichtig. Nach und nach vermied er die entfernteste Beziehung darauf. Desto verschwenderischer ward er nun mit Versicherungen seiner Freundschaft. So allmählig zerriß der Undankbare das Band der vorigen Vertraulichkeit, bis auf einige dünne Faden, die er nur noch so lange schonte, bis sich aus der Untersuchung der Richardschen Verlassenschaft ergeben hatte, daß sie in nichts, als dem Nachruhm eines ehrlichen Mannes, bestand.

Ein Brief des Treuloſen, worin der Mangel an Glücksgütern, als das unüberſteiglichſte Hinderniß ehelicher Verbindungen, im kalten Ton eines Rechenmeiſters, geſchildert war, beſchloß jetzt den Liebesroman. Mariane grämte ſich wenigſtr darüber, als Herr Blank wahrſcheinlich erwartet hatte. Ein Mädchen von ſolchem Geiſt und Gefühl mußte den Verluſt eines ſo eigennützigen, herzloſen Liebhabers für einen wahren Gewinn anſehen. Die gemeine Denkungsart und der rohe Geſchmack des jungen Herrn zeigten ſich auch bald nachher im hellſten Lichte, indem er die Tochter eines reichen, ungeſchliffenen und, als Wucherer, übel berüchtigten Mäklers heirathete, die ein erzalbernes, häßliches Gänschen war, und der ſchönen Mariane ſo wenig glich, als die Nacht dem Tage.

5.

Die unglückliche Waise war nun von allen Menschen verlassen. Was sollte sie anfangen? Wohin sich wenden? Sie hatte bisweilen den Gedanken, als Kammerjungfer, in Dienste zu gehen; allein dagegen erhoben sich immer verschiedene wichtige Bedenklichkeiten in ihrem Kopf und Herzen. Sie traute sich vorzüglich nicht genug Selbstverläugnung zu, um die herabwürdigende Behandlung einer stolzen Gebieterin mit Gelassenheit ertragen zu können; und wie leicht war es nicht möglich, in die Sklaverey einer solchen Haustyrannin zu fallen? Ueberdies fühlte sie sich dem Aemtchen einer Zofe gar nicht gewachsen. Sie war in den kleinen weiblichen Künsten, die dazu erfordert werden, ganz unerfahren, und wußte bey weitem nicht so gut mit der Nähnadel, als mit der Feder und dem Pinsel, umzugehen.

Doch von allen Seiten riefen Armuth und Mangel ihr zu, daß sie sich zum Entwurf eines künftigen Lebensplans keine lange, gemächliche Bedenkzeit nehmen könne. Der Hauswirth, ein rauher, unempfindlicher Kapitalist, hatte sie schon bedeutet, die bisher bewohnten Zimmer innerhalb acht Tagen zu räumen, wenn nämlich — wie er mit boshaftem Lächeln hinzu setzte — viel heraus zu räumen sey. Kurz, alle Umstände drängten sie zu einem schnellen Entschluß; und dieser fiel endlich dahin aus: — Schauspielerin zu werden.

In diesem Augenblick trat Oswald, ein ehrwürdiger Greis, der von Jugend auf, bis in sein sechzigstes Jahr, selbst Schauspieler gewesen war, in ihr Zimmer. Er hatte seit fünf oder sechs Jahren, als er vom Theater schied, und sich an Marianens Wohnorte zur Ruhe setzte,

mit ihrem Vater in der vertrauteſten Freundſchaft gelebt, und war unter allen ehemaligen Hausbekannten der Einzige, der ſich noch um ſie bekümmerte, und ſie bisweilen beſuchte.

Daß er gerade jetzt kam, war ihr ungemein lieb. Sie hatte ſchon vorher beſchloſſen, ihm ihr Vorhaben zu entdecken, und ſein Gutachten darüber zu hören.

6.

„Willkommen, guter Alter!“ rief ſie, ihm entgegen: „Setzen Sie ſich geſchwind! Ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu ſprechen, die ſich ſo auf der Flucht gar nicht abthun laſſen.“

Lächelnd ſetzte ſich der theatraliſche Veteran, und Mariane fuhr fort: „Sie kennen, lieber Oswald, den ganzen Um-

fang meiner betrübten Verhältniſſe. Drükkende Noth treibt mich von hier, wo ich geboren ward, und meine guten Aeltern begraben liegen. Ich will, ich muß den Stand wählen, dem Sie entſagt haben." —

„Sie ſcherzen doch wohl?" ſagte der Alte: „denn der Himmel wolle nicht, daß es Ihr Ernſt ſey!" —

„Mein vollkommenſter Ernſt."

Schauſpielerin zu werden? — Ich erſchrecke darüber.

„Warum? Sie mißbilligen meinen Entſchluß vielleicht, weil Sie mir nicht Talent genug zutrauen?"

Wahrlich, aus dieſem Grunde nicht! Sie beſitzen, wie ich ohne Schmeicheley

bekenne, so viele Fähigkeiten, daß, Ihr Name gewiß einst in der Geschichte der deutschen Bühne glänzen würde. Allein in diesem Augenblicke wollt' ich, daß Sie nicht zur kleinsten Nebenrolle, nicht zum stummen Heraustragen eines Briefs taugten; ich wollte, daß Sie häßlich wären, wie die Nacht, daß Sie hinkten, daß Sie stammelten, daß Ihr Gedächtniß nicht drey Worte zusammen halten könnte! . . . .

„Sehr freundschaftliche Wünsche!"

Bey Gott! freundschaftlich; denn alle diese Gebrechen möcht' ich Ihnen anwünschen, damit Sie nur den unglücklichsten aller Einfälle wieder aufgeben müßten.

„Aber, Herr Oswald. . . . .

O, die leidigen Privattheater! Solche Streiche richten sie an. Da lernt und

ſpielt man mit möglichſter Bequemlichkeit alle drey oder vier Wochen eine Rolle, wird lebhaft beklatſcht, geht unter Lobſprüchen und Schmeicheleien nach Hauſe, ſetzt ſich an den Tiſch der freundlichen Aeltern, ißt ſich ſatt und legt ſich ſorgenlos ſchlafen. So ein luſtiger Zeitvertreib gefällt der lieben Jugend. Sie denkt ſich nun das öffentliche Schauſpielerleben eben ſo anmuthig, und eilt bey dem erſten rauhen Windſtoß des Schickſals zur nächſten Bühne, wie zu einem ſichern Obdache. Da kommt ſie denn aber erſt auf den eigentlichen Tummelplatz der Stürme des Lebens, wo keine ſo liebliche Blumen, wie einſt auf dem Felde des Privattheaters, blühen, wo blos Dornen wachſen, die deſto ſchärfer ſtechen, je zarter die Hände ſind, die darnach greifen.

„Ihr Eifer ſpricht in Bildern, die ich nicht ganz verſtehe.“

Nun so will ich Ihnen denn rund heraus erklären, daß der Schauspielerstand überhaupt ein unglücklicher, und besonders für Leute von gutem Herkommen und feiner Erziehung, ganz unerträglicher Stand ist.

„Das werden Sie mir doch wohl ein wenig beweisen müssen.“

Wenn Sie mich geduldig anhören wollen, sehr gern. Mein Beweis wird kurz und bündig seyn, und beginnt mit der Frage: Können Sie Verachtung dulden?

„So wenig, als jeder Mensch von Ehrgefühl.“

Nun so stehen Sie nur stracks von Ihrem Vorhaben ab! Denn Verachtung, schwere Verachtung drückt den Stand, dem Sie sich widmen wollen.

„Wer verachtet ihn?“

Beynahe die ganze Welt.

„Das iſt eine häßliche Ungerechtigkeit der Welt, die aber freilich ſelten gerecht iſt. Jeder Stand auf Erden beſteht aus einem Gemiſch guter, und ſchlechter Menſchen. So auch der Schauſpielerſtand, der gewiß ſehr edle Mitglieder in ſich ſchließt, und daher im Ganzen keine Verachtung verdient. Damit ſollte man, nach Recht und Billigkeit, blos den unwiſſenden und ſittenloſen Komödiantenpöbel brandmarken, der nicht werth iſt, Schauſpieler zu heißen.“

Vollkommen wahr. Der Unſchuldige muß aber mit dem Schuldigen leiden.

„Nun ſo erhebt man ſich durch ſein Selbſtgefühl, daß man zur beſſern Klaſſe

gehöre, über das Vorurtheil und Geschwätz der Menschen."

Sie denken und sprechen, wie ein Mann. Können Sie aber auch mit dieser Philosophie alle Widerwärtigkeiten bekämpfen, die Ihnen der tausendköpfige Despot, das Publikum, bereitet? — Können Sie damit Ihren gerechten Verdruß niederschlagen, wenn Sie den höchsten Aufwand Ihrer Kunst — den jener Despot, für sein armseliges Eintrittsgeld, von Ihnen verlangt — vor einer lärmenden, geschmack- und gefühllosen Versammlung verschwenden? — Können Sie damit Ihrem gerechten Aerger gebieten, wenn sich ein aberwitziger, ungezogener junger Bursche, mit viel Eigendünkel und wenig Menschenverstand, zum Kunstrichter Ihres mühsam und lange durchdachten Spiels, stehenden Fußes, aufwirft, und sein hirnloses Urtheil, zur höchsten

Belustigung seiner aberwitzigen Kompane, so unverschämt laut fällt, daß Sie es mit eigenen Ohren auf den unglücklichen Schaubretern hören? —

„Lob oder Tadel solcher Menschen, wie Sie jetzt schilderten, hat einerley Werth; das heißt: gar keinen. Ueberhaupt ist wohl das Händeklatschen des großen Haufens nicht das Ziel, nach dem der wahre Künstler strebt. Der Beyfall eines einzigen sachkundigen und unbefangenen Beurtheilers . . . . "

So dachte freilich auch der berühmte Ekhof, mein unvergeßlicher Freund, der mir und Andern oft erzählte: Als er einsmals, in der Rolle eines Bauers, die schlichte, wahre Natur darzustellen, bemüht gewesen sey, habe ein wirklicher Landmann, der sich eben im Schauspielhause befunden, ihm lange mit starrem

Blick und offenem Munde zugesehn, und endlich seinen Nachbar hastig gefragt: „Wo in aller Welt haben die Leute den Bauer her?“ — Diese einfältige, ganz aus dem Herzen entsprungene Frage — setzte der gute Ekhof hinzu — hab' ihn mehr, als die zierlichsten Lobsprüche anmaßlich gelehrter Kunstkenner gefreut; denn das ehrliche Bäuerlein sey hier ein eben so befugter Richter gewesen, als jener Meister Schuster, der den großen Maler Apelles, wegen eines fehlerhaft gezeichneten Schuhes, getadelt habe.

„Und so ist es auch in der That. Man muß daher mit festem Schritt, ohne sich durch Krittler und Kläffer irren zu lassen, den Weg der Kunst ruhig fort wandeln.“

Nur Schade, daß Sie sogar von Ihren eigenen Kunstverwandten in diesen

Fortschritten aufgehalten werden. Eine Schauspielergesellschaft ist ein wunderbarer Körper, dessen einzelne Glieder gewöhnlich unter einander in ewiger Fehde sind, und dennoch ein zusammen stimmendes Ganzes ausmachen sollen. Rollen- und Beyfallsneid erzeugt endlose Kabalen, die den sanftmüthigsten Menschen oft so in Mißlaune setzen, daß er sich vergebens bemüht, seinen Verdruß vor den Augen der Zuschauer zu verbergen. Der so oft nothwendige Zwang, gegen sein Gefühl zu reden und zu handeln, ist für jeden Schauspieler, der nicht zum Heuchler geboren ward, die peinlichste Folter der Seele. Wie ist es möglich, mit einer Person, die man, wegen ihrer Zanksucht, Sittenlosigkeit oder anderer Untugenden, verabscheut, eine Scene der Freundschaft oder der Liebe wahr und innig zu spielen? — Wie ist es möglich, mit natürlicher Heiterkeit zu scherzen und

zu lachen, indem man im Herzen mit Sorgen und Gram kämpft? — Wie kann man, ohne Seufzer, mit Reichthum und Ueberfluß auf der Bühne prahlen, wenn man zu Hause den bittersten Mangel leidet? — Und ach! Mangel und Armuth verfolgen im Schauspielerstande nicht immer nur den leichtsinnigen Verschwender, selbst der beste Haushalter wird oft, ohne seine Schuld, ihr Opfer. Ein unstätes, mit oftmaligen Reisen verbundenes Leben macht es unmöglich, sich so sparsam einzurichten, als es wohl an einem festen, unveränderten Wohnorte geschehen könnte; und Krieg, Fürstenlaune oder wechselnder Modegeschmack des Publikums, setzen oft plötzlich den verdienstvollsten Schauspieler ganz außer Brod. — Wem es aber auch gelingt, sich mit Muth und Kraft der Jugend über den Fluthen des Verderbens empor zu halten, der sinkt doch zuletzt noch unter,

wenn das Alter die Nerven ſeines Kör-
pers und Geiſtes abſpannt. Wer bietet
alsdann eine mitleidige Hand zur Rettung
des Hülfloſen? — Tauſende, denen ſein
Kunſteifer ehemals Vergnügen ſchaffte,
ſehen mit kalten Blicken ſeinem Untergan-
ge zu, und mancher ſteinherzige Phariſäer
ſchnaubt ihn wohl gar noch an: „Warum
warſt du nichts beſſers, als ein Komö-
diant?“ —

7.

„O Freund, Sie entwerfen ein trau-
riges Gemälde!“ —

Und noch iſt es nicht vollendet. Ich
bin blos mit dem Vordergrunde fertig,
der die Unannehmlichkeiten des Theater-
lebens überhaupt darſtellt. Nun muß ich
Ihnen noch erſt das Heer von Widerwär-
tigkeiten zeigen, welche die Schauſpiele-

rinnen, besonders die eheloſen, besonders treffen. — Ohne männlichen Schutz, ſind ſie nicht allein mancherley Neckereien und Bedrückungen von unverträglichen Mitgliedern ihrer Bühne, ſondern auch den Zudringlichkeiten und Nachſtellungen frecher Wüſtlinge, beſtändig ausgeſetzt. Das Sittenverderbniß in großen Städten iſt leider ſo hoch geſtiegen, daß ein gänzlicher Unglaube an weibliche Tugend zum guten Ton in den Zirkeln der jungen Herren gehört. Dieſe Unart entſpringt, beyläufig geſagt, blos aus der armſeligen Eitelkeit, daß ſich dergleichen in ſich ſelbſt vergaffte Fäntchen für unwiderſtehliche Eroberer in dem Felde der Liebe halten. Kurz, ſie hohnlächeln in ihren Bart, oder, falls ſie damit noch nicht verſehen ſind, über ihr glattes Kinn, wenn irgend ein Biedermann edler und beſſer vom weiblichen Geſchlechte ſpricht. Die Worte: „Tugend und Schauſpielerin“ kön-

ten sie sich vollends gar nicht in Verbindung denken. Sie glauben — was freilich auch mancher nicht so ganz schlecht Denkende, aus uraltem Vorurtheil, glaubt — daß jede Actrice dem ersten dem besten Liebesantrag, ohne viele Umstände, Gehör gebe. Unter dieser Voraussetzung, rücken denn die Wichtlein, mit dem Panzer der Unverschämtheit gerüstet, keck ins Feld, sobald ein junges Frauenzimmer vom Theater das Unglück hat, ihnen zu gefallen. Nun mögen zwar, zur Schande der Bühne, manche dieser Damen dergleichen plumpe Angriffe nicht beleidigend finden, sondern sich, ohne einigen Widerstand, besiegen lassen; doch giebt es auch viele Schauspielerinnen von feinerer Denkungsart, die ein solches Betragen kränkt und empört, und die den Mann — wär' er auch an Schönheit ein Apoll — tief verabscheuen, der sich ihnen so frech und zudringlich, wie

einer erklärten Buhlerin, nähert. Welche Erniedrigung für ein zart fühlendes Herz! Kann man ein Weib, das noch nicht in dem tiefsten Sumpfe der Schamlosigkeit unwiderbringlich versunken ist, grausamer beschimpfen, als wenn man es den verworfenen Geschöpfen gleich achtet, die mit ihrem Körper einen öffentlichen Handel treiben? — Ja, bey Gott! wenn der Schauspielerstand auch übrigens ein paradiesisches Leben gewährte, so müßte dennoch diese einzige ekelhafte Widrigkeit jedem tugendhaften Frauenzimmer das Theater in eine Hölle verwandeln! —

8.

Mariane saß in tiefes Nachdenken versunken. Oswald schwieg, um ihre Seele mit sich selbst auskämpfen zu lassen. Er hatte die beste Hoffnung, daß die Wahrheit seiner herzlichen Vorstellungen

obſiegen würde; allein plözlich brach ſeine Freundin in Thränen aus, rang die Hände und ſchluchzte: „O ich Unglückliche! So ſind denn überall Abgründe, wohin ich ſehe? — Und doch — ſo ſchrecklich Sie ihn auch ſchildern — doch muß ich mich in den, der vor mir liegt, ſtürzen! — Alle Gefahren, die mich dort erwarten, kann ich vielleicht durch Standhaftigkeit überwinden; allein dem Hungertode, der hier hinter mir lauert, zu entgehen, wäre länger unmöglich. Nun, Oswald, ſagen Sie ſelbſt, ob es nicht rühmlicher iſt, mit Widerwärtigkeiten muthvoll zu ringen, als ſich ſtill und ſtumm, wie ein Schaaf auf der Schlachtbank, dem Verderben Preis zu geben? — Mein Schritt auf das Theater iſt daher feſt und unwiderruflich beſchloſſen. Verſuchen Sie nicht weiter, mich davon zurück zu halten. Erweiſen Sie mir vielmehr die Freundſchaft, mir bey einer anſtändigen Geſell-

ſchaft einen ſchicklichen Platz zu verſchaffen.“ —

„Nun wohlan! erwiederte Oswald: Ich habe, als Freund, das Meinige gethan; ich bin unſchuldig, wenn Sie über kurz oder lang dieſen Schritt bereuen. Mir ahnet Unglück. Wär' es auch nur, daß an Ihnen wahr würde, was Hamlet zu Ophelien ſagt: Sey ſo keuſch, wie Eis, ſo rein, wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehn! — Da Sie nun aber nicht anders wollen, ſo bin ich vielleicht ſo glücklich, Ihnen zu einem anſtändigen Unterkommen zu verhelfen. Der Schauſpieldirector, Wolfram, der bey ſeiner Bühne ſo ſtrenge auf Zucht und Ordnung hält, daß ſie vor allen andern im beſten Rufe der Sittlichkeit ſteht, ſucht gerade jetzt ein junges Frauenzimmer für die Rollen der erſten Liebhaberin. Er hat, wie er mir heute ſchrieb, ſeine vor-

jämmerlichste Schauspielerin, wegen leichtsinniger Aufführung, plötzlich verabschiedet, und bittet mich, ihm, an deren Stelle, eine andere gute Actrice vorzuschlagen." —

„O, das ist ja vortrefflich!" rief Mariane mit Entzücken: „So scheint selbst die Vorsehung meinen Entschluß zu begünstigen. Doch — ich frohlocke vielleicht zu früh; denn sollte sich Herr Wolfram wohl mit einer Anfängerin befassen?" —

„Deshalb sorgen Sie nicht! Sie fangen auf, wo die meisten Ihrer künftigen Mitschwestern aufhören. Ich kann Sie daher meinem Freunde, ohne Bedenken, empfehlen, und stehe für Ihre Annahme, wenn anders der ledige Platz nicht indessen schon wieder besetzt ist." —

„Nun ſo eilen Sie doch gleich an Ihren Schreibetiſch!“ ſprach Mariane, gab dem Alten Hut und Steck in die Hand, und ſchob ihn mit freundſchaftlicher Ungeduld zur Thür hinaus.

Nach einigen Tagen kam er, mit einem Briefe in der Hand, wieder. „Hier leſen Sie Wolframs Antwort! Sie iſt ſo, wie Sie wünſchen. Er erwartet Sie je eher, je lieber.“ —

Mariane dankte dem ehrlichen Greiſe, und ging, von ſeinen Thränen und Segnungen begleitet, am folgenden Tage nach dem Orte Ihrer Beſtimmung ab.

9.

Emilia Galotti war ihre erſte Rolle, für deren vortreffliche Darſtellung ſie mit ungetheiltem Beyfall belohnt wurde. Eben

ſo

so glücklich zeigte sie sich in der Folge als Minna von Barnhelm, Miß Sara Sampson und Elfride. Das Publikum verschwendete hier kein unverdientes Lob, sondern war blos gerecht gegen Marianens Talent und unermüdeten Kunstfleis. Sie drang tief in den Sinn ihrer Rollen ein, faßte sie nicht nur mit dem Gedächtniß, sondern mit Geist und Herz, und entfernte sich dadurch ganz von dem gewöhnlichen Schlendrian des handwerksmäßigen Schauspielers, der die seinigen, blos den Worten und Buchstaben nach, auswendig lernt, wie ein Schulknabe die Psalmen. Dennoch fehlte ihr auch nie eine Sylbe, so daß sie den Einbläser (auf dessen Nothhülfe leider auch mancher gute Schauspieler zu sehr rechnet) ganz entbehren konnte.

Nicht minder sorgfältig war sie in der Wahl ihrer Theaterkleidung. Eitelkeit

und Gefallſucht, die oft andere Schauſpielerinnen, wenn ſie Landmädchen vorſtellen ſollen, wie Gräfinnen ankleiden, waren weit von ihrem Putztiſche verwieſen. Ihr Gewand war immer der Natur ihrer Rolle gemäß.

Ueberdies vermied ſie, während des Spiels, jede Zerſtreuung. Sie blickte ſo wenig nach den Zuſchauern, als ſey zwiſchen ihr und ihnen eine Scheidewand gezogen. Selbſt in den Zwiſchenſcenen, worin ſie nicht auftrat, dachte ſie ſich in ihrem Charakter fort, und blieb ſich daher immer gleich. Viele ihrer Mitſpieler hingegen trieben indeſſen hinter der Bühne Poſſen und Unfug, und man mußte ſie oft ängſtlich ſuchen, wenn ſie wieder auftreten ſollten. So ſcherzten und ſchwatzten ſie ſich, natürlicher Weiſe, ganz aus dem richtigen Ton und Takt ihrer Rollen heraus, und ſpielten ſie nun, wenn

ſie auch vorher noch ſo viel Fleis darauf verwendet hatten, wie armſelige Stümper.

Der Directeur war ein ganz anderer Mann, als viele ſeiner Kollegen, die nicht das A, B, C, ihres Fachs verſtehen. Er wußte den Gehalt eines Schauſpiels zu würdigen, und verſtand die Geſetze der Darſtellung ſo vollkommen, daß ſich ſelbſt die geübteſten Mitglieder der Geſellſchaft ſeine Erinnerungen bey den Proben gern gefallen ließen. Sie thaten es um ſo lieber, da er beſcheiden und höflich war, und ſelbſt den gerechteſten Tadel mit der ſanften Stimme der Freundſchaft äußerte. Doch ſprach er auch, wenn es nöthig war, im ernſtern Tone. Dies erfuhren beſonders die nachläßigen Herren und Damen, die ihre Rollen nicht gehörig lernten, ſich blos auf die Proben verließen, ſolche dadurch vervielfältigten, und den

fleißigern Schauspielern unnöthige Wege und Zeitverlust verursachten.

Die Gesellschaft bestand übrigens größten Theils aus wackern Leuten, die sich durch Ordnung, Häuslichkeit und tadellose Sitten die Achtung der Stadt erwarben. Besonders zeichnete sich Madame Berger, eine Wittwe von gesetzten Jahren, in diesen Tugenden aus. Sie nahm, auf Wolframs Veranlassung, Marianen zu sich ins Haus und an den Tisch, und betrug sich gegen sie als die zärtlichste Freundin und Mutter.

10.

So verflossen Marianen einige Monate ohne die geringste Unannehmlichkeit. Sie war mit ihrem gegenwärtigen Zustande vollkommen zufrieden, schrieb dar-

über mehrmals an ihren alten Freund, Oswald, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er den Schauspielerstand mit zu schwarzen Farben geschildert habe. Die Antwort des Greises war immer: „Ich freue mich, daß es Ihnen bis jetzt wohl geht. Sie sind aber erst an dem Fuße des Berges, und noch lange nicht darüber hinweg.“ —

Der alte Unglücksprophet sprach wahr. Es fanden sich nach und nach, Wolframs strenger Aufsicht ungeachtet, mehrere junge Herren hinter der Bühne ein, die sich zu Marianen drängten, und sich ihr, durch süßliche Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel, zu empfehlen suchten. Sie lehnte diese Komplimente höflich ab. Das artige Völkchen rückte nun näher zum Zweck, und ergoß sich in fade Lobsprüche ihrer Schönheit. Mariane zog sich erröthend zurück, und

ließ ihre Bewunderer ohne Dank und Antwort. Sie versäumten deshalb aber nicht, die nächsten Schauspieltage wieder zu kommen, sie auf gleiche Weise zu ängstigen, und oft sogar bis ins Ankleidezimmer zu verfolgen.

An der Spitze dieses ungezogenen Trupps stand gewöhnlich ein zierlicher Kammerjunker, der Herr von Windhorst, der weit und breit, als ein ausschweifender Wüstling, bekannt war. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, war nicht übel gebildet, und glaubte durch diese zufälligen Glücksgeschenke mit einer vollgültigen Anweisung auf die Gunst aller Weiber und Mädchen versehen zu seyn.

Ihn machte jedoch sein böses Herz zum Schrecken des schönen Geschlechts. Ihm zu gefallen, hielt jedes ehrbare Frauenzimmer für ein Unglück. Die

Schimpf- und Schandchronik der Stadt war voll seiner Thaten. Er hatte Weiber mit ihren Männern, Mädchen mit ihren Aeltern entzweit. Genossene Gunstbezeigungen verrieth er; und selbst, wo er zurück gewiesen ward, prahlte er dennoch mit erdichteten Siegen.

Dies war der edle Mann, der Marianen täglich — wenn auch alle andere Gekken seines Schlages ausblieben — hinter dem Theater aufsuchte, den sie aber auch immer, mehr als jeden Andern, von weitem schon floh. Sie beklagte sich endlich, wegen seiner Zudringlichkeit, bey Wolfram, der sich schon längst darüber geärgert hatte, und jetzt dem Herrn Kammerjunker fest und nachdrücklich erklärte, daß er sich seine Besuche hinter der Bühne einmahl für allemahl verbitte. Der feine Hofmann behandelte diese ernsthafte Verweisung, wie einen Scherz, klopfte

den Directeur lächelnd auf die Achsel, und ſtellte ſich des folgenden Tages an der Hinterthür des Theaters getroſt wieder ein. Er fand ſie aber von zwey ſchnurrbärtigen Cherubim bewacht, die mit ihren gegen einander gekreuzten Gewehren ſpaniſche Reuter bildeten, über die er zu ſpringen nicht für gut fand, ſondern ſich in der Stille zurück zog.

II.

Nun ward Ruhe. Mariane bemerkte jedoch mit inniger Kränkung, daß der Directeur, ein erklärter Feind aller Unordnung, ſich kälter, als ſonſt, gegen ſie betrug. Sie bat beſcheiden um Erklärung. Er geſtand: die vorgefallenen Händel hätten ihn etwas verſtimmt. Sie ſey zwar blos die unſchuldige Veranlaſſung dazu geweſen; er habe jedoch bey ſolchen, ihm höchſt widrigen Begebenhei-

ten seinen Unmuth so wenig in der Gewalt, daß es ihm sehr schwer, fast unmöglich werde, ganz gerecht zu seyn, und nicht bisweilen Schuld und Unschuld zu verwechseln. Sie habe daher an seiner Achtung nur scheinbar verloren, und er werde nach wie vor ihr Freund seyn, wenn sie fortfahre, sich so sittsam, wie bisher, zu betragen.

Nach diesem Gespräche, suchte der gutherzige Mann sein selbst erkanntes Unrecht durch zuvorkommende Freundlichkeit zu verbessern. Dies that aber auf Marianen eine entgegen gesetzte Wirkung. Sein höflicher Ton schien ihr zwangvoll und erkünstelt; sie glaubte die vorige Herzlichkeit darin zu vermissen. Dieses Gespenst der Einbildung verfolgte die Arme bey Tag und Nacht, und machte sie traurig und muthlos. Vergebens bemühte sich Madam Berger, sie zu beru-

higen. Das furchtſame Mädchen ward gegen Wolfram immer mehr ſcheu und zurückhaltend. Der ſcharfſichtige Mann bemerkte das bald. Es misfiel ihm; und ſo war das vorige gute Verhältniß zwiſchen Beiden durch einen ſchlechten Menſchen geſtört, der ſich indeſſen zu neuem Unheil rüſtete.

Eines Tages trat plözlich ein Unbekannter in Marianens Zimmer, ſchob einen Brief auf den Tiſch, und entfernte ſich eilend. Die Aufſchrift war an Marianen; ſie kannte aber weder Hand noch Siegel, und trug um ſo mehr Bedenken, den Umſchlag zu erbrechen, da ſie Geld darin fühlte. Sie ging endlich in das Zimmer der Madam Berger, und eröffnete in deren Gegenwart das erhaltene Päckchen, das zwanzig Dukaten und folgenden Brief vom Kammerjunker Windhorſt enthielt:

„Es ist mir länger unleidlich, von Ihnen, liebenswürdige Mariane, verkannt zu seyn. Die Verläumdung nennt mich sittenlos; allein ich verehre die Tugend, verehre sie bey einer Schauspielerin doppelt. Die kleinen Tändeleien, womit ich Ihnen bisweilen lästig fiel, waren bloße Prüfungen, worin Sie treflich bestanden. Ich bitte, ich beschwöre Sie, tugendhaft zu bleiben. Zur Ermunterung lege ich eine Kleinigkeit bey, wofür ich keinen Dank annehme. Bleiben Sie — ich ermahne Sie nochmals recht herzlich und freundschaftlich — bleiben Sie tugendhaft! — Würden Sie aber einst anders Sinnes, und wollten alsdann mir, vor allen Andern, die um Ihre Gunst werben, den Vorzug geben, so erbiete ich mich hiermit, Ihnen mit doppelt so viel Dukaten, als dieser Brief enthält, monatlich aufzuwarten.“ —

Mariane las diesen Antrag mit Verachtung und Abscheu, und schrieb sogleich folgende Antwort:

„Ich bedarf keiner Ermunterung zur Tugend. Sie erhalten also Ihr Gold zurück. Ich möchte nicht alle Schätze der Welt aus der Hand eines Mannes, der das Laster höher, als die Tugend, belohnen will.“ —

12.

Diese Zeilen schickte sie dem Kammerjunker durch ihr Dienstmädchen. Lisette kam spät und ganz verändert zurück. Sie hatte vorher immer sehr nachtheilig vom Herrn von Windhorst gesprochen; jetzt war sie unerschöpflich in seinem Lobe. Sie erzählte mancherley schöne Fabeln von ihm. Er habe Marianens Zorn das größte Unglück seines Lebens genannt,

und Ströme von Thränen darüber vergossen. Man sah es ihrer Beredsamkeit, die unermüdet in diesem Tone blieb, sehr deutlich an, daß sie mit einem Theile des zurück gesandten Geldes erkauft war. Endlich rückte das Mädchen sogar mit der Bitte heraus, dem reuevollen Höfling eine mündliche Vertheidigung zu gestatten.

Mariane befahl ihr zu schweigen, und den Kammerjunker, er möge kommen, wenn er wolle, durchaus nicht vorzulassen.

In diesem Augenblick ward an der Thür geklopft. Lisette sprang hin, öffnete sie, und schlüpfte hinaus, indem der Kammerjunker herein trat.

„Auch hier verfolgen Sie mich?“ rief Mariane, glühend vor Zorn und Scham, und floh eilend in ein Neben-

zimmer, das sie hinter sich verschloß und verriegelte. Windhorst bat durch das Schlüsselloch um Einlaß. Mariane schwor, daß sie lieber in diesem Zimmer verhungern, als mit ihm, ohne Scheidewand, sprechen wolle. Er fuhr fort zu bitten. Sie antwortete nicht mehr. Jetzt ward er ungestüm und versuchte, die Thür aufzusprengen.

Dieser Lärm rief Madam Berger herbey. Sie erstaunte, den Unverschämten hier zu finden, und machte ihm mit sehr geläufiger Zunge die bittersten Vorwürfe, daß er vor einigen Stunden der Unschuld eines braven Mädchens, unter der Larve der Grosmuth, nachgestellt habe, und nun sogar den Hausfrieden wehrloser Frauenzimmer störe. Er war bestürzt, stammelte tausend Entschuldigungen, lobte sein gutes, verkanntes Herz, und bat zuletzt, ihn mit Marianen zu versöhnen.

„Nimmermehr!“ rief die ehrliche Frau: „Ich will im Gegentheil alle meine Kraft, allen meinen Einfluß anwenden, um Marianens Haß gegen Sie unauslöschlich zu machen. Und sollte sie jemals — was aber durchaus unmöglich ist — sollte sie jemals ein freundliches Wort mit Ihnen sprechen, oder nur Ein-Mahl Ihnen zulächeln, so sey das zwischen ihr und mir die Losung einer ewigen Feindschaft.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für die schöne Mariane!“ sagte spottend der Kammerjunker, und setzte trotzig den Hut auf. „Ein unübersehbares Unglück, von einer so tapfern, mit einer Schwertzunge bewaffneten, und mit dem Harnisch der Grobheit gerüsteten, Amazone verlassen zu werden. Ich verstehe nicht, mit der Zunge zu fechten. Ein solcher Zweykampf mit Ihnen, Frau Theaterheldin,

würde mir auch wenig Ehre bringen; ich räume Ihnen daher jetzt das Feld, wir sprechen uns aber wieder, gewiß wieder.“ —

Er polterte nun, ohne die Antwort der Madam Berger abzuwarten, die Treppen hinunter und fluchte: „Hol' der Henker das verdammte Komödiantenvolk!“ —

13.

Alle Bewohner des Hauses liefen zusammen, und forschten unter einander nach der Ursache des Lärms, womit dieser böse Geist ausfuhr. Niemand wußte darüber Auskunft zu geben. Manche muthmaßten zum Nachtheil des Kammerjunkers, manche zum Nachtheil der Frauenzimmer.

Den ersten Stock unter Marianens Zimmern bewohnte ein Kapitain der fürstlichen Garde, ein gerader, schlichter Biedermann, der den Uebermuth und Frevel junger Wüstlinge verabscheute. Er hörte das Getümmel über seinem Haupte, kannte die Stimme des Ruhestörers und sein schlimmes Gemüth, und zweifelte daher keinen Augenblick, daß der hämische Bube einen seiner gewöhnlichen Streiche beginne. Mariane war ihm völlig fremd. Er besuchte selten das Schauspiel, und hatte nur bisweilen, wenn er ihr auf der Treppe begegnet war, ein flüchtiges Höflichkeitswort mit ihr gesprochen. Ihr guter Ruf und stiller Lebenswandel erwarben ihr aber seine Achtung. Es that ihm weh, ein so braves Mädchen von einem berüchtigten Ehrenräuber verfolgt zu sehn; er beschloß deshalb, nach kurzer Ueberlegung, über den Zusammenhang der Sache, bey den Damen selbst, Erkundigung

einzuziehen, und ihnen mit Rath und That beyzustehen.

Er ließ sich melden, und ward, wegen seiner bekannten Rechtschaffenheit, ohne Bedenken angenommen. Mariane kam ihm weinend entgegen. Er erklärte sich bescheiden über die Bewegungsgründe seines Besuchs, und vernahm dagegen mit innerlicher Empörung die schändliche Geschichte dieses Tages. Madam Berger bat um seinen Schutz. „Der soll Ihnen werden!“ rief er: „Bey Gott! er soll Ihnen werden! Ich vermied zwar in meinem ganzen Leben, mich in fremde Händel zu mischen; das ist aber hier nicht der Fall. Zur Vertheidigung der Unschuld gegen die Angriffe eines kecken Böswichts ist jeder ehrliche Mann verpflichtet. Geben Sie mir daher nur einen Wink, sobald es der elende Hofschrang wieder wagt, Ihre friedliche Wohnung

zu beunruhigen. Ich hoffe, mein bloßes Erscheinen soll ihn auf immer in die Flucht schlagen; denn Schurken haben nie Muth." —

Der Hauptmann verließ jetzt die Frauenzimmer, durch sein edelmüthiges Erbieten sehr getröstet. Sie klingelten nun Lisetten herbey, um sie in ein ernstliches Verhör zu nehmen. Das Mädchen erschien mit niedergeschlagenen Augen, gestand aber durchaus nicht, von dem Kammerjunker bestochen worden zu seyn. Es wirkten weder Bitten noch Drohungen. Die Verstockte blieb bey ihrem ewigen Nein. Man mußte sie, ohne die geringste Aufklärung erhalten zu haben, wieder abtreten lassen.

Madam Berger rieth, diese gefährliche Dirne sofort zu verabschieden. Mariane konnte sich dazu nicht entschließen.

„Das Mädchen kann doch wohl unschuldig seyn;“ sagte sie sanft: „Es wäre doch zu hart, ein so armes Geschöpf, wegen eines bloßen Verdachts, zu verstoßen.“ — Die vorsichtige Alte schüttelte den Kopf, ließ jedoch ihre Freundin nach Gutdünken schalten. Lisette ward also begnadiget, und des ganzen Vorfalls nicht weiter gedacht.

Nach wenigen Tagen aber sah sich Madam Berger gedrungen, ihre Anklage zu wiederholen. Sie bemerkte bey Lisetten allerhand neuen Modeputz, den sie sich von ihren geringen rechtlichen Einkünften nicht verschafft haben konnte. Das behauptete sie jedoch mit vielem Trotz. Sie schlich überdies oft aus dem Hause, schien mancherley geheime Bestellungen zu haben, und ihre unstäten Augen, die jedem scharfen Blick auswichen, verriethen ein böses Gewissen.

Mit einem Worte: sie machte sich so verdächtig, daß Madam Berger es für Pflicht hielt, Marianen dringender als jemals zu warnen, und den Antrag auf Verabschiedung zu erneuern.

Diese gute Seele konnte sich jedoch immer noch nicht überreden, daß Lisette, der sie so viele Wohlthaten erzeigt hatte, mit heimtückischen Planen umgehe. Sie untersuchte daher das räthselhafte Betragen der Angeklagten so wenig, daß die ehrliche Witwe darüber verdrüßlich ward. Ihr Mismuth war so gerecht, als ihr Verdacht. Noch am Tage der letzten Warnung erfuhr Mariane sehr unangenehme Folgen ihrer zu weit getriebenen Nachsicht.

14.

Sie hatte sich mit ihrer guten Wirthin bey dem Abendessen völlig wieder

ausgesöhnt, und versprach ihr, die verdächtige Zofe von jetzt an genauer zu beobachten. Madam Berger ging hierauf in ein Hinterzimmer zur Ruhe Mariane begab sich ebenfalls in ihr Schlafgemach, das von der Kammer des Diënstmädchens nur durch eine Wand und Thür geschieden war.

Bis gegen Mitternacht hatte sie ruhig geschlummert, als sie plötzlich, durch eine leise Berührung ihrer Lippen, erwachte. Sie fuhr ängstlich empor, und erblickte mit Schrecken vor ihrem Bette den Kammerjunker, der seine Arme nach ihr ausstreckte. Sie rief: „Gott! ich bin verrathen! Hülfe! Hülfe!“ und warf sich zugleich nach der andern Seite, wo sie sich tief unter die Decke verbarg.

„Still, still, mein Engel!“ sagte Windherst mit halb lauter Stimme:

„Was braucht es denn eben das ganze Haus zu wissen, daß mich der Zauberer, Amor, durch drey verschlossene Thüren hierher geführt hat? Die alte Matrone schläft; das Kammerkätzchen hab' ich entfernt; wir sind also ganz allein, und können, ohne Verlust unsers guten Rufs, einige glückliche Stunden genießen."

Mit diesen Worten beugt' er sich zu ihr herab, und wollte sie keck umarmen. Scham und Verzweiflung gaben ihr männliche Stärke. Sie stieß den Zärtling mit solcher Kraft von sich, daß er an eine spanische Wand zurück taumelte, und nebst derselben mit weit schallendem Gepolter zu Boden schlug.

Während dieser feindlichen Niederlage, rief Mariane nochmals um Hülfe. Der Schranz fluchte zwischen den Zähnen, raffte behend sich empor, schoß wie-

der, mit der Haſt eines Raubvogels, auf Marianens Lager zu, und bemühte ſich, ihr die Decke gewaltſam zu entreiſſen. Sie kämpfte dagegen mit lautem Nothgeſchrey.

In dieſem Augenblicke dröhnte der einſame Vorſaal von ſtarken, eilenden Mannsſchritten. Einen Augenblick ſpäter ſtürzte der brave Hauptmann, in der Linken ein Licht, in der Rechten den blanken Degen, zur Thür herein. „Beruhigen Sie ſich, edles Mädchen!“ rief er flüchtig Marianen zu, ging ſodann ſtracks dem Kammerjunker, der ſich ſtill in einen Winkel gedrückt hatte, zu Leibe, und beleuchtete das zitternde Männchen vom Kopf bis zum Fuße.

„Sieh da, Herr von Windhorſt!“ ſprach er: „Was haben Sie hier für Geſchäfte, wenn ich fragen darf?“

Der Junker rieb mit erzwungenem Lächeln die Hände, zuckte ſchalkhaft die Achſeln, winkte verſtohlen mit den Augen nach Marianen, und legte den Finger auf den Mund. Er wollte durch dieſe Pantomime den Hauptmann überreden, daß er mit Marianen ein Liebesverſtändniß habe, wovon ſich ohne Unbeſcheidenheit nicht ſprechen laſſe.

Der Hauptmann verſtand dieſes Geberdenſpiel vollkommen, und fuhr ihn an: „Pfui, Herr! Jede Muskel an Ihnen verläumdet. Reden Sie! Ich frage Sie zum letzten Mahl: Was Sie hier wollen?“

Windhorſt drängte ſich immer feſter an die Wand, und ſtammelte furchtſam: „Die Macht der Liebe — Sie errathen, Herr Hauptmann — eine gewöhnliche Geſchichte —“

„Gewöhnlich? — Sie nennen das gewöhnlich, wenn man bey Nächt, wie ein Dieb, in fremde Häuser einschleicht, und ehrliche Mädchen im Schlaf überfällt? Sie sind ein Nichtswürdiger, wenn Ihnen dieser Frevel gewöhnlich ist! Doch — was geb' ich mich lange mit Ihnen ab? Entfernen Sie sich aus meinen Augen, und wagen Sie nie wieder, diese Schwelle zu betreten."

Der Kammerjunker, der einen so leichten Abzug nicht erwartet hatte, sprang fröhlich aus seinem Schlupfloch hervor, nahm die Thür in die Hand, bückte sich gegen den Hauptmann, und sagte mit höhnischer Miene: „Verzeihen Sie! Ich hätte dieses Abenteuer gar nicht zu bestehen gewagt, wenn mir Ihre angenehmen Verhältnisse mit Mamsell Richard bekannt gewesen wären."

„Schurke!“ rief der Officier, indem er ihn mit der Fläche des Degens schlug: „Jedes Wort deines Mundes ist Gift!“—

Der feige Schranz wagte weder Verantwortung noch Gegenwehr, sondern entzog sich stärkern Züchtigungen durch die Flucht. Er setzte mit mächtigen Sprüngen, ohne sich umzusehen, die Treppen hinab, und entrann aus dem Hause.

15.

Während ihn der Hauptmann verfolgte, war Madam Berger, durch dieses Getümmel erweckt, zu Marianen geeilt, die sich indessen auch in Kleider geworfen hatte. Sie zerfloß fast in Thränen über die erlittene Schmach, und war so ausser sich, daß sie nur mit halben, vom Schmerz gebrochenen

Worten ihrem jetzt zurück kommenden Retter danken konnte.

„Fassen Sie sich, liebes Kind!“ fiel ihr der Biedermann ins Wort: „Fassen Sie sich! Was hat die ganze Sache weiter zu bedeuten? Es ist mir lieb, daß ich so glücklich war, dem ungezogenen Burschen noch zeitig genug einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ich bemerkte gegen eilf Uhr ein leises Aufschließen der Hausthür, und dann ein geheimes Schleichen und Flüstern auf der Treppe. Dies war mir so verdächtig, daß ich deshalb nicht zu Bette ging, sondern jede Bewegung im Hause beobachtete. Der Fall des Bettschirms bestärkte mich in der Vermuthung eines Schelmstücks, und beflügelte meine Schritte. Denken Sie nun, liebe Freundin, an den unangenehmen Vorfall nicht weiter; betrachten Sie ihn, als einen schreck-

haften Traum, und beruhigen Sie Ihr Herz durch Schlaf! Ich stehe in ähnlichen Fällen, die ich aber nicht befürchte, weiter zu Diensten." —

Als sich der Hauptmann jetzt wieder entfernt hatte, konnte sich Madam Berger nicht enthalten, ihrer Freundin darüber einen sanften Vorwurf zu machen, daß sie alle gegründete Warnungen vor Lisetten etwas leichtsinnig in den Wind geschlagen habe. Nach allen Umständen, war der Treulosen Mitschuld bey dem nächtlichen Ueberfall ausser Zweifel. Sie hatte sich nach dem Abendessen sehr müde und schläfrig gestellt, und dadurch ihre gutherzige Gebieterin bewogen, sich früher, als gewöhnlich, auskleiden zu lassen. Jetzt war sie verschwunden, und man hat nie wieder etwas von ihr erfahren.

16.

Der Kammerjunker kam, schäumend vor Wut, nach Hause, und sprengte noch mitten in der Nacht einen Diener fort, um den vertrautesten geheimen Rath seiner Bubenstücke zu rufen.

Dieser Elende, Namens Luchs, war ein bankrottirter Kaufmann. Er ging gewöhnlich mit den Trümmern seines merkantilischen Schifbruchs von Haus zu Haus, bot bey dieser Gelegenheit Mund und Hand zu allen möglichen Niederträchtigkeiten feil, und war auch der Bote, der einige Wochen vorher Windhorsts Geldbrief in Marianens Wohnung trug. Grundhäßlich an Leib und Seele, schien er mehr das verunglückte Nachbild eines Menschen, als ein wirklicher Mensch. Seine Verworfenheit war so ganz ohne Beyspiel, daß er sich von seinen Kunden, für ein armseliges Trink-

geld, prügeln ließ. Er war ein Spürhund und Ausrufer aller Geheimnisse. In Italien hätt' er sich, als ein Bandit, genährt; in Deutschland trieb er das Handwerk eines moralischen Meuchelmörders, der sich von Jedermann um ein Spottgeld dingen ließ, und seine Schlangenzunge zum Dolch brauchte, um ehrliche Namen zu vernichten.

Er erschien jetzt mit dienstfertiger Schnelligkeit vor dem Kammerjunker, der seine tiefe Sklavenverbeugung mit einem derben Backenstreich erwiederte. Luchs hielt ihm geschwind den andern Backen und die Hand hin, um seinen gewöhnlichen Schlägesold in Empfang zu nehmen; Windhorst stieß ihn aber mit den Worten zurück: „Fort, Hund! Dafür bekommst du nichts. Ich wollte dich blos, wenn du etwa noch schlaftrunken wärst, ermuntern, und auf meinen Be-

fehl aufmerksam machen. Du weißt, daß ich in das Mädchen, dem du neulich einen Brief, der mit Dukaten gefüllt war, überbracht hast, rasend verliebt bin. Die Theaterprinzessin strebt aber nach dem lächerlichen Ruhm, eine Tugendheldin zu heißen, und wies mich daher rund ab. Ich gewann mit der Hälfte des von ihr verschmähten Goldes ihr Dienstmädchen, und durch den Beistand dieser Kupplerin gelang es mir, mich in der heutigen Nacht an Marianens Bette zu schleichen. O sie war im Schlafe so bezaubernd schön, als du, kalter Eismensch, nicht denken kannst! Schon hielt ich mein Glück für gewiß; da polterte plötzlich der griesgrammige Hauptmann, Nordheim, die Treppe herauf, und setzte mir den Degen auf die Brust. Ich war unbewaffnet, und mußte mich zum Rückzug bequemen. Nun aber wüten Lieb' und Rache, wie Furien, in meinem Herzen.

Ich

Ich' ruhe nicht, bis sie mein ist. Dahin führt mich kein anderer Weg, als daß ihr sittlicher Ruf verdächtig gemacht, und die verdammte gute Meinung von ihr aus den Köpfen aller Menschen vertilgt wird. Die Abgötterei, die man bisher mit ihr trieb, machte sie stolz. Wenn sie sich aber plötzlich von der Höhe der allgemeinen Achtung herabgestürzt fühlt; wenn sie sieht und hört, daß sie Jedermann für ein feiles Mädchen, für meine Buhlerin hält; wenn alle Möglichkeit vor ihr verschwindet, das zerfallene Luftschloß ihrer Ehre wieder herzustellen: Dann wird sie, in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu verlieren sey, meinen Wünschen nicht länger entgegen streben; sie wird sich selbst in meine Arme werfen, und sich sogar in ihren Bedrängnissen noch glücklich schätzen, an mir einen Freund und Beschützer zu finden." —

„Ein vortreffliches Plänchen!“ schmunzelte Luchs: „Ein ausnehmend kluges und witziges Plänchen!“ —

„Meinst du, Kerl? Meinst du im Ernst, daß ich auf diesem Wege zum Ziele gelangen werde?“ —

„Ganz unfehlbar. Ich stehe dafür.“ —

„Das sollst du auch, Schuft! Ich befehle dir hiermit meinen Entwurf auszuführen. Zehn Dukaten sind dein, wenn er glückt, Prügel ohne Maß und Zahl, wenn er verunglückt. Biete daher, von diesem Augenblick an, deine ganze höllische Erfindungskraft auf. Laß überall, wo du dich herum treibst, bedenkliche Winke und Worte über Marianen fallen; erzähle, daß ich mit ihr in geheimen Verbindungen stehe; bitte jedoch um Verschwiegenheit, damit es desto schneller

herum komme; schmiede Liebesbriefe von Marianen an mich, und verzettle sie auf der Gasse, oder in öffentlichen Häusern; gieb auch, nach Befinden, den Hauptmann für einen begünstigten Liebhaber aus; kurz, umspinne die Wahrheit mit einem unauflöslichen Gewebe von Lügen. Ich werde, meiner Seits, nicht unthätig seyn, sondern dir fleißig in die Hände arbeiten; darauf verlaß dich! Und nun geh' stracks an dein Geschäft, Satan, und übertriff dich, wo möglich, selbst!"

17.

Jetzt trennten sich die verschwornen Bösewichter, und schon in der Morgendämmerung trug der schändliche Luchs seinen Trödelkram und seine Verläumdungen durch die Gassen der Stadt. Er war bei verschiedenen Herren und Damen, die ihr Leben im ewigen Müssiggang verträum-

ten, und daher immer an tödlicher lan-
ger Weile krank lagen, sehr wohl gelitten,
und erhielt von einigen sogar einen be-
stimmten Jahrgehalt, wofür er alle Mor-
gen die Neuigkeiten des vorigen Tages
berichten mußte. In diesen Häusern gab
er Marianens ehrlichem Namen den ersten
Banditenstieß. Doch es würde dem Er-
zähler lästig, und dem Leser widrig seyn,
alle Schritte dieses Ungeheuers zu verfol-
gen. Wir begnügen uns daher an der
kurzen Anzeige: daß er des Kammerjun-
kers Plan mit satanischer List und Ge-
wandheit ausführte, und in wenigen
Tagen die arme Mariane zum Stadtge-
spräch machte.

Windhorst zeigte jetzt in allen Gesell-
schaften ein sehr zufriedenes Gesicht. Er
war ausgelassen lustig und, nach Möglich-
keit, witzig. Dieser ungewöhnliche Strom
guter Laune blieb nicht unbemerkt. Man

hielt sein Liebesglück bei Marianen für die Quelle dieses Frohsinns, und neckte gar weidlich ihn darüber. Sein Benehmen dabei war verschieden. In Häusern, wo er nicht allen Anstand aus den Augen setzen durfte, lehnt' er diese Scherze mit einer solchen Art von sich ab, daß man am Ende mehr davon glaubte, als man vorher gehört hatte; unter Leuten seines Schlages hingegen erhob er, bey dergleichen Anspielungen, ein triumphirendes Gelächter, brachte seine erdichteten Abenteuer bisweilen selbst auf die Bahn, rühmte sich der höchsten Gunstbezeigungen, und beurkundete seine Prahlereien sogar mit zärtlichen Briefchen, die er von Marianen erhalten haben wollte.

Es schien ihm aber nicht hinreichend, die Ehre der Unglücklichen blos auf diese Weise im Stillen zu untergraben. Was hilft es mir, waren seine Gedanken, sie

zum Märchen der Stadt zu machen, wenn sie die veränderte Meinung über ihr sittliches Betragen nicht erfährt, wenn sie sich noch immer in dem süßen Traume wiegt, für eine vestalische Jungfrau gehalten zu werden? Wer wird ihr das Gegentheil unter die Augen sagen? Und wem würde sie es glauben? Es ist daher durchaus nothwendig, sie öffentlich zu beschimpfen; und wo ginge das besser, als im Schauspielhause? Hier muß ihr Stolz gedemüthiget werden; hier muß sie mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, daß sie verachtet wird.

Er begann nun im Parterre Kabalen anzuzetteln, die ihm vollkommen gelangen. Ein grosser Theil der Herren, die sich gewöhnlich zu Wortführern der übrigen Zuschauer aufwärfen, und mit Hand oder Stock, nach Belieben, Beifall oder Tadel ausspendeten, waren seine Freun-

de, und ließen sich ohne Mühe von ihm verhetzen. Andere, die Marianen ehmals den Hof gemacht, sich aber vergebens bemüht hatten, waren nun, da sie sich dem Kammerjunker nachgesetzt glaubten, die erbittertsten Feinde des Mädchens geworden, und deswegen von selbst geneigt, sich bey der ersten Gelegenheit empfindlich zu rächen. Unaufgefordert, säumten sie daher keinen Augenblick, mit ihren Stöklen einzustimmen, als jene Rotte einsmals die sonst so allgemein beliebte Schauspielerin, indem sie auf der Bühne heraus trat, mit lautem Pfeifen empfing. Das übrige unbefangene Parterre schien einen Augenblick zu schwanken: ob es die Lärmer zur Ruhe verweisen, oder das Getümmel vermehren solle? Endlich folgt' es dem Zug seiner Affennatur und trommelte sklavisch mit, ohne Grund und Ursache zu wissen. Nur wenige gesetzte Männer schüttelten über dieses Unwesen

den Kopf, und ſchlugen aus Mitleid die Augen nieder, um das Schrecken und die Angſt der Gekränkten nicht zu ſehen.

Windherſt war der Einzige, der ſich, der Verabredung mit ſeiner Bande gemäß, zürnend vom Sitz erhob, aus allen Kräften Beifall klatſchte, und durch Ziſchen und Winke den Tumultuanten Stille gebot. Dieſe liſtige Heuchelei ſollte ſeinen Zweck auf verſchiedene Weiſe befördern. Er wollte ſich Marianen, als ihr Beſchüzzer zeigen, wollte zugleich die verbreitete Sage, daß er mit dem Mädchen auf einem guten Fuſt ſtehe, vor den Augen einer großen Verſammlung begründen, und überhaupt durch ſeinen öffentlichen Widerſpruch die Verwirrung aufs höchſte treiben.

Dieſe lezztere Abſicht ward vollkommen erreicht. Das Getöſe überſtieg alle

Beſchreibung. Mariane war todtenbleich und zitterte, wie Aeſpenlaub. Sie verſuchte, ihre Rolle heraus zu ſtammeln; allein ſie verſtand ſich ſelbſt nicht. Der Lärm ward immer fürchterlicher. Sie mußte abtreten. Der Directeur erſchien mit beſtürztem Geſicht auf der Bühne, und fragte beſcheiden: worüber das Publikum ſein Mißfallen bezeige? Niemand antwortete. Das Haus war drei Minuten lang ſtill, wie ein Grab. Jetzt zog ſich Welfram mit Achſelzucken zurück, und der Vorhang fiel. Die Poltergeiſter ſetzten ihre Stöcke wieder in Bewegung, um den Fortgang des Schauſpiels zu erzwingen; allein der Directeur ließ ſie toben. Die Logen waren indeſſen leer geworden. Die Lichter wurden ausgelöſcht, und die Stockhelden mußten ſich endlich auch zum Abzug entſchließen.

18.

Mariane war wie aus den Wolken gefallen. Sie konnte sich die Ursache dieſer Mißhandlung nicht erklären. Ihr Herz hielt immer und immer die Menſchen für beſſer, als ſie ſind, und war alſo weit entfernt, die Heimtücke ihres Feindes zu ahnen. Alle Blicke, die ſie auf ihr kurzes Theaterleben zurück warf, gaben ihr ſelbſt das Zeugniß, daß ſie das Publikum nie, durch Vernachläßigung ihres Spiels, beleidiget, ſondern immer mit der feurigſten Thätigkeit und Anſtrengung nach ſeinem Beifall gerungen habe. Und doch betrug man ſich ſo feindſelig gegen ſie. Das war und blieb ihr ein ſchreckliches Räthſel.

Mehr aber noch als dies, betrübte ſie das Benehmen der übrigen Mitglieder des Theaters. Aus den Augen der Damen leuchtete Schadenfreude, und die

jüngern, luftigen Schauſpieler, mit denen ſie niemals mehr, als höchſt nöthig war, geſprochen hatte, rächten ſich ſogar durch hämiſche Sticheleien.

Selbſt Wolfram warf ihr einige ſtumme Blicke voll Unmuth zu, die ihr Herz durchſchnitten, und einen Strom von Thränen ihren Augen entlockten. Dies bewegte den ſtrengen Mann zum Mitleiden. Er gab ſich ein freundlicheres Anſehn, und ſagte: „Ich beklage Sie, Mamſell Richard, und bin überzeugt, daß unſer wetterwendiſches Publikum gegen Sie, als Schauſpielerin, eine ſchreiende Ungerechtigkeit begeht. Was man ſonſt an Ihnen rügt, weiß ich nicht; denn ich bin nicht der Mann, der ſich um jedes Geſchwätz bekümmert. Es ſcheint mir aber nöthig, den Taumel unſerer Gäſte nach und nach wieder verrauchen zu laſſen; ich werde deshalb in

den nächſten Wochen kein Schauſpiel geben, worin Sie eine Rolle haben. Leben Sie indeſſen ſtill und eingezogen, und ſuchen Sie Ihr Gemüth in eine ruhige Faſſung zu bringen, damit Sie bald wieder ſo muthvoll und unbefangen auftreten können, als ob nie etwas unangenehmes vorgefallen wäre. Boshafte Menſchen, die Andern, aus bloßem Muthwillen, trübe Stunden machen, ſind überhaupt nicht werth, daß man ſich über ſie ärgert.“ —

Als ſich das Geräuſch im Theater und auf dem Platze vor demſelben verloren hatte, fuhr Mariane nach ihrer Wohnung. Madam Berger, die diesmahl keine Geſchäfte im Schauſpielhauſe gehabt hatte, bemerkte mit dem erſten Blicke die Züge des Kummers auf dem Geſichte ihrer Freundin und frägte mit theilnehmender Ungeduld nach der Urſache. Sie hörte

mit Erſtaunen die unerwartete Geſchichte, und rief am Ende derſelben: „O das Ungeheuer! das iſt ſein Werk!“

„Weſſen Werk? Wen meinen Sie?“ fragte Mariane.

„O Sie gutherzige Blinde!“ antwortete Jene: „Wie können Sie ſo — es muß heraus! — ſo albern fragen? Wie können Sie nur einen Augenblick zweifeln, ob Windherſt der Urheber dieſer Schändlichkeit ſey? Er iſt es; ich bürge dafür mit meinem Leben. Die Folge wird lehren, daß ich dieſen Teufel nicht mit Unrecht ſchwarz genannt habe.“ —

Indem Windherſt ſo richtig beurtheilt ward, ſaß er auf ſeinem Zimmer, um an Marianen zu ſchreiben. Er quälte ſich bis gegen Mitternacht mit einem langen Briefe, worin er den unerklärlichen

Vorfall — wie er ſeinen Schurkenſtreich nannte — von ganzem Herzen beklagte, und hoch und theuer — bei ſeiner Ehre! — verſicherte, daß er alle menſchliche Kräfte aufgeboten habe, den Sturm zu ſtillen. Es ſey ihm aber ſo wenig gelungen, daß er vielmehr, bey der ſo hoch geſtiegenen Erbitterung der Gemüther, für die Zukunft beſorgt ſey, und bei Marianens nächſtem Erſcheinen auf der Bühne ein noch viel ſchrecklicheres Ungewitter befürchte. Er wiſſe jedoch ein unfehlbares Mittel, dieſe Beſorgniſſe von Grund aus zu heben; es ſey aber theils zu weitläuftig, theils zu bedenklich, die deshalb zu nehmenden Maasregeln ſchriftlich zu entwerfen. Dies nöthige ihn zu der Bitte, Mariane möge ihm, ihres eigenen Vortheils wegen, eine kurze Unterredung erlauben. Er heſſe ſich da nicht allein, wegen der Vergangenheit, bei ihr zu rechtfertigen, ſondern ſie auch zu überzeu-

gen, daß ſie in der weiten Welt keinen ſo redlichen Freund, als ihn habe." —

19.

Dieſen trugvollen Brief, der keinen andern Zweck hatte, als ihm Mariannens verſchloſſene Thür zu eröffnen, übergab er am nächſten Morgen ſeinem getreuen Waffenträger, Luchs, um ihn — wo möglich in Abweſenheit der Madam Berger — an die Behörde zu beſtellen.

Die Frauenzimmer ſaßen eben am Theetiſch, als der liſtige Bote, unter dem Titel eines fremden Galanteriehändlers, gemeldet ward. Sie befahlen anfangs, ihn abzuweiſen; er ließ aber nochmals herein ſagen, daß er ganz neue Modewaaren vom feinſten Geſchmack bei ſich habe, die man doch wenigſtens anſehen möge. Die weibliche Neugierde ward rge, und verſtattete jetzt ihm den Zutritt.

Madam Berger hatte diesen gefährlichen Menschen niemals, und Mariane ihn (bei Ueberbringung des ersten Windhorstischen Briefes) nur Ein Mahl, jedoch so flüchtig gesehen, daß kein Schatten seiner Gestalt in ihrem Gedächtnisse zurück geblieben war. Beide wußten also nicht, wer eigentlich vor ihnen stand. Sie nahmen ihn getrost, wofür er sich ausgab, fanden sich aber bei Untersuchung seines Pappenkästchens sehr getäuscht. Es enthielt nichts, als ganz gemeine, Kleinigkeiten, die in jedem Kaufmannsladen besser zu bekommen waren.

Madam Berger schüttelte den Kopf, kehrte dem armseligen Krämer verächtlich den Rücken, und trat ans Fenster. Mariane verweilte, aus Gutherzigkeit, einen Augenblick länger am Tische. Schnell ergriff Luchs diese Gelegenheit,

ihr

ihr des Kammerjunkers Billet in die Hand zu ſchieben.

„Was iſt das? Von wem?“ fragte ſie laut. Luchs winkte, ſtill zu ſeyn. Madam Berger ſah ſich um, überblikte die Aufſchrift des Briefes, riß ihn aus Marianens Hand, warf ihn vor Luchſens Füße, und rief im höchſten Zorn: „Fort damit! Wir mögen den Inhalt nicht wiſſen. Wir kennen den Schreiber. Seine Worte und Thaten ſind Gift für ehrliche Leute.“ —

Luchs gab ſich die Miene des Erſtaunens, bat um Mäßigung, und erklärte ſich ſehr gütig, daß er — im Fall der Brief angenommen und nach Wunſch beantwortet würde — die ausgeſtoßenen ehrenrührigen Reden dem Herrn Kammerjunker verſchweigen wolle.

Hierüber brach Mädam Berger in ein bitteres Lachen aus. „Elender Menſch!“ ſagte ſie: „Er glaubt wohl, ich fürchte mich vor ſeinem gnädigen Patron? Nein, nein! Ich will und verlange vielmehr ausdrücklich, daß er ihm jedes Wort wieder ſagt. Dieſer unedle Edelmann ſoll erfahren, was ich von ihm denke. Ich werde dieſe Gedanken vor Niemand geheim halten, und ſie ſogar, wenn wir nicht von heute an Ruhe vor ihm haben, dem Fürſten eröffnen.“ —

Mit dieſen Worten drängte ſie den Windhorſtiſchen Geſandten aus dem Zimmer.

20.

Dieſer Auftritt war nicht lange vorüber, als der Hauptmann Nordheim mit eilfertigen Schritten ins Zimmer trat.

„Verzeihen Sie, sprach er, daß ich Sie, unangemeldet, überrasche. Ich komme von der Wachtparade, wo mich einige, nur von weitem aufgefangene Bruchstücke von Gesprächen beunruhigten. Die jüngern Officiere standen auf einem Trupp beisammen, und schwatzten sehr lebhaft und lustig von irgend einer Begebenheit, die Sie, Mamsell Richard, angehen muß; denn ich hörte mehrmals Ihren Namen. Dadurch aufmerksam gemacht, nähert' ich mich dem Zirkel; aber plötzlich brachen die Herren ihre Unterredung ab, und sprachen über andere gleichgültige Dinge. Das fiel mir noch mehr auf, und ich eilte fort, um Sie zu fragen, ob Ihnen etwas unangenehmes begegnet sey?"

Er erfuhr jetzt, was wir schon wissen.

„O des elenden Bubenstreichs!" rief er, voll herzlichem Unwillen. „Wie ist

es möglich, daß Menſchen, die ſich einer feinen Erziehung rühmen, ſo niedrig handeln können? Die Bosheit des Anſtifters dieſer Kabalen iſt zwar zu bekannt, als daß ich mich darüber wundern ſollte; deſto mehr aber befremdet mich der Schwachſinn der übrigen Zuſchauer, daß ſie ſich, wie die Drahtpuppen eines Marionettentheaters, von einem einzigen ſchlechten Wicht lenken und leiten laſſen. Ueberdies bleibt mir auch unbegreiflich, warum meine Kameraden über dieſen ſtadtkändigen Verfall mit mit zu ſprechen vermieden?“

„O, Herr Hauptmann,“ fiel Madam Berger ein: „das wollt' ich errathen! Ich habe behutſam hin und her gehorcht, und ſo viel ausgeforſcht, daß man dieſe arme Seele, um ſie bey aller Welt verächtlich zu machen, einer ausſchweifenden Lebensart, eines ſittenloſen

Umgangs mit Männern, beschuldiget. Nun verwett' ich darauf keine Stecknadel, daß man nicht auch Sie, Herr Hauptmann, mit ins Spiel gezogen, und auf die Liste der Liebhaber geschrieben hat."

„Möglich und wahrscheinlich!" erwiederte Nordheim: „Ich könnte mir es zwar gefallen lassen — setzt' er, mit einem Anstrich von Lächeln, hinzu — wenn man mich nicht schlimmer verläumdet; doch Ihretwegen, liebe Mariane, ist mir die Sache außer dem Scherz. Was kann ich aber thun? Soll ich Lärm machen, Untersuchungen anstellen, und dadurch noch tiefer in das Nest der Wespen stören, die Ihr Herz schon so grausam verwundet haben? Das scheint mir nicht rathsam, und wäre wohl unklug. — Ich weiß Ihnen überhaupt nicht freundschaftlicher zu rathen, als daß Sie diese Stadt, wo

ſich nun einmal eine ſchadenfrohe Rotte gegen Sie verſchworen, und ſelbſt die Meinung beſſerer Menſchen irre geleitet hat, ſo bald als möglich verlaſſen." —

„O wie gern" — war Mariannens Antwort — „wie gern wollt' ich in die einſamſte Dorfhütte flüchten, und dort bey Waſſer und Brod leben, hätt' ich nur erſt hier meine Ehre, meinen einzigen Reichthum, gerettet! Das will und muß ich vorher thun. Würde man nicht ſonſt mein ſtilles Verſchwinden für ein Bekenntniß aller mir angedichteten Verbrechen annehmen? Würden nicht meine Feinde hinter mir her frohlocken? Nein, ich mag weder jene Schande, noch ſollen ſie dieſen Triumph haben. Ich weiche nicht eher aus dieſen Mauern, als bis meine Unſchuld gerechtfertigt und die Achtung wieder errungen iſt, die man mir ſo boshaft entriſſen hat." —

„So edel Ihr Entschluß ist," versetzte Nordheim, „so wenig werden Sie dadurch bewirken. Sie sind noch zu jung, um die Welt und die Menschen zu kennen. Der größte Hause derselben brennt vor Begierde, von Andern etwas übles und nachtheiliges zu hören. Der Verläumder ist daher solchen Menschen der liebste Gesellschafter. Seine Mährchen sind ihnen ein erfreuliches Geschenk, das sie mit dankbarem Lächeln annehmen, und sich ungern wieder rauben lassen. Sie kämpfen mit aller ihrer Kraft, mit den besten Waffen ihrer Beredsamkeit dagegen, wenn ein ehrlicher Mann diesen Versuch macht, und die Vertheidigung eines Verläumdeten übernimmt. Aus diesem Grunde ist es ein Kinderspiel, einen Menschen um seine Ehre zu bringen, sie aber wieder herzustellen, eine herkulische Arbeit. Wie können Sie, armes, schwaches Mädchen, nur mit der gering-

ſten Wahrſcheinlichkeit hoffen, ein ſo ſchweres Unternehmen glücklich auszuführen? Sie werden ſich fruchtlos härmen, werden darüber zu Grunde gehen.“ —

„Nun wohl!“ ſagte ſie wehmüthig: „So ſind meine Leiden geendet. Der Tod, der dem Glücklichen eine ſo furchtbare Erſcheinung iſt, hat für mich keine Schrecken.“ —

Mit dieſer Beharrlichkeit widerlegte ſie alle Gründe, die der Hauptmann noch weiter anführte, und Madam Berger mit Bitten und Thränen unterſtützte. Eben ſo wenig gelang es in der Folge dem alten Oswald (der ihr, in mehrern Briefen, denſelben Rath gab, und ſogar einen angenehmen und ſichern Zufluchtsort vorſchlug) ihren ſtandhaften Entſchluß wankend zu machen.

21.

Es war nun, seit ihrem letzten Erscheinen auf der Bühne, fast ein Monat vergangen, und Wolfram säumte noch immer, ein Schauspiel anzuordnen, in welchem sie wieder auftreten sollte. Sie hatte schon mehrmals ihn darum ersucht, aber immer, unter mancherley höflichen Entschuldigungen, eine verneinende Antwort erhalten.

Indessen lebte sie, wie in einem Kloster. Sie sah und sprach Niemand, als ihre Hausfreundin, die ihr immer Muth und Trost zusprach, und manche Spötterey verschwieg, die sie über das unglückliche Mädchen im Theater und an andern Orten anhören mußte.

Vom Kammerjunker schien Mariane vergessen zu seyn. Man sah und hörte nichts von ihm. Nur Luchs spionirte bis-

weilen um das Haus herum, schlich auch mehrmals hinein, und verlangte, Marianen zu sprechen; er ward aber, ohne Meldung, an der Treppe zurück gewiesen.

In der fünften Woche ihrer Abgeschiedenheit vom Theater überraschte sie ein unerwarteter Besuch des Directeurs. Sie zitterte bey seiner Ankunft, weil sie einen verdrießlichen Wortwechsel befürchtete; allein Wolfram erschien mit der freundlichen Anrede: „Es hängt ganz von Ihnen ab, wenn Sie wieder spielen wollen. Nach allen Anzeichen, sind die zürnenden Götter des Parterr's versöhnt, und werden uns nun wohl mit dem Donner ihrer Stöcke verschonen. Ich habe mehrere nahmenlose Briefe bekommen, die eine ganz ungemeine Sehnsucht bezeigen, Sie wieder auf der Bühne zu sehen. Bestimmen Sie selbst dazu einen Tag, und

wählen Sie ein Stück, worin Sie sich den sichersten Beifall versprechen." —

Mariannens Augen flammten vor Freude. „Emilia — sagte sie — Emilia Galotti war hier meine erste Rolle, und ich spielte sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Sie soll mich denn auch jetzt, gleichsam wieder von neuem, bey dem Publikum einführen. Ich will mich selbst hintergehn, will mir vorstellen, daß ich zum ersten Mahl in dieser Stadt auftrete, und alle Zwischentage voll Kummer und Leiden mögen vergessen seyn. So gelingt es mir vielleicht, die Zuschauer in eine ähnliche Täuschung zu versetzen, und die gute Stimmung wieder bey ihnen hervor zu bringen, mit der ich an jenem glücklichen Tage aufgenommen wurde. O dann wird mir so wohl seyn, als wär' ich aus dem Grabe zurück gekehrt! Ich kann diese Stunde, die Geburtsstunde eines neuen,

bessern Lebens kaum erwarten, und bin daher mit Vergnügen bereit, mich am nächsten Schauspieltage, furchtlos und heiter, auf der Bühne zu zeigen." —

Der Directeur freute sich ihres Muthes, und bestimmte den folgenden Tag zur Vorstellung des Lessing'schen — jetzt leider! beynahe vergessenen — Meisterstücks.

Wolfram, ein sonst scharfsichtiger Welt- und Menschenkenner, war jetzt ein gemißbrauchtes Werkzeug in den Händen der Bübetey. Alle bey ihm eingelaufene Briefe, die Marianen betrafen, waren aus der Feder des oft genannten Unholds, mit schlau veränderten Zügen, geflossen. Der Elende hatte seine Absichten auf Marianen so wenig aufgegeben, daß er vielmehr fester, als jemals, entschlossen war, den letzten Ueberrest ihres Glücks und ihrer Ehre zu vernichten.

Die Arme hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was ihr bevorstand, sondern glaubte treuherzig, daß man ihr alle vorherige Beleidigungen durch verdoppelten Beifall vergüten werde. Diese fröhliche Erwartung verscheuchte den Schlaf von ihren Augen. Sie beschäftigte sich die ganze Nacht hindurch mit ihrer Rolle, und fühlte sich am folgenden Tage zwar ermattet, aber heiter durch das Bewußtseyn, daß sie den möglichsten Fleis angewendet habe, alle billige Zuschauer zu befriedigen, und selbst den Aufrührgeist der Uebelgesinnten, durch ein gutes, untadelhaftes Spiel, zum Schweigen zu bringen.

22.

Zwey Stunden vor dem gewöhnlichen Anfange des Schauspiels, trieb schon die Neugierde einen so gewaltigen Strom von

Menſchen zum Theater, daß ein Drittheil von ihnen keinen Platz fand, ſondern mit Verdruß an der Schwelle wieder umkehren mußte. Logen, Parterre und alle Winkel des Hauſes waren übervoll. Sämmtliche Zuſchauer ſaßen ſo eng' und unbequem, und fühlten ſich von der leidigen Neugierde noch mehr, als von ihren Nachbarn, ſo unbehaglich gedrückt, daß ſie jede Minute, bis zum Aufrollen des Vorhangs, zählten.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Der erſte Aufzug, worin Emilia, wie bekannt, noch nicht erſcheint, dünkte jedoch, ungeachtet ſeines Reichthums an vortrefflichen Scenen, der ganzen Verſammlung diesmahl ſehr langweilig, und erregte weder Aufmerkſamkeit noch Theilnahme. Es ſchien, als ob Jeder ſein Geſicht und Gehör ſchonen, und die Schärfe dieſer Sinne bis zu Emi-

liens Auftritt im zweiten Akt aufspa-
ren wollte.

Fliehend vor dem Prinzen, der ihr in der Kirche aufgelauert und dort eine Liebeserklärung gethan hatte, stürzte sie jetzt, zitternd und athemlos, auf die Bühne. Aus dieser Aehnlichkeit zwischen Emiliens Lage und ihrer Darstellerin eigenem Schicksal, entsprang ein unübertreffbar natürliches Spiel. Mariane warf sich ihrer einzigen Freundin, der Madam Berger (die in diesem Trauerspiele Mutter Claudia war) mit so kunstloser und rührender Aengstlichkeit in die Arme, daß die meisten Zuschauer, durch das mächtige Gefühl der Wahrheit erschüttert, in die Hände klatschten und Bravo! riefen.

Der Jubel dieser ehrlichen Leute ward jedoch plötzlich von allen Seiten durch Zischen, Pfeifen und Pochen gestört.

Sie stutzten und schwiegen, ermannten sich aber bald von dieser kurzen Betäubung, und suchten nun durch lautern Beifall die hämischen Tadler zu überbieten. Es gelang. Die Ruhe ward, nach einigen stürmischen Minuten, wieder hergestellt; allein Mariannens Fassung war verloren. Der erste Laut, der die Gegenwart ihrer noch unversöhnten Feinde verrieth, schlug sie beynahe zu Boden. Ihr stärkerer Geist hielt jedoch den schwankenden Körper aufrecht. Der Gedanke: Du leidest unschuldig! schoß, wie ein Blitzstrahl, durch ihre Seele, und rettete noch den letzten Funken ihres verlöschenden Muthes. So vermochte sie, mit der höchsten Anstrengung aller Leibes- und Seelenkräfte, fort zu spielen. Sie fühlte von Augenblick zu Augenblick, daß ihr hoch schlagendes Herz ruhiger und der zitternde Ton ihrer Stimme fester ward. Schon war sie nahe daran, sich der Fes-

ſeln des Schreckens ganz zu entledigen, und wieder mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit zu handeln und zu ſprechen, als ſich auf einmal ein neuer Sturm erhob, der ſie aus ihrer theatraliſchen Laufbahn auf immer gewaltſam heraus warf.

Dies geſchah in der Scene, da Emilie dem Grafen Appiani erzählt, daß ihr von dem Diamantenſchmuck, den ſie von ihm zum Geſchenk erhalten, geträumt habe, als ob ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandle. Als Mariane jetzt, von traurigen Ahnungen ergriffen und zu Thränen bewegt, mit bangem Tone die Worte ſprach: „Perlen, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen!“ — da erſchallte von der Gallerie, rauh und donnernd, wie durch ein Sprachrohr, eine Stimme: „Krokodillsthränen!“ und zugleich flog, von einem gräßlichen Hohngelächter begleitet, ein fauler Apfel von

oben herab der Unglücklichen an die Stirn. Sie taumelte zurück, und fiel, ohne Bewußtseyn, der Madam Berger in die Arme.

Jeder vernünftige und gutdenkende Zuschauer brach in den lautesten Unwillen über dieses Bubenstück aus. Nur die Anhänger des Herrn von Windhorst (der sich diesmal nicht im Parterre befand, sondern in einer entfernten, dunkeln Loge schadenfroh lauerte) nur diese Nichtswürdigen lachten und klatschten, mit andern gefühllosen Dummköpfen, um die Wette. Diese mannichfaltigen, tobenden Aeusserungen des Abscheus und der Schadenfreude verursachten einen unerhörten Lärm, der dem Getümmel eines Schlachtfeldes glich.

Mariane sank indessen, aus den zu schwachen Armen ihrer Freundin, in star-

ker Ohnmacht zur Erde, und ward, durch einige, hinter den Bühnenwänden hervor gerufene Männer, einer Todten ähnlich, hinweg getragen. Jetzt trat der Directeur, mit raschen Schritten, auf das Theater. Mühsam unterdrückter Zorn sprach aus allen seinen Gesichtszügen. Er erklärte kurz und kalt, daß die Vorstellung, wegen der, vor Aller Augen, geschehenen Begebenheit — die dem Urheber, wer er auch sey, keine Ehre bringe — geschlossen werden müsse. Nach diesen Worten entfernt' er sich, und hinter ihm rollte der Vorhang nieder.

23.

Indessen hatte Mariane zwar Leben und Besonnenheit wieder gewonnen, sie befand sich aber in einem Zustande, der das höchste Mitleiden verdiente. Das Feuer ihrer Augen war verloschen; ihr

Gesicht, sonst der Wohnsitz der blühendsten Gesundheit, war mit Todtenfarbe bedeckt. Sie sah stumm und stier vor sich hin. Ihre Sprache waren Thränen. Blos durch Zeichen und Winke gab sie zu verstehen, daß sie nach ihrer Wohnung verlange. Als der Wagen abfuhr, warf sie noch einen Blick nach dem Schauspielhause zurück, und brach in lauten Jammer aus. Sie verbat die Hülfe eines herbey gerufenen Arztes, und widerstand, als ihr dennoch Arzeneien gebracht wurden, den dringendsten Bitten, sie zu brauchen. So war sie auch nicht zu bewegen, etwas zu essen oder zu trinken, sondern eilte, ohne die geringste Erquikkung, zu Bette.

Hier verfiel sie bald in die heftigste Fieberhitze. Jetzt fing sie an zu sprechen; es waren aber irre Worte, ohne Sinn und Zusammenhang. Der Wunsch

des Todes war der Hauptgedanke ihrer zerrütteten Fantasie. Gegen Morgen ward sie still, und begann zu schlummern.

Doch hatte sie noch keine volle Stunde geruht, als sie das stürmische Hereintreten eines Theateraufwärters schon wieder erweckte. Er brachte vom Directeur einen Brief. Madam Berger nahm ihm das an Marianen überschriebene Papier schnell aus der Hand, und bemühte sich, es zu verstecken, weil sie einen unangenehmen Inhalt befürchtete; die Kranke bestand aber darauf, das Schreiben zu lesen, und erbrach es mit ungewöhnlicher Hastigkeit. Es enthielt folgende flüchtige Zeilen:

„Ich beklage Sie, Mamsell Richard, beklagen Sie aber auch mich! Der gestrige Abend hat den guten Ruf meiner Bühne

vernichtet. Sie mögen unſchuldig, wie die Sonne des Himmels, ſeyn; was kann mir das helfen? Meine Verhältniſſe zwingen mich, Sie zu erſuchen, daß Sie von nun an jeden Gedanken aufgeben, dieſes Theater jemals wieder zu betreten. Ich bin jedoch bereit, Ihnen den Gehalt auf ſechs Monate ſofort auszuzahlen. Wolfram."

Mariane las den Brief nicht zu Ende. Er entſank ihren bebenden Händen, die ſie in wilder Verzweiflung rang und wand. „Auch dieſen Schimpf mußt' ich noch erleben!" rief ſie ſchluchzend: „Dieſen unauslöſchlichen Schimpf, mich, wie eine liederliche Dirne, vom Theater verwieſen zu ſehn! O der harte Mann, daß er ſo damit eilte, mir vollends das Herz zu brechen! Doch er that Recht. Ich dank' ihm, daß er mich raſch zu dem Ziele führt, wohin ich muß. Das

Schwanken des Schiffbrüchigen zwischen Leben und Tod ist peinlicher, als schnelle Vernichtung." —

Madam Berger warf sich, zitternd bey diesen bedenklichen Worten, vor Marianens Bett auf die Knie, und beschwor sie mit heißen Thränen, ihr Schicksal geduldig zu tragen. „Verzweifeln Sie nicht, gutes Mädchen!" sagte die wackre Frau: „Suchen Sie Ruh' und Trost in Ihrem reinen, schuldlosen Herzen und in der Ueberzeugung, daß jeder Redliche Sie schätzt und bemitleidet. Lassen Sie böse Menschen und Thoren ihr Wesen hier treiben! Diese Mauern sind ja nicht die Gränzen der Welt. An irgend einem andern Orte werden Sie Heil und Frieden finden." —

„Das werd' ich!" — sagte Mariane mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„O Gott?“ — rief die beſorgte Freundin — „Ihr banger Grabeston ſetzt mich in Todesangſt. Bey allem, was Ihnen heilig und theuer iſt, beſchwör' ich Sie, brüten Sie nicht über ſo düſtern, ſchwermüthigen Gedanken! Es kann ja noch alles gut werden. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun ſoll. Ich will zum Directeur laufen; er mag Ihnen eine Ehrenerklärung ausfertigen, mag darin verſichern, daß Sie der Bühne freiwillig entſagt hätten.“ —

Mariane ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Ja, das ſoll und muß er thun!“ rief Madam Berger: „Das wird Sie beruhigen.“ —

Sie eilte jetzt nach der Thür. Mariane winkte ſie zurück, drückte mit Hef-

tigkeit ihre Hand, und warf ſich, in Thränen zerflieſſend, ihr um den Hals. Beide vermochten nicht vor Wehmuth zu ſprechen.

Es war die letzte Umarmung; denn kaum hatte ſich Madam Berger aus dem Zimmer entfernt, als Mariane, mit dem Entſchluß zu ſterben, aus dem Bette ſprang und ſich ankleidete.

Sie nahm ein Blatt Papier, und ſchrieb darauf folgende Stellen aus einem Gedichte von Bürger:

„Umlagert von der ſchnöden Wollust Brut,
Von Büberey mit Netzen rund umſtellt,
War ich in einen ſauern Kampf verſtrickt.
Ich ſehe keine Freiſtatt offen,
Als unter mir das Grab. —
Der Lobeerzweig, nach dem ich blutend rang,
Flicht ſich zur Todtenkron' auf meinen Sarg." —

Dieſes Blatt legte ſie auf den Tiſch. Dann eilte ſie zum Thor hinaus, erklomm das hohe Felſenufer des nahen Stroms, ſtürzte ſich hinab, und ward von den Wellen verſchlungen.

24.

Mit Entſetzen ſahen einige Leute von fern, ohne die Unglückliche zu kennen, ihren Sprung in die Fluthen. Sie riefen Schiffer zur Rettung herbey, eilten ſodann in die Stadt, und erzählten Jedem, der ihnen aufſtieß, die traurige Begebenheit, von der ſie Augenzeugen geweſen waren.

Wolfram hatte ſich, ohne Bedenken, zu der gewünſchten Erklärung verſtanden, und Madam Berger war eben auf dem Rückwege, um ihrer Freundin dieſe frohliche Bothſchaft zu bringen. Da

sah sie auf der Gasse viele Menschen zusammen laufen, und hörte laut darüber sprechen, daß sich ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in den Fluß gestürzt habe.

Diese Worte fielen ihr, wie ein Donnerschlag, aufs Herz. Ihr erster Gedanke war Mariane. Athemlos kam sie in ihrer Wohnung an, und fand mit Schaudern das Blatt auf dem Tische. Von Schrecken gejagt, lief sie damit, gleich einer Wahnsinnigen, in Wolframs Haus zurück.

Er hörte mit höchster Bestürzung die unerwartete Nachricht, und begab sich stracks hinaus ans Gestade, um Rettungsanstalten zu treffen. Es kamen aber bereits mehrere Schiffer wieder ans Land, die den Strom vergebens durchkreuzt hatten. Sie waren einstimmig der Meinung, daß der Körper nun schon

unerreichbar weit von der Fluth fort gewälzt und ohne Leben seyn müsse.

Wolfram ging jetzt traurig nach der Stadt zurück und beschloß, nicht eher zu ruhen, bis er den Urheber des letztern Lärms im Schauspielhause, den offenbaren Mörder Mariannens, entdeckt habe.

Dies gelang ihm ohne Mühe. Es erwarteten ihn schon in seinem Hause drey glaubwürdige Männer, die ihm anzeigten: daß Luchs, vor ihren Augen und Ohren, in einem Winkel der Gallerie, das Wort: „Krokodillsthränen!“ heraus geschrieen und einen Apfel auf die Bühne geworfen habe. Wolfram eilte mit ihnen vor Gericht, wo sie ihre Aussage durch einen Eid bestätigten. Hierauf ward der Verbrecher gefänglich eingezogen.

Er gab sich anfangs die Miene der Unschuld, und läugnete hartnäckig. Als

man ihm aber jene Zeugen unter die Augen ſtellte, geſtand er die That, und führte blos zu ſeiner Entſchuldigung an: Er ſey von dem Herrn von Windberſt, theils durch das Verſprechen einer anſehnlichen Summe, theils durch harte Drohungen, dazu verleitet, und von ihm genau unterrichtet worden, was er thun ſolle. Durch eine Kette von Fragen, ward nun die ganze Verfolgungsgeſchichte von ihm herausgeforſcht und in den Akten ausführlich aufgezeichnet.

Das Gerücht von Marianens Schickſal drang, nach wenigen Stunden, bis zum Ohre des Fürſten. Er lies ſich das gerichtliche Protokoll verlegen, und las es mit dem größten Erſtaunen und Unwillen.

Indeſſen ſtand Windberſt, ohne das Aufſteigen einer Donnerwolke über ſeinem

Haupte zu ahnen, ruhig und vergnügt, unter andern Hofleuten, im fürstlichen Vorsaale, scherzte laut und frech über die traurige Neuigkeit des Tages, und nannte die Unglückliche eine Romanenheldin.

In diesem Augenblicke trat, unerwartet und plötzlich, der Fürst aus seinem Zimmer, ging mit hastigen Schritten auf den Kammerjunker zu, und sprach mit furchtbarer Stimme: „Ich will doch nicht hoffen, daß Sie sich so fröhlichen Muthes von Ihrer begangenen Schandthat unterhalten? — Ich bin ganz davon unterrichtet, und werde der Rächer der von Ihnen gemordeten Unschuld seyn. Sie sind von jetzt an Gefangener. Schon erwartet Sie die Wache vor der Thür. Sie sollen nicht ungehört verurtheilt werden; wenn Sie sich aber nicht ganz rechtfertigen können, so bereiten Sie sich zu einer langen Reise auf die Festung. In

jedem Falle hören Sie von diesem Moment an auf, Kammerjunker zu seyn, und meiden immer und ewig den Hof. Entfernen Sie sich! Meine tiefste Verachtung begleitet Sie." —

Stumm und todtenbleich schlich Windherst von dannen. Die übrigen Höflinge, die zum Theil kein gutes Gewissen hatten, zitterten. Jetzt wandte sich der Fürst zu ihnen, sah den Verdächtigen scharf in die Augen, und sprach: „Spiegeln Sie sich sammt und sonders an dem Schicksale dieses ehrlosen Menschen! Es ist mir sehr wohl bekannt, daß Mancher unter Ihnen um sein Verbrechen wußte, Mancher sogar der Spießgeselle des Mörders war. O wie wenig gleichen Viele von Ihnen den ehrlichen Rittern der Vorzeit, von denen Sie doch Ihre Ahnen so gern ableiten! Jene Biedermänner schützten das schwächere Geschlecht; Sie aber verfol-

gen und werden es. Lasse mich Keiner unter Ihnen ein solches Bubenstück von sich erfahren, sonst werd' ich ihn eben so, als jenen Nichtswürdigen, behandeln!" —

Jetzt ging der edle Fürst in sein Gemach zurück. Auf seinen Befehl, ward Marianens Körper, den der Strom an das jenseitige Ufer getrieben hatte, zwar still, aber ehrhaft, begraben. Windhorst und Luchs büßten ihr Verbrechen durch langwierige Gefangenschaft. Jener auf der Festung, Dieser im Zuchthause.

Achmet und Valide.

Valide, eine der ſchönſten Prinzeſſinnen des Orients, ſtand in der Blüthe des ſechzehnten Jahres, als der Geſandte eines Fürſten, deſſen Reich einige hundert Meilen entfernt lag, für ſeinen Herrn um ſie warb. Ihr Vater empfing dieſe Bothſchaft mit Vergnügen; denn ſie war längſt ſein Wunſch. Valide ward um ihr Ja oder Nein nicht gefragt. Sie hatte das gewöhnliche Schickſal aller Fürſtentöchter, die weniger frey, als das ärmſte Hirtenmädchen, bey dem wichtigſten Schritte des Lebens ſind; die ſich blindlings vermählen müſſen, ohne daß ſie zuvor Herz und Auge zu Rathe ziehen dürfen. Die Unterhandlungen kamen alſo bald zu Stande, und der Oberprieſter

ſprach, nach der Sitte des Landes, über einen Schlafrock des fürſtlichen Bräutigams und ein Nachtmäntelchen der Prinzeſſin Braut, die auf einen Altar ſäuberlich neben einander gelegt wurden, den Vermählungsſegen.

Valide begab ſich jetzt mit banger Erwartung auf die Reiſe zu ihrem Gemahl. Sie erreichte glücklich ſeine Burg, deren Pracht ihr gefiel; aber ſie ſchauderte zurück, als eine bleiche, krüpelhafte Gnomengeſtalt, die Marmortreppe herab, wie ein Grashüpfer, ihr entgegen ſprang und keck ſie umarmte. Dieſes zudringliche Männchen war, wie man leicht errathen wird, Niemand anders, als der durchlauchtigſte Beſitzer des mit ihrem Nachtmantel gepaarten Schlafrocks.

Der kleine Fürſt hatte nicht die Gabe, ſich, durch ein angenehmes Betragen, beliebt und ſeinen Höcker, nebſt andern

Häßlichkeiten, vergessen zu machen. Sein Geist war so schief, als sein Körper. Er spielte, der Natur zum Trotz, den Empfindler, und sprach von nichts, als von Liebe. Dieses schöne Wort, das, aus einem geliebten Munde, süßer tönt, als Nachtigallengesang, ward der armen Valide nach und nach zum bittersten Ekel, da es ihr eine verhaßte Mißgestalt unermüdet vorkrächzte. Endlich rächte Amor diese Entheiligung seines werthen Namens. Er bestach den Tod, und der schwindsüchtige Fürst hustete sich, drey Monate nach seiner Vermählung, ins Grab.

Kaum fühlte sich Valide frey, so verließ sie, des Hofgetümmels überdrüssig, die Hauptstadt, und bezog ein ländliches Lustschloß in einer lachenden Gegend.

In ihrer Nachbarschaft bewohnte Prinz Achmet, ein weitläuftiger Verwandter ihres verstorbenen Gemahls, ein

einſames Waldſchloß. Sie hatte den jungen Mann ein einziges Mahl mit flüchtigen Blicken geſehen; denn er zeigte ſich bey dem Feſte, das ihrer Ankunft zu Ehren gefeiert ward, nur einige Minuten am Hofe, und kehrte dann ſogleich in ſeine Einſiedeley zurück, die er ſchon ſeit mehrern Jahren, aus Unmuth über die Treuloſigkeit eines geliebten Mädchens, zum beſtändigen Aufenthalt gewählt hatte. Er war entſchloſſen, die Liebe zeitlebend zu fliehen, und ihren Namen nicht mehr auszuſprechen. Dieſer Vorſatz wär' ihm allenfalls, da er ſich über dieſe Göttin mit Recht beklagen konnte, zu verzeihen geweſen; allein er trieb die Sache weiter, vermied allen Umgang, und ſtand nahe daran, ein vollendeter Menſchenfeind zu werden. Dennoch zwang er ſich jetzt, der Schicklichkeit ein Opfer zu bringen, und der fürſtlichen Witwe die Aufwartung zu machen.

Er ward durch die unwiderſtehliche Anmuth ihres ganzen Weſens ſo bezaubert, daß er beym Abſchied um die Erlaubniß bat, ſeinen Beſuch zu wiederhohlen. Die gewöhnliche Schüchternheit einer neuen Bekanntſchaft verlor ſich ſchon bey der zweiten Zuſammenkunft. Die Unterhaltung gewann mehr Leben. Achmets Augen ſtralten ein ſanftes Feuer. Er drückte ſogar Validens Hand mit Zittern und Erröthen.

Die Prinzeſſin errieth die geheimen Gefühle ſeiner Seele, und ſagte lächelnd: „Dieſen Handdruck verdank' ich doch wohl den reinen Empfindungen der Freundſchaft? — Dann iſt er mir willkommen, und ich erwiedere ihn ohne Bedenken. Die Freundſchaft iſt eine holde Göttin, die unſer einſames Landleben mit vielen frohen Stunden beglücken wird. Nur wollen wir uns ja mit einer gewiſſen an-

dern Dame, die gern den Frieden des Herzens ſtört, in keinen Verkehr einlaſſen. Verſtehen Sie mich, Achmet? Ich mache mir, wenn unſer Umgang fort dauern ſoll, zur heiligſten Bedingung, daß nie unter uns von Liebe die Rede ſey." —

„Das verſpreche ich Ihnen!" antwortete Achmet. „Ich haſſe dieſe Unruhſtifterin ſelbſt ſo ernſtlich, daß nicht einmahl ihr Name jemals wieder über meine Lippen kommen ſoll. Die Stolze wähnt, der Menſch könne nicht ohne ſie leben. Wir wollen ihr aber das Gegentheil beweiſen, und uns mit ganzer Seele, einzig und ausſchließlich, der Freundſchaft weihn." —

Indem ſie ſo beſchäftiget waren, der Liebe abzuſagen, ward ihr Geſpräch unterbrochen. Ein Diener meldete, daß

ſich im Vorzimmer ein junger Handelsmann befinde, der verſchiedene artige Kleinigkeiten zum Verkauf anbiete. Man ließ ihn rufen.

Ein ſchöner Knabe, mit blauen Augen und blonden Locken, kam jetzt luſtig herein gehüpft. Er trug ein Körbchen mit kurzen Waaren und ſang:

Kauft, kauft! Ich bin ein frommes Kind,
Das ſtets die Welt durchwandelt.
Kauft Waaren, die ſo niedlich ſind,
Daß man mit Luſt drum handelt!
Ich geb' um einen Pappenſtiel
Für Herz und Aug' Ergötzen.
Drum kaufet ſchnell und kaufet viel
Von meinen raren Schätzen!

Unter dem Geſange dieſes Liedchens fing er an auszukramen. Achmet und Valide beſahen ſeine Siebenſachen hin und her, fanden aber nichts darunter, was ihnen gefiel.

„Nun?“ — rief der Knabe im Tone der Verwunderung aus: „Iſt denn gar nichts nach Ihrem Geſchmack? Sehn Sie doch hier Ferngläſer, Roſenwaſſer, Damenperücken, elaſtiſche Geſtelle zu Buſen und Waden, elfenbeinerne Kunzelnglätter und ſo weiter! Das ſind doch alles, dünkt mich, ſehr brauchbare Dinge, und ich mache täglich bey der ſchönen Welt einen ſtarken Abſatz davon.“ —

„Wohl mir,“ ſprach Valide, „daß ich zu deiner ſchönen Welt, die dergleichen Bedürfniſſe hat, nicht gehöre! Ich bedaure, kleiner Freund! Du biſt vergebens gekommen.“ —

„Das befürcht' ich noch nicht. Betrachten Sie einmahl dieſes allerliebſte Spielwerk, das eben erſt Mode wird! Man nennt es ein Weberſchiff. Eine zierliche Rarität, die Sie mir gewiß abkaufen.“ —

„Was ſoll ich damit machen? Das Ding iſt übrigens artig und aus ſchönem Holze geſchnitzt.“ —

„Ey wohl!“ fiel der Knabe lebhaft ein: „Es iſt von der Myrthe, dem Baume der Liebe.“ —

„Dieſe Abſtammung empfiehlt mir das Werkchen eben nicht. Doch was iſt der Preis?“ —

„Ich bitte, fragen Sie darnach nicht!“ —

„Warum? Haſt du vielleicht Luſt, mich zu beſchenken?“ —

„Nein. Ich will Ihnen nur — und zwar aus blankem, baaren Eigennutz — Credit geben; denn ich weiß, daß Sie mir einſt mein Schiffchen mit vielem Vergnügen doppelt und dreyfach bezahlen werden.“ —

„Das müßte ſonderbar zugehen. Ich begreife nicht, warum ich das Wunderding ſo lieb gewinnen ſollte, daß ich mich zu einer ſolchen freygebigen Vergeltung bewogen fände. Worin beſtehn denn ſeine Tugenden?“ —

„Es gewährt einen angenehmen, unſchuldigen Zeitvertreib, und wird auf folgende Weiſe gebraucht: Wenn Sie ohne Geſellſchaft ſind und lange Weile haben, ſo nehmen Sie Seide, und bilden daraus, mit Hülfe meines kleinen Schiffes, jedesmahl ein Knötchen, ſo oft Sie an diejenige Perſon denken, die Ihnen beſonders lieb und werth iſt, für die Sie — um mich beſtimmter auszudrücken — die zärtlichſte Freundſchaft empfinden. Dieſer Perſon zeigen Sie alsdann, bey der nächſten Zuſammenkunft, die Beweiſe Ihres Andenkens, und das erweckt denn natürlich viel Vergnügen.“ —

Valide machte sogleich einen Versuch, und er glückte.

„Vortrefflich!“ rief der kleine Mann: „Und nun will ich auch Ihnen, mein schöner Prinz, etwas zu thun geben. Nehmen Sie diese Bleyfeder und dieses Täfelchen, und schreiben Sie in einsamen Stunden alles auf, was Ihnen Ihr Herz diktirt. Mein Geschäft ist nun abgethan. Leben Sie Beide wohl! Heut über drey Monden wart' ich Ihnen wieder auf.“ —

Achmet und Valide sahen dem Knaben, der jetzt lustig davon sprang, mit Verwunderung nach, und waren Beide der Meinung, daß er, nach seinem ganzen Thun und Wesen, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung sey.

Der Prinz ging sodann auf die Jagd; die Prinzessin in den Garten.

Hier hörte ſie den ſchmelzenden Geſang einer Nachtigall und — knüpfte Knötchen. Sie ſah Schmetterlinge, die ſich ſchäkernd verfolgten, und — knüpfte Knötchen. Sie erblickte zwey ſich ſchnäbelnde Turteltauben, und — knüpfte Knötchen. Sie bemerkte die ſanfte Bewegung der Blumen, die ſich zu einander hin neigten, und ſich zu küſſen ſchienen, und knüpfte immer und immer Knötchen.

Gegen Abend kam Achmet zurück. Seine Waldgeſchäfte waren diesmahl ſehr unbedeutend geweſen. Er hatte wenig nach Wild, deſtomehr nach Reimen gejagt. Dies bewies ſeine Schreibtafel, deren Inhalt wir jedoch hier nicht auftiſchen wollen. Die Verſe eines Verliebten machen andern ehrlichen Leuten gewöhnlich lange Weile; und dies dürfte wohl bey fürſtlichen Minneliedern beſonders zu befürchten ſeyn.

Das freundſchaftliche Paar unterhielt ſich bey der Abendtafel ſelbander mit Schmähungen auf den armen Liebesgott. Es erlaubte ſich ſogar, ſeinen Namen — den Achmet ſonſt zu nennen vermied — jeden Augenblick auszuſprechen, blos um das Vergnügen zu haben, ihn ſo recht, wie man ſagt, nach Noten ausſchelten zu können. Er ſtand, ungeſehen, in einem Winkel und lachte. Dieſer Schalk hat gewonnenes Spiel, wenn man nur von ihm ſpricht; es ſey übrigens gut oder übel. —

Knöteln und verſeln war von nun an der beiden jungen Herrſchaften Lieblingsgeſchäft. So verfloſſen drey Monate. Der kleine Handelsmann ſtellte ſich jetzt richtig wieder ein, und ſein erſtes Wort war die Frage: „Ob indeſſen ſein Schiffchen fleißig gebraucht worden ſey?“

„Ey wohl!“ antwortete Valide.

„Und das Täfelchen des Prinzen?“ fuhr der Kleine fort.

„Iſt übervoll geſchrieben!“ ſprach Achmet.

„Das klingt gut!“ ſagte der Knabe. „Wollen Sie mir, ſchöne Prinzeſſin, wohl die Freude machen, Ihre Knötchen beiſammen zu ſehen?“

Auf Validens Befehl, wurden jetzt einige damit angefüllte Körbchen herbey gebracht.

Der Kleine ſprang hoch auf, klatſchte in die Hände, und rief: „Das nenn' ich Fleiß! Millionen Knötchen! So ein gewaltiges Heer läßt ſich im Zimmer nicht gehörig überſehen und muſtern. Fort damit in den Garten!“ —

Es war schon im Spätherbst. Die Bäume standen dürr und kahl. Achmet und Valide schauerten vor Kälte. „Nur ein wenig Geduld! Ich will bald einheizen!“ sagte lächelnd der kleine Mann, und warf eine Hand voll Knötchen über sich empor. Urplötzlich erwärmte sich die Luft. Blumen entsproßten der Erde. Die Bäume belaubten sich, und ein Chor singender Vögel hüpfte von einem blühenden Zweige zum andern.

„Welches Wunder!“ riefen Achmet und Valide, und sahen sich staunend an. Jetzt ward die ganze zahllose Menge von Knötchen gleichsam lebendig, erhob sich von der Erde, schlang sich durch einander, und bildete sich zu einem Netze, das Beide umfing.

Und schnell, wie ein Gedanke, stand der Knabe vor ihren Augen in den leibhaften Liebesgott verwandelt. Er war

mit Köcher und Bogen gerüſtet, aber ohne Flügel und Augenbinde. Die Gefangenen zitterten.

„Fürchtet euch nicht vor mir!“ ſagte lächelnd der Gott; „nur blind und geflügelt bin ich bisweilen gefährlich. Wenn ich aber edlen Menſchen, welche die ſanfte Hand der Freundſchaft zuſammen führte, mit offenen Augen erſcheine, dann leg' ich auch die Schwingen ab, und verlaſſe die Vereinigten nimmer. Ihr waret Freunde, und machtet euch dadurch würdig, Liebende zu ſeyn. Vermählt euch und ſeyd glücklich!“ —

Nach dieſem Trauungsſegen verſchwand er. Achmet und Valide folgten ſeinem Gebot, und ihr langes, zufriedenes Leben verbitterte kein Augenblick der Reue.

Das Damenpferd.

Vor der Liebe Zauberketten
Kann kein Sterblicher sich retten.
Wer versuchte schon mit Glück
Dieses Wagestück? —
Kaltsinn aus des Mannes Herzen
Weg zu scherzen,
Ist für jedes schöne Weib
Spiel und Zeitvertreib.
Dies erfuhr ein alter,
Trockner, kalter
Moralist,
Wie im folgenden Berichte
Seiner lustigen Geschichte
Mehr zu lesen ist.

Ein junger, gutmüthiger Fürst, dem es nicht im Traum einfiel, dem Geringsten seiner Unterthanen weh zu thun, war dennoch bey dem Volke nicht beliebt, weil

er seine Pflichten, als Herrscher und Landesvater, gänzlich verabsäumte.

Er ließ sich, anstatt sein Land zu regieren,
Am Seile der Liebe selbst leiten und führen.
Ein Fräulein, Namens Adelheid,
Beherrschte sein Herz und seine Zeit.
Sein Paradies war immer und immer
Ihr stilles, kleines, vertrauliches Zimmer.
Dagegen empfand er im Sitzungssaal
Der heimlichen Räthe die höchste Qual.
Die Herren mußten ihn drängen und treiben,
Nur seinen Namen zu unterschreiben.

Diese Flucht vor Geschäften wäre vielleicht manchen ungetreuen Staatsbeamten sehr willkommen gewesen. Sie hätten, im Namen ihres sorglosen Herrn, mit Willkühr und Eigennacht den Zepter geführt, und sich gute Pfeifen im unbewachten Rohr geschnitten; allein jene

Wittermänner waren anders gesinnt. Sie beschlossen einmüthig, den fürstlichen Weichling, durch eine nachdrückliche Vorstellung, aus dem Schlummer der Unthätigkeit zu wecken.

Die Wortführung übernahm Alfons, der älteste Rath. Er war kein hofmanierlicher Leisetreter, sondern ging mit festen Schritten auf sein Ziel los, und entdeckte dem Fürsten in der ungeglätteten Sprache des redlichsten Eifers, daß Stadt und Land mit ihm unzufrieden sey, weil ihn die Liebe eines Mädchens mehr, als die Wohlfahrt seines ganzen Volkes, beschäftige.

Der Fürst ward erschüttert, und strafendes Bewußtseyn band ihm die Zunge. Erst am Ende der Bußpredigt gewann er die Sprache wieder, und rief seufzend aus: „Ach, guter Alfons, Sie haben gewiß nie geliebt!“ —

Der Alte gestand mit Achselzucken, daß er in seinem ganzen Leben keine Zeit dazu gehabt habe. Mit dieser etwas einfältigen Antwort trat er ab, und schüttelte vor der Thür bedenklich den Kopf; denn er befürchtete, das Saamenkorn seiner Lehre in einen unfruchtbaren Boden gestreut zu haben.

Allein er hatte sich diesmahl in dem Fürsten geirrt.

Denn Dieser, wie vom Traum erwacht,
Erkannte seine Pflicht,
Sah dreimahl wechseln Tag und Nacht
Und sah sein Liebchen nicht.

Wer zählt die Thränen Adelheids,
Die einsam sie vergoß?
Sie schlich, ein Bild des tiefsten Leids,
Auf des Geliebten Schloß.

Still schlüpfte sie in sein Gemach.
Er schrak hoch auf vor ihr.
Sie, ihm zu Füßen, seufzt' und sprach:
„Was that dein Mädchen dir?" —

Der Fürſt, innig gerührt, drückte die Weinende heftig an ſein Herz. „Adelheid, liebe Adelheid,“ rief er: „beruhige dich! Du, gutes Mädchen, haſt mich nicht beleidigt. Ich liebe dich ſo herzlich, als jemals, und werde dich ewig ſo lieben; aber dich ſehen — kann und darf ich nicht mehr.“ —

Die Empfangsworte des Fürſten wären Balſam für Adelheids verwundetes Herz; deſto mehr ſchmerzte der Dolchſtich des Nachſatzes. Ein neuer Thränenſtrom brach aus ihren Augen; ſie konnte lange vor Jammer nicht ſprechen. Endlich ſagte ſie wehmüthig: „Sie wollen mich nicht mehr ſehn, und verſichern mich doch Ihrer Liebe? — Das iſt ein Giftbecher mit Roſen bekränzt. — O weg mit dieſen Blumen des Mitleids! Erklären Sie mir offen und frey, daß Sie mich haſſen, daß unſere Trennung,

die Sie beſchloſſen haben, Ihr erkaltetes Herz befiehlt. Ach, ſo iſt es, ſo muß es ſeyn; denn wer durfte ſonſt der Neigung eines Fürſten gebieten?“ —

Der Durchlauchtigſte befand ſich jetzt in einer peinlichen Verlegenheit. Er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er von dem biedern Alfons einen hofmeiſterlichen Verweis bekommen hatte, und verſuchte daher, durch allerley Wendungen, der Wahrheit auszuweichen; allein am Ende folterten die Thränen des geliebten Mädchens ſein Herz ſo empfindlich, daß er die Geſchichte ſeines kurzen Abfalls von der Herrſchaft der Liebe ſonder Rückhalt erzählte.

Dieſe Beichte hob eine Felſenlaſt von Adelheids Buſen. Mit der frohen Ueberzeugung, daß ihre Sache nicht ſo ſchlimm ſtehe, als ſie befürchtet hatte, ſtellte ſich ſofort ihre gewöhnliche gute Laune wie-

der ein. „Warte, grämlicher Pedant,“ ſagte ſie ſcherzend: „du ſollſt mir nicht ungeſtraft drey ſchreckliche Tage bereitet haben! Mit Ihrer Erlaubnis, Fürſt, will ich dem Murrkopf einen Streich ſpielen, der ihm die Luſt zu dergleichen Strafpredigten auf immer und ewig verleiden ſoll. Gehen Sie morgen bey Sonnenaufgang, ſtill und unbemerkt, in den Schloßgarten, und verbergen Sie ſich bey dem Pavillon, den Sie dem alten Friedensſtöhrer zur Sommerwohnung eingeräumt haben, im nahen Gebüſch. Hier ſollen Sie — wenn mein Plan nicht mißglückt — dieſen überklugen Graubart in einer ſo lächerlichen Geſtalt erblicken, daß Sie ihm alle Vorwürfe, die er Ihnen gemacht hat, mit wucherlichen Zinſen zurück geben können.“ —

Der Fürſt belächelte und genehmigte dieſen Vorſchlag, unter der Bedingung,

daß der Scherz nicht zu ernſthaft ausfallen dürfe. Dies verſprach Adelheid, und eilte zufrieden nach Hauſe.

Beym Anbruch des nächſten Tages beherrſchte noch der Schlaf das ganze Hoflager, als der ſchadenfrohe Dämon der Rache ſie ſchon in den Schloßgarten trieb.

Sie hüpfte ſo leicht, als ein flüchtiges Reh,
Im Morgengewande, wie blendender Schnee.
Ihr Rabenhaar kräuſelte Zephir nach Luſt
Rings um die nicht ſorgſam verſchleierte Bruſt.

So mit den Waffen der Verführung gerüſtet, begann die muthwillige Nymphe vor der Wohnung des fleißigen Staatsmanns auf und nieder zu wandeln. Er ſaß ſchon hinter der Verſchanzung ſeiner Bücher und Akten, und warf keinen Blick

hinab in den paradieſiſchen Garten. Um ihn ans Fenſter zu locken, ſang Adelheid, mit der Lieblichkeit einer Nachtigall, folgendes Liedchen:

Ich war ein kleines, muntres Ding,
Das mugen in die Schule ging.
Schon fühlt' ich andre Triebe.
Mit Zuckerbrod hinein gekörnt,
Hab' ich doch nichts darin gelernt,
Als blos das Wörtchen Liebe.
Gern legt' ich meine Kenntnis an,
Wenn ein gewiſſer lieber Mann
Nicht unempfindlich bliebe.

Die erſten Töne des Lockvogels erregten ſchon die Aufmerkſamkeit des Alten. Er legte die Feder aus der Hand, ſchob die Perücke vom rechten Ohr, und horchte. Wer in aller Welt muß ſo lieblich ſingen? dacht' er, und erhob ſich vom Lehnſtuhl. Er ſchlich behutſam ans Fenſter, ſpähte hinter den Vorhängen in den Garten hinab, und erſtaunte nicht wenig,

als er das Mädchen erblickte, dem er vor einigen Tagen einen ſo ſchlimmen Dienſt geleiſtet hatte.

Er wollte ſich jetzt an ſeinen Schreibetiſch zurück ziehen; allein Amor hielt ihn ſchon ſo feſt, daß er nicht von der Stelle zu gehn, oder nur ein Auge von der ſchönen Sängerin abzuwenden vermochte.

Alter Geck! ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt: Ich glaube, du vergaffſt dich da in ein Mädchen, das deine Urenkelin ſeyn könnte! Das Kind iſt aber auch ſchön, wahrlich ſo ſchön, daß ſich der Altvater Neſtor verlieben müßte. Noch nie hab' ich den Fürſten beneidet, als jetzt. O er iſt glücklich! Nun wundert es mich nicht, daß er in den Armen eines ſolchen Engels Land und Leute vergißt. —

Während dieſes Selbſtgeſprächs, hatte die ſchlaue Adelheid den Lauſcher am Fen-

ſter mit verſtohlenen Falkenblicken entdeckt, und ſpielte nun förmlich die Rolle einer Verliebten. Sie pflückte Roſen und Vergißmeinnicht, band ſie in einen Kranz und ſeufzte. Unter ſolchen Tändeleien kam ſie immer näher, ſetzte ſich auf eine Raſenbank, und begann wieder zu ſingen:

Hier hält mich gefangen
Der Liebe Gewalt,
Und heißes Verlangen
Verzehret mich bald.
Ach, Silfer, ach fühlteſt
Du ähnlichen Schmerz
Und kämeſt und kühlteſt
Mein brennendes Herz!

Alfons ſchwamm in Entzücken; denn er war ſo liebeblind, daß er den ihm gelegten Fallſtrick nicht bemerkte, ſondern das Liedchen in allem Ernſt auf ſich zog. Ein wollüſtiges Feuer ſprühte durch ſeine Adern, ſein lange verſteinert geweſenes Herz ward wieder lebendig, und ſchlug

ungeſtüm empor. Gierig, wie ein Fiſch den ausgeworfenen Angelhaken, verſchlang ſein Auge die Reize des Mädchens, und ſo ward er denn auch, wie ein ſchnappender Hecht, ohne Rettung gefangen. Er trippelte vom Fenſter auf den Zehen hinweg, warf ſeinen Schlafrock, auf den ein ganzer Blumengarten prangte, haſtig ab, und griff nach einem Gallakleide: doch eben ſo ſchnell beſann er ſich anders, und zog jenen wieder an, weil er die Entfernung der Schönen befürchtete. Mit einem Sprunge vor den Spiegel, wollte er jetzt blos ſeine Alongenperücke zurecht ſetzen; aber da erſchrak er vor ſeiner eigenen Geſtalt. Nie hatten ihm ſeine Wangen ſo fahl und pergamentartig, nie ſo tief von der Pflugſchar des Alters gefurcht geſchienen. Die Vernunft rief ihm zu: Du machſt dich lächerlich, Grauskopf! Willſt du noch jetzt, im todten Winter deines Lebens, um eine Blu-

me des Frühlings buhlen? Setze dich an dein Pult, wo du ſo viele Jahre mit Ehren am Staatsruder geſeſſen haſt, und horche nicht auf die Triller jener Sirene, die das Schiff deines Ruhms an die Klippen des Spottes lockt!

So ſprach die Vernunft, und wollte noch weiter ſprechen; allein plötzlich ward er taub gegen ſie, und hörte nur die Nachtigall im Garten, die jetzt dreimahl ſüßer, als zuvor, ihr drittes Lied ſang:

Zärtlich, gleich der frommen Taube,
Saß in einer Roſenlaube
Einſt ein Mädchen, friſch und roth.
Sie erwartete beklommen,
Der Geliebte ſollte kommen.
Ach, ſtatt deſſen, kam der Tod.

Dieſer Geſang machte den weiſen Staatsmann vollends zum Thoren. Seine wilde Leidenſchaft ſchnellte der Ver-

nunft den ſchwachen Zügel aus der Hand, und gieng gleichſam, wie ein unbändiges Roß, mit ihm durch. Er ſtolperte Hals über Kopf die Treppe hinunter, und warf ſich zu Adelheids Füßen.

Sie hatte mit Fleiß das Geſicht abgewandt, und ſtellte ſich heftig erſchrocken, als der ſchwerfällige Liebhaber vor ihr nieder plumpte. „Um des Himmels Willen, was fehlt Ihnen?“ rief ſie mit einem lauten Schrey, fuhr von ihrem Sitz empor, und faßte den zärtlichen Schäfer unter den Armen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

„Laſſen Sie mich, ſchönſtes Fräulein!“ ſprach er bittend, und ſah ſchmachtend zu ihr hinauf: „Laſſen Sie mich hier im Staube zu Ihren Füßen! Ich weiche nicht von dieſem Platze, bis Sie mir Verzeihung, Huld und Liebe gewähren.“

„Sie überraſchen mich außerordentlich," erwiederte das Mädchen, und biß die Lippen zuſammen, um den Ausbruch eines muthwilligen Gelächters zu erſtikken. „Stehen Sie nur auf!" fuhr ſie fort: „Dann will ich unterſuchen, ob Ihr unerwarteter Antrag Spott oder Ernſt iſt." —

„Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit und Innigkeit meiner Empfindungen! Sie beleidigen dadurch Ihre bezaubernde Schönheit, die alle Männer zu Sclaven macht. Selbſt ich, der ſeine Herzensfreiheit ſo lange glücklich behauptete, muß mich endlich zu Ihrem Gefangenen erklären. —

„Ich bin ſtolz auf dieſe Eroberung; doch ſchenke ich Ihnen die Freiheit wieder." —

Das ſteht nicht in Ihrer Gewalt. Meine Feſſeln kann nur der Tod löſen. Das wird er aber bald thun, wenn Sie mich nicht jetzt durch einen Kuß mit neuer Lebenskraft beglücken. —

„Eine ſo förmliche Liebeserklärung von Ihnen gleicht einem Traume; doch ich zähle ſie zu meinen angenehmſten Träumen. Laſſen Sie mich geſchwind, eh' ich davon erwache, Ihnen die Gegenverſicherung geben, daß auch Sie mir, in gewiſſer Rückſicht, nicht gleichgültig ſind. Ich ſehnte mich längſt nach Ihrer nähern Bekanntſchaft; denn es nekt und verfolgt mich ein ſeltſamer Wunſch, deſſen Erfüllung ganz von Ihnen abhängt.“ —

Nennen Sie ihn! Ich bitte, nennen Sie ihn! —

„Das wird mir in der That ſchwer. Es iſt ein ſo wunderliches Gelüſt, daß es mir faſt das Herz abdrükt, und dennoch nicht über die Zunge will.“ —

Quälen Sie mich nicht, holdes Mädchen, durch dieſe Bedenklichkeiten! Sagen Sie ſchnell, was Sie wünſchen, und es geſchieht; denn für Sie wollt' ich mich in einen flammenden Scheiterhaufen ſtürzen. —

„Würklich? Das wollten Sie? —! Nun ſo faſſ' ich Muth, eine minder gefährliche Liebesprobe von Ihnen zu fordern. Ich geſtehe Ihnen alſo frank und frey, daß ich mich unausſprechlich ſehne, einige Minuten lang auf Ihnen ſpazieren zu reiten.“ —

Muthwilliges Kind! Wezu dieſer neue Seitenſprung Ihrer Laune?

Eilen Sie doch gerades Weges zum Zweck!“ —

„Das that ich. Ein kleiner Lustritt auf Euer Herrlichkeit Rücken ist der Wunsch, der mich plagt, ist der festbestimmte Kaufpreis des von Ihnen verlangten Kusses.“ —

Grausames Mädchen, Sie scherzen mich um meinen Verstand. Fordern Sie, was Sie wollen, nur erlassen Sie mir dieses Possenspiel, das mich zum Gelächter der Welt machen würde. —

„Ei, so lassen Sie doch den kalten, bedenklichen Staatsmann nicht dem feurigen Liebhaber in den Weg treten! Wer soll Sie auslachen? Ich verspreche Ihnen Verschwiegenheit, und die einzigen Zeugen um uns her, die Vögel auf den Bäumen, werden auch nicht plaudern.“ —

Nun war der arme Herr in einer bangen
Klemme.
Natürlich aber brach
Der Strom der Leidenſchaft die Dämme
Der Furcht vor Schimpf und Schmach.
Der Grobart willigte mit Seufzen in die
Poſſe,
Und ſtellte ſich auf Fuß und Hand.
Ihn zäumte nun, gleich einem Roſſe,
Das Mädchen ſchnell mit ſeidnem Band,
Und ſchwang ſich, mit Gefahr, vor Lachen zu
erſticken,
Ihm auf den Rücken.

Kaum aber kroch der ſchwache Thor
Drei Spannen weit, im Schritt der Schnecke,
Da ſprang aus einer Roſenhecke
Der Fürſt hervor.
„Ha!“ rief er lachend: „Solche Scenen
Sind Goldes werth.
Ein Philoſoph und Feind der Schönen
Verwandelt in ein Damenpferd!“ —

Alfons erſchrak, als wäre die Poſaune
Des Weltgerichts erſchollt;
Doch gab er mit Gewalt

Sich einen Anſtrich guter Laune.
„Ja," ſprach er, „ich verdiene Spott.
Ich wuſte nicht, was Amors Macht bedeutet.
Wen dieſes Teufelchen nicht in der Jugend reitet,
Den ſetzt es noch, als Greis, in Trott."

Sieben Hochzeiten

und

keine Brautnacht.

1.

Adeline, die Tochter eines reichen französischen Kaufmanns, hatte schon, als ein Aufschößling von vierzehn Jahren, mehr Liebhaber und Freier, als weiland Frau Penelope. Advokaten und Hofleute, Parlamentsherren und Generalpächter versuchten ihr Glück, zogen aber samt und sonders Nieten. Alfon, ein jungen Officier, gewann das große Loos — die Gunst der schönen Adeline.

Ihr Vater schüttelte freylich den Kopf, als sie einen Jüngling (der zwar aus einer guten Familie stammte, aber blos von seinem knappen Solde lebte) jenen reichen und gesetzten Herren vorzog; allein Herr Molinet gehörte nicht

in die Klasse der rauhen Väter, die sich zu Tyrannen ihrer Kinder aufwerfen, und es für erlaubt halten, sie unter Schelten und Toben, mit einem ihnen verhaßten Menschengesichte in den Ehekäfig hinein zu stoßen. Er gab daher seiner Tochter, ohne langes Sträuben, die gebetene Einwilligung. Seine Bestimmungsgründe waren die: Das Pärchen liebt sich; dem wackern Jungen fehlt nichts, als Vermögen, und ich kann damit aushelfen. Ein tüchtiger Griff in meine Kasse verschafft ihm, sobald ich will, das Oberstenpatent, und es muß denn doch ganz artig klingen, wenn man den stattlichen Befehlshaber eines Regiments vor aller Welt vertraulich: Sohn! nennt.

In kurzer Zeit war ein Regiment offen und in Alfons Besitz. Molinet feierte nun die Hochzeit seiner Tochter mit

fürſtlicher Pracht. Aber nach geendigtem Balle, ward die junge Frau Oberſtin — nicht ins Brautgemach, ſondern in ein nahes Kloſter geführt; denn ihr Vater hatte ſich bedungen, daß ſie, wegen ihrer zarten Jugend, erſt nach zwei Jahren die Freuden und Leiden des Eheſtandes erfahren ſolle.

Das zärtliche Paar ſah und ſprach ſich täglich in Gegenwart der Aebtiſſin. So verfloſſen einige angenehme Monate. Jetzt erhielt Alfons Regiment den unerwarteten Befehl, ſich nach Amerika einſchiffen zu laſſen.

Die Trauerſcene der Scheideſtunde kann man ſich denken. Alfons einziger Troſt war die Hoffnung, daß er zum feſtgeſetzten Zeitpunkt der nähern Vereinigung mit ſeiner Geliebten ins Vaterland zurück kehren werde.

Diese Rechnung stand aber im Buche des Schicksals durchstrichen. Die eingeschifften Truppen waren bestimmt, den hart bedrückten englischen Kolonisten im abgenöthigten Kampfe gegen ihr Stiefmutterland beyzustehen. Glücklich landete die Flotte an den amerikanischen Küsten; allein im ersten Gefechte ward Alfon verwundet, und von einer Horde eingeborener Wilden, die der brittischen Parthey ergeben waren, gefangen. Unwissende Wundärzte behandelten ihn so übel, daß er sich glücklich schätzen mußte, dem Tode nur endlich noch auf einem lahmen Beine zu entbinken.

Er machte jetzt, nebst einem andern mitgefangnen Officier, den Versuch, sich in Freiheit zu setzen. Dies gelang seinem gesunden, schnellfüßigen Gefährten; doch ihn, den armen Gelähmten, traf das harte Schicksal, wieder eingeholt und in

einen schrecklichern Kerker, als zuvor, geworfen zu werden.

Viktor (so hieß der Entflohene) eilte nach Frankreich zurück. Verhaßte Absichten gaben ihm Flügel. Er dürstete nach Adelinens Besitz, von deren Schönheit ihm ihr unglücklicher Gemahl so oft mit Begeisterung unterhalten hatte. Der treulose Mensch brütete den ganzen langen Weg über listigen Planen, seinen Freund zu verdrängen, und sich dessen Platz zu verschaffen. Ihn, wenn er einmal erlistet sey, zu behaupten, war seine kleinste Sorge; denn er rechnete ganz darauf, daß die blutdürstigen Wilden den Freiheitsversuch ihres Gefangnen mit dem Tode bestraft haben würden.

Von dieser Hofnung geschmeichelt und in seiner natürlichen Kekheit bestärkt, ging er, mit der düstern Miene eines

Leichenbitters, zu Molinet, und sein erstes Wort war die Klage, daß er der Ueberbringer einer Trauerpost seyn müsse. Molinet stutzte, und sein Gesicht zog sich in die Länge. Viktor — um ihn desto sichrer zu erschrecken — bat ihn dringend, nicht zu erschrecken, und seufzte dann dem zitternden Alten ins Ohr: Sein Schwiegersohn sey, von den amerikanischen Wilden ermordet, vor seinen Augen und in seinen Armen gestorben. —

Molinet schauderte, stürzte mit lautem Jammergeschrey aus dem Zimmer, und rief sein ganzes Haus zusammen. Alt und Jung drängte sich um den Unglücksvogel, der sein Todtenlied jetzt noch einmal krächzte. Dann zog er ein groſses Pack falscher Briefe und anderer Schriften hervor, um seine Fabel mit Urkunden der Wahrheit zu belegen. Doch diese Mühe war unnöthig. Kei-

neun der Anweſenden fiel der geringſte Zweifel bey, und Viktor empfahl ſich mit der freudigen Hoffnung, daß er zum Bau ſeines Glücks einen tüchtigen Grundſtein gelegt habe.

Als er, nach einigen Tagen, Molinets Haus wieder beſuchte, fand er Adelinen, die, nach dem vermeinten Tode ihres Gemahls, das Kloſter verlaſſen hatte.

Ihre Schönheit übertraf ſeine Erwartung. Er bemühete ſich, dem Mädchen zu gefallen, und es gelang ihm leicht und ſchnell. Nur wenige Wochen nach der erſten Bekanntſchaft, gelobte das unbeſonnene Kind ihm Liebe und Treue. Molinet, der den ſchlauen Eroberer für einen rechtlichen Mann hielt, billigte ſonder Bedenken den geſchloſſenen Bund.

Die Trauerzeit war verflossen; der Hochzeittag erschien.

2.

Das Glück — das, wie bekannt, Gauner und Schelme so gern zu seinen Lieblingen macht — hatte den Herrn Bräutigam bisher gleichsam am Gängelbande geleitet. Plötzlich aber beliebte die wankelmüthige Göttin, ihm den Rücken zu kehren. Es erging ihm nun wie einem Kinde, dessen unvorsichtige Wärterin den Laufzaum aus der Hand schlüpfen läßt: Er fiel — im engsten Sinn des Worts, und brach ein Bein, indem er, bey dem Hochzeitballe, auf dem spiegelglatten Getäfel des Saalbodens, einen fröhlichen Luftsprung that. Die Brautkammer verwandelte sich nun in ein Krankenzimmer, und er mußte — welcher schreckliche Wechsel! — die gehofften süßen Umar-

mungen ſeines Weibchens gegen die ſchmerzvollen Handgriffe des Wundarztes vertauſchen.

Seine Krankheit kam im Flug, aber ſeine Heilung kroch langſam herbey. Indeſſen erſchien ein für ihn ſehr gefährlicher Mann in Paris, auf dem Schauplatz unſerer Geſchichte. Dies war Clermont, ein junger Officier der ſich ebenfalls in der amerikaniſchen Gefangenſchaft befunden, und durch eine glückliche Flucht gerettet hatte.

Im Gaſthof, wo er abtrat, war ſeine erſte Frage nach Molinets Hauſe; denn er hatte dort Briefe von Alfen zu beſtellen. Bey dieſer Gelegenheit gab ihm der Wirth Kundſchaft von Adelinens zweiter Vermählung, und nannte den Namen ihres neuen Gatten. Clermont ſtand ſtarr vor Verwunderung; doch ver-

ſchwieg er dem neugierigen Gaſthalter den Grund ſeines ſichtbaren Erſtaunens, und beſchloß auf der Stelle, den frechen Glücksritter, den er genau kannte, vor Abgabe der Briefe zu ſprechen.

Viktor ließ Muth und Krücke fallen, und taumelte vor Schrecken zu Boden, als Clermont raſch in ſein Zimmer trat, und ihn anfuhr: „Nichtswürdiger Menſch, wie können Sie Ihre gegen Alſon begangene Schandthat verantworten? — Er lebt, der unglückliche Mann, ich bringe Briefe von ihm, und werde ſie dieſen Augenblick ſeiner Frau übergeben.“ —

„Clermont!“ — ſtammelte Viktor, der ſich indeſſen ein wenig erholt hatte: „Clermont, ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich! Mit der Hälfte meines Vermögens will ich ihr Stillſchweigen erkaufen. Fordern Sie was Sie

wollen, nur ſchonen Sie mich, und helfen mir vor allen Dingen — damit uns Niemand ſo überraſche — von den Dielen auf!“ —

Mit einer leiſen Regung von Mitleid, führte Clermont den Hinkenden auf den Sofa.

Indeſſen hatte Adeline von den Bedienten erfahren, daß ſich ein Fremder, ungemeldet, in Viktors Zimmer gedrängt, und laut und heftig geſprochen habe. Sie eilte, voll Beſorgniß, zu ihrem kranken Gemahl. Viktor gerieth in Todesangſt, daß ihn Clermont auf der Stelle verrathen möchte; allein Dieſer war ſo großmüthig, daß er ſchwieg, und ſogar ſeinen Zornblick in ein unbefangenes Lächeln verwandelte.

Dennoch aber hatte Viktors letzte Glückſtunde geſchlagen; denn aus Ade-

lineus Augen fiel ein zündender Funke in Clermonts Herz. Da nun dieser junge Herr selbst gewohnt war, die Gesetze der Ehre und Redlichkeit zu übertreten, wenn es darauf ankam, seinem theuern Ich einen Gefallen zu thun, so entschloß er sich, mit der Schnelligkeit des Blitzes, zu demselben Verbrechen, das er nur wenige Minuten vorher so scharf gerügt hatte.

Adeline, durch das friedliche Betragen beider Männer beruhigt, entfernte sich bald. Jetzt sprach Clermont, mit wieder umwölktem Gesicht: „Ich fühle, mein Herr, daß Sie sich in einer verzweiflungsvollen Lage befinden; dennoch aber kann kein Preis mich bewegen, Ihre niedrige Handlung mit dem Mantel des Stillschweigens zu bedecken. Wie können Sie mir zumuthen, gegen den unglücklichen Alfon, der sein ganzes Vertrauen auf mich gesetzt

hat; ſelbſt zum Verräther zu werden? Nein; der Entſchluß iſt bey mir felſenfeſt, ſeine Briefe und andere unläugbare Zeugniſſe ſeines Lebens, die ich in Verwahrung bey mir habe, gehörigen Orts zu übergeben. Doch — um Sie vor einer ſchimpflichen Strafe Ihres Betrugs zu ſichern — will ich ſo lange damit anſtehen, bis Sie wieder geſund ſind, und ſich durch die Flucht gerettet haben. Mehr kann ich nicht für Sie thun. Erſparen Sie ſich daher jedes Bittwort und jeden Verſuch, mich zum Theilnehmer Ihres ſchändlichen Frauenraubes zu machen.“ —

Mit dieſer Erklärung eilte der Unerbittliche davon. Viktor durchſchweifte nun mit ängſtlichen, von Verzweiflung geſpornten Gedanken, das ganze Gebiet der Möglichkeit, um einen Rettungsplan darin aufzufinden. Er kam aber von

dieſer Jagd ohne Beute zurück; denn er verwarf den einzigen, ihm aufſtoßenden Einfall, ſich Adelinen ſelbſt zu entdecken, und die Entſcheidung ſeines Schickſals von ihrer Liebe zu erwarten, weil er auch in dem glücklichſten Falle, daß ſie ſich aus Neigung für ihn, zur Verzeihung und Mitſchuld entſchlöſſe, dennoch einen heftigen Sturm und eine ſchimpfliche Hausverweiſung von ſeinem Schwiegervater befürchtete. So überzeugt, daß ihm auf keine Weiſe zu helfen ſey, ergab er ſich in ſein Schickſal, und wünſchte nun nichts weiter, als den Kopf mit Ehren aus der Schlinge zu ziehen.

Adeline bemerkte das ſtille Nagen eines Kummers an ſeinem Herzen. Sie verſchwendete tauſend ſüße Worte, um ſein Geheimniß heraus zu locken; er verſchloß es aber um ſo tiefer in ſeiner Bruſt, und bemühte ſich, das gute, theilneh-

mende Weib durch erzwungene Luſtigkeit zu täuſchen. Dies gelang ihm nach und nach. Adeline ſah den wachſamen Clermont täglich hin und her laufen, und hielt ſeine Spionengänge für freundſchaftliche Krankenbeſuche.

Bey den geheimen Abſichten, die er auf Adelinen hatte, war ihm ſehr daran gelegen, Viktors wachſende Geſundheit nicht ſo weit reifen zu laſſen, daß ſie ihm einen allzuvertraulichen Abſchied von ſeiner Gemahlin erlaubte. Er drängte deshalb, mit Alfons Briefen in der Hand, täglich den armen Wicht, das Feld zu räumen.

Dies geſchah denn auch endlich, unter dem Vorwand einer Spatzierfahrt. Clermont hatte vorher ſorgfältig alle Papiere verbrannt, mit denen er — wie einſt der Engel mit dem Flammenſchwerte

die Stammältern des Menſchengeſchlechts — den Flüchtling aus ſeinem Paradieſe vertrieb. Dann ſetzt' er ſich mit ihm, ohne Dienerbegleitung, zu Wagen, und kam — allein zurück.

„Wo iſt Viktor?“ riefen ihm Molinet und Adeline haſtig entgegen.

„Er ſagt Ihnen ſein ewiges Lebewohl!“ antwortete Clermont: „Sie ſehn ihn nicht wieder, und können ſich höchlich darüber freuen. Er war ein Betrüger, der den Oberſten Alſon zu früh für todt ausgab, um ſeine Gemahlin zu erben. Ich drohte dieſen Bubenſtreich zu entdecken, und er entfloh aus Furcht vor gerechter Ahndung. Jetzt iſt Alſon zwar wirklich todt; dieſer Umſtand mindert aber Viktors Strafbarkeit nicht: Denn der Abentheurer warb um ihre Hand, Madame, indem er Ihren recht-

mäßigen Gemahl noch am Leben wußte. Heute sind es eben erst drey Monathe, als mein unvergeßlicher Freund, Alson, in dem dunkeln Kerker starb, der ihn und mir ein volles Jahr zur gemeinschaftlichen Wohnung und Marterhöhle diente. "Kommst du einst in unser Vaterland zurück," — sprach er mit erstarrender Zunge — „so grüße mein ewig geliebtes Weib!" — Mit diesem Auftrag entfloh seine Seele. Friede sey mit der Asche meines edlen Freundes! Er versüßte mir, durch traurliche Nachbarschaft, die Leiden des Kerkers, und mußte mir sogar noch im Tode; denn ich war so glücklich, zu entwischen, als man seinen Leichnam hinweg trug." —

Vater und Tochter schienen vom Erstaunen in Bildsäulen verwandelt. Sie hörten mit offenem Munde dem Fabler zu, und wagten kaum einen Athemzug.

Der Bube sprach so dreist und bestimmt, und beantwortete hundert Fragen, mit denen sie, am Ende seines Halbmahlzeens, auf ihn einstürmten, so schnell und fest, daß er sich dadurch bei den arglosen, nicht sehr schlauen Leuten einen wahren Evangeliumsglauben erwarb. Das schöne Weiblein zweier Männer dankte dem künftigen Dritten gar herzlich, daß er sie aus den Händen eines Böserwichts gerettet habe, und der alte Herr bat um seine Freundschaft und die Fortsetzung seines Besuches.

Allein der listige Fuchs zähmte seine Begier, um nicht durch Zudringlichkeit und Uebereilung sein falsches Spiel zu verrathen. Er machte sich so selten, daß er nicht eher wieder erschien, bis er nach einigen Wochen förmlich eingeladen ward.

Mehr, als jemals, stach ihm jetzt Adelineus Liebreitz ins Auge; er behan-

Zelte ſie aber, ohne die mindeſte Auszeichnung, mit eben ſo kalter Höflichkeit, als einige ſilberhaarige Matronen, die ſich mit in der Geſellſchaft befanden. Sie verſuchte ſogar ſelbſt, den jungen Eismann — der ihr, ſeinen grönländiſchen Froſt abgerechnet, nicht mißfiel — durch Sonnenblicke zuvorkommender Freundlichkeit aufzuthauen; allein er ging, dem Auſſenſchein nach, ſo unzerſchmolzen von dannen, als er gekommen war, und wagte ſich auch in dieſes warme Land ſobald nicht wieder.

Bey ſeinem nächſten Beſuch überraſcht' er Molinets Haus mit der angenehmen Nachricht von Viktors Abſcheiden aus dieſem Jammerthal, und übergab einen — ſelbſt verfertigten Todtenſchein; der unter dem Namen und Siegel eines Pfarrers in einem franzöſiſchen Gränzdorfe ausgeſtellt und des Inhalts war:

„Herr Viktor sey im Dörflein N. N. krank angekommen, habe sofort geistlichen Zuspruch begehrt, sey mit dem heiligen Sakrament versehen worden, und kurz nachher sanft und selig verschieden.“

Er zeigte zugleich einen Brief, worin derselbe Pfarrer ihm meldete: daß er, auf ausdrückliches Verlangen des Entschlafenen, diese nachrichtliche Urkunde hiermit übersende.

Wie [illegible] Adelide, (denn das gute Schäfchen ahnte wieder nicht den hier gespielten Betrug) als sie sich jetzt auf einmal, durch den mächtigsten Ehescheider, den Tod, von drückenden Fesseln befreit sah! Sie gab ihr Freudengefühl und andere Nebengedanken, durch manchen herzlichen Handdruck, dem heimlich Geliebten verständlich genug zu erkennen, und es trug denn auch ferner kein Bedenken, seinen Eisenpanzer nach und

nach abzulegen. Kurz, man näherte sich einander von Tag zu Tage mehr, und endlich wurden die Verlobungsringe gewechselt.

Schon saß, nach vollzogener priesterlichen Einsegnung, eine prunkende Gesellschaft an der üppigen Hochzeittafel, als ein mit gewaltiger Eile rollender Wagen die Gasse herab, bis ans Haus donnrte. „Ha, wohl ein später Hochzeitgast!“ sagte scherzend der Hausvater. Alle blickten nach der Thür, und, zum Schrecken der ganzen Versammlung, stürzte Viktor mit blankem Degen herein, und auf Clermont zu. „Fort zum Kampf, auf Leben und Tod!“ schrie er wütend, und riß den Bestürzten mit sich fort. Niemand hatte so viel augenblickliche Fassung, dem Rasenden Einhalt zu thun, den Manche sogar — denn es war schon ziemlich tief in der Nacht — für Viktors zürnenden

Geist hielten. Er schleppte den entführten Bräutigam, ungehindert in seinen Wagen, und kasselte mit ihm fort.

Vor der Stadt ließ Viktor halten, und sprach lächelnd: „Freund, wir sind Beide Schurken, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Um so weniger wollen wir uns die Hälse brechen. Was ich jetzt that, geschah blos in der redlichen Absicht, dir den deinigen zu erhalten. Du hörst mit beiden Ohren, was für ein Unglück die besorgliche Wilson ist eben in Paris angekommen, und würde dir, wenn ich dich nicht so rasch seiner Wuth entrissen hätte, wie ein Donnerwetter auf den Kopf gefahren seyn. Wir haben Einer wie der Andere, die dringendste Ursache, der Rache des Tollkopfs zu entfliehen; drum fort in den dunkelsten Winkel Frankreichs, wo Niemand uns kennt, Niemand entdeckt!“ —

Ein Gewebe von Lügen! Denn Alfon ſaß noch ſo feſt, als vorher, jenſeit des Meeres gefangen.

Viktor hatte, bey ſeiner Flucht, gegen Clermont vorgewandt, daß er Frankreich verlaſſen, und ſich, unter einem fremden Namen, ins Ausland begeben wolle; allein er kam heimlich nach Paris zurück, und beobachtete nun aus ſeinem Schlupfwinkel jeden Tritt und Schritt ſeines Nebenbuhlers. Endlich erfuhr er deſſen Heyrath, und Neid und Rache beſtimmten ihn zu der oben erzählten Entführung.

Clermont überſah bald, daß er, wenn auch Alfons Ankunft eine Erdichtung ſey, dennoch nimmer nach Paris zurück kehren dürfe; denn der Mann, den er auf die Liſte der Todten geſchrieben

hatte, war wieder auferstanden. Er ließ sich deshalb, in einer Art von Betäubung — ohne Hut, und vom Kopf bis zum Fuß in Seide gehüllt — immer weiter fort rollen, indeß Adelinchen ihre dritte Brautnacht — allein verschlief.

Alle diese Vorfälle machten, natürlicher Weise, dem Alten den Kopf sehr warm. Er befürchtete, das Mährchen der Stadt zu werden, und faßte deswegen plötzlich den Entschluß, Paris mit Sack und Pack zu verlassen.

Er schlug, achtzig deutsche Meilen davon, in einem angenehmen Landstädtchen seinen Wohnplatz auf, und lebte dort ein volles Jahr mit seiner Tochter vergnügt und zufrieden. Sie warf ihre drey Männer in den Feuerofen der Vergessenheit, und besorgte nicht, von einem der-

ſelben jemals wieder in Anſpruch genommen zu werden; denn des Oberſten Tod bezweifelte Niemand, und von ſeinen Nachfolgern ging die Sage, daß ſie auf einem ausgebreiteten Mantel Kugeln gewechſelt, und ſo, in demſelben Augenblicke, den Tod gegen einander ausgetauſcht hätten. Man fand wirklich einige Tage nach jenem Bräutigamsraube, in einem von Paris weit entfernten Gehölz, zwey ſo wahnſinnige Zweykämpfer todt. Sie wurden begraben, ohne daß ein Menſch in jener Gegend ſie kannte. Molinet, der dieſen Fund erſt erfuhr, als er ſchon unter die Erde gebracht war, ließ ſich ein Zeugniß darüber ausſtellen, und die darin enthaltene Beſchreibung der Entleibten traf mit Clermonts und Viktors Geſtalten ſo höchſt wunderbar überein, daß er wiederholt und mit lautem Jubel ausrief: „Sie ſind es, die Schurken, ſie ſind es!“

4.

In diesem tröstlichen Glauben, sprach er (ungefähr im dreyzehnten Monat seiner Auswanderung von Paris) ein frohes und unbedenkliches Ja, als sich Herr von Marly, ein junger Edelmann aus der Nachbarschaft, um Adelinen bewarb.

Der Hochzeittag ward ohne Störung gefeiert. Schon hatten sich die Gäste verloren, und Adelinens Kammermädchen war mit dem Entkleiden ihrer Gebieterin beschäftigt; da erschallte plötzlich durch die Stille der Nacht ein ungestümes Klopfen an der Hauspforte. Sie ward geöffnet. Ein schlecht gekleideter Mann, der ein hölzernes Bein hatte, drängte sich herein, stelzte hastig die Treppe hinauf, und verlangte den Hausherrn zu sprechen.

Der Diener, an den er ſich wandte, ſah ihn gähnend über die Achſel an, und beſchied ihn auf den folgenden Tag.

„Nein, guter Freund!“ ſagte der Fremde: „Mein Anbringen leidet keinen Verzug. Ich will und muß ſeinen Herrn in dieſem Augenblick ſprechen!“ —

Der Diener ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf; aber der Unbekannte ſprach zürnend: „Geh, und melde mich, Burſche, ſonſt will ich dir Beine machen!“ Zugleich hob er drohend ſeine Krücke, und der Bediente lief fort, um dieſen unhöflichen Beſuch ſeinem Herrn anzuſagen.

Melinet kam im Schlafrock und in Pantoffeln eilig heraus geſchlarft. Von einer ſchnellen Ahnung betroffen, erſchrak er vor der Geſtalt des ihm entgegen hinkenden Mannes, deſſen Geſicht mit Nar-

ben und einem Pflaſter über dem linken Auge bedeckt war. „Wer ſind Sie, mein Herr?“ ſprach er muthlos: Was wollen Sie?“ —

„Ach, Sie kennen mich nicht?“ — ſeufzte der Fremdling: „Kennen Alſon, Ihren Schwiegerſohn, nicht?“ —

Molinet bebte beſtürzt zurück, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief den von fernſtehenden Bedienten zu: „Um Gottes Willen, lauft! Ruft meine Tochter und ihren Mann!“ —

„Der ſteht ja ſchon hier!“ — ſagte der Einbeinige.

„O wir Unglücklichen!“ jammerte der Alte, und lief händeringend auf und ab.

Herr von Marly kam jetzt, in der zierlichſten Nachtkleidung eines Bräutigams, luſtig daher getanzt. Er maß den Fremden mit einem lächelnden Blick von unten bis oben, und wandte ſich dann zu Molinet: „Was befehlen Sie? Ihre Tochter iſt ſchon zu Bette, und ich war eben im Begriff, ihr Geſellſchaft zu leiſten.“ —

„Das wollt' ich mir ſehr verbitten!“ fuhr der Hümpler ihn an, und ſtampfte mit der Krücke den Boden.

„Iſt der Menſch von Sinnen?“ fragte Marly verächtlich.

Der Alte war außer ſich. Er zitterte vor der unverſchieblichen Nothwendigkeit, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. Endlich ſtammelt' er heraus, was er nicht länger verſchweigen konnte.

„Schöne Streiche!“ rief der Krükkenmann, und begann mit seinem dritten Beine wieder gewaltig auf den Dielen zu donnern. „Nur gut, daß ich noch zeitig genug angekommen bin, um Ihnen, Herr von Gelbschnabel, den Weg ins Bette meiner Frau zu vertreten. Sie werden sich gefallen lassen, in einem von ihr weit abgesonderten Zimmer zu schlafen, und mich darin, als Wächter, zu dulden.“ —

Herr von Marly schwang sich jetzt auf sein hohes Adelspferd, und sprach stolz: „Dieser Nachtwache, die Ihrem baufälligen Körper gar nicht zuträglich seyn würde, will ich Sie überheben, indem ich Ihnen die streitige Dame, mit allen ältern Rechten und Gerechtigkeiten, hiermit feierlichst abtrete. Aufrichtig gestanden, sind Sie mir ein willkommener Mann! Sie lösen mit guter Manier ein

Band, das mich anfing zu drücken; denn einige meiner Verwandten, die bey Hofe gelten, und dort mein Glück machen können, haben mich, seit der eingegangenen Verbindung mit einer — übrigens sehr schätzbaren — Bürgerfamilie, verachtet und mit Vorwürfen überhäuft. Sie erklärten meine Heyrath für eine ewige Gränzscheide zwischen mir und ihnen. Dieser Zwiespalt hat mich bisher beunruhiget; und ich fühle mich nun wie neugebohren, da ich in ihre Mitte treten und sagen kann: „Ich bin wieder der Eurige!“ — Dies erleichtert mir die Trennung von einer Person, die meine ganze Hochachtung verdiente. Ich bin kein Freund von Seufzern und Thränen. Erzeigen Sie mir deshalb, werther Herr Molinet, die letzte Gefälligkeit, Ihrer liebenswürdigen Tochter meinen ehrfurchtsvollen Abschied zu überbringen. Leben Sie wohl. Ich eile noch in dieser Nacht

nach Paris, um dort einen förmlichen Scheidebrief auszuwirken.“ — So sprach er und faselte davon, ehe sein erstaunter Erschwiegerpapa zum Wort kommen konnte.

„Lassen Sie den Windhund laufen!“ sagte der Krückenmann: „Sie haben mich doch nun wieder! Ich bin zwar ein Krüpel, aber ein ehrlicher Kerl. Ach! wird Adeline mich entstellten noch lieben? — Mir bangt vor der ersten Zusammenkunft, und ich verschiebe sie deshalb auf eine bequemere Stunde des morgenden Tages. Lassen Sie mir jezt ein Schlafzimmer anweisen, und begeben Sie sich auch zur Ruhe, die Sie wahrlich, nach diesen erschütternden Vorfällen, sehr nöthig haben. Morgen erzähl' ich Ihnen die Geschichte meiner Leiden in Amerika. Sie werden erstaunen! Jezt zu Bette, Herr Vater!“ —

Molinet glich einem Mondſüchtigen. Er ſchwankte den Saal, wo dieſer Auftritt vorfiel, in tiefen Gedanken auf und ab, und ſah und hörte nicht. Der Stelzfuß bracht' ihn endlich durch Rütteln und Schütteln ſo weit zur Beſinnung, daß er ein anſtoßendes Zimmer, worin ſich ein bereitetes Bette befand, ſeinem Gaſt aufſchloß.

Indem dieſer davon Beſitz nehmen wollte, kam Adelinens Kammermädchen und berichtete: „Ihre Herrſchaft ſey anfangs, als ſie den neuen Wirrwarr gehört, in Ohnmacht gefallen, habe ſich aber jetzt wieder erholt und ankleiden laſſen; denn ſie brenne vor Ungeduld, ihren erſten und einzig geliebten Gemahl zu umarmen." —

„O die Engelſeele!" ſprach der narbige Mann: „Meine Sehnſucht iſt ſo

ſtark, als die ihrige; allein ich mäßige ſie bis morgen, um mein holdes Weib — das mich nur im Flor meines Glücks und in der Blüthe meiner Geſundheit kannte — durch dieſe abgetragenen Reiſekleider nicht noch mehr zu erſchrecken, und von mir zurück zu ſtoßen. Sagt das, liebes Kind, deiner Gebieterin; nebſt meinem herzlichſten Gruß!" — Nach dieſer Abfertigung, ging er in ſein Zimmer, und riegelte hinter ſich zu.

In demſelben Augenblick hörte man den Edelmann, der indeſſen ſeine Haabe zuſammen gepakt hatte, mit großer Eilfertigkeit abkutſchieren.

Adeline brachte folglich auch ihre vierte Hochzeitnacht im einſamen Brautbette zu.

Am Morgen nach dieſem Abentheuer war das ganze Haus ſehr früh in Bewe-

gung. Melinet hatte ſich überlegt, daß ein holzbeiniger Schwiegerſohn beſſer ſey, als gar keiner, und war nun darauf gefaßt, den armen Invaliden freundlich zu empfangen. Dieſer aber ſchien mehr den Schlaf, als ſeine Gemahlin, zu lieben; denn es war ſchon neun Uhr, und der Faullenzer kam noch nicht zum Vorſchein.

Adeline, deren alte Liebe nicht geroſtet war, hatte ſich für ihren Alfon bräutlich geſchmückt, und erwartete ihn mit heißem Verlangen. Aber ſchon ertönte der zehnte Glockenſchlag, und der geliebte Siebenſchläfer war noch immer nicht ſichtbar. Man horchte behutſam an der Thür ſeines Zimmers, und vernahm keinen Laut. Man klopfte an, und Niemand antwortete. Der Hausherr ſchüttelte jetzt bedenklich den Kopf, öffnete das Gemach mit dem Hauptſchlüſſel, und — fand es leer.

„Bin ich behext oder blind?“ rief er aus: „Oder war alles ein Traum? — Hier herein hab' ich ihn geführt, und nun iſt er verſchwunden! Unbegreiflich! Doch — vielleicht trieb ihn ein Bedürfniß in der Nacht heraus, und er hat ſich in ein anderes Zimmer verirrt. Kommt, Leute, helft mir ihn ſuchen!“ —

Er zog nun, mit einem ſtarken Gefolge, durch alle Stuben und Kammern, bis zum Dachgiebel hinauf; allein nirgends fand er den verlohrnen Sohn. Zuletzt ſtieg er auch in die Unterwelt ſeines Hauſes hinab, und hier entwickelte ſich zum Theil der Knoten des Räthſels. Der Pförtner (der ſich um das Getümmel in der Oberwelt nicht bekümmert hatte) gab über den Vermißten die Auskunft: daß er, bey Anbruch des Tages, aus dem Hauſe gegangen ſey, um, dem Vorgeben nach, die Herbeyſchaffung ſeines Gepäcks im Gaſthofe zu betreiben.

Dieſes aufdämmernden Lichtes freuten ſich Alle. Es verſchwand aber wieder, als der ins Wirthshaus geſandte Eilbote zurück kam. Er brachte die klägliche Nachricht: daß man den abhanden gekommenen Paſſagier und ſein Gepäck mit keinem Auge geſehn habe.

Adeline ſank erbleichend auf einen Stuhl. Es war keine, des Anſtands wegen, zur Schau geſtellte Theaterohnmacht, ſondern ächter, zu Boden drückender Schmerz über den Wiederverluſt ihres Erſtgeliebten.

Ihr Vater ſchlich mit geſenktem Haupt in ſein Zimmer, um über die ihm unerklärliche Begebenheit nachzudenken.

Dieſe Mühe ſoll der Leſer nicht haben, ſondern ſogleich hinter den Vorhang des Geheimniſſes geführt werden.

Die beiden Galgenvögel, Viktor und Clermont, hatten unglücklicher Weiſe ihren Flug in dieſelbe Gegend genommen, wo Molinet in der Folge ſich häuslich niederließ. Sie erfuhren ſeine Anſiedelung in ihrer Nachbarſchaft ſehr bald, hielten ſich jedoch vor ihm verborgen; wie ſie denn überhaupt das Licht flohen, weil ſie, mit ihren Heyrathsintriken zu ſehr beſchäftigt, unterlaſſen hatten, ſich ſofort, nach der Rückkunft ins Vaterland, bey ihren Kriegsobern zu melden, und deswegen, als Ueberläufer angeſehn und beſtraft zu werden, befürchteten. Ihr Eulenleben hinderte ſie aber nicht, jeden Vorgang im Hauſe ihres ehemaligen Schwiegervaters zu erkunden.

Der Ruf von Adelinens vierter Vermählung drang, wie ein Schwert, in ihr neidiſches Herz. Sie verſchworen ſich, ſie zu hintertreiben, und führten dieſen

Vorſatz mit boshaftem Muthwillen aus. Von ihnen beſtochen und unterrichtet, übernahm ein verſchmitzter Vagabond (der, außer ſeiner Lähmung, noch viel andere Aehnlichkeit mit Alſon hatte) deſſen Rolle, und ſpielte ſie mit ſo glücklichem Erfolg, als wir geſehn haben.

Daß der Menſch ein Betrüger geweſen war, ſah Molinet endlich wohl ein; aber er zürnte, nach reifer Ueberlegung, gar nicht auf ihn; er war vielmehr hoch darüber erfreut, daß ihm der Pſeudo-Alſon gleichſam zum Schlüſſel gedient, und ein verborgenes Fach in Marly's Herzen aufgeſchloſſen hatte.

Geldſtolz und Adelſtolz ſind harte Steine, die, gegen einander ſtoßend, ein gewaltiges Feuer ſprühen. Jener iſt gemeiniglich noch härter als dieſer; und ſo war denn auch Herr Molinet auf den Jun-

ker äußerſt erbittert, und befürchtete nichts mehr, als daß er zurück kommen und die Wiedereinſetzung in ſeine ehelichen Rechte begehren möchte. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ergriff er die ſorgfältigſten Maßregeln, damit das Verſchwinden des Einbeinigen vor der Hand nicht weiter bekannt werde.

Er ward bald aus dieſer Unruhe geriſſen. Herr von Marly hatte ſeinen Prozeß mit vieler Betriebſamkeit in Paris anhängig gemacht. Adeline, zur Antwort aufgefordert, wandte gegen ſeinen Antrag auf Scheidung nichts ein. Sie erfolgte; und der Edelmann ſchritt gleich nachher zu einer andern, ſtandesmäßigen Heyrath.

5.

Adeline war alſo, in doppelter Rückſicht, ſeiner los und ledig. Sie hätte nun

gern allen weitern Reisen in Hymens Land entsagt; allein ihr Vater ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte sich, nach einigen Monaten, zum fünften Mal, mit dem Markis von Gilles verbinden.

Die Hochzeit ward auf einem weit entlegenen Landsitze des Bräutigams veranstaltet. Alles schien sehr glücklich zu gehen. Molinet begleitete die Neuvermählten ins Brautzimmer, und wich nicht eher von ihnen, bis sie sich, nach abgelegtem hochzeitlichen Schmuck, unter vier Augen sprechen wollten.

In diesem Moment erhob sich im Schloß ein gräßliches Feuergeschrey. Das nächste Zimmer neben dem Brautgemache stand in Flammen. Der Markis rannte, halb entkleidet, die Treppe hinab. Die Glut ward gelöscht; er aber — war verschwunden. Sein

Schicksal war allen ein schreckliches Räthsel. Einige Bauern sagten aus: sie hätten, während des Feuertumults, einen Wagen bemerkt, der in der möglichsten Geschwindigkeit vom Schlosse hinweg gefahren sey.

Nach zwey ängstlichen Tagen, ward von einem reitenden Boten, der sogleich wieder davon sprengte, folgender Brief abgegeben:

„Madame, Ihr Brautbett ist verzaubert, und ein Drache bewacht es. Ich entsage dem Kampfe mit diesem Ungethüm, und überlasse meinen Platz dem sechsten Thoren, der dieses Abentheuer bestehen will. Gilles.“

Wütend zerriß Molinet diesen Schmähbrief, setzte sich mit seiner Tochter zu Wagen, fuhr gerades Weges nach Paris, und übergab dort eine Klageschrift ge-

gen seinen unsichtbar gewordenen Eidam. Dieser ward öffentlich vorgeladen, erschien aber nicht. Die natürliche Folge war ein Rechtsspruch, der seine mit Adelinen geschlossene Ehe für null und nichtig erklärte.

6.

Adelinens Sachwalter, der Parlementsadvokat Pierre, hatte zwar den Prozeß gegen den Markis gewonnen, dagegen aber sein Herz an seine schöne Klientin verloren. Sie empfand nicht die geringste Neigung gegen den alten, kränklichen Herrn, der schon den Stachel des Todes im Busen trug. Da sie aber ihr Vater gern unter die Haube bringen wollte, so fügte sie sich, mit unterdrücktem Widerwillen, in seinen Wunsch.

Die Verhandlungen wurden sehr geheim betrieben. Kaum zwey oder drey

Menſchen, denen die Sache unmöglich zu verſchweigen war, hatten Kenntniß davon. Selbſt die Bedienten erfuhren nicht eher ein Wort, bis die Trauung geſchah.

Die Abendtafel war aufgehoben, man wollte das Brautpaar eben zu Bette leuchten; da trat ein Diener herein, und meldete — den Markis von Gilles.

Der ganze Saal verſtummte vor Entſetzen. Nur Molinet ſchrie für Alle: „Zum Henker mit dem Markis! Wir haben nichts mit einander zu ſchaffen.“ —

Indeſſen trat der Markis ins Zimmer.

„Hören Sie meine Rechtfertigung,“ ſprach er ſanft: „ehe Sie mich unſchuldig verdammen! Ich ward in jener un-

glücklichen Nacht, von unbekannten Räubern, im Hofe meines Schloſſes ergriffen, mit verbundenen Augen in einen Wagen geworfen, und ſo die ganze Nacht hindurch fort geſchleppt. Endlich hielten wir ſtill. Man führte mich lange Treppen auf, Treppen nieder, nahm mir dann die Binde von den Augen, und ich befand mich in einem düſtern Zimmer, das mit Fenſtergittern und einer eiſernen Thüre, wie ein Gefängniß, verſehen war. Hier zwangen mich die Buben, unter Androhung eines augenblicklichen Todes, jenen ſchändlichen Brief an meine Gemahlin zu ſchreiben. Ich that es, um mein Leben zu retten, und ward von nun an ziemlich gut behandelt. Mir mangelte nichts, als die Freiheit, die ich erſt vor einigen Stunden wieder erhielt.

„Geſtern, bey Anbruch des Tages, verbanden mir meine Kerkermeiſter aber-

mals die Augen, und führten mich, durch ein Labyrinth von Treppen, in einen, von allen Seiten verschloſſenen Wagen. Wir rollten bey Tag und Nacht über Stock und Block, und ruhten nur bisweilen in einsamen Waldgegenden aus.

„Heut in der Dämmerung ließen meine Begleiter plötzlich auf freiem Felde halten, und sprachen zu mir: Sie sind frey! Dort ist die Straße nach Paris. Eilen Sie, noch vor Nacht dahin zu kommen; denn Ihre Gemahlin hält heute mit einem Parlementsadvokaten Hochzeit. — Sie bezeichneten mir nun genau dieses Haus, drängten mich, eh' ich vor Erstaunen ein Wort sprechen konnte, aus dem Wagen, und jagten mit lautem Hohngelächter davon." —

„Eine romantische Geschichte!" rief der Parlementsadvokat: „Aber, Herr

Märkis; wo iſt der Beweis? Doch — könnten Sie den auch unwiderſprechlich führen, was wäre Ihnen damit geholfen? Ihre vormalige Ehe mit meiner gegenwärtigen Gattin iſt durch Urtheil und Recht kaſſirt." —

„Ich verſtehe nichts von der rechtlichen Fechtkunſt;" antwortete der Märkis: „es wäre deshalb eine Thorheit, wenn ich mit Ihnen ſtreiten wollte. Das ſey irgend einem geſchickten Mitgliede Ihres Ordens überlaſſen! Vorläufig will ich nur dagegen proteſtiren, daß Sie nicht mit dieſer Dame zu Bette gehen." —

„Gut!" verſetzte der Advokat: „Daß Sie es aber auch nicht thun, dawider appellire ich an Ihre Majeſtät, den König." —

„Unterthänigſten Reſpekt!“ ſagte der Markis.

„Und meine Frau,“ fuhr Jener fort, „bleibt bis zur Entſcheidung unſers Streits, als ein heiliges Depoſitum, unter der Aufſicht ihres Vaters.“ —

Das war der Edelmann zufrieden. Beide Prätendenten nahmen hierauf Abſchied, und verließen, nebſt der übrigen Geſellſchaft, das Hochzeithaus.

Adeline ſchlief in ihrer ſechsten Hochzeitnacht mit Vergnügen allein; denn ſie hatte ſich vor der Theilung ihres Bettes mit dem abgelegten Rechtsfreunde, wie vor dem Tode, gefürchtet. Ihr Vater aber ſtöhnte deſto mehr unter der Laſt ſeines Hauskreutzes, und verwünſchte die feindſeligen Dämonen, die ſeine Tochter verfolgten. Auf Viktor und Clermont

warf er keinen Verdacht; denn er suchte sie nicht mehr im Lande der Lebendigen. Aber sie waren es, die auf dem Schlosse des Markis Feuer anlegten, sie waren es, die ihn entführten. Nach dieser Unthat flüchteten sie aus Frankreich, und wir hören nun nichts weiter von ihnen.

Der gerichtliche Kampf um Adelinen sollte beginnen; es blieb aber bey der bloßen Ausforderung. Der arme, an Leib und Seele baufällige Advokat hatte sich die Störung seiner Hochzeit so zu Gemüth gezogen, daß er erkrankte, und nach einigen Wochen starb.

Diese Todespost war dem Markis willkommen. Er freute sich nun herzlich auf die angenehme Nacht, deren Genuß ihm seines Gegners Appellation an den König bisher verboten hatte.

Allein er fand unerwartete Schwierigkeiten. Adeline nahm seine Bitten um Gewährung der höchsten Gunst mit abschreckendem Kaltsinn auf. Sie gab ihm sogar deutlich zu verstehen, daß sie seine Entführungsgeschichte nicht glaube, sondern ihn für einen muthwilligen Ausreisser halte, dem es nur jetzt wieder eingefallen sey, zurück zu kehren.

Der schmachtende Schäfer beschwor seine Unschuld, und rief alle Heiligen zu Zeugen; aber sie achtete nicht darauf, sondern erklärte, daß sie nun, da sie einmahl von ihm gerichtlich geschieden sey, sich nie wieder mit ihm vereinigen wolle.

Er besprach sich mit mehrern Rechtsgelehrten. Sie fragten einstimmig: Ob er seine gewaltsame Entführung auf irgend eine Art beweisen könne? Er sagte Nein.

Sie zuckten die Achseln und gaben ihm den Rath, sich, unter diesen Umständen, in keinen Rechtshandel einzulassen.

Dies war auch die Meinung aller seiner Freunde. Sie stellten ihm vor, wie schimpflich es sey, einem launischen Weibe nachzuseufzen, das ihn mit so beleidigender Verachtung behandele. Dies erregte seinen Stolz. Er schrieb Adelinen einen bittern Scheidebrief, verkaufte seine Besitzungen in Frankreich, und wandte sich nach Spanien.

Warum verfuhr aber die sonderbare Dame so hart mit ihm? —

Sie war, wie der ganze Lauf ihrer wundersamen Geschichte beweist, ein kaltes, charakterloses Geschöpf, ohne festen Sinn, eine wahre Wetterfahne. Unter ihren sechs Männern liebte sie eigentlich

nur den Ersten. Für Zwey oder Drey der Uebrigen empfand sie blos eine flüchtige Neigung, die in ihrem Herzen nur oberflächlich Wurzel schlug, und sich ohne Schmerz wieder ausrotten ließ.

7.

Das armselige Blümchen Liebe, das ehemals dem Markis in ihrem Busen blühte, ward von einem Nebenbuhler ausgegätet, oder mit seinem Säbel — denn er war Husarenrittmeister — abgemäht.

Der junge Kriegsmann gefiel Adelinen. Er bemerkte das, und bot ihr seine Hand. Sie ergriff sie mit gewöhnlichem Leichtsinn.

Vor der Trauung, die bey frühem Morgen geschah, sprach Molinet zum Husaren: „Es ist Ihnen kein Geheim-

niß, daß meine Tochter den Gang, den sie jetzt mit Ihnen thun will, schon mit sechs andern Männern gethan hat. Ein sonderbares Verhängniß waltet über ihrem Brautbette. Es scheint bezaubert; denn Keinem gelang es, davon Besitz zu nehmen. Sie versuchten dies freilich samt und sonders in der Mitternachtsstunde, die den Hexen und Unholden vollen Spielraum gewährt. Ich gebe Ihnen daher den väterlichen Rath, eine Kriegslist zu brauchen, und nicht so lange zu zögern, sondern, sobald wir aus der Kirche kommen, Ihre Braut bey Seite zu führen, und die Bezauberung zu lösen." —

Dieser Vorschlag gefiel dem Rittmeister.

Man kam vom Altar zurück. Die Braut, in der Mitte ihres Vaters und Bräutigams, stieg lächelnd die Treppe

hinauf. — Plötzlich hörten sie hinter sich eilende Fußtritte und eine Frage nach Molinet.

Als sie sich umsahen, erblickten sie einen hagern, bleichen Mann, in einer abgetragenen Offiziers-Uniform, der auf eine Krücke sich stützte.

„Wer fragt nach mir?“ sprach Molinet mit verstörtem Gesicht, und Schrekken zuckte durch seine Glieder.

„Ich bin ein Unglücklicher“ — seufzte der Fremde: „von falschen Freunden hintergangen — Kennen Sie mich nicht?“

Molinet. (Das neue Paar die Treppe vor sich hinauf drückend) Nein, mein Herr, nein; Ich kenne jetzt Niemand.

Der Fremde. Vieljährige Leiden haben mich freilich ganz entſtaltet. Aber ſollteſt auch du mich verkennen, Adeline? Mein theuerſtes Weib!

Adeline. O Himmel! Dieſe Stimme —

Der Fremde. Iſt die Stimme deines Gemahls. Ich bin Alfon.

Molinet. Hört nicht auf ihn! Er iſt ein Betrieger. Fort, fort, Herr Schwiegerſohn! Befolgen Sie ſchnell meinen Rath!

Indem er ſo ſprach, ſchob er den Rittmeiſter und ſeine Tochter mit aller Kraft ſeines Arms vor ſich hin.

Der Fremde. (Die Hand am Degen, zum Rittmeiſter:) Keinen Schritt

weiter, mein Herr! Wollen Sie mir meine Gemahlin vor meinen Augen entführen?

Mit wildem Blick griff der Husar nach seinem Sarras; aber Adeline hielt ihm den Arm. „Keinen Streit!“ rief sie bittend: „Fügen Sie sich in die Nothwendigkeit, mir zu entsagen. Dieser Mann ist Alfon, mein erster, ewig geliebter Gemahl.“ —

„Du bist es!“ sprach sie zu Diesem: „Dich kennt zwar mein Auge nicht mehr; aber mir sagt es mein Herz. Doch, schon einmahl von einer dir ähnlichen Truggestalt getäuscht, bin ich furchtsam geworden. Vergieb mir deshalb, daß ich mich noch so lange von Dir trenne, bis alle Zweifel verschwinden. Diese Vorsicht ist kein Mißtrauen gegen Dich, sondern Behutsam-

keit gegen die Welt, die mich, wenn ich anders handelte, der Uebereilung beſchuldigen würde. Bald flieg' ich in deine Arme, und leb' und ſterbe mit Dir!" —

Nach dieſer Erklärung eilte ſie auf ihr Zimmer. Der Rittmeiſter ging ſchmollend fort. Molinet blickte dem Fremden ſtumm und ſtarr ins Auge, und reichte ihm endlich die Hand. „Je länger ich Sie betrachte," ſprach er, „je mehr tritt Ihre Geſtalt aus dem dunkeln Hintergrunde der Vergangenheit hervor. Seyn Sie mir herzlich willkommen, und verzeihen Sie, daß ich Sie ſo rauh empfing." —

Alſon — denn er war es wirklich — hatte keine lange Prüfungszeit auszuhalten. Die Aechtheit ſeiner Perſon ward überall, wo er ſich zeigte, ſogleich anerkannt.

Die Geschichte seiner Gefangenschaft und Loslassung können wir nun, da wir den Ehrenmann endlich wieder haben, füglich mit Stillschweigen übergehen.

Er ward mit ungeheuchelter Liebe von Adelinen wieder aufgenommen, und dieser Tag mit einem neuen Hochzeitfeste gefeiert. Die folgende Nacht verfloß in ungestörten Freuden.

Er war nun glücklich, aber nicht lange. Nach neun Monden trug man seinen, durch Kerkerluft und Sclavenkost zerrütteten Körper ins Grab.

Adeline beweinte ihn aufrichtig. Doch die Thränen junger Witwen versiegen bald. Der Rittmeister meldete sich wieder, und lebte mit der Wunderfrau, die innerhalb sechs Jahren sieben Männer gehabt hatte, beynahe noch ein halbes Jahrhundert in vergnügter Ehe.

Kriminalgeschichten.

Die Verbrechergeſchichte im erſten Bande der Feierabende hat bey vielen Leſern eine günſtige Aufnahme gefunden. Dies war der Bewegungsgrund, hier wieder einige Kriminalfälle treu und ſchlicht zu erzählen. Die letztere Eigenſchaft hat zwar einen Rezenſenten veranlaßt, jenen Geſchichtsvortrag der Trockenheit zu beſchuldigen; dies ſtört aber den Verfaſſer nicht in ſeiner Ueberzeugung, daß Begebenheiten dieſer Art ſchmucklos und einfach dargeſtellt werden müſſen. Die Blumen der Dichtung und des Stils (die allenfalls wohl aufzutreiben wären) ſtünden hier am unrechten Orte. Was an romantiſcher Anmuth abgeht, wird durch Wahrheit erſetzt.

1.

Franz Laubler, der Sohn eines Fleiſchers in der Gegend von Augsburg, erlernte das Handwerk ſeines Vaters, ward in der Folge kaiſerlicher Soldat, verließ aber meineidig die Fahnen zweier Regimenter, ging nach Wien und diente dort als Heyduck. Ein Jahr nachher verfiel er in Tiefſinn, forderte von ſeinem Herrn den Abſchied, und wallfahrtete nach Rom. Dann trat er unter den Truppen des Großherzogs von Toſcana wieder in Dienſte, entwich aber auch dort heimlich und treulos, und wanderte nach Dresden.

Hier ließ er ſich, unter dem Vorwand, daß er von der katholiſchen Religion zur lutheriſchen übertreten wolle, von dem Diaconus, Magiſter Hahn, unterrichten. Uebrigens trieb er ſich ohne beſtimmte Geſchäfte herum. Ends

ſich drängten ihn Mangel und Noth in die Montur der Garde zu Pferde. Er ſtand damals in dem Alter von zwey und dreißig Jahren.

Im Dienſt war er verdrießlich und träge, im Umgange mit Kameraden ſtolz und aufbrauſend, gegen Ober- und Unterofficiere geſchmeidig und kriechend.

In den verſchiedenen Quartieren, die ihm von Zeit zu Zeit angewieſen wurden, betrug er ſich ſtill, pedantiſch-ernſthaft, überklug und prahlend. Er verlangte von den Wirthsleuten viel Ehrerbietung, und nahm oft den unſchuldigſten Scherz, als eine Beleidigung, übel. Er drängte ſich gern zu Geiſtlichen, leitete gemeiniglich das Geſpräch auf die Religion, und äußerte darüber ſonderbare, ſchwankende Mei-

nungen. Doch bemerkte man niemals an ihm eine Spur der Gemüthskrankheit, die ihn vorher in Wien befiel, und ihn auch endlich, ohne Zweifel, zum Mörder machte.

Er hatte schon gegen vier Jahre gedient, als man erst eine auffallende Veränderung seines ganzen Wesens wahrnahm.

Dies geschah in der Mitte des Maimonats 1726. Da meldete sein Wirth: Laubler spreche bisweilen ganz irre, und benehme sich überhaupt, wie ein Wahnsinniger.

Hierauf ward ein Unterofficier zu ihm geschickt. Dieser fragte: was ihm fehle, und wie man ihm helfen könne? „Mir kann kein Mensch helfen!“ antwortete Laubler: „Ich hab' ein Kreuz

auf dem Herzen, und verlange nichts, als meinen Abſchied.“ —

Man hielt nun für rathſam, ihn von dem Dorfe, wo er im Quartier lag, nach Dresden zu beordern. Hier entwickelte ſich ſeine Verrücktheit von Tage zu Tage mehr. Beſonders war ſie in ſeinem raſtloſen Geſchwätz über Gegenſtände der Religion, das eine Kette von Widerſprüchen bildete, nicht zu verkennen. Er ſchimpfte die Katholiken, weil ſie an Heilige glaubten; und in demſelben Augenblick rief er: „Ihr lutheriſchen Ketzer, ſeyd alle verdammt!“ — Mitunter war er auch heiter und luſtig. Einſt ſang und ſprang er, wie ein fröhliches Kind, eine lange Weile die Stube auf und nieder, und ſagte dann zu den Anweſenden mit feierlichem Ernſt: „Jetzt hat ein Apoſtel getanzt.“ —

Unter diesen Umständen ward seine Verabschiedung beschlossen, und beruhte nur noch auf der Unterschrift des abwesenden Regimentschefs.

Indessen geschahen wiederholte Meldungen, daß sich Laublers Gemüthszustand verschlimmere. Am Morgen des ein und zwanzigsten Mai ging deshalb der Adjutant zu ihm. Laubler empfing ihn sehr höflich, und gab auf die Frage: wohin er nun wolle? zur Antwort: „Ich geh' in die weite Welt. Da giebt es viele arme Sünder, die ich erlösen muß." — Dann fing er an, die Lutheraner zu schelten und zu beschuldigen: Sie hätten ihn verführt und ihm seine Kirche versperrt, daß er nicht mehr habe hineingehen können. „Schweigt!" fiel ihm der Adjutant ins Wort: „könnt ihr Jemand nennen, der euch gezwungen oder überredet hat,

evangeliſch ſu werden?“ — „Das hat Gott gethan!“ antwortete Laubler: „Er hat mich euch Ketzern vorgeſtellt, um euch zu zeigen, daß ihr falſch ſeyd!“ — Der Aſſiſtant brach das Geſpräch ab, und verließ den ſinnloſen Schwätzer.

Einige Stunden nachher ging Laubler mit Mordgedanken aus ſeiner Wohnung. Er kaufte ſich auf dem Markte ein groſſes Schlachtmeſſer und ſtarke Stricke, von denen er vorgab, daß er ſie zur Bändigung eines wilden, ſchwarzen Hengſtes brauchen wolle. Dann ließ er ſich (nach einer ſelbſt entworfenen Zeichnung) drey lange Nägel ſchmieden. „Ich bin ein frommer Soldat,“ ſprach er mit heiliger Miene: „und will mich bey dieſen Nägeln der Kreuzigung meines Heilandes erinnern.“ —

Mit diesen Werkzeugen begab er sich ins Haus seines vormaligen Lehrers, des Diaconus Hahns, und verlangte denselben zu sprechen. Der Prediger saß eben bey dem Mittagessen, und ließ ihn deshalb bitten, zu einer bequemern Zeit wieder zu kommen. Jener bestand aber auf einer kurzen Unterredung, weil er im Begriff sey, aus Dresden zu reisen. Der Diaconus ging endlich zu ihm hinaus, und fand ihn auf dem Vorplatz bey den Treppen.

Laubler fing sogleich (nach seiner gerichtlichen Aussage) ein Gespräch über die Religion an, und forderte von dem Prediger die Auflösung verschiedener Zweifel. Nachdem sie einige Minuten darüber gesprochen hatten, zog der Soldat einen Strick aus der Tasche, warf ihn dem Geistlichen um den Leib, und rief dazu aus: „Jetzt fang' ich dich,

du falſcher Engel des Lichts!“ — Er wollte, wie er nachher vorgab, den Prediger an ſich binden, um ſo mit ihm anzumachen, wer von ihnen die beſte Religion habe. Jener wehrte ſich und ſchrie nach Hülfe. Da ſtieß ihm Laubler das Schlachtmeſſer in die Bruſt. Der Verwundete wollte fliehen, erhielt aber von dem Mörder noch zwey Stiche in den Rücken, und ſank ſterbend auf der Treppe nieder.

Unaufgehalten entſprang der Thäter, und eilte ſtracks ins königliche Schloß, wo er ſich der Wache von der reitenden Garde, als Gefangener, ſelbſt überlieferte.

Das Gerücht von dieſer Begebenheit hatte ſich indeſſen, wie ein Laufeuer, durch die Stadt verbreitet. Aus allen Gaſſen ſtrömte das Volk nach der

Wohnung des Entleibten, und forderte laut und stürmisch die Verhaftung des Mörders.

Daß der Verbrecher ein Katholik,*) und sein Schlachtopfer ein lutherischer Geistlicher war: — dieser Umstand verdoppelte das Entsetzen, und ward von boshaften Aufwieglern begierig ergriffen, um die Flamme des Religionshasses anzufachen. Der aufgereitzte Pöbel wüthete durch die Straßen, mißhandelte grausam alle Katholiken, die ihm in den Weg kamen, und verwüstete ihre Wohnungen. Man mußte die unschuldig Verfolgten theils durch Wachen in ihren Häusern schützen, theils an feste Sicherheitsorte bringen. Dieser grundlose Aufruhr setzte, mehrere Tage lang,

*) Laubler hatte sich zur evangelischen Religion niemals öffentlich bekannt.

lang, die Stadt in Furcht und Schrekken. Die Garnison war zu schwach, ihn zu dämpfen. Doch sechs Regimenter, die in Eilmärschen aus der Provinz anrückten, stellten endlich die Ruhe wieder her.

Um den tollen Haufen zu beruhigen, und ihm jede Besorgniß eines parteylichen Verfahrens zu benehmen, ward der Verbrecher noch am Tage des Mords von dem Regimentsgerichte der Stadtobrigkeit übergeben.

Bey der Ankunft am Rathhause sprach er: „Mein Herz ist nun leicht, da Gott mich gestärkt hat, einen Satan zu erlegen. Mit Freuden trag' ich diese Ketten; denn der Knecht ist nicht besser, als sein Herr. Christus hat gelitten; darum will ich auch leiden. Der heilige Laurentius wurde gebraten; ich will mich auch braten lassen." —

Bey keinem Verhör ließ er einen Schatten von Reue blicken. Er behauptete vielmehr keck, daß er ein gutes Werk gethan habe; denn Hahil sey kein rechter Hirt, sondern ein Läſterer der katholiſchen Religion geweſen, ohne den Vorzug der evangeliſchen beweiſen zu können.

Um dieſen Punkt drehte ſich das ganze Gewirre ſeiner Auſſagen. Befragte man ihn über die Bewegungsgründe ſeiner That, ſo war er frech genug, ſich auf einen göttlichen Befehl zu berufen. Als man ihm dagegen das Verbot des Menſchenmordes einwandte, erwiderte er: „Gott hat dieſes Geſetz zwar gegeben; er pflegt es aber bisweilen durch ſeine gehorſamen Knechte — deren ich einer bin — wieder aufzuheben.“ —

Uebrigens läugnete er ſtandhaft, daß ihn irgend ein Menſch zum Mord verleitet oder gedungen habe. Dieſer Verdacht des gemeinen Haufens fand ſich auch, nach angeſtellter genauen Unterſuchung, ganz ungegründet.

Alle Umſtände dieſer Begebenheit ſetzen wohl außer Zweifel, daß der Verſtand des Verbrechers durch Religionsgrübeleien völlig zerrüttet war. Anders urtheilte jedoch der vereidete Stadtarzt, der den Gemüthszuſtand des Inquiſiten pflichtmäßig prüfte. Der ehrliche Doktor (dem Philoſophie und Seelenkunde wohl unbekannte Länder ſeyn mochten) ließ ſich von dem boshaften Fantaſten zwey Stunden lang den offenbarſten Unſinn vorſchwatzen, und ſtellte dennoch am Ende ſein Gutachten dahin, daß der Gefangene bey vollkommen geſundem Verſtande ſey.

Er gründete dieſes Urtheil vorzüglich auf das körperliche Wohlbefinden des Inquiſiten; ein Maßſtab, der zwar meiſtens, bey dergleichen Unterſuchungen, von unphiloſophiſchen Aerzten gebraucht wird, deſſen Unrichtigkeit aber die tägliche Erfahrung zeigt. In jedem Tollhauſe findet man unglückliche Menſchen, die, bey vollkommen geſundem Leibe, mit unheilbaren Seelenkrankheiten beladen ſind.

Die Stufenfolge der Verirrungen des Sinnloſen, von dem hier die Rede iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen, nur vermuthen.

Laubler war, allem Anſehen nach, ein eifriger Katholik, und nie ernſthaft entſchloſſen, ſich zur evangeliſchen Kirche zu wenden. Er griff nur, als er ſein Glück in einem proteſtantiſchen Lande

verſuchen wollte, zur Larve der Heucheley. Nun mochte ſein unglücklicher Lehrer etwas unvorſichtig ſeyn, und ſich bisweilen harte Ausfälle gegen den katholiſchen Glauben geſtatten. Dies verſchmerzte der boshafte Schüler, weil er ſich vom Lutherthum goldne Berge verſprach. Allein man nahm, wie billig, keine Rückſicht auf den leichtſinnigen Landſtreicher, der ſeine Religion, wie ein Kleid, veränderte. Die Belohnungsträume des Gleißners gingen alſo nicht in Erfüllung. Darüber ergrimmt, brach er ſeinen Schulgang bey dem Prediger ab, und kehrte reuevoll zum Glauben ſeiner Väter zurück.

Er hatte es aber mit beiden Religionsparteyen verdorben, und war nun ein verachtetes Mittelding, wie die Fledermaus in der Thierwelt. Dieſer unbehagliche Zuſtand kränkte ſeinen Stolz,

Gewiſſensbiſſe über die vorgehabte Religionsveränderung ängſtigten ſein Herz, und ſo entſtand in ſeinem Innerſten ein Tumult, der zuletzt ſeinen alten, nur ſeit einigen Jahren ſchlummernden Wahnſinn wieder erweckte.

Es bildete ſich nun in ſeiner Seele der feſte, eiſerne Gedanke, ſein Anklopfen an die proteſtantiſche Kirche, als das Signal ſeines Unglücks, und ſeinen vormaligen Lehrer, als das Hauptwerkzeug deſſelben, zu betrachten.

Jedes von Dieſem, zum Nachtheil der katholiſchen Religion, geſprochene Wort, tönte und wiedertönte jetzt unabläſſig vor den Ohren des bösartigen Schwärmers, und war ihm ein Aufruf zur Rache.

Hundert andere Böſewichter würden ſie auf eine minder grauſame Art

genommen haben; er aber, ein Fleiſcher, war mit Blutgedanken vertraut. Er verfuhr auch ganz nach der Weiſe ſeiner Handwerksgenoſſen, die das Schlachtvieh erſt binden, dann tödten; und ſo wuchs durch ihn die groſſe Zahl der Mörder, die, durch Fleiſcherarbeit, den natürlichen Schauer und Abſcheu vor Blut verloren hatten.

Acht Wochen nach der That ward er gerädert. Die Hinrichtung geſchah nicht, wie bey andern Fällen, auſſerhalb der Thore, ſondern — um wahrſcheinlich dem Volke ein genugthuendes Schauſpiel zu geben — in der Mitte der Stadt, auf einem ungewöhnlich hohen Gerüſte.

Es gehört zwar nicht zu dieſer Geſchichte, doch iſt es merkwürdig, daß

ein Sohn des Ermordeten (der als Pfarrer in Güstrow stand) beynahe das traurige Schicksal seines Vaters gehabt hätte.

Im Jahr 1761 kam ein Einwohner seines Kirchspiels zu ihm, beklagte sich, daß er in sehr bedrängten Umständen sey, und bat um ein Darlehn aus dem sogenannten Gotteskasten. Der Pfarrer entschuldigte sich, daß er, ohne Bewilligung seiner Obern, darüber nicht schalten könne. Dennoch drang Jener immer stärker in ihn, und gerieth endlich in eine so hoffnungslose Verzweiflung, daß er ein Messer aus der Tasche zog, und dem Prediger damit einige Stiche versetzte. Zum Glück waren sie nicht tödtlich. Der Verwundete flüchtete noch zeitig genug, und der Thäter ward verhaftet.

2.

Es giebt wohl kaum einen peinlichern Zuſtand, als immer Menſchen um ſich zu haben, die ihren Verdruß und Unwillen, bey der geringſten Gelegenheit, durch hartnäckige Stummheit bezeigen. Dieſe häßliche Untugend des Schmollens veranlaßte vor kurzer Zeit ein ſchauerhaftes Verbrechen.

Ein armer Landmann, der ſich, als Spinner und Muſikant, kümmerlich nährte, hatte ſich zum zweiten Mahl, aber ſehr unglücklich verheyrathet. Der unverdiente Haß ſeines ſtörrigen Weibes, und der mürriſche Sinn ſeines Schwiegervaters (der bey ihm wohnte, und die Unarten der Tochter in Schutz nahm) verbitterten ſein Leben. Sein einziges Kind erſter Ehe, ein Knabe von drey Jahren, war ein Dorn im

Auge der Stiefmutter, und der unſchuldige Gegenſtand endloſer Zwiſte.

Eines Tages kam der geplagte Mann von einem benachbarten Dorfe zurück, wo er die ganze Nacht, mit Gram im Herzen, zum Tanze froher Menſchen aufgeſpielt hatte. Sein Weib ſah ihn nicht an, als er in die Stube trat, ſein Gruß ward nicht erwiedert. Er fragte nach dem Knaben, und erhielt keine Antwort. Die Gefühlloſe hatte ſich um das arme Geſchöpf an dieſem Tage gar nicht bekümmert. Es lag noch jetzt — Vormittags um zehn Uhr — in der Bodenkammer zu Bette.

Er unterdrückte ſeinen Unmuth, und holte den Knaben. Als er zurück kam, fiel ihm ein Topf voll Suppe in die Augen, und er fragte: ob ſie für ihn beſtimmt ſey? Die Starrſinnige

blieb ſtumm. Er genoß nun, ohne weiter zu zanken, mit dem Kinde die Suppe, die vorſätzlich ſchlecht zubereitet ſchien.

Mittags ſaß das Ehepaar, in feindlicher Stille, bey einem Gericht Erdäpfel. Die übrig gebliebenen ſchälte das Weib, und ſchnitt ſie in einen Tiegel, um ſie zu einer künftigen Mahlzeit zu brauchen. Der Mann — vielleicht in der guten Abſicht, dadurch einen Schritt zur Ausſöhnung zu thun — ſchälte jetzt auch einen Erdapfel. Dieſen aber ſchob die Frau verächtlich von ſich hinweg, und ſchnitt ihn nicht zu den übrigen in den Tiegel. Da ſprach der Arme, mehr im Ton der Wehmuth, als des Zorns: „Iſt und bleibt denn alles Gift, was ich berühre?“ — Die Schmollerin würdigte ihn wieder keiner Antwort, ſondern

verließ den Tiſch, und ſetzte ſich vor dem Spiegel eine Haube auf, deren ſie ſich gewöhnlich bey Ausgängen bediente.

Er fragte: „Wohin willſt du?“ und ſie antwortete noch nichts. Ueber dieſen Trotz endlich aufgebracht, ſchlug er ſie mit einem Spinnrocken. Sie ſetzte ſich zur Wehr, rang mit ihm und fiel. Er zertrümmerte nun auf ihrem Rücken einige Töpfe. Sie ſprang empor, und floh mit lautem Geſchrey aus dem Hauſe.

Jetzt erwachte plötzlich in ihm, lebhafter als jemals, das volle Gefühl ſeines Elendes.

Fort — ſprach er zu ſich ſelbſt — fort aus dieſer Höhle voll Zwietracht! Die Mißhandlungen meines

Weibes und Schwiegervaters ſind nicht auszuhaltẽ. Sie treiben mich in die weite Welt. Aber ach! mein Kind, was wird aus dir? — Soll ich dich in den Händen deiner Feinde laſſen? — Nein; lieber wollt' ich dich vor meinen Augen ſterben ſehen. Ja, der Tod — der Tod iſt eine Wohlthat für dich! —

Von einer unſichtbaren Gewalt (wie er nachher ſelbſt ſagte) zur Thür hinaus und an den Ort gedrängt, wo eine kleine hölzerne Keule lag, ergriff er ſie haſtig, und ſchlug damit aus allen Kräften das Kind vor die Bruſt. Es ſtürzte, zuckte und ſtöhnte nach ſeinem Bette. Ihn reute jetzt die ſchreckliche That. Das wimmernde Kind zu ſeinen Füßen verſuchte, wieder aufzuſtehen. Er aber — in dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß es nun doch

nicht mehr zu retten ſey — gab ihm einen zweiten Schlag vor den Kopf. Dann taſtete er es; weil es durch Winſeln und Zuckungen immer noch Leben verrieth, unter den Arm, trug es, in dieſem fortdauernden Zuſtande, die Treppe hinauf, warf ihm einen Strick um den Hals, und hängte es an einen Nagel.

Ohne ſich nun weiter umzuſehen, eilte er in die Wohnſtube zurück, zerſchlug die Fenſter, wie ein Raſender, und entfloh aus dem Dorfe. Doch ſchon unter dem Thore der nächſten Stadt ward er ergriffen, und, nach vollendeter Unterſuchung, mit dem Tode beſtraft.

3.

Dem Trunkenbold ſtehen alle Pforten des Verderbens offen. Er taumelt vielleicht Jahre lang vorüber; aber endlich kommt eine unglückliche Minute, und er ſtürzt blindlings da oder dort hinein.

Johanne Eleonore Reineckin lebte mit ihrem Gatten in der unfriedlichſten Ehe. Sie hatte gutmüthig ihr geringes, in herrſchaftlichen Dienſten zuſammengeſpartes Vermögen aufgeopfert, um ſeinen Abſchied von der kurſächſiſchen reitenden Garde zu bewirken, ihm das Bürgerrecht in Dresden zu verſchaffen, und daſelbſt ein Kaffeehaus anzulegen: Er aber war undankbar, nahm ſich der Wirthſchaft nicht an, ſondern verſchwendete durch unmäßigen Trunk, was ſein Weib erwarb.

Nach und nach ergab ſich die Reineckin ſelbſt der Völlerey. Beide zankten und balgten ſich nun faſt täglich im Rauſch. Der gewöhnliche Anfang ihrer Zwiſte war, daß Er in einem rauhen, gebieteriſchen Tone Geld zum Trinken forderte, und Sie es ihm mit ſpöttiſchen Worten verſagte. Dann drang er mit allerley Mordwaffen, die ihm gerade zur Hand waren, ſo wild und toll auf ſie ein, daß ſie mehrmals vor Schrecken die fallende Sucht bekam.

Eines Abends kam er in ungewöhnlicher Wuth vom Weinhauſe zurück, ergriff ein Meſſer, und ſtürzte damit auf ſie los. Sie entfloh. Er warf ihr das Meſſer nach. Es traf ſie aber nicht, ſondern bohrte ſich in die Thür, die ſie geſchwind hinter ſich zugeſchlagen hatte.

Weniger

Weniger glücklich entkam ſie in einem ähnlichen Falle. Der Meſſerwurf traf ihren rechten Arm, durchſchnitt halb die Pulsader, und die Verwundete gerieth in Lebensgefahr. Nun ward dem Wüthrich bange. Um ihn zu tröſten, verſprach ſie, ſeine Schuld an ihrem wahrſcheinlichen Tode keinem Menſchen zu entdecken.

Oft faßte ſie den klugen Vorſatz, ſich von dieſem Unhold zu trennen. Doch das leicht verſöhnliche Weib ließ ſich immer wieder, durch ein freundliches Wort, zum Nichtgebrauch der ſchon fertigen Scheidungsklage bewegen.

Unter ſolchen mannichfaltigen und vieljährigen Vorbereitungen erſchien endlich der Tag, der vom Verhängniß beſtimmt war, dieſen häuslichen Kämpfen ein blutiges Ziel zu ſetzen.

Am 29 November 1762 befanden ſich auf dem Reineckiſchen Kaffeehauſe, bis nach Mitternacht, verſchiedene Gäſte, mit denen beide Wirthsleute, in Eintracht und guter Stimmung, Bier und Wein durch einander zechten. Die Reineckin ward ſehr betrunken, tummelte ſich in wilder Fröhlichkeit herum, ging die ganze Nacht nicht zu Bette, und unterließ alſo, ihre zerſtreuten Sinne durch den Schlaf wieder in Ordnung zu bringen. Ihr Mann, deſſen feſterer Körper mehr vertragen konnte, war völlig nüchtern geblieben, und ſchlafen gegangen.

Am folgenden Tage, früh gegen fünf Uhr, trat er in die Billiardsſtube, wo ſeine Frau, immer noch im Taumel der Trunkenheit, auf einem Stuhle ſaß.

„Nun?“ fuhr er ſie, mit Beyfügung eines pöbelhaften Schimpfwortes,

an: „Willſt Du noch nicht zu Bette gehn?“ — Sie antwortete ſchnöde, und er ſchlug ſie mit einem Billiardsſtocke. Die Magd eilte herbey, drängte die Reineckin, um dem Streit ein Ende zu machen, zur Thür hinaus, und führte ſie in ein anderes, eine Treppe höher gelegenes Zimmer.

In der eilften Vormittagsſtunde (nachdem indeſſen Mann und Frau Branntwein zu ſich genommen hatten, und der Letztern Trunkenheit zu einem ſehr hohen Grade geſtiegen war) rief die Magd die Reineckin herunter, weil ſie etwas im Hausweſen von ihr bedurfte.

In einem engen Stübchen, neben der Küche, befand ſich Reinecke, der ſogleich, als er ſeine Frau erblickte, den Zank mit ihr erneute. Er forderte,

nach seiner gewöhnlichen Art, den Schlüssel zum Geldschranke. Sie gab ihm dafür spitze Worte. Er rächte sich durch einen Schlag mit der Ofengabel. Dann griff er zur Feuerzange, und prügelte das Weib so heftig damit, daß die Zange sich krumm bog. Die Magd sprang herzu, entwand ihm die Zange, und nahm sie mit sich in die Küche. Sie ließ nun die Streitenden allein, und bekümmerte sich nicht, was weiter zwischen ihnen vorging.

Nach einigen Minuten stürzte die Reineckin aus dem Stübchen, durch die Küche, die Treppe hinauf. Ungefähr zwey Minuten nachher kam Reinecke in die Küche, und verlangte von der Magd, in einem ziemlich ruhigen Tone: daß sie ein Messer, welches in seinem Rücken unter der Schulter steckte, heraus ziehen solle. — „Meine Frau

hat mich gestochen!“ sprach er, und es waren seine letzten Worte; denn kaum hatte die Magd das Messer aus der Wunde gezogen, und ihn in die Stube zurückgeführt, so starb er unter den Händen des herbey gerufenen Wundarztes.

Jetzt kam die Reineckin aus dem zweiten Stockwerk herunter, und nahm mit lachender Miene Geld aus dem Schranke. Sie sah die Magd weinen, und sagte keck: „Was weinst du? Es ist gut, daß er todt ist, er hat mich lange genug gekränkt.“ Sie ging alsdann in die Billiardstube, und scherzte mit einigen darin spielenden Gästen.

Als sie hierauf in Verhaft genommen ward, taumelte sie trunken, und Jeder, der sich ihr nahte, bemerkte die Dünste des von ihr im Ueberfluß genossenen Branntweins.

Bey der Ankunft am Rathhause, forderte sie ein Glas Wasser, und sprach: „Ist er todt, so ist er todt. Ich will meine Wirthschaft übergeben.“ —

Nach Verfluß einer Stunde, wollte man sie verhören; allein man mußte davon abstehen. Sie war noch so wenig nüchtern, daß alle ihre Antworten widersprechend und undeutlich ausfielen. Doch gestand sie schon in der Hauptsache, daß sie ein Messer nach ihrem Manne geworfen habe.

Bey dieser Aussage blieb sie am folgenden Tage, und in allen übrigen Verhören. Immer läugnete sie, dem Entleibten das Messer in den Rücken gestoßen zu haben. „Durch Mißhandlungen in Wuth gesetzt,“ sagte sie, „warf ich es nach ihm, und weiß

nicht einmahl, ob es ihn getroffen hat; denn ich lief ſchnell aus der Stube, weil ich befürchtete, daß er mich mit der Holzart, die unter dem Ofen lag, verfolgen würde." —

Bey der Beſichtigung des todten Körpers fand ſich eine zwey Zoll tiefe Wunde, die der flüchtige Wurf aus der Hand eines Weibes wohl kaum bewirken konnte.

Es war vielmehr wahrſcheinlich, daß Reinecke, während der Zeit, als er allein war, ſelbſt an dem Meſſer, um es heraus zu ziehen, gearbeitet, und es vielleicht, haſtig und ungeſchickt, noch tiefer hineingedrückt hatte. Eben ſo leicht konnte dies durch Schwanken und Taumeln zwiſchen engen Wänden, oder durch irgend einen andern unglücklichen Zufall, geſchehen ſeyn; denn ein

feſter, bewegungsloſer Stand, von dem Moment des Wurfs bis zum Gang in die Kirche, läßt ſich bey einem berauſchten und verwunderten Manne nicht denken.

Die Menſchlichkeit konnte daher wohl fordern, die Vermuthung gelten zu laſſen, daß die anfangs nur leichte Verwundung, erſt in der Folge, ohne Mitwirken der Verbrecherin, tödlich geworden ſey; allein die Unglückliche mußte dennoch nach der Strenge des Rechts, mit dem Leben büßen.

Zur Erheiterung folge hier eine kurze Anekdote, die man als einen Beitrag zu Herrn Wagners Erzählungen von Geſpenſtern aus dem Reiche der Wahrheit betrachten kann.

Ungefähr acht oder zehn Jahre nach jener Begebenheit, sah sich ein Officier, der eben erst in Dresden angekommen war, nach einer Wohnung um. Er fand das zweite Stockwerk eines Hauses (am sogenannten Jüdenhofe) zum Vermiethen ausgeboten, konnte aber mit der Besitzerin über den Preis nicht einig werden, und der Handel zerschlug sich.

Nach einigen Tagen kam die Wirthin von selbst, und erklärte, daß sie mit dem erbotenen Miethzins zufrieden seyn wolle; allein der Officier wies sie nun ab. Sie trug ihm hierauf die Zimmer um einen noch geringern Preis an. Er bezeigte sein Befremden darüber, und fragte nach der Ursache. „Ich muß Ihnen nur gestehen," sprach die Frau, „daß dieses Quartier ein wenig verrufen ist. Die Reineckin — von

der Sie wohl werden gehört haben? — hat ihren Mann darin ermordet, und nun glauben einfältige Leute, daß dessen Geist im Hause rumore. Aus dieser thörichten Furcht, hat mir eine Familie, die schon förmlich eingemiethet hatte, wieder aufgesagt; aber Sie, Herr Lieutenant, werden sich gewiß durch diese Possen nicht abschrecken lassen."

Das war denn auch bey ihm der Fall. Er bezog die berüchtigte Wohnung, und bemerkte nicht die geringste Spur eines Poltergeistes.

Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Der Officier ging einsmals gegen Mitternacht heim, warf einen Blick hinauf nach seinem Quartier, und erstaunte nicht wenig, am Fenster des

Erkers eine weisse Gestalt zu erblicken, die sich wiederholt herausbeugte, und ihn zu begrüßen schien.

Er stand still. Die Gestalt bückte sich immer. Er ging langsam näher, und das unbegreifliche Wesen fuhr in seiner Höflichkeit fort. Er öfnete nun, mit einem leisen Schauer, die Hausthür, eilte die Treppe hinan, und fragte seinen, in der Hinterstube wohnenden Bedienten, ob sich Jemand in den vordern Zimmern befinde? Der Bediente hielt dieß für unmöglich, weil er sie fest verschlossen habe, und der Schlüssel nicht aus seinen Händen gekommen sey.

Der Herr und der Diener gingen nun rasch ins Erkerzimmer, und ertappten glücklich den lecken, nicht von seiner Stelle weichenden Geist. Wer

war er? Ein Paar vom Bedienten gewaſchene, und am offenen, luftigen Fenſter zum Trocknen aufgehangene Handſchuhe.

4.

Ein junger Edelmann, der (nach der Erzählung eines engliſchen Journals) in der Grafſchaft Warwick eine Reiſe zu Pferde machte, ſah ſich unvermuthet, mitten in einem Walde, von ſeinem gewöhnlichen Begleiter, einem großen Hetzhunde, verlaſſen. Er rief dieſen treuen Gefährten lange vergebens, und ritt endlich, unter Locken und Rufen, eine halbe Meile zurück. Jetzt antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes ein klägliches Geheul, das er für die Stimme ſeines Hundes er-

kannte. Er pfiff und rief; das Thier kam aber nicht, sondern winselte stärker.

Der Edelmann folgte diesem Ton in ein dunkles Gebüsch. Hier ergriff ihn Entsetzen bey dem schauervollen Anblick eines ermordeten Mädchens. Der Hund lag neben dem Leichnam, und beleckte dessen bleiches Gesicht. Die Unglückliche war durch Messerstiche getödtet.

Als sich der Reisende überzeugt hatte, daß keine Hülfe hier möglich sey, bestieg er wieder sein Pferd, um diese Begebenheit im nächsten Orte zu melden.

Aber kaum befand er sich auf der Heerstraße, da rannte sein Hund, der ihm bis dahin willig gefolgt war, plötz-

ſich und unaufhaltſam in den Wald zurück. Nach einigen Minuten ſchrie darin ein Menſch, wie unter Mörderhänden, um Hülfe. Der Edelmann drängte ſich in das Dickicht, aus dem der Angſtruf erſchallte. Hier ſtand der Hund, mit fletſchenden Zähnen, über einem anſtändig gekleideten Mann, der blutend auf der Erde lag.

Der Hund war ſo ergrimmt, daß er ſich nicht abrufen ließ. — Er zeigte blos, durch freundliche Bewegung des Schweifes, daß er die Stimme ſeines Herrn kenne; doch wich er keinen Schritt, und fuhr unabläſſig fort, nach der Kehle des Unbekannten zu ſchnappen, der ſich dagegen mit zerfleiſchten Armen und Händen zu ſchützen ſuchte. Erſt mit vieler Mühe gelang es dem Herrn des Hundes, ihn durch Liebkoſungen zu beſänftigen.

Dieſes Thier war ſonſt gegen alle Menſchen ſanft und friedlich. Daß es den Fremden ſo grauſam behandelte, fiel dem Reiſenden auf, und erregte in ihm Vermuthungen, die er aber nicht äußerte. Er tröſtete vielmehr den verdächtigen Mann, verband ſeine Wunden, und lud ihn ein, mit ins nächſte Dorf zu gehen, wo ſeine Heilung beſorgt werden ſolle.

Um ſich des Menſchen, deſſen ſcheuer Blick ein böſes Gewiſſen verrieth, zu verſichern, warnte er ihn ernſtlich, an ſeiner Seite zu bleiben; denn er könne bey der geringſten Entfernung nicht dafür ſtehen, daß ihn der Hund auf der Stelle zerriſſe. Dieſe Drohung bewirkte, daß der Fremde geduldig mitging. Seinen Fußſtapfen folgte der Hund, und ließ ihn nicht aus den Augen.

Im Wirthshause übergab der Reisende, durch einen ſtillen Wink, den Fremdling der Wache des Hundes, und ging dann fort, unter dem Vorwand, einen Wundarzt zu rufen. Nach kurzer Zeit aber erſchien er mit einem Polizeykommiſſar und deſſen bewaffneten Dienern.

Der Kommiſſar und der Verwundete ſtarrten einander an, und Jener ſagte zum Reiſenden: „Sie ſcherzen wohl, mein Herr, indem Sie dieſen wackern Mann, als einen Verbrecher, zu verhaften begehren? Ich bürge für ſeine Unſchuld. Er iſt mein Nachbar und Freund.“

„Und wär' er Ihr Bruder, (fiel der Edelmann ein) ſo klage ich ihn dennoch des Mordes an, der im nächſten Walde begangen wurde. Weigern

Sie ſich alſo nicht länger, ihn gefangen zu nehmen, ſonſt ſind Sie ſein Mitſchuldiger!“ —

Man denke ſich bey dieſem Wortwechſel die Empfindungen des Menſchen, der ihn verurſachte. Er ſchwankte zwiſchen Hoffnung und Furcht, zwiſchen Leben und Tod. Lange ſtritt man über ſein Schickſal, bis endlich der Hund entſchied.

Dieſer beſchnüffelte nämlich, ohne Unterlaß, eine der Rocktaſchen des Verwundeten, der ſich zu Bette gelegt, und ſein Kleid über einen Stuhl gehangen hatte. Der Reiſende, dadurch aufmerkſam gemacht, griff ſchnell in dieſe Taſche, und zog ein blutiges Schnupftuch heraus. Der Kommiſſar ſchauderte, ward todtenbleich und rief aus: „O Gott, das Schnupftuch mei-

ner Tochter! Böſewicht, treuloſer Böſewicht, du haſt ſie ermordet!“ — Der Verbrecher geſtand' es. Er hatte Abends vorher im Hauſe des Kommiſſärs gehört, daß deſſen Tochter, mit Anbruch des Tages, über Land gehen und funfzig Guineen zu einem Gläubiger tragen würde. Gierig nach dieſem Golde, war er dem Mädchen nachgeſchlichen, und hatte das wehrloſe Kind — die Tochter ſeines vertrauteſten Freundes — beraubt und gemordet.

Dieſe Geſchichte begab ſich im Jahr 1750. Der Miſſethäter ward in London mit dem Tode beſtraft.

3.

Ein reisender Handwerksgesell ward auf einer Waldstraße von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn rein aus, und ließen ihm dann die schreckliche Wahl zwischen einem augenblicklichen Tode oder dem Beitritt zu ihrer Rotte. Sein Abscheu gegen diese Vereinigung war groß, doch größer noch die Liebe zum Leben. Er willigte daher, in die Kameradschaft der Räuber, weil er dieser furchtbaren Horde bald und mit schuldlosen Händen zu entrinnen hoffte.

Sie mochten aber seine Gedanken entweder errathen, oder war es überhaupt bey ihnen Sitte, jeden neuen Bundesgenossen durch den Zwang zu einem Verbrechen an sich zu fesseln; kurz, sie erklärten dem armen, Bur-

ſchen, daß er, zum Probeſtück und Unterpfand ſeiner Treue, den erſten vorüber gehenden Menſchen ermorden müſſe.

Unglücklicher Weiſe kam in derſelben Minute ein junges, wohlgekleidetes Mädchen die Straße herab. „Stich ſie nieder!“ riefen die alten Böſewichter, und drückten dem zitternden Neuling ein großes Schlachtmeſſer in die Hand. Er bat mit Thränen um Verſchonung. Sie zogen aber ihre Säbel, ſchwangen ſie unter den fürchterlichſten Todesbedrohungen um ſeinen Kopf, und trieben ihn ſo aus dem Dickicht, wo ſie ſich gelagert hatten, auf den Weg hinaus. „Feige Memme!“ ſchimpften ſie ihm nach: „Merke dir die letzten Worte der Dirne, und kommte nicht, wenn dir dein Leben lieb iſt, ohne ihren Kopf zurück!“ —

In halb ſinnloſer Verzweiflung ſtieß der unglückliche Jüngling der Armen das Mordmeſſer ins Herz. Sie verſchied zu ſeinen Füßen. Ihr letztes Stammeln waren gröſsten Theils unvernehmliche Töne. Der Mörder verſtand blos die abgebrochenen Worte: „Heut — über — zwanzig Jahr.“ — Was die Unglückliche damit meinte, läßt ſich nicht beſtimmen. Sie bejammerte vielleicht, daß ſie in ihrer frühen Jugend, noch nicht über zwanzig Jahr alt, eines ſo ſchrecklichen Todes ſterben müſſe. Vielleicht ſagte ſie aber auch keine Sylbe von dem, was der betäubte Verbrecher, den das Bewußtſeyn einer Blutſchuld beynahe wahnſinnig machte, zu hören glaubte.

Er kam, wie ihm befohlen war, mit dem abgeſchnittenen Kopfe der Ermordeten ins Lager der Bande zurück. Auf Befragen: was ihm die Sterbende noch vertraut habe? erzählt' er jene

Worte, und erklärte ſie als eine Prophezeiung, daß er nach zwanzig Jahren ſeine verdiente Strafe leiden werde. Darüber lachten die rohen Geſellen, und ſchläferten ſo nach und nach die Schlangen ſeines Gewiſſens ein. Doch, mit Abſcheu gegen das Räuberleben erfüllt, entwich er bey der nächſten, günſtigen Gelegenheit, ohne weiter eines Mord auf ſeiner Seele zu haben.

Er ging in ſeine Vaterſtadt zurück, nährte ſich ehrlich, nahm ein Weib, und lebte viele Jahre, als ein allgemein geſchätzter und geliebter Bürger. Er war glücklicher, als er jemals zu werden gehofft hatte. Das Andenken an die Gemordete ward allmählich bey ihm zu einer flüchtigen Erſcheinung, die, immer ſeltener, nur auf Augenblicke ſeine Ruhe ſtörte, und zuletzt ſich ganz verlor.

Aber sie kam, durch einen an sich unbedeutenden Zufall herbey geführt, unerwartet und schrecklich wieder.

Eines Tages hatte seine Frau zum Mittagessen einen Kalbskopf bereitet. Die Schüssel stand auf dem Tisch, eh' er in die Stube trat. Als er dieses Gericht erblickte, fiel die Erinnerung an den Kopf des ermordeten Mädchens mit so zermalmender Kraft auf sein Herz, daß er mit Grausen zurücksprang, und ohnmächtig niederstürzte. Sonderbarer Weise war es gerade der Tag, an dem er vor zwanzig Jahren gemordet hatte.

Mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, gestand er seinem Weibe das bisher verschwiegene Verbrechen, und eröffnete zugleich seinen Entschluß, sich selbst anzuklagen. Die bestürzte Frau

that die möglichſten Gegenverſtellungen. Allein fruchtlos waren Bitten und Thränen. Er riß ſich los, und ſtellte ſich vor Gericht. Mehrere ſeiner ehemaligen Miträuber, deren Aufenthalt er angab, wurden eingezogen. Sie beſtätigten ſeine Auſſage. Er endete, mit der Todesſtrafe verſchont, ſein Leben im Zuchthauſe.

Thomas Nellerwurm.

Roman

von

A. F. E. Langbein.

Berlin,
in der Schüppelschen Buchhandlung
1806.

Th

omas Kellerwurm.

Erſtes Kapitel.

Umriß des Helden.

„Halt, Kutſcher! — Poß Wetter! ſo halt doch, du tauber Eſel!“ — rief Junker Thoms, als er in der Vorſtadt, nah am Thore, eines Bäckerladens anſichtig wurde, wornach er ſchon lange ſeine Augen vergebens auf Kundſchaft ausgeſandt hatte. Der Pferdelenker, den die dicken Backen ſeiner Pudelmühe etwas barthörig machten, vernahm endlich das Zetergeſchrey ſeines hungrigen Herrn, und zügelte das Rappen- und Schimmelgeſpann. Thoms wälzte ſich aus der Kaleſche, und

kaufte für drey Groſchen Semmeln, nach langer Auswahl der größten und vollwichtigſten Zeilen. Dann fuhr er, luſtig ſpeiſend, hinein in die Stadt, und antwortete kauend auf die gewöhnlichen Thorfragen: er heiße Thomas von Pampel, und komme vom Landgute ſeines Vaters, um bey der Garniſon als Kadett angeſtellt zu werden.

Der wachhabende Officier (ein gewiſſer Herr von Springwall, den wir in der Folge näher werden kennen lernen) ſah den wohlbeleibten Jüngling mit Verwunderung an, wünſchte lächelnd ihm Glück, und entließ ihn ohne weitere Umſtände, weil er ihn, wie er ſagte, nicht länger abhalten wolle, ſein anſehnliches Frühſtück in Ruhe zu genießen.

Der Wagen rumpelte fort. Die verſammelte Thorwache dünkte ſich durch den Scherz des Officiers berechtigt, ein lautes

Gelächter aufzuſchlagen, und über die dreh lige Figur des neuen Waffenbruders tapfer zu witzeln. Nun, es war nicht zu läugnen, daß ihn ein ſtattlich runder Bauch, ſtrotzende Pausbacken, eine Unterkehle von einigen Stufen, und kurze, dicke Elephantenbeine vor tauſend andern jungen Burſchen auszeichneten, und ihn, da er übrigens von kleiner Statur war, zu einer purzlichen Tonnengeſtalt machten, die man nicht ohne Gemüthsergötzung anſehen konnte. Ihn focht das nicht an, und er zähmte deßhalb ſeinen raſchen Appetit nicht im geringſten. Der Bauch war ſein Gott und ſein Staat, den er eben ſo thätig zu arrondiren ſuchte, wie die Fürſten den Körper ihrer Reiche.

Schon als Säugling ſchien er mit dieſem Vorhaben beſchäftigt. Es mußten ihn zwey Ammen verpflegen, denn Eine that ihm nicht genug; und nebenher genoß er

noch von derben Speisen so viel als ein erwachsener Mensch. Seine unmäßige Eßlust vermehrte sich mit den Jahren, und ward von seiner Mutter, die etwas schwachen Verstandes war, und selbst gern den ganzen Tag schlampampte, eben so geflissentlich befördert, wie andere vernünftige Aeltern dieser widrigen und verderblichen Unart entgegen arbeiten. Sie unterhielt Jahr aus Jahr ein für sich und ihr Goldsöhnchen ein großes Magazin von Leckereyen aller Art, und so oft er sich vor ihr sehen ließ, fragte sie recht ängstlich: „Bist du nicht hungrig? Willst du nicht essen?“ Es versteht sich, daß er immer Ja sagte. Nun both sie ihm alle ihre Nahrungsschätze, und drang ihm noch mehr davon auf, als er selbst wählte. So erlangte sein Magen eine unglaubliche Fertigkeit, viel zu beherbergen. Mutter Gans hatte ihre einzige Freude daran; und da

ſie des Glaubens lebte, daß Kopfanſtrengung den Körper und beſonders die Verdauungswerkzeuge ſchwäche, ſo ſtritt ſie heftig dagegen, wenn Thomschen zum Lernen angehalten werden ſollte. Sie ſelbſt hätte die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ihn wenigſtens in der Geographie nach der neuen Methode zu unterrichten, die im Pariſer Almanach des Gourmands empfohlen wird, und darin beſteht: daß man bey jedem Lande und bey jeder Stadt, die man den Kindern nennt, ihnen die vorzüglichſten Speiſen, die dort erzeugt oder bereitet werden, zu genießen gibt. Zum Beyſpiel: bey Weſtphalen — ein Stückchen Schinken; bey Göttingen — eine Wurſt; bey Nürnberg — einen Pfefferkuchen, und ſo weiter. Wäre dieſe Lehrart bey dem kleinen Thomaſius angewandt worden: er hätte gewiß in der Erdkunde die herrlichſten Fortſchritte gethan. Aber

Mama ließ ihn die halbe Welt durchſchmauſen, ohne ihm nur zu ſagen, daß er in Deutſchland zu Hauſe ſey.

Er hatte ganz das Anſehen, als wollte ſie ihn aus blinder Affenliebe zu Tode füttern; doch kaum war er ſechs Jahre alt, da ſtarb ſie ſelbſt plötzlich an einer unheilbaren Ueberladung des Magens. Nun übernahm der Vater (der ſich bisher, aus Liebe zum edlen Hausfrieden, um die Erziehung wenig bekümmert hatte) das Verpflegungsamt, und griff die Sache ganz anders an. Er beſorgte, das junge Herrlein würde zuletzt ein wahrer Nimmerſatt werden, und beſchränkte deßhalb ſeine Mundportionen mit ſpartaniſcher Strenge. Allein der Verſuch, den kleinen Vielfraß zur Mäßigkeit zu gewöhnen, kam zu ſpät. Er ſchnurrte, über Hunger klagend, im Dorfe herum, erwarb ſich Gaſtfreunde durch luſtige Poſſen, und ſchnellte

manchen einfältigen Bauerknaben durch Ränke und Schwänke um ſein Butterbrod. Auch im väterlichen Hauſe war nichts Genießbares vor ihm ſicher. Er ſchütteite das Obſt noch unreif von den Bäumen, plünderte die Hühnernester, und ließ ſich heimlich Eyerkuchen backen. Als er älter ward, mußte der Vater die Kellerſchlüſſel immer in der Taſche führen, und bey Nacht unter ſein Kopfküſſen legen: ſonſt ſtand der Herr Sohn, wie ein Blitz, vor den Wein- und Bierfäſſern, und zapfte ſo lange, bis er ſich ein Räuſchchen getrunken hatte.

Dabey liebte er Ruhe und Bequemlichkeit über alle Maßen, und trieb dieß ſogar bis zur leidenſchaftlichſten Verehrung oder vielmehr Anbetung der Faulheit; denn ſie ward ja in unſern Tagen für göttlich erklärt. Den Himmel dieſer Göttin und ſeinen — das Bett — ver-

ließ er keinen Morgen eher, als bis ihn ein väterliches Donnerwetter herausjagte; und auf dem nächsten Stuhle schlief er wieder ein, sobald er irgend eine Arbeit vor die Hand nehmen mußte. Nur dann war er geschäftig wie eine Biene, und verschmitzt wie ein Fuchs, wenn es darauf ankam, seinem Gaumen einen behaglichen Genuß zu bereiten. Mit Einem Worte: Müßiges Wohlleben war sein Dichten und Trachten von Jugend auf.

Bey allen diesen Untugenden konnte man ihm nicht gram seyn. Er war ohne Falsch, hatte Mutterwitz, und eine reiche Ader von lustiger Laune, die auch bey den empfindlichsten Widerwärtigkeiten, die ihn betrafen, nicht versiegte.

Seine schwächste Seite war ein hoher Grad von Feigheit. Er verstand sich jedoch meisterlich darauf, diese Aehnlichkeit mit dem Hasengeschlechte unter der Larve

der Prahlerey zu verſtecken, und ſich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Anſehen eines Löwen zu geben. Sein eigener Vater wußte nicht, wie ſchlimm es mit ſeiner Herzhaftigkeit ausſah, und beſtimmte ihn ohne Bedenken zum Soldatenſtande. Der Chef des nächſten Regiments, der ſein alter Freund war, gewährte die erbetene Kadettenſtelle aufs erſte Wort. Thomas war damahls ſchon ein Knäblein von zwanzig Jahren.

Als ihn der Vater an den Reiſewagen begleitete, kam der Schenkwirth des Dorfs außer Athem gelaufen, und überreichte die Rechnung einer ſtarken Bierſchuld, die unſere angehende Kriegsgurgel — eine veraltete, aber hier ſehr paſſende Benennung eines unmäßigen Soldaten — heimlich gemacht hatte. Dieſer Auftritt verſäuerte die Zärtlichkeit des Abſchieds ein wenig; doch, nach kurzem Sträuben, über-

nahm der Vater die Lösung des angebundenen Bären.

Zweytes Kapitel.

Die Kinder und der Papa. — Rekruten-Leiden.

„Alle Wetter!“ — rief der General, bey der Vorstellung des neuen Kadetts — „Das heißt doch ein stammhafter Rekrut! — Oder hat er vielleicht ein halb Schock Röcke und Wämser über einander gezogen?“

Thomas war nicht beherzt genug, diesen falschen Verdacht zu widerlegen; aber der Feldwebel, der ihn hergeführt hatte, versicherte für ihn: er habe nur ein einziges Fähnchen auf dem Leibe.

„Nun, da kann er sich, bey meiner

Seele! für Geld ſehn laſſen!“ ſagte der ſpaßhafte Feldherr. „Aber ſo ein Prälatenbauch und die knappe Löhnung! — Wie werden ſich die zuſammen vertragen? — Gibt's brav Zuſchuß von Hauſe?“

Der Junker antwortete: ſein Vater habe ihn beym Doktor Kirchhof in Koſt und Wohnung verdungen.

„Bey unſerm Kirchhof?“ — ſprach der General, und lachte gewaltig. „Das hat er gut gemacht, der Herr Vater! Des Doktors Küche iſt ein wahrer Geſundheitstempel für ſolche Fleiſchmaſſen! — Nun geh, mein Sohn, laß dich in der Montirungskammer kleiden, und lerne fleißig den Dienſt! Ein großer Held wirſt du wahrſcheinlich nicht; aber einen tüchtigen Lückenbüßer in der Armee kannſt du wohl abgeben.“ —

Thomas probte vergebens die Montirungskammer durch: es fand ſich kein Rock,

der ihm weit genug war. Der Regiments-schneider lieferte ihm eine neue Uniform, worin er Platz hatte, und nun sah er aus, wie der Großvater der übrigen Kadetten und Fahnjunker. Die muthwilligen Kinder neckten Anfangs den dicken Papa; allein er war doch nicht so feig, sich das gefallen zu lassen. „Ihr Spulwürmer! ihr Heringsleiber!“ fuhr er sie an: „Höhnt ihr mich deßwegen, weil ich keiner Schuiderelle gleiche, wie ihr? – Kommt nur in den Krieg, da stößt euch jeder Troßbube über den Haufen; aber ich – ich stehe fest, wie ein Berg!“ — So schalt er um sich herum mit geballter Faust, und schaffte sich Ruhe.

Die ersten Waffenübungen wurden ihm blutsauer, ob er sich gleich lange nicht so albern dazu anstellte, wie jener Rekrut, der nicht wußte was rechts und links war, und seinen Exercitienmeister in die Noth-

wendigkeit ſetzte, ihm auf den rechten Arm ein Büſchel Heu und auf den linken ein Büſchel Stroh zu binden, und Heu-um! Stroh-um! zu kommandiren. Unſer Thomas begriff alles leicht; ſein unbehülflicher Körper konnte nur das Begriffene nicht raſch genug ausführen. Da es vollends zum Abfeuern des Gewehrs kam, machte ſeine Furchtſamkeit das Uebel noch ſchlimmer. Er zitterte bey jedem Schuß, weil er ſich immer die Möglichkeit dachte, der Flintenlauf könne zerſpringen, und ihn auf der Stelle ſeines jungen Lebens berauben.

Auch ſein armer, aus dem Gliede hervorſtrebender Bauch hatte mancherley Verfolgungen auszuſtehen. Die Officiere nahmen an ihm eben ſo viel Aergerniß, als vor ungefähr zehn Jahren ein franzöſiſcher Revolutionsſchwärmer an dem berühmten Münſterthurm in Straßburg,

der ihm ein solcher Dorn im Auge war, daß er im Jakobinerklubb ernstlich und dringend vorschlug, ihn abzutragen, weil es den Grundsätzen der Gleichheit entgegen sey, daß ein Gebäude so unverschämt stolz über alle andere hervorrage.

Drittes Kapitel.

Der Kadett blockirt eine J.

Thomasens Vater diente weiland als Hauptmann in der Armee, und Kirchhof war Feldscherer bey seiner Kompagnie. Daher schrieb sich ihre Bekanntschaft. Der Wundarzt pfuschte nebenher ins Fach der innern Heilkunde, und erhielt von einer gefälligen Universität, die nicht ihn, sondern

dern nur ſein Geld examinirte, das Doktordiplom. Er hatte das Pulver nicht erfunden, das auf dem Schlachtfelde Tauſende hinſtreckt; aber die lateiniſchen Rahmensvettern dieſes Mönchskindes, die er auf ſeinen Rezepten verſchrieb, thaten wahrſcheinlich dieſelbe Wirkung: denn niemand in der ganzen Stadt grüßte ihn ſo höflich und ſo ehrerbiethig als der Todtengräber.

Nach dieſem verdächtigen Zeichen zu urtheilen, war Kirchhof gewiß dann und wann an der Verminderung des Menſchengeſchlechts nicht unſchuldig. Er hätte daher auch billig für deſſen Vermehrung ſorgen, und möglichſten Schadenerſatz leiſten ſollen; allein er ließ den Segen: Seyd fruchtbar und mehret euch! nie über ſich ſprechen, ſondern wirthſchaftete als Hageſtolz mit einer Haushälterin, deren ehrwürdiges graues Alter und beyſpielloſe

Häßlichkeit ihn übrigens vor dem Stich böser Zungen ſicher ſtellten.

Dieſe Matrone, Nahmens Jutta, ſuchte in der Sparſamkeit ihres Gleichen. Tauſend lächerliche Anekdoten von ihrem Geize waren im Umlauf. Daher lachte denn auch der General, als er hörte, daß Thomas ihr Koſtgänger ward. Sie hielt jedem zehn Mahl umgewandten Pfennig, von dem ſie ſich trennen mußte, eine bewegliche Abſchiedsrede, wobey ihr bisweilen Thränen in den Augen ſtanden.

Unter ihrer Leitung war der Tiſch immer ſo mäßig beſtellt, daß der Doktor gewiß nie eine Magen-Ueberladung, die man ſich in ſeinem Hauſe zugezogen hatte, in die Kur bekam. Er und ſie ſchienen an dem dürftigen Gehalt der aufgetiſchten Zeiſigenäpfchen volle Genüge zu haben; Thomas hingegen machte große Augen, als ihm kleine Biſſen vorgelegt

wurden, die kaum ein Duodezmännchen aus Liliput geſättiget hätten. So lange ſein von Hauſe mitgebrachtes Taſchengeld aushielt, kümmerten ihn dieſe ſpaßhaften Schatten-Mahlzeiten wenig. Er eilte, ſobald ſie vorbey waren, in die nächſte Garküche, und aß mit Herzensluſt auf Ein Mahl ſo viel oder wohl gar noch mehr, als er in acht Tagen auf der Tafel ſeines Verpflegers zu ſehen bekam.

Unter dieſen Umſtänden ging es aber mit ſeinen Nothpfennigen bald auf die Neige; denn ſein Vater hatte ihn mehr mit Lehren und Ermahnungen, als mit Silber und Golde verſehen. Nun war guter Rath theuer. Der Garkoch und der Bäcker verſagten ihm Kredit, und ſeine Kameraden ein Darlehn. Der Hunger ſetzte ihm täglich mehr zu; er wurde matt wie eine Herbſtfliege, und gerieth oft in Verſuchung, ſeine Patrontaſche anzubeißen.

In dieſen Aengſten ſpielte er eine kleine Komödie, durch die er wenigſtens auf ein paar Tage eine beſſere Leibespflege zu gewinnen hoffte. Er fing nähmlich an, über tauſend Uebelkeiten zu klagen, wankte mit ſchleichenden Schritten herum, legte ſich ins Bett, und that ſo ſchachmatt, als ob ſein letztes Stündlein vorhanden ſey. Nach ſeinen Gedanken ſollte nun der Doktor die ſchleunigſten Anſtalten treffen, ihn durch Kraftſpeiſen und alte, köſtliche Weine wieder auf die Beine zu bringen. Herr Kirchhof war jedoch nicht gewohnt, mit der Rheinweinflaſche gegen den Tod ins Feld zu rücken, wie heutigen Tages viel muthige Aerzte thun. Er kämpfte, wie deren Gegenfüßler, mit Purgiermitteln und Haferſuppen wider ihn, und griff auch jetzt eilig zu dieſen Waffen, als er hörte, daß der Feind des Lebens gegen den Herrn von Pampel im Anzuge ſey. Der

verſtellte Kranke ſah ſich alſo mit Verdruß in ſeiner Erwartung getäuſcht, genoß aber dennoch, um ſein Trugſpiel nicht zu verrathen, eine Hand voll Pillen, und ſchwemmte ſie mit einer Tiſane hinunter. Als das überſtanden war, verließ er unverzüglich das Bett, um mit dem zweyten Gange dieſes medicaniſchen Gaſtmahls verſchont zu bleiben.

Es war ihm lange unbegreiflich, wie der Doktor und die ehrſame Schaffnerin das tägliche Faſten und Kaſteyen ihres Leibes aushalten, und dabey ſo munter und kugelrund ſeyn konnten. Beſonders war Frau Jutta ſo wohlbeleibt, daß ſie in dem Lande der Mauren, wo die ſchwerfälligſten und dickſten Weiber für die ſchönſten geachtet werden, *) eine Venus

*) Mungo Park's Reiſe in Afrika.

vorgestellt hätte. Thomas kam endlich der Quelle ihres Wohllebens auf die Spur. Er entdeckte, daß sie immer, nach aufgehobener öffentlichen Tafel, einen Privatschmaus mit einander hielten, und hierzu allerhand Leckerbissen aus der Speisekammer herbey schafften.

Dieses Magazin blockirten nun seine Augen so scharf, als im gegenwärtigen Seekriege Englands Flotten die französischen Häfen. Wie aber Napoleons Orlogsschiffe dennoch oft auslaufen, ohne daß es den Britten gelang, sie aufzufangen: so sah auch er von einem Tage zum andern verdeckte Schüsseln hin und her tragen, die er nicht wegkapern konnte. Einer so fruchtlosen Blockade müde, beschäftigte er sich mit Entwürfen, die Vorrathsfestung zu überrumpeln. Doch das war nicht leicht. Die Kommendantin trug den Schlüssel, nebst mehrern andern, an ihrem

Schürzenbaken, und raſſelte damit, wie ein Geiſtenſt, im Hauſe herum, ohne ſich einen Augenblick von dieſem Ehrenzeichen ihrer Würde zu trennen.

Viertes Kapitel.

Der Doktor wird verliebt.

Eines Abends, als der Doktor ausgegangen war, lud Frau Jutta den Kadett in ihr Stübchen ein, damit in dem ſeinigen Licht und Heitzung erſpart werden konnte. Er nahm die Ehre ihrer Geſellſchaft mit Vergnügen an, und both allen ſeinen Witz auf, ſie angenehm zu unterhalten, weil er durch eine gute Bewirthung dafür belohnt zu werden hoffte. Aber dieſe Rechnung fehlte ſehr. Er ſprach ſich den Mund ver-

gebens trocken, und verschwendete sogar ohne glücklichen Erfolg eine Menge Handküsse, die zwar äußerst gnädig aufgenommen wurden, doch die undankbare Alte nicht bewogen, ihm ein Glas Wasser anzubiethen. Sie hingegen watschelte mehrmahls in ein Nebengemach, und letzte sich im Stillen an einer Herzstärkung, die nach und nach wie ein Opiat auf sie wirkte. Sie schlief unter den geistvollen Reden ihres Gesellschaftskavaliers ein, und gab so rauhe Töne von sich, als ob in der Nähe eine Bretmühle im Gange wäre.

Schweigend und mit verschränkten Armen betrachtete Thomas die reitzende Schläferin, sah das Schlüsselbund an ihrer Hüfte, und ein böser Dämon, der in seinem leeren Magen wohnte, gab ihm den gefährlichen Rath, diese Gelegenheit zu einem Streifzuge in die Speisekammer zu nutzen. Sein besserer Genius betete ihm zwar das

ſiebente Gebot vor; allein er achtete das nicht, weil ihn ſchon in der frühſten Jugend ſeine Wärterin und andere Dienſtbothen belehrt hatten, daß Eßwaaren nicht darunter begriffen wären. Es kam alſo nur darauf an, ob Anna feſt genug ſchlafe. Er prüfte ſie durch Huſten und anderes Geräuſch; ſie rührte ſich nicht. Er rüttelte und ſchüttelte ſie, zupfte ſie ſogar an der Naſe: ſie lag wie ein gefühlloſer Stein. So geſichert, ſchritt er behutſam zum Werke, und häkelte mit katzenartiger Geſchicklichkeit den Schlüſſelring aus dem Schürzenbande.

Er kannte den rechten Burſchen, und fand ihn bald aus der übrigen Geſellſchaft heraus; doch plötzlich verlor er den Muth, die Sache weiter zu treiben. Es war ihm nicht bange, auf der That ertappt zu werden; er fürchtete bloß, daß irgend ein Unhold die Schätze der Speiſekammer bewa-

chen, und ihm das Genick brechen möchte. Man verdenke ihm das nicht! Viel klügere Leute, als er, glaubten vormahls Gespenster. So soll sich, zum Beyspiel, im Stadtarchive zu Hechingen in Schwaben ein landesherrlicher Befehl vom Jahre 1725 befinden, worin Jedem, der einen Kobold, Nix oder anderes Ungethüm, lebendig oder todt, dem Oberjägermeister einliefert, eine Belohnung von fünf Gulden versprochen wird.

Aber wären auch fünf Millionen zu gewinnen gewesen: eine so halsbrechende Jagd hätte Thomas gewiß nicht unternommen; denn er fürchtete vor solchem grimmigen Wilde, wie vor dem lebendigen Teufel, und das machte ihn jetzt eine lange Weile sehr unentschlossen. Der Sporn der Lüsternheit stachelte ihn vorwärts; der Zügel der Angst zog ihn wieder zurück. Doch am Ende ward er hartmäulig, und achte-

te des Zaumes nicht mehr. Er nahm das Licht vom Tiſche, ſchlich auf den Zehen aus der Stube, ſchloß die Thür — um vor einem Ueberfall ſicher zu ſeyn — leiſe hinter ſich zu, öffnete mit gleicher Vorſicht die Speiſekammer, ſenkte geſchwind ein paar geräucherte Würſte in die Taſche, und als er zurück kam, ſchlief die Matrone noch wie ein Hamſter.

Wohlgemuth brachte er die Schlüſſel wieder an ihren gewöhnlichen Ort, und lechzte vor Sehnſucht, die gemachte Beute in ſeinem Kämmerlein ruhig zu verzehren. Es ſchien ihm aber nicht räthlich, wie die Katze vom Taubenſchlage davon zu gehen, und ſich dadurch verdächtig zu machen. Er ſetzte ſich daher auf den Fußboden, und warf neben ſich mit großem Gepolter einen Stuhl um. „Herr Jemine! was gibt's?“ rief Frau Jutta, aus dem Schlaf empor fahrend. Der Schalk

sprang auf, rieb sich die Augen, und bat um Verzeihung, daß er sie erschreckt habe. Er sey eingeschlummert, gab er vor, und mit dem Stuhl umgefallen. Sie glaubte das, lachte sich aus dem Athem, und rieth ihm, zu Bett zu gehen. Er empfahl sich mit Freuden, und schlief so satt und fröhlich ein, als er seit langer Zeit nicht gewesen war.

Fünftes Kapitel.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die Speisekammer war so reichhaltig, daß zwey oder drey Plünderungen, die der Kadett kurz nach einander auf ähnliche Art unternahm, nicht bemerkt wurden. Durch sein Glück kühner gemacht, that er

aber nun einen gar zu unverſchämten Griff in die Würſte, und hieß ſogar einen ganzen Schinken mitgehn. So war es natürlich, daß die Hausverwalterin, bey der nächſten Ueberſicht ihrer Vorräthe, die beträchtlichen Mängel wahrnehmen mußte.

Sie lief mit Jammergeſchrey zum Doktor, und gab ihm Kunde davon. Beyde zerbrachen ſich eine Weile mit ſchwankenden Muthmaßungen über den Thäter den Kopf. Am Ende ruhte der Verdacht auf dem eßgierigen Miethmann, und ſie errietben ſo ziemlich, wie er ſeine Partieen angeſtellt hatte.

Aus Achtung gegen ſeinen ehmahligen Vorgeſetzten, den alten Kapitän Dampf, wollte Kirchhof nicht an die große Glocke ſchlagen, daß der junge Herr lange Finger gemacht hatte; doch fand er nöthig, ihm ein Bißchen darauf zu klopfen, damit er

künftig das Speisegewölbe in Ruhe lasse. Nach kurzem Besinnen gab ihm die Feigheit seines Hausgenossen, die seiner Beobachtung nicht entgangen war, eine Ruthe in die Hand, womit er ihn zu züchtigen beschloß. Er vertraute sein Vorhaben der Haushälterin nicht, sondern befahl bloß, den jungen Raubritter auf den Abend wieder in ihre Stube zu nöthigen, scheinbar einzuschlafen, und sich nicht zu regen, er möge mit ihr vornehmen, was er wolle.

„Pfuy, Herr Doktor!“ rief Jutta entrüstet: „Mit mir vornehmen lassen, was er will? — Das wär' mir gelegen! Ich bin eine tugendhafte Person, daß Sie's wissen! — Eine Person, die auf Ehre hält; und der junge Lecker, der mir immer schon freundlich nachgeschlichen ist, könnte wahrlich auf Dinge verfallen, die mich zeitlebens in Schande brächten.“

„Hat nicht Noth!“ ſagte Kirchhof. „Er wird nach Ihrem Schlüſſelbunde greifen, und weiter nicht.“

„Nun, das wollt' ich mir auch ausbitten!“ verſetzte ſie. „Ich ſchreye ſonſt, daß man's über zehn Häuſer weg hört.“ —

Es ward Abend. Der Doktor machte geheime Anſtalten in der Speiſekammer, und verſteckte ſich darin. Thomas wußte von dem allen nichts; und da er ſeit einigen Tagen keine Gelegenheit gefunden hatte, ſeine Naſchbegierde zu befriedigen, ſo ſchlich er, wie der Fuchs um ein Hühnerhaus, vor der Stubenthüre der Alten herum, und beehrte ſie mit einem zierlichen Scharrfuß, als ſie unter dem Schein, etwas in der Küche zu beſorgen, heraus kam.

„Guten Abend, Junkerchen!“ ſagte ſie freundlich. „Wie geht's? wie ſteht's? Friert Sie oben in Ihrem Pallaſte?“

„Ganz verdammt, liebes Mamachen!“ antwortete er, und hauchte in die Hände.

„Na, so kommen Sie doch in meine warme Stube!“ sagte sie. „Ich bin freylich eine traurige Gesellschafterin; ich nicke bald ein.“

„Thut nichts!“ versetzte **Thomas**. „Sie sind mir auch schlafend die scharmanteste Frau von der Welt.“

So gegen einander höflend, traten sie in die Stube. Jutta pflanzte sich in ihren Lehnstuhl am Ofen, und spielte bald die Schlafende. Thomas untersuchte die Festigkeit ihres Schlummers, enthielt ihr sogar die Nasenprobe nicht, stahl ihr dann sauber die Schlüssel, und schwebte so leicht, als ein solcher Bleymensch auf den Zehen schweben kann, mit einem Lichte in der Hand, aus dem Zimmer.

Er kam vor der Speisekammer glücklich an, öffnete sie sacht, drückte die Thür mit

mit Vorsicht wieder zu, und wandte sich rasch nach der Gegend, wo er foursiren wollte. Aber, o Himmel! welche gräßliche Schildwache fiel ihm dort in die Augen! Der Tod, der leibhafte Tod stand da, mit seiner Sense bewaffnet, klapperte mit allen seinen Gebeinen, und bewegte sich ihm entgegen.

Er entsetzte sich, daß ihm Hören und Sehen verging, that einen Rücksprung, trat auf Erbsen, die am Fußboden verstreut lagen, glitt aus, und fiel mit dem Gesäß in einen großen, bis oben an den Rand angefüllten Buttertopf, der unter ihm krachend zersplatte. Da klebte nun der arme Schelm, wie ein Vogel an der Leimruthe; und als er sich mit Gewalt in die Höhe riß, blieb wenigstens ein Pfund Butter am Hintertheile seiner Beinkleider hangen. Unbewußt dieser Eroberung, lief er über Hals und Kopf. Seine Fußtap-

ſen trieften, mit David zu reden, von Fett. Er ſtürzte, wie ein gehetzter Hirſch, in ſeine Kammer, warf ſich unentkleidet ins Bett, wühlte ſich tief in die Federn, und ſchlief unter Heulen und Zähnklappen ein.

Sechstes Kapitel.

Das ſeltſame Fieber. — Fatale Krankenbeſuche.

Ein Kind kann es errathen, daß der Knochenmann in der Speiſekammer nichts anders als ein Skelett war, das Kirchhof heimlich dahin ſtellte, und, hinter einem Schranke verborgen, durch Zugfaden bewegte. Thomas hatte ſein Leben lang ein ſolches Beingerüſt weder geſehen, noch in ſeinem Dorfe davon gehört: es war alſo

kein Wunder, daß ihn ein paniſches Schrecken ergriff. Das eben wünſchte der Doktor, und ſchaffte noch in der Nacht das Gerippe auf den Boden zurück, wo ſein gewöhnlicher Standort war.

Am folgenden Tage ſollte Thomas zum erſten Mahl auf die Wache ziehen. Aber wie war das möglich, da die unglücklich abgelaufene Unternehmung des vorigen Abends ſeiner einzigen Montur eine Menge Butter- und Schandflecken angehangen hatte! Er mußte ſchlechterdings fehlen, als ſich ſeine Kompagnie vor der Wohnung des Hauptmanns zur Wachparade ſtellte. Der Feldwebel kam, ihn zu hohlen, und wetterte barbariſch, als er ihn noch im Bette fand. „Ach, beſter Herr,“ ſeufzte Thomas, „eifern Sie nicht ſo ſehr! Ich ſtand mit Anbruch des Tages auf, und bin, wie Sie ſehn, ſchon im Zeuge; aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel

— eine Art von Schlagfluß — ich mußte wieder ins Bett kriechen, und bin noch so matt, daß ich nicht auf den Beinen stehn kann.“ —

„Mordpestilenz!“ fluchte der Feldwebel, „warum ließen Sie sich nicht bey Zeiten krank melden? Es ist Ihr Glück, daß wir nicht Krieg haben; sonst glaubte man, hohl's der Henker! Sie hätten das Kanonenfieber.“ —

Hiermit ging er eilig davon, um einen Nothnagel auf den Paradeplatz zu schaffen. Auf der Treppe begegnete er dem Doktor, und empfahl ihm den Patienten. Kirchhof versprach mit schlauem Lächeln, ihn sogleich zu besuchen, und kaum freute sich Thomas, des donnernden Feldwebels los zu seyn, als schon der doppelt gefürchtete Hauswirth vor sein Bett trat. „Ich höre mit Bedauern,“ sprach er, „daß

Sie plötzlich krank geworden ſind. Laſſen Sie mich doch Ihren Puls unterſuchen!"

Zitternd reichte ihm Thomas den Arm. Kirchhof befühlte ihn, und ſchien zu ſtutzen. „Sie ſind wirklich ſehr krank!" ſprach er: „Sie haben das Butterfieber! — Ums Himmels willen! wie kamen Sie dazu?" —

„Ich wüßte doch nicht" — ſtammelte Thomas, und ward kirſchbraun im Geſichte.

„Sie haben's, auf mein Wort! Die Natur half ſich aber ſchon, wie mich dünkt, durch einen ſtarken Schweiß. Erlauben Sie doch!" —

Raſch und unbarmherzig entzog er dem armen Junker, den ein vollſtändiges Anaſtfieber ſchüttelte, das Deckbett, und verbiß mit Mühe das Lachen, als er ihn in zerſchmolzener Butter ſchwimmen ſah. „Stehn Sie in Gottes Nahmen auf!"

ſprach er: „Sie haben ſich wieder geſund geſchwitzt! — Aber ein unbegreifliches Räthſel iſt mir der ſympathetiſche Zuſammenhang Ihrer Krankheit mit der Butter in meinem Speiſegewölbe. Die iſt in der vorigen Nacht rappelköpfiſch geworden, hat den größten Topf zerſprengt, und iſt durch die Thür, die ihr eine untreue Hand geöffnet haben muß, herausgelaufen, um Ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Das beweiſen die Fußſtapfen, die ſie auf der Treppe und bis in Ihre Kammer herein zurück gelaſſen hat. Was ſagen Sie dazu?“ —

„Was ich dazu ſage?“ — rief Thomas, und ſprang mit Verzweiflungsmuth aus dem Bette — „Ich ſage, daß die Butter weiß, wohin ſie gehört!“ —

„Ey! wohin denn?“ fragte der Doktor.

„In meinen Magen!“ ſprach der

Junker mit Nachdruck: „Mein Vater zahlt ein reichliches Koſtgeld für mich; aber Sie und Ihre Frau Jutta laſſen mich hungern, daß mich die Sonne durchſcheinen könnte.“ —

„Das wird ſie wohl bleiben laſſen, die liebe Sonne!“ verſetzte Kirchhof. „Ihr Bürgermeiſterbauch, junger Herr, ſagt mir gut dafür, und iſt mein beſter Vertheidiger gegen Ihren Vorwurf, daß Sie an meinem Tiſche Hunger litten. Ich füttre Sie freylich nicht, daß Sie berſten möchten: wie wollt' ich, als Arzt, das verantworten? — Aber ſatt eſſen können Sie ſich, und hätten nicht nöthig, Streiche zu machen, die Ihnen wie dem Hunde das Gras bekommen würden, wenn ich beym Regimente darüber Klage führte.“

Kirchhof nahm nun weiter kein Blatt vor den Mund, und es gab einen harten

und unverblümten Wortwechsel; doch des Klappermanns gedachte keiner von Beyden. Thomas erwähnte vor Grausen dieser Erscheinung nicht, und sein Hauswirth ließ ihn gern glauben, daß es in der Speisekammer nicht geheuer sey, weil er sie dadurch am besten geschützt wußte. Aber während des Gezänks warf ihm sein Gewissen vor, daß er doch in der That seinem Kostgänger den Brodkorb zu hoch gehangen habe. Das bewog ihn, gelindere Saiten aufzuziehn, und den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Frau Jutta, die sich während der Unterhandlungen einfand, trat dem Friedensschluß bey; denn Thomas hatte sich durch fleißige Schmeicheleyen — die ihr freylich ein seltner Genuß waren — einen guten Stein in ihrem Herzensbrete verschafft. Sie erbot sich sogar, seine fetten Montirungsstücke zu reinigen, was ihr denn auch mit

einem anſehnlichen Aufwand von Flecku-geln trefflich gelang.

Siebentes Kapitel.

Geſpenſtergeſchichten.

Einige Tage nachher zog Thomas wirklich auf die Wache, und erhielt ſeinen Poſten vor dem Hauſe des Generals, in einer einſamen Gegend, die bey den Rockenphiloſophinnen der Stadt im Rufe war, daß es da ſpuke. Der Kadett hatte davon gehört, und die Angſt ſeines Herzens war groß. Er ſann hin und her, wie er ſich von dem nächtlichen Schildern an dieſem unheimlichen Orte befreyen könnte, und hielt endlich für den beſten Rath, plötzlich zu erkranken, da er auf der Haupt-

wache wenigstens nicht in Gefahr war, mit Pillen und Tisanen geängstigt zu werden. Als der Abend anbrach, warf er sich auf die Pritsche, krümmte sich wie ein Wurm, klagte über fürchterliche Leibschmerzen, und winselte so lange, bis ihm der wachhabende Officier erlaubte, nach Hause zu gehen. Aber sein Krankenspiel war nicht natürlich genug ausgefallen. Die ganze Wachstube behauptete nach seinem Weggange, es sey eitel Verstellung gewesen, weil er sich vor der Nachtwache gefürchtet habe.

Dieses Geschwätz lief oder flog vielmehr — denn böse Gerüchte haben Flügel — im Regimente herum, und kam auch dem Lieutenant Springwall zu Ohren, der ein Neffe des Generals, und ein erzmuthwilliger Geist war. Er hatte (wie man sich aus dem ersten Kapitel erinnern wird) bey der Ankunft des Herrn von Pampel die

Thorwache, behielt ihn ſeitdem, wegen ſeiner grotesken Figur, immer auf dem Korne, und trachtete nach einer Gelegenheit, ſich einen Hauptſpaß mit ihm zu machen. Eine ſolche ſchien ihm jetzt gefunden, und er ergriff ſie, als Thomaſen das nächſte Mahl die Reihe des Wachdienſtes wieder traf.

Der ſchlimmſte Poſten für feige Soldaten waren die Ruinen eines Nonnenkloſters, deſſen noch vorhandene Kapelle zu einem Magazin eingerichtet, und mit einer Schildwache beſetzt war. Es ging die Sage, daß die Geiſter der Kloſterfrauen um Mitternacht auf den Trümmern ihrer irdiſchen Wohnung luſtwandelten, und ſich nicht höflich bezeigten, wenn ihnen jemand zu nahe komme. Springwall, der Schadenfroh, brachte es durch den Adjutanten dahin, daß dieſer Poſten dem dicken Kadett zugetheilt wurde.

Dieß ſchreckliche Loos trieb ihm die Haare zu Berge. Die Kameradſchaft in der Wachſtube bemerkte ſeine Angſt, und einige der loſen Geſellen vermehrten ſie durch Mährchen, die ſie aus dem Stegreif erfanden. Einer wollte einen großen ſchwarzen Bock, mit glühenden Augen und feurigen Hörnern, geſehn haben, und gab ihn keck für einen verwünſchten Beichtvater der Nonnen aus; ein Anderer verſicherte: es ſey dort ein Reiter, mit dem Kopf unter dem Arme, auf einem dreybeinigen Eſel bey ihm vorbey getrabt; ein Dritter fabelte gar: ihn habe ein Nonnenhändchen mit ſo kräftigen Maulſchellen heimgeſucht, daß ſein Kopf wie ein Kürbis aufgeſchwollen ſey. Kurz, ſie wetteiferten mit einander, den armen Thomas, ihren gläubigen Zuhörer, wie ein Kind fürchten zu machen, und es gelang ihnen ſo vollkommen, daß er faſt den Verſtand,

und — was bey ihm noch mehr sagen wollte — allen Appetit verlor. Er aß den ganzen Tag wenig oder nichts, und befand sich gegen Abend in der That nicht wohl. Aber der wachhabende Lieutenant war gegen seine Klagen taub, und betheuerte mit einem Strom von Flüchen: er müsse Schildwache stehn, lebendig oder todt.

Die Glocke schlug Elf. Der Kadett schauderte zusammen, stürzte voll Verzweiflung ein großes Glas Branntwein aus, schob ein Fläschlein dieses Muthtranks in die Tasche, und schritt mit wankenden Knien und leisen Stoßseufzern dem Befreyten nach, der ihn zum Kloster führte.

Gleichwie — nach den Worten eines alten Kirchenliedes — gleichwie sich fein ein Vögelein im hohlen Baum versteckt, wenn's trüb hergeht: — so faßte auch er unter Weges den tröstlichen Entschluß, tief ins Schilderhaus zu kriechen, das Ge-

ſicht an die Hinterwand zu drücken, und die ganze Welt mit dem Rücken anzuſehen. Als er aber auf ſeinem Poſten ankam, vermißte er mit Schrecken das wohlthätige Schutzgehäuſe, worauf er gerechnet hatte, und der Gefreyte wies ihn an, bey übelm Wetter in eine Halle zu flüchten, die ſich vor der Pforte der Kloſterkirche befand.

Dieſe hölzerne und ſchon ziemlich verfallene Laube, die gleichſam die Vorrede des Gotteshauſes war, hatte für ihn eben ſo wenig Werth, als meiſtens die Vorreden der Bücher für den großen Haufen der Leſer. Sie ſchien ihm ein unzulängliches Aſyl; denn ſie war ſo weit und ſo offen, daß ihn die Heerſchaaren des Fürſten der Finſterniß von allen Seiten umzingeln konnten. Da jedoch keine vortheilhaftere Feſtung vorhanden war, ſo wählte er darin den ſicherſten Platz, und ſtärkte

fleißig ſein zagendes Herz aus der Muthflaſche. Dieſe ward leer, ohne daß ſich irgend ein furchtbarer Popanz wittern ließ. Ein paar Fledermäuſe, die ihm um den Kopf ſchwirrten, ſchienen ihm zwar verdächtige Weſen; doch ward er bald mit ihnen vertraut, weil ihn der Geiſt der Flaſche gegen andere Geiſter beherzt machte. Dafür hielt er ſich wenigſtens, und glaubte ſchon über den Berg ſeiner Noth hinweg zu ſeyn; aber der hinkende Bothe kam nach. In der Ferne zeigte ſich plötzlich eine weiße, vermummte Geſtalt, dehnte ſich zu einem Rieſen aus, ſchrumpfte wieder zu einem Zwerge zuſammen, und kam, ſo mit ſich ſelbſt ſpielend, immer näher. Unſer Held gerieth in Todesangſt, und lief wie eine verzagte Maus, die ein Schlupfloch ſucht, in der Halle herum. Indeſſen rückte die Erſcheinung heran, und war kaum noch zwanzig Schritte von ihm

entfernt. Er riß den Mund weit auf, um Wer da? zu rufen, brachte aber eben so wenig als ein Schlafender, den der Alp drückt, einen Laut hervor. Dagegen brummte das Gespenst wie ein alter Zeiselbär. Vor Entsetzen vergaß der Kadett seines Fahneneides, warf das Gewehr von sich, suchte sein Heil in der Flucht, und lief durch acht oder zehn Gassen, um sich in einem Hause zu verbergen. Keine Thür war mehr offen. Endlich sah er vor einem Gasthofe einen Frachtwagen stehen, der oben und auf allen Seiten mit einem ausgespannten Tuche bedeckt war. Rasch entschlossen kroch er unter dieß Zelt, streckte sich auf eine Schütte Stroh, die er im Wagen fand, und — schlief ein.

Achtes

Achtes Kapitel.

Nächtliche Spazierfahrt. — Der Liebestrompet auf Rädern.

„Donner und Hagel! wo iſt die Schildwache?“ lärmte der Gefreyte, als er um Ein Uhr mit der ablöſenden Mannſchaft ans Kloſter kam.

„Kreuzſapperment! die iſt durch die Lappen gegangen!“ rief ein anderer Soldat.

„Blitz! da liegt das Gewehr, und ich dabey!“ ächzte ein Dritter, der über die weggeworfene Muskete fiel.

Sie riefen Pampels Nahmen nach allen vier Himmelsgegenden aus, hielten dann Kriegsrath, und beſchloſſen nach reifer Ueberlegung, ohne den abhanden gekommenen Kadett nach der Hauptwache zurück zu gehen, und den Vorfall anzuzeigen. Der Officier meldete die Sache wei-

ter, und drey Kanonen verkündigten vom Walle, daß ein Ausreißer auf der Flucht sey.

Aber sie sagten eine Unwahrheit. Thomas war nicht auf der Flucht; wenigstens nicht mit freyem Willen. Benebelt und von Angst ermattet, schlief er hart und fest im Frachtwagen, und erwachte auch nicht, als der Fuhrmann in der zweyten Stunde nach Mitternacht mit wildem Halloh seine vier Hengste anspannte, und aus der Stadt fuhr, ohne zu wissen, was er geladen hatte. Am Thore, durch das er auspassirte, war die Entweichung der Magazinwache noch unbekannt; denn die Lärmkanonen hatten noch nicht gedonnert. Es fiel also niemanden ein, den Wagen zu untersuchen.

Die Reise ging auf der Landstraße fort. In einem Dorfe, das ungefähr eine Meile von der Stadt lag, hielt der Fuhrmann

vor der Schenke, um zu frühstücken, und mit seiner Amante, der Stallmagd, ein Wörtchen im Vertrauen zu kosen. Dieß letztere Geschäft mußte mit Vorsicht behandelt werden. Der Wirth, ein strenger Sittenrichter, litt durchaus keine Liebeleyen in seinen vier Pfählen. Er lauerte den durchreisenden Verehrern der Jungfer Mieke in allen Winkeln auf, und wen er auf bösen Wegen ertappte, dem wusch er unbarmherzig den Kopf, und ließ ihn seine Zeche dreyfach bezahlen.

Der gegenwärtige Leibkutscher unsers schlafenden Helden war schon mehrmahls in dergleichen Bußen verfallen, und hatte jetzt, um solchen kostspieligen Händeln auszuweichen, den genialischen Einfall, das Sprachzimmer seiner Zärtlichkeit in den Frachtwagen zu verlegen, wohin sich, wie er meinte, die Gerichtsbarkeit des mißgünstigen Gastwirths nicht erstreckte. Er

gab Jungfer Mieken einen Wink; ſie verſtand ihn und eilte, ſobald ſie ſich aus den Augen ihres Herrn wegſtehlen konnte, zum beweglichen Liebestempel, wo ſie ihren fahrenden Ritter (der jedoch um Vieles jünger und mannhafter als der welke Ritter von der traurigen Geſtalt war) ſchon zu finden hoffte. Allein er war noch nicht eingetroffen, und ſo hatte Thomas an ſeiner Stelle das Glück, von Miekchen inbrünſtig umarmt zu werden.

Sie küßte, ihrer derben Natur gemäß, recht tapfer. Er, darüber erwachend, raffte ſich auf, und ſtieß mit heftiger Stimme das Wer da aus, das er zwey Stunden zuvor dem Geſpenſte ſchuldig geblieben war. Das zärtliche Mägdlein erſtarrte vor Beſtürzung. In dieſem Augenblicke kam der rechte Mann. Er hielt den militäriſchen Anruf für einen Scherz ſeines Liebchens, antwortete: „Gut Freund!“

und ſchwang ſich luſtig auf der Seite, wo Thomas lag, in den dunkeln Wagen hinauf. Hier fiel ihm ſogleich, da er mit verliebter Haſt um ſich griff, die Patrontaſche des Kadetts in die Fäuſte. O Himmel! was fluchte der eiferſüchtige Kerl, und wie grimmig draſch er mit ſeiner Peitſche drauf los! Thomas fand nicht für gut, ſich mit dem unbekannten Grobian zu katzbalgen, kollerte ſich vom Wagen herunter, und ergriff das Haſenpanier.

Er lief, ſo lange ſein Athem ausbielt, auf der Landſtraße zurück, und glaubte immer die Peitſche hinter ſich ſauſen zu hören. Doch der zürnende Liebhaber, der ſich mit ſeiner Schönen verſtändigen mußte, hatte nicht Zeit, ihm das Geleit zu geben. Dagegen machten zwey Bauern, die jetzt, da der Tag zu grauen begann, aufs Feld gingen, Jagd auf ihn. Schon matt, und überhaupt ein erbärmlicher Läufer, ward

er bald eingehohlt, und ergab ſich. Sie führten ihn, ſcharf bewacht, in die Stadt, und überlieferten ihn dem Regimente.

Neuntes Kapitel.

Nachrichten von einer groſen Räuberbande.

In der Hauptwache ward er mit ſchadenfrohem Jubel empfangen, und ſeine adeliſige Geburt ſchützte ihn nicht vor der Schmach, wie ein gemeiner Gefangener behandelt, und in den gewöhnlichen hölzernen Käfich, der in die Wachtſtuben eingebaut iſt, geſteckt zu werden. Die ungehobelten Soldaten neckten und narrten ihn von außen, wie einen Affen, und ließen ihm wenig Muße, über ſeinen Zuſtand nachzudenken, und ſich auf das Ver-

hör vorzubereiten. Dennoch kam er noch zeitig genug mit der Erfindung eines Mährchens zu Stande, das er dem Kriegsgerichte muthig erzählte.

„Es war ungefähr gegen zwölf Uhr," — sprach er — „als ich drey große, baumlange Männer, die mit Säbeln und Pistolen bewaffnet waren, und überhaupt wie Straßenräuber aussahen, in der Nähe meines Postens gewahr wurde. Sie standen beysammen und berathschlagten über die Ausführung eines Diebstahls. Ich hörte, wie sie die Rollen austheilten. Zwey von ihnen wollten die Leute, denen ihr Besuch zugedacht war, binden und knebeln; der Dritte sollte die Geldkasten erbrechen. Sie bemerkten mich nicht, weil ich unter der Halle stand, und sprachen sehr vernehmlich. Plötzlich trat ich hervor, und rief: Wer da? Sie stutzten und flohen. — Steht, Kanaillen, oder ich schieße!

rief ich ſtärker. Sie liefen aus Leibeskräften; ich verlor ſie aus dem Geſicht, und hörte nur in der Ferne den ſchneidenden Ton eines Pfeifchens. Nun war einige Minuten lang alles ruhig. Doch, indem ich noch meine Augen ſtarr nach der Gegend richtete, wohin die Bärenhäuter ihren Weg nahmen, ward ich plötzlich von hinten ergriffen, und zu Boden geworfen. Ich ſprang wieder auf, riß mein Seitengewehr aus der Scheide, und hieb auf die Räuber — denn ſie waren's, die ſich leiſe heran geſchlichen und mich niedergeriſſen hatten — mörderlich ein. Zwey ſtürzten, der Dritte lief davon, kam aber plötzlich mit einer Verſtärkung von zwölf bis funfzehn Mann zurück. Dieß Geſindel fiel vereint über mich her, rang mir den Pallaſch aus der Hand, verband mir die Augen, drehte mir ein Schnupftuch in den Mund, ſchleppte mich eine Stunde

lang unaufhaltsam fort, ließ mich dann los, und entsprang. Ich riß die Binde von den Augen; es war noch Nacht, und ich überzeugte mich bloß durch Anlaufen gegen Bäume, daß ich mich in einem Walde befand. Sobald es tagte, suchte ich den Heimweg, und ward von den Bauern, als vermeintlicher Deserteur, angehalten.“ —

Diese Aussage ging ihm, wie ein Vaterunser, vom Munde. Der Auditeur schrieb sie mit Kopfschütteln nieder, und fand sie so unwahrscheinlich, als sie es wirklich war. Thomas blieb aber bey mehrern Verhören, die in der Folge noch mit ihm angestellt wurden, unerschüttert dabey, und von Zeit zu Zeit wuchs die Zahl der Räuber in seinem Munde.

Zehntes Kapitel.

Der Klosterspuk zeigt sich bey hellem Tage, und verhilft dem Kadett zu einer guten Mahlzeit.

Am Morgen des Tages, da das Urtheil gesprochen werden sollte, überraschte Herr von Springwall seinen Onkel mit dem Geständniß: daß Er, in der Gestalt eines Gespenstes, den Kadett von seinem Posten verschreckt habe. Hinterher bat er dringend für den Gefangnen.

Der General starrte seinen Neffen an, und bezeigte nicht wenig Lust, ihm selbst den Degen abzufordern. Doch ließ er sich besänftigen, und überlegte, wie man den Desertionsprozeß in der Stille niederschlagen könnte; denn er hatte Mitleiden mit dem feigen Wicht, ungeachtet er Strafe verdient hatte.

Indem diese Sache dem alten Biedermann im Kopfe herum ging, kam der Auditeur, um mit ihm über andere Ge-

ſchäfte zu ſprechen. Ehe er aber noch davon anfing, erzählte er die Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht auf einem nahen Rittergute ein gewaltſamer Einbruch geſchehen ſey, den eine Rotte von zehn bis zwölf bewaffneten Räubern verübt habe. „Nun, ſehn Sie!“ fiel ihm der General lebhaft ins Wort. „Da kommt die Unſchuld des Kadetts auf Ein Mahl an den Tag! Das iſt die Bande, die ihn von ſeinem Poſten ſchleppte!“

Der Auditeur zuckte ungläubig die Achſeln; der General hingegen war kurz entſchloſſen, den Gefangenen ſogleich los zu laſſen, der ſich auch jetzt ſchon in einer anſtändigern Verwahrung, als Anfangs, befand, da er einige Stunden in dem Kerker der Gemeinen zubringen mußte. Dieſe Schmach wäre ihm — beyläufig geſagt — bey einer andern Armee wahrſcheinlich nicht widerfahren, und er hätte da wohl überhaupt, als adeliger Kadett,

mehr Auszeichnung im Ganzen, und besonders mehr Schonung im Dienste, genossen: allein hier war es nun einmahl nicht anders, und man verzärtelte ihn um so weniger, da er kein Kind mehr, sondern ein erwachsener Mensch von zwanzig Jahren war, und sein Vater sich ausdrücklich erbeten hatte, den Weichling brav anzustrengen, und seinem angebornen Hange zur Gemächlichkeit nicht durch die Finger zu sehen. —

Doch wieder zur Sache! Der General wollte also den Knoten zerhauen, und den Arrestanten sofort der Haft entlassen. „In zweifelhaften Fällen" — sprach er — „ist's meine Art, lieber einem Schuldigen die Strafe zu schenken, als einen Unschuldigen zu verdammen. Ueberdieß haben ja auch die Bauern, die den Kadett einbrachten, ausgesagt, daß er nach der Stadt hin gelaufen sey. Er hätte doch

wahrlich! den Gegenweg genommen, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, zu deſertiren.“ —

Der Auditeur gab zu, daß dieſer Umſtand (den er ſelbſt noch nicht gehörig erwogen hatte) dem Gefangenen ſehr zu Statten komme; doch dürfe man demnoch nicht wagen, ihn eher in Freyheit zu ſetzen, als bis das General-Kriegsgericht, nach vorläufiger Berichtserſtattung, darüber entſchieden habe.

„O, der langweiligen Umſchweife!“ rief der General. „Was kann denn am Ende daraus entſtehen, wenn wir eigenmächtig verfahren?“

„Ein ſcharfer Verweis“ — antwortete der Auditeur — „vielleicht gar meine Entſetzung vom Dienſt.“

„Fürchten Sie nichts!“ ſagte der Chef: „Ich übernehme alle Verantwortung.“ —

Es war Mittagszeit. Der General

ging zur Tafel. Gegen das Ende derſelben ließ er den Kadett durch eine Ordonnanz von der Hauptwache hohlen, in ein Nebenzimmer führen, ihm einen Tiſch decken, und eine große Hammelkeule auftragen, die auf der Tafel faſt gar nicht berührt worden war. Thomas, der ſeit acht Tagen wenig zu beißen und zu brocken gehabt hatte, fiel mit Heißhunger darüber her, und nach einer kleinen halben Stunde waren nur noch die kahlen Knochen davon übrig. Jetzt ſah er erſt mit Schrecken, daß er zu unbeſcheiden zugelangt hatte. Er war in der peinlichſten Verlegenheit, und wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er die ungenießbaren Ueberbleibſel in die Taſche ſteckte, um ſie den Augen der Livree und ihren ſpöttiſchen Gloſſen zu entziehen.

Doch, ehe man noch ſeinen Tiſch abräumte, trat der General ins Zimmer,

und ward unglücklicher Weiſe durch den Anblick der leeren Bratenſchüſſel auf den Verdacht geleitet, daß hier ein Unterſchleif von Seiten der Bedienten vorgegangen ſey. Er fragte den zitternden Gaſt, was man ihm vorgeſetzt habe. „Einen Hammelbraten," ſtammelte Thomas. „Vielleicht nur ein Schnitzchen davon?" ſagte der General. „Nein, er war ſo ziemlich ganz;" antwortete die ehrliche Haut. „Und du allein haſt reine Arbeit damit gemacht?" — Thomas ward feuerroth, und ſchlug die Augen nieder. „Gott ſegne deinen Appetit!" ſprach der General. „Aber hatte denn der Braten keine Knochen?" — Der Kadett zog ſie langſam aus der Taſche, legte ſie in die Schüſſel, und als er über ſeine Abſicht bey Einſammlung dieſer Schätze befragt wurde, gab er ſtotternd zur Antwort: er habe den Pudel ſeines Hauswirths damit traktiren wollen.

„Ey, ſo hätteſt du ihm auch mehr Fleiſch gönnen ſollen!“ verſetzte der General. „Doch das ſey darum! Laß uns von wichtigern Dingen ſprechen. — Du biſt frey und ſtraflos! — Aber, Trotz der Tapferkeit, die du gegen zwölf bis zwanzig Räuber bewieſen haſt, hab' ich gute Gründe, dich für eine feige Memme zu halten. Solche Burſche, wie du, taugen nicht zu Soldaten. Ich werde daher an deinen Vater ſchreiben, und ihm den Rath geben, dich wieder zu ſich zu nehmen, und ruhig hinter dem Ofen ſitzen zu laſſen. Geh vor der Hand in dein Quartier, und ſpiele mit dem Pudel; ſieh aber wohl zu, ob die Beſtie nicht etwa ein maskirtes Geſpenſt iſt. Man hat ſolcher Beyſpiele.“ —

Elftes Kapitel.

Nacht der Schmeicheley. — Der Abſchiedsſchmaus.

Dieſe Stichelreden fielen Thomaſen etwas auf. Er ſchaffte ſich jedoch die Sorgen darüber bald vom Halſe, und ertränkte ſie bey dem nächſten Weinſchenken in einer Flaſche Rebenſaft, woran es zu ſeinem großen Mißfallen bey der genoſſenen Bewirthung gefehlt hatte. Daß er die Bahn der Helden ſchon wieder verlaſſen ſollte, war ihm übrigens eine ſehr erfreuliche Nachricht.

Anders dachte ſein Vater. Er las des Generals Schreiben, das er in den nächſten Tagen empfing, mit dem höchſten Unmuth, und betrachtete die Ausſtellungen, die darin gegen ſeinen Sohn gemacht wurden, als bloße militäriſch-pedantiſche Grillen: denn der Brief erwähnte mit kei-

nem Worte des Spuks am Kloſter, ſondern enthielt, ſtatt aller andern Gründe, nur die Bemerkung: daß Thomas, wegen ſeiner unbehülflichen Korpulenz, nicht geſchickt ſey, die Strapatzen des Kriegsdienſtes zu ertragen.

Der Kapitän antwortete: er müſſe ſich gefallen laſſen, daß man ſeinen Sohn zum Militärdienſt unbrauchbar finde; doch wünſche er, ihn auf eine anſtändige Art verabſchiedet zu ſehen. Der Herr General möchte daher die Gnade haben, ihn zum Fahnjunker zu avanciren, und dann beym Landesherrn auszuwirken, daß er mit dem Charakter als Fähnrich entlaſſen werde.

Wie gebeten, ſo geſchehn! Thomas trug einige Mahl bey der Wachparade die Fahne, und erhielt dann das Officierspatent und den Abſchied zugleich.

Niemand beklagte es mehr als Frau Jutta, daß er in ſeine Heimath zurück

ging. Sie war ihm jetzt außerordentlich gewogen, weil er ihr oft ins Angeſicht voll Runzeln geſagt hatte: ſie müſſe in ihrer Blüthenzeit ein Ausbund von Schönheit geweſen ſeyn: denn ihre Reitze hätten ſogar der zerſtörenden Macht der Zeit widerſtanden, und wären noch kräftig genug, einem verliebten Menſchen ſchlafloſe Nächte zu machen. — Solche tolle Schmeicheleyen brachten ſie freylich immer in einen loſen Zorn, der ihr ganz wunderlich ſtand, und es ſetzte bisweilen auch derbe Schläge: aber Thomas konnte ſicher darauf rechnen, kurz nachher ein leckeres Küchen- oder Kellergeſchenk zu erhalten, wovon der Doktor nichts wußte.

Der alte Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, der ſich ſein Leben lang ein Geſchäft daraus machte, das weibliche Geſchlecht in ſüßen Liedern zu preiſen, hatte dafür vor beynahe fünfhundert Jahren

die trockne Ehre, von den schönsten Frauen in Mainz (wo er als Doktor der Theologie starb) zur Gruft getragen zu werden: unser Thomas Juttenlob hingegen — der noch lange nicht zu Grabe getragen seyn wollte — hatte das genußreiche Vergnügen, am letzten Tage, den er im Kirchhofschen Hause zubrachte, eine der herrlichsten Mahlzeiten seines Lebens auf den Tisch tragen zu sehen. Die Dankbarkeit der geschmeichelten Haushälterin war dabey so verschwenderisch zu Werke gegangen, daß der Doktor darüber murrte. Und was that der hämische Neidhart! Er hohlte, um seinem scheidenden Gast den Appetit ein wenig zu verderben, das Menschengerippe vom Boden herunter, und stellte es im Speisezimmer auf. Der Fähnrich trat herein, erblickte den alten, furchtbaren Bekannten, und entfärbte sich schaudernd. Doch, da es heller Tag und er

nicht allein war, hielt er Stand. Kirchhof faßte ihn am Arm, und führte ihn hin ans Skelett. „Hier hab' ich die Ehre," sprach er mit grinsendem Lächeln, „Ihnen den frommen Knochenmann vorzustellen, der Sie einst — Sie wissen schon wo — so gewaltig ins Bockshorn jagte. Ich hielt's für nöthig, Sie näher mit ihm bekannt zu machen, damit Sie nicht etwa meinem Hause nachsagen: es rumorten Gespenster darin." —

„Besorgen Sie das nicht, Herr Doktor!" antwortete Thomas entschlossen: „An eigentliche Gespenster hab' ich nie gedacht. Es schien mir bloß möglich, daß Ihnen der Tod einen freundschaftlichen Besuch abstatten könnte, da Sie so starke Geschäfte mit ihm machen." —

„Und Sie, Herr Fähnrich," versetzte Kirchhof, „wollen wahrscheinlich gar nichts

mit ihm zu thun haben, da Sie die Kriegsdienste schon wieder quittiren." —

„Wenigstens will ich nicht an Ihren Pillen sterben, Herr Doktor!" erwiederte Thomas.

Dergleichen bittere Schlagreden fielen noch mehr, bis endlich Frau Jutta zwischen die Kampfhähne trat, und ihnen ansagte: die Suppe sey aufgetragen. Nun rächte sich der Fähnrich am Doktor, und aß mit der ausharrendsten Tapferkeit. Da Kirchhof sah, daß von seinen köstlichen Gerichten nichts zu retten war, als was er mit dem Munde davon brachte, so griff auch er feindlich zu, und verschlang Fisch und Braten so gierig, wie Saturn seine eigenen Kinder. Während dieses Wettkampfs der Zähne hatten die Zungen einen Waffenstillstand geschlossen. Keiner wollte durch Zanken um einen Bissen zu kurz kommen. Nur der Fähnrich verwun-

derte ſich bisweilen in abgebrochenen Sylben, daß der Doktor jetzt wie ein hungriger Wolf eſſen konnte, da er ſonſt immer ſo mäßig wie ein Vögelchen geſpeiſ't hatte.

Nach Tiſche trennten ſich die Herren ziemlich kalt. Aber Frau Jutta war ſehr gerührt, both dem ſcheidenden Freunde einen holdſeligen Kuß, und ihre röthlichen Rebhuhns-Augen thränten ſogar etwas mehr als gewöhnlich.

Zwölftes Kapitel.

Leben und Wandel auf der Univerſität.

Der Herr Fähnrich traf nun in ſeiner Heimath wieder ein, und bewies hier, daß ihn das Portd'epee nicht ſtolz gemacht hatte. Er nahm, wie vormahls, bey den

Bauern fürlieb, stöberte die Hühnernester aus, verzehrte den heimlich zubereiteten Raub in einem Winkel der Küche, und zog sein Heldenschwert gegen Birnen und Aepfel, die er damit von den Bäumen hieb.

Seinem Vater war es nicht gemüthlich, ihn auf der Bärenhaut liegen zu lassen. „Herr Sohn," sprach er, „ich bin nicht so reich, daß du dein Leben lang faulenzen könntest; und das würde dir auch verdammt wenig Ehre bringen. Ein müßiger Schwelger, sagt das Sprichwort, sollte vor jedem sacktragenden Esel den Hut ziehn. Also rühre dich, und setz dich in den Stand, künftig dein Brod zu erwerben! Dein Fähnrichstitel macht dich nicht satt, und du brauchst mehr als andere Leute." —

„So scheint's mir fast selbst;" sagte Thomas.

„Nun alſo!“ — fiel der Vater ein: „Was ſoll werden? was willſt du anfangen? — Zum Soldaten biſt du zu dick, zum Jäger zu bequem! Was bleibt dir übrig, als daß du ſtudierſt?“ —

„Ja, Schwerenoth! das will ich!“ rief Thomas, der unter den Soldaten recht artig fluchen gelernt hatte.

Der Vater verwies ihm dieſe Wachſtuben-Sprache, lobte ihn aber wegen ſeiner raſchen Entſchließung. Dieſe befremdet vielleicht; doch man muß nur wiſſen, daß ihm ein verdorbener Muſenſohn, der jetzt die Muskete trug, von dem flotten Burſchenleben auf der Akademie viel erzählt, und dadurch ſeine Begierde gereizt hatte, an ſolchen luſtigen Schmäuſen Antheil zu nehmen.

Bald darauf bezog er eine Univerſität, wo er drey Jahre lang die Vorleſungen der berühmteſten Lehrer ordentlich und

pünktlich — bezahlte, ohne ihre Hörsale durch seine Gegenwart zu verengen. Es war ihm von ungefähr zu Ohren gekommen, daß Friedrich der Große geschrieben oder gesagt habe: „die Menschen schienen, ihrem physischen Zustande nach, von der Natur mehr zu Postillions als zu sitzenden Gelehrten geschaffen zu seyn.“ — Dieser Gedanke (dem einer der größten Aerzte unserer Zeit viel Wahrheit zugesteht) gefiel dem Herrn Fähnrich-Studenten so wohl, daß er fast täglich, indem die berühmtesten Professoren ihre Collegia lasen, die berühmtesten Miethpferde bestieg, und die Stationen der umher liegenden Dorfschenken beritt. Da er aber ein eben so schwerer als ungeschickter Reiter war, und alle Klepper wund drückte, so machten die Pferdeverleiher bald einen Bund, ihm ihre Rosse zu verweigern. Eben so unhöflich waren mehrere Gastwirthe, die ihn

aus ihren Speiſezimmern hinaus komplimentirten, weil er an der gemeinſchaftlichen Tafel für ſechs Perſonen aß, und nur für Eine bezahlte.

Einem dieſer Geitzhälſe zum Trotz, ſpann er mit der hübſchen Tochter deſſelben einen Liebeshandel an, wobey es mehr auf Befriedigung des Magens, als auf etwas anders abgeſehen war. Trudchen Schnick (ſo hieß das Mädchen) war eine raſche, flinke Dirne von achtzehn Jahren, ſah aus wie Milch und Blut, hatte beſonders ein Paar ſchwarze, geiſtvolle Augen, und war, mit Einem Worte, von der braungelockten Scheitel bis zu den niedlichen Füßchen eine nette Geſtalt, deren Liebenswürdigkeit von den Herren Studenten einhellig anerkannt wurde. Sie hielten auch mit dieſer Ueberzeugung nicht hinter dem Berge, ſondern kamen in Schaaren, dem ſchönen Trudchen zu hul-

digen, und Minnesold zu empfangen. Aber sie theilte keinen aus; denn die jungen Flattergeister standen bey ihr in dem Verdacht, sie hätten meistens den Wahlspruch: „Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen!“ Drum ließ sie sich gar nicht mit ihnen ein, sondern befolgte Bürgers Warnung:

„Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht!
Manch Ritter ist ein Bösewicht.
Sie löffeln wohl und wandern
Von einer zu der andern,
Und freien keine nicht.“ —

Mit dem einzigen Herrn von Pampel machte das vorsichtige Trudchen eine Ausnahme. Er schien ihr zu schwer und zu gediegen, als daß er flatterhaft seyn könnte. Sie zeichnete ihn deßhalb vor allen ihren Verehrern aus, und belohnte seine bescheidene Zärtlichkeit mit den delikatesten Pfaffenbißchen, die sie sehr geschickt auf seinen Teller zu bringen wußte.

Nur Schade, daß dieſe Verſorgungsanſtalt bald ins Stocken gerieth. Vater Schnick befürchtete gleich bey der erſten Mahlzeit, die Thomas an der table d'hôte einnahm, daß er einen ſchlimmen Kundmann bekommen habe, bey dem wohl drey Mahl mehr zu verlieren als zu gewinnen ſeyn möchte. Es gab daher finſtre Geſichter und kalte Behandlung, als er ſich an den nächſten Tagen wieder einſtellte, weil ihm die Beſchaffenheit und Fülle der Speiſen behagte. Er ſah, daß ihm der ſchelſüchtige Gaſtgeber nicht hold war, und ſtrebte nun deſto mehr, ſich Trudchen gewogen zu machen, um an ihr eine Schutzpatronin zu erhalten. Ihr Vater, der ſich nicht gern für einen Knauſer und Grobian wollte ausſchreyen laſſen, duldete ihn einige Monate mit unterdrücktem Verdruß, bis ſich endlich ein Paar hämiſche und eiferſüchtige Tiſchgenoſſen auf die

kleinlichſte Weiſe bey ihm beklagten, daß Trudchen den ſchädlichen Gaſt allen nützlichern Gäſten vorziehe, und ihm immer, zum Nachtheil derſelben, das Nierenſtück der Kalbsbraten und andere gute Biſſen zuſchanze. Auf dieſe jämmerliche Beſchwerde erfolgte Pampels Verweiſung, und nicht mit der höflichſten Art.

Aber Trudchen ließ ihren verſtoßenen Freund nicht im Stiche. Sie ſandte ihm täglich durch eine vertraute Magd Speiſe und Trank in ſolchem Ueberfluß, daß er oft nicht alles verarbeiten konnte. Man denke, was das ſagen will, da ſein Magen ein ſo trefflicher Arbeiter war! — Freylich war Eigennutz, der in alles die Naſe ſteckt, auch bey dieſer Wohlthätigkeit mit im Spiele. Trudchen glaubte nahmlich, Freund Thomas habe einſt eine beträchtliche Erbſchaft zu heben, und werde für das genoſſene Gute ſo dankbar ſeyn, ſie mit

ihr, als ſeiner Gemahlin, zu theilen. Das verſprach er denn auch immer in den zärtlichſten Briefchen, wenn ſie bisweilen ſchmollend unterließ, die mittägige Küchenpoſt an ihn abzufertigen. Solche Vögel, wie er, ſingen am beſten, wenn ſie ſparſam gefüttert werden.

Noch am Tage der Trennung ſang er das liebliche Hochzeitlied, und Trudchen gelobte ihm dagegen ewige Liebe und Treue. In dieſer Herzensverfaſſung verließ er den Ort, wo er alle Speiſehäuſer und Weinkeller durchgekoſtet, den trocknen Weisheitsmarkt in den Lehrzimmern aber wenig beſucht, und doch hier und da einen wiſſenſchaftlichen Brocken aufgeſchnappt hatte. Das hält auf Univerſitäten nicht ſchwer. Da fliegt die Gelehrſamkeit, wie der geflügelte Same des Nadelholzes, weit und breit herum, und verliert ſich ſogar in die hohlen Köpfe der Küper und Pferdever-

leiher. Findet nun auch allenfalls ein luſtiger Studioſus keine Zeit zum Studieren, ſo lernt er dennoch von Jedem, mit er Verkehr hat.

Auf dieſe Weiſe ging auch unſer Thomas nicht leer aus. Zum Ueberfluß nahm er noch im letzten Monat ſeines akademiſchen Lebens einen graubärtigen Studenten, ein eiſernes Inventarienſtück der Univerſität, zum Lehrer an, und meldete ſich (als dieſer alte Tröſter in acht oder vierzehn Tagen die Pandekten mit ihm durchgepeitſcht hatte) ſehr muthig zum ſogenannten Kavalier-Examen. Dieß ging — weil ſich in derſelben Stunde noch ein anderer Kandidat auf den juriſtiſchen Weisheitszahn fühlen ließ — nicht in Gegenwart der verſammelten Fakultät, ſondern in einem Nebenzimmerchen vor ſich, wo die beyden liebreichen Männer, denen es aufgetragen war, von keinem läſtigen Zeu-

gen

gen gehindert wurden, dem jungen Herrn (der ſich ihnen Tages vorher beſtens empfohlen hatte) die Sache ſehr leicht zu machen. Der Bericht, den ſie nachher ihren Kollegen über dieſe Spiegelfechterey erſtatteten, gereichte ihm zum größten Ruhm, und nun erſchien ein gedrucktes Programm, worin die geſammte Fakultät feyerlich bezeugte, daß Herr Thomas von Pampel in der mit ihm angeſtellten Prüfung ungemein wohl beſtanden habe.

Mit dieſem Triumph ſchied er von der Univerſität, und erhielt ſogleich die Stelle eines Referendars bey der Landes-Regierung.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Weinprozeß und der Streit über einen Bettler.

Die erste Prozeßsache, die der neue Geschäftsmann zum Vortrag erhielt, wählte sein günstiges Schicksal offenbar für ihn aus, damit er das Licht seiner Gelehrsamkeit sogleich auf den höchsten Leuchter stellen konnte. Sie betraf die Klage eines Domherrn gegen einen Weinhändler, der seinem vornehmen Kundmann verschiedene Weine geliefert hatte, die der feine Züngler für sauer und verdorben erklärte. Proben davon befanden sich bey den Akten. Der Referent kostete sie so lange, bis alle Flaschen leer waren, und entwarf dann über die Beschaffenheit derselben ein eben so weitläuftiges als gründliches Gutachten, das der erfahrenste Weinvisierer nicht besser hätte ausarbeiten können. Als er die-

ſes Meiſterwerk im Collegio vorlas, erſtaunten alle Regierungsräthe über die Weisheit ihres jungen Mitglieds, und verſprachen ſich große Dinge von ihm. Die Sache wurde ganz nach ſeinem unmaßgeblichen Ausſpruch entſchieden. Der Domherr gewann den Prozeß, und war ſo dankbar, dem gelehrten Referenten ein Fäßchen Burgunder zu ſenden, das die ſchärfſte Kritik aushielt.

Weniger Ehre legte der Herr Referendar Thomas bey einem andern Rechtshandel ein, den er bald darauf unter die Hände bekam. Zwey Dorfgemeinen ſtritten, welche von ihnen einen armen, hülfloſen, ſiebzigjährigen Greis, den Alter und Schwachheit an den Bettelſtab gebracht hatten, bey ſich aufnehmen und ernähren müſſe. Sie warfen den Unglücklichen, wie einen Ball, einander zu. Keine wollte ihn dulden, keine ihm einen Biſſen Brod geben.

Das eine Dorf sagte: „Bey euch ward er geboren!“ Das andere entgegnete: „Euch hat er in den letztern fünf Jahren, als Gemeinhirt, gedient!“ Von beyden Seiten führten berüchtigte Rabulisten den Federkrieg, und verwüsteten so viel Papier, daß man die Gerichtsakten auf einen Schiebkarren laden, und so dem Referenten ins Haus schaffen mußte.

Er schauderte Anfangs vor dem herkulischen Geschäfte, das er vor sich sah, arbeitete sich aber dennoch mit der größten Anstrengung durch das Papiergebirge, und entwarf darüber eine so dickleibige Reisebeschreibung, daß sie auch beynahe auf die Ehre, gefahren zu werden, Anspruch machen konnte. Mit dieser ungeheuern Nuß, worein er, seiner Meinung nach, den Kern der Akten sehr zierlich gepackt hatte, erschien er nicht ohne Selbstzufriedenheit in der Regierung, und legte seinen Kram aus.

Eine halbe Stunde hörten die Räthe ſeine langweilige Salbaderey geduldig an, und jeder überlegte für ſich in ernſter Stille, welche der ſtreitenden Gemeinen zur Annahme und Verpflegung des Bettlers von Rechts wegen zu verurtheilen ſey. Dem Präſidenten ward endlich das Ding zu lange, und er unterbrach den Vortrag mit der Bitte, ſich kürzer zu faſſen. Allein Thomas fuhr fort, die unbedeutendſten Scheingründe, mit welchen die Sachwalter gegen einander zu Felde gezogen waren, maſchinenmäßig herzuleyern. Dieß trieb er eine volle Stunde; die Zuhörer hätten auswachſen mögen.

Nun riß dem Präſidenten die Geduld aus. „Wo iſt des Amtmanns Bericht, mit dem er die Akten eingeſchickt hat?“ fuhr er auf. Der Referendar überreichte mit einer etwas empfindlichen Miene die verlangte Schrift, die nur aus wenigen

Zeilen beſtand. Der Präſident durchflog ſie, und ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen. „O, Herr von Pampel! Herr von Pampel!“ rief er aus: „Wie in aller Welt können Sie uns noch mit Ihrem endloſen Vortrage quälen, da der Tod ſchon den Streit geſchlichtet hat? — Hier berichtet ja der Amtmann, daß der Bettler vor acht Tagen geſtorben iſt!“ — Alle Räthe brachen in ein unaufhaltſames Gelächter aus. „Ich war eben im Begriff, dieſen Umſtand vorzutragen;“ ſagte der beſtürzte Referendar. „Ey, hätten Sie das vor einer Stunde gethan,“ erwiederte der Präſident, „ſo wären wir des unnützen Zeitverluſtes überhoben geweſen! — Der Amtmann fragt ja nur noch wegen der Prozeßkoſten an, und darüber entſcheiden wir kurz: daß beyde Gemeinen, da ſie gegen einen hülfloſen Menſchen gleiche Hartherzigkeit bewieſen, auch zu

gleichen Theilen die Unkoſten bezahlen ſollen.“ —

Beſchämt preßte der Referendar den dicken Wälzer ſeines Akten-Auszugs (den er noch nicht bis zur Hälfte vorgeleſen hatte) in die Taſche, und ſah mit gluthrothem Geſichte vor ſich nieder, um den Spottblicken auszuweichen, die von allen Seiten, wie Pfeile, auf ihn zuflogen. Scheinbar tröſtend, aber in der That etwas hämiſch, lobte der Präſident ſeine treffliche Behandlung der Weinſache, und ſetzte lächelnd hinzu: „da er auf dieſem Felde vorzüglich zu Hauſe zu ſeyn ſcheine, ſo ſolle der nächſte Prozeß dieſer Gattung ihm wieder zum Vortrage zufallen, damit er die gegenwärtige Scharte dadurch auswetzen könne.“ — Dieſer Scherz war die Loſung zu einem neuen Gelächter, wovon ſich auch die Älteſten und ernſthafteſten

Perücken der rechtsgelehrten Versammlung nicht ausschlossen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kellerwurm und der Giftmischer.

Die Domherren des Landes wurden jetzt eine Weile von ihren Weinlieferanten so gut bedient, daß sie nicht Ursache hatten, Klage zu führen. An andern Prozessen war kein Mangel; doch der Präsident nahm sich in Acht, dem Herrn von Pampel mit solchen trocknen und außer seiner Sphäre liegenden Streitigkeiten beschwerlich zu fallen. Unser Referendar hatte nun im Sitzungszimmer der Regierung nichts zu thun, als zu sitzen und zu gähnen, wenn Andere vortrugen.

Diese ewigen Feyertage waren ihm ungemein behaglich, und er kehrte sich nicht daran, daß sie von manchen Grübelköpfen für schimpflich gehalten wurden. Verschiedene Leute, die es gut mit ihm meinten, gaben ihm den Rath, um Beschäftigung zu bitten. Ey, die kamen schön an! „Ihr seyd Narren!“ rief er lachend: „Welcher vernünftige Mensch wird um Arbeit bitten! Das käme ja heraus, als ob das Arbeiten eine rechte Glückseligkeit wäre!“ — Und so blieb's beym Alten.

Obschon ihn aber der Präsident nicht beschäftigte, so war er dennoch nicht unthätig, sondern mit Eifer beflissen, seine schönen Weinkenntnisse immer höher zu treiben. Nach dieser Höhe strebte er in der Tiefe der Italienerkeller, wo er zu allen Stunden des Tages anzutreffen war. Ein Witzbold nannte ihn deßhalb den Kellerwurm, und bald war er der gan-

zen Stadt unter diesem Nahmen bekannt. Andere Spaßmacher hießen ihn den Viertelsmeister, weil er seine Weinstudien gewöhnlich mit einer halben Flasche begann, und mit Viertelchen so lange fortsetzte, bis ihm der Kopf rauchte. Der letztere Scherztitel kam jedoch wenig in Umlauf. Der Kellerwurm behielt die Oberhand.

Es gibt finstre, mit der Rippknorpelsucht *) behaftete Menschen, die von dergleichen Kellerwürmern wenig halten, und ihnen öffentlich nachsagen: sie untergräben ihre Gesundheit, und tödteten auf eine unnütze Art ihre Zeit. Solche milzsüchtige Urtheile wurden aber durch unsern Thomas Kellerwurm —. so nannte man ihn allgemein — völlig zu Schanden ge-

*) So dolmetscht der berühmte deutsche Sprachverbesserer, Doktor Sailfert in Paris, das undeutsche Wort Hypochondrie.

macht. Er blühte wie eine Roſe, verhinderte durch geſelliges Vierteln mit luſtigen Kompanen, daß kein Gallbunſt (wie der beliebte Sprachkünſtler die Melancholie nennt) in ihm aufſteigen konnte, und gewann auch ſogar durch ſeine treuen Bachusdienſte ein Aemtchen, wobey er nicht erſt, wie mancher andere Beförderte, hoffen und harren durfte, daß ihm Gott, nach dem bekannten Sprichworte, den dazu erforderlichen Verſtand geben werde; denn er beſaß ihn ſchon. Er wurde nähmlich zum Oberhaupt und Direktor derjenigen Polizeyperſonen ernannt, welche von der Regierung den Auftrag erhielten, die Weinläger der öffentlichen Gaſt- und Trinkhäuſer, in Rückſicht ihrer Aechtheit und Unſchädlichkeit, für den menſchlichen Körper, zu unterſuchen, weil einige gewiſſenloſe Weinſchenken ihren elenden Krätzer durch giftige Mittel für den Geſchmack

verbessert, und auf diese meuchelmörderische Weise verschiedene Kellerwürmer, die bey ihnen stets aus und ein gekrochen waren, in die andere Welt befördert hatten.

Die Kommissarien waren so einfältig, oder so schlau, in der Stadt bekannt werden zu lassen, daß ihnen dieses Visitationsgeschäft aufgetragen sey, und längstens in acht Tagen vor die Hand genommen werden würde: die Giftmischer hatten also Zeit, ihre arsenikalischen Getränke bey Seite zu schaffen, und dem Chef der Kommission ein Flaschenfutter ihres besten und aufrichtigsten Rebensafts zu übersenden, um dadurch ihre Unschuld und Redlichkeit im Handel und Wandel schon vorläufig zu beweisen. Diese Spenden nahm Freund Kellerwurm zwar an, und sie mundeten ihm vortrefflich: er ließ sich aber so wenig dadurch bestechen, daß er vielmehr gerade bey diesen freygebigen Leuten seine Augen,

die er, nach ihrer Meinung, zudrücken sollte und mußte, am weitesten anfihat. Er war auch in der That so glücklich, einen dieser Verfälscher, der sich durch sein Geschenk gegen eine strenge Untersuchung fest gemacht zu haben glaubte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; und er besann sich keinen Augenblick, dem überwiesenen Sünder, der ihm in der Angst ein Päckchen Gold zustecken wollte, dieß vor die Füße zu werfen, und ihn der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Schuft war bey der Inquisition boßhaft genug, dem Referendar die empfangene und genossene Kränkung vorzurücken; allein er bewirkte dadurch nichts, als daß er seine böse Sache noch schlimmer machte. Er mußte den Betrag des Flaschenfutters, womit er sich, wie durch die Passauer Kunst, gegen die Angriffe der Polizey zu harnischen dachte, dreyfach zur

Armenkaſſe bezahlen, und die ihm zuerkannte Zuchthausſtrafe ward, wegen jener hinterliſtigen Abſicht, noch um ein Jährchen erhöht. Thomas hatte freylich durch die Annahme des Beſtechungsweines gefehlt; er kam aber mit dem blauen Auge eines kleinen Verweiſes davon, und der Präſident legte ſogleich auf dieſe Wunde den Balſam des Lobes, daß er in die ihm geſtellte Falle nicht gegangen war, und ſeine Weingelehrſamkeit ſo nutzbar und erſprießlich für das gemeine Beſte angewandt hatte.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Liebesbrief aus terrra Negra.

Dieſes rühmlich vollführte Geſchäft trug dem Referendar einige Sporteln ein, die aus dem Vermögen des Verbrechers, das bey der Inquiſition in die Brüche ging, erhoben wurden. Außer dieſer zufälligen und unbedeutenden Ernte hatte Thomas keinen Heller Beſoldung, ſondern lebte bloß von der Gnade ſeines Vaters, der in dieſem Punkte nicht ſehr gnädig war. Die geringe Apanage, die er ſeinem hoffnungsvollen Sohne monatlich ausgeſetzt hatte, reichte in der Reſidenz (wo alles, was gut ſchmeckte, unchriſtlich theuer war) weder her noch hin; und ward er um Zulage gebeten, ſo erhielt der Supplikant, ſtatt des erwarteten ſchweren Briefes, ein leichtes Blatt, das jedes Lüftchen verwe-

ben konnte, und gemeiniglich nichts als die dürre Ermahnung enthielt, sich durch Fleiß und Anstrengung die Stelle eines Justizraths zu erwerben, da es denn an einem bequemen Auskommen nicht weiter fehlen werde.

Diese Verbesserung stand aus mehrern triftigen Ursachen noch im weiten Felde. Indessen wollte er doch seinem Munde nichts abgehen lassen. Das sperrte ihn zur ernstlichsten Ueberlegung, wie er ohne Mühe und Arbeit gute Tage genießen könnte. Er erinnerte sich mit Sehnsucht und Rührung der köstlichen Schüsseln, womit ihn vormahls Trudchen erquickte; und bey dieser Gelegenheit dachte er auch ein wenig an sie selbst. Das war seit langer Zeit nicht geschehen, und machte ihm auch jetzt nur ein ziemlich kaltes Vergnügen. Doch hieß es bey ihm eben nicht: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Das

paßt

paßt nur auf Leute, denen die Liebe durch die Augen ins Herz drang. Bey ihm hingegen hielt ſie, in Braten- und Paſtetengeſtalt, ihren Einzug durch den Mund, und es ſchien ihm daher, ſeitdem der Abſchiedsſchmaus verdaut war, eine unnütze Ziererey, noch immer und ewig, wie der närriſche Don Quixotte, nach ſeiner Dulcinea zu ſchmachten. Aus dem Magen, aus dem Sinn! war in ſechs Worten der Lebenslauf ſeiner Liebe.

Aber eben durch den Magen ward er jetzt ſehr lebhaft an Trudchen gemahnt. „Wie wär' es," ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn du ihr deinen gegenwärtigen Nothſtand beweglich vorſtelltest! — Gutherzig, wie ſie iſt, packt ſie gewiß alle ihre Sparpfennige zuſammen, und ſchickt ſie die mit umgehender Poſt."

Voll dieſer Hoffnung ſetzte er ſich hin, und ſchrieb:

Herzliebste Gertrud!

Du glaubst wohl, ich habe Dich vergessen? Ey, da wär' ich ja ein schlimmer Zeisig, der nie verdient hätte, von Deinen schönen Händen gefüttert zu werden! Nein, mein Goldpüppchen, ich denke sehr fleißig an Dich, und am höchsten steigt meine Sehnsucht nach den süßen vergangenen Zeiten, wenn ich in der Residenz (wo ich jetzt, als Regierungs-Referendar, mit Ruhm und Beyfall arbeite) die schale Sudeley der Garküchen mit schwerem Gelde bezahlen muß. Man wird weder satt noch froh; denn nichts ist so kräftig, nichts so mit Hochgeschmack bereitet, wie ich's von Deiner Meisterhand gewohnt bin. Ist's nicht schändlich, daß sich solche Stümper nicht mehr Verdienst um die Menschheit erwerben? Essen ist und bleibt das solideste Vergnügen. Wenn den Menschen im hohen Alter Trieb und Kraft zu allen

andern Freudengenüſſen verläßt, ſo ſchmeckt ihm doch noch ein guter Biſſen. Aber das nehmen dieſe Heiden nicht zu Herzen. Ihre Kochkunſt iſt ein Wiegenkind; ihre Habſucht ein ausgewachſener Rieſe. — Ich bin, leider! da ich noch von einem allzu ökonomiſchen Vater abhänge, nur ein ſchwacher Zwerg, in Anſehung meiner Moneten, und ſoll und muß doch gegen dieſen Rieſen ankämpfen! Wie kann ich beſtehen? — Ich erliege, wenn Du, treffliches Mädchen, mir nicht zu Hülfe kommſt. Sende mir Pulver und Bley aus dem Zeughauſe Deiner Sparſamkeit! Es iſt nicht leer, das weiß ich; und ich werde die Zahl der Patronen, die Du mir zuſchickſt, als den Maßſtab Deiner Liebe betrachten. Ewig

Dein

treuer Thomas v. P.

N. S.

Verzeih, liebes Trudchen, daß ich Dir das Postgeld aufbürde. Es geschieht bloß der Sicherheit wegen. Man hat mir gesagt, daß unfrankirte Briefe seltener verloren gehen, als die frankirten. — Leb wohl, und laß auch mich wohl leben!

v. P.

Sechzehntes Kapitel.

Trudchens Antwort. — Die Handelsreise durch's Zimmer. — Inventarium von Thomas Kesselwurms fahrender Habe.

Als er den Brief geschrieben und ins Postfensterchen hinein geschoben hatte, fühlte er seine beklemmte Brust um einen ganzen Mühlstein leichter. Er berechnete genau, wenn die erbetenen Kriegsbedürf-

niſſe ankommen könnten: denn er war feſt überzeugt, daß ihm ſeine Herzens-Allirte damit beyſpringen werde. In dieſer Zuverſicht ging er mit der wenigen Munition, die er noch im Vorrath hatte, nicht räthlich um. Er verſchoß am Morgen des Poſttags, der ihn, nach ſeiner Rechnung, mit friſchem Kraut und Loth verſorgen mußte, die letzte Patrone in einem Weinhauſe.

Nachmittags wich er nicht vom Fenſter, und ſpähte mit unverwandten Augen nach der Gegend, woher der Briefträger gewöhnlich kam. Zu rechter Zeit und Stunde trabte auch der erwartete Schild-Courier die Gaſſe daher, blickte zum Laneer hinauf, zog mit beſonderer Ehrerbiethung den Hut, und ſchritt ins Haus.

„O, du braves Trudchen!“ rief Thomas, und rannte dem Bothen entgegen. Mitten auf der Treppe ſtießen ſie auf ein-

ander. „Bringt Er mir etwas?“ fragte hitzig der Referendar. „Einen Brief, gnädiger Herr, wofür ich mir fünf Groſchen erbitte.“ — Mit dieſer untröſtlichen Antwort hielt ihm der Poſt-Merkur ein unbefreytes und mißgeſtaltetes Brieflein, mit Trudchens wohlbekannten Krähenfüßen bemahlt und mit einem Kupferpfennig verſiegelt, unter die Naſe. Thomas Kellerwurm erbleichte, und fuhr geſchwind in die Taſche, ob er gleich wußte, daß kein Heller darin wohnte. „Wart' Er einen Augenblick!“ ſprach er, und eilte in ſeine Stube. Haſtig erbrach er hier das Pfennigſiegel, immer noch in der Hoffnung, unter deſſen Obhuth ein Wechſelchen, auf Sicht zahlbar, zu finden. Aber, leider! ſah er ſich getäuſcht, und bekam darüber einen Anfall von Starrſucht, die ihm ſogar die dringende Poſtſchuld in Vergeſſenheit brachte.

Nach fünf Minuten klopfte der ungeduldige Gläubiger an die Thür, öffnete ſie zugleich, und bat um Abfertigung. „Ach, lieber Freund!“ ſtotterte der Referendar: „ich bin jetzt keines Groſchens mächtig. Hier in meinem Schreibepulte liegen zwar drey- bis vierhundert Thaler; aber ich bemerke mit Verdruß, daß ich den Schlüſſel verloren habe, und muß alſo bis morgen um Kredit bitten.“ — „Viel Ehre für mich!“ ſagte der höfliche Briefbothe, und zog, mit einem flüchtigen Blick auf das reichhaltige Pult, ſcharrfüßelnd ab.

Thomas nahm nun den empfangenen Brief wieder vor, und fing ernſtlich an, die räthſelhaften Schnörkel zu entziffern: denn Trudchen briet zwar eine treffliche Gans, aber des Gänſekiels kunſtmäßige Führung war nicht ihre Sache; und in der Falſchſchreibung hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ihre Epiſteln eine Art von

Geheimschrift waren, die nur ihre vertrautesten Korrespondenten verstanden. Da nun nicht zu vermuthen ist, daß die Mehrzahl der Leser zu diesen Auserwählten gehöre, so war es hier, beym Abdruck gedachten Briefes, durchaus nothwendig, der babylonischen Buchstabenverwirrung des Originals abhelfliche Maße zu geben. Uebrigens ist die zum Behuf der Presse gemachte Kopie so treu, als wäre sie unter dem Insiegel eines Kaiserlichen Notars ausgefertigt, und lautet also:

Hochwohlgeborner Herr Referendar!

Du bist ein Vocativus; das sag' ich Ew. Wohlgeboren unter vier Augen. Du, Leckermaul, denkst nur an mich, wenn Dir ein verdorbenes Gericht aufgetischt wird. Das ist sehr erbaulich, sehr schmeichelhaft! Solche Seladons sind mir umsonst zu theuer. Ich hörte neulich eine

Gesellschaft lustiger Zechbrüder ein altes Liedlein singen, das klang ungefähr so:

Der liebste Buhle, den wir han,
Der liegt im kühle Kell',
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Nicht wahr, Du Weindrossel, das ist auch Dein Wald- und Herzensgesang?

Mit dem verlangten Pulver und Bley kann ich nicht dienen. Ich habe nicht mehr, als ich selbst brauche, und Du wärst im Stande, das Zeughaus des großen Moguls auszuräumen.

Scherz bey Seite, mein dicker Freund! Willst Du künftig schmausen, so schaff Dir ein Dienstchen mit einer erklecklichen Besoldung von ein paar tausend Thalern, und halte mir am Altar Dein Wort: dann soll der Tisch immer mit Deinen Leibgerichten besetzt seyn. Mußt Du indessen arme Ritter backen, so kann ich Dir nicht

helfen. Es ſchadet Dir ganz und gar nichts, wenn Du mitunter ein wenig am Hungertuche nagſt, und ſich das Faß Deines Leibes um eine Elle im Durchſchnitt vermindert. Man will bemerkt haben, daß magere Leute in der Welt weiter kommen als faule Bäuche.

Was Du vom ſichern Poſtlauf der unfrankirten Briefe ſagſt, war mir neu; aber ich widerſpreche Dir nicht, und mache ſogleich Gebrauch von Deiner Belehrung.

Adieu! Ich muß in die Küche. Wir braten heute einen delikaten Rehziemer. Nicht wahr, Dir wäſſert der Mund? — Nun, mach Dich geſchwind auf, nimm Doktor Fauſts Mantel zwiſchen die Beine, und ſey mein Gaſt! Ich möchte Dich ſo als Luft-Courier reiten ſehn. Aber nein! Du erſtickſt mir, Du Fettmännchen!

Bleib alſo lieber auf Deinem Sopha, und denke fleißig an

Deine

Gertrud Schnick.

„Ey, ja doch!“ brummte Thomas, und quetſchte zornig den Brief zuſammen: „Du wärſt werth, daß ich an Dich dächte, du eiſernes Herz, du Erbſenzählerin, du geitziger Hamſter! — Und nicht genug, daß ſie mich in meiner Noth ſtecken läßt: ſie höhnt mich noch obendrein, die wilde Hummel, ſchimpft mich ein Fettmännchen, und ſo weiter. Hätte ſie mir lieber einen Sack voll Fettmännchen *) geſchickt, ſo wär' ich doch vor der Gefahr, mager zu werden, ein paar Tage geſichert. Aber ihretwegen will ich mich gewiß nicht ab-

---

*) Eine Scheidemünze, die vormahls in den Rheingegenden gangbar war, und es vielleicht noch iſt.

härmen und abfasten — durchaus nicht! Wenn ich ihr zu rund bin, so ist sie mir zu eckig, und wir sind geschiedene Leute. Wahrscheinlich hat sie auch schon meine Stelle wieder besetzt, und irgend ein Blasrohr von Studenten auf der Seite: denn die Spitzbolzen, die sie in ihrem schnöden Briefe auf mich abschießt, scheinen aus einem solchen windigen Instrumente zu kommen. — Hohl sie der Henker, die Treulose!" —

Als er seinem Aerger so Luft gemacht hatte, warf er die Augen auf seinen Geldbeutel, der welk und platt, wie ein Handschuh, vor ihm lag: „Armes, schwindsüchtiges Ding!" redete er ihn an: „du hast die Auszehrung im höchsten Grade, und ich weiß nicht, wie ich dich heilen soll!" —

So seufzend begab er sich auf eine Reise durchs Zimmer, um unter seiner fah-

renden Habe etwas auszumitteln, das ſich in klingende Münze verwandeln laſſe. Die Wahl fiel ſchwer; denn er war faſt ein Cröſus wie Jener, der einem einſteigenden Diebe lachend zurief: „Thor! du ſuchſt hier etwas bey Nacht, wo ich bey Tage nichts finden kann!“ — Die Uhr des Reiſenden war abweſend, um in einem jüdiſchen Hauſe hebräiſch zu lernen; verſchiedene von ſeinen Kleidern befanden ſich in eben dieſer Schule; — nur ein einziges unentbehrliches Feigenblatt hing noch einſam an der Wand; — das freſſende Kapital der gemietheten Möbeln (denn er zahlte in ungefehr drey Monaten ſo viel Leihgeld, als die Wurmneſter käuflich werth waren) durfte er nicht angreifen; und ſonſt beſaß er nichts von beweglichen Gütern, als ein mächtiges Kelchglas, einen Korkzieher, eine Magenbürſte, und mehr ſolch kleines Handwerkzeug, worauf ihm

der unternehmendſte Sonnenkrämer des Plundermarkts keinen Batzen gebothen hätte. Was ſollte er alſo verſilbern? — Beym erſten Ueberblick ſchien alle Hoffnung verloren; doch, als er anfing recht ernſtlich darüber zu meditiren, ſprangen ihm auf Ein Mahl Leyſers Meditationen,*) und noch ein paar ältere Helden aus dem Fache der Rechtsgelahrheit, ins Auge, die in ſchweinsledernen Quartbänden auf einem Bücherbrete ſtanden, und beynahe Furchen darin eingedrückt hatten, weil ſie ſeit undenklicher Zeit nicht von ihren Plätzen gekommen waren. „O, ihr ehrlichen alten Schwarten!“ rief er ſeelenfroh: „euch wird's wohl thun, wenn ihr aus dem Staube, unter dem ihr hier begraben ſeyd, an die freye Luft kommt!

*) Ein bekanntes juriſtiſches Werk.

Das Corpus Juris ſoll euch Geſellſchaft leiſten.“ — So höhnend ergriff er die ehrwürdigen Alten, und ſtriegelte ſie mit einer Schuhbürſte, damit ſie bey dem Handel, den er mit ihnen treiben wollte, ein lockendes Anſehen hätten. Hierauf ſchnürte er ſie mit einem Strick zuſammen, und trug ſie huckepack in der Dämmerung auf ſeinem eigenen Rücken fort; denn er war nicht im Stande, einen fremden zu miethen.

Keuchend kam er bey der Bücherbude, wo er dergleichen Geſchäfte zu machen pflegte, kurz vor dem Thorſchluß derſelben an. Der Antiquar ſtand eben auf dem Sprung, ins Bierhaus zu gehen, und ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, als er aufgehalten, und ihm die Koppel Juriſten zum Kauf angetragen wurde. „Brächten Sie mir lieber einen Strick Jagdhunde!“ ſprach er: „Damit wär' in herrſchaftli-

chen Häusern mehr zu gewinnen.“ — Und nun fuhr er dem guten Leyser und den übrigen mit ihm zusammen gefesselten Rechtsgelehrten, wie Bettelbuben, auf den Hals, und verkleinerte sie so jämmerlich, daß kein edler Jagdhund ein Stück Brod von ihnen angenommen hätte. Dem Corpus Juris ging es nicht besser. Es sey ganz aus der Mode, sagte der freche Trödler, und doch endlich, nach mehrern solchen Lästerungen, auf die große, schwere Bücherkast ein leichtes Lumpengeld, das Thomas zwar einstrich, aber nicht des Heimtragens werth hielt. Er verzettelte sogleich die paar Thälerchen im Speisehause, im Weinkeller und im Punschladen.

Sieb-

Siebzehntes Kapitel.

Der ſchwarze Bußprediger. — Das Kammermädchen.

Als er nach dieſer luſtigen Nacht am andern Morgen erwachte, fand er in ſeinen Taſchen nichts als den Strick, womit er die verſchacherten Bücher fortgebuckelt hatte. „Sieh doch!“ ſprach er: „da könnte man ſich ohne weitere Koſten aufhängen! Der Teufel ſpielt mir ordentlich den Strick dazu in die Hände. Aber ich wär' ein Narr, wenn ich zugriffe! Die Höll' iſt heiß, und kein friſcher Trunk dort zu haben.“ —

Er warf ſich in den Sopha, um über die Erfindung neuer Trinkquellen nachzudenken. Allein er ſaß kaum, als ihn die unwillkommene Erinnerung an ſeinen Poſtgläubiger ſchon wieder anfaßte. Er hatte geſtern mit großen Reichthümern

geprahlt: was ſollte er nun heute ſagen, wenn der Mann im Vorbeygehen herauf kam, um ſeine fünf Groſchen einzukaſſiren? — Der Vorwand: es ſey kein Schlöſſer zur Oeffnung des Schatzkäſtleins zu erlangen geweſen, hätte gar zu kindiſch geklungen, und jede andere Ausrede fand noch weniger Statt. So war der beſte Rath, ſich ſchnell in die Kleider zu werfen, und nüchtern die Flucht zu ergreifen.

Erſt Nachmittags wagte er ſich wieder in ſeine Wohnung, und die Armuth, die mit ihm ausgegangen war, kehrte mit ihm zurück. Alle Verſuche, ſich dieſer läſtigen Geſellſchafterin zu entledigen, waren verunglückt. Sie ſetzte ſich neben ihn auf den Sopha, und both ihm Troz, ſie zu vertreiben.

Indem er nun auf ein wirkſames Bannmittel ſann, überraſchte ihn der Beſuch eines Raben, der durchs offene Fen-

ſter herein flog, ſich zu ſeinen Füßen nie-derließ, und ihm ſtarr ins Geſicht ſah. „Was willſt du, ſchwarzer Spitzbube?“ fragte der mürriſche Referendar: „Hier kommſt du falſch an; bey mir gibt's nichts zu mauſen!“ — Der Rabe that den Schnabel auf, und verantwortete ſich mit vieler Geſchwätzigkeit; aber er ſchnarrte ſein Kauderwälſch ſo undeutlich, daß man kein Wort davon verſtand. Thomas lach-te ihn aus. Der Redner griff ſich nun ſtärker an. „Du Sünder!“ — rief er ſehr vernehmlich: „Du Sünder! — thu Buße! — bekehre dich!“ — Der Refe-rendar ſtaunte über dieſe Bußpredigt; und indem ſie der geflügelte Schwarzrock wie-derhohlte, klopfte jemand an die Thür. Der Vogel that wie zu Hauſe, und rief: „Herein!“ Da erſchien ein junges, arti-ges Mädchen, neigte ſich zierlich, und ſag-te: „Verzeihen Sie, Herr von Pampel,

daß ich dieſen Ausreißer bis in Ihr Zimmer verfolge. Fraul.in Wimmerling, meine Herrſchaft, die Ihnen gegenüber wohnt, iſt ſeinetwegen in Angſt und Sorgen, und wird Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie ihn ausliefern.“

„Mit Vergnügen!“ ſagte Thomas Kellerwurm. „Aber ſetzen Sie ſich doch einen Augenblick, mein ſchönes Kind! Sie rauben mir ſonſt die Ruhe.“ —

Das Mädchen lächelte, ſetzte ſich, und hob den Flüchtling, der ſich ſogleich fangen ließ, auf ihren Schooß. Herr Thomas ſchmunzelte um ſie herum, und erlaubte ſich, ſie ſanft auf die Backen zu klopfen. „Du Sünder!“ rief der Rabe, und hackte nach der dicken Hand, die das Ungebührniß beging.

„Ey, du unartiger Grobian!“ ſchalt der Referendar: „Wer hat dich ſo zum Murrkopf erzogen?“

„Mein Fräulein ſelbſt," antwortete das Mädchen.

Nun gab ein Wort das andere, und Thomas erfuhr, daß Fräulein Beate von Wimmerling ſehr reich, ſehr fromm, und ziemlich betagt ſey. Schnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, mit der alten Dame Bekanntſchaft zu machen, ihre Gunſt zu erſchmeicheln, und ſich, als Gemahl oder Univerſalerbe, in den Beſitz ihres Vermögens zu ſetzen. Mit dieſem löblichen Vorſatz eröffnete er der Kammerjungfer: er werde ſich die Ehre geben, dem Fräulein ihren entwichenen Bußprediger in Perſon zu überliefern.

„Thun Sie das!" ſagte das Kammerkätzchen. „Sie werden willkommen ſeyn. Fräulein Beate iſt keine Menſchenfeindin, wie man ihr nachſagt: ſie mag nur von der heutigen Modewelt nichts ſehen und hören. Dieſen Haß treibt ſie aber frey-

ſich ins Weite. Wer ſich mit Geſchmack kleidet, oder Tanz und Schauſpiel liebt, begeht in ihren Augen eine Todſünde. Ein armer Neffe, dem ſie einige Monate Gnadenbrod gab, that nichts Uebels, als daß er ſich ein wenig ſtutzerhaft trug, und gern in die Komödie ging: das war aber ſchon genug, in die tiefſte Ungnade bey ihr zu fallen. Sie nörgelte unaufhörlich über ſein Sündenleben, lehrte dieſen Raben ſchimpfen und predigen, damit er ſie, wenn ſie des Scheltens müde war, ablöſen konnte, und als ſich der junge Menſch dennoch nicht bekehrte, ward er aus dem Hauſe geſtoßen, und aus dem Teſtamente geſtrichen.“ —

„Ey, was Sie ſagen!“ rief Thomas mit heimlicher Freude. „Sogar aus dem Teſtamente geſtrichen?“ —

„Glatt und kahl heraus! Und er war beſtimmter Univerſalerbe.“ —

„O, wie hart!“ ſeufzte der Schalk. „Ich beklag' ihn von Herzen. Sie wird ſich aber wohl wieder mit ihm ausſöhnen, wenn ihm nicht etwa ſchon ein Erbſchleicher die Schuhe ausgetreten hat.“ —

Bey dieſem Schlag auf den Strauch fuhr die angenehme Nachricht heraus: das Fräulein ſey gegen den jungen Stutzer unverſöhnlich aufgebracht, habe jedoch zur Zeit noch keinen andern Erben gewählt, ſondern werde wahrſcheinlich ihr ganzes Vermögen einer Kirche vermachen.

„Keinen Pfennig ſoll der Steinklumpen haben!“ dachte der Referendar, und ſteckte geſchwind ſeinen ſteifen Zopf in das finſtre Gefängniß eines großen Haarbeutels, um recht ehrbarlich vor dem Fräulein zu erſcheinen. Zum Unglück befand ſich gerade ſein einziges Paar Schuhe in der Kur eines Schuharztes: er mußte daher ſeine Aufwartung in Stiefeln machen,

und gewann ſo das Anſehen eines förmlichen Spießbürgers. Das Mädchen trieb ihn, als ſie jetzt mit einander fortgingen, ſpottend und lachend, wie einen Faſtnachtsnarren, vor ſich her.

Achtzehntes Kapitel.

Die Beſchwörer und der chriſtliche Kavalier.

Im Vorſaale des Fräuleins übernahm Thomas den Raben aus der Hand der Zofe, die ihn, des Anſtands wegen, über die Gaſſe getragen hatte, und nun zu ihrer Gebietherin eilte, um den Herrn Nachbar zu melden. Er ward augenblicklich vorgelaſſen, und hielt, mit dem Vogel auf dem Arm, ernſt und feyerlich, wie ein Leichenbitter, ſeinen Einzug.

Aber es war ſchwer, dieſe Gravität zu behaupten, als er Beaten erblickte. Sie ſaß, mit einer Brille auf der Naſe und einem grünen Schirm vor den Augen, am Tiſche, und las in einem Gebetbuche, das auf dem Rücken einer großen, ſchlafend zuſammengeringelten Katze lag, die ihr als Leſepult diente. Thomas Kellerwurm ſchnitt ein halbes Dutzend Bücklinge von der ehrerbiethigſten Sorte, und ſcharrte wacker dazu mit ſeinen Stiefeln, ehe die eifrige Beterin von ihm Notiz nahm. Endlich ſchlug ſie die frommen Augen auf, und erhob ſich langſam vom Stuhle. Der Geiſt einer Matrone des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchien aus dem Grabe zu ſteigen: ſo altmodiſch war ſie gekleidet. Sie ſetzte ſich weder mit einer Verneigung noch mit einem höflichen Wörtchen in Unkoſten, ſondern griff ſtumm nach einer hinter dem Spiegel ſteckenden Ruthe, hielt ſie drohend

empor, und rückte ſo mit zornigen Geſichtszügen heran. Dem Herrn von Pampel war übel dabey zu Muthe. Er befürchtete, ohne Kriegserklärung — wie es jetzt Sitte wird — angegriffen zu werden, und zog ſich mit verlegenen Mienen nach der Stubenthür zurück; doch ehe er ſie erreichte, begannen ſchon die Feindſeligkeiten mit hitzigen Ruthenſchlägen, die zwar dem Raben galten, aber meiſtens ſeinem Träger zu Theil wurden. Bey dieſem tapfern Einhauen erhob Beate ein geiſtliches Kriegsgeſchrey, und ſang (nach der Melodie des Liedes: Zion klagt mit Angſt und Schmerzen) mit kreiſchender Stimme:

Ach, wie haſt du mich betrogen!
Biſt nach Noä Rabenart
Weit und breit herum geflogen,
Haſt die Buße lang geſpart! *)

*) Ein Halbvers, in alten Geſangbüchern befindlich.

Und immer ſchlug ſie dazu den Takt mit der Ruthe. Thomas hielt dieſe unverdiente Staupe geduldig aus, und machte bey dem Geſange ein ſo andächtiges Geſicht, als ob er ſich in der Kirche befände: aber das ſchwarze Zion auf ſeinem Arme klagte jämmerlich vor Angſt und Schmerzen. Er fand es ſchicklich, für die leidende Kreatur ein gutes Wort einzulegen; und da er zugleich ſeine Bekanntſchaft mit der geiſtlichen Liedermuſe darthun wollte, ſo ſang er in einem angenehmen Baß:

Warum willt du ſo zornig ſeyn
Ueber dieß arme Würmelein?

Die Zuchtmeiſterin ſtutzte bey dieſer melodiſchen Fürbitte, und es entſtand eine

---

doch von der Sängerin, zum Behuf des gegenwärtigen Gebrauchs, etwas verändert. Das gilt auch zum Theil von den folgenden Liederverſen.

kurze Strafpause; doch nach einigen Sekunden ward die Ruthe wieder thätig, und der Bassist sang aufs neue:

Straf ihn nicht in deinem Zorn,
Edles Fräulein, schone!
Ach, laß ihn nicht seyn verlor'n,
Nach Verdienst nicht lohne!

Dieser bewegliche Gesang brachte das Mitleiden bey ihr zum Durchbruch. Sie legte die Ruthe weg, nahm den Raben auf den Arm, hätschelte ihn, und sprach in einem kläglichen Tone:

Verirrte Seele, wem zu Ehren
Entflehst du in die weite Welt?
Dort wird man dich nichts Gutes lehren,
Wo Satan selber Schule hält,
Wo nur Gespenster anzutreffen,
Die jeden Pilgrim schändlich äffen.

„Ach, ja wohl!" seufzte Thomas halblaut, und dachte an das Gespenst, das ihn vom Wachposten jagte.

Der schwarze Missethäter erhielt noch nicht völligen Pardon. Beate schob ihn

in einen Käfich, und ſagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Hier ſollſt du mir drey Tage büßen und faſten!“ —

Nun hatte denn endlich auch der Referendar die Ehre, von ihr in Betrachtung gezogen zu werden. Sie wandte ſich zu ihm mit einer tiefen Verneigung, dankte für die Uebergabe des Gefangenen, erboth ſich, wie ein Steckbrief, bey ähnlichen Vorfällen zu gleicher Rechtshülfe, und bezeugte ihr Vergnügen, bey dieſer Gelegenheit einen ſo chriſtlichen Kavalier kennen zu lernen.

„Halten mich Ihro Gnaden wirklich dafür?“ fragte Thomas mit einem Handkuß.

„Warum zweifeln Sie daran?“ verſetzte Beate.

„Weil Ihro Gnaden“ — antwortete er lächelnd — „meine Wohnung für die Schulſtube des Satans erklärten.“ —

„Gott ſey bey uns!“ rief das Fräulein, und bekreuzte ſich. „Wie können Sie mir dieſen Vorwurf beweiſen?“ —

„Sehr leicht. Sie beliebten zum Raben zu ſagen: Warum entflohſt du in die Welt, wo Satan ſelber Schule hält? — Der ehrliche Vogel iſt aber, ſo viel ich weiß, nicht weiter als in mein Zimmer gekommen.“ —

„O, wenn das iſt,“ ſagte ſie, „ſo hatt' ich meinen Liedervers ſehr übel gewählt, und bitt' um Verzeihung.“ —

„Sie nehmen meinen Scherz zu ernſthaft, gnädiges Fräulein! Doch etwas iſt an der Sache: es ward in der That bey mir Schule gehalten. Der Rabe war Präceptor, ſchalt mich einen Sünder, und ermahnte mich zur Buße und Bekehrung.“ —

„Deuten Sie das nicht übel, Herr Referendar!“ fiel die Betſchweſter ein. „Das gute Thier ſpricht ſo mit allen

Menſchen, und die meiſten würden das ewige Heil ihrer Seele befördern, wenn ſie den erbaulichen Zuruf des unvernünftigen Geſchöpfs achteten und befolgten. Aber bey Ihnen, Herr Nachbar, war er freylich ganz überflüſſig.“ —

„O nein, meine Gnädige!“ — ſeufzte Thomas Kellerwurm — „Wenigſtens heute nicht! — Ein weltlich geſinnter Freund hatte mich überredet, dieſen Abend mit ihm ins Schauſpiel zu gehn; ich kleidete mich ſchon dazu an —“

„Ey, ey, Herr von Pampel!“ —

„Aber die warnende Stimme des trefflichen Raben brachte mich ſchnell auf beſſere Gedanken.“ —

Beate lobte ſeine Reue, zog dann alle Regiſter ihres Eifers gegen das Komödienweſen, und ſang nach dieſem Vorſpiele:

Du, Welt, ſollſt nun und nimmermehr
Was richten bey mir aus,

Lock du und kiere noch so sehr
Mich in dein Fratzenhaus!
Ich folg' in Ewigkeit dir nicht,
Du falsche Teufelsbraut!
Gar wenig mich, Gott Lob! anficht
Dein' glänzend Schlangenhaut.

Thomas faltete die Hände, und schlug, mitsingend, bey schicklichen Stellen einen kräftigen Bastriller. Das gefiel ihr ungemein. „Sie sind ein Mann nach meinem Herzen!“ sagte sie. „Lassen Sie uns diesen Abend in frommer Stille mit einander zubringen, und nehmen Sie mit einer mäßigen Mahlzeit fürlieb!“ —

„Nur nicht gar zu mäßig!“ sprach der Hungernde für sich; doch stand er keinen Augenblick an, der Einladung Folge zu leisten, da das Wenigste, was man ihm auftischen konnte, immer mehr war als das Nichts, worauf ihn die Armuth zu Gaste bat.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Abendfest und Tischgespräche. — Der Raben-Dukaten.

Beatens gastfreundliche Anstalten ließen sich indessen nicht übel an. Sie waltete viel in der nahen Küche, das Feuer prasselte mächtig auf dem Herde, und der Kredenztisch wurde mit einigen Flaschen Wein geschmückt. Die geschäftige Martha entschuldigte sich bey dem Referendar, daß sie ihn bisweilen allein lasse, und empfahl ihm, mittler Weile zum Zeitvertreib in Arnds Paradiesgärtlein spazieren zu gehen, und ein Glas von Speners lauterer Milch zu kosten. Er mußte denn freylich thun, als ob ihm die vorgeschlagenen Ergötzlichkeiten trefflich behagten; aber er zog den aus der Küche wallenden Duft eines Hasenbratens dem Geruch der Paradiesblumen vor, und trank im Geiste den

Wein auf dem Schenktiſche mit ſtarken Zügen, indem er nur zum Schein aus der papiernen Milchflaſche nippte.

So verſchlich die Zeit bis zum Auftragen der Suppe. „Komm, Herr Jeſu, ſey unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheret haſt!“ betete Thomas mit raſcher Stimme, machte dem Fräulein eine Verbeugung, und griff nach dem Stuhle; doch er irrte ſich in ſeiner Rechnung, die Sache ſo zu beſchleunigen. Beate, mit dem flüchtigen Stoßgebet nicht zufrieden, ſchüttelte etwas unwillig den Kopf, verwies dem voreiligen Gaſt durch einen Wink zur Ruhe, und deklamirte dann langſam und pathetiſch ein ſehr feyerliches Tiſchgebet, deſſen Verfaſſer zu der Zeit, da er's entwarf, gewiß nicht ſo hungrig als unſer Referendarius war; denn es dauerte faſt eine Viertelſtunde, und die Suppe ward kalt, ehe das Amen erfolgte.

Der Schmaus an ſich ſelbſt war ohne Tadel; nur Schade, daß der arme Thomas nicht mit Ruhe und Seelengenuß eſſen konnte, weil ihn ſeine Wirthin mit neugierigen Fragen über ſein Geſchlechtsregiſter beſtürmte. Er antwortete Anfangs ſehr kurz, und ſie ließ ſich das gefallen, ſo lange von Ahnherren die Rede war, die im Heere gedient oder als Landjunker gelebt hatten. Als er aber, um ihr recht nach dem Munde zu reden, einen Aelterevater aus dem Stegreif erſchuf, der ein wohlverdienter Seelſorger und erbaulicher Liederdichter geweſen ſeyn ſollte: da verlangte ſie genauere Nachrichten von dieſem ehrwürdigen Manne, und ängſtete den muthwilligen Lügner mit einem Bienenſchwarm der dringendſten Fragen nach dem Leben und Wandel dieſes geiſtlichen Urahnen, nach ſeinen Hühnern und Gänſen, und ſogar nach ſeiner Perücke. Tho-

nas hatte alle seine Verschlagenheit nöthig, um sich mit geschickten und unverdächtigen Antworten aus dieser Klemme zu ziehen; aber es gelang ihm vollkommen, und seine Zähne versäumten dabey ihr Geschäft so wenig, daß einige nicht zeitig genug gelüftete Westenknöpfe dem Andrang des schwellenden Bauches weichen mußten und absprangen.

Fräulein Beate, die eben nicht geizig war, bemerkte mit Vergnügen, daß es ihrem Gast so wohl schmeckte; doch weniger schien ihr zu gefallen, daß er weder ein volles noch ein leeres Glas vor sich leiden konnte, sondern jenes immer schnell ausstürzte, und dieß eben so geschwind wieder füllte. „Wie finden Sie meinen Wein?“ sagte sie, und spöttelte wahrscheinlich durch diese Frage, die außerdem höchst überflüssig gewesen wäre, weil Thomas schon vorläufig durch Ausleerung einer ganzen Flasche

darauf geantwortet hatte. „Ein köſtlicher Burgunder!“ rief er begeiſtert aus, und hielt das Glas gegen das Licht. „Er iſt nicht übel;“ ſagte ſie: „aber —“ und ſingend fuhr ſie fort:

Ein Tröpflein von den Reben
Der ſüßen Ewigkeit
Kann mehr Erquickung geben,
Als dieſe ganze Zeit
Geſammte Wolluſtküſſe,
Und wer nach jenen ſtrebt,
Tritt unter ſeine Füße,
Was hier die Welt erhebt.

„Mit billiger Ausnahme des Weins!“ fiel Kellerwurm ein. „Es wäre doch Sünde, die edle Gottesgabe mit Füßen zu treten.“

Dieſen Einwurf mußte das fromme Fräulein gelten laſſen. Thomas zechte nun triumphirend noch ſtärker, und liebäugelte mitunter (wenn Beate, die Augen gen Himmel — oder vielmehr nur an die Stubendecke — richtend, nicht auf ihn

Acht gab) mit der anmuthigen Kammerjungfer, die leichtfüßig die Tafel umschwebte, und die Geschäfte eines Truchseß und Mundschenken versah.

So befand sich der Schmauser vortrefflich; nur durfte er nicht daran denken, daß er von allen Münzen der Welt verlassen war. Das mischte Galle unter seinen Wein, und er dünkte sich der ärmste Lazarus auf Erden, weil er einer Dame gegenüber saß, die er für wohlhabender hielt als den berühmten reichen Mann im Evangelio, der aber wahrscheinlich jetzt eine sehr unbedeutende Rolle spielen und ein schlechtes Haus machen würde.

Glücklicher, und wohl auch pfiffiger, als der alte Lazarus, ergriff der neue folgende zufällige Gelegenheit, seine traurigen Umstände vor der Hand ein wenig zu verbessern.

Beate rühmte gegen das Ende der

Tafel mancherley Tugenden ihres Raben, und fragte bey dieſer Veranlaſſung: „Iſt Ihnen, mein Herr Referendar, die Anekdote bekannt, daß vor mehrern Jahrhunderten ein König von Ungarn einen Raben, der ihm einen Ring entwandt hatte, im Fluge ſchoß, und, zum Andenken dieſes Vorfalls, Dukaten prägen ließ, die man Raben-Dukaten nennt?“

Thomas hatte nie ein Wort von dieſer Geſchichte gehört, und antwortete dennoch raſch: er kenne ſie aus dem Grunde, ſey aber noch nicht ſo glücklich geweſen, einen ſolchen Dukaten zu Geſicht zu bekommen, ob er ſich gleich, da er das Steckenpferd der Münzliebhaberey mit Leidenſchaft reite, die äußerſte Mühe darum gegeben habe. „Vielleicht kann ich Ihren Wunſch befriedigen,“ ſagte Beate, und das war gerade der Punkt, nach dem er gezielt hatte.

Sie ſtand auf, und hohlte aus ihrem Kleinodenſchranke ein ſchwarzes Käſtchen, das an Größe und Geſtalt einem Geſangbuche glich. Dafür hielt es auch der lauernde Spekulant, und es war ihm ſchon bange, der beſprochene Dukaten möchte vergeſſen und wieder ein Lied angeſtimmt werden. Als aber Beate das ſchwarze Buch öffnete, zeigte ſich ein erfreulicher Inhalt, der tauſend andern Büchern zu wünſchen wäre, und ſicher den Beifall aller Leſer und Rezenſenten erobern würde — kurz, es war mit den ſchönſten Dukaten gefüllt.

„Potz tauſend!“ rief der Referendar: „Wer ſolche Geſangbücher hat, der kann mit Luſt ſingen!“

Dieſer Einfall kam ihr entweder etwas unheilig oder allzu vertraut vor: denn ſie drohte mit dem Finger, und es ſchien gar, als wollte ſie das köſtliche Buch ungeleſen

wieder verſchließen. Doch, anders ſich beſinnend, ſuchte ſie unter den vielen Goldmünzen, die es enthielt, einen Raben-Dukaten heraus, und zeigte ihn vor.

Der Referendar betrachtete ihn mit lüſternen Augen, und warf die Angel der Schmeicheley durch die Bemerkung aus: daß der, mit dem geſtohlnen Ring im Schnabel, darauf abgebildete Dieb bey weiten kein ſo ehrliches Geſicht habe, wie der Bußprediger im Käfich, ſondern eine wahre Galgenphyſiognomie. „Uebrigens möcht' ich wohl einen ſolchen Dukaten beſitzen;" fuhr er fort. „Ich wollt' ihn auf der Stelle gegen zwey vollwichtige Holländer eintauſchen." — Mit dieſer Prahlerey griff er in die Taſche, als läge da ein ganzes Regiment Holländer im Quartier. Das Fräulein bat höflich, ſeine Börſe ruhen zu laſſen, und den Raben-Dukaten als ein Ehrengeſchenk und freund-

ſchaftliches Denkzeichen, von ihr anzunehmen. Er wehrte ſich heftig dagegen, und gab endlich bloß unter der Bedingung nach, daß ihm erlaubt ſeyn müſſe, das Goldſtück zu erſetzen, ſobald er eine Dublette aufgetrieben habe. Um ihn zu beruhigen, willigte Beate in dieſen Vorbehalt, bat jedoch dringend, ſich nicht ängſtlich darum zu bemühen, ſondern die Sache dem Zufall zu überlaſſen. „Mit nichten, mein gnädiges Fräulein!“ ſprach er: „Ich werde von Stund' an weit und breit darnach aufſtellen.“ —

Hiermit ſteckte er, nach unterthänigſter Dankſagung, den goldnen Raben ein, ließ ihn aber kurz darauf, als er von Beaten weg ging, und in eine Geſellſchaft luſtiger Nachtſchwärmer gerieth, ſchon wieder fliegen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Andacht am Fenſter. — Der Vikar in der Kirche. — Erbſchafts-Ausſichten.

Das Abendthener dieſes Tages kitzelte ihn mit der Hoffnung, einen rechten Hauptſchlag zu machen. Da ihn aber das gottſelige Fräulein nicht ausdrücklich eingeladen hatte, ſie wieder zu beſuchen, ſo mußte er auf Mittel ſinnen, ſich bey ihr aufs neue zu empfehlen, und in geneigtem Andenken zu erhalten.

In dieſer Abſicht entlehnte er von ſeinem Hauswirthe ein anſehnliches Gebetbuch, deſſen ſchwarzer Band und goldner Schnitt die Heiligkeit des Inhalts verbürgten, und auch bey dem flüchtigſten Beſchauer den Verdacht nicht aufkommen ließen, daß unter dieſem Schafskleide ein Romanwolf verborgen ſey. Mit dieſem ehrbaren Buche in der Hand, trat er

Stunden lang aus offne Fenster, und gab sich die Miene des andächtigsten Beters. Er wollte so von Beaten gesehen seyn. Sie that aber selten einen Blick ins Weltgetümmel, und die Kammerjungfer war boßhaft genug, sie nicht auf den frommen Nachbar aufmerksam zu machen, weil er aus leidigem Geldmangel unterlassen hatte, sich ihre Gönnerschaft durch ein Geschenk zu erwerben, als sie ihm, nach dem Abendschmause, die Treppe hinab leuchtete. Seine öffentliche Gleißnerey schaffte ihm daher nicht den geringsten Vortheil. Ein andres Mittel mußte gewählt werden.

Nun war eben damals ein neuer Prediger vom ersten Range in die Stadt berufen worden, dessen magnetische Beredsamkeit einen Sonntag wie den andern die Häuser entvölkerte, und ihre Bewohner an sich zog. Wer seit zehn Jahren keinen Fuß in die Kirche gesetzt hatte, sprang

mit beyden hinein, um ihn zu hören. Wehe dem, der einen Katharr mitbrachte, und ihn unter der Predigt laut werden ließ! Tauſend Köpfe drehten ſich, biſſend und ziſchend, nach ihm hin, und durchbohrten ihn faſt mit den Augen. Hielt er nicht augenblicklich Ruhe, ſo ſtand er in Gefahr, aus dem Tempel geworfen zu werden. Ein großer Theil der enthuſiaſtiſchen Verſammlung ſtellte nicht nur, wie Vater Plautus ſagt, den Vogelherd mit den Ohren, ſondern auch mit der Leimruthe des Bleyſtifts und dem Meiſenkaſten der Schreibtafel. Sogar Officiers und Staatsmänner mit Ordensſternen ſah man ſo beſchäftigt. — Wie haben ſich die Zeiten geändert! Heutiges Tages wird nicht einmahl mehr die liebe Jugend mit dem Nachſchreiben der Predigten behelliget, ſondern lieber dafür von klugen Aeltern angehalten, den Inhalt der Schauſpiele

aufzuzeichnen. — Damahls war man aber noch ſo einfältig, gute Kanzelreden zu ſchätzen, und die, von welchen hier die Rede iſt, wurden bald ein beträchtlicher Handelsartikel für arme Kandidaten, die ſie durch eine Menge Abſchriften vervielfältigten, und das Exemplar um einige Groſchen verkauften. Dieſer Umſtand leitete unſern Kellerwurm auf den Gedanken, einen ſolchen Hauſirer in Nahrung zu ſetzen, die erhandelte Predigt mit eigner Hand wieder abzuſchreiben, und ſie Fräulein Beaten, als einen Beweis ſeines Kirchenfleißes, zu überreichen.

Dieß that er den nächſten Sonntag, verdiente ſich aber ſchlechten Dank damit. Sie ſchalt den geiſtlichen Cicero einen irrgläubigen Neuerer, der die Peſt der Ketzerey durch ſeine Lehren verbreite. Ihr Held war ein herrenhuthiſcher Kopfhänger, der noch ſtillere Zuhörer, als ſein vielbewun-

derter Amtsbruder, hatte: denn er predigte meiſtens nur dem ſchlafenden Küſter und den öden Mauern der Kirche. Fräulein Wimmerling erhob aber die Salbung ſeiner Vorträge bis in den Himmel, und empfahl dem Referendar, ſich ſo oft als möglich dadurch zu erbauen. „Ich ſelbſt,“ fuhr ſie fort, „werde durch Alter und Schwachheit gehindert, die weit entlegene Lämmleinskirche zu beſuchen, wie ich in jüngern Jahren niemahls verſäumte: allein eben deßhalb werden Sie mich ungemein erfreuen und Ihnen verbinden, wenn Sie an meiner Stelle dahin gehn, die Predigten genau nachſchreiben, und mir von Zeit zu Zeit mittheilen.“ —

Eine ſtarke Zumuthung! Doch er verſprach, ihr Genüge zu thun, und ward für dieſe Bereitwilligkeit herrlich bewirthet. Dennoch war es ihm, wie man denken kann, kein Ernſt, ſein Wort in Perſon

zu erfüllen. Er beſtellte einen alten Magiſter zu ſeinem Vikar, brauchte aber die Vorſicht, Sonntags früh auszugehen, ſeinen Weg nach der Gegend der Lämmlethskirche zu nehmen, und in einem dort in der Nähe befindlichen Weinhauſe ſo lange zu frühſtücken, bis der Gottesdienſt geendigt war. Abgeredeter Maßen kam nun der graue Meiſter der ſieben freyen Künſte in die Weinſtube, übergab den nachgeſchriebenen Sermon, und empfing ſeine Gebühr. Thomas ging ehrbar nach Hauſe, ſchrieb die Predigt ins Reine, lieferte ſie gegen Abend ab, erquickte ſich an Vedettens gut beſetztem Tiſche, und erhielt bisweilen ſogar ein halbes oder ganzes Dutzend Dukaten zu Papier und andern Schreibematerialien.

So ging's alle Sonntage. Doch war er auch in der Woche nicht unthätig. Er fing ſeine öffentlichen Fenſter-Andachten wi-

der

wieder an, und Beate ſah jetzt, da er ihr intereſſanter geworden war, oft mit Wohlgefallen zu ihm herüber. Da es ihn aber unerträglich langweilte, ein Gebetbuch, worin er nicht leſen mochte, vor die Augen zu halten, ſo ließ er ſich eine Buchſchale von ſchwarzem Kordnan mit goldnen Zierrathen fertigen, bekleidete mit dieſem geiſtlichen Kaputtrock oder Schanzläufer weltliche Schriften, und las auf ſolche Art manchen muthwilligen Roman, indem ſeine lauernde Patronin glaubte, er wärme ſich an Müllers göttlicher Liebesflamme.

Durch dergleichen Liſten und Ränke kam er ſeinem Ziel immer näher, und gewann Beatens Gunſt mit jedem Tage mehr. Sie betrachtete ihn als einen aus dem Feuer geriſſenen Brand, und rechnete ſeine Bekehrung dem Himmel für einen großen Gewinn an. Irdiſche Abſichten

hatte sie nicht auf ihn. Sie erklärte sich, wenn er bisweilen ihre Gedanken über den Ehestand von weiten erforschte, im Allgemeinen so entscheidend abgeneigt dagegen, daß ihm alle Lust verging, ihr seine Person anzutragen. Weit erfreulicher waren seine Aussichten, sie zu beerben. Sie versprach mehrmahls bestimmt und feyerlich: daß sie ihn, wenn er seinen christlichen Lebenswandel fortsetzte, in ihrem Testamente bedenken wolle.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Jungfer Blankstrumpf. — Bauchdienst und Gottesdienst. — Das Verhör auf der Gasse.

Ein Meister auf der Orgel — erzählt man — gerieth mit seinem Bälgetreter in Unfrieden, und ließ ihn sein Uebergewicht

fühlen. Schon gut! — dachte der beleidigte Windmacher — ich werde mich rächen! — Den nächſten Sonntag, als gerade der Meiſter vor einer zahlreichen Kirchenverſammlung ſeine ganze Kunſt aufboth, lief der hämiſche Kalkant plötzlich von ſeinem Poſten, und die Orgel — verſtummte.

Dieß an und für ſich unbedeutende Geſchichtchen lehrt, wie gefährlich es iſt, die Herren Bälgetreter gering zu ſchätzen und böſe zu machen. Es gibt ihrer in allen Fächern.

Thomas Kellerwurm, zum Exempel, ſpielte die Orgel der Scheinheiligkeit als Meiſter; aber bey einem Haare wäre ihm der Wind ausgegangen, weil die Kammerjungfer die Bälge nicht trot. Sie verſuchte ſogar, ihn ganz von der Hütſche zu ſtoßen. Es war aber auch unartig, daß er ſie von einem Tage zum andern vergebens

auf ein Geſchenk warten ließ. Die verſtohlenen Liebesblicke, womit er ihre Dienſtleiſtungen zu vergelten dachte, hatten für ſie keinen Werth. Eine Weile ließ ſie ſich geduldig damit bezahlen, denn ſie betrachtete ſie als Anweiſungen auf klingende Münze. Als er aber ſo wenig, wie vormahls die franzöſiſche Republik, Anſtalt machte, ſeine Aſſignate mit baarem Gelde einzulöſen: da ward Liſette — ſo hieß die eigennützige Dirne — bitterböſe, und lauerte ihm auf den Dienſt.

Seine fleißigen Kirchengänge wurden ihr bald verdächtig. Sie theilte dem Fräulein ihre Zweifel mit, fand aber kein Gehör, und ward eine Verleumderin geſcholten.

Am Morgen des folgenden Sonntags ſchlich ſie ihm auf dem Fuße nach, und ſah mit boßhafter Freude, daß er, hinter der Kirche herum, in die Taberne ging.

Windſchnell flog ſie nach Hauſe, und meldete dem Fräulein, was ſie geſehn hatte. „Schlange, du lügſt!“ ſprach Beate. Die Spionin beſtand darauf, ſie ſolle ſich mit eignen Augen von der Wahrheit der Sache überzeugen. Das Fräulein entſchloß ſich dazu, ſchickte nach einem Miethwagen, und fuhr mit der Denunciantin gerades Weges vor's Weinhaus.

Das Ankleiden und Anſpannen hatte ſo lange aufgehalten, daß die Predigt ſchon vorbey war. Thomas ſaß aber noch in der Trinkſtube, und traktirte ſeinen Kirchen-Statthalter mit einem Gläschen Wein. Dieſe ſeltne Freygebigkeit — denn er war gewöhnlich gegen Andere ſparſam, um im Selbſtgenuß verſchwenden zu können — wandte, wie wir gleich ſehen werden, den Schlag von ihm ab, den ihm ſein Geiz gegen die Zofe beynahe zugezogen hätte.

Sie ſprang aus dem Wagen, trippelte ins Weinhaus, fragte den Küper, der ihr gerade in den Weg kam, ob Herr von Pampel hier ſey, und ließ ihn, als es bejahet wurde, heraus rufen. Er kam, und entſetzte ſich ein wenig. Sie ſagte ſpottlächelnd: Fräulein Wimmerling halte vor der Thür, und wolle ihn ſprechen. Doppelt beſtürzt lief er zu ihr an den Wagen. Sie war ſchon mit einem Liederverſe zu ſeinem Empfange gerüſtet, und ſeufzte ihm entgegen:

„Was pflegt du deines Leibes hier,
Und läßt den Geiſt verſchmachten?
O Sünd' und Schande! ziemt es dir,
Den Knecht als Herrn zu achten?
Dem Geiſt gebühret das Regiment;
Wer dir in ſolcher umgewendet,
Der Leib den Geiſt regieret!“ —

„Gnädiges Fräulein,“ — ſagte Thomas mit ſchneller Faſſung — „ich leide ganz unſchuldig! Der Schein iſt gegen

mich, denn ich komme wirklich aus der Weinſtube; aber ich ging nicht hinein, um meines Leibes zu pflegen, und noch weniger hat mein Geiſt heute geſchmachtet. Ich war in der Kirche, ſchrieb die Predigt nach, hier iſt ſie!" —

Er hatte, zum Glück, die Schreiberey ſeines Stellvertreters ſchon in der Taſche, und übergab ſie dem Fräulein. Es war ihm nicht bange, mit den beyden Frauenzimmern fertig zu werden, wenn ſie ihm die Ausſtellung machen ſollten: er habe das nicht geſchrieben. Allein es hatte keine Gefahr. Beate maß ihm vollen Glauben bey, und warf, ohne das Blatt weiter zu unterſuchen, auf die Angeberin, die verdutzt daſtand, einen ſtrafenden Blick.

„Nun will ich aber auch" — fuhr er beherzt fort — „Ihro Gnaden das Räthſel löſen, warum ich ins Weinhaus gegangen bin. Verziehen Sie eine Sekunde!"

Er ſprang in die Taberne zurück, und zog den alten Kandidaten hinter dem Tiſche hervor. „Magiſter!“ — raunte er ihm ins Ohr — „kommen Sie geſchwind mit heraus — ich will Sie zum Spaß einer alten Dame vorſtellen — ſprechen Sie aber kein Wort als Ja und immer Ja zu allem, was ich ſage. — Hören Sie, Magiſterchen? Es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn.“ —

Der menſchenſcheue Kandidat rückte ſich ängſtlich die Perücke zurecht. Er wäre der geheimnißvollen Audienz gern überhoben geweſen, und ſtammelte einige Entſchuldigungen; doch zur Demuth und zum Gehorſam gewöhnt, ließ er ſich fortſchleppen.

„Dieſer gute, ehrliche Mann“ — hob Thomas an der Wagenthür an — „war mein Kirchen-Nachbar, und hörte der ſchönen Predigt mit exemplariſcher Auf-

merkſamkeit zu. Doch plötzlich ward er ohnmächtig, und ſank um. Ich richtete ihn, mit Beyhülfe einiger andern Leute, wieder auf. Er erhohlte ſich bald, blieb aber außerordentlich matt. Ein gegenwärtiger Arzt rieth ihm, ſich durch Wein zu ſtärken. Er bekannte ſeufzend, daß er zu arm ſey, ſich dieſe Erquickung zu verſchaffen. Der Herr Doktor zuckte die Achſeln, und ſchlich fort. Auch die andern Leute verkrümelten ſich. Nur ich — ohne Ruhm zu melden — hielt's für Chriſtenpflicht, den wackern Mann in dieß Haus zu führen, und ihm ein Glas Wein reichen zu laſſen." —

Dem Magiſter war dieß Lügengewebe ſo dunkel, wie die Offenbarung Johannis. Er bückte ſich verlegen, bald gegen den Sprecher, bald gegen die Dame; und ob ihm gleich ſeine Ehrlichkeit kein deutliches Ja erlaubte, ſo machte doch ſein erdfahles

Geſicht, ſein abgezehrter Körper, und der Stempel der Armuth, der auf ſein ganzes Weſen gedrückt war, das Mährchen ſehr wahrſcheinlich, und Beate nahm es ohne Bedenken für baare Münze. Sie lobte das gute Werk, deſſen Thomas ſich rühmte, und entließ den Magiſter mit einem anſehnlichen Geldgeſchenke, das er zu ſtärkenden Weinen und Arzeneyen anwenden ſollte.

Deſſen ungeachtet war Kellerwurm noch nicht von aller Verantwortung frey. Die feindſelige Kammerjungfer hatte ſeine Abweſenheit, als er den Magiſter vorbey hohlte, benutzt und geſagt: ſie wolle darauf leben und ſterben, daß er vor ihren Augen, bey der Kirche vorbey, ins Weinhaus gegangen ſey; doch wiſſe ſie freylich nicht, ob er da ſitzen geblieben, oder, nach abgewartetem Bauchdienſt, den Gottesdienſt beſucht habe. Ueber dieſen Punkt

nahm ihn das Fräulein, als ſich der Magiſter ſehr demüthig empfohlen hatte, noch ſcharf in die Preſſe. Aber er läugnete ſtandhaft, vor der Kirche die Schwelle des Trinkhauſes betreten zu haben. Wenn jemand, ſprach er, ſeine Geſtalt da geſehn hätte, ſo müſſe dieſe Erſcheinung durchaus ein Blendwerk des Satans geweſen ſeyn.

Beate traute dem hölliſchen Philadelphia dergleichen Gaukelkünſte wohl zu, und widerſprach daher ſo wenig als Liſette, die dem Referendar den Krieg nicht öffentlich erklären, und ſich überhaupt nicht als Urheberin der obſchwebenden Unterſuchung verrathen wollte: ſonſt hätte ſie den Küper als Zeugen aufrufen können, daß kein ſataniſches Taſchenſpiel ihre Augen getäuſcht habe.

So endigte ſich das gehaltene Straßengericht, das viel müßige Gaffer herbey gelockt hatte. Die lange Peitſche des Mieth-

kutſchers hielt ſie in Schranken, daß ſie nicht aus bloßen Zuſchauern auch Zuhörer wurden, ungeachtet die Richterin und der Beklagte ſehr leiſe mit einander ſprachen. Sie erkannte ihn vollkommen für nicht ſchuldig, und ſtellte gleichſam ſeine Ehre dadurch wieder her, daß ſie ihm einen Platz im Wagen anboth. Da dieſer nur zweyſitzig war, und Thomas die erwünſchte Bequemlichkeit nicht ausſchlug, ſo hatte Jungfer Blauſtrumpf *) den wohlverdienten Verdruß, daß ſie zu Fuß nach Hauſe wandern, und mit ſeidenen Schuhen die Tiefe des Gaſſenkoths meſſen mußte.

*) Der bekannte Spottnahme eines Angebers.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Poſtillenreiter. — Der gefangene Fuchs.

Nach dieſem Siege galt Thomas bey ſeiner Gönnerin mehr als zuvor, und ward überdieß der Mühe überhoben, ſich noch in ſeinen alten Tagen mit der hebräiſchen Grammatik den Kopf zu zerbrechen. Denn als er einſt, um Trinkgeld zu ſparen, mit dem Kammerkätzchen liebäugelte, ward es Beate gewahr, und gab ihm nicht nur unter vier Augen einen ſcharfen Verweis, ſondern machte es ihm auch zur Pflicht — hebräiſch zu lernen, weil — ſagte ſie — der heilige Hieronymus dieſe Beſchäftigung, als ein an ſich ſelbſt erprobtes Schutzmittel gegen die Anfechtungen der Wolluſt, empfehle. — Doch da nun hell am Tage lag, daß Thomas und die Jungfer mit einander über den Fuß ge-

ſpannt waren, ſo nahm ihm Beate das aufgelegte Sprachkreuz wieder ab, und war, wie geſagt, mehr als jemahls mit ihm zufrieden.

Das gab ſeinem Spekulationsgeiſte neues Leben, und befeuerte ihn zur Anwendung aller möglichen Erbſchleicherpfiffe, um ein erſprießliches Teſtament zu Stande zu bringen. Er ließ ſich nun nicht wieder in jenem Weinhauſe betreffen, ſondern ging immer ſtracks in die Kirche, und hatte, ſo lange der Pfarrer auf der Kanzel verweilte, Bleyſtift und Schreibtafel, zum Schein, in der Hand, weil er ſich nicht für ſicher hielt, von Kundſchaftern beobachtet zu werden. Die Predigt wörtlich nachzuſchreiben, war ihm zu läſtig. Er kündigte auch dem alten Magiſter dieſen Dienſt auf, und ſchaffte ſich dafür eine noch ältere Poſtille an, die, wie er genau wußte, in der Wimmerlingſchen Biblio-

chek fehlte. Daraus ſchrieb er alle Wochen nach und nach die Predigt für den folgenden Sonntag gemächlich ab, und behauptete bey der Uebergabe keck, ſie ſey brühwarm in der Lämmleinskirche gehalten worden.

Um ſich noch unentbehrlicher zu machen, warf er ſich, als einſt Beate über zunehmende Augenſchwäche klagte, zu ihrem Vorleſer auf, und verwaltete dieſes Amt treulicher als Swift, der in ein Erbauungsbuch, das er einer Dame vorlas, ſeine bekannte moraliſche Betrachtung über einen Beſenſtiel einſchob. Thomas beging jedoch den viel unheiligern Trug, daß er bisweilen in Beatens Zimmer irgend ein loſes Buch geheim aus der Taſche zog und es las, indem ſie, mit ihm an Einem Tiſche ſitzend, in fromme Fantaſien ſo verſunken war, daß ſie kein Wort ſprach, und auch ihm das Sprechen unterſagte. Dieſe Gra-

Beſtille dauerte oft mehrere Stunden, und machte ihm ſehr lange Weile. Da half er ſich denn auf erwähnte Art, und baute einen hohen Wall von Gebetbüchern um ſich her, über den Beate nicht hinweg ſehen konnte. Sogar Helwigs geiſtliche Augenſalbe*) mußte dienen, ſie blind zu machen. Außer dem brauchte er die Vorſicht, alle Bücher, mit welchen er ſich ſo verſtohlen beluſtigen wollte, ſchon in ſeiner Wohnung dazu vorzubereiten, und in den oben beſchriebenen ſchwarzen Mantel zu hüllen. Auf dieſe Weiſe trieb er ſeinen Frevel lange Zeit, ohne dabey ertappt zu werden.

Weniger glücklich war er bey der Jagd auf eine Flaſche Malaga, die das Fräulein einſt, in ſeiner Gegenwart, zum Geſchenk

---

*) Ein Gebetbuch vom Jahr 1614.

ſchenk erhielt, und in einen Schrank ſtell-
te, nachdem ſie vorher die ihr ſchon be-
kannte Güte dieſes Weines höchlich ge-
prieſen hatte. Das gefiel dem Herrn Tho-
mas; denn er machte ſich Rechnung, bey
der Abendtafel damit glänzen zu können.
Allein es geſchah nichts. Beate nahm ſich
jetzt, da ſie mit ihm bekannter geworden
war, oft die Freyheit, ihn bloß mit gemei-
nem Waſſerwaſſe zu bewirthen, und that
es eben auch dieß Mahl. Nach Tiſche ließ
ſie ihn zufällig, wegen eines häuslichen
Geſchäfts, im Zimmer allein. Er hörte
lauſchend, daß ſie mit der Kammerjungfer
die Treppe zum obern Stock hinauf ſtieg.
Huſch! war er bey dem unverſchloſſenen
Schranke, und öffnete ihn, um aus der
ſüßen Flaſche einen tüchtigen Zug zu thun,
oder ſie, nach Zeit und Umſtänden, ganz
auszuſaufen.

Unglücklicher Weiſe hatte Beate, die

einen Kopf länger war als er, die Bouteille in ein ſo hohes Fach geſtellt, daß er ſie nicht bequem erreichen konnte. Der Fuchs in der Fabel erklärte die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für ſauer: unſer Fuchs aber wußte zu gut, wie ſüß der Malaga war, und gab ſein lüſternes Vorhaben nicht ſo leicht auf. Er trat auf die Zehen, dehnte ſich gewaltſam, und klammerte ſich mit der linken Hand an ein Fachbret, um ſo noch höher zu klimmen. Doch, indem er dadurch Haltung gewann, verlor ſie der unbefeſtigte, frank und frey auf einem Tiſche ſtehende Schrank, und ſtürzte, mit allen ſeinen gläſernen und porzellanenen Eingeweiden, ſo plötzlich über ihn her, daß er von der unaufhalſamen Laſt zu Boden geworfen und darunter begraben ward. Es gab ein Getöſe, als ſchlüge der Donner ins Haus.

Beate und Jungfer Blauſtrumpf la-

men gerade in dieſem Augenblicke die Treppe wieder herab. Erſchreckend über das fürchterliche Gepraſſel, ſtießen ſie einen Schrey aus, eilten ins Zimmer, und erſtarrten über den lebendigen, tollgewordenen Schrank, der ſich vor ihren Augen bewegte, ohne daß ſie den darunter gefangenen und ganz bedeckten Kellerwurm ſahn, der durch ſein Beſtreben, ſich hervor zu arbeiten, die Zuckungen des Kaſtens verurſachte. Beate blieb, ſchaudernd und die Hände faltend, an der Thür ſtehen; aber das naſeweiſe Kammermädchen wagte ſich bald näher an den beſeſſenen Schrein, griff ihn muthig an, richtete ihn in die Höhe, und brach in ein ſchmetterndes Gelächter aus, als Herr Thomas, in einer Weinbrühe liegend, zum Vorſchein kam.

„Denken Sie ſich mein Unglück, gnädiges Fräulein!“ ſprach er im Aufſtehen. „Ich wollte vorhin, um mir in

Ihrer Abweſenheit die Zeit zu verkürzen, ein geiſtliches Buch vom Schranke herunter langen; aber kaum rührte ich ihn an, ſo warf mir ihn der Teufel auf den Hals, und hätte mich nicht mein Schutzengel gerettet, ich wäre des Todes.“ —

Dieſes Vergehen ließ ſich hören, da wirklich einige in Ruheſtand verſetzte Andachtsbücher auf der Decke des Schranks reſidirt hatten. Das Fräulein fand auch die Sache ganz glaubwürdig, und beſeufzte nur leiſe die Trümmer einiger koſtbaren Mundtaſſen, auf welchen die Könige David und Salomo, und andere erlauchte Perſonen des alten Teſtaments, konterfeyt waren, die jetzt insgeſamme ein tragiſches Ende genommen hatten. Aber ungläubig ſchüttelte die Kammerjungfer ihr Köpfchen, und fragte ſpöttiſch: wie es denn komme, daß die Schrankthür offen und zurückgeſchlagen ſey. — „Darauf mag

der Schrank antworten; was weiß ich's!" ſagte Thomas protzig, und die Geſchichte hatte vor der Hand keine weitern Folgen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel

Der Horcher an der Wand hört ſeine eigne Schand. — Die Maus in der Falle.

„Der geſtrige Vorfall, mein gnädiges Fräulein," — ſprach der Unglücksvogel am folgenden Tage — „bewies doch wohl ſonnenklar, daß ich mit Ihrer Kammerjungfer in keinem Liebesbunde ſtehe, wie Sie mir einſt Schuld gaben. Erinnern Sie ſich noch der hämiſchen Frage, die ſie mir, wegen der, beym Sturz des Schranks, aufgeſprungenen Thür, verlegte? — Welchen häßlichen Verdacht ſuchte ſie gegen

mich zu erwecken! — Und dieſe Baſiliskenſcele ſollt' ich lieben? — Nein, ich haſſe ſie aus Herzensgrund; und überdieß iſt ja auch das ſtumpfnäſige Affengeſicht nichts weniger als liebreitzend!" —

Herr Thomas ſchmeichelte ſich, recht klug und zu ſeinem Vortheil geſprochen zu haben; allein er hatte bald Urſache, die ausgeſtoßenen Schmähungen zu bereuen. Denn wie ein junger Verſemann (der etwa ein träges Mode-Sonnett mit lauter weiblichen Reimen, wie auf breiten Gänſefüßen, in die Welt watſcheln ließ, und deßhalb von allen Kunſtrichtern des heiligen römiſchen Reichs Lorberkronen erwartete) gräßlich wüthet und tobt, wenn er ſein ſchlaftrunknes Mißgeſchöpf in einer gelehrten Zeitung höhnen und geißeln ſieht: eben ſo wild geberdete ſich die vor der Thüre horchende Kammerjungfer, als ſie ihr Lärvchen — auf das ſie nicht minder, als

jener Versler auf sein Klinggedicht, stolz war — mit ihren eigenen Ohren so lästern hörte. Außer sich vor Zorn, wollte sie die Thür aufreißen, ins Zimmer stürzen, und dem ungeschlachten Mäkler seinem Rezensentenlohn auf die Backen zahlen: aber die aufsteigende Furcht, daß diese heroische That den Verlust ihrer vortheilhaften Stelle nach sich ziehen möchte, warf ihr schnell einen Zaum über den Furienkopf, und sie begnügte sich an dem Gedankenschwur, mit bedächtigern Schritten Rache zu nehmen, und den verhaßten Günstling zu stürzen.

Dieses Vorhabens entwandte sie eines Tages die erste beste von ihm angeblich nachgeschriebene Predigt, und legte sie einem jungen Theologen, (der ihr versprochen hatte, sie zur Frau Pastorin zu machen, sobald er Pastor seyn würde) mit der Frage vor: ob er wohl glaube, daß

diese Predigt in der Lämmleinskirche gehalten werden sey.

„Sie hat einen alten, ranzigen Postillengeschmack;“ — sprach der nette Kandidat, als er sie flüchtig gekostet hatte — „ich halte sie für keine frische Waare. Doch kann ich mich irren. Die geistliche Beredsamkeit in der Lämmleinskirche ist auch gewöhnlich etwas altbacken.“ —

Das war so viel als nichts gesagt. Lisette wollte die Sache genau wissen, und bat ihren Trauten, sich des nächsten Sonntags in gedachte Kirche zu verfügen, die Predigt nachzuschreiben, und ihr davon eine leserliche Kopie einzuhändigen.

Der zärtliche Freund versprach und that, was sie wünschte. Indessen war auch Thomas nicht müßig. Er ritt, wie gewöhnlich, seine alte Postille. Junafer Blaustrumpf verglich die treu aufgezeichnete Predigt mit der gehörten, fand sie

nen himmelweiten Unterſchied, und verklagte den Poſtillenreiter bey dem Fräulein, als einen Verfälſcher des göttlichen Worts. Beate ſtaunte, und war zweifelhaft, welche Predigt ſie für ächt halten ſollte. Sie konnte und wollte nicht darüber entſcheiden, ohne vorher einer andern frommen Dame, deren Poſtillenſammlung die ſtärkſte im Lande war, den kritiſchen Fall vorzulegen, und ſie um Rath zu fragen. Eilig ſuchte ſie alle Kellerwurmſche Manuſcripte zuſammen, und begab ſich damit zu ihrer Freundin. Dieſe las nur einige Zeilen der jüngſten Predigt, und wußte dann ſchon, wo Barthel Moſt gehohlt hatte. Sie langte aus ihrer Bibliothek ein dickleibiges Exemplar von Kellerwurms Poſtille hervor, und bewies daraus, daß die Predigt, die er für ein nagelneues Werk ausgegeben hatte, ſchon ſeit einem halben Jahrhundert gedruckt war.

Das Fräulein entſetzte ſich über dieſen Betrug. Zum Ueberfluß wurden nun noch mehrere handſchriftliche Kanzelreden mit den gedruckten kollationirt, und alle ſtimmten Wort für Wort mit einander überein.

Indem dieß geſchah, ging Thomas gutes Muths in Beatens Wohnung, um ihr ſeine Aufwartung zu machen, und Abends bey ihr zu ſpeiſen. Liſette wies ihn nicht ab, weil ſie ahnte, was ihm bey der Rückkunft des Fräuleins bevorſtand, und ſie ihn lieber heute als morgen beſtraft ſehen wollte. Sie ſagte mit Schlangenfreundlichkeit: ihre Dame ſey zwar nicht zu Hauſe, werde aber bald zurück kommen; er möge ſich indeſſen die Zeit mit Lectüre vertreiben.

Thomas, der nicht gern einen Weg doppelt machte, ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Die Zofe ſchloß ihm ein Zimmer

auf, und entfernte ſich. Da es nicht Beatens tägliches Wohngemach war, ſo ſah er ſich natürlich in dieſer fremden Gegend um, und erlaubte ſeiner Neugier, einen Alkoven zu öffnen, der ihm ein Gemiſch von lieblichen Düften entargen hauchte. Es waren Ausſtrömungen des Nachtiſches, den Fräulein Beate, die des folgenden Tages eine Gaſterey geben wollte, dazu angeſchafft und hier aufgeſtellt hatte. Auf dem Fußboden ſtanden Körbe voll Obſt; auf einem Tiſche Teller mit Konfekt; und in ihrer Mitte prangte, wie der Mond unter Sternen, eine groſſe Mandeltorte, über deren Oberfläche ſich ein Lavaſtrom von Zucker ergoſſen hatte, aus welchem buntfarbige Hügel von eingemachten Früchten empor ſtiegen. Dieſes Prachtſtück umgaben Flaſchen, mit den edelſten Weinen gefüllt. Sie glichen in ihrer kreisförmigen Stellung einer Leibwache, und tru-

gen zum Theil, als Ehrenzeichen ihrer Vortrefflichkeit, geflochtene Panzer.

Kellerwurm war ſchon im Begriff, dieſe Trabanten anzugreifen, als eine Fleiſchpaſtete, die er auf einem etwas entfernten Tiſche wahrnahm, eine Diverſion machte, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog. „Bonsdies!“ ſprach er ſchmunzelnd: „Du ſtehſt hier ſo einſam und verlaſſen im Hintergrunde, als hättest du lange Weile! — Wart, wart, ich will dir Geſellſchaft leiſten!“ —

Hiermit zog er ein Beſteck Meſſer, das ihn überall begleitete, aus der Taſche, und bat ſich eigenmächtig zu Gaſte. „Friſch drauf los!“ ſprach er in Gedanken: „Was iſt's denn weiter, als ein kleiner Vorgriff in die künftige Erbſchaft, den ich mir wohl erlauben darf.“ —

Indem er jetzt ſchmauſte, und dazwi-

ſchen einem der geharniſchten Trabanten ſein ſüßes Blut abzapfte, klinkte die Kammerjungfer ſo ſacht als möglich die Stubenthür auf, und guckte durch eine zollbreite Oeffnung hinein. Es war ihr ſehr angenehm, den ungebetenen Gaſt zu vermiſſen: denn nun wußte ſie ſchon, daß er ſich an dem Orte befand, wo ſie ihn haben wollte. Sie hatte ihn vorſätzlich in dieß Zimmer geführt, um ihn, wie eine Maus, in die Falle des Alkovens zu locken.

Da ſie ihn aber auch feſthalten wollte bis zur Stunde des Gerichts, ſo ſchlich ſie auf den Fußſpitzen an die Alkoventhür, und drehte das Schloß ſo leiſe zu, daß er nichts davon merkte. Einige Minuten ſpäter ſah er ſich zwar gefangen; allein es kümmerte ihn nicht. Er glaubte, das Schloß ſey von ungefähr zugeſchnappt, und verließ ſich auf das Fenſter des Alkovens, das von innen geöffnet werden

konnte. So beruhigt fuhr er fort, ſich tapfer zu nähren.

Kurz darauf kam Beate zurück. „Gut, daß Ihre Gnaden wieder da ſind!“ ſprach Liſette an der Hausthür: „Ich hab' in Ihrer Abweſenheit einen mächtigen Raubvogel gefangen.“ — Das Fräulein ſah finſter aus, wie die Nacht, und ſagte mürriſch: ſie ſey zum Scherzen nicht aufgelegt. Die Kammerjungfer verſicherte: die Sache ſey Ernſt, und führte ſie an die Hinterthür des Alkovens, durch die er mit der Küche in Verbindung ſtand. Dieſen Ueberfall im Rücken veranſtaltete das boßhafte Mädchen in der Abſicht, den Herrn von Pampel durch den Angriff von einer Seite, wo er keinen erwartete, deſto mehr zu erſchrecken, ihm aber den Fluchtweg durch das Alkovenfenſter offen zu laſſen, weil in dem Falle, daß er dieſes Rettungs-

mittel ergriffe, ein poſſierliches Schauſpiel zu erwarten war.

Man kann ſich vorſtellen, wie er die Ohren ſpitzte, als er vor der Thüre, die er kaum bemerkt hatte, ein bedenkliches Geflüſter vernahm, und endlich gar des Fräuleins Hauptſchlüſſel im Schloſſe klir-ren hörte. Er riß wetterſchnell eine Wein-flaſche vom Tiſche, ſackte ſie in ſeine ge-räumige Rocktaſche, ſtieß das Fenſter auf, kletterte auf einen Stuhl, und ſtürzte ſich in den engen Paß, durch den er entwi-ſchen wollte. Kopf, Schultern und Arme kamen glücklich hindurch; als aber der Bauch nachfolgen ſollte, da ſtanden die Ochſen am Berge; da half kein Drücken und Drängen, kein Aechzen und Stöh-nen. Der unglückliche Kellerwurm wollte ſich mit Gewalt durchhaſpeln, und arbei-tete ſo heftig, daß er, wie eingekeilt, zwi-ſchen dem Fenſterrahmen ſtecken blieb, wo-

der vorwärts noch zurück konnte, und ſich unthätig ſeinem Schickſal überlaſſen muß-te. Er lag wagerecht, wie ein Querbal-ken, und wies den eintretenden Frauen-zimmern den unanſtändigſten Theil ſeines Leibes.

„O der Lotterbube!“ ſeufzte Beate halblaut, und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. Die Kammerjungfer lachte zügellos, und beleuchtete mit einem brennenden Lichte die Kehrſeite des Herrn von Pampel, der ſich Anfangs ruhig da-bey verhielt. Aber er ſtrampelte, wie toll, mit den Beinen, als ſie aus ſeiner linken Rocktaſche, die ſich durch ſtarkes Bauſchen als eine Diebshehlerin verrieth, die Wein-flaſche zog, und ſie, als des Fräuleins rechtmäßiges Eigenthum, in Beſchlag nahm. Sie ſetzte nun, ungeachtet die ſtrampeln-den Beine immer heftiger dagegen pro-teſtirten, die Hausſuchung fort, und fand

in

in der zweyten Rocktasche ein Buch von so heiligem Ansehn, daß Beate mit beyden Händen darnach griff, weil sie glaubte, es gehöre in ihre Bibliothek. Aber wer kam ihr, in der schwarzen Amtstracht eines geistlichen Schriftstellers, auf dem Titelblatt entgegen? Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Kavalier!*) — „Puh! puh!“ rief sie mit Grausen, und schleuderte ihn von sich, als hätte sie eine giftige Kröte zwischen die Finger bekommen. Nun brach ein schreckliches Ungewitter los. Sie warf dem eingeklemmten armen Teufel alle seine Schelmstreiche vor, eiferte besonders über die mit den Predigten und Andachtsbüchern getriebene Kipperey und Wipperey, und schloß ihre Abdankung mit diesem Verse:

---

*) Ein bekannter alter Roman.

„Jetzt erfahr' ich, ſchnöder Feind,
Wie du es mit mir gemeint:
Du haſt mich mit Liſt und Macht
In dein Netz zu ziehn gedacht!
So ich dir zu viel getraut,
Hätt'ſt du, eh' ich zugeſchaut,
Eine Falle mir gebaut!"

Hierauf geboth ſie ihm in ungebundener Rede, ſich ſchnell von dannen zu heben, und ihr nie wieder unter die Augen zu kommen. Nach dieſer Entladung ihres Zorns verließ ſie den Alkoven, und befahl der Kammerjungfer, den heilloſen Menſchen ohne Verzug fortzuſchaffen.

„Marſch, Herr von Pampel!" ſagte Liette, und prickelte, da er nicht ſogleich dazu Anſtalt machte, ſeine Waden mit einer Stecknadel. Darüber grimmig, ſchlug er mit beyden Beinen einen raſenden Triller, verlor dadurch das Gleichgewicht, ſchoß vorwärts, zerſprengte ſeinen engen Kerker, und ſtürzte mit den Bruch-

ſtücken des Rahmens und der Glasſchei-
ben ins Zimmer hinab. Liſette ſah durch
die Breſche, die er gemacht hatte, und
lachte ihn aus. Wüthend ſprang er auf,
und wollte ihr eine Duſel reichen; ſie
brachte jedoch ihren Kopf in Sicherheit,
und ſchmiß ihm den taumelnden Kavalier
an den ſeinigen. Er warf die Handgra-
nate zurück, ſchoß ihr damit die Haube
vom Kopfe, griff behende nach ſeinem Hu-
te, und entſprang. Doch ſie ruhte nicht,
ſie mußte den letzten Wurf haben. Der
ſchwarze Kavalier flog ihm, als er über
die Gaſſe ſchritt, aus einem Fenſter nach,
und traf ihn derb auf den Rücken. Das
Straßenpublikum jauchzte; er aber that,
als ob ihn die Sache nichts angehe, und
wanderte ſtracklich, ohne ſich umzuſehen,
nach Hauſe.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Kellerwurm wird aus der Regierung geſtoßen, und wird ſelbſt regierender Herr.

Die Betrachtungen, die er zwiſchen ſeinen leeren Wänden anſtellte, waren nicht tröſtlich. Er ſchalt ſich einen dummen Teufel über den andern, und hätte ſich ſelbſt prügeln mögen, daß er, wie ein Schaf vor ſeinem Scherer, verſtummt war, als ihm, wegen ſeiner Frevelthaten, der Kopf mit Sand und Lauge gewaſchen wurde. Wie konnte er aber auch in einer ſo vermaledeiten Quetſche, worin Geiſt und Körper zugleich ſteckten, auf Finten denken und eine Vertheidigungsrede halten? Das war unmöglich, aber freylich auch ſehr ſchlimm; denn er befand ſich nun in der Lage eines geſtändigen und überführten Miſſethäters. Was half's, daß ihm hinterher tauſend glückliche Ein-

fälle zuſtrömten, wie er ſich hätte durchlügen können? Sie galten keine taube Nuß, weil er ihnen im voraus die Nativität ſtellte, daß ſie nicht angehört und noch weniger berückſichtigt werden würden. Kurz, das Luftſchloß der Erbſchaft war eingeſtürzt, und keine Möglichkeit vorhanden, es wieder zu bauen.

Dieſe traurige Ueberzeugung machte ihm den Kopf ſo ſchwer, daß er ihn eine Weile ſehr tief gegen die Erde ſinken ließ. Aber auf Ein Mahl kehrte ſeine alte Freundin, die gute Laune, zurück, ſtellte ihm ſein Abentheuer von der luſtigſten Seite vor, und er lachte nun weidlich darüber, daß die beyden Frauenzimmer eine ſo unangenehme Ausſicht auf ſein beträchtliches Hintergebäude gehabt hatten. Was ihn noch mehr aufrichtete, war die Hoffnung, daß ihm die wetterläuniſche Fee, die man Glück nennt, über kurz oder lang

wieder einen Raben oder einen andern Wegweiſer zuſchicken werde, um ihn in ein eben ſolches Paradies, als er jetzt mit dem Rücken anſehen mußte, einführen zu laſſen. Indeſſen wollte er, da gerade nichts anders für ihn zu thun war, ſeine Referendarien-Pflicht wieder ein wenig von dem Nagel herunter langen, an den er ſie bisher gehängt hatte. Er war nähmlich, ſeit der hoffnungsvollen Bekanntſchaft mit Fräulein Wimmerling, bey den Sitzungen der Landesregierung wenig oder gar nicht erſchienen, ungeachtet er von dem Präſidenten mehrmahls ſchriftlich bedeutet worden war, ſeinen Stuhl nicht ſo ganz kalt werden zu laſſen, weil man ſich ſonſt gemüßigt ſehen würde, ihn einem Andern zu übergeben, der Luſt und Willen hätte, ihn wärmer zu halten. Um dieſer Entthronung zuvor zu kommen, faßte Herr Thomas den löblichen Ent-

ſchluß, des folgenden Tages das Regierungs-Kollegium mit einem Beſuch zu beehren, und ſeine Mundſperre wieder anzufangen, wo er ſie gelaſſen hatte.

Schon dazu angekleidet, legte er ſich am nächſten Morgen, von ambroſiſchen Tabackswolken umwirbelt, mit dem halben Leibe zum Fenſter hinaus, und richtete ſeine Augen keck und trotzbietend auf Beatens Wohnung, als er einen Regierungsbothen mit Eilſchritten in ſein Haus kommen ſah. „Hm!“ — ſprach er für ſich — „gewiß eine neue Geſandtſchaft vom Präſidenten! Der Mann hat doch ein recht ſehnliches Verlangen nach mir!“ — Indeſſen trat der Bothe ins Zimmer. „Bon jour, mein Freund!“ ſagte der Referendar. „Was gibt's Neues? Ich war eben im Begriff, ins Kollegium zu gehn.“ —

„So?“ — verſetzte der Bothe, mit

einem kalten, gedehnten Tone: „Ich weiß nicht, ob das noch nöthig ſeyn dürfte, wenn Sie dieſen Brief von Ihro Gnaden, dem Herrn Präſidenten, werden geleſen haben.“ —

Mit etwas bebender Hand erbrach Thomas die Zuſchrift, und las:

„Da E.w. Wohlgeboren, meiner wiederhohlten Aufforderungen ungeachtet, Ihre Dienſtgeſchäfte bisher ganzlich verabſäumten, und meine Pflicht mich endlich zwang, dem Fürſten davon Anzeige zu thun: ſo haben Ihro Durchlaucht mir hierauf in Gnaden befohlen, Ihnen Ihre Entlaſſung anzukündigen. Indem ich mich dieſes höchſten Auftrags hiermit entledige, beharre ich für die Perſon u. ſ. w.“

Erröthend legte Thomas das Blatt bey Seite, ſtellte ſich aber gegen den Boten ſehr heiter und vergnügt, und gab ihm einen ſo höflichen Empfehl an den

Präſidenten mit auf den Rückweg, als ob er die erfreulichſte Nachricht erhalten hätte. Doch war ihm bey der Sache nicht wohl zu Muthe. Er fürchtete ſich vor ſeinem Vater, der jeden Poſttag die Meldung erwartete, daß ſein Sohn wirklicher Regierungsrath mit Sitz und Stimme geworden ſey. Es ließ ſich alſo denken, daß er die Hiobspoſt ſeiner plötzlichen Verabſchiedung nicht gleichgültig aufnehmen würde.

Thomas quälte ſich faſt eine Woche lang mit Grübeleyen, wie er dieſen Unglücksfall bemänteln und ſich dabey von aller Selbſtſchuld loswickeln wollte: ehe er aber damit aufs Reine kam, erhielt er aus Pampelhauſen — ſo hieß ſein väterliches Gut — einen Brief, der dieſen Sorgen ein Ziel ſetzte. Er erſah nähmlich daraus, daß beynahe zu derſelben Zeit, als die Streichung ſeines Nahmens aus der

Liſte der Referendarien erfolgte, auch der Tod ſeinen Vater mit der groben Trappenfeder eines Schlagfluſſes aus der Rolle der Lebendigen geſtrichen hatte. Dieſe Trauerbothſchaft erſchreckte und betrübte den Ex-Referendar, der zu gutmüthig war, ein lachender Erbe zu ſeyn: da er jedoch den Todten nicht wieder erwecken konnte, ſo ergab er ſich mit dem ihm eigenthümlichen leichten Sinn in die Fügung des Himmels, und machte ſich reiſefertig, um die Regierung über zwanzig bis dreyßig Bauern und Kothſaſſen anzutreten.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Schmarotzer. — Der Hausnarr. — Faſanen und Baumblätter.

Als Herr Thomas — wir wollen ihm nun, da er aus der Reſidenz weg iſt, den dort aufgeleſenen Spitznahmen nicht weiter nachtragen — in ſeinem Gebieth anlangte, war Vater Pampel ſchon begraben, und ſein Nachlaß befand ſich unter gerichtlichen Siegeln, die bey der Ankunft des einzigen Erben (der ſeit zehn Jahren einen Bart hatte, und alſo übermündig war) ſogleich wieder abgerißen wurden. Er nahm vor allen Dingen den Weinkeller in Augenſchein, und klopfte an alle Fäſſer, um ſie zu prüfen, ob ſie voll oder leer waren. Die meiſten gaben ihm eine erwünſchte Antwort. Den hohlen Bäuchen verſprach er, ſie zu füllen, und er konnte Wort halten, da ihm ſein Vater

eine recht artige, mit baarem Gelde gefüllte Schatulle hinterließ, die für einen Dorfmonarchen, der weder eine Armee halten noch Krieg führen durfte, ansehnlich genug war. Was brauchte er weiter, um nach seiner Art glücklich zu seyn?

Da er Wein und Geld gefunden hatte, untersuchte er die übrigen Bestandtheile der Erbschaft nicht genau, und bekümmerte sich wenig darum, daß eine große Last hypothekarischer Schulden das Gut drückte. Seine erste Sorge war, sich einen grundgelehrten französischen Koch zu verschreiben. Die alte Köchin, die ihm in seinen jüngern Jahren manchen delikaten Eyerkuchen gebacken hatte, erhielt ohne Barmherzigkeit ihren Abschied, weil sie nur gemeine Hauskost zu bereiten verstand. Der neue Koch hingegen schlug trefflich ein. Er ließ sogar Trudchen den

Rang ab, die ſein Herr bis jetzt für unübertreffbar gehalten hatte.

Die benachbarte Ritterſchaft bekam bald Witterung von der guten Küche in Pampelhauſen, und Fliegenſchwärme von ungeladenen Gäſten zogen dahin, die ſich mit altdeutſcher Freymüthigkeit ſelbſt zu Tiſch baten. Herr von Pampel gab Anfangs mit vieler Bereitwilligkeit offne Tafel, ward aber des Dings bald überdrüßig. Die Herren Nachbarn, meiſtens wilde Jäger, tranken den Wein, der ihnen nichts koſtete, wie Waſſer, verführten im trunknen Muthe die tollſte Wirthſchaft, kehrten das oberſte zu unterſt, und tummelten ihren freygebigen Wirth, daß er hätte ſchwarz werden mögen. Das taugte nicht in ſeinen Kram. Er war gewohnt, ein Stündchen nach Tiſche zu ſchlummern, oder wenigſtens ſeinen Körper aller zwängenden und drückenden Feſſeln zu entledigen, ſich

ſo auf den Sopha zu lagern, und in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen der Verdauung obzuliegen. Dazu ließen es aber die lärmenden Schmausbrüder nicht kommen. Sie hetzten ihn wie einen Haſen im Zimmer herum, ſpielten mit ihm Fangeball, und lachten ihn vollſtimmig aus, wenn er keuchend um Ruhe bat. So ging es einen Tag wie den andern. Der gute Pampel ward bey dieſen Strapatzen endlich ganz krank. Die Schmarotzer trieben dennoch ihr Unweſen nach wie vor, und erhoben ſich noch dadurch zu Idealen unartiger und unbeſcheidner Gäſte, daß ſie an andern Orten von ſeiner Küche und ſeinem Keller verächtlich ſprachen, und über die Beſchaffenheit ſeiner Tafel, die ihnen immer noch nicht gut genug war, ein loſes Maul hatten.

Das kam ihm zu Ohren, und er machte nun, um ſich an den Verleumdern zu

rächen und ſie überhaupt los zu werden, ihre Afterreden wahr. Er ſetzte ihnen, unter den erbärmlichſten Klagen über ſchlechte Zeiten, ein einziges kahles Gericht vor, und damit ſchabab! Sie ſahen ſich rechts und links nach mehrern Schüſſeln um, verzogen den Mund über den jungen, eſſigſauern Kopfreißer, den ſie zu trinken bekamen, und blieben zuletzt, als ſich dieſe neue Tafelordnung durchaus nicht änderte, von Pampelhauſen glücklich weg. Kellerwurm lachte ins Fäuſtchen, aß und ſchlief nun wieder ſo ungeſtört als zuvor, und empfahl den gelungenen Schmarotzerbann allenthalben als ein treffliches Hausmittel, ſich von ſolchen zudringlichen Gäſten zu befreyen.

Da er aber nicht immer eſſen und trinken und ſchlafen konnte, und ein abgeſagter Feind von andern Beſchäftigungen war, ſo wurden ihm mitunter in ſeinem

einsamen Schlosse die Tage schrecklich lang. Er versah sich deßhalb mit einem Hausnarren, und wählte dazu den Dorfbarbier, der in der ganzen Gegend als Lustigmacher berühmt war. Wenn Doktor Blassert in der Schenke nur den Mund aufthat, wollte sich die gesammte Trinkgesellschaft vor Lachen ausschütten. Er war in Pampelhausen das, was vor Zeiten bey der königlich-französischen Schweizergarde ein bekannter Possenreißer — der von ihr sogenannte Lousic — war, der es in seiner Gewalt hatte, durch eine einzige Katzengrimasse das ganze aufmarschirte Regiment in einen tobenden und, so zu sagen, ansteckenden Jubel ausbrechen zu lassen; denn die gläubigen Lacher wußten oft auf dem rechten Flügel kein Wort davon, was für eine Schnurre der Herr Lousic auf dem linken gemacht hatte.

Blassert übte vor Zeiten sein Pickelherings-

herings-Talent auf der Storcherbühne eines gravitätischen Zahnbrechers und Wurmdoktors, dessen Famulus und Lockvogel er war. Seine bunte Harlekinsjacke und spitze Kappe, sein schwarzer, gemahlter Schnurrbart und seine fröhlichen Schwänke, belustigten die Jahrmarktsgäste ungemein. Mancher Kranke lachte sich über ihn gesund, und schrieb nachher seine Genesung den gelanften Pillen des Charlatans zu. Klafferts Späße konnten auch noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, das Marktschreyergerüst, wo sie vormahls geglänzt hatten, nicht verläugnen, und er fand in den Zeitungen, die er dem Herrn von Pampel gewöhnlich vorlas, nichts anziehender, als die Ankündigungen der Universalarzneyen und Wunderessenzen, sammt den damit verwandten Selbstrezensionen eitler Schriftsteller, und den Trompeterstückchen derjenigen Buch-

händler, die ihren Kram mit ſchmetternden Tönen ausblaſen. Herr von Pampel hingegen gab den einladenden Anzeigen der Paſtetenbäcker und Garköche den Vorzug, und ließ ſich die Berichte der italieniſchen Kaufleute, daß ſie Auſtern, Kaviar, und mehrere ſolche Leckereyen erhalten hätten, zwey und drey Mahl vorleſen, ob er gleich bisweilen, wegen der Entlegenheit des Orts, wo dergleichen Schleckerwerk zu verkaufen war, nicht die geringſte Hoffnung hatte, etwas davon zu genießen. Er freute ſich auch alle Jahre auf des Hamburger unpartheyiſchen Correſpondenten treuliche Mittheilung des Küchenzettels vom Lord-Mayor-Schmauſe in London, der beſonders heuer *) ſehr merkwürdig war, indem er hundert Terrinen Schildkrötenſuppe, neunzig Schüſſeln

*) Im Jahre 1805.

mit gebratenen Spanferkeln, Fasanen, Schnepfen und Truthühnern, nebst zwanzig andern Gerichten, enthielt, und einen bedenklichen Kontrast mit dem Stroh und den Baumblättern machte, welche zu gleicher Zeit die unglücklichen, mit Krieg überzogenen Deutschen in Schwaben und Bayern aßen, und zwar — wie sich viele starrköpfige politische Kannengießer schlechterdings nicht ausreden lassen — darum essen mußten, damit indessen die Herren Engländer ihre Fasanen in Ruhe und Frieden verzehren könnten. —

Blasserts Zeitungsvorträge wurden oft wider seinen Willen, durch die falsche Aussprache fremder Wörter, sehr lustig. Doch bekamen ihm dergleichen Stolpriane nicht so übel, als einem gewissen Hofnarren, der seines Handwerks ein Müller war, und, neben dem Amte eines Possenmachers, die martervolle Obliegenheit hatte,

seltsem Monarchen (der nun längst entschläfen, und dessen Reich aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwunden ist) die Zeitungen vorzulesen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der unwissende Tropf alle Augenblicke ein französisches oder englisches Wort jämmerlich radbrechte. Sobald dieß geschah, befahl der König, inne zu halten, und zeigte mit der Hand auf eine dünne hölzerne Scheibe, die im Lesezimmer bereit lag. Zitternd ergriff sie der lustige Rath, und bedeckte damit, wie mit einem Schilde, sein erbleichtes Gesicht; doch mußte die Nase, steif und unbeschirmt, aus einer Oeffnung in der Mitte des Bretes hervor ragen. So stellte er sich an die Thür; der König setzte ein Blasrohr an den Mund, und traf mit einer porzellanenen Kugel sein Ziel stets so gewiß, daß der unglückliche Lektor eine geschwollene Nase davon trug.

Nicht ſo grauſam verfuhr der Monarch von Pampelhauſen. Er lachte ſeinen Vorleſer bloß aus, oder ſchalt ihn höchſtens einen dummen Hanswurſt.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Der unreine Seckelmeiſter und der franzöſiſche Ventileger.

Blaſſert ſteckte dergleichen Injurien gelaſſen ein, und machte ſich dabey in Gedanken das Kompliment, daß er doch nicht auf den Kopf gefallen ſey. Er war auch in der That verſchlagen genug, im Rohre Pfeifen zu ſchneiden, und den Herrn von Pampel darnach tanzen zu laſſen. Zu ſolchen Bällen gab es oft Gelegenheit, da nach und nach der Pfeifer dem Tänzer

unentbehrlich ward. Alle Geſchäfte deſſelben gingen durch ſeine Hände. Dieſe hatten aber den unglücklichen Naturfehler, daß immer ein Theil des Geldes, das ſie auf herrſchaftliche Rechnung auszahlen ſollten, an ihnen kleben blieb. Ein Menſch mit ſolchen häßlichen Händen ſchickt ſich freylich nicht zu einem Haushalter und Schatzmeiſter; doch unſer Herr von Pampel, der mit ſehenden Augen blind war, ließ ihn, ohne den geringſten Argwohn, dieſe Aemter verwalten, glaubte alles, was er ſagte, unterſchrieb alles, was er ihm vorlegte. Blaſert war ſeine rechte Hand, ſein Vertrauter, ſein weiſeſter Rath, ſein General-Gewalthaber; und er pries ſich, da er immer dicker und bequemer ward, überaus glücklich, einen ſolchen gewandten Diener zu beſitzen, der ihm alles — beſonders den Beutel — ſo leicht machte.

Das Leben eines trägen, unthätigen

Landritters iſt ein ewiges Einerley. Seine Tage kommen und gehen ohne Freude, ohne Leid; er iſt und trinkt, verträumt die übrige Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, und alles, was außerhalb ſeiner Dorfgränze geſchieht, iſt ihm ſo gleichgültig, daß ihm, wenn er das erſte Wort von einem länderverwüſtenden Erdbeben oder von der Schlacht bey Auſterlitz hört, die glimmende Tabackspfeife dabey nicht ausgeht. Ein ſolches pflanzenartiges Weſen war Herr von Pampel geworden, ſeitdem er ſeinen Landſitz bewohnte. Wir können daher über eine ziemliche Reihe von Jahren, die er ſo einförmig verlebte, mit dem Federwiſch fahren, und uns dadurch für den langen Aufenthalt ſchadlos halten, den uns ſeine frühern Thaten, als Referendar und Erbſchleicher, verurſachten. Einige kleine Merkwürdigkeiten, die ſich in jenem öden Zeitpunkte ereigneten, dür-

ſen jedoch nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden.

Thomas war ungefähr ſeit drey Monaten unumſchränkter Herr von Pampelhauſen, als er einen Brief von ſeiner Univerſitätsfreundin erhielt, die ſeinen Regierungsantritt erfahren hatte. Sie erinnerte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken an ſein Herzensverſprechen, erbot ſich dagegen zu treuen Liebesdienſten in der Küche, und rühmte ſich, um ihn recht lüſtern zu machen, ſie habe in neuern Zeiten ihre Kenntniſſe ſehr erweitert, und werde ihn mit Götterſpeiſe überraſchen. Allein dieſer Magnet zog nicht. Der franzöſiſche Koch hatte ihn unwirkſam gemacht. Thomas ſchrieb zurück: er ſey über den Tod ſeines Vaters noch außer ſich, habe für Lebensfreuden keinen Sinn, und würde vor der Hand einen gräulichen Ehemann abgeben. Es

ſey daher rathſam, eine beſſere Gemüthsſtimmung abzuwarten. Sobald dieſe ſich einſtelle, werde er, ohne weitere Anregung, davon Notiz geben. Trudchen verſtand, was das ſagen wollte, und kümmerte ſich um ihren ungetreuen Korydon nicht weiter.

Der franzöſiſche Koch, der ſie ausgeſtochen hatte, war ein windiger, aufgeblaſener Gauner, der ſich das Anſehen gab, als ob er einem deutſchen Edelmann eine große Ehre erzeigte, daß er für ihn kochte und — ihn prellte. Er ſteckte mit dem allvermögenden Hausſchoſmeiſter unter Einer Decke, und ihr gnädiger Herr empfand bald, daß er ſich nicht nach der ſeinigen geſtreckt hatte. Es fror ihn an die Beine; er konnte ſich aber nicht entſchlieſſen, ſie an ſich zu ziehen. Blaſſert deckte ihn von Zeit zu Zeit mit dem Mantel einer Anleihe, die er verſchiedenen wohlhabenden Leuten — unter andern einem gewiſ-

ſein Jeremias Rechenknecht, der im nächſten Städtchen ein angeſehener Kauf- und Handelsmann war — abzuſchwatzen wußte, und ſo ging die luſtige Wirthſchaft noch eine Weile ihren Gang. Herr Rechenknecht ſchmauſ'te ſelbſt wacker mit, um auch durch den Mund von ſeinen vorgeſchoſſenen Kapitalen Nutzen zu ziehen. Er kam an jedem Sonn- und Feſttage mit ſeiner alten Hausehre und ſeinen ſieben ungerathenen Ehepflänzchen angefahren, und es entſtand zwiſchen ihm und dem Herrn von Pampel eine vertraute Freundſchaft, die ſie durch wechſelſeitige Einzeichnung ihrer Nahmen in ihre Stammbücher beſiegelten. Der Kaufmann that dieß auf eine beſonders witzige Art, die ihn nachher, wie wir bald ſehen werden, in einen ſonderbaren Rechtshandel verwickelte.

Dieſer Becher- und Stammbuchs-

Freundſchaft ungeachtet, wollte er mit ſeinen Füchſen nicht mehr vorſpannen, als er nach einiger Zeit mit Schrecken gewahr wurde, daß der Karren ſeines Schuldners tief im Kothe ſteckte. Andere Kapitaliſten, die dieß ebenfalls bemerkten, folgten ſeinem Beyſpiel, und behielten hartnäckig ihre goldnen Roſſe im Stalle, ſo viel Mühe ſich Blaſſert auch gab, ſie heraus zu hohlen. So nöthigten die undienſtfertigen Menſchen den Herrn von Pampel, ſich zu mancherley unangenehmen Einſchränkungen zu bequemen, und beraubten ihn endlich ſogar ſeines Augapfels, des trefflichen Kochs, den er in Gnaden entlaſſen mußte, weil er ihn nicht länger beſolden und beſchäftigen konnte. Der Franzmann machte ſich wenig daraus; denn er hatte während ſeines Aufenthalts unter den deutſchen Bären — wie er zu ſagen beliebte — ſeine Taſchen ſo gefüllt, daß

er für ſein ganzes Leben genug hatte. Er ging in ſein hochgelobtes Vaterland zurück, um ſich dort zur Ruhe zu ſetzen, und für ſich allein zu ſieden und zu braten. Der Schuft nahm lachend Abſchied, und ſein Herr weinte ſich die Augen roth. Nun ward die alte, verſtoßene Köchin wieder an den Herd berufen, und verſah ihren Dienſt zwar nicht mit franzöſiſcher Feinheit, aber mit deutſcher Ehrlichkeit.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Tuchmacher. — Klagelieder Jeremiä, aber nicht des Propheten.

Was half's, daß die gute Mutter beym Einkauf Heller und Pfennige ſparte, da ihr Verfahr Gold über Gold verſchwendet

und in ſeinen Sack geſteckt hatte? Es fehlte bisweilen an dem kleinſten Cümmchen, das ſie zu Ausgaben brauchte, und Herr von Pampel, der ſonſt immer, gleich dem bekannten Schwelger Lucullus, getafelt hatte, mußte ſich jetzt oft mehrere Tage hinter einander, wie Don Ramudo de Colibrados, mit trocknen Kartoffeln begnügen. In dieſen Faſtenzeiten war er ſehr grillig, und der Hausnarr hatte ſeine liebe Noth. Er ſollte durchaus Geld ſchaffen, und weder Jude noch Chriſt wollte leihen.

An einem ſolchen Anaſttage las er von ungefähr in den Zeitungen, daß ein Gelehrter, der eine von ihm verfaßte Schrift einem Fürſten zugeſandt hatte, mit einer goldnen Doſe voll Ducaten dafür belohnt worden ſey. Dergleichen Beſchenkungen waren damahls noch ſo ſelten, wie ſie es jetzt wieder werden, da die gewaltige Lü-

sternheit nach goldnen Dosen, die in den letztern Jahren eine Menge Schriftsteller und Schriftstellerlinge befiel, einen Fürsten nach dem andern bewogen hat, alle darauf abzweckende Büchersendungen öffentlich zu verbitten. *) Der Bartputzer hatte von der Austheilung eines solchen Gnadenlohns noch nie ein Wort gehört oder gelesen. Er machte daher bey jener Nachricht große Augen; sie schien ihm ein gefundener Schatz, und er rannte spornstreichs mit dem Zeitungsblatt aufs Schloß, wo eben wieder ein Gericht Kartoffeln für die herrschaftliche Tafel gekocht wurde. „Heysa lustig, gnädiger Herr!“ rief er und sprang wie ein Böcklein ins Zimmer. „Hier sind goldne Dosen, mit goldnem Schnupftaback, zu verdienen! — —

*) Man sehe den Reichsanzeiger und die Hamburger Zeitungen vom Jahre 1805.

Schnapp! hat man sie weg, wenn man ein Buch schreibt; und das muß doch keine Hexerey seyn, da so viele geschrieben werden." —

„Was soll das Narrengeschwätz?" sprach Herr von Pampel, den die nahe Aussicht auf seinen Kartoffelschmaus ärgerlich machte. „Schaff Er Geld, und bleib', Er mir übrigens mit Seinem armseligen Spaß vom Leibe!"

„Ich spaße, bey meiner Seele, nicht! Hier steht's schwarz auf weiß!" fiel Blasefert ein, und las den Zeitungsartikel vor. „Frisch zur Feder gegriffen, gnädiger Herr! Sie sind ein Gelehrter, schreiben Sie ein Buch, schicken Sie's an den Fürstenhöfen herum, und Sie werden ein steinreicher Mann!"

„Das wäre nicht übel!" versetzte Pampel. „Aber was soll ich schreiben? Etwa ein Kochbuch? — Von andern Din-

gen: verſteh ich, unter uns geſagt, ſo viel wie nichts.“

„Nun gut, ein Kochbuch!“ rief der Bartſcherer. „Und ich ſchreib' ein Werkchen über Barbiermeſſer; ſo wird uns Beyden geholfen.“ —

Die Buchmacher arbeiteten nun raſch, und ſudelten in vierzehn Tagen eine gute Anzahl Bogen zuſammen. Die Druckkoſten ſchoß Jeremias vor, weil man ihm verſprach, daß einige der goldnen Doſen, die man erwartete, zur Tilgung ſeiner kleinen Forderungen angewandt werden ſollten. Zwanzig Prachtexemplare gingen, von demüthigen Bettelbriefen begleitet, an Kaiſer, Könige und Churfürſten ab. Aber dieſe Bemühungen waren ſo fruchtlos, als ſtreute man Samen ins Meer. Die meiſten beſcheukten Höfe übergingen die Sache mit Stillſchweigen, und die wenigen einlaufenden Antworten waren

ſchlim-

ſchlimmer als keine: denn die Prachtexemplare kamen mit ungnädigen Zuſchriften zurück, und die Abſender mußten die Poſtfracht bezahlen. Große Beſtürzung! Der Rathgeber hatte den einzigen Gewinn dabey, daß er von ſeinem gnädigen Herrn ein Paar Ohrfeigen bekam.

Jeremias war ſehr begierig, die goldnen Oefen zu ſehen, auf die man ihn angewieſen hatte. Er fragte fleißig darnach, und brachte immer eine Wage mit, um ſie auf der Stelle zu wiegen. Man verſchwieg ihm Anfangs, daß die Spekulation völlig verunglückt war, und hielt ihn von einem Poſttage zum andern mit Vertröſtungen hin. Endlich aber ward er teufelwild grob, und ſagte den beyden Buchſabrikanten ins Geſicht: ſie verheimlichten die erhaltenen Fürſtengeſchenke, um ihn zu hintergehn, und ihn immer mit leeren Händen abziehn zu laſſen. Nun

war kein Rath, ſie mußten mit der nackten Wahrheit heraus rücken. Jeremias geberdete ſich entſetzlich, als er das letzte Ankertau geriſſen und den Schiffbruch ſeiner Kapitale vor Augen ſah. Klagen und Thränen wechſelten mit Flüchen und Verwünſchungen ab. Vergebens ſuchte man ihn zu beruhigen. Er warf trotzig den Hut auf den Kopf, lief ohne Abſchied davon, ſchimpfte die ganze Treppe hinab, und drohte noch unten im Hofe mit dem Arm der Gerechtigkeit.

Herr von Pampel kannte die Gewalt dieſes Arms, und gerieth in Angſt. „Fürchten Sie ſich nicht!“ ſagte Blaffert: „Ich ſtehe dafür, daß Ihnen Rechenknecht kein Haar krümmen ſoll. Das Blättchen wird ſich wenden; wir werden ihn vor Gericht ziehn, ihm Quartier im Schuldthurm verſchaffen.“ —

„Er redet wie betrunken!“ fiel der

Edelmann ein. „Was können wir dem Kaufmann thun? Er iſt uns nichts ſchuldig.“ —

„Mir nicht, aber Ihnen!“ verſetzte der Barbier. „Sie haben, ohne daß Sie's wiſſen, einen förmlichen Wechſel von ihm in den Händen. Zeigen Sie mir einmahl Ihr Stammbuch!“

Er bekam's, ſchlug Rechenknechts Nahmen auf, und las laut:

„Pampelhauſen, am Tage Johannis des Täufers, 1792.

Gegen dieſen meinen Sola-Wechſelbrief zahle ich Endesunterſchriebener an den Hochwohlgebornen Beſitzer dieſes Stammbuchs, salvo titulo, Herrn Thomas von Pampel, von dato an bis zum Schluß meiner Lebensbude, treue Freundſchaft und Liebe. Valuta habe von Hochdemſelben in voſſwichtiger Gegenfreundſchaft erhal-

tein, entsage deßhalb allen Ausflüchten, unterwerfe mich dem Wechselrecht, und nehme Gott zu Hülfe.

An mich aller Orten, wo ich anzutreffen.

Jeremias Rechenknecht,
Kaufmann in Katzloch.“

„Nun, was will Er denn da heraus klauben?“ sagte Pampel.

„Wie kann ein Rechtsgelehrter so fragen!“ versetzte der Barbier. „Ist es nicht ein Wechsel, der Hand und Fuß hat? — Rechenknecht macht sich darin anheischig, Ihnen Freundschaft und Liebe zu zahlen bis an seinen Tod. Diese Zahlung stellt er jetzt ein, indem er Sie feindlich verklagen will. Sie können ihn also nach Wechselrecht belangen, können ihn beym Kopf nehmen lassen; und, denken Sie an mich, wenn er in den Thurm

kriechen soll, kriecht er lieber zum Kreuz, und gibt Ihnen Nachsicht.“ —

„O, du pfiffiger Satan!“ rief Herr von Pampel. „Das ist, bey meiner Seele, ein glücklicher Einfall!“

„Muß aber schnell ausgeführt werden;“ fiel Blassert ein. „Lassen Sie anspannen! Wir wollen dem alten Jeremias die Hölle heiß machen.“ —

Drey oder vier Stunden nachher trafen sie in Katzloch ein, und hielten vor seiner Thüre. Er war selbst noch nicht lange von Pampelhausen zurück, und klagte eben seiner Gemahlin, wie schlimm es dort aussah. Da kamen die Füchse in der Fabel, und verlangten höflich, mit ihm unter sechs Augen zu sprechen. Ein Hoffnungsflämmchen stieg in ihm auf. Er führte sie geschwind in seine Schreibstube, und glaubte unter Weges, sie wären in sich gegangen, und brächten noch einige

verläugnete goldne Dosen. In dieser Meinung ward er bestärkt, als Herr von Pampel, sobald sie allein waren, in die Rocktasche griff. Aber er zog nichts als das Stammbuch heraus, hielt dem Kaufmann seinen Nahmen vor die Augen und fragte, ob er sich zu dieser Unterschrift bekenne. Rechenknecht platzte, nichts Arges befahrend, mit einem raschen Ja heraus, und traute kaum seinen Ohren, als man ihn verständigte, daß seine, nach Wechselrecht verschriebene Freundschaft nicht gestatte, den Herrn von Pampel, als Schuldner, in gerichtlichen Anspruch zu nehmen.

„Das will ich euch lehren, ihr Schwindler!“ rief Jeremias, und lachte so grimmig, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben. „Ich übergebe — daß ihr's wißt! — noch heute übergeb' ich die Sache meinem Advokaten.“ —

„Und wir“ — fiel Blaſſert ein — „wir gehn augenblicklich aufs Rathhaus, um Wechſelarreſt gegen Sie zu verhängen.“ —

„Geh Er zum Teufel und ſeiner Großmutter!“ ſchrie Jeremias, und gab dem Barbier einen Schupp. Dieſer riß ihm die Perücke vom Kopfe, und ſchlug ſie ihm rechts und links um die Ohren. Der Kaufmann ſchrie mörderlich nach Hülfe. Zwey Ladenburſche ſtürzten herein; drey Möpſe fielen dem Barbier in die Beine; Jeremias ergriff ein ſpaniſches Rohr, Blaſſert zog ein Barbiermeſſer blank. Aber Herr von Pampel warf ſich mit ſeiner ganzen Dicke und Breite zwiſchen die Kämpfer, und deckte ſo den Rückzug ſeines Knappen, dem Menſchen und Hunde zu Leibe wollten.

Blaſſert und ſein Herr erreichten, ohne weiteres Handgemenge, die Gaſſe.

Grämliche Schimpfreden wetterten ihnen jedoch aus dem Laden bis an die Pforte des Rathhauſes nach. Der wohlweiſe Senat war gerade, wegen wichtiger Angelegenheiten der Stadt, vollzählig verſammelt. Herr von Pampel ließ ſich anmelden, erhielt Audienz, produzirte ſeinen Stammbuchswechſel, entdeckte freymüthig, in welchen Verhältniſſen er mit dem Kaufmann Rechenknecht ſtand, und trug am Ende darauf an, dieſen treuloſen Freund, als Wechſelſchuldner, zu verhaften.

Keine Feder beſchreibt die Verlegenheit des Magiſtrats, der aus lauter guten, ehrlichen Handwerkern beſtand. Ein ſolcher kritiſcher Fall war auf dem Rathhauſe in Katzloch noch nicht vorgekommen. Auch der Stadtſchreiber wußte ſich nicht zu helfen, ungeachtet er die Rechte bis an den Hals ſtudirt hatte. Als Pampel ſah, daß die guten Herren zwiſchen Thür und

Angel ſteckten, drang er immer heftiger auf ſchleunige Juſtiz. Sie beſchloſſen endlich, zwiſchen den Partheyen die Güte zu pflegen. Der Rathsdiener ward beordert, den Beklagten vorzuladen. Rechenknecht erſchien mit trotzigen Mienen und Geberden; denn er machte ſich wenig aus den Herren des Raths, weil ſie ſämmtlich nicht ſo reich waren als er. Pompei both die Hand zum Vergleich, und verlangte nichts weiter, als daß der Kaufmann gerichtlich angelobet ſollte, ihn in den nächſten zwanzig Jahren weder zu verklagen noch zu mahnen. „Nicht ſo viel Stunden geb' ich Ihnen Nachſicht!“ antwortete Jeremias. „Thun Sie, was Sie wollen!“ ſprach Pampei. „Ich wende mich nun an Sie, mein Herr regierender Bürgermeiſter, und bitt' um gehöriges Verfahren, nach der Strenge des Wechſelrechts.“ — Der Konſul und die übri

igen Rathsmänner ſahen einander beklommen an, und zuckten die Achſeln. „Sollten Sie mir" — fuhr Pampel mit Nachdruck fort — „Gerechtigkeit verweigern, ſo ſeh' ich mich gezwungen, bey der hohen Landesregierung darüber Beſchwerde zu führen." —

Das wirkte mächtig. Alle Senatoren erhoben ihre Stimmen gegen den Kaufmann, beſchuldigten ihn unbilliger Härte, ermahnten ihn zur Nachgiebigkeit; und, da er ſich dennoch zu keinem Vergleich bequemen wollte, kündigten ſie ihm Arreſt an. Er brach in ein beleidigendes Hohngelächter aus. Darüber ergrimmte der Bürgermeiſter, klingelte dem Rathsdiener, und befahl mit donnernder Stimme, drey Mann Bürgerwache mit Ober- und Untergewehr zu beſtellen.

Jeremias knirſchte mit den Zähnen. Er, der Fürſt der Kaufleute in Katzloch,

konnte ſich unmöglich ſo beſchimpfen laſſen; er wollte lieber Haus und Hof verlieren. Darum bat er, den gegebenen Befehl zur Mobilmachung der Bürgermiliz zu widerrufen. „Ich ſehe doch," ſprach er mit einem verächtlichen Blick auf den Herrn von Pampel, „daß mir dieſer feine Edelmann die ſchuldige Summe von tauſend Reichsthalern nimmer bezahlen kann; es komme mir alſo nicht darauf an, ihm zwanzig und dreyßig Jahre, und allenfalls bis an den jüngſten Tag, Nachſicht zu geben." —

„Ich acceptire dieſe Erklärung," ſprach Herr von Pampel, „und erſuche den Herrn Stadtſchreiber, darüber ein Protokoll abzufaſſen."

„Meinethalben!" ſagte Jeremias. „Doch behalt' ich mir vor, bey Ihrem Concurs, der wahrſcheinlich vor der Thür iſt, meine Forderung zu liquidiren, und

Ihren hier gegenwärtigen Unterhändler, der mich eigentlich um mein Geld geschnäuzt hat, mit Fußtritten aus meinem Hause zu weisen, wenn er sich wieder darin betreten läßt.“ —

„Herr!“ — fuhr Blaffert auf: „Befänden wir uns nicht an heiliger Gerichtsstelle, ich wollt' Ihnen wohl zeigen, daß ich die tölpische Kunst, die Sie an mir ausüben wollen, eben auch verstehe!“ —

„Still, meine Herren!“ unterbrach ihn der Stadtschreiber: „Keine Injurien und überhaupt Ruhe, damit ich meine Gedanken zusammen nehmen und protokollieren kann!“ —

Die Zänker schwiegen, aber ihre stummen Mienen setzten den Streit lebhaft fort. Mancher Schauspieler hätte bey dieser Scene viel lernen können. Als die Registratur, nach mancher zerkauten Feder, fertig und vorgelesen war, ermahnte

der regierende Bürgermeiſter, Kraft ſeines Amts, die Partheyen, ſich friedlich nach Hauſe zu verfügen, und ſie zogen, nachdem ſie noch einige Dolchblicke gewechſelt hatten, auf verſchiedenen Wegen ab.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Glückwünſche. — Die Wette. — Der Güterbeſchauer.

Jeremias machte ſeinem Propheten-Nahmen Ehre: der Concurs, den er auf dem Rathhauſe geweißagt hatte, brach nach wenigen Monaten aus; Pampelhauſen ward öffentlich verſteigert und Herr Thomas gerichtlich bedeutet, das Schloß ſeiner Väter zu räumen. Er wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte, und

quartierte ſich vor der Hand bey dem Bart-pfleger *) ein.

Dem war an dieſer Ehre wenig gelegen. Sein vornehmer Gaſt wollte täglich gut leben, und zahlte kein Koſtgeld; denn er hatte nicht einen Groſchen im Vermögen. Blaſſert, der lieber nahm als gab, wünſchte daher ſehnlich, er möchte bald wieder abziehn, und munterte ihn täglich auf, ſein Glück an ausländiſchen Höfen zu ſuchen.

„Ey, das wäre mein Caſus!“ rief Pampel. „Da würde mir's gehn, wie meinem Kochbuche! — Ich kann nicht ſchmeicheln, und verſteh' überhaupt nichts von Hofkünſten.“ —

„Was thut das?“ verſetzte der Bar-

---

*) So überſetzt ein ſonſt achtungswerther Sprachkenner die Barbierer ins Deutſche.

bier. „Sie ſind ein alter Edelmann, das iſt genug! Alles übrige gibt ſich wie's Griechiſche.“ —

So ward mehrmahls über dieſes Kapitel geſprochen. Am Ende ſagte Thomas, er würde ſich allenfalls entſchließen, auf Glücksabentheuer auszuziehen, wenn ihn Blaffert, als Kammerdiener, begleiten wollte; ſonſt geh' er nicht von der Stelle. Was wollte der Bartpfleger machen? Er war in der Lage jenes Mannes, der ſein Haus in Brand ſteckte, um ſich von einem überläſtigen Kobold zu befreyen; doch, indem die Flamme aufſtieg, und er mit verhängtem Zügel davon ritt, ſprang der Geiſt hinten aufs Pferd. — Eben ſo unmöglich war es dem Barbier, ſich ſeines Gaſtfreundes zu entledigen. In der Gefahr, ganz von ihm aufgezehrt zu werden, mußte er aus der Noth eine Tugend machen, und ſich, unter dem Schein treu-

er Anhänglichkeit, zu der angetragenen Kammerdienerſtelle willig finden laſſen. Er brachte durch den Klingelbeutel einen bürgerlichen Umlauf, den er, in Pampels Nahmen, doch ohne deſſen Vorwiſſen, bey dem Landadel, in einem Kreiſe von zwanzig Meilen, herum trug, über hundert Thaler Reiſegeld zuſammen. Die Abentheurer beſtiegen hierauf den Poſtwagen, und fuhren ſchnurſtracks nach Berlin.

„Das iſt nun gerade nicht der Ort, wo träge Dickbäuche ihr Glück machen.“ Deſſen beſchied ſich Herr von Pampel ſogleich ſelbſt, als er den lebhaften, regſamen Geiſt der Einwohner und ihre Thätigkeit bemerkte, die ihm gar nicht gefiel. „Iſt das nicht ein Rennen und Laufen!“ ſprach er: „Alles ſo unruhig wie der Perpendikel einer Uhr! Ich danke ſchön, mich unter dieſe Leute zu miſchen; ſie würden

mich

mich bald zu Tode hetzen.“ — So ſank ihm auf Ein Mahl der Muth, ſeine willigen Dienſte in Berlin anzutragen. Er nahm ſich vor, nur einige Tage dort zu raſten, dann weiter zu reiſen, und Menſchen aufzuſuchen, die ſich zu ſeinem Pflegma beſſer ſchickten. Aber auch Ruhe gönnte man ihm nicht in Berlin.

In dem Hotel, wo er abgetreten war, ging täglich ein junger Fant ein und aus, der ſich ſchämte, ein Deutſcher zu ſeyn, und in allen Dingen ein Affe der Engländer war. Unter andern both er bey jeder Gelegenheit Wetten an, weil ſeine Vorbilder dieſes Wageſpiel lieben. Einſt ſaß er, die Zähne ſtochernd, an der Speiſetafel, und heftete mit ungeſitteter Frechheit ſeine Augen lange auf den Herrn von Pampel, mit dem er noch kein Wort geſprochen hatte, und deſſen Nahmen er nicht einmahl wußte. „Ich wette,“ hob

er, ohne weitere Vorrede, mit einem ungeschmeidigen Ton an, „ich wette sechs Friedrichsd'or, daß Sie, mein Herr, nicht im Stande sind, die Friedrichsstraße hier in Berlin, von einem Ende bis zum andern, in einer Stunde zu gehn.“ —

„Das wär' ein Streich!“ rief Herr von Pampel, ungeachtet er noch nicht die Ehre hatte, die Friedrichsstraße zu kennen, und ihm unbewußt war, daß diese Riesenstraße einem raschen Fußgänger genug zu schaffen macht, wenn er sie, ohne zu traben, in einer halben Stunde durchwandern will. Alle Straßen, die Pampel bisher in andern Städten unter die Füße bekam, ließen sich, ungeachtet er sehr langsam und gemächlich zu schreiten pflegte, höchstens in einer Viertelstunde bezwingen: er glaubte also, auch mit dieser fertig zu werden, und einen schönen Thaler

Geld zur Fortsetzung seiner Reise dabey zu erobern.

In dieser Hoffnung trat er, von dem deutschen Engländer und einigen andern Tischgenossen begleitet, den Wettgang muthig an. Sein Kammerdiener ging ihm zur Seite, und spornte ihn von Zeit zu Zeit durch leises Zuflüstern, sich tapfer zu halten. Er that auch wirklich Wunder in seiner Art, und legte den Weg vom Oranienburger Thore bis unter die Linden in drey Viertelstunden zurück. Hier bat er keuchend, ihn nur einen Augenblick auf einer Bank ruhen zu lassen. „Es kann doch wohl"' — sprach er athemlos — „bis ans Ende der Straße nur noch ein Katzensprung seyn? — Den will ich schon abthun, ehe meine Stunde schlägt." —

„Mein Guter," sagte der Engländer lachend, „Ihre Wette geht total verloren!

Sie haben bis jetzt ungefähr erſt den dritten Theil der Rennbahn durchlaufen.“ —

Das bezeugten alle Anweſende. Pampel und ſein Kammerdiener erblaßten. „Da ſchlag der Donner drein!“ rief Jener. „Sechs Friedrichsdor mit trocknem Munde verloren, und faſt das Leben dabey eingebüßt! — Zahl' Er aus, Blaſſert! Aber künftig wollen wir das Wettlaufen unter Wegs laſſen.“ —

Am folgenden Tage entſchloß er ſich zu einer Luſtfahrt nach Charlottenburg. Er hörte, daß vor dem Brandenburger Thore immer Wagen dazu bereit ſtänden, und begab ſich mit ſeinem Kämmerling dahin. Dieſer ging zu Fuß voraus, um das Fuhrlohn zu ſparen. Pampel erkletterte einen offnen, zehnſitzigen Rollwagen, der nur mit einem einzigen alten, ſchindeldürren und herzſchlächtigen Rößlein be-

ſpannt war. „Wird mich das arme Thier wohl fortbringen?“ ſprach er zu dem Jungen, der ſchmutzig und zerlumpt, wie eine Vogelſcheuche, auf dem Bocke ſaß. „Oho!“ war die Antwort: „das Beeſt muß noch acht oder neun Menſchen mehr trecken!“ — „Raſeſt du?“ rief Pampel. „Du biſt ja ein wahrer Quälteufel gegen dein Pferd! Da ſollte die Polizey mit dem Schwert oder mit dem Stock drein ſchlagen!“ — Der gefühlloſe Lump nahm dieſen Ernſt, der unſerm Helden zur Ehre gereicht, für Scherz, und lud alle Welt auf ſeinen Wagen ein. Die Menſchen-Kollekte kam nach und nach zuſammen. Neun Paſſagiere ſtiegen noch auf, und darunter waren ein Paar Bürger und Meiſter, die dem Herrn von Pampel an Gewicht wenig nachgaben. Sie und die übrigen Wagengenoſſen warfen aber keinen mitleidigen Blick auf das unglückliche Thier. „Junge,“

rief ſogar Einer, „brauche deine Peitſche brav! Wir ſind durſtig.“ —

„Das bin ich immer,“ fiel Thomas ein, „aber es dünkt mich doch menſchlich und billig, daß wir das elende Knochengerippe, das uns zu einer labenden Quelle führen ſoll, ſchonend behandeln.“ —

Die derbe Geſellſchaft auf dem Wagen ſah ihn mit Verwunderung an, und ſchien zu glauben, er habe heute ſchon zu viel aus einer ſolchen Quelle geſchöpft. Niemand antwortete ihm; doch einige Frauenzimmer bewieſen die Weichheit ihres Gefühls, indem ſie — ihn auslachten, und der Haderlump auf dem Bocke peitſchte drauf los. Das Pferd ſchleppte mit dem letzten Reſt ſeiner Kraft den Laſtwagen mühſelig fort; bevor es aber noch die Hälfte des Weges erreichte, ward es bis zum Hinſinken matt, konnte nicht mehr von

der Stelle, und der Tod machte Anſtalt, es auszuſpannen.

Der Burſch eröffnete jetzt der unwilligen und immer auf ſtärkere Peitſchenhiebe dringenden Geſellſchaft: der Wagen müſſe um eine oder mehrere Perſonen erleichtert werden. „Das ſag' ich auch!" ſprach Pampel. „Nun, ſo ſteige der Herr ſelbſt herunter!" fuhr ihn ein Schlächtermeiſter an. „Er wiegt ſo ſchwer wie ein polniſcher Maſtochs, und ſpeiste vorhin den Advokaten der alten Mähre!" — „Das that ich," entgegnete Thomas, „und ich ſchäme mich nicht des Mitleidens mit der ſeufzenden Kreatur. Ich war aber der Erſte auf dem Wagen, und habe daher das Vorzugsrecht, darauf zu bleiben; denn nicht durch mich, ſondern durch die ſpäter kommenden Paſſagiere, ward er überfrachtet." —

„Wiſchiwaſchi!" rief die ganze vor-

haudene und unter ſich einige Bürgerſchaft, und drängte den guten Thomas vom Wagen herunter. Der junge Lumpenwicht war ſo frech, Fuhrlohn von ihm zu fordern. Er fand ſich mit einigen wohlverdienten Stockprügeln ab, und machte der triumphirenden Geſellſchaft das Kompliment: er wolle ihr die Ehre überlaſſen, mit dem verſcheidenden Gaul zur Leiche zu gehn. Es erfolgten grobe Repliken; aber er ſtiefelte, wie taub, von dannen und nach der Stadt zurück.

Bey keinem der Unfälle, die ihm bisher begegneten, war er ſo unſchuldig als bey dem jetzigen, da er, wie unnützer Ballaſt, ausgeladen wurde; und es ging ihm, als er, nach einer langen und beſchwerlichen Pilgerſchaft, ans Thor zurück kam, beynahe noch ſchlimmer. Der hier angeſtellte Viſitator (der ein Uebermaaß von Doppelbier oder Doppelliqueur zu ſich ge-

nommen hatte, und daher doppelt sah) trat ihm taumelnd in den Weg, betrachtete ihn von oben bis unten, und betastete seinen Bauch. „Was haben Sie da drin?“ sprach er mit schwerer Zunge: „So ein unförmlicher Wanst ist nicht Natur, ist vermuthlich ein Magazin kontrebander Waaren, die Sie einpaschen wollen!“ — Pampel hielt diese wunderbare Anfechtung für eine Sonntagslaune des Herrn Güterbeschauers, und schritt lächelnd fürbaß; aber zornig geboth ihm der Visitator, sich nicht vom Flecke zu rühren, und hohlte geschwind den eisernen Spieß, womit die zum Thore herein kommenden Sandfuhren durchstochen und geprüft werden, ob sie, unter der Hülle des Sandes, Schleichwaaren enthalten. „Bey meiner Seele, Herr!“ — stammelte der Trunkenbold, und setzte ihm die Lanze auf den Leib — „wenn Sie nicht augenblicklich aufknöpfen, so thu' ich, was mei-

nes Amts iſt! — „Nu, nu, nur gemach!“ ſagte Pampel, und riß die Weſte auf. Der Viſitator ſah jetzt, daß hier nichts zu fiſchen war, und ging mürriſch fort, ohne um Verzeihung zu bitten.

Blaſſert hatte ſeinen Herrn, wie eine Stecknadel, in Charlottenburg geſucht, und kam erſt mit Einbruch der Nacht zurück. Thomas erzählte ihm ſeine Begegniſſe mit luſtiger Laune. „Damit mir aber“ — ſetzte er hinzu — „nichts Aergers hier widerfahre, ſo wollen wir morgen aufbrechen, und tiefer in die Welt hinein reiſen.“ —

Ein heilſamer Entſchluß für ihre Kaſſe! Denn die Wirthsrechnung war ſo beſchaffen, daß ſie an die Ehre, in einem großen Hotel logirt zu haben, eine Weile denken konnten.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Onkel. — Die Hofbedienung. — Das einſchläfernde Trauerſpiel.

In der kleinen Reſidenz eines kleinen Fürſten hatte Herr von Pampel einen reichen Verwandten, von dem er ſich Unterſtützung verſprach. Er richtete deßhalb ſeine Fahrt dahin, nahm auf der letzten Station Extrapoſt, um einen anſtändigen Einzug zu halten, und ſein Reiſegeld reichte gerade bis vor die Thür des alten Oheims.

Herr von Scharreiſen — dieß war ſein Nahme — hatte ſeit einiger Zeit eine heftige Antipathie gegen Poſthörner. Er lief immer mit Herzklopfen ans Fenſter, wenn er in der Nähe ſeines Hauſes eins ſchmettern hörte, und war jederzeit froh, wenn dieſe Muſik ihn nichts anging. Dieß Mahl kam er nicht mit dem bloßen Schrecken davon. Die Courierchaiſe hielt vor

der Thür, und mit Entsetzen erblickte er seinen brod- und heimathlosen Neffen, vor dessen Besuch ihm graute, seitdem er die öffentliche Versteigerung des Rittergutes Pampelhausen erfahren hatte. Er empfing ihn sehr frostig, und sein erstes Wort war die Frage: wie lange er bey ihm zu hausen gedenke. Thomas gab eine zweydeutige Antwort, die seines Oheims Angst wenig verminderte.

Wenn man die beyden Herrn Spillmagen *) — denn ihre Verwandtschaft schrieb sich von der Spille oder Spindel, das heißt: von der mütterlichen Seite, her — neben einander sah: so konnte man sich nicht enthalten, an die sieben fetten

---

*) Mage oder Magen, ein altdeutsches Wort, das einen Blutsfreund bedeutet. Daher gibt's Schwertmagen und Spillmagen.

und ſieben magern Kühe zu denken, von welchen dem König Pharao träumte. *) Herr von Scharreiſen war ein kleines Männlein, das im höchſten Grade die Darre hatte; doch war das nicht Krankheit, ſondern er machte nur an ſeinem Körper die Probe, wie weit man durch Geithunger die Abzehrung treiben könne. Seine gränzenloſe Geldliebe zu ſchildern, iſt folgender einzige Zug hinreichend. Er verſtopfte ſich, wenn er in öffentlichen Gärten ſpazieren ging, die Ohren mit Baumwolle, um zu den aufſpielenden Muſikanten, wenn ſie das Notenblatt herum trugen, ſagen zu können: „Ich gebe nichts, denn ich habe von eurer Bierfiedelei nichts gehört.“

Hätte Thomas nur irgend ein anderes Dach und Fach gewußt, er wäre gleich

*) 1 Moſ. 41, 17 — 21.

nach dem erſten Mittagsmahle, das ihm ſein gaſtfeindlicher Ohm auftiſchte, weiter gezogen. Es fiel ſo knauſerig aus, daß es ſogar hinter den dürftigen Traktamenten, die er vormahls unter Frau Juttens Zepter genoß, weit zurück ſtand. Der alte, ſchlaue Herr nahm ſich ſein in Acht, ſeinen bequemen und leckerhaften Neffen gut zu bewirthen. Er glaubte, Hunger und Durſt würden die beſten Druckwerke ſeyn, ihn bald wieder fortzuſchaffen; und ſie waren es wirklich.

„Herr Onkel" — ſprach er ſchon am zweyten Tage — „Sie haben wahrſcheinlich Einfluß bey Hofe. Könnten Sie mir wohl dort ins Brod helfen, damit ich Ihnen nicht zur Laſt fallen darf?" —

Herr von Scharreiſen zuckte die Achſeln. „Der Fürſt," antwortete er, „liebt und hält einen zahlreichen Hofſtaat, hat aber wenig Einkünfte; es iſt kein Glück

hier zu machen. Du ſollteſt dich lieber heute als morgen an andern Orten darnach umſehen.“

„Recht gern!“ ſagte Thomas. „Das Reiſegeld iſt mir nur, leider! ausgegangen. Wollten der Herr Onkel die Güte haben —“

„Um Gottes willen!“ fiel ihm dieſer haſtig ins Wort. „Ich kann dir mit keinem Pfennig unter die Arme greifen. Doch will ich augenblicklich einen Verſuch machen, ob ich Dir hier ein Dienſtchen verſchaffen kann.“ —

So trieb ein Keil den andern. Der Oheim ging ſchnell nach Hofe, und kam nach Verlauf einer Stunde mit dem heiterſten Geſichte zurück. „Mon Neveu,“ ſprach er, „ich freue mich, dich als Kammerjunker zu begrüßen. Der Fürſt war ſo gnädig, wie ich ihn noch nie geſehn habe. Er brachte mir, als ich deinetwegen kaum

den Mund geöffnet hatte, die Stelle gleichsam entgegen, nahm mein Erbiethen, dich ihm erſt vorzuſtellen, nicht an, verließ ſich ganz auf meine Empfehlung, und bewilligte dir mehr, als ich erwartete, nähmlich: dreyhundert Thaler Jahrgehalt und täglich freye Tafel bey Hofe.“ —

„Freye Tafel?“ — rief Thomas. „O, beſter Onkel, das iſt allerliebſt, das war gerade mein Wunſch! Ich danke tauſend Mahl —“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ihn der Alte. „Kleide dich nur geſchwinden, damit du Sr. Durchlaucht ſogleich aufwarten und ſchon heute Platz an der Tafel nehmen kannſt. Ich bin ohnedieß mit meiner Küche nicht auf dich eingerichtet.“ —

Die zuvorkommende Gnade des Fürſten wäre ein kleines Wunder geweſen, wenn ſie nicht ihren guten Grund gehabt hätte.

Seine

Seine Finanzen bedurften eben einer ſtarken Anleihe, die er bey dem Herrn von Scharreiſen zu machen geſonnen war. Um dieſem Antrage einen Weg zu bahnen, ergriff er mit beyden Händen die Gelegenheit, ſich den reichen Mann zu verpflichten. Ob übrigens das Negoz zu Stande gekommen iſt, das kümmert uns nicht, und gehört nicht hierher.

Der neue Kammerjunker that an der Hoftafel ſeinem ſtarken Nahrungstriebe ſo wenig Einhalt, daß dem Oberküchenmeiſter oft dabey die Haare zu Berge ſtanden. Wie karg die Hofhaltung geführt wurde, läßt ſich aus folgendem Vorfall ermeſſen.

Der Fürſt beſuchte täglich die Schauſpiele, die eine wandernde Truppe gab. Hinter ſeinem Stuhle ſtand, während der Vorſtellung, ein Kammerjunker, der nichts zu thun hatte, als ihm im dritten oder vierten Akt eine Taſſe Chokolate zu reichen,

die ein Hofkonditor im Schauspielhause kochte, und durch einen Bedienten in die fürstliche Loge schickte. Aus dessen Händen empfing sie der Kammerjunker, und präsentirte sie Sr. Durchlaucht.

Einst, als Herr von Pampel den Dienst hatte, blieb sie ungewöhnlich lange aus. Der Fürst sah sich mehrmahls darnach um, und fragte endlich: „Ist die Chokolate noch nicht da?“ Pampel nahm dieß für einen Wink, ihre Ankunft zu beschleunigen. Er eilte zum Konditor. Dieser war mit seiner Arbeit fertig; es fehlte nur an einem Bothen. Der Hoflakay, der dazu angewiesen war, ließ sich nicht sehn. In diesem Nothfalle war der dienstfertige Kammerjunker sogleich unbedenklich entschlossen, sich ein wenig zu erniedrigen, und den Chokolatenbecher selbst in die Loge zu tragen. Unter Weges kitzelte der Duft des Getränks seine Nase so lieblich, daß er sich

nicht enthalten konnte, davon zu koſten, und ehe er ſich's ſelbſt verſah, war die Taſſe rein ausgeſchlürft. Er erſchrak, blieb ſinnend ein Weilchen vor der Logenthüre ſtehn, ging dann zum Konditor zurück, und ſagte keck: die Chokolate habe dem Fürſten ſo trefflich gemundet, daß er ſich noch eine Taſſe ausbitten laſſe. „Das überraſcht mich!“ ſprach der Konditor. „Ich bin nicht darauf eingerichtet; denn ſeit Menſchengedenken haben Ihro Durchlaucht immer nur Eine Taſſe getrunken, und es paſſirt auch nur Eine in Rechnung. — Eh' ich nun wieder aus meinem Hauſe Chokolate hohle, und das Waſſer zum Sieden bringe, vergeht eine Stunde, das Schauſpiel iſt vorbey, und ich riskire überdieß, die Chokolate aus meinem Beutel bezahlen zu müſſen.“ — „Sie haben Recht!“ erwiederte der Kammerjunker, ſeine Verlegenheit verbergend. „Seyn Sie nur ru-

hig; ich werde den Fürſten beſchwichtigen.“ —

Er gieng raſch zu ihm. „Ew. Durchlaucht,“ ſprach er, „halten mir einen Fehler zu Gnaden, den ich aus Dienſteifer beging. Ich wollte, da gerade kein Bedienter bey der Hand war, die Chokolate ſelbſt vom Konditor hierher tragen, aber ich ſtrauchelt' in der Eil, und verſchüttete ſie. Doch der Konditor macht ſchon wieder Anſtalt —“

„Es mag nun bleiben!“ ſagte der Fürſt lächend, und gedachte der Sache nicht weiter.

Ein andres Mahl ging's unſerm Kammerjunker im Schauſpielhauſe viel unglücklicher. Es ward ein Trauerſpiel in Jamben gegeben; von wem? — das iſt dem Erzähler unbekannt; nur ſo viel weiß er gewiß, daß es nicht von Schiller war: ſonſt hätte das halbe Publikum nicht einſchlafen können, wie ſchon im zweyten Auf-

zuge geſchah. Selbſt der Fürſt ſchloß die Augen, und hinter ihm nickte Kammerjunker Pampel. Eine Weile gelang ihm die Kunſt, ſtehend zu ſchlafen; aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, fing an zu taumeln, wachte halb darüber auf, ergriff in der Angſt des Stürzens die fürſtliche Stuhllehne, und erſchütterte ſeinen gnädigſten Herrn ſo heftig, daß er ihn beynahe ſammt dem Stuhle umgeriſſen hätte. Der Fürſt hielt ſich noch ſchnell an der Brüſtung der Loge feſt; er wäre ſonſt, im Angeſicht ſeiner treuen Unterthanen, auf die lächerlichſte Weiſe zu Boden gefallen. Darüber aufgebracht, ſah er den bebenden Kammerjunker mit zornigen Augen an, und gebeth ihm, ſich zu entfernen.

„Das verdammte Trauerſpiel in Jamben!“ murmelte Thomas für ſich, und trat ab.

Möchte doch die warnende Geſchichte

dieſer durch Jamben bewirkten Schlafſucht dem Kandidaten der Theologie zu Ohren kommen, der neulich in Jamben gepredigt hat! *) Wenn das — nähmlich das Einſchlafen — am grünen Holz eines Schauſpiels geſchah, was ſoll am dürren einer Predigt werden! —

Dreyßigſtes Kapitel.

Das Reichskontingent. — Der Proviantwagen.

Der Fürſt war ein menſchenfreundlicher Mann. Es that ihm bald leid, wenn er dem Geringſten ſeiner Diener ein hartes

*) Zeitung für die elegante Welt vom vierten März 1806.

Wort gesagt hatte. Auch jetzt war sein Zorn schon vorüber, als er aus dem Schauspielhause zurück kam. Er ließ den Kammerjunker zu sich rufen, und empfing ihn mit einer heitern Miene.

„Lieber Pampel," sprach er, „ich will Ihnen wohl; allein Sie sehen selbst, daß Sie zu einem leichtgewandten Höfling nicht geboren sind. Schon Ihre Gestalt widerspricht der Idee, die man sich von einem Kammerjunker macht. Sie können sich daher, wie mich dünkt, in Ihrer Stelle nicht glücklich fühlen." —

„Nur jetzt" — stammelte Thomas — „nur jetzt erst fühl' ich mich unglücklich, seitdem Ew. Durchlaucht Ungnade —"

„Beruhigen Sie sich darüber!" versetzte der Fürst. „Ich zürne nicht mehr auf Sie. Es war ein verzeiblicher Fehler, bey dem heutigen Theaterstück einzuschlafen. Ich konnte mich dessen selbst kaum ent-

mehren. Aber auf der groſsen Weltbühne wird jetzt eine Tragödie aufgeführt, bey der man nicht einschlummern kann; man wird durch den Donner der Kanonen munter erhalten. — Wären Sie wohl geneigt, bey diesem Trauerspiel eine Rolle zu übernehmen?" —

Thomas verstand nicht, was sein Herr meinte, und bat um Erklärung.

„Ich muß, wie Sie wissen," antwortete der Fürst, „bey dem gegenwärtigen französischen Revolutionskriege ein Kontingent von hundert und funfzig Mann auf die Beine bringen und unverzüglich zur Werbung Anstalt machen. Die Lieutenantsstellen hab' ich einigen jungen Edelleuten zugedacht; aber noch fehlt mir ein tüchtiger Kapitän. Da mir nun Ihr Oheim gesagt hat, daß Sie vormahls in Kriegsdiensten gewesen sind: so bin ich darauf gefallen, sie zum Hauptmann und Anführer des kleinen

Trupps, mit dem Charakter als Major, zu ernennen.“ —

Der Kammerjunker erblaßte, bückte ſich, und rieb ängſtlich eine Hand mit der andern.

„An Muth fehlt's Ihnen gewiß nicht,“ fuhr der Fürſt ohne Unterbrechung fort, „und ſonſt wüßt' ich nicht, was Sie hindern könnte, den Poſten anzunehmen. Er iſt ehrenvoll, und kann Ihnen — des anſehnlichen Soldes, den ich Ihnen beſtimmen werde, nicht zu gedenken — mancherley Vortheile gewähren. Zeichnen Sie ſich durch Tapferkeit aus! Dann hängt's nur von Ihnen ab, bey irgend einer groſſen deutſchen Armee in Dienſte zu treten, und ſich zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtufen aufzuſchwingen.“ —

Der Kammerjunker hätte der Anwartſchaft auf einen Feldmarſchallsſtab von Herzen gern entbehrt; aber er ſchämte ſich,

ſeine Muthloſigkeit zu bekennen, und ſo blieb ihm nichts übrig, als den Antrag des Fürſten mit unterthänigſtem Dank anzunehmen. Er dachte: „Zeit gewonnen, viel gewonnen! Eh' es zum Ausmarſch kommt, wird Friede!“ —

Da man ihm nicht ins Herz ſehen konnte, galt er, als er ſeine neue, reich mit Gold geſtickte Uniform auf dem Leibe hatte, für einen rüſtigen Helden. Er trug ſich ſo martialiſch, und ſetzte beſonders ſeinen großen Treſſenhut, den ein ungeheurer Federbuſch krönte, ſo ſchief aufs rechte Ohr, daß man hätte ſchwören ſollen, er müſſe das Organ der Raufbegierde in einem ſeltenen Grade beſitzen. Auf der Wachparade war er ein ganzer Mann. Er ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, alle Soldatenzöpfe nach der Reihe, mit einem eigens dazu verfertigten Muſterſtabe, auszumeſſen, und er war im Stande, über ei-

nen nicht blank genug geputzten Kamaſchenknopf eine halbe Stunde zu fluchen.

Aber was half ihm dieſer Ordnungseifer? Seine Kompagnie behielt dennoch ein jämmerliches Anſehen; denn er konnte mit ſeinem Richtſtock kein Säbelbein gerade machen, und durch Flüche nicht die Berge verſetzen, die ſich mitunter auf dem Rücken ſeiner Mannſchaft befanden. Das ganze Corps, ſo klein es war, bildete gleichſam eine Probeſammlung aller Mißlaunen der Natur, die ſie hier und da am menſchlichen Körper ausläßt; und konnte man auch einen und den andern dieſer armen Wichte nicht geradezu einen Krüppel nennen, ſo war er wenigſtens, als Soldat betrachtet, ein Zwerg. Eine ſolche bewaffnete Geſellſchaft von Buckligen und Lahmen würde freylich gegen die preußiſche Garde wunderlich abſtechen; allein der Fürſt wollte die geſunde Blüthe ſeines Volks ſchonen, ſtellte

daher an den Gränzen Werber an, und ließ jeden Vagabunden annehmen, der nur irgend das Gewehr tragen konnte, und für ein gutes Handgeld freywillig Luſt hatte, ſich mit den Franzoſen herum zu ſchlagen oder — vor ihnen zu laufen. „Meine hundert und funfzig Mann," ſagte der Fürſt, „retten doch Deutſchland nicht, wenn ſie auch insgeſammt Rieſen wären." —

Der Herr Major verſchob es ſo lange als möglich, ſein Häuflein in marſchfertigen Stand zu ſetzen. Er hatte immer, wenn der Fürſt Aufbruch befahl, eine Menge Ausflüchte und Entſchuldigungen in Bereitſchaft; denn er hoffte von einem Tage zum andern, daß ein Friedens-Courier ankommen ſollte. Dagegen aber trafen wiederhohlte kaiſerliche Anmahnungsſchreiben ein, das Kontingent ohne längeres Säumen ins Feld zu ſtellen. Der Fürſt, durch die ewigen Winkelzüge ſeines Heerführers

ermüdet, befahl ihm nun mit Strenge, ſich ſchleunig zum Marſch zu rüſten, und ihn innerhalb drey Tagen, bey Vermeidung der Kaſſation und Feſtungsarreſtes, anzutreten. Da war nun nichts weiter zu machen; man mußte fort.

Der Proviantwagen des Majors war ein ſehenswürdiges Stück. Unter allen, hergleichen Magazinen dieſer Art glich ihm keins an Größe und Vollſtändigkeit. Daß er auf beyden Seiten mit Käſichen verſehen war, in welchen eine große Volksmenge gackernder Hühner und ſchnatternder Enten und Gänſe die Reiſe mitmachte, das verſteht ſich, als etwas Gewöhnliches, von ſelbſt; aber die darin blöckenden Kälber und Hämmel waren keine ſo gemeinen Paſſagiere. Der Wagen enthielt, mit Einem Worte, alle eßbaren Thiere, ſo gut als die Arche Noä; nur das Geſchlecht der Schweine war nicht lebendig vorhanden.

Seine Stelle vertraten aber zahlreiche Schinken und Würste, die an den Außenwänden des Wagens, nebst verschiedenen Flaschenfuttern und Speisekörben, herum hingen, weil sie im innern Raume nicht Platz hatten. Oben auf der Decke waren Betten, ein Kanapee und ein Großvaterstuhl aufgepackt.

Da dieser zum Theil offne Markt von Lebensmitteln leicht hätte bestohlen werden können, so ließ ihn der Major auf dem Marsche nicht aus den Augen. Die Kompagnie ging immer eine Stunde Weges voran; ihr Kommandeur ritt neben seinem Proviantwagen, um ihn zu bewachen, und Hunger und Durst zu stillen, sobald sie ihn anwandelten.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Die Schlacht. — Der Trommelſchläger. — Die Marketenderin.

Auf dem Marſche fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Kompagnie hatte ſich aber kaum an die Armee angeſchloſſen, da kam es gleich zu einer Schlacht, als hätte man nur auf unſern Helden gewartet. Glücklicher Weiſe ſtand das Corps, zu dem ſein Fähnlein gehörte, tief im Hintertreffen, und es war, nach der Lage der Umſtände und der Meinung aller Kriegserfahrnen, nicht wahrſcheinlich, daß ſich das Gefecht bis dahin erſtrecken würde. Dennoch ward ihm beym Aufmarſch grün und gelb vor den Augen, und er konnte ſich vor Zittern und Zagen faſt nicht im Sattel erhalten. Bey dem allen ſpielte er den Eiſenfreſſer, hieb mit ſeinem blanken Schwerte gräßlich in die Luft, und ſchwor, die Franzoſen in

Krautbissen zu hacken. Einigen Trost gewährte ihm sein geheimer Panzer, den er unter der Uniform trug. Er bestand aus zollhohen Lagen von angefeuchtetem Löschpapier, die um den Leib herum befestigt, und besonders auf dem Rücken doppelt dick angeschnallt waren. Kammerdiener Blaffert (der seinem Herrn auch in den Krieg folgte, und nebenbey, als angestellter Kompagnie-Chirurgus, die ungesunden Leute noch kränker machte) hatte diesen Harnisch, wo nicht erfunden, doch wenigstens anempfohlen, und rühmte von ihm, er sey hieb- und kugelfester als Stahl und Eisen.

Unvermuthet schnell begann die Schlacht mit einem Kanonenschuß. Major Pampel fuhr auf seinem Rosse hoch auf, stieß ihm beyde Spornen in die Flanke, und jagte, was das Zeug hielt, nach einer Gegend, wo er das Sprichwort: „weit davon ist

gut

gut vor dem Schuß," bewährt zu finden hoffte.

„Was Teufel! wo wollen Sie hin?" rief ein General, der in der Nähe hielt.

Pampel hatte nicht Zeit, zu antworten; er sprengte fort, seine treue Kompagnie lief ihm nach, und so ging's im Fluge einem Hügel hinauf, hinter dem er sicher zu seyn glaubte. Indem er aber auf der andern Seite wieder hinab galoppirte, kamen ihm, o Schrecken! zehn oder zwölf Franzosen entgegen, deren Väter wahrscheinlich bey Roßbach ausgerissen waren, und ihren Geist auf ihre Söhne vererbt hatten. Sie entsetzten sich über den gewaltigen deutschen Helden, wie er über sie, wandten sich plötzlich, und flohn schneller vor ihm, als er vor ihnen fliehn konnte, weil sich sein plumpes, hartmäuliges Streitroß nicht auf der Stelle halten und lenken ließ. Er hetzte daher wider seinen Willen einige Schritte

hinter den Flüchtlingen her; sie blickten ängstlich zurück, sahn die ganze Kompagnie vom Hügel herab stürzen, warfen die Gewehre weg, und riefen: „Pardon!“ Nun wußte der tapfre Major, was er zu thun hatte. Er brüllte schrecklich in französischer Sprache: „Steht und ergebt euch!“ Sie gehorchten; er nahm sie, mit Hülfe seiner Kompagnie, gefangen, führte sie weit vom Schlachtfelde hinweg, und verweilte an einem sichern Orte, bis sich der Sieg für die Deutschen entschieden hatte.

Jetzt zog er mit seinen Gefangenen im Triumph auf, und rühmte sich großer Thaten. Der kommandirende General schüttelte bedenklich den Kopf. Man wolle für dieß Mahl, sprach er, die Sache nicht scharf untersuchen; aber künftig möge der Herr Major seinen unzeitigen Muth und sein Pferd im Zaum halten, und seine Schuldigkeit auf dem Schlachtfelde thun, damit

das ganze Heer von ſeiner Tapferkeit Zeuge ſeyn könne. — Er brach hier ab; doch ein drohender Finger ſprach ſeine verſchwiegenen Gedanken deutlich genug aus, und der Major entfernte ſich mit ſtummer Beſtürzung.

Die Franzoſen wichen; die Deutſchen rückten vorwärts. Herr von Pampel hielt ſich nun wieder, nach ſeiner Gewohnheit, bey der Bagage auf, und hüthete ſeinen Küchenwagen.

Dieſer war eines Tages mit ſo entkräfteten Thieren beſpannt, daß er weit hinter dem übrigen Gepäck zurück blieb. Der Major und ein zwölfjähriger Bauerknabe, der das Geſpann lenkte, befanden ſich allein auf der Heerſtraße, die, ſo weit das Auge trug, menſchenleer war. Aber, auf Ein Mahl ſprang aus einem Gebüſche, das ſich am Wege hinzog, ein verlaufener franzöſiſcher Tambour hervor, und ſchlug aus Lei-

beſtrâften die Trommel. Herr von Pampel ließ vor Schrecken eine volle Rheinweinflaſche, die er eben an den Mund ſetzte, aus der Hand fallen, und nahm, wie vom Satan gehohlt, Reißaus. Der kleine Fuhrmann beſann ſich einen Augenblick, ob er den Trommelſchläger, der nicht viel älter war als er ſelbſt, Stand halten wollte. Da ihm aber Jener mit gezogenem Säbel zu Leibe ging, floh er auch, und der junge Franzmann ſah ſich, ohne Schwertſtreich, im Beſitz einer anſehnlichen Beute, die er ohne Verzug in Beſchlag nahm. Er warf ſich aufs Sattelpferd, führte den Wagen ins Gebüſch, und verſchwand. Was weiter damit geworden iſt, weiß man nicht. Der Major hörte und ſah von ſeinen Mund- und Magenſchätzen nichts wieder.

Dieſe gewaltſame Entführung des Gegenſtandes ſeiner zärtlichſten Liebe koſtete ihn bittere Thränen. Er war unerſetzlich,

dieſer Verluſt! Solche köſtliche Leckerbiſſen waren auf dem ausgezehrten Kriegsſchauplatze nicht wieder zu bekommen, wenn man ſie auch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Der Geplünderte ſchickte ſofort an ſeinen Fürſten einen kläglichen Bericht, worin er für gut befand, den kleinen Trommelſchläger in eine Streifpartey von zweyhundert Mann zu verwandeln. Dieſe kühne Schöpfung erwarb ihm eine nahmhafte Entſchädigungsſumme.

Er hatte ſich bisher um die Marketender und öffentlichen Feldköche, die den Schweif der Armee ausmachten, wenig bekümmert; denn er, der bekannte Verfaſſer eines Kochbuchs, übte ſeine Kunſt praktiſch, und kochte ſich ſelbſt. Da ihm aber der verteufelte Tambour das Handwerk gelegt und nichts übrig gelaſſen hatte, was er in den Topf oder an den Spieß ſtecken konnte: ſo mußte er ſich nun auch, wie ſeine

Kameraden, mit den fliegenden Garküchen bekannt machen. Er ging von einer zur andern; doch, da er ein scharfer und — was nicht immer der Fall ist — gelehrter Kritikus war, so fand er nirgends Befriedigung.

Ein einziges Speisezelt war noch nicht rezensirt, und er versprach sich, indem er hinein trat, von ihm so wenig als von den andern. Aber schon die Suppe flößte ihm eine bessere Meinung ein, und die folgenden Gerichte waren seines hohen Beyfalls noch würdiger. Diese angenehme Ueberraschung konnte er nicht in seinem Busen verschließen. „Ich muß aufrichtig bekennen," rief er laut, „daß ich fast in meinem Leben an einem öffentlichen Tische nicht so gut speißte, wie hier. Ein einziges Gasthaus nehm' ich aus, das ich als Student in * * frequentirte. Da aß man vortrefflich! Nur Schade, daß der Wirth,

Namens Schnick, — ich weiß nicht, ob ihn vielleicht jemand von Ihnen, meine Herren, gekannt hat — ein grober Geſell war, der ſeine Gäſte nicht artig behandelte. Aber, was er verdarb, das machte ſeine Tochter Trudchen wieder gut. Das war ein Kernmädchen! Gott geb' ihr heut einen guten Tag!“ —

Er ſtürzte jetzt, zu Ehren ſeiner verjährten Liebſchaft, einen Römer Wein aus; und indem er zugleich mit den Augen aus dem bauchigen Glaſe trank, kam die Feldwirthin, die im nahen Kochzelte ſeine Worte gehört hatte, eilig gelaufen. „Wer ſprach von Trudchen Schnick?“ fragte ſie, und überflog die Tiſchgeſellſchaft mit neugierigen Blicken. Der Major ſchrak zuſammen. „Ich war's,“ ſprach er mit furchtſamer Stimme; ſeine Geſichtsfarbe verwandelte ſich, und er ſtarrte, wie verſteinert, die Fragende an.

Sie ſtieß einen Schrey des Erſtaunens aus. „Iſt's möglich?“ rief ſie begeiſtert: „Wenn ich nicht träume, ſo ſeh' ich meinen alten Freund, den Herrn von Pampel, vor mir!“ —

„Ja — nicht anders — ſo heiß' ich“ — antwortete der beklommene Major.

„Und ich bin Trudchen Schnick!“ fiel die Marketenderin ein.

„O meine unvergeßliche Freundin!“ rief Pampel, und taumelte vom Stuhl auf, und umarmte ſie in der Angſt ſeines Herzens. Die ſämmtlichen benebelten Gäſte entheiligten dieſe rührende Scene durch ein unauslöſchliches Gelächter. Trudchen riß ſich los, und flog aus dem Zelte.

Pampel war Willens, ſich in der Stille fortzumachen, um wenigſtens vor der Hand ein Geſpräch unter vier Augen zu vermeiden, und den Vorwürfen auszuweichen, die er beſorgte. Aber Trudchen verſtand es,

ihn auf ſeinem Platze zu feſſeln. Sie ſandte ihm eine Flaſche vortrefflichen Steinwein, mit der Bitte, ſie auf ihre Geſundheit zu trinken. Er konnte dieſer Höflichkeit nicht widerſtehen, und ſie war ihm eine glückliche Vorbedeutung, daß die milde Geberin ſäuberlich mit ihm verfahren würde.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Bunſchgeſellſchaft. — Die Ueberfälle.

Die Gäſte verließen nach und nach das Zelt; nur der Major ſaß noch, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, bey ſeiner Flaſche. Da erſchien Trudchen.

Er wollte ſich ſo geſchwind als möglich die Laſt vom Herzen wälzen, und begann

ſogleich mit mühſam ausgedachten Entſchuldigungen ſeines Wortbruchs; aber Trudchen fiel ihm ſchnell in die Rede, ertheilte ihm lachend den vollkommenſten Ablaß, und bat ihn, der alten, abgethanen Sache nicht weiter zu erwähnen.

Mit leichtem Sinn fragte er nun nach den bisherigen Begebenheiten ihres Lebens.

Davon gab's wenig zu berichten. Das Merkwürdigſte war der Tod ihres Vaters, der ſie bewogen hatte, die nach und nach gefruchtete Wirthſchaft in der Univerſitätsſtadt aufzugeben, und ein beſſeres Glück im Kriegsgetümmel zu ſuchen. Dann erzählte Herr von Pampel des Schickſals Ballſpiel mit ihm, und ſeine Freundin ward nicht fertig, ſich über ſeine neueſte Verwandlung in einen Helden zu wundern.

Bald nach dieſem Tage rückte die Armee in Winterquartiere. Der Major brachte nun alle ſeine Zeit in Trudchens Speiſe-

hauſe zu, und empfing auch von ihr in ſeiner Wohnung Gegenbeſuche. Sie ließ ihn unentgeldlich über Küche und Keller gebiethen, und er fing nun allmählich an, ſich über den Verluſt ſeines Proviantwagens zu tröſten. Wer die beyden Leute, ohne ſie zu kennen, beyſammen ſah, mußte ſie für Geſchwiſter halten: ſo vertraut, und doch dabey ſo unleidenſchaftlich, gingen ſie mit einander um, und ſo ähnlich waren ſich ihre Geſtalten geworden. Trudchen, nun einige dreyßig Jahre alt, war eine der rundeſten Marketenderinnen bey der deutſchen Armee.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht ſaßen ſie mit einander, im Quartier des Majors, bey einer Schale Punſch, und waren fröhlich und guter Dinge. Auch Blaſſert war zur Geſellſchaft gezogen worden, und belebte ſie durch Harlekinaden. Aber plötzlich ward ihre Freude geſtört. Es geſchah

in der Ferne ein Flintenſchuß; ein Trompeter jagte, Lärm blaſend, durch's Dorf; mehrere Stimmen riefen: „Die Feinde kommen!“ —

„Allmächtiger Gott! was fang' ich an?“ ſchrie der Major, und rang die Hände über der Nachtmütze.

„Welche Frage!“ ſprach Trudchen. „Da iſt in der Welt nichts zu thun, lieber Freund, als daß Sie ſich geſchwind ankleiden, zu Pferde ſteigen, Ihre Leute ſammeln, und ſich dem Feinde muthig entgegen werfen.“ —

„Wenn's nur nicht Nacht wäre!“ ſeufzte Herr von Pumpel. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund! — Am Tage ſollten ſie nur kommen, die Teufelskerl! — da wollt' ich kurzes Federleſen mit ihnen machen! — Aber bey Nacht — das iſt dumm! Man ſieht keine Hand vor den Augen; nichts als den Tod!“ —

„Ach, das ſind Poſſen!“ ſprach Ger-

trude, und vereinigte ſich mit dem Kammerdiener, den Major aus ſeinen Nachtkleidern heraus zu ſchälen, und in die Uniform zu bringen. Aber er widerſetzte ſich ihren Bemühungen mit Gewalt, entriß ſich ihren Händen, rannte die Bodentreppe hinauf, und kroch ins Heu. Gertrude verfolgte ihn mit Bitten und Beſchwörungen, ſich nicht zu entehren, und der Verachtung und Schande Preis zu geben. Alles vergebens! Er arbeitete ſich immer tiefer in den Heuhaufen hinein, und antwortete nicht.

Da die wackre Marketenderin ſah, daß ſich durchaus kein Fünkchen Muth in ihm anfachen ließ, eilte ſie wieder vom Boden herunter, und entſchloß ſich, die Ehre der feigen Memme, mit eigner Lebensgefahr, zu retten. „Blaſſert,“ rief ſie, „laufen Sie geſchwind in den Stall, und laſſen Sie des Majors Dienſtpferd ſatteln! Ich will's für

ihn beſteigen, — ich kann reiten wie ein Huſar — und alle Welt ſoll mich, mit Hülfe der Nacht und ſeiner Kleider, für ihn anſehn. Das iſt der einzige Weg, den ſchwachen Mann bey Ehren zu erhalten. Schwören Sie aber, daß Sie ihn nicht verrathen wollen!" —

Blaffert ſchwor, betrieb das Sattein, und nach fünf Minuten ſtand das Pferd vor der Thür. Indeſſen hatte ſich Gertrude ſchon geſtiefelt und geſpornt, des Majors Uniform über ihre Kleider gezogen, und den Säbel umgeſchnallt. Sie verhüllte ſich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem großen Reitesmantel, drückte den Officiers-hut tief ins Geſicht, und ſtieg, mit ſo glücklicher Nachahmung der Unbehülflichkeit des Majors, zu Pferde, daß ſelbſt der Reitknecht ſeinen Herrn nicht vermißte.

Mittler Weile hatte ſich, durch Trompeten und Trommeln geweckt, die Kompag-

nie geſtellt, und wartete nur auf ihren Anführer. Da kam Gertrude geſprengt, ſetzte ſich an die Spitze, und kommandirte mit einer fetten Baßſtimme: „Marſch!“ Der Zug ging vorwärts; der After-Major brüllte wie ein Löwe; mehrere Truppen ſtrömten aus den nächſten Gegenden herzu, und ſchloſſen ſich an den Vortrab an. Das feindliche Corps ſah ſeine Abſicht, die Deutſchen in ihren Quartieren zu überfallen, verfehlt, und zog ſich eilend zurück. Einige franzöſiſche Soldaten, die ſich in der Dunkelheit verirrt hatten, geriethen unter die Mannſchaft, die das Heldenweib tapfer anführte, und gaben ſich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen.

Siegreich, und von jedermann für den Major Pampel gehalten, kehrte Gertrude zurück. Es war aber ein Glück für ſie und ihren Freund, daß der Vorfall nicht länger gedauert hatte; denn der Morgen

dämmerte ſchon. Sie eilte vom Pferde auf den Heuboden. „Wer kommt denn?“ rief's ängſtlich aus einem Schober. „Die ganze franzöſiſche Armee!“ donnerte ſie, und marſchirte mit ſo kräftigen Soldatenſchritten auf den belebten Heuhaufen los, daß die Hütte unter ihr bebte.

Pampel, der von ihrer Verkleidung und Heldenthat noch kein Wort wußte, war bey dieſem Getöſe faſt des Todes, und verkroch ſich ins tiefſte Heu. Sie mußte ihn mit ihrer natürlichen Stimme hervor locken. Da wagte er ſich denn aus ſeinem Versteck, und lächelte ferlenvergnügt, als ſie, mit launiger Prahlerey auf den Degen ſchlagend, den Sieg berichtete, den ſie unter ſeinem Nahmen erfocht. Sie gab ihm nun ſeine Montirungsſtücke zurück, und bat ihn dringend, ſich auf der Stelle dienſtmäßig zu kleiden, damit nicht etwa die Nachtmütze noch an ihm zur Verrätherin würde.

würde. Er folgte, und that sehr klug; denn als er, gestiefelt und gespornt, die Bodentreppe herunter stieg, kamen ihm schon einige Officiere entgegen, die theils Rapporte brachten, theils ihn über seine Tapferkeit bekomplimentirten. — „Keine Lobsprüche, meine Herren!“ war seine Antwort. „Ich that nichts, als meine Pflicht, und wünschte nur, es beliebte den Franzmännern, jetzt am hellen Tage mit uns anzubinden; da wollten wir ihnen die Nase noch besser waschen! Ich war eben auf dem Boden, und sah mich nach ihnen um; aber sie hüthen sich, zum Vorschein zu kommen.“ —

Nicht lange hüthete sie sich! — Nur ungefähr acht Tage hielten sie Ruhe, um die Deutschen sicher zu machen, und unternahmen dann einen neuen nächtlichen Ueberfall. Herr von Pampel und seine Traute punschten eben wieder mit einander, als

Lärm wurde. Ihr Schrecken war minder heftig, als eine Woche zuvor. Sie wußten ſchon, was ſie zu thun hatten. Die Rollen waren nun einmahl ausgetheilt, und man ſpielte ſie, ohne viel darüber zu ſprechen. Der Major ſchlich auf den Heuboden; Gertrude ſchwang ſich aufs Roß.

Die Franzoſen griffen dieß Mahl ernſtlicher an, drangen zahlreich und muthig vor, machten ein lebhaftes Gewehrfeuer, und eine der erſten Kugeln, die ſie den Deutſchen zuſchickten, ſtürzte Gertruden vom Pferde. Sie war tödtlich verwundet, und verſchied auf der Stelle. —

Gegen Morgen ward der Feind zurückgeſchlagen, und ihr Leichnam unter mehrern Todten auf dem Wahlplatze gefunden. Jedermann ſah ſie, da der Tag nur erſt graute, für den Major an, und einige Soldaten trugen den erſtarrten Körper in ſein Quartier. Hier drängten ſich

viele Menſchen herbey; die verhüllte Leiche ward entkleidet, und unbeſchreiblich war das Erſtaunen, als man, ſtatt des Majors, ein Weib — die wohlbekannte Marketenderin — fand.

„Wo iſt Sein Herr?“ rief mit Heftigkeit ein anweſender Officier, als Blaſſert jetzt athemlos ins Haus ſtürzte. Der Kammerdiener konnte ſich, bey dem unerwarteten Anblick des Leichnams, vor Beſtürzung kaum faſſen, und antwortete zitternd: der Herr von Pampel müſſe gefangen oder noch in der Verfolgung des Feindes begriffen ſeyn. „Ja, das ſah' ihm ähnlich!“ verſetzte der Officier mit bitterm Hohnlachen, und durchſuchte haſtig alle Winkel des Hauſes. Er ging auch zuletzt auf den Boden. Der Held im Heu, der ganz ſicher glaubte, Gertrude komme, um ihm wieder einen Siegsbericht abzuſtatten, raſchelte ſogleich, als er Fuß-

tritte hörte, aus seinem Schlupfloche hervor, und ward dadurch augenblicklich entdeckt. Er hatte, weil es auf dem Boden kalt war, den Pelzmantel der Marketenderin um sich geschlagen. Der Officier warf ihm ein paar verächtliche Worte zu, und eilte dann fort, um dem Oberbefehlshaber die Geschichte zu melden.

Herr von Pampel ging mit schwerem Herzen vom Boden herunter, und weinte noch bey der Leiche seiner treuen Freundin, als ihm der Degen abgefordert und Arrest angekündigt wurde. Gertrud erhielt ein ehrenvolles Begräbniß, und der Major, nach kurzer Untersuchung, einen nicht sonderlich ehrenhaften Abschied.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Dieſe unglücklichen Begebenheiten erſchütterten unſern Helden und ſeine ſorgloſe Gemüthsruhe. „Blaſſert! Blaſſert!“ rief er ſeufzend: „nun reut mich's ernſtlich, daß ich Hab' und Gut durch die Gurgel jagte! — Wovon ſoll ich künftig leben? — Graben mag ich nicht, auch ſchäm' ich mich zu betteln; und am Ende muß doch eins von beyden geſchehn. — Ach, ſetzte mich das Glück nur noch ein einziges Mahl in meinem Leben auf einen grünen Zweig; ich wollte mich gewiß durch kluge Sparſamkeit darauf erhalten!“ —

Das Glück ſtellte ihn auf die Probe. Er bekam — indem er eben von der Armee abreiſen und auf Gerathewohl in der Welt herumſtreifen wollte — die Nachricht, daß ſein Oheim, ohne Teſtament,

geſtorben ſey. Nun hing der Himmel wieder für ihn voll Geigen. Er war der nächſte Verwandte, und die Erbſchaft ſein, wenn ſich auch alle Prozeßſchmiede und Flauſenmacher auf Erden gegen ihn verſchworen hätten.

Ein verdrießlicher Nebenumſtand war der: daß die Erbſchaft an dem Orte gehoben werden mußte, wo ſeine Flucht auf den Heuboden aktenkundig und jedem Kinde bekannt war. Aber, trotzend auf die Zaubermacht des Reichthums und auf die Gewohnheit der meiſten Menſchen, ſich vor Geldſäcken zu bücken, reiſte er in Perſon dahin, fand überall freundliche Geſichter und krumme Rücken, doch keinen ſo beträchtlichen Nachlaß, als er ſich eingebildet hatte: denn ſeine Rechnung ging auf Tonnen Goldes, und der ganze Braß beſtand höchſtens aus zwanzig tauſend Thalern.

Alle Menſchen, die den Herrn von Scharreiſen gekannt hatten, behaupteten: er ſey wenigſtens fünfmahl reicher geweſen, und müſſe ſeinen Schatz irgendwo in Verwahrung gegeben haben. Es geſchah daher durch die Zeitungen ein gerichtlicher Aufruf: daß ſich jeder, der Geld oder Geldes Werth, als anvertrautes Gut, von ihm in den Händen hätte, damit melden und es ausliefern ſolle. Es erſchien aber niemand; denn ſie, die er wahrſcheinlich zu ſeiner Schatzbewahrerin erkoren hatte, die alte Mutter Erde, las die Zeitungen nicht, und gab alſo das empfangene Depoſitum auch nicht zurück.

Herr von Pampel, der ſich bey allen Katalitäten leicht beruhigte, riß ſich auch jetzt die wenigen Haare, die dem alternden Zechbruder noch übrig geblieben waren, nicht aus dem Kopfe. Er nahm, was ſich fand, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in einer

gröſſern Hauptſtadt auf, weil dort alle nur erſinnliche Delikateſſen zu bekommen waren, und ihm nicht jeder Narr ins Geſicht ſah, wenn von Heuſchobern geſprochen wurde. Blaffert, der ſeine Stelle als Kompagnie-Chirurgus niedergelegt hatte, war ſein Begleiter. Er wollte ſich zwar, nach der Verabſchiedung des Majors, von ihm trennen, konnte dieß aber nicht über ſein weiches Herz bringen, als einem guten Herrn die Erbſchaft zufiel.

Uebrigens beſtand Herr von Pampel in der Probe, auf die ihn das Glück geſtellt hatte, gerade ſo, wie es von ihm zu erwarten war. Er lebte flott in den Tag hinein, als ob er den großen Mogul beerbt hätte. Nichts in der Welt war ihm zu theuer, wenn es nur gut ſchmeckte. Blaffert trug auch das Seinige redlich dazu bey, dem Gelde des Herrn von Schnarrelſen, das in langer Gefangenſchaft ge-

weſen war, Freyheit und Flügel zu ſchaffen. Ein feiner Theil gerieth freylich auch bey ihm wieder unter Schloß und Riegel; aber den Reſt ließ er nicht im Kaſten verſchimmeln, ſondern brachte ihn ſehr thätig unter die Leute. Sein raſtloſer Eifer, gute Weine für den Major auszuſpüren, war gleichſam eine neue Auflage des alten Geſchichtchens von dem reiſenden Zecher, der ſeinen Diener immer voran reiten, den beſten Wein auskoſten, und da, wo er ihn fand, das Wort EST über die Thür ſchreiben ließ, bis ſich endlich der Herr in Italien zu Tode becherte, und ihm der Diener einen Denkſtein mit der bekannten Grabſchrift ſetzte:

Est, est, est!
Propter nimium Est
Dominus meus mortuus est.

Unſer Bacchusſohn hielt ſich zwar tapfer genug, daß er keiner Grabſchrift be-

durfte; aber auf ſein Vermögen konnte man bald eine dichten. Es verſchied in der Blüthe ſeines Lebens, das höchſtens vier oder fünf Jahre gedauert hatte.

„Mein Herr Major," ſprach Blaſſert eines Tages, „ich muß Ihnen die unangenehme Meldung thun, daß wir in Summa Summarum nur noch fünfhundert Thaler in Kaſſe haben." —

„Wie? was?" fuhr Pampel auf: „Fünftauſend will Er etwa ſagen, und auch das wäre noch verdammt wenig!" —

„Fünfhundert, ſage' ich, Herr Major, und es iſt nicht anders." —

„Da ſchlag der Donner drein! Zwanzigtauſend Thaler vertrunken, und in dieſem Augenblicke noch durſtig! — Nun, was hilft's? Ich jage mir deßhalb keine Kugel durch den Kopf. Fortuna und ich ſind gute Freunde; ſie wird ſchon weiter für mich ſorgen." —

„Ganz gewiß, Herr Major! Aber, wenn Sie erlauben, ſo geh' ich in meine Heimath, um mich Ihnen aus dem Brode zu ſchaffen.“ —

„Ey, ſich doch!“ rief Herr von Pampel: „Was du für ein gutherziges Männchen biſt! — Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet. Haſt du mit mir geſchwelgt, ſo kannſt du auch mit mir hungern! Doch dahin ſoll's nicht kommen. Ich will mich zuſammen-nehmen, will meine Talente geltend machen. Bin ich denn nicht etwa in hundert Fächern zu brauchen? Ich bin Rechtsgelehrter, Soldat, Hofmann — kurz, was man nur will. Es müßte doch, beym Teufel! mit Zauberey zugehn, wenn ich nicht wieder an einem Hofe mein Unterkommen finden ſollte. Drum eingepackt und fort! Jetzt haben wir noch ein Bißchen Geld, daß wir Wind machen können, und das iſt die

Hauptſache! Auf des Windes Flügeln hat ſich ſchon Mancher gehoben.“ —

Es war ein ärgerlicher Umſtand, daß ſich Herr Blaffert mit ſeinen geheimen Priſengeldern nicht auf die Seite machen und ſein eigner Herr ſeyn konnte. Doch, da ſich dieß, ohne Verdacht zu erwecken, nicht hartnäckig durchſetzen ließ, ſo nahm er ſich vor, es noch eine Weile mit anzuſehn. Wer weiß denn auch, waren ſeine Gedanken, ob es nicht vortheilhaft für mich iſt, wenn ich ausharre. Der Major hat tolles Glück, und kommt vielleicht, wie man eine Hand umkehrt, wieder ſo in die Wolle, daß man ihn noch beſſer rupfen kann, als bisher.

Unter dieſen Troſtgedanken packte er die Koffer, und ſie fuhren, ohne feſten Plan, von dannen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Golgatha, das iſt verdeutſchet Schädelſtätt.

Das Glück, mit dem unſer Held in dem freundſchaftlichſten Vernehmen zu ſtehen behauptete, ſchien Anfangs doch nicht geneigt, ihm auf ſeiner Wallfahrt von Land zu Land Geſellſchaft zu leiſten. Er zeigte ſich an verſchiedenen Höfen; allein man hatte nirgends Luſt, ihn ſo zu verſorgen, wie er es wünſchte. Durch ſeine poſſirliche Geſtalt in gute Laune verſetzt, geruhten an einigen Orten die hohen Herrſchaften, gnädigen Scherz mit ihm zu treiben, und ihm Aemter anzutragen, die zu ſeiner Wohlbeleibtheit nicht paßten, wenn ſie auch an ſich ſelbſt für einen Edelmann und geweſenen Stabsofficier nicht unſchicklich geweſen wären. So erbot ihm, zum Beyſpiel, ein junger, luſtiger Fürſt, die Stelle eines Oberhofläufers und Directors einer

Pflanzſchule für junge Läufer, mit der Bedingung, daß er, in Perſon, die ihm untergebenen Zöglinge in der Laufkunſt unterrichten ſollte.

Sein Wunſch und Wille war, als Oberſchenk und Oberküchenmeiſter angeſtellt zu werden; doch nicht als bloßer Figurant bey außerordentlichen Hof-Feſten, ſondern mit wirklicher Beſtallung zur Oberaufſicht und Vollgewalt über Keller und Küche. Um ſeine Tüchtigkeit zu einem ſolchen Amte zu beweiſen, überreichte er fleißig die vor mehrern Jahren mit Proteſt zurück erhaltenen Prunkexemplare ſeines Kochbuchs. Allein auch jetzt machte dieß Werkchen keinen erſprießlichen Eindruck. Es ward allenthalben mit Lächeln bey Seite gelegt.

Endlich kam er an einen Hof, wo die Taſelgenüſſe mehr als irgendwo geliebt wurden. Hier blühte ſein Glück. Der

Fürſt ließ ihn, nach Empfang des Kochbuchs, zu ſich rufen, und that ihm die Eröffnung: er ſey nicht abgeneigt, ihn in Dienſte zu nehmen, wenn ſich, bey der mit ihm vorher anzuſtellenden Prüfung, hervor thäte, daß er die nöthigen Fähigkeiten beſitze. „Sie haben mir zwar,“ fuhr er fort, „ein gutes Kochbuch überſandt, das recht artige Ideen enthält, und viel Küchengenie zeigt; doch wer ſteht mir dafür, daß Sie der Verfaſſer deſſelben ſind? Könnten Sie ſich nicht — ich ſetze nur den möglichen Fall — der Feder eines Andern bedient haben?“ —

„Ew. Durchlaucht halten mir zu Gnaden,“ antwortete Pampel, „das that ich, bey meiner Ehre! nicht. Es iſt von Anfang bis zu Ende mein eignes Produkt, und ich wäre jetzt, da ich meiner Lieblingswiſſenſchaft unabläſſig obgelegen habe, ſehr wohl im Stande, eine verbeſſerte und

doppelt vermehrte Ausgabe meiner Schrift zu veranſtalten.“ —

„Das glaub' ich, mein Lieber!“ verſetzte der Fürſt: „Allein, wenn ich einmahl Mißtrauen hegte, ſo würden Sie es auch dadurch nicht heben; denn die fremde Feder könnte doch abermahl mit im Spiele ſeyn.“ —

„Nun, ſo erbieth' ich mich in Unterthänigkeit, Probe zu kochen,“ ſagte der ehemahlige Stabsofficier.

„Das würde näher zum Ziele führen,“ entgegnete der Fürſt: „ich geſteh' aber, daß ich ſeit einiger Zeit, bey der Wahl und Annahme meiner Diener, auf Specimina nicht mehr achte. Die neue, treffliche Erfindung, den innern Gehalt des Menſchen durch die Organe des Gehirns zu erforſchen, gibt einen viel kürzern und unfehlbarern Weg an die Hand. Haben Sie vielleicht ſchon jemahls Ihren Kopf der

Unter-

Unterſuchung eines Schädelprüfers unterworfen?“ —

Herr von Pampel ſah den Fürſten ſtarr an, und ſagte ſchüchtern Nein, ohne die Frage verſtanden zu haben. Er wußte von der damahls noch wenig bekannten Schädellehre des Doktors Gall ſo viel als ein neugebornes Kind, und es überlief ihn ein kalter Schauer, als ihm jetzt von ungefähr im fürſtlichen Zimmer, wo er aus Reſpekt noch nicht um ſich geſchaut hatte, ein Tiſch in die Augen fiel, der mit zehn oder mehrern natürlichen Todtenköpfen aufgeputzt war. „Gott ſey mir gnädig!“ ſprach er in ſeinem Herzen. „Dieſe hohlen Schädel gehörten wohl gar Leuten, die ſich vor mir um die Oberküchenmeiſterſtelle bewarben, oder ſie übel verwalteten!“ — Bey dieſem Gedanken ward er bleich, und ſeine Knie ſchlotterten.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte der Fürſt.

„O ja, durchlauchtigſter Herr!“ antwortete Pampel mit bebender Stimme, und ſchielte ängſtlich nach dem kleinen Kirchhofe hin.

„Sehen Sie,“ — ſprach der Fürſt, und zeigte mit der Hand nach ſeinem Golgatha — „dieſe ſtummen Herolde der Sterblichkeit ſind jetzt meine liebſten Geſellſchafter und meine Lehrer im Fache der Menſchenkenntniß. Doch bin ich in dieſer Kunde noch nicht ſo feſt, daß ich mich, ohne Furcht vor Irrthum, auf mich ſelbſt verlaſſen kann: ich würde ſonſt auf der Stelle Ihren Kopf unterſuchen, und mit Einem Worte entſcheiden, ob Sie zu dem Amte eines Oberküchenmeiſters taugen oder nicht. Vor der Hand muß ich noch in ſolchen Fällen einen meiner Miniſter zu Rathe ziehen, der die

Organenlehre aus dem Grunde verſteht, und in dieſer Wiſſenſchaft ſo unfehlbar iſt, wie in Glaubensſachen der Papſt.“ —

Der Fürſt ſchrieb jetzt flüchtig einige Zeilen, und übergab ſie verſiegelt dem Supplikanten. „Melden Sie ſich damit,“ ſprach er, „bey dem Miniſter von Springwall!“ —

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Das Schädel-Examen. — Die Beichte.

„Von Springwall?“ — fragte der Major, indem er aus dem fürſtlichen Zimmer ging, leiſe ſich ſelbſt, und betrachtete nachdenkend die Aufſchrift des Billets. — „Iſt mir doch, als hätt' ich ſchon irgendwo von einem Springwall gehört. —

Aha! jetzt fällt mir's ein! Es ſtand ja bey dem Regimente, in welchem ich diente, ein Lieutenant dieſes Nahmens, der ein wilder, wüſter Menſch war. — Gott gebe, daß der Miniſter ſanfter und frömmer iſt, ſonſt wird mir im Ernſt um meinen Kopf bange!" —

Mit dieſem Selbſtgeſpräche trat er ins Haus des Miniſters, und ward ſogleich, als er ſich, mit Vorausſendung des fürſtlichen Handſchreibens, bey ihm hatte anmelden laſſen, in ſein Kabinett gerufen.

Es kam ihn ein neues Grauſen an, als ihm auch hier auf zwey Tiſchen hohle Hirnſchädel entgegen grinzten. Der ernſte, ſteife Miniſter, deſſen Geſichte verſteinert ſchien, war ebenfalls keine heitere, beruhigende Geſtalt. Er winkte ſtumm dem Major, ſich auf einen Stuhl, in der Mitte der beyden Schädelſtätten, niederzulaſſen. Ein ſchauerlicher Platz, den

Pampel mit heimlichem Widerwillen einnahm. Der Miniſter nahte ſich ihm, erhob mit einer gewiſſen Feyerlichkeit die Hände, und legte ſie ihm aufs Haupt, das der Weingott ſchon beynahe ganz enthaart und zu einer bequemen Prüfung der Organe vorbereitet hatte. Lange fingerte der Miniſter auf der Platte herum, und der Major faltete indeſſen, wie ein Betender, die Hände über dem Bauche.

„Herrlich! Trefflich!“ — lispelte der Organiſt, *) und zog ſeine Finger zurück. „Wen hab' ich die Ehre, vor mir zu ſehen? — Der Fürſt hat mir Ihr

*) So könnte man, zum Scherz, einen und den andern, das Inſtrument der Orgelle ſpielenden Fantaſten nennen, weil er beſonders, wie der eigentliche Organiſt, etwas Wind dazu braucht. — Doch iſt hier nur von Stümpern, nicht von dem ehrenwerthen Meiſter, die Rede.

Geſuch, doch nicht Ihren Nahmen, bekannt gemacht.“

„Der iſt von Pampel,“ antwortete der Major.

„Von Pampel?“ — rief der Miniſter mit dem Tone des Erſtaunens. „Es gab vor fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren einen Kadett Ihres Nahmens, und wenn ich nicht Ihre Organe ganz mißverſtehe, ſo ſind Sie es ſelbſt!“ —

„Ich war um dieſe Zeit Kadett,“ ſagte Pampel.

„Dem jungen Manne, den ich meine,“ fuhr der Miniſter fort, „begegnete einſt, als er des Nachts Schildwache ſtand, ein unangenehmer Vorfall.“ —

„Ganz recht, Ew. Excellenz! Funfzehn oder zwanzig bewaffnete Räuber fielen mich an, und — —“

Der Miniſter unterbrach ihn durch

ein unmäßiges Gelächter. Pampel ſchwieg, und ſah ganz verſtört aus.

„Wir ſind unter uns," — ſprach der Staatsmann, als er ſich ſatt gelacht hätte — „wir können über dieſe Begebenheit ein vertrauliches Wort ſprechen. Erinnern Sie ſich nicht noch eines gewiſſen Lieutenants Springwall?" —

Der Major bejahte dieſe Frage, und die Reihe des Erſtaunens war nun an ihm, da ſich der Miniſter nicht nur als den ehemahligen Lieutenant, ſondern auch als Kloſtergeſpenſt, zu erkennen gab. „Ich hab' Ihnen viel abzubitten, viel gut zu machen!" ſetzte er hinzu. „Denn ich war's ſogar, der es veranſtaltete, daß Sie auf dieſen übel berüchtigten Poſten geſtellt wurden. Ich weiß nicht, wie's kam, man machte mit Ihnen wenig Umſtände beym Regimente; man unterſchied Sie, ohne Rückſicht auf Ihre Herkunft, faſt

gar nicht von den gemeinen Soldaten: ſonſt hätte man Sie an einem ſo verhaßten Platze nicht ſchildern laſſen, und es wäre mir nicht gelungen, den Adjutanten zur Begünſtigung meines Frevels zu überreden. Ich bereute dieſen Streich, der ſo übel für Sie ausſchlug, nachher tauſend Mahl, und bracht' es auch durch meinen Onkel dahin, daß Sie mit keiner Strafe belegt wurden; doch mußten Sie unvermeidlich vom Regimente. Da ich Sie nun damahls aus Ihrer kaum angefangenen Laufbahn hinaus neckte, ſo iſt's meine Schuldigkeit, Ihnen eine neue zu öffnen, die Ihren Organen angemeſſener, als jene, ſeyn wird." —

Herr von Pampel, der dieſer langen Beichte ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte ſich jetzt dankbar, und ſein frohes Geſicht ſprach volle Verzeihung aus.

„Ich ſetze mein Wort zum Pfande,“ fuhr Springwall fort, „das Oberküchenmeiſteramt ſoll Ihnen nicht entgehen. Mein Bericht an den Fürſten wird äußerſt vortheilhaft für Sie ausfallen, ohne daß ich Pflicht und Wahrheit verletze; denn Sie ſind, nach dem Zeugniß Ihrer Organe, zu einem Küchen-Direktor ſo geſchickt, wie vielleicht kein anderer Menſch auf Erden. — Aber wundern Sie ſich denn nicht, mich in einer ſo pedantiſchen Form, und mit Todtenköpfen beſchäftigt, wieder zu finden?“ —

Pampel geſtand lächelnd, daß er ſich den gegenwärtigen ernſthaften Staatsmann und den weiland ſo luſtigen Lieutenant gar nicht als eine und eben dieſelbe Perſon denken könne.

„Das glaub' ich!“ erwiederte Springwall. „Die Amalgamation meines jugendlichen Queckſilbers mit meinem jetzigen

Bley muß Ihnen ſonderbar vorkommen; doch meine Lebensgeſchichte, die ich Ihnen jetzt, bey einem Glaſe Wein, in einem kurzen Auszuge zum Beſten geben will, wird Ihnen dieß Räthſel erklären. Theilen Sie mir aber zuvor, wenn ich bitten darf, Ihre Fata mit!“

Der Major that es mit Auswahl, und bey weiten nicht ſo treu, wie ſeine Biographie hier dem Leſer vor Augen liegt.

Indeſſen ward Wein gebracht. Der Miniſter befahl dem Bedienten, niemand vorzulaſſen, entfernte ſich einige Minuten, und kam ganz umgeſtaltet zurück. Er hatte Perücke und Hofkleid abgelegt, und erſchien mit einem Schwedenkopf und in einem modiſchen Frack. Auch ſeine ſteinerne Miene war freundlichen Geſichtszügen gewichen. „Nun bin ich wieder der alte Springwall!“ rief er lachend, und erzählte ſeine Abentheuer folgender Maßen.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Springwall's Geſchichte.

„Kurz nach Ihrem Abgang vom Regimente, Herr von Pampel, ſtarb mein guter Oheim, der General. Ich verlor an ihm einen väterlichen Freund, der mich in jeder Art unterſtützt, und mir bey allen meinen Ausſchweifungen die Stange gehalten hatte. Sein Nachfolger war ein ſtrenger Mann, und faßte beſonders mich ſcharf ins Auge. Er ließ mir nicht den unſchuldigſten Poſſenſtreich, der ihm zu Ohren kam, ohne bittre Verweiſe und Ahndungen durchſchläpfen, und machte immer aus Mücken Elephanten. So gab's ein paar Jahre manchen verdrießlichen Tanz. Am Ende ward mir das ewige Hofmeiſtern zu läſtig; ich nahm den Abſchied. —

Fortuna, die beſtändig alle Hände voll

zu thun hat, um ihre Mündel, die Dummköpfe, reich zu machen, hatte darüber ganz vergessen, an mich zu denken. Ich fing nun an, mich ihrer Fürsorge zu empfehlen, und schickt' ihr Visitenkarten vom Morgen bis in die Nacht; das heißt: ich ward ein Spieler, und besuchte die berühmtesten Messen, Bäder und Hauptstädte. Dieses freye, ungebundene Leben, das mit mancherley Ebentheuern und Liebschaften durchflochten war, führt' ich zwanzig Jahre; doch will ich mich jetzt keine Minute dabey aufhalten, sondern Ihnen lieber etwas ausführlicher erzählen, wie ich mit der Hirn- und Schädellehre bekannt wurde, die mir zu meinem gegenwärtigen Posten verhalf.

Ich lernte vor zwey Jahren, als ich mich einige Zeit in Wien aufhielt, einen gewissen Baron kennen, den ich, um den wahren Nahmen des gutherzigen

Querkopfs zu verſchweigen, Gallaff nennen will. Wir gingen täglich mit einander um, weil er viel Zuneigung zu mir gefaßt hatte, und mich ſeine Eulenſpiegelſtreiche beluſtigten. Er war in die neue Lehre, die Doktor Gall damahls erſt auf die Bahn brachte, kindiſch verliebt, pfuſchte ſelbſt hinein, und betaſtete jeden Kopf, der ihm dazu ſtill halten wollte. Wer ſich deſſen weigerte, mit dem trat er durchaus in keinen Verkehr. Er ließ ſich kein Kleid und keinen Schuh machen, ohne vorher die Köpfe der Schneider und Schuſter in Unterſuchung zu nehmen, ob ſie die nöthigen Organe beſäßen, um Meiſterwerke zu Stande zu bringen. Bisweilen gerieth er mit Creti und Pleti darüber in heftigen Streit. Unter andern bekam er einſt ſehr unangenehme Händel mit einem Lohnkutſcher, der uns über Land fahren ſollte, den er aber deßwegen

verwärf, weil dem Burſchen die Organe der Circumſpektion und des Augenmaßes fehlten, und alſo Gefahr vorhanden war, von ihm umgeworfen zu werden. Dergleichen luſtige Auftritte ſah ich, in Gallaſſs Geſellſchaft, alle Tage. Am wenigſten gefiel mir, daß er ſeinen alten, ehrlichen Bedienten abdankte, weil dem armen Menſchen das Organ des Ortſinnes mangelte, und er ſich daher einige Mahl in dem weitläuftigen Wien, wo er fremd war, verirrt hatte. Auch war ſein Kopf nicht wie ein Hundekopf geſtaltet, und ſo gebrach ihm der Treuſinn, ob ihm gleich der Baron ſelbſt das Zeugniß geben mußte, daß er, während ſeiner zehnjährigen Dienſtzeit, keine Stecknadel veruntraut habe. Das half ihm aber nichts; er wurde Knall und Fall verabſchiedet, und Gallaſſ nahm, durch die herrlichſten Bedienten-Organe verleitet,

einen liederlichen Schuft an, der ihm täglich Verdruß machte, und endlich sogar mit seinen Reitpferden heimlich davon ritt. Dennoch hielt ihn der Baron für ehrlich, und sagte: nicht er, der gute Kerl, sey mit den Pferden durchgegangen, sondern die Pferde mit ihm. —

Nach einiger Zeit ward Gallaff des Aufenthalts in Wien überdrüßig, und trug mir an, ihn auf sein Landgut zu begleiten. Wir reisten dahin ab. Eine große Schädelsammlung, die er mitnahm, verdrängt' uns fast aus dem Wagen. Wir saßen wie in einem Beinhause.

Als wir auf dem Gute ankamen, fing er sogleich an, die Köpfe seiner Leute zu mustern, und allen durch die Bank den Laufpaß zu geben, die mit den zu ihren Dienstgeschäften erforderlichen Organen nicht ausgerüstet waren. Sogar das ehr-

würdige graue Haupt einer sechzigjährigen Tante, die seine Wirthschaft vortrefflich führte, mußte sich der allgemeinen Prüfung unterwerfen. Hier fand er mit Erstaunen das Organ — des Geschlechtstriebes, und sagt' es ihr unverhohlen ins Angesicht. Die alte, keusche Jungfrau nahm das sehr übel, und verließ im Zorn sein Haus. Mit ihr wich der Schutzengel seines Wohlstandes von ihm. Doch das kümmerte ihn nicht. Er vertraute Hab' und Gut den herrlichen Organen seiner neuen Dienerschaft an, ließ die Menschen schalten und walten, wie sie wollten, sah keine Rechnung nach, und hielt lieber den Bauern öffentliche Vorlesungen über die Schädellehre. Hans und Kunz wurden darüber ganz dämisch, tappten einander auf die struppigen Köpfe, und erklärten sich wechselsweise für Diebe und Mörder. Das ganze Dorf kam in Aufruhr

ruhr, kein Nachbar traute dem andern mehr über den Weg, und blutige Schlägereyen waren an der Tagesordnung. Die Landesregierung mußte sich darein legen, und dem Baron die Fortleitung seiner Kollegien untersagen. Sein unnützes Beginnen ward ihm ernstlich verwiesen, und er bedeutet, sich dessen für immer zu enthalten, weil ungeschicktes Schädelprüfen, von einfältigen Menschen unternommen, nichts als Unheil anrichte. —

Er machte davon bald in seinem eigenen Hause die traurigsten Erfahrungen. Die Ausgeberin und der Verwalter, die ihn, mit einander im Bunde, auf eine ungeheure Weise betrogen hatten, gingen bey Nacht und Nebel, sammt ihren schönen Organen der Treue und Anhänglichkeit, zum Teufel. Gallaff ward darüber ganz tiefsinnig, und es war nun nicht mehr erfreulich, bey ihm zu wohnen. Ich

zog daher weiter, und buhlte wieder um Pharotiſch um Fortunens Gunſt.

Dieſes Geſchäft führte mich im vergangenen Jahre in dieſe Stadt. Da hört' ich überall von der berühmten Gehirn- und Schädellehre ſprechen, und ſprach überall mit. Ich wußte mehr davon als jeder andere Schwätzer, weil ſich Gallaff, wider meinen Willen und Dank, die eifrigſte Mühe gegeben hatte, mich zu einem Organenkenner zu bilden. Meine Weisheit machte gewaltiges Aufſehen, und ward ſogar, da ich ſie einſt in Gegenwart einiger Hofleute ausgeſchüttet hatte, dem Fürſten bekannt. Er ließ mich rufen, erklärte ſich für einen enthuſiaſtiſchen Verehrer des Doktors Gall, klagte jedoch dabey, daß er bisher noch wenig Gelegenheit gehabt habe, ſich von der Lehre dieſes Mannes gründlich zu unterrichten. Ich erboth mich ſogleich, ihm

alles mitzutheilen, was ich ſelbſt davon wiſſe. Er griff mit beyden Händen zu. Die Vorleſungen nahmen auf der Stelle ihren Anfang, und ich erwarb mir in kurzer Zeit den Beyfall und das Vertrauen meines Schülers in einem ſolchen Grade, daß er mich zum Miniſter erhob, und mir das Schädelprüfen aller Dienſtſucher als meinen Wirkungskreis anwies. Ich wandelte mich nun in meinem äußern Anſehn und Betragen, dem etwas pedantiſchen und modeſcheuen Fürſten zu Gefallen, in den ſteifen, altfränkiſchen Miniſter um, den Sie vorhin an mir fanden. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, die Schädellehre für einen ganz untrieglichen Probierſtein des menſchlichen Geiſtes und Charakters zu halten. Sie hat auch wirklich ſchon hier Verwirrung geſtiftet, doch in meine Finanzen — Ordnung gebracht.“ —

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Verſchwörung und Kabalen.

Springwall endigte hier ſeine Geſchichte, und gab dem Major, der ſich ihm jetzt empfahl, die Zuſicherung auf den Weg, daß ihm der Beſtallungsbrief, als Oberküchenmeiſter, in den nächſten Tagen ausgefertigt werden ſolle.

Es geſchah, wie er geſagt hatte. Herr von Pampel ward in die Hofküche feyerlich eingewieſen, allen dazu gehörigen Perſonen, vom erſten Mundkoch an bis zur letzten Tellerwäſcherin herab, als ihr Oberhaupt vorgeſtellt, und ſammt und ſonders mußten ſie ihm, durch einen Handſchlag, Gehorſam angeloben.

Die Herren Köche, die ſich ſehr wichtige Männer dünkten, hatten bis jetzt in einer demokratiſchen Verfaſſung gelebt, und

nahmen es als eine ſchwere Beleidigung auf, daß ſie ſich einem Regenten unterwerfen ſollten. Sie zogen ihm ſchon bey der Huldigung ſchiefe Geſichter, und verſchworen ſich nachher förmlich gegen ihn, bey verſchloſſenen Thüren. Der Oberkoch hielt eine feuerſpeyende Rede, ergriff dann eine große Schöpfkelle, und trat mit theatraliſchen Heldenſchritten in den Kreis ſeiner Freunde und Gevattern. „Schwört!“ — rief er, und ſtreckte die Kelle, wie ein Schwert, vor ſich hin — „ſchwört mit Mund und Herzen, dem dickwampigen Prahlhans, den man uns — wie den Fröſchen in der Fabel einen Klotz — zum König ſetzen will, keinen Gehorſam zu leiſten, ſondern ſeine Befehle, unter dem Schein der Befolgung, verworren auszurichten, damit alles in der Küche mißrathe, und er bey dem Fürſten in Ungnade falle!“ — Und alle Köche legten die vor-

dern Finger der rechten Hand auf die Kelle, und ſprachen den Eid nach.

Der gute Oberküchenmeiſter wußte nichts von dieſer Verſchwörung, und trat ſein Amt mit Freudigkeit an. Er erbat ſich vor allen Dingen von dem Fürſten ein Verzeichniß ſeiner Lieblingsſpeiſen, und entwarf dann über jedes dieſer Gerichte eine weitläuftige Inſtruktion für die Köche, worin alle dazu gehörige Beſtandtheile und Würzen, ſammt der Behandlungsart, weitläuftig vorgeſchrieben waren. Die Köche nahmen ſie mit tiefen, heuchleriſchen Reverenzen an, und als er den Rücken wandte, lachten ſie darüber. Sie mochten denn wohl — wie ſich das auch in höhern Regionen oft ereignet — ihr Fach beſſer verſtehen, als ihr Vorgeſetzter, deſſen Rezepte mitunter etwas aus der Mode gekommen waren, weil ſie großen Theils noch von ſeinen Univerſitätsjahren und aus Trudchens

Brieftaſche herſtammten. Er ſelbſt hatte zwar auch neue Länder in der Küchenwelt entdeckt, und ſie ſchienen ihm vortrefflich; aber die gegen ihn verſchwornen Rebellen verwüſteten ſie mit Gewalt, und ſäeten Unkraut unter den Weitzen.

Der Fürſt, ein erklärter Gourmand, konnte an dem Tage, da zum erſten Mahl unter der Regierung des Oberküchenmeiſters gekocht wurde, die Tafelzeit kaum erwarten. Endlich ſchlug ſie, die erſehnte Stunde, und er langte begierig zu, weil er ſeine Eßluſt noch überdieß, durch Enthaltſamkeit beym Frühſtück, verdoppelt hatte. Aber gleich das erſte Gericht entſprach nicht ſeiner Erwartung. Es war ſo kraftlos und unſchmackhaft, daß er nur zwey Biſſen davon über die Zunge bringen konnte. Die folgenden Schüſſeln waren nicht beſſer; denn die boßhaften Köche hatten ſie entweder verſalzt und verpfeffert,

oder auf andere Weiſe ungenießbar gemacht. Der Fürſt erhob ſich ungeſättigt von der Tafel, ließ im höchſten Unmuth den Oberküchenmeiſter rufen, und überſchüttete ihn mit harten Verweiſen. Herr von Pampel, der ſich Rechnung auf Lobſprüche gemacht hatte, fiel wie aus den Wolken. Er eilte hinab in die Hofküche, koſtete die auf der Tafel geweſenen Speiſen, fand ſie ſelbſt unter aller Kritik, und fluchte darüber, daß ſich die Erde hätte mögen aufthun, um die Köche zu verſchlingen. Aber ſie blieben ſo ruhig, als ob eine Gans ziſchte, und fuhren am nächſten Tage fort, die Speiſen zu verfälſchen und zu verpfuſchen. Der Fürſt genoß noch weniger, und ſchalt deſto mehr. Wie ein Raſender, ſtürzte ſich der Oberküchenmeiſter abermahl unter die Köche, und hätte ſie beynahe nicht bloß mit der Zunge gezüchtigt; doch ſie hohnlächelten nur über

ſeinen Eifer, und ſagten ihm mit frecher Stirne unter die Augen: es laſſe ſich nach den Formeln, die Se. Excellenz vorgeſchrieben habe, kein vernünftiges Gericht kochen.

„Das lügt ihr Sudler!“ ſchrie er ſie an. „Ich will morgen das Gegentheil darthun, will morgen mit eigner Hand die Speiſen bereiten, um meine Ehre zu retten, und eure Schande zu offenbaren!“ —

Bey Anbruch des Tages erſchien er in der Hofküche, band eine Schürze vor, und füllte ſelbſt mit allem Zubehör die Töpfe und Tiegel, ehe ſie ans Feuer geſetzt wurden. Die Köche waren nur ſeine Handlanger, und durften nichts unternehmen, als was er ihnen befahl. In einer gebiethertſchen Stellung am Herde ſtehend, warf er die Augen überall herum, und hatte die große Schöpfkelle, auf die ſeine Feinde ge-

ſchworen hatten, als Kommandoſtab in der Hand.

Es wäre vielleicht alles glücklich gegangen, wenn er ſich nur hätte überwinden können, einige Stunden ohne Genuß und Bequemlichkeit auszudauern; allein das war dem alten Weichling nicht möglich. Als die Vorbereitungsgeſchäfte abgethan waren, und er glaubte, er könne nun eine Weile ruhn, und dürfe nur das Feuer arbeiten laſſen, fuhr er huſch! nach Hauſe, warf ſich aufs Kanapee, und fing an, die ermatteten Lebensgeiſter durch Wein zu erfriſchen. Beym dritten Glaſe fiel er in einen tiefen Schlaf, und erwachte erſt nach zwey Stunden. Er jagte mit Schrecken, was die Pferde nur laufen konnten, nach der Hofküche zurück; doch, hätten ihn auch Sturmwinde gezogen, er wäre dennoch zu ſpät gekommen. Das Feuer hatte indeſſen zu viel gearbeitet, und alles, was

ihm anvertraut war, in den Grund verdorben.

„O ihr unſeligen Köche!“ rief er außer ſich: „warum habt ihr nicht Acht gegeben, und den unerſetzlichen Schaden verhäthet?“ — Sie antworteten trotzig: es ſey ihnen nichts befohlen worden, und ſie hätten geglaubt, es müſſe nach ſeinem Kochſyſtem ſo ſeyn. Er fluchte gräßlich, zerſchlug vor Wuth die Töpfe, und warf die Scherben den Köchen an den Kopf.

Es war Tafelzeit, und nichts vorhanden, was man auftragen konnte. Er mußte ſich zu dem ſauern Gang entſchließen, dem Fürſten dieſe Trauerpoſt zu bringen. Es verſteht ſich, daß er ſeine Schuld in ein Mäntelchen hüllte. Er gab vor: der Anfall einer Krankheit habe ihn genöthigt, ſich nach Hauſe zu begeben, und indeſſen hätten die Köche unterlaſſen, ihre Schuldigkeit zu thun.

„Das iſt beyſpiellos!“ ſagte der Fürſt: „Seit Ihrer Beſtallung ward ich nicht ſatt, und heute muß ich ganz faſten! — Nun, ich ſehe wohl, daß mein Miniſter Springwall auf Ihrem Kopfe Mißgriffe gethan hat. Wir müſſen uns trennen. Laſſen Sie ſich in der Hofſtaatskaſſe Ihren Gehalt auf ſechs Monate zahlen, und gehen Sie dann, wohin es Ihnen gefällt!“ —

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Doktor Luther's Gedanken über das ihm zugedachte Denkmahl. — Abtritt des Helden von der Bühne.

Wo baares Geld lachte, war Herr von Pampel nie traurig. Er nahm alſo auch jetzt die ihm angewieſene Summe von un-

gefähr tauſend Thalern wohlgemuth in Empfang, und war gegen den Fürſten ſo dankbar, das Geld nicht aus dem Lande zu ſchleppen, ſondern es ſogleich in der Hauptſtadt zu verzehren. Er brauchte dazu, mit Beyhülfe ſeines Kammerdieners, ungefähr fünf Monate Zeit. Das waren die letzten Roſentage ſeines Lebens. Er mußte ſich nun entſchließen, ein landfahrender, irrender Ritter zu werden, und da und dort auf Unkoſten des reichen und mitleidigen Landadels zu leben. Eine neue Verſorgung, als Geſchäftsmann, zu ſuchen, fiel ihm nicht ein. Er ſah, daß er ſogar durch die Kochkunſt nicht fortkam, und ſie war doch der Inbegriff aller Kenntniſſe, die er ſich auf Erden erworben hatte.

Da die wenigſten Landgüter an der Heerſtraße liegen, ſo konnte er ſich auf ſeiner Reiſe der öffentlichen Poſt nicht be-

dienen; er mußte ſich mit einer eigenen Gelegenheit verſehen. Das fiel ihm leider! nicht eher ein, als bis er mit ſeinen tauſend Thalern ſo weit auf die Hefen gekommen war, daß er ſich kein Fuhrwerk mehr anſchaffen konnte. Er mußte ſich zum Reiten bequemen, und ein glücklicher Umſtand kam ſeiner ſchwachen Kaſſe zu Hülfe. Es wurden gerade damahls Artillerie- und Packpferde, die einen Feldzug mitgemacht hatten, an den Meiſtbietenden verkauft, und waren um ein Billiges zu haben. Er erſtand für ſich und ſeinen Kammerdiener ein Paar tüchtige Rappen, das Stück zu fünf Thalern. Sie hatten freylich beyde zuſammen nur Ein Auge; doch um ſo weniger wurden ſie ſcheu. Herr von Pampel beſtieg, als Vorreiter, den Gaul, der das gemeinſchaftliche Auge beſaß. Der Blinde, der den Kammerdiener trug, ſah mit den Ob-

ren, und folgte treulich dem ſchallenden Hufſchlage ſeines Vorgängers.

Ungefähr ein Jahr lang zog Herr von Pampel von einem Ritterſitze zum andern, und fand an den meiſten Orten eine höfliche und gaſtfreundliche Aufnahme, die er hauptſächlich ſeiner noch gut gehaltenen Officiers-Uniform und ſeinen Aufſchneidereyen verdankte. Er rühmte ſich großer Kriegsthaten, und klagte aller Welt, daß er bloß durch den geſchloſſenen Frieden außer Dienſt und um die Hoffnung gekommen ſey, General zu werden. Da er in dem Lande, wo er ſeine Kreuz- und Querzüge anſtellte, ein Fremdling war, ſo mußte man die Mährchen von mitgefochtenen Schlachten gelten laſſen, und konnte ihn nicht durch eine Hand voll Heu ſtumm machen. Man bedauerte ihn als einen unglücklichen Kavalier, und war überall bereit, ihn einige Tage gut

zu bewirthen. Hier und da gab man ihm auch eine ſtattliche Ritterzehrung mit auf den Weg.

Aber er drehte ſich in einem zu engen Kreiſe herum, und zog in die Häuſer und Schlöſſer, wo es ihm wohl ging, mit ſeinen zwey Roſſen und ſeinem reiſigen Knechte, zu oft ein. Das wurden die gutmüthigſten Leute zuletzt überdrüßig, und behandelten ihn kalt. Andere ließen ſich vor ihm verläugnen, oder wohl gar, wenn ſie ihn kommen ſahen, den Thorweg verſchließen. Kurz, er ward, als ein läſtiger Krippenreiter, überall bekannt und verächtlich, und mußte an vielen Orten, wo er auf dem herrſchaftlichen Schloſſe hoch zu ſchmauſen gedachte, mit ſchwarzem Brod und ſauerm Bier in der Schenke fürlieb nehmen, weil er keine beſſere Koſt bezahlen konnte.

In dieſer ſchweren, betrübten Zeit that

that ihm ein gewiſſer Edelmann, der die meiſten Dinge in der Welt aus einem ſchiefen Geſichtspunkte anſah, einen ſeltſamen Vorſchlag. „Sie wiſſen," ſprach er, „daß Deutſchland jetzt mit dem Gedanken ſchwanger geht, dem Doktor Luther ein Denkmahl zu errichten. Die Idee iſt groß, aber die Beyträge, die bis jetzt dazu einliefen, waren klein, und kamen ſo einzeln, wie im Frühjahr die Schwalben. Wenn das ſo fortgeht, bricht der jüngſte Tag herein, ehe die Sache zu Stande kommt. Ich intereſſire mich lebhaft dafür, und hätt' ich nicht Weib und Kinder und eine weitläuftige Wirthſchaft, die meiner Aufſicht bedarf, ſo ſetzt' ich mich noch heute zu Pferde, und durchzöge das deutſche Reich von einem Ende bis zum andern, um Enthuſiasmus zu erwecken und Beyſteuern zu ſammeln. — Das wär' ein Werk für Sie, Herr von Pam-

pel! Sie können ſich dadurch einen unſterblichen Nahmen erwerben, und ein reicher Mann werden. Ich garantire Ihnen von der Summe, die Sie zuſammen bringen, zehn pro Cent, und freye Zehrung auf der Reiſe.“ —

Der irrende Ritter hielt dieſen Antrag, nach kurzer Ueberlegung, für annehmlich. Verſchafft auch — waren ſeine Gedanken — meine Werbetrommel dem guten Doktor Luther keinen Obelisken von Marmor oder von Töpferthon, ſo gewinne ich doch dadurch einen anſtändigen Vorwand, Tag für Tag bey reichen Leuten einzuſprechen, und es müßten ja Helden ſeyn, die den Apoſtel einer ſo guten Sache nicht wenigſtens zu Tiſche bitten ſollten! —

Er ſetzte ſich alſo mit ſeinem Reiſigen in Bewegung, und durchzog vierzehn Tage

lang Städte und Dörfer, ohne einen Groſchen einzunehmen, oder einen freyen Trunk zu bekommen. Man war überall an Ausflüchten unerſchöpflich. Einige ſagten: Luther bedürfe keines Denkmahls; Andere lamentirten: die Zeiten wären jetzt ſo ſchlecht, daß man lieber Steine in Brod, als Brod in Steine, verwandeln möchte; und die Meiſten fragten: ob er von der vaterländiſch-literariſchen Geſellſchaft in Mansfeld, als der Mutter und Pflegerin der Denkmahls-Idee, eine Vollmacht aufzuzeigen habe. — So klang's allenthalben. Anderer Arten von Abweiſungen, die mitunter noch härter ausfielen, nicht zu gedenken.

In der dritten Woche nach ſeinem Auszuge löſte er endlich das erſte Handgeld von einem frommen Landedelmann, der ihm auf Treu und Glauben, gegen Quittung, zehn Thaler reichte.

Vergnügt über den geſegneten Anfang, begab ſich der Sammler (da ihm übrigens weder eine Mahlzeit noch ein Nachtlager angebothen wurde) ins Wirthshaus, und verzehrte da mehr, als den Thaler, der ihm von der erhaltenen Denkmahlsſteuer, als Rabatt, gebührte. Er genoß beſonders ein überaus reichliches Abendeſſen, und ging dann zur Ruhe in ein Kämmerlein, neben der öffentlichen Schenkſtube, in welcher ſich Blaſſert mit einem Strohlager begnügte.

Dieſer war kurz nach Mitternacht noch nicht eingeſchlafen, als er auf Ein Mahl den Herrn von Pampel jämmerlich ächzen und ſtöhnen hörte. Er ſprang auf, ſprengte die verriegelte Kammerthür, und fand ſeinen Herrn bleich, wie einen Todten, und zitternd an allen Gliedern. Auf die Frage, was ihm widerfahren ſey, antwortete er nur mit tiefen Seufzern, und

bat kläglich, den Pfarrer des Orts ſchleunig zu rufen, weil er ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen habe. Blaſſert eilte fort; der Geiſtliche kam.

„Herr Paſtor," begann Pampel, „ich fühle, daß ich von dieſem Lager ſchwerlich wieder aufſtehn werde; doch will ich die Welt nicht verlaſſen, ohne Ihnen zu offenbaren, was mir in dieſer Nacht begegnete. Es gereicht mir freylich nicht zum Ruhm; doch immerhin! Ich betracht' es als eine Beichte auf meinem Todbette. —

Ich hatte ungefähr zwey Stunden geſchlafen, als mich ein heftiger Schlag auf die Schulter weckte. Erſchreckend blickt' ich auf; da ſtand vor meinem Bett ein Mann von edlem Anſehen, in Prieſterkleidung. Seine Geſichtszüge drückten Muth und Entſchloſſenheit aus; ſeine An-

gen funkelten wie Sterne. Ich bin Doktor Martin Luther, ſprach er, dem du, alter Bauchdiener, um Mäſtung deines Leibes willen, ein Denkmahl erbetteln willſt! Pfuy der Schande für mich und dich! Gleichſt du nicht dem mir verhaßten Volke der faulen Mönche, die mit dem Terminenſack vor den Thüren der Reichen und Armen herum ſchlumpen? Biſt du nicht ähnlich dem Ablaßkrämer Tezel, den ich öffentlich einen Beutelreſcher nannte? — Und das, was ich verabſcheute, was mein Feuereifer ſtrafte, das geſchieht nun gar meinetwegen! O, der Narrheit! —

Geh, — fuhr der zürnende Geiſt mit etwas gemäßigter Stimme fort — geh ſtracks wieder heim, und ſage denen, die ſich beeifern, mir ein Denkmählchen zu ſtiften, daß ich ihnen ihre Mühe nicht danke. Ich bedarf nicht ſolcher kleinli-

chen Schmeichelen. Was ich that, trotzt der Vergänglichkeit mehr als Stein und Erz. — Aber schier möcht' ich glauben, das undankbare Menschengeschlecht, dessen Sklavenfesseln ich zerbrach, habe mich schon halb und halb wieder vergessen. Würden wohl sonst — nachdem schon eure Skribenten, der unnützen Sache wegen, Stückfasser voll Dinte verklext haben — die armseligen Beysteuern immer noch langsam, wie träge Schnecken, daher ziehn? — Wolltet ihr zeigen, daß ich euch werth bin, so mußten sich eure Beutel mit der Schnelle des Blitzes aufthun, und dann ließ ichs gelten! Aber euer Gezauder und der Lärm, den ihr über die elenden paar tausend Thaler macht, ist ein Spott und Gräuel vor ganz Europa, und das, was mir und den Deutschen Ehre bringen sollte, macht mir und den Deutschen Schande! Drum

laſt den Kram, und wer etwas übrig hat, der geb's den Armen! *) —

Zieh alſo heim! — ſchrie er mich heftiger an — Zieh heim, und beſchließ nicht, wie ein Bettelmönch, dein ohnedieß verlornes und in Müßiggang und Völlerey vergeudetes Leben! — Ich ſpreche derb mit dir; denn auf einen harten Knorren gehört ein harter Keil. Solteſt du aber wagen, meinetwegen förder im Lande herum zu pradern, ſo ſiehſt du mich noch ſchrecklicher wieder! — Bey dieſen Wor-

---

* So that kürzlich der edle von Bodenhauſen auf Brandis, bey Leipzig, der den unglücklichen, von Hungersnoth bedrängten Einwohnern des Erzgebirgs vier hundert Scheffel Getraide ſchenkte, und ſie auf ſeine Koſten ihnen zuführen ließ. — Wahrlich eine ſchönere That, als wenn er zu Luthers Denkmahl eine Tonne Goldes geſpendet hätte!

ten drohte mir der Geiſt mit geballter Fauſt, und verſchwand.“ —

Ganz entkräftet ſchloß Herr von Pampel hier ſeinen Bericht, und forderte zur Stärkung einen Trunk Wein, der ihm gereicht wurde.

Der Pfarrer gab ſich Mühe, ihn zu beruhigen, und ſtellte ihm vor, daß die Erſcheinung nur ein lebhafter Traum geweſen ſey. „Man fällte vielleicht“ — ſetzte er hinzu — „da und dort, in Ihrer Gegenwart, über Luthers Denkmahl dergleichen Urtheile, und das fiel Ihnen denn im Traume wieder ein.“ — Pampel geſtand, es hätten mehrere Perſonen beynahe ſo, wie Luther, mit ihm geſprochen; doch ließ er ſich nicht ausreden, daß ihm deſſen Geiſt wirklich erſchienen ſey.

Er ward mit jeder Minute ſchwächer. Ein Schlagfluß (der eben ſo, wie der ängſtliche Traum, eine Folge der unmä-

ſigen Abendmahlzeit war) lähmte ihr die Zunge, und er fing an, irre zu reden. „Laßt mich mein Teſtament machen!“ ſprach er lallend. „Ich beſtimme — mein ganzes Vermögen — zu einem marmornen Denkmahl — für meine Freundin — Gertrude Schnick. — Es ſoll errichtet werden — auf dem Platze, wo ſie für mich — als Heldin ſtarb; — und bleibt etwas übrig, ſo reiche man — den Armen des Orts, wo ſie — begraben liegt, jedem — eine Flaſche — Wein!“ —

Er ſprach die letzten Worte kaum hörbar, ſuchte ſich aber noch durch ein Zeichen mit der Hand, als führte er eine Flaſche zum Munde, verſtändlich zu machen, und verſchied.

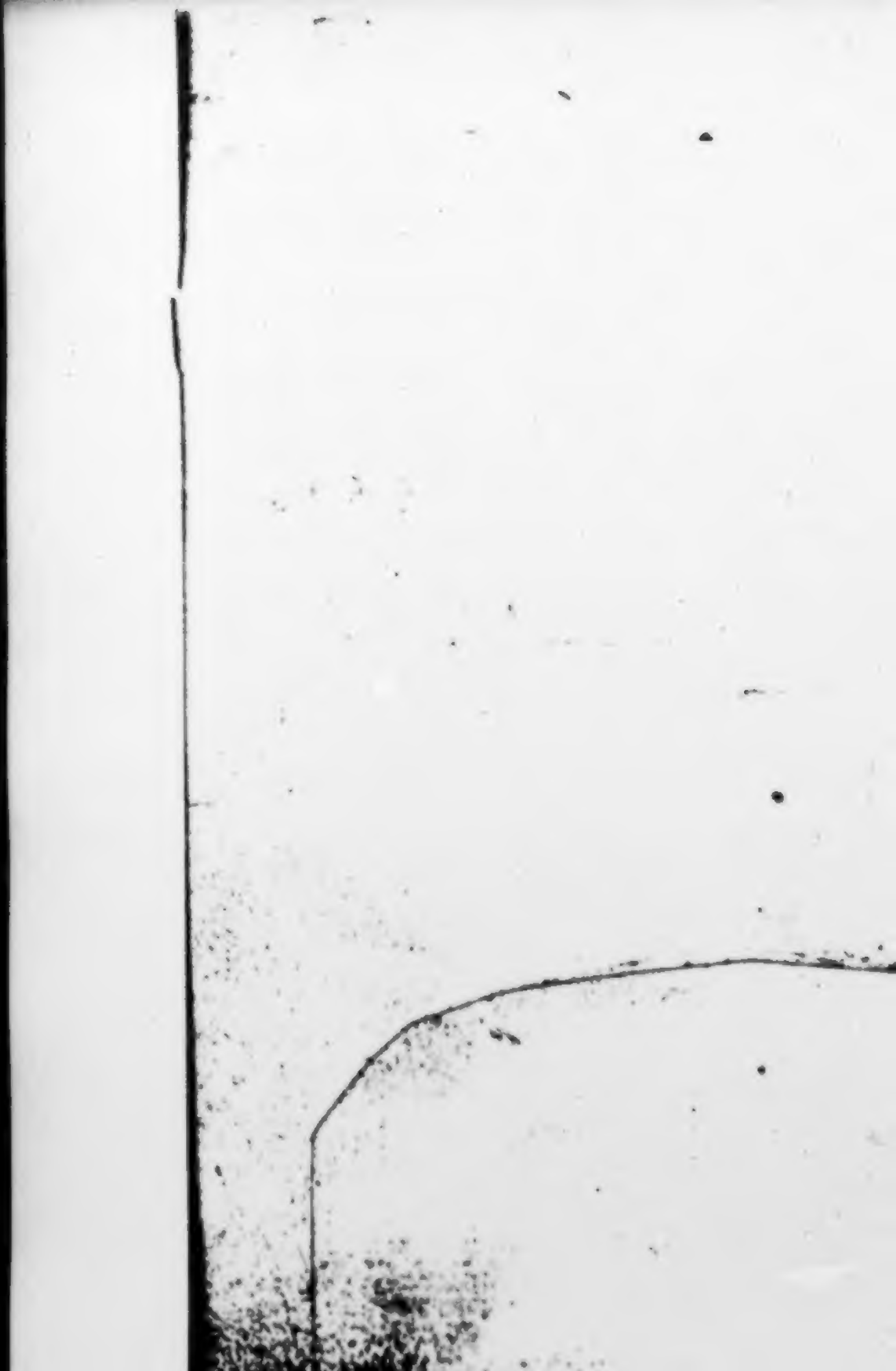
Zeitschwingen.

Von

A. F. E. Langbein.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin
Schüppelschen Buchh[illegible]
1807



Zeitschwingen.

Der Freude Thron umschwebt die Zeit
Oft allzu rasch auf leichtem Schwalbenflügel,
Doch mit der Schnecke Langsamkeit
Umschleichet sie der Freude Todtenhügel.

Ach, als ein großes Freudengrab
Wird jetzt manch' Land, vom Krieg verheert, gefunden!
Gebrochen ist der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleyernen Sekunden! —

Wer mit der Menschheit wohl es meint,
Muß mannhaft sich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der trostlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen.

Inhalt.

Die Erbschaft. . . . . Seite 1.

Der Prozeß um einen Bettelbuben. . — 20.

Die Nebenbuhler. . . . . — 40.

Der gute Sohn. . . . . — 60.

Klaudine. . . . . — 76.

Der Kutscher wider Willen. . . — 104.

Der Korb. . . . . — 118.

Die Bücherschlacht. . . . . — 132.

Warum nicht? . . . Seite 131.
Der fromme Betrug. . . . — 145.
Das Hagestolzengericht. . . — 296.
Die Zeche. . . . . — 319.

Die

I.

Die Erbschaft.

Dippold, ein Kaufmann von altem, deutschen Schrot und Korn, war ein Muster von Redlichkeit. Er verschmähte die lockendsten Gelegenheiten, sich auf eine unrechtliche Art zu bereichern, und gab jedem, der in seinem Laden einsprach, volles Maß und Gewicht. Diese kaufmännische Tugend rühmte man allgemein an ihm, und das erprobte Vertrauen auf seine strenge Rechtschaffenheit führte ihm oft mehr Kunden zu, als er befriedigen konnte. Auf diesem Wege ward er reich; denn es bewährte sich

an ihm der Erfahrungssatz: daß derjenige Kaufmann am meisten gewinnt, der sich mit den kleinsten und billigsten Vortheilen begnügt.

Als der wackere Dippold ungefähr dreyßig Jahre lang Handelsgeschäfte getrieben und dabey sparsam gewirthschaftet hatte, war er Herr einer Tonne Goldes, und kein erwucherter oder erlisteter Pfennig befand sich darunter. Aber nun sehnte sich der edle Greis nach Ruhe. Die treue Gehülfin bey seinen Geschäften, sein braves Weib, war gestorben, und seine drey erwachsenen Töchter dünkten sich zu vornehm, im Waarengewölbe zu erscheinen, und ihm an die Hand zu gehen. Sie zeigten sich lieber müßig am Fenster, oder empfingen die Huldigungen der jungen Herren, die ihnen und ihrer künftigen reichen Aussteuer den Hof machten. Es war stadtkundig, daß jede von ihnen baare zwanzig tausend Thaler

zur Mitgift erhielt. Das sicherte sie denn — ungeachtet sie mehr häßlich als schön waren, und auch ihre Gemüther nicht im besten Rufe standen — vor der Gefahr, im jungfräulichen Stande zu veralten. Sie kamen alle drey kurz nach einander unter die Haube. Der Vater zahlte seinen Schwiegersöhnen (die sämmtlich in der Stadt, wo er wohnte, als angesehene Kaufleute lebten) die bestimmte Mitgabe auf Einem Brete, und legte dann seinen Handel nieder.

Doch, an thätigen Verkehr und Umgang mit vielen Menschen gewöhnt, empfand er bald in seiner einsamen Wohnung den Druck der langen Weile, und suchte dagegen Schutz in den Häusern seiner Töchter. Er ging fleißig die Reihe herum, und verlebte ganze Tage bey ihnen. Sie wetteiferten mit einander, ihn gut zu bewirthen.

Das gefiel ihm so wohl, daß er seiner jüngsten Tochter, die er am meisten liebte,

den Vorschlag that, ihn zu ihrem täglichen Tischgenossen anzunehmen. Sie bezeigte über diesen Antrag vieles Vergnügen. Auch ihr Mann griff mit beyden Händen zu, ungeachtet er ein Knauser war, und nicht gern einen Bissen Brod verschenkte. Das war aber auch hier nicht der Fall. Der Schwiegervater erboth sich von selbst zu einem beträchtlichen Kostgelde, und überdieß wußte man, daß er noch vierzig tausend Thaler in Kasse hatte, die man ja dem gutwilligen Alten nach und nach abschmeicheln konnte.

Seine beyden ältern Töchter erfuhren bald, was bey der jüngern im Werke war, und ihre Männer, die sich auch nicht gern einen Vortheil entgehen ließen, zitterten vor der Möglichkeit, an der künftigen Erbschaft verkürzt zu werden. Sie drangen deßhalb in ihre Frauen, die gefährlichen Tischgänge des Vaters zur Schwester nicht

zu einer eiſernen Gewohnheit werden zu laſſen, ſondern ſogleich, jedoch mit einer guten Art, dagegen Einſpruch zu thun.

Die beyden Damen, die ihren Männern in dieſem Punkte völlig Recht gaben, machten ſich mit einander auf, und erſchienen im ſchweſterlichen Hauſe, als eben der Vater die erſte Mahlzeit, nach der neuen Einrichtung, dort gehalten hatte. „Liebe Schweſter,“ fingen ſie an, „wir haben mit Dir ein Hühnchen zu pflücken! Du willſt, wie wir hören, den Vater ganz an Dich feſſeln, und uns auf immer die Freude entziehen, ihn bisweilen an unſerm Tiſche zu ſehen. Iſt das billig und recht? Haben wir nicht gleichen Theil an ihm? Soll die Stadt über uns den Kopf ſchütteln, und uns nachſagen: wir liebten den Vater weniger als Du, oder würden minder von ihm geliebt? Beydes würde uns zur Schande gereichen. Daher wollen und müſſen

wir ihn dringend bitten, Dich nicht so auffallend vor uns auszuzeichnen.“

Die Angegriffene verantwortete sich. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, der den alten Herrn, über den die drey Grazien stritten, aus seinem Mittagsschlummer im Nebenzimmer weckte. Er horchte, und ward gerührt; denn er hielt die Sprache des eigennützigen Neides für kindliche Liebe. Mit nassen Augen stand er auf, und trat unter seine Töchter. Die ältern stürzten auf ihn zu, weinten in seinen Armen, klagten bitterlich über das ihnen zugefügte Leid, und spielten durchaus ihre Rolle so täuschend, daß sie ihre Absicht bey dem arglosen Greise völlig erreichten. „Beruhiget euch, meine Kinder!“ sprach er: „Ihr seyd mir alle gleich lieb und werth! Um das euch und der Welt zu beweisen, will ich den Ueberrest meiner Lebenszeit unter euch gleich vertheilen, und bey einer nach

der andern eine Woche lang, als zahlender Kostgänger, an den Tisch gehen.“

Das geschah, und die drey Schwestern bestrebten sich, ihm die köstlichsten Speisen, die er liebte, aufzutischen. Er nahm diese gute Behandlung hoch auf, und erklärte einst bey einem frohen Familienfeste seine Zufriedenheit darüber. „Nur eins gefällt mir nicht;“ setzte er hinzu. „Es ist mir unangenehm, immer am Ende jeder Woche mein Kostgeld zu berichtigen; ich will daher morgen auf eine Weile voraus bezahlen.“ — Man hielt diese Rede für eine lustige Weinlaune; allein er machte Ernst, und übergab am folgenden Tage sein ganzes noch übriges Vermögen seinen Kindern, mit der Anweisung, sich darein zu theilen, und ihn dafür bis an seinen Tod zu ernähren.

Man kann sich vorstellen, daß diese unerwartete Freygebigkeit mit den heitersten

Gesichtern und den lebhaftesten Versicherungen gränzenloser Dankbarkeit aufgenommen ward. Die Leutchen hielten auch Anfangs Wort, und verpflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Aber bald änderte sich in allen drey Häusern das Wetter. Die Herren wurden kälter gegen ihn, weil er nichts mehr zu verschenken hatte; und die Damen, die sich von ihren Männern lenken ließen, fanden es ebenfalls für ihre Wirthschaftskasse zuträglicher, ihn mit gewöhnlicher Hausmannskost abzuspeisen. Man erlaubte sich von Tage zu Tage mehr Unfreundlichkeit und Beschränkungen gegen ihn. Er saß und stand seinen mißlaunigen Eidamen überall im Wege, und sie entfernten ihn endlich sogar dadurch von ihren Familientischen, daß sie, nach genommener Verabredung, alle zugleich anfingen, die Sitte der Engländer nachzuäffen, und erst Nachmittags

um fünf Uhr zur Tafel zu gehen: denn sie wußten, daß sich der alte Mann nicht dazu bequemen würde, weil er seit beynahe siebzig Jahren gewohnt war, nicht zu frühstücken, aber mit dem Schlage der zwölften Stunde sein Mittagsmahl zu genießen. Er that Vorstellungen gegen die lange Fasten, die man ihm auflegte; allein es erfolgte keine Abänderung. Es sey jetzt, hieß es, in großen Häusern allgemein Sitte, so spät zu essen; man würde sich daher durch Beybehaltung des alten Bocksbeutels *) vor der feinen Welt lächerlich machen. „Doch, liebes Väterchen," setzten die Töchter schmeichelnd hinzu, „Sie sollen darunter nicht leiden; wir wollen Ihnen täglich

*) Ein besonders in Hamburg gewöhnliches Wort, das altväterliche Herkommen in der bürgerlichen Lebensart auszudrücken.

um zwölf Uhr, oder wenn Sie sonst befehlen, Ihre Mahlzeit auftragen lassen.“ —

„Soll ich also wieder allein essen?“ sagte der Greis mit Wehmuth.

Man zuckte die Achseln, und blieb dabey, es lasse sich nicht anders einrichten.

„Nun, so muß ich mich darein fügen;“ sprach der Gekränkte. „Da ich mich aber nun einmahl eurer Gesellschaft bey Tische nicht mehr erfreuen kann, so schickt mir künftig das Essen in meine Wohnung; denn es würde mir zu weh thun, in euern Häusern verlassen und stumm, wie ein Reisender in seinem Gasthofszimmer, zu speisen.“ —

Mit inniger Freude über die glücklich gelungene Entfernung des lästig gewordenen Kostgängers, ward sein Verlangen erfüllt, und man versorgte ihn einige Wochen lang zu rechter Zeit mit anständigen Speisen. Allmählich aber ließ diese Auf-

merkſamkeit wieder nach. Er mußte oft zwey bis drey Stunden auf ſeine Schüſſeln warten, und dann war wohl noch der Inhalt derſelben ungenießbar. Kurz, man ging mit dem guten Manne eben ſo um, wie etwa ein gefühlloſer Reicher einen Armen behandelt, dem er das Gnadenbrod giebt. Am Ende vergingen ſich die Undankbaren an ihrem Vater ſo ſehr, daß ſie es bisweilen ganz vergaßen, ſeinen Tiſch zu beſtellen. Alle dieſe Kränkungen ertrug er mit Geduld; doch beſuchte er die Häuſer ſeiner Kinder nicht weiter, und ſie ſchienen ihn nicht zu vermiſſen.

Schon war einige Monate lang aller freundſchaftlicher Umgang unter ihnen abgebrochen, als ſie plötzlich von ihm eine Bothſchaft erhielten, durch die er ſie zu einem Gaſtmahl in ſeine Wohnung feyerlich einladen ließ. Staunend ſahen ſie einander an. Sie begriffen nicht, wie er ei-

nen ſolchen Aufwand beſtreiten könnte, da er, nach ihrer Berechnung, keines Thalers mächtig war. Daher glaubten ſie faſt: er wolle ſich auf eine gemeine Art rächen, und ihnen entweder gar nichts, oder nur Waſſer und Brod, auftragen laſſen. Hierauf vorbereitet, gingen ſie zu ihm. Aber welche Ueberraſchung! Die Tafel war mit fürſtlicher Pracht zugerüſtet; es ward auf Silber geſpeiſet; ein koſtbares und ſeltnes Gericht folgte dem andern, und die theuerſten Weine waren in Fülle vorhanden. Das alles kam ihnen wie ein Feenmährchen vor. Doch ihr Erſtaunen ſollte bald noch höher ſteigen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward ihrem freundlichen Wirth gemeldet: der Handlungsdiener eines gewiſſen Kaufmanns Bohling (eines alten Freundes von ihm) ſey vor der Thüre, um einen dringenden Brief von ſeinem Herrn abzugeben,

und ſich ſogleich Antwort zu erbitten. Dippold rief ihn hereiñ, las den Brief, und entſchuldigte ſich dann bey ſeiner Tiſchgeſellſchaft, daß er ſie, wegen eines unverſchieblichen Geſchäfts, auf einige Minuten verlaſſen müſſe. Er ging nun mit dem Diener in ein Nebenzimmer, ſchloß einen eiſernen Kaſten auf, langte verſchiedene große Geldſäcke hervor, und zählte zweytauſend Stück Louisd'or auf die umher ſtehenden Tiſche. Seine Gäſte, die ihn durch die offen gelaſſene Thüre ſo in Golde wirthſchaften ſahen, ſaßen wie verſteinert, und betaſteten ſich leiſe ſelbſt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es kein Traum ſey. Indeſſen beſchleunigte Dippolds geübte Hand das Aufzählen; der Diener überblickte flüchtig die goldenen Reihen, ſtrich die ganze Summe in einen Beutel, und ging damit von dannen.

Dippold ſetzte ſich mit einer gleichgülti-

gen Miene wieder an den Tisch, und fing an von andern Dingen zu sprechen. Aber der Geist seiner Töchter und Eidame war abwesend, und hing fest an den Goldstükken, die sie forttragen sahen. Sie erwarteten jeden Augenblick, ein Wort darüber zu vernehmen; allein der Vater berührte diesen Punkt durchaus nicht, und so zwang er endlich einen der Schwiegersöhne, seinem beklemmten Herzen, das die Neugier ganz zuschnürte, durch eine Frage Luft zu machen.

„Die Sache ist kaum der Rede werth;“ antwortete Dippold. „Mein Freund Bohling brauchte auf einige Tage zehntausend Thaler; ich hatte sie eben müßig liegen, und schickte sie ihm.“ —

Diese kurze und runde Antwort machte auf die drey horchenden Paare einen unbeschreiblichen Eindruck. Ein Strom von Freundlichkeit ergoß sich über ihre Ge-

ſichter, und der alte Mann wußte ſich vor Schmeicheleyen nicht zu retten. Die gutherzigen Menſchen erkannten und bereuten jetzt alles Unrecht, das ſie ſich gegen ihn hatten zu Schulden kommen laſſen, verſprachen einſtimmig, ſich in der Folge beſſer zu betragen, erſuchten ihn dringend, künftig wieder an ihren Tiſchen zu ſpeiſen, und erbothen ſich, ihm zu Gefallen ſtets Mittags um zwölf Uhr auftragen zu laſſen. Er lächelte zu dieſen ſchönen Worten, deren wahren Gehalt er zu würdigen wußte; doch verſchwieg er ſeine Gedanken, und gab den Heuchlern ſogar die Zuſicherung, daß er ſich wieder, als Koſtgänger, bey ihnen einfinden wolle.

Es geſchah. Man trug ihn auf den Händen, und jede der drey Familien machte gegen die andern Kabalen, um den Vorrang in ſeiner Gunſt zu gewinnen, und eine beſondere Begünſtigung in ſeinem Te-

stamente zu erschleichen; denn da sie, wider alles Erwarten, noch Geld in seinen Händen gesehen hatten, und sich vorstellten, daß sein geheimer Schatz durch die ausgeliehene Summe nicht erschöpft sey: so hielten sie es der Mühe werth, um den künftigen Besitz einer so vielversprechenden Erbschaft zu kämpfen. Dippold gewann bey diesem Familienkriege. Er ward von allen Parteyen mit Liebkosungen und Gutthaten überhäuft, ließ sich aber von keiner Seite bewegen, ein Testament zu errichten. So widerspenstig blieb er bis an seinen Tod, der wenige Jahre nach dem räthselhaften Gastmahle, das er seinen Kindern gab, erfolgte.

Er hatte kaum die Augen geschlossen, so rissen sie die ihrigen weit auf, um sie an den Reichthümern seines Nachlasses zu weiden. Keuchend vor Hast und Begierde, flogen sie in seine Wohnung; aber mit

Ent-

Entsetzen fanden sie solche so leer wie eine Scheune. Kein Silbergeschirr, dessen sie doch einst so viel bey ihm gesehen hatten, glänzte ihnen entgegen; nichts als traurige Armuth blickte aus allen Winkeln hervor. Ihr einziger Trost war der große eiserne Geldkasten, der an seinem alten Orte stand, und mit mächtigen Vorlegeschlössern behangen war. Die Schlüssel dazu lagen unter dem Hauptkissen des Entschlafenen. Alle zwölf Hände der Erben griffen zugleich darnach. Sie stürzten dann auf den Kasten, und schoben und stießen einander auf die Seite; denn jeder und jede wollte das liebe herrliche Gold, das schlechterdings darin seyn mußte, zuerst sehen. Bey diesem Gedränge machte die Oeffnung des Deckels viel Mühe, und sie ward leider nicht belohnt. Der verwünschte Kasten enthielt nichts, in der Welt nichts, als einen halben Bogen Papier, auf welchen Dippold

mit eigener Hand folgende Worte geschrieben hatte:

„Ihr werdet euch wundern, meine Kinder, statt Silber und Gold, dieses kahle Blatt zu finden; aber ihr selbst habt mich, der in seinem Leben niemanden hinterging, zu dieser Täuschung gezwungen. Ich gab euch mein ganzes Vermögen, mit der Bedingung, mich bis an mein Ende zu verpflegen; allein ihr verfuhrt übel mit mir, und ließet mich manchen Tag hungrig zu Bett gehen. Was sollte ich thun? Mit euch zanken oder um Brosamen betteln? Beydes widerstand mir. Dennoch wollte ich nicht ganz verhungern. Ich nahm daher meine Zuflucht zu einer List, und bat meinen Freund Bohling, mir auf einige Stunden sein Silbergeschirr und zweytausend Louisd'or zu leihen, und überdieß hundert Thaler zu schenken.

Er that es, und ich bestritt mit der letztern Summe die Kosten jenes Gastmahls, das ich bloß darum anstellte, um mir vor euern Augen den Schein eines noch reichen Mannes zu geben, und euch dadurch mehr Achtung gegen mich einzuflößen. Ich erreichte diesen Zweck. Habt Dank für die freundliche Wartung und Pflege, die ich seitdem von euch genoß. Ich kann sie euch durch nichts, als eine gute Lehre, vergelten. Seyd klüger als ich: gebt euern Kindern nicht euer ganzes Vermögen! Denn einem solchen Thoren, als ich war, gönnt man zur Dankbarkeit nichts als — ein Grab." —

II.

Der Prozeß um einen Bettelbuben.

Vor uralter Zeit, als man noch keine stehenden Heere hatte, mußten einst die gesammten Bürger eines deutschen Städleins, von ihrem Oberherrn gezwungen, die Waffen ergreifen, und ins Feld ziehen. Nur Weiber und Kinder blieben zu Hause, und harrten von einem Tage zum andern auf die glückliche Heimkehr ihrer Gatten und Väter. Aber sie hofften vergebens. Die kleine Heldenschaar erlitt eine so blutige Niederlage, daß kaum zwey oder drey, die

außerordentlich gut zu Fuße waren, dem feindlichen Schwerte entrannen, und durch die traurige Bothschaft, die sie mitbrachten, jedes Haus in Schrecken und Jammer versetzten.

Einige Wochen lang sah und hörte man nichts als Weinen und Wehklagen. Alle Geschäfte lagen danieder. Die trostlosen Witwen nahmen sich keines Dinges an, und redeten nur immer von ihren seligen Männern und von jener Welt, wo sie wieder mit ihnen vereiniget zu werden hofften. Diese zärtliche Sprache führten auch Frauen, die mit ihren Eheherren so verträglich wie Hund und Katze gelebt hatten.

Durch einen solchen allgemeinen Stillstand der Betriebsamkeit mußte das Städtchen nothwendig ganz in Verfall kommen. Viele Familien geriethen an den Bettelstab, weil das Haupt fehlte, das für sie

gesdigt und gearbeitet hatte. Eine neue Kolonie von Hausvätern war daher unentbehrlich; aber woher sollte sie kommen? Der Krieg hatte im ganzen Lande unter den Männern stark aufgeräumt, und jeder Ort litt Mangel daran. Doch gab es noch in vielen Häusern, wo die Herren ausgestorben waren, rüstige Gesellen und Knechte, die in jeder Betrachtung zu Haus- und Ehewirthen tüchtig gewesen wären, wenn sich die Witwen hätten überwinden können, sie zu diesen Ehrenstellen zu erheben. Aber keine wollte mit der Herablassung zu einer solchen Mißheirath den Anfang machen. Nur Stolz, nichts als leidiger Stolz, stand dem Glück der wackern Burschen im Wege; denn die guten Männer, die auf dem Bette der Ehre gestorben waren, wurden nach und nach vergessen, und die meisten Witwen bekannten laut: sie würden ohne Bedenken zur zweyten

Ehe schreiten, wenn ein standesmäßiger Freyer erschiene.

Die Geistlichen, die keinen Groschen von Hochzeiten und Kindtaufen einnahmen, und deßhalb nicht länger geduldig zusehen konnten, fuhren endlich den eigensinnigen Weibern scharf durch den Sinn. Sie ermahnten nicht nur unter vier Augen zu christlicher Demuth, sondern donnerten auch auf der Kanzel gegen Hoffart und Eitelkeit, und legten der weiblichen Gemeine dringend ans Herz, aus der Noth eine Tugend zu machen, und sich ohne Verzug zum Heirathen zu entschließen.

Dieser Eifer that Anfangs keine Wirkung. Aber wie Wassertropfen, die von einer Höhe herab fallen, nach und nach einen Stein aushöhlen, so wurden zuletzt auch die harten Herzen erweicht. Die Frau Bürgermeisterin (oder Stadtmeisterin, wie man sie damahls nannte) leuchtete den an-

dern Witwen mit einem guten Beyspiele vor. Sie rief, als sie einst von einer Kernpredigt gewaltig erschüttert worden war, ihren Markthelfer in die Putzstube, erklärte ihn, in Gegenwart der staunenden Kinder und Mägde, zu ihrem Bräutigam, und schickte sofort Eilbothen aus, die ihren heldenmüthigen Entschluß in allen Häusern der Stadt verkündigen mußten.

Nun ging es zu wie auf einem Sclavenmarkte. Wie dort die Käufer heran stürzen, und sich um die feil gebothenen Neger reißen: eben so begierig haschten hier die Witwen nach Männern, und in wenigen Stunden waren alle Exemplare vergriffen. Am Ende des Tages war im ganzen Städtchen kein mannbarer und noch unverlobter Jüngling zu finden, wenn man ihn auch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Indessen waren nur wenige heirathslustige Frauen leer ausgegangen.

Am empfindlichsten traf eine solche Niete zwey sechzigjährige Matronen, die mehr als alle übrige Witwen gewünscht hatten, die letzte Station ihrer Lebensreise in der angenehmen Gesellschaft eines jungen Mannes zurück zu legen. Unglücklicher Weise hielten sie eben Mittagsruhe, als die Ansage der Stadtmeisterin geschah, und so verschliefen sie Zeit und Gelegenheit, sich in den Besitz der jungen Burschen zu setzen, die sie mit Augen und Herzen schon lange heimlich in Beschlag genommen hatten. Diese Lieblinge waren nun schon in andern Händen, von welchen keine gefällige Wiederauslieferung zu hoffen war. Wahrscheinlich hätten sich auch die wohlversorgten Bräutigame selbst gegen einen solchen Brautwechsel gesträubt; denn Frau Barbara und Frau Ursula (so hießen die beyden Alten) waren, wegen ihrer ausgezeichneten Häßlichkeit, kräftige Schutzmit-

nl gegen die Liebe, und ſtanden überdieß, als boßhafte Klätſcherinnen, in einem ſo übeln Geruch, daß ſie von der ganzen Stadt, wie giftige Schlangen, geflohen wurden. Deſto inniger hielten ſie zuſammen, begleiteten einander auf allen Wegen und Stegen, theilten ſich jedes Geheimniß mit, und waren überhaupt die vertrauteſten Freundinnen. Es ſchien unmöglich, daß ſie ſich jemahls entzweyen könnten, und dennoch kam es bey folgender Veranlaſſung zwiſchen ihnen zum Bruch.

Sie gingen einſt, als ſie noch beyde über ihre nothgedrungene Eheloſigkeit ſehr mißlaunig waren, mit einander in die Kirche. Der Weg führte ſie über einen öffentlichen Platz. Hier ſaß ein junger, in Lumpen gehüllter, aber wohlgebildeter Landſtreicher, der nicht älter als achtzehn oder peunzehn Jahre ſeyn mochte, auf einem Steine, und aß mit dem beſten Appetit

ein Stück schwarzes Brod. Da es eben hinreichte, um satt zu werden, so nahm er sich nicht die Mühe, die beyden Freundinnen um eine Gabe zu bitten. Aber sie selbst redeten ihn an, und erkundigten sich nach seinem werthen Nahmen.

Er nannte sich Valentin Schlender.

„Wer seyd Ihr?“ fragten sie weiter.

„Meines Handwercks ein Bettler;“ war die Antwort aus lachendem Munde.

„Wo seyd Ihr zu Hause?“

„Das kann ich so eigentlich nicht sagen! Mein Vaterland ist überall.“

„Könnt Ihr nicht arbeiten?“

„Ich hab's noch nicht versucht.“

„Was soll denn aus Euch werden?“

„Daran dacht' ich nie.“

„O, Ihr sorgloser Mensch! Es kann Euch noch übel in der Welt ergehen.“

„Wenn's nur nicht schlimmer wird, wenn's nur so bleibt!“

„Ein gottloser Kerl!“ flüsterte Barbara ihrer Busenfreundin ins Ohr: „Wir wollen uns nicht weiter mit ihm abgeben; wir machen uns Schande.“ —

Hiermit drängte sie Ursein hinweg, und sie gingen einige Schritte nach der Kirche hin. Plötzlich aber wandte sie sich zu ihrem Dienstmädchen, das ihr ein Gesangbuch und andere Kirchenbedürfnisse nachtrug, und sagte leise: „Kind, wenn Du zurück gehst, führe den Burschen, der dort sitzt, in mein Haus, und laß ihn warten, bis ich komme. Ich habe ein Wörtchen mit ihm zu sprechen.“

Ursel errieth den geheimen Befehl, und machte, von Neid entbrannt, gegen ihre Freundin einen argen Entwurf, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen. Sie heuchelte im Gegentheil die heiterste Unbefangenheit, und unter freundlichen Gesprächen traten sie mit einander in die Kirche. Aber

kaum hatte Urſel die Schwelle hinter ſich, ſo riß ſie plötzlich das Schnupftuch aus der Taſche, hüllte das Geſicht bis an die Augen hinein, und trippelte mit vorwärts geſenktem Körper, als hätte ſie Naſenblüten bekommen, wieder zum Tempel hinaus. Barbara, der ſie mit gutem Bedacht den Vortritt gelaſſen hatte, ward nicht gewahr, daß ihre Freundin hinter ihr verſchwand, und ſetzte ſich mit ruhigem Gemüth in ihren Betſtuhl.

Indeſſen lief Urſel ſo ſchnell, als ſie konnte, nach dem Platze zurück, wo ſie den artigen Bettelbuben verlaſſen hatte, und war ſeelenfroh, ihn noch auf ſeiner vorigen Stelle zu finden. „Mein Söhnchen,“ ſagte ſie, „haſt Du wohl Luſt, einen Biſſen warmes Eſſen zu genießen?“

„Ey warum nicht?“ antwortete Valentin.

„Nun, ſo folge mir!“ fuhr ſie fort:

„Ich habe Mitleiden mit Dir, und will Dich speisen und tränken.“ —

Rasch ging's nach Hause. Ihre Kinder und Dienstbothen sahen den unsaubern Gast, den sie mitbrachte, mit großen Augen an, und erstaunten noch mehr über die außerordentlichen Anstalten, die zu seiner Verpflegung gemacht wurden. Sie steckte einen Braten an den Spieß, bereitete dem Fremdling ein warmes Bad, schenkte ihm den Schlafrock und die Sammtmütze des seligen Herrn, und schrieb das alles auf Rechnung der christlichen Liebe.

Während der Zeit wollte Bärbchens Zofe den jungen Menschen abhohlen; aber die Stätte war leer. Sie glaubte, das würde nicht viel auf sich haben, und ging getrost heim. Zwey Stunden nachher kam ihre Gebieterin. „Nun, wo ist der arme Wicht?“ fragte sie, und ihre rollenden Augen suchten ihn in allen Winkeln. Das

Mädchen berichtete: sie habe ihn nicht gefunden. „O, Du heilloses Geschöpf!“ rief Barbara: „wo hast Du Dich unter Weges verweilt? Hast Du mit einer andern Dirne geschwatzt, und Deiner Herrschaft bösen Leumund gemacht, oder mit einem Buhler getändelt? Eins von Beyden! Ich kenne Deine Schliche. Aber ich sage Dir, es ist Dein Unglück, wenn Du nicht augenblicklich läufst, und den Menschen mir bringst!“ —

Das unschuldige Mädchen wollte sich verantworten; aber Barbara ergriff eine Ofengabel, und jagte sie damit in die Flucht.

„Ist das nicht ein Lärm um einen lumpigen Bettler!“ schimpfte die Dirne, und entsprang.

Als sie vor dem Bajonnett der zürnenden Heldin gesichert war, ging sie ganz gemächlich nach dem Platze, wo Valentin einige Stunden zuvor frühstückte. Sie

forschte nach ihm in der Gegend umher, und erfuhr bald von Augenzeugen, daß ihn Ursel entführt hatte. Mit dieser Nachricht flog sie nach Hause.

Barbara ward leichenblaß, warf ihren Mantel um, und überfiel Urseln, indem sie mit dem Vagabunden zu Tische saß, der vom Kopfe bis zum Fuß mit der Haustracht des Seligen bekleidet war. Jene, die etwas schwache Augen hatte, erschrak vor dieser Erscheinung. Sie glaubte beym ersten Anblick, der vormahlige Besitzer des rothen Schlafrocks und der grünen Sammtmütze sey von den Todten erstanden. Als sie aber näher trat, und den Gelbschnabel erkannte, schlug sie ein bitteres Hohngelächter auf, das man sechs Häuser weit hörte. „Ey, das gefällt mir!" rief sie, und stemmte die Arme in die Seiten: „Hier scheint ja der Mensch, der vorhin nicht wußte, wo er zu Hause sey, nun

auf

auf einmahl eine recht anständige Heimath gefunden zu haben." —

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gevatterin!" entgegnete Ursel, die sich jetzt von ihrer Bestürzung wieder erhohlt hatte: „Sie will eine gute Christin seyn, und tadelt ein Werk der Barmherzigkeit?" —

„Bewahre der Himmel!" versetzte Barbara: „Wenn ich auch deßhalb eben nicht die Kirche versäume, so bin ich doch nun bereit, den Hungrigen zu speisen und den Nackten zu kleiden. Komm Er mit mir, mein Freund!"

Dieß sagend, faßte sie den Jungen am rechten Arm, und wollte ihn fortziehen.

„Ist Sie bey Sinnen?" schrie Ursel, und setzte sich hastig in den Besitz des linken Arms. „Will Sie den Menschen mit Gewalt an sich reißen, und ihn im stad-

kundigen Schlafrocke meines seligen Herrn über die Gasse führen?" —

Die beyden Weiber prüften nun, auf Valentins Unkosten, ihre Kräfte. Eine zog ihn hin, die Andere her, und Barbara griff so unbarmherzig zu, daß der Schlafrock zerriß. Ursel schrie Zeter, und geboth heftig, des ehrwürdigen Gewandes zu schonen; aber Barbara schwor, es ganz zu zerfetzen, wenn Jene nicht sogleich Frieden mache, und ein vernünftiges Wort, das sie ihr unter vier Augen sagen wolle, ruhig anhöre.

„Nun gut!" sagte Ursel. Beyde setzten jetzt Valentins Arme wieder in Freyheit, und er war darüber sehr froh, weil er sie zum Essen höchst nöthig brauchte.

Die Gevatterinnen gingen mit einander in eine Nebenstube, und Barbara legte hier, ohne lange Vorrede, das seltsame Bekenntniß ab: daß sie, von mancherley

Umſtänden gedrungen, ſchleunig wieder heirathen müſſe, und, bey gegenwärtigem Männermangel, entſchloſſen ſey, ſich den armen Jüngling antrauen zu laſſen.

Jetzt war an Urſeln die Reihe, aus vollem Halſe zu lachen. Barbara ertrug ſchweigend dieſe Demüthigung, die ſie gleichſam als den Kaufpreis ihres Auserwählten betrachtete. Doch der Handel war noch nicht richtig; denn, als Urſel ihr Zwerchfell ſattſam erſchüttert hatte, that ſie der Frau Gevatterin das freymüthige Gegengeſtändniß: daß ſie, ebenfalls zum Heirathen geneigt, den jungen Schlender zu dieſem Behuf in ihr Haus geführt und ſchon vorläufig, als Ehemann, eingekleidet habe.

„So mag Sie ihn wieder auskleiden!“ erwiederte Barbe. „Der Burſch iſt mein! Ich befahl meinem Mädchen, ihn auf dem Rückwege aus der Kirche mit ſich zu Hey-

men. Folglich hab' ich auf ihn ein näheres Recht, als Sie, Frau Gevatterin!"

„Was Näherrecht!" schrie Ursel, deren Ehekonsort weiland in die juristische Praxis gepfuscht hatte. „Ich weiß besser, was Recht ist, und das will ich Ihr sagen. Der Mensch, der Valentin, war eine res nullius, und so ein Niemandsding gehört dem, der es zuerst ergreift."

„Sie will mir also den Zankapfel in Güte nicht ausliefern?"

„Nein, durchaus nicht."

„Pfuy über die alte, manntolle Närrin!" —

„Ha, wie der Guckguck seinen eigenen Nahmen ausruft!" —

So ging's Schlag auf Schlag, mit steigender Hitze, bis die ganz erschöpften Lungen eine Pause nöthig machten. Während derselben entschloß sich Barbara zu dem Versuch, ob durch Aufziehung gelin-

derer Salten etwas auszurichten seyn möch-
te. „Urselchen!“ — sprach sie in einem
sanften, flehenden Tone — „Beste Frau
Gevatterin! Gedenke Sie unserer vieljäh-
rigen Freundschaft, und gebe Sie nach!“ —

„Nimmermehr!“ — war die stürmi-
sche Antwort.

„Es wird Sie gereuen!“ fuhr Bar-
bara fort.

„Das will ich erwarten.“

„Ich mache die Sache bey der Obrig-
keit anhängig.“

„Immerhin! Ehe der Prozeß anfängt,
bin ich getraut.“

„O Jemine!“ rief Barbara höhnisch:
„hat's denn so große Eile mit Ihr? Da
muß ich doch gleich einen Riegel vor-
schieben.“ —

Sie rannte fort, lief sporenstreichs zum
Pfarrer, legte gegen Valentins und Ur-
sels Trauung eine Protestation ein, und

gab dann einem Advokaten Vollmacht, die gedrohte Klage wider ihre halsstarrige Freundin anzustellen, und zuförderst darauf anzutragen, daß Valentin von Ursels weggenommen, und bis zur Entscheidung der Sache unter gerichtliche Aufsicht gestellt werde.

Ein tüchtiger Braten, den Barbara zu rechter Zeit und Stunde in die obrigkeitliche Küche sandte, benahm diesem sonderbaren Gesuch seine Lächerlichkeit, und es fand auf der Stelle geneigtes Gehör. Valentin ward, als ein verdächtiger, mit keinem Reisepaß versehener Landstreicher, aus Ursels Behausung abgeholt, und in leidlichen Gewahrsam gebracht, ehe sie ihm noch ihre brennende Liebe entdeckt hatte.

Der Prozeß begann; die Güte ward fruchtlos gepflogen; alle Welt war neugierig auf den Rechtsspruch. Er lautete, aus

dem labyrinthiſchen Aktenſtyl in verſtändliches Deutſch überſetzt, folgender Maßen:

„Weder Klägerin noch Beklagte
„können auf Valentin Schlendern
„einen rechtlichen Anſpruch begründen. Er ſelbſt aber hat, natürlicher Weiſe, die Freyheit, eine von
„beyden zur Gattin zu wählen; und
„es kann ihm allenfalls, um der
„Fortſetzung dieſes abenteuerlichen
„Streites vorzubeugen, eine gerichtliche Erklärung darüber abgefordert werden.“

Als dieſe Sentenz den beyden mannſüchtigen Weibern publicirt wurde, ſchimpften ſie, wie Rohrſperlinge, auf die Urtheilsverfaſſer, und bezeigten Luſt, gegen den ungünſtigen Ausſpruch derſelben irgend ein Rechtsmittel einzuwenden. Aber der Richter, ein redlicher und uneigennütziger Mann, ſchreckte ſie durch die Vor-

stellung, daß sicher in der zweyten Instanz nicht anders gesprochen werden würde, von diesem Vorhaben ab. Sie beruhigten sich bey dem Urthel, und baten dringend, den nächsten Tag zum Termin der Brautwahl zu bestimmen. Das geschah, und jede ging nun heim, mit der Hoffnung, den verlorenen Prozeß noch zu gewinnen.

Der Richter lag am folgenden Morgen noch im Bette, als sie schon in der steifen Pracht ihrer seit vierzig Jahren veralteten Brautkleider, mit goldenen Ketten und Ringen überladen, und mit Schönpflästerchen geschmückt, an Gerichtsstelle erschienen. Sie mußten eine Stunde warten, und vertrieben sich indessen die Zeit mit einem angenehmen Gezänk. Endlich kam der Richter und befahl, den Vagabunden vorzuführen.

Unbekannt mit dem Prozeß, den seine Person veranlasset hatte, fiel er wie aus

den Wolken, als ihm dieses öffentliche Geheimniß bekannt gemacht, und das Urthel vorgelesen wurde. Bewegungslos stand er in der Mitte der beyden Sibyllen, die alles aufboten, ihn zu erobern. Sie liebäugelten, spitzten kußgierig den Mund, und zwangen sich zu einem zärtlichen Mienenspiel, das sie vollends zu Fratzenbildern entstellte. Zu gleicher Zeit tändelten ihre siebenfach beringten Finger mit den goldnen Halsketten, und am Ende zogen sie sogar große Geldbeutel unter den Schürzen hervor, und ließen die darin versammelten harten Thaler vor Valentins Ohren springen und klingen. Er schielte rechts und links, lachte hier, lachte da, und sagte kein Wort.

„Entschließt Euch!“ sprach der Richter.

Der Bursch kraute sich hinter den Ohren, und machte ein jämmerliches Gesicht. „Gestrenger Herr,“ hob er endlich an,

„soll und muß ich durchaus eine von diesen garstigen Altmüttern zur Strafe heirathen?“ —

Die Matronen erschraken; doch stellten sie sich, als hielten sie diese harten Worte für einen Scherz.

„Ihr seyd ein Narr!“ antwortete der Richter: „Und überdieß ein unhöflicher Narr! — Wie könnt Ihr die Verbindung mit einer ehrsamen Frau, die Euch Haus und Hof zubringt, eine Strafe nennen? — Ich dächte, sie wäre vielmehr eine Wohlthat für Euch!“ —

Valentin sah still und nachdenkend vor sich hin.

„Macht ein Ende!“ fuhr der Richter auf. „Sonst giebt man Euch Euern ganzen Reichthum, den Bettelstab, wieder in die Hand, und jagt Euch aus der Stadt.“ —

„O, damit erzeigen Sie mir eine gro-

ße Gnade!“ sprach Valentin. „Leben Sie insgesammt wohl!“ —

Mit diesem Valet sprang er lustig, wie ein Böcklein, aus der Gerichtsstube, und lief durchs nächste Stadtthor in die weite Welt.

Todtenbleich starrten die Weiber, wie Bildsäulen, ihm nach.

„Ein nichtswürdiger Schuft!“ rief der Richter mit scheinbarem Unwillen. „Er war unwerth des Glücks, das Sie ihm anbothen.“ —

Aber im Herzen sprach er: „Ich wollte selbst lieber betteln, als Euch heirathen, ihr Unholden!“ —

Indessen fingen die Versteinerten wieder an, sich zu regen, und wollten sich mit trüben Gesichtern empfehlen.

„A propos!“ sagte der Richter: „Da ich sehe, daß Sie Baarschaft bey sich haben, die Ihnen auf dem Heimwege be-

schwerlich werden möchte, so will ich Ihnen diese Bürde dadurch erleichtern, daß ich Ihnen hier die Berechnung der aufgelaufenen Prozeßkosten und Atzungsgelder für den undankbaren Ausreißer vorlege, die Sie, nach Urchel und Recht, gemeinschaftlich zu entrichten belieben werden. Der ganze Braß beträgt, taxmäßig liquidirt und moderirt, in Summa: Achtzig Thaler, sechzehn Groschen, drey Pfennige. Doch, um einen Bruch zu vermeiden, will ich die Pfennige bey Ihnen gut behalten, bis Sie mir etwa ein neues Prozeßchen in die Hände spielen.“ —

„Davor bewahre mich der Himmel!“ rief Ursel.

„Und mich nicht minder!“ seufzte Barbara. „Wer hätte gedacht, daß einem auf dem heiligen Kirchwege ein solches Unglück zustoßen könnte!“ —

Sie zahlten nun ihre Schuld, wankten

mit ſchweren Herzen und leichten Beuteln nach Hauſe, und hofften noch von einem Tage zum andern auf die freywillige Rückkehr des geliebten Flüchtlings, bis ihnen, ſtatt ſeiner, der Tod die kalte Bräutigamshand reichte.

III.

Die Nebenbuhler.

In England, wo die Sonderlinge zu Hause sind, lebte vor geraumer Zeit ein wunderlicher Heiliger, Nahmens Lukas, der eben so viel Grillen als Geld hatte. Er trieb Kaufmannschaft, und scharrte ein so ansehnliches Vermögen zusammen, daß er (wie man auf jener Insel zu sagen pflegt) wenigstens funfzig tausend Pfund Sterling werth war. Daher hielt er sich für einen überaus wichtigen Mann. Allein der Tod hatte vor ihm und seinem Golde keinen Respekt, sondern legte ihm

in den besten Jahren seines Lebens den Handel, und lieferte ihn dahin, wo der Bettler eben so viel gilt, als der Herr einer Million.

Aber auch in diesem Lande der Gleichheit wollte der hochwerthe Herr Lukas vor andern Menschen etwas voraus haben. Er richtete sich einige Jahre vor seinem seligen Hintritt ein prächtiges Zimmer ein, worin er, von minder werthen Sterblichen gesondert, bis zum jüngsten Tage ausschlafen wollte. Es befand sich im Untergewölbe einer Kirche; der Fußboden war mit Cedernholz getäfelt, und die Wände schmückten seidne Tapeten. Hier sollte sein vergoldeter Prunksarg stehen, den er an allen Seiten, wie eine Staatskutsche, mit Fenstern von Kristallglas verzieren ließ, ungeachtet niemand begreifen konnte, was der seltsame Mann noch dann zu sehen hoffte, wenn einst sei-

ne Augen vom Tode versiegelt seyn würden. Er wollte vielleicht den Küster belauschen, dem er es in seinem Testamente, gegen einen gewissen Jahrlohn, zur Pflicht machte, sein elegantes Grabzimmer täglich zu reinigen und auszustäuben.

Diese Anordnung war im Grunde nicht zu tadeln; denn die Kirchner in England mögen bequeme Herren seyn. Wenigstens ist gewiß der ein träger Gesell, der den sogenannten Dichterwinkel unter seiner Aufsicht hat. Mit diesem Spottnahmen bezeichnet der theure John Bull *) die unsaubere Vorhalle der Westminster-Abtey, wo die Denkmähler Shakespears, Miltons, und anderer unsterblichen Dichter, aufgestellt, aber — nach der Versiche-

rung

*) So nennt man, wie bekannt, im Scherz, den groben Haufen des englischen Volkes.

rung glaubwürdiger Augenzeugen — mit Staub und Schmutz bedeckt sind.

Daß Herr Lukas einen Sparren zu viel hatte, bewies sein ganzes Testament, und unter andern folgende Klausel:

„Ich verordne, daß jährlich an mei-
„nem Todestage ein großes Gast-
„mahl mir zu Ehren angestellt, und
„meine Gesundheit dabey getrun-
„ken werde. Doch ehe man zur
„Tafel geht, soll sich die ganze Ge-
„sellschaft der Eingeladenen in ei-
„nem feyerlichen Zuge zur Kirche
„begeben, und einer von ihnen mit
„lauter Stimme in mein Begräb-
„niß hinab rufen: Herr Lukas,
„wie befindet Ihr Euch?" —

Man that dem Querkopf seinen Willen. Der Vormund seiner einzigen Tochter und Erbin gab jährlich einen köstlichen Schmaus, und man trank so wacker auf

die Gesundheit des wohlseligen Stifters, daß mancher ehrliche Gast seine eigene Gesundheit dabey zusetzte. Auch die Prozession ward richtig gehalten. Sämmtliche Herren und Damen zogen paarweise in die Kirche, und versprachen sich von diesem Spaziergange wenigstens den Nutzen, daß er ihre Eßlust vermehren werde. Aber Herr Lukas ließ die Frage nach seinem Befinden — ungeachtet sie immer die mächtigste Baßstimme in der Gesellschaft über sich nahm — jederzeit unbeantwortet.

Als man diese Posse fünf oder sechs Mahl gespielt hatte, war Fanny, seine hinterlassene Tochter, sechszehn Jahre alt. Die Natur scheint bisweilen die Schooßtöchter des Glücks durch Häßlichkeit demüthigen zu wollen; dieß war aber hier nicht der Fall. Fanny hatte von ihr die freygebigste Aussteuer von Reitzen erhalten, und zog mit den zwey Magneten, Schön-

heit und Reichthum, eine Schaar von Anbetern an sich.

Unter diesen war der vormahlige Buchhalter ihres Vaters, Herr Vor; der längst den sehnlichsten Wunsch hegte, ein eben so werther Mann zu seyn, wie weiland sein Prinzipal. Er glaubte, das Bret am dünnsten Flecke zu bohren, wenn er sich den Lukassischen Nachlaß antrauen ließe; dieses Geschäft ging aber nicht so leicht von Statten, als er sich einbildete. Fanny's Abneigung gegen seine Person war kein dünnes Bret, sondern eine ellendicke eichne Pfoske, die der stumpfe Bohrer seiner Zärtlichkeit nicht überwältigen konnte.

Dem kleinen, kugelrunden Herrn Vor fehlten freylich alle erforderliche Eigenschaften eines anmuthigen Liebhabers. Der Winter des Lebens hatte schon sein Haupt mit Schnee bestreut; sein flaches, geistloses Gesicht glich einem Zählbrete, und alles,

was er sprach, war so trocken, wie das Einmahleins. „Ach, schöne Miß!“ wehklagte er eines Tages: „wie können Sie so kaltsinnig, ich möchte fast sagen, so undankbar gegen mich seyn! Wie oft hab' ich Sie, als Kind, auf meinen Knien gewiegt, auf meinen Armen getragen!“ — Fanny unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Ich geb' Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit zurück, Herr Bor!“ sagte die Lose. „Sie hätten aus demselben Grunde, den Sie gegen mich anführen, Ihre alte Wärterin heirathen sollen.“ —

Dergleichen herbe Pillen bekam der arme Buchhalter so oft zu verschlucken, als er den Mund öffnete, um von seiner Herzensangelegenheit zu sprechen. Er hatte sich, so ein guter Rechenmeister er übrigens war, bey seinem Heirathsplane durchaus verrechnet. Die Liebe sollte ihm die Pfor-

ten des Glücks aufthun, und sie selbst war es, die ihm einen Riegel vorschob, indem sie einem jungen, raschen Seemann Gelegenheit machte, in Fanny's Herzen zu ankern.

Der Schiffslieutenant Richard und Herr Bor glichen sich wie Apoll und ein ziegenfüßiger Waldgott. Kein Wunder also, daß Fanny, die ein Paar recht gesunde Augen hatte, den schönen blühenden Jüngling dem alten grauen Männlein vorzog. Ihr Vormund, ebenfalls ein sehr werther Kauf- und Handelsherr, sah Anfangs dazu scheel, weil er den Officier für einen armen Glücksritter hielt, der bloß auf das Vermögen seiner Mündel Jagd mache; aber Richard beurkundete ihm eine unfehlbare Anwartschaft auf den ansehnlichen Reichthum eines achtzigjährigen Oheims, der die lächerliche Gutherzigkeit hatte, sich selbst, am Rande des Grabes,

alle Bequemlichkeiten des Lebens zu entziehen, und Schätze für seinen Neffen zu sammeln, der ihm täglich den Tod wünschte. Nun stand der Vereinigung der Liebenden nichts weiter im Wege, und die Verlobungsfeyer ward angesetzt.

Der ökonomische Vormund wählte dazu den Todestag des Herrn Lukas, weil an demselben ohnedieß große Tafel gehalten werden mußte. Herr Box hatte in den vorhergehenden Jahren dem Sterbeschmause jederzeit beygewohnt, und ward auch dieß Mahl dazu eingeladen; er ließ sich aber mit Krankheit entschuldigen. „Der arme Mann!“ sagten die Spötter: „Fanny's Korb hat ihn wund gedrückt.“ —

Die Gesellschaft that vor der Tafel die gewöhnliche Wallfahrt in die Kirche. Richard, der König des Tages, ward zum Sprecher gewählt, und rief hinunter in

die Gruft: „Herr Lukas, wie befindet Ihr Euch?“ —

„Schlecht!“ — ſchallte dumpf die Antwort zurück.

Alle Geſichter erbleichten. Die Herren ſtanden wie Säulen, und ließen die Hüte aus den Händen fallen; die Damen ſtießen ein Zetergeſchrey aus, und taumelten auf die nächſten Bänke. Nur Richard blieb unerſchrocken, und rief wieder hinab: „Wer ſprach da unten?“ —

„Der, den Du fragteſt!“ antwortete die vorige Stimme, die alle Anweſende, welche mit dem ſeligen Lukas Umgang gepflogen hatten, für die ſeinige erkannten.

„Sprich weiter! Was willſt Du?“ donnerte Richard den ächzenden Geiſt an.

„Ich habe keine Ruh' im Grabe.“ —

„Was ſtört Dich?“ —

„Die Heirath meiner Tochter, die ſie gegen meinen Wunſch und Willen vorhat.“ —

Fanny sank in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich selbst kam, erklärte sie ihrem Geliebten: sie könne seine Gattin nicht werden.

Richard beschwor sie, sich zu fassen, und suchte mit flammenden Augen den Kirchner, der in der Ferne stand. „Komm Er doch näher, mein Freund! Was hält Er von dieser wunderbaren Sache?“ —

Der Kirchner zuckte die Achseln, und versicherte: er habe einen solchen Auftritt vermuthet.

„So? — Aus welchem Grunde?“ —

„Ich hörte seit einiger Zeit, so oft ich allein in der Kirche war, ein schauderhaftes Gepolter in der Gruft, und bisweilen ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen.“ —

„Vermuthlich ein Katzen- und Rattenkrieg. Wir wollen mit einander hinab steigen.“ —

„Nicht um ein Königreich!“ rief der Küster, und sprang einige Schritte zurück.

„Nun, so geh' ich allein. Geb' Er mir den Schlüssel!“ —

Der Kirchen-Kastellan schlug dieses Verlangen rund ab. „Es läuft gegen meine Pflicht,“ sprach er, „die mir anvertrauten Schlüssel aus den Händen zu geben; und überdieß hat der selige Herr in seinem Testament angeordnet, daß man sich nur von oben hinab nach seinem Befinden erkundigen solle.“ —

„Umstände verändern die Sache;“ entgegnete Richard. „Da sich Herr Lukas, wie er sagt, übel befindet, so ist's Schuldigkeit, ihn zu besuchen. Drum her mit den Schlüsseln! Ich stehe sonst so lange hier Schildwache, bis jemand aus der Gesellschaft dem Herrn Pfarrer den Vorfall gemeldet hat.“ —

Der Küster entfärbte sich, trippelte

ängstlich herum, sprach unvernehmliche Worte mit sich selbst, und überreichte endlich mit zitternder Hand den Schlüssel zu der eisernen Gitterthür, die in das Todtengewölbe führte.

Der Officier flog die Treppe hinab. Herr Lukas lag in seinem gläsernen Kasten so ruhig, wie man ihn hinein gebettet hatte. Richard durchspähte das ganze Gemach, und schlug am Ende den Umhang des Gestelles zurück, auf welchem der Sarg ruhte. Hier steckte, wie ein Igel zusammengerollt, der rechte Mann, der sich nicht wohl befand. „Hurrah!“ rief der Seemann: „Finden wir einander hier? Kommen Sie doch hervor, Herr Vor, und trinken Sie bey meiner Verlobung ein Glas Wein! Das wird Ihnen besser bekommen, als wenn Sie so krumm sitzen, und Grabesluft einathmen.“ —

Der Buchhalter war an Muth, Ge-

genwart des Geiſtes und Sprache ſo völlig bankrott, daß er dieſe Einladung mit keiner Sylbe beantworten konnte. Er ließ ſich von ſeinem Nebenbuhler unter dem Sarge hervor nöthigen, und im Triumph die Treppe hinauf führen. Nun entſtand oben ein Gelächter, wie es vorher wohl noch nie eine Kirche durchſchallte. Vox ſuchte ſo ſchnell als möglich die Thür; aber ſein Mitſchuldiger, der Küſter, benutzte die fröhliche Stimmung der Anweſenden zu der demüthigen Bitte: ihm darüber keinen ſchlimmen Handel anzurichten, daß er zur Ausführung eines luſtigen Einfalls behülflich geweſen ſey. Die muntre Geſellſchaft war ſo gutwillig, ſich den böſen Anſchlag des Buchhalters als einen Scherz anrechnen zu laſſen, eilte vergnügt zur Tafel, und Verlobung und Hochzeit erfolgten.

IV.

Der gute Sohn.

In einer großen Stadt, wo mancher Taugenichts schwelgte und praßte, kämpfte die tugendhafte Witwe eines armen Gelehrten mit Mangel und Noth. Ihr frühzeitig verstorbener Gatte hinterließ ihr nichts als einen zehnjährigen Knaben, der ein vortreffliches Herz, einen lebhaften Geist und die angenehmste Gestalt besaß. Seine muntern Einfälle belustigten jedermann, und allgemein bewunderte man sein schönes, langes, blondes Haar, das in der ganzen Stadt seines Gleichen nicht hatte. In-

lius bildete sich auf diesen Vorzug etwas ein; denn die Eitelkeit beherrscht jedes Alter, und ein kleiner, bescheidener Stolz auf Schönheit wandelt selbst die Unschuld an.

Seine Mutter arbeitete täglich vom Morgen bis in die Nacht an künstlicher Stickerey, ward aber sehr kärglich dafür bezahlt, und erwarb nicht so viel, als sie zum nothdürftigen Auskommen brauchte. Dadurch verfiel sie in eine drückende Schuld. Ihr Hauswirth, ein reicher Bierbrauer, der einige Thaler Miethzins bey ihr zu fordern hatte, ließ sie Tag für Tag darum mahnen. Er befahl seinen Leuten, die er zu ihr schickte, recht stürmisch und unhöflich zu seyn, und die rohen Menschen machten sich ein Vergnügen daraus, die unglückliche Frau, befohlner Maßen, zu ängsten. Sie vergoß bey jedem solchen Auftritt eine Fluth der bittersten Thränen.

Eines Mittags ließ sie der Wirth zu

sich entbiethen. Sie stieg mit Zittern die Treppe hinab. Julius folgte ihr.

Der dicke Braumeister, der eben mit seiner Familie getafelt hatte, saß auf einem Sopha von Mahagony, und schlürfte mit einer vornehmen Miene ein Glas Wein aus. Die arme Witwe neigte sich vor ihm und den übrigen Anwesenden tiefer und ehrerbiethiger, als dem Stande dieser Leute gebührte; doch niemand erwiederte ihren Gruß; alle starrten ihr mit verächtlichen Blicken ins Gesicht. Diese Unhöflichkeit erlaubte sich besonders der Sohn vom Hause, ein frecher, übermüthiger Bursch von zwanzig Jahren, der den großen Herrn spielte, und mit den reichsten jungen Edelleuten in der Pracht seiner Kleidung wetteiferte. Er mischte sich im Schauspielhause und an andern Orten, wo es sich thun ließ, unter sie; aber seine gemeinen Sitten verriethen seine Herkunft, wie die lan-

gen Ohren das Müllerthier, das ſich in eine Löwenhaut hüllte.

„Na, was wird denn endlich mit Ihr?“ fuhr der Hausherr ſeine Schuldnerin an. „Bringt Sie Geld?“

Die Witwe bat wehmüthig noch um einige Tage Geduld. Sie vollende nächſtens, ſagte ſie, eine mühſame Arbeit, mit der ſie ſeit mehrern Monaten beſchäftigt ſey, und werde dann ehrlich bezahlen.

„Leere Ausflüchte!“ rief der Braumeiſter. „Ich warte nicht länger!“ —

„Sie muß durchaus auf der Stelle Rath ſchaffen!“ kreiſchte der junge Laffe dazwiſchen, und klirrte mit ſilbernen Sporen die Stube auf und nieder. „Ich kaufe heute ein Reitpferd aus einem gräflichen Stalle,“ fuhr er fort, „und die zehn Thaler, die Sie uns ſchuldig iſt, ſind zum Zaumgelde beſtimmt.“ —

„So iſt es!“ ſprach der Vater, und

blies sich gewaltig auf. „Ich geb' Ihr höchstens noch eine Stunde Zeit, und will indessen Mittagsruhe halten. Liegt aber dann mein Geld nicht hier auf dem Tische, und zwar in harten Thalern, wie es im Kontrakt ausgemacht ist: so werf' ich Sie aus dem Hause, und nehme Ihren ganzen Bettelkram in Beschlag." —

Die Arme rang die Hände, und betheuerte mit Thränen, daß es ihr ganz unmöglich sey, in so kurzer Zeit ihre Schuld zu tilgen. Ihr Jammer machte jedoch nicht den geringsten Eindruck auf die unempfindlichen Menschen. „Es bleibt dabey, wie ich gesagt habe!" sprach gähnend der Hausherr. „Geh Sie jetzt Ihres Wegs, und wimmere Sie, wo sie will, nur nicht hier! Denn ich will Mittagsruhe halten." —

Julius lief weinend vom Vater zum Sohn, und bat um Mitleiden; sie stießen

ihn

ihn aber mit Scheltworten von sich, und drängten schnaubend seine Mutter, sich fort zu machen, und Geld aufzutreiben. „Nota bene, keine Bettelmünze, sondern harte Thaler!“ rief ihr der Braumeister noch nach, als, sie schluchzend hinweg ging.

Von aller menschlichen Hülfe verlassen, warf sie sich in ihrem Stübchen auf die Knie, und flehte den Himmel um Rettung an. Julius aber flog, ohne ihr davon ein Wort zu sagen, in die Wohnung eines Perückenmachers, der besonders für Damen arbeitete, und ihn einige Tage zuvor auf der Straße gefragt hatte: ob er nicht seinen Flachskopf verkaufen wolle. Damahls war ihm von seinen geliebten Haaren, die er für einen seltnen Schatz hielt, kein einziges feil; doch jetzt bot er sie in Bausch und Bogen zum Kauf an, und forderte zehn Thaler dafür.

„Bist Du klug?“ sprach der Perücken-

macher. „Du bietheſt ja Deine Hand voll Haare, wie Eulenſpiegel ſein Pferd!“

„O, verachten Sie mir meine Haare nicht!“ verſetzte der Knabe. „Alle Leute freuen ſich darüber; und ich würde ſie um keinen Preis verkaufen, wenn nicht meine arme Mutter in ſo großer Noth wäre.“ —

„Das thut mir leid;“ erwiederte der Perückenmacher: „ich kann aber nicht mehr als fünf Thaler dafür geben. Die Zeiten ſind ſchlecht, und die Damen genau. Sie verlangen die ſchönſten Perücken um ein Spottgeld, und fragen nicht darnach, ob die Haare dazu auf dem Kopfe eines Böſewichts oder eines guten Kindes gewachſen ſind.“ —

Der Handel zerſchlug ſich. Julius ging weinend fort.

Als er aus der Hausthüre trat, fragte ein wohlgekleideter Mann, den er nicht kannte, nach der Urſache ſeiner Thränen.

Er klagte seinen Kummer. „Sagst Du mir die Wahrheit?“ sprach Jener. „Wolltest Du wirklich Deine schönen Haare für Deine Mutter aufopfern?“ — Julius sagte treuherzig: Ja! „Das ist brav!“ erwiederte der Unbekannte. „Deine kindliche Liebe rührt mich. Komm, laß uns sehen, ob wir den Handel noch schließen können.“

Sie kehrten mit einander zum Perükkenmacher zurück. Dieser verbeugte sich tief, und fragte ehrerbiethig, was zu des Herrn Grafen Befehl stehe.

„Meine Frau wünschte längst eine blonde Perücke;“ antwortete der Graf: „ich war aber immer dagegen, weil ich vor fremden Haaren, deren Abstammung mir unbekannt ist, einen unüberwindlichen Ekel habe. Hier aber stieß mir ein Knabe auf, dessen Haar mir gefällt. Es kommt nur darauf an, ob es zu brauchen ist.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Perükkenmacher. „Das wunderliche Kind verlangt aber zu viel.“

„Thut nichts;“ entgegnete der Graf. „Ich zahle die geforderten zehn Thaler. Nur zugeschnitten!“

Die Schere ward angesetzt. „Halt!“ rief der Graf. „Ich will Dir noch einen Vorschlag thun, mein Sohn! Es muß Dich doch schmerzen, in einen Kahlkopf verwandelt zu werden. Sieh, hier schenk' ich Dir fünf Thaler, und verlange kein Haar dafür.“ —

„O, wie gütig sind Sie, Herr Graf!“ sagte Julius. „Mir ist nur, leider! damit nicht geholfen. Meine Mutter braucht zehn Thaler, und um ihr diese zu schaffen, wollt' ich nicht bloß meine Haare, sondern auch mein Leben verkaufen.“ —

„Nun, so bleibt es bey unserm Handel!“ erwiederte der Graf, und der Pe-

rückenmacher ſetzte ſeine Schere ſo raſch in Thätigkeit, daß Julius in zehn Minuten ganz kahl war. Er warf einen Blick in den Spiegel, und die Augen gingen ihm über. Aber ſchnell erheiterte ſich ſein Geſicht, als er zehn Thaler auf den Tiſch zählen ſah.

„Da, mein Sohn!“ ſprach der Graf. „Dieß Geld bringe Deiner Mutter! Und weil Du ſo ein gutes Kind biſt, ſchenk' ich Dir hier noch ein Mahl ſo viel. Das behalt aber für Dich, und kaufe Dir Kuchen und Spielwerk!“

Ganz außer ſich vor Freude küßte Julius die Hand des großmüthigen Mannes, ſtrich die zwanzig Thaler ein, und eilte, wie geflügelt, nach Hauſe. Der Graf, der ihn gern beobachten wollte, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Unter der Zeit, als dieß vorging, ſchlief der Braumeiſter ſein richtiges Stündchen.

„Gottfried, wie steht's?" sprach er, so bald er die Augen aufschlug. „Hat das Bettelvolk oben die zehn Thaler gebracht?" —

„Ja, da können wir warten bis an den jüngsten Tag!" war die Antwort des tölpischen Stutzers.

„Na, so komm, Gottfried!" sagte der Vater. „Wir wollen mit der gelehrten Madam kurzen Prozeß machen. Ich will ihr zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin!" —

Vater und Sohn stiegen jetzt ins Dachstübchen der Witwe hinauf, die ihnen mit nassen Augen entgegen kam. Sie flehte nochmahls um Nachsicht, und zeigte die bald vollendete Stickerey; aber die bauerstolzen Grobiane verhöhnten sie, drangen auf augenblickliche Befriedigung, und drohten mit eigenmächtiger Selbsthülfe. „Ich muß mich in alles ergeben!" seufzte die

Unglückliche. „Verfahren Sie so mit mir, wie Sie es vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten können.“ —

„Gewissen hin, Gewissen her!“ rief der Alte.

„Davon kann man kein Zaumgeld bezahlen!“ fiel der Sohn ein.

Jener raffte nun alles, was ihm einigen Werth zu haben schien, hastig zusammen, und der plumpe Elegant hob, wie ein Gerichtsknecht, Thüren und Fenster aus, um die arme Frau durch diese Maßregel zum Ausziehen zu zwingen. Duldend und schweigend saß sie, mit verhülltem Gesicht, in einem Winkel. „Nu, was greint Sie da noch lange?“ schnaubte Gottfried. „Fort mit Ihr!“ — Hiermit ergriff er sie beym Arm, um sie mit Gewalt aus der Stube zu führen.

In diesem Augenblicke stürzte Julius die Treppe herauf. „Mutter, hier sind

zwanzig Thaler!" rief er athemlos, und umschlang ihre Knie. „Vergieb, ach! vergieb mir, daß ich ohne Dein Vorwissen meine Haare verkaufte!"

Sie trat staunend zurück. „So viel Geld für Deine Haare?" — sprach sie mit bebender Stimme. „Das ist unmöglich! — Julius, was hast Du gethan? Wie kamst Du zu diesem Gelde?" —

„Beruhigen Sie sich, Madam!" sprach der Graf, der jetzt in die Stube trat. „Ihr guter Sohn sagt die Wahrheit. Er empfing die kleine Summe, die Ihnen bedenklich scheint, auf die ehrlichste Weise aus meinen Händen." —

Sie dankte gerührt, und fragte nach seinem Nahmen. Er nannte sich Graf von Hallenstein.

Die beyden Brauer horchten hoch auf. Aber Gottfried besann sich nicht lange, mit dem Grafen Bekanntschaft zu machen.

„Aha!“ sprach er mit einem linkischen Kratzfuß: „Sie sind vermuthlich der Herr, mit dem ich über den braunen Engländer in Handel stehe.“

„Sie mit mir?“ — versetzte Hallenstein, und maß den Brauerssohn mit einem finstern Blick. „Mein Stallmeister sagte mir, ein junger Mann von Stande habe sich als Käufer gemeldet. Doch — von Stande oder nicht: das macht keinen Unterschied. Ich sehe bloß darauf, daß die Pferde, die ich verkaufe, gute Herren bekommen. Aus diesem Grunde werde ich meinem Stallmeister untersagen, den Handel mit Ihnen abzuschließen; denn da Sie so hart mit Menschen umgehen, wie viel grausamer mögen Sie Thiere behandeln!“ —

Gottfried stand bestürzt. Der Graf kehrte ihm den Rücken. „Mir'hen Sie

ſich, Madam, eine andere Wohnung!“ ſprach er freundlich zur Witwe. „Ich werde Sie künftig unterſtützen, und für die Erziehung Ihres Sohnes ſorgen. Er hielt die Probe, auf die ich ihn ſtellte, rühmlich aus, und giebt die ſchönſte Hoffnung, ein braver Mann zu werden.“ —

Der Graf ließ die freudige Dankbegierde der armen Frau nicht zum Worte kommen. „Was ich für Sie thue,“ ſprach er, „wird mir nicht ſchwer, und iſt eine gerechte Erkenntlichkeit gegen Ihren verſtorbenen Gatten, deſſen humoriſtiſchen Schriften ich manche heitere Stunde verdanke.“ —

Er erfüllte ſein edles Verſprechen, und ließ den Knaben ſo trefflich erziehen, als ob er ſein eigener Sohn wäre. Nach zwanzig Jahren befand ſich Julius, als

ein angesehener Staatsbeamter, im blühendsten Wohlstande, und Gottfried, der indessen durch Müßiggang und Verschwendung verarmt war, diente als Reitknecht bey ihm.

V.

Klaudine.

„Das sind mir böhmische Dörfer!“ brummte kopfschüttelnd der Bürgermeister Cyrillus, indem er die Brille von der Nase hob, und einen Brief aus der Hand legte, den er von seiner Tochter bekommen hatte. Klaudine war seit einem halben Jahre in der Residenz, um allerley Damenkünste zu lernen, die in dem Provinzialstädtchen, wo Cyrillus regierte, niemand zu lehren verstand. Sie wechselte Briefe mit ihm. Er schrieb ihr, wie viel Eier die Hühner gelegt hatten; sie gab

ihm dagegen Nachricht von Schauspielen, Maskeraden und andern solchen Dingen, die ihn insgesammt weit weniger interes- sirten, als die Fruchtbarkeit seiner Putt- hühnchen, wie er sein Hausgeflügel liebko- send nannte.

Der Brief, über den er sich jetzt den Kopf zerbrach, handelte von der Schädel- lehre. Doktor Gall hatte eben damahls seinen Reise-Katheder in der Hauptstadt aufgeschlagen, und Klaudine war, in Ge- sellschaft einer dort wohnenden Tante, die durchaus eine Gelehrte vorstellen woll- te, seine Zuhörerin. Pater Cyrillus wuß- te nicht, was er sich bey den widrigen Menschenschädeln denken sollte, die er im Briefe hier und da, zur Erläuterung der angerühmten Gehirnlehre, mit der Feder gezeichnet fand. Er war indessen auch nicht sehr neugierig darauf, sondern be- fürchtete im Gegentheil, daß ihm seine red-

selige Tochter, deren Rückkunft in den nächsten Tagen bevorstand, mehr als zu viel davon verplappern werde.

Von der Tante begleitet, kam sie an. Der Hänehund bewillkommte sie am Wagen, und sprang mit freudigem Gebell an ihr auf. Sie legte die Hand auf seinen Kopf. „O Tantchen!“ — rief sie mit einem gezierten Tone, um ihre großstädtische Verfeinerung einem halben Dutzend Straßensungen zu zeigen — „Bestes Tantchen, fühlen Sie doch! Kann sich das Organ der Treue deutlicher aussprechen?“ — Mit zwey Hirnschädeln im Arm, entstieg Madam Elster (so hieß das Tantchen) dem Wagen, und las auf der Stelle ein kleines öffentliches Kollegium über des Pudels Kopf, wie einst in Berlin ein gewisser Dichterling über den seinigen lesen ließ.

Cyrillus ging den ankommenden Frauenzimmern bis an die Hausthür entgegen,

und machte hier die Erfahrung, daß übermüthige Großstädter, die sich sehr klug dünken, bisweilen mit Kleinstädtern, die sie für einfältig halten, etwas unartigen Spaß treiben: denn als er die gelehrte Dame mit den feyerlichsten Scharrfüßen und Redensarten empfing, streckte sie zwey lange, dürre Finger aus, um seine Perücke abzuheben, und die darunter verborgenen Organe zu prüfen. Er rettete sich vor der Hand durch einen entschlossenen Rücksprung; doch oben im Zimmer mußte er herhalten. „Ach, welch herrliches Organ der Kinderliebe!“ rief Klaudine. „Nun wundert's mich nicht mehr, Väterchen, daß Sie immer so gut sind!“ —

„Possen!“ sagte Cyrillus: „Es mag wohl Mancher einen Hirnkasten haben, wie ich, und dennoch ein liebloser Vater und ein Wütherich seyn.“ —

„Nicht möglich!“ versetzte Madam El-

ster. „Wo ein Organ, es sey gut oder schlimm, verhanden ist, kann seine Thätigkeit nicht ausbleiben.“ —

Cyrillus schwieg, weil er sich zu schwach fühlte, mit seiner hochgelahrten Schwägerin zu streiten. Sie machte ihn, so gut es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, mit der Schädellehre bekannt, und empfahl ihm, sich derselben auf dem Rathhause, als eines untrieglichen Entdeckungsmittels geheimer Verbrechen, zu bedienen. Auch Klaudine gab mit einer altklugen Miene ihr Scherflein dazu, und kündigte ihrem Vater an: sie werde nicht heirathen, ohne vorher die Organe des Mannes, der sich ihr antrage, mit strenger Vorsicht untersucht zu haben. Nur auf diesem Wege, meinte sie, könnten glückliche Ehen geschlossen werden; und es sey bisher bloß Zufall gewesen, wenn sich hier und

und da ein Paar gleichgestimmter Seelen zusammen gefunden hätte.

Der Bürgermeister ließ das alles dahin gestellt seyn, und ging der Madam Elster und ihren Todtenköpfen so weit als möglich aus dem Wege, bis sie am folgenden Täge wieder abreis'te.

Klaudine war (den Vorwih abgerechnet, den sie sich in der Hauptstadt eigen gemacht hatte) ein feines Mädchen, und das einzige Kind eines reichen Vaters: es fanden sich daher bald, wie Fliegen bey einer Zuckerschale, eine Menge Freyer bey ihr ein. Den Reihen führte Herr Täubling, Doktor der Weltweisheit, jüngster Prediger des Orts, und — etwas mehr Geck, als sich für einen Geistlichen schickte.

Er kräuſelte ſein Haar zu einem Tituskopf, baute ſich bisweilen ſogar einen modiſchen Hahnenkamm auf die Scheitel, jagte beſtändig, doch immer fruchtlos, nach Witz, trug Gottes Wort auf der Kanzel in poetiſcher Proſa vor, gab ſeine Liebeserklärung in einem Sonnett von ſich, und war bey allen dieſen Beſtrebungen, als ein Genie zu glänzen, ein — Pinſel. Mamſell Cyrillus ertheilte ihm den Beſcheid: ſie habe gegen ſeine werthe Perſon nichts einzuwenden, doch, mit ſeinem Charakter noch zu wenig bekannt, müſſe ſie um Erlaubniß bitten, ſich von dem wirklichen Daſeyn der vortrefflichen Gemüthseigenſchaften, die ſie bey ihm vermuthe, durch Anwendung der Organenlehre zu überzeugen. Meiſter Täubling, der ſich für einen ganz vollkommenen Menſchen hielt, both ſeinen lockigen Kopf ſehr bereitwillig dar. Galls Schülerin befingerte

ihn säuberlich, zog ſich aber bald mit einer verlegenen Miene zurück.

„O Zenith der Anmuth, o Chimboraſſo der Schönheit!“ rief der Magiſter: „Was ſprechen dieſe Korallenlippen, die ich jede Nacht im Traum küſſe, für ein Urtheil?“ —

„Daß es bey den geträumten Küſſen ſein Bewenden hat!“ fiel Klaudine lachend ein.

„Mein Himmel! wie denn ſo?“ fragte der erſchrockene Schöngeiſt, und machte ein Jammergeſicht, als blieb' er in einer Predigt ſtecken.

„Sie beſitzen viel edle Organe, Herr Magiſter!“ fuhr Klaudine fort: „Aber, leider! ſäte die Natur ein wenig Unkraut unter den Weizen, und gab Ihnen auch das Organ der — Raufſucht.“ —

„Unmöglich!“ rief Täubling: „Ich bin der ſanftmüthigſte Menſch unter der Sonne, ein leibhafter ewiger Friede; das

muß der Neid ſagen! Auf Schulen und Univerſitäten ward ich, zwar mitunter gerauft, aber ich rauſte nie wieder, ſondern befolgte die bibliſche Vorſchrift: So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biethe den andern auch dar!" —

„Recht fromm und chriſtlich!" ſpöttelte Klaudine. „Aber, bey aller ſchuldigen Achtung gegen die Bibel, könnt' ich denn doch einen Mann mit ſo kaltem Fiſchblute zum Ehegatten noch weniger brauchen, als einen Schläger und Raufbold." —

Magiſter Täubling ſeufzte, trug ſeinen Korb heim, und ſang Klagelieder.

Kurz nachher trat der Stadtarzt, Doktor Mauerbrecher, als Bewerber auf. Ein viereckiger, roher, ungeſchlachter Mann;

in Allem das Widerspiel des zärtlichen Täublings. Wenn er Nachmittags, wie gewöhnlich, einen Hieb hatte, ging ihm jedermann aus dem Wege, um nicht von ihm einen Zungenhieb zu bekommen. Nur der Tod fürchtete sich nicht vor ihm, und behielt meistens die Oberhand, wenn sie mit einander um einen Kranken stritten. Mauerbrecher war es gewohnt, den Kürzern zu ziehen, und schämte sich dessen so wenig, als ein schlechter Soldat, der aus Feigheit das Gewehr streckt.

Klaudine hatte die stärkste Abneigung gegen den Doktor; doch da er eins der vornehmsten und begütertsten Häupter des Städtchens war, so wies sie ihn, als er auf Freyers Füßen bey ihr erschien, nicht sogleich ab, sondern würdigte ihn der Organenschau. Hierzu wählte sie bedächtig eine Morgenstunde, weil es Nachmittags

höchst gefährlich gewesen wäre, dem Bären auf den Kopf zu greifen.

„Nun, was bin ich für ein Kerl?“ schrie er auf, als sie ihn kaum angerührt hatte: „Bin ich zum Ehestande tüchtig?“ —

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und gestand erst nach langen Folterungen mit den schonendsten Ausdrücken, daß sie das Organ des Mordsinnes bey ihm entdeckt habe.

„Mordsinn?“ — fuhr er sie an: „Donner und Hagel, Mamsell! ist das Ernst, oder nur der abgenutzte Spaß, der uns Aerzten so oft in den Bart geworfen wird?“ —

Klaudine versicherte, sie scherze nicht, und hob in der Kunstsprache der Gallisten an, das wirckliche Daseyn des ihm beygemessenen Organs zu demonstriren.

„Gehn Sie mir mit Ihrem Schnick-

ſchnack!“ fiel er ihr heftig ins Wort. „Die Schädellehre iſt Wind, lauter Wind! Das hat der Geheime Rath Walter in Berlin dem Doktor Gall unter die Augen geſagt und geſchrieben.“ —

„Aber wiſſen wir, wer Recht hat?“ verſetzte Klaudine.

„Das werden Sie, Mamſell, mit Ihrer Weisheit nicht ausmachen!“ polterte Mauerbrecher. „Folgen Sie meinem Rath, denken Sie nicht mehr an dieſe Alfanzerey, und ſtudiren Sie Koch- und Wirthſchaftsbücher, um eine geſchickte Hausfrau zu werden.“ —

„Wenigſtens für Sie nicht, mein Herr!“ ſagte die Beleidigte in einem ſchneidenden Tone.

„Nun, ſo heirathen Sie den Todtengräber, damit Sie immer Schädel vollauf

haben!" — Mit dieſen Worten fuhr er, wie eine Windsbraut, zur Thür hinaus.

Klaudine war froh, daß ſie ſo ſchnell aus der Verlegenheit kam, ſeine Braut zu werden. Sie hatte längſt ein Auge auf den jungen Advokaten Robert, und er hatte beyde Augen auf ſie. Doch rückte er mit ſeiner Liebesbeichte heraus; denn er fürchtete, im Organen-Examen nicht zu beſtehen, und umzäumte daher immer ſeinen Kopf mit einer künſtlichen, hoch aufgekräuſelten und ſtark gepuderten Friſur, um Klaudinen dadurch von einer überraſchenden Unterſuchung abzuſchrecken, die ſie bisweilen, wenn ſie zum Scherz aufgelegt war, bey ihren Bekannten anzuſtellen pflegte.

So ſtand noch die Sache, als er einſt

plötzlich, unter dem Vorwand wichtiger Rechtsgeschäfte, in die Residenz reiſ'te, und von Klaudinen auf einige Wochen Abschied nahm. Jetzt fühlte ſie erſt, wie lieb und werth er ihr war. Sie zählte die Stunden bis zum Tage der verſprochenen Rückkehr. Aber dieſe Rechnung ſchlug fehl. Statt des Geliebten kam ein Schreiben von fremder Hand, mit der Nachricht: er ſey in der Hauptſtadt von einer ſchweren Krankheit befallen worden, befinde ſich nun zwar wieder außer Gefahr, doch könne wohl noch ein Monat bis zu ſeiner völligen Genéſung verſtreichen.

Wie erſchrak die zärtliche Klaudine! Hätten ſie nicht die Ketten der Schicklichkeit gefeſſelt, ſie wäre nach der Hauptſtadt geflogen, um die Wärterin des geliebten Kranken zu ſeyn. Sie mußte ſich begnügen, ihm in Gedanken Arzeneyen zu reichen, und zudringliche Fliegen von ſeinem

Bette zu jagen. Einige Troſtbriefe, die bald nach einander einliefen, und den guten Fortgang ſeiner Wiederherſtellung berichteten, halfen ihr einen traurigen Monat überſtehen. Am Ende deſſelben kam er ſelbſt, der ſehnlich erwartete Mann, und mit ihm alle Götter der Freude.

Klaudine machte gegen ihn die Bemerkung: er habe mit einer ziemlich höflichen Krankheit zu ſchaffen gehabt, denn es ſey keine Spur von ihr auf ſeinem blühenden Geſichte zurück geblieben. Aber er wollte das nicht einräumen, und klagte bitterlich: ſeine Krankheit habe grauſam genug an ihm gehandelt, indem ſie ihn aller ſeiner ſchönen Haupthaare beraubt, und in die Nothwendigkeit geſetzt habe, ſich mit einer Tour zu bedecken, um nicht, wie der Prophet Eliſa, Kahlkopf geſchimpft zu werden. „O laſſen Sie das!“ ſagte Klaudine: „Ihr Haarhäubchen kleidet Sie gut.“ —

Das war auch nicht zu läugnen. Es bestand aus lauter natürlichen, weit auf die Stirn herab fallenden Löckchen, und gab also einen freundlichern Anblick, als seine vorige steife Pedantenfrisur.

Nur war es freylich kein festes Bollwerk gegen die Attaken der Galliſten; doch ſchien auch Robert dergleichen Angriffe jetzt weniger als vormahls zu ſcheuen, und bisweilen ſogar vorſätzlich eine Blöße zu geben. Klaudine benutzte das bald, und machte einſt unter Lachen und Scherz, ohne daß er ſich ernſtlich dagegen ſträubte, mit ſeinen Organen Bekanntſchaft. Sie erſtaunte über die Vortreffſichkeit derſelben. Robert verſprach einen ausbündig guten Ehemann, wie jeder ſeyn ſollte.

Es verſteht ſich, daß ſie das nicht laut ſagte; doch ihre heitern Geſichtszüge waren die Verräther ihrer Gedanken, und machten ihm Muth, nach einigen Tagen

als Freyer aufzutreten. Er erhielt, ohne Umstände und weitere Prüfung, ihr Jawort.

Die Präliminarien der Hochzeit haben kein Interesse für uns. Wir begleiten die jungen Leute stracks in die Brautkammer, um zu sehen, was dort sich ereignet.

Nach langem Sträuben der züchtigen Klaudine, waren sie im Begriff, das eheliche Prunkbett zu theilen; aber nun verzögerte Robert diesen wichtigen Schritt. Er ging mit einer schalkhaften Miene bey Seite, nestelte mit langweiliger Behutsamkeit seine Haartour auf, legte sie ab, und kam kahlköpfig zurück. Jetzt sah Klaudine mit Erstaunen, daß die Blöße seines Hauptes kein Werk der Krankheit, sondern

der Schere war. Mit ſtarren Blicken maß ſie ihn, wie eine auffallende fremde Geſtalt, von der Scheitel bis zur Sohle herab und wieder hinauf. Doch ungefähr in der Mitte des Rückweges wandte ſie plötzlich die Augen von ihm, that einen Schrey, ſtürzte unaufhaltſam fort, und rannte, wie ſinnlos, in das Zimmer ihres Vaters, der noch mit der Tante Elſter beſchäftigt war, die Koſten der Hochzeit zu berechnen. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie ſie: „Robert iſt ein Betrieger!“ —

„Wie? was?“ fragten beyde Calculatoren zugleich.

„Er iſt ein Betrieger; er hat mich mit falſchen Organen hintergangen.“ —

„Ey, wie wäre das möglich!“ ſagte die kunſterfahrene Tante.

„Es iſt nicht anders. Er war — ach! ich ſchäme mich, davon zu ſprechen.“ —

„Frisch von der Leber weg!“ ermahnte der Vater.

„Er war,“ — fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort — „als ich, nach meiner Art, seinen Kopf untersuchte, ganz frey von einem gewissen häßlichen Organ, und das hat sich nun in einem hohen Grade bey ihm entwickelt.“ —

„Was hat sich entwickelt?“ fragte die Tante.

Klaudine neigte sich zu ihr hin, und sagte ihr den Nahmen des bösen Organs, mit Erröthen, ins Ohr.

Madam Elster hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten; doch zwang sie sich, ernsthaft zu bleiben. „Hast Du denn,“ flüsterte sie, „die Hirnorgane Deines jungen Mannes jetzt aufs neue geprüft?“

„Nein,“ war die Antwort: „aber — — Ich bitte; erlassen Sie mir eine nähere Erklärung.“ —

Cyrillus drang mit bürgermeiſterlichem Ernſt und Nachdruck auf Mittheilung des Geheimniſſes, und Madam Elſter beichtete es rein heraus, ungeachtet ihr Klaudine beyde Hände auf den Mund legte. Der Vater ſchlug über das anſtößige Organ ein beyſpielloſes Gelächter auf. In dieſem Augenblicke trat Robert (der ſchnell in den Bräutigams-Schlafrock geſchlüpft war, und vor der Thüre gehorcht hatte) ins Zimmer, mit der Haartour in der Hand. Klaudine drückte ſich, als ſähe ſie ein Geſpenſt, in den entfernteſten Winkel, und verhüllte ihr Geſicht.

„Liebes Weibchen," ſprach er in einem bittenden Tone, „höre meine Vertheidigung an!"

Sie ſaß, wie ein tauber Stein, und rührte ſich nicht.

„Ich geſteh' ohne Umſchweife," fuhr er fort, „daß ich Dich täuſchte, aus Liebe

täuschte. Mich erschreckten die Körbe, die Magister Täubling und Doktor Mauerbrecher, wegen fehlerhafter Organe, von Dir erhielten; ich befürchtete, ungeachtet ich gewiß kein böser Mensch bin, ein ähnliches Schicksal, und suchte mich dagegen mit künstlichen Tugend-Organen zu wassnen. Die vereinte Geschicklichkeit eines Perückenmachers und Wachsbossirers versorgte mich damit. Sie bearbeiteten diese Haartour nach der Zeichnung eines erfahrenen Schädelkenners, und ich schützte, bey den besten Gesundheitsumständen, eine schwere Krankheit vor, um das Kunstwerk, unter dem unverdächtigen Schein der Nothwendigkeit, auf meinen Kopf pflanzen zu können." —

„Nun, sehen Sie!" rief Klaudine dem Vater und der Tante zu: „Er ist, was ich gesagt habe. — Fort aus meinen Augen!" —

„Recht

„Recht so!“ fiel Madam Elster heftig ein: „Welche Achtung, welche Liebe und Treue kannst Du von einem Mann erwarten, der Dir, wie einem einfältigen Kinde, ein X für ein U machte, Dich um Dein Jawort hinterlistig betrog, und die Organenlehre verspottete?“ —

„Das Letztere wäre wohl das kleinste Verbrechen;“ — sagte der Bürgermeister.

„Meinen Sie?“ fragte die Tante höhnisch.

Robert lachte dem Bürgermeister beyfällig zu, und stieß dadurch dem Fasse den Boden aus.

„Klaudine,“ sprach die Tante pathetisch, „ich schwöre Dir bey den Sternen, daß Du von meinem, ohne Ruhm zu melden, sehr ansehnlichen Vermögen, das ich Dir als Universalerbin zugedacht habe, keinen rothen Heller bekommst, wenn Du

das unredliche Spiel, das mit Dir getrieben wurde, verzeihst, und nicht sofort auf die Ehescheidung dringst!“ —

„Ja, ich dringe darauf, das versprech' ich Ihnen!“ antwortete Klaudine. „Wer mich wie ein Gänschen behandelt, und dadurch meinen Verstand beleidigt, macht mich zu seiner unversöhnlichen Feindin.“ —

Robert fing reumüthig an, sich zu entschuldigen, ward aber nicht gehört. Sie schlüpfte in ihr gewöhnliches Schlafzimmer, und riegelte fest hinter sich zu.

„Es war nicht fein, Madam,“ sprach jetzt der Advokat zur Tante, „daß Sie meine Frau gegen mich aufreihten. Wir werden morgen sehr ernsthaft darüber sprechen.“ —

Ihrer hitzigen Antwort nicht achtend, ging er nach dem Brautgemach zurück, um sich ins einsame Bett zu werfen. Aber sie überhohlte ihn, stellte sich, wie eine Schildwache, vor die Thür, und ließ ihn nicht ein. Er bat, nach einem langen Wortwechsel, ihm nur seine Kleider heraus zu reichen; allein auch diese wurden verweigert, weil sie besorgte, daß er, indem sie den Rücken wendete, in die Festung eindringen möchte. Kurz, er mußte nolens volens im Schlafrock abziehen, und sich mitten in der Nacht in seine eigene Wohnung begeben.

Alle Versuche, Klaudinen mit sich auszusöhnen, schlugen fehl. Am Ende sah er ein, daß der Verlust einer solchen Thörin ein wahrer Gewinn für ihn war. Er willigte also in die Scheidung, und sie erfolgte.

Klaudine ward durch diese Geschichte

die Fabel des Städchens. Sie flüchtete vor dem allgemeinen Spott in die Arme ihrer Tante, und setzte bey derselben das Organen-Studium fort. Seit einigen Monaten hat sie einen enthusiastischen Gallisten geheirathet, und ist entschlossen, mit ihm in Deutschland umher zu reisen, und in den Mittelstädten, die Doktor Gall seines Besuchs nicht würdigte, das Evangelium der Schädellehre zu predigen.

VI.

Der Kutscher wider Willen.

Die Klage, daß das Glück seine Gaben ungleich vertheile, ist so alt als die Welt. Sogar im Fache der Liebe übt es diese Parteylichkeit aus. Manche Dame seufzt fruchtlos nach Einem Verehrer; andere haben Dutzende zu verschenken.

Eine so neidenswerthe Kapitalistin war Emilie zwar nicht; doch hätte sie aus ihrer Herzenskasse zwey nothleidenden Mitschwestern aushelfen können. Sie hatte also drey Liebhaber.

Für eine Witwe von ein und zwanzig

Jahren, die eben so viel Geist als Schönheit besaß, war das nicht zu viel. Diesen Eigenschaften verdankte sie jedoch nur Einen Verehrer. Die übrigen liebäugelten mit ihrem Landgute und ihren Kapitalen.

Einer dieser Herren war der Kammerjunker, Baron Husch; ein Erzwitzling. Er machte einst auf seinen Nebenbuhler (der vormahls eine Wechselbank gehalten hatte, und jetzt, als geadelter Titular-Finanzrath, in Ruhe lebte) aus dem Stegreif dieses Epigramm:

Zahlen hat der Herr von Bley
Lebenslang geschrieben;
Aber er ist selbst dabey
Eine Null geblieben.

Der Finanzrath hatte den Nahmen mit der That: er war ein ganz bleyerner Mensch, und es geschah ihm kein Unrecht, wenn man ihn eine Null in der geistigen Welt nannte. Seine Ein-

falt bewegte fast zum Mitleiden, und sein Geiz überstieg allen Glauben. Dennoch hätte er gewiß eine große Summe aufgeopfert, wenn es möglich gewesen wäre, den Kammerjunker damit auf eine erlaubte Art aus der Welt, oder wenigstens aus der Stadt, zu schaffen, weil ihn dieser Schadenfroh überall mit der Geißel des Spottes verfolgte.

Emilens dritter Liebhaber war ein achtungswerther Justizrath, den sie jenen Beyden weit vorzog, und zu ihrem zweyten Gemahl bestimmte. Eines Abends erwartete sie seinen Besuch. Sie hoffte, sich ungestört mit ihm unterhalten zu können, da sie den Finanzrath auf seinem Landgute und den Baron bey Hofe vermuthete; aber plötzlich erschien der Geizige in einem prächtigen, gestickten Kleide von der neuesten Mode. Sie erschrak über seine Zierlichkeit; denn von ihm war

zu erwarten, daß er dieſen Aufwand nicht ohne Abſicht gemacht hatte. Er kam auch wirklich mit dem Vorſatz, ihr ſeine Hand anzutragen.

Aber indem er kaum das Geſpräch mit einer ſcharfſinnigen Kritik des unfreundlichen Herbſtwetters eingeleitet hatte, fuhr ein Wagen am Hauſe vor, und der Kammerjunker hüpfte heraus. „Ey, wär' er doch, wo der Pfeffer wächſt!" rief der Finanzrath: „Ich will mich ſo lange, bis er wieder fort iſt, in einem andern Zimmer verbergen." —

Allein zum Unglück hatte das Zimmer, wo ſie ſich eben befanden, nur Einen Ausgang, und dieſer war zur Flucht unbrauchbar, weil der Kammerjunker ſchon mit leichten Sprüngen die Treppe herauf kam. Emilie war ſelbſt in Verlegenheit. Sie ſah voraus, daß er über den Finanzrath ganz ausgelaſſen witzeln, und ſie ſelbſt

nicht verschonen würde. Deßhalb that sie Jenem in der Eile den Vorschlag, auf den Balkon zu treten, und schob ihn hinaus, eh' er Ja oder Nein sagen konnte.

Der Baron schwatzte länger als eine Stunde, und ließ eine Menge Menschen über die Klinge springen. Endlich kam auch der Finanzrath an die Reihe. „Diese Rechenmaschine, dieses trockne Einmahleins," — sprach er unter andern — „ist einer der abgeschmacktesten Menschen unter der Sonne. Und welche drollige Kürbißgestalt! — Ein Mann kann und darf häßlich seyn; aber Er treibt dieses Privilegium zu weit. Ich habe, so bald er mir in den Wurf kommt, einen Hauptspaß mit ihm vor." —

Herr von Bley hörte jedes Wort, und zitterte vor dem muthwilligen Schwätzer. Aber bald wurde seine Lage noch schlimmer. Ein heftiger Regenguß durchweichte ihn

bis auf die Haut, und sein neues Prachtkleid war in einigen Minuten verwüstet. Er saß, wie ein Frosch, auf dem Boden des Balkons, der einem Teiche glich.

„Es regnet sehr unhöflich!“ sagte der Kammerjunker. „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mir Ihren Wagen zu leihen. Ich habe den meinigen fortgeschickt, und wohne, wie Sie wissen, fast eine Meile von hier.“

Emilie war mit Vergnügen dazu erböthig. Sie klingelte; ein Jokey erschien, und sie befahl, der Kutscher solle anspannen.

„Er ist ausgegangen;“ sagte der Knabe: „ich weiß nicht, wohin.“ —

„Welche Unordnung!“ rief sie: „Was fangen wir an?“ —

„Ich habe nichts zu versäumen;“ sagte der Baron: „Mein Kutscher wird wohl so klug seyn, mich abzuhohlen.“ —

Sie erſchrak. Jeden Augenblick des Juſtizraths gewärtig, mußte ſie das Aeußerſte wagen, ſich von dem Baron zu befreyen.

In dieſer Abſicht führte ſie ihn unter dem Vorwand, ihm ihre Büchersammlung zu zeigen, in ein entlegenes Zimmer. Hier verließ ſie ihn nach einigen Minuten, und ſchloß leiſe die Thür hinter ſich zu.

Er bemerkte ſeine Gefangenſchaft nicht, und blätterte ruhig in einem Journale. Indeſſen zog ſie den triefenden Finanzrath aus dem Balkon, und ſagte: „Wählen Sie auf der Stelle: ſoll ich Ihre Freundin bleiben, oder wollen Sie auf immer aus meinem Hauſe verwieſen, und augenblicklich dem Baron übergeben ſeyn?“ —

„Um des Himmels willen nicht!“ ſtöhnte das erſchrockene Männchen. „Ich

bitte um die Fortdauer Ihrer schätzbaren Freundschaft.“ —

„Nun, Herr Finanzrath, so gehen Sie ohne Verzug in den Stall, schirren Sie die Pferde an, hüllen Sie sich in den Mantel des Kutschers, und fahren Sie so unerkannt den Kammerjunker nach seiner Wohnung.“ —

„Welcher Auftrag, gnädige Frau! Ich verstehe nicht die Kunst, Pferde zu regieren, und ach! wenn er mich entdeckt —“

„Keine Einwendungen, Herr Finanzrath! Sie thun, was ich sagte, oder werden Ihre Weigerung in der nächsten Minute bereuen.“ —

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und ächzte die Treppe hinab. Emilie flog in das Bibliothekzimmer zurück, und nach Verlauf einer Viertelstunde meldete, befohlner Maßen, der Jokey: der

Kutscher sey angekommen, und der Wagen bereit.

Der Baron sprang hinein, und sah den zitternden Kutscher nicht an. Die Fahrt ging Anfangs glücklich; aber ungefähr auf dem halben Wege warf der ungeschickte Pferdelenker den Wagen in eine tiefe Gassenrinne. Was fluchte der Kammerjunker! Er entstieg der obern Wagenthür, wie ein Schornsteinfeger, prügelte den Kutscher, und ging zu Fuß seines Weges.

Der Finanzrath nahm sein Trinkgeld stumm in Empfang. Er richtete, mit Hülfe einiger vorbey gehenden Leute, den Wagen wieder auf, und ließ die Pferde heim traben.

„Halt, mein Freund!“ rief eine bekannte Stimme. „Er fährt doch wohl nach Hause? Nehm' Er mich mit!“ —

„Es war der Justizrath, der Emiliens Equipage kannte. Er stieg ein.

„Allerliebst!“ brummte der Mann auf dem Bocke. „Einen Nebenbuhler kutschiert man fort, den andern bringt man!“ —

An der Hausthüre drückte der Justizrath ihm einen Gulden in die Hand. Immer besser als Schläge! dachte der Finanzrath, indem er die Kutschermaske in den Wagen warf, und davon ging.

Am folgenden Tage fand er sich zeitig bey Emilien ein, und bat, zum Ersatz für die ausgestandenen Leiden, um ihre Hand.

„Sie kommen zu spät, lieber Herr Finanzrath!“ sagte sie lächelnd: „Ich habe gestern dem Justizrath mein Jawort gegeben.“ —

Er stand wie vom Donner gerührt.

Einige Stunden darauf erhielt der Kammerjunker denselben Bescheid, und Emilie überzeugte sich durch eine glückliche Ehe, daß sie aus dem Kleeblatte ihrer Liebhaber den besten gewählt hatte.

VII.

Der Korb.

Der Gerichtsdirektor Sempronius, ein ſtattlich wohlbeleibter Herr, ging eines Abends durch das ihm unterwürfige Dorf voll magerer Bauern ſpazieren, und beſchäftigte ſich mit dem Gedanken, welches Gütchen wohl zunächſt in Konkurs fallen, und ihm eine reiche Sporteln-Ernte verſchaffen würde. In dieſer anmuthigen Betrachtung ſtörte ihn der Lärm eines Gezänks, das aus einer nahen Hütte ſchallte. Er eilte hin, und machte ſchon einen vorläufigen Ueberſchlag, wie viel dabey zu verdie-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

dienen seyn könnte, wenn das Glück wollte, daß sich die Zänker blutrünstig schlügen. Als er an die Hütte kam, stürzten sie heraus, und rannten ihn beynahe über den Haufen. Es war ein armer Korbflechter und seine Frau. Er jagte sie, in der linken Hand einen neuen Korb und in der rechten einen tüchtigen Stock haltend, vor sich her, und versetzte ihr einige Hiebe. „Nun, ja doch!“ schrie sie: „Gott Lob und Dank, der Korb ist fertig!“ —

„Hollah! was giebt's hier?“ rief Semyronius, und hob schiedsrichterlich sein spanisches Rohr.

Valentin, der Korbflechter, erschrak, und zog behende sein Mützchen ab. „Nehmen Sie's nicht für ungut, gestrenger Herr!“ sprach er zitternd: „Wir sind schon wieder einig.“ —

Die hohe Obrigkeit ließ sich so kurz nicht abweisen, sondern bestand darauf, daß

Ursache des Streites zu wissen, und der gehorsame Unterthan begann nun folgende Beichte:

„Ich fing heute gegen Mittag an, diesen Korb zu flechten, und setzte mir das Ziel, vor Sonnenuntergang damit zu Stande zu seyn. Es glückte meinem Fleiß, und ich freute mich, wie ein Kind. Gott sey Dank, rief ich jubelnd, der Korb ist fertig. — Aber meine Frau saß mürrisch, wie ein alter Kater, am Spinnrocken, und gab keinen Laut von sich. Warum so still, liebes Hannchen? redet' ich sie an. Freue Dich doch auch ein Bißchen, und sprich: Gott Lob, der Korb ist fertig! — Was geht's mich an? knurrte sie: Ist er fertig, so ist er fertig! — Ich stellt' ihr vor: es koste ja nichts, die paar Wörtchen zu sprechen, und bat sie himmelhoch darum; doch sie that's mir durchaus nicht zu Liebe. Da ward ich wild, ergriff den Stock, und sobald ich hin-

ten bey ihr anklopfte, fuhr das Lob Gottes vorn heraus, und nun sind wir wieder gute Freunde.“ —

Der Gerichtsdirektor lachte weidlich; und weil den armen Leuten, die nur das liebe Leben hatten, nichts abzuspertein war, so ermahnte er sie zur Eintracht, und begab sich nach Hause.

Der Tisch war gedeckt. Herr Sempronius setzte sich mit seiner Hausehre und seinem Schreiber zum Abendessen, und schwunzelte immer still für sich. „Worüber lächen denn Dieselben?“ fragte sie. Er erzählte jetzt mit lustiger Laune die Geschichte des Korbes.

„Und dieser schändliche Auftritt macht Die Spaß?“ — sagte Madame Sempronia mit krauser Stirne. „Valentin ist ein

Tollkopf, und die gute Frau hatte Recht, daß sie nicht, wie ein Papagey, nachplapperte, was er ihr vorsagte. Wozu war's denn nöthig? Ich hätte mich lieber von dem Wütherich erschlagen lassen, als seinem Eigensinn nachgegeben!" —

„Ey, ey!" entgegnete ihr Gemahl: „Ich vernehme höchst mißfällig, daß Du dem trotzigen Weibe die Brücke trittst! — Du würdest doch wohl im gleichen Falle vernünftiger seyn, und die paar Wörtlein, die bey der Korbmacherin gleichsam an Ketten hingen, ohne Weigerung aussprechen, wofern ich Dich darum freundlich ersuchte, oder gar mit hausherrlichem Ernst auf Gehorsam dränge?" —

„Nein, nein!" schrie sie heftig, und donnerte mit der Hand auf den Tisch. „Ich thät's wahrlich nicht, wärst Du auch Papst oder Kaiser, und hättest einen Prügel, so dick wie ein Eichbaum!" —

„Das wollt' ich doch sehn!" erwiederte Sempronius, und warf einen Blick auf seinen Braunen im Winkel.

„Komm an, so du Herz hast, Du Großsprecher!" kreischte sie, und stellte sich, beyde Arme in die Seiten gestemmt, vor ihn hin.

Er sprang zornig auf, hohlte seinen korpulenten Spanier, und befahl mit gewaltiger Stimme: sie solle Valentins Worte sogleich aussprechen, oder ernsthafter Maßregeln gewärtig seyn. Dieser Drohung lachend, schlug sie ihm ein Schnippchen unter die Nase. Aber kaum empfand sie jetzt des Stockes Gewicht, da rief sie geschwind: „Gott Lob, der Korb ist fertig!" —

Der bescheidene Schreiber hielt es für unschicklich, ein Zeuge dieser ehelichen Ver-

traulichkeit zu ſeyn, und ſchlich vom Tiſch in die Küche.

„Was gab's denn drin für eine Katzbalgerey?“ fragte die alte, häßliche Köchin.

„Hm! wenn Sie das morgen erfährt, iſt's zeitig genug!“ antwortete der Schreiber verdrießlich.

„Aber ich, mein Herr, will's wiſſen, auf der Stelle wiſſen!“ ſchnäpperte Liſette, das Hausmädchen.

Die Dirne war jung und hübſch, und die Herzenskönigin des Schreibers: was konnte der verliebte Fant unter ſolchen Umſtänden ihr abſchlagen? Die Hiſtorie ward alſo haarklein erzählt.

„O, über die abſcheulichen Männer!“ ſchmälte Liſette. „Mir ſollten ſie nur kommen, mit ihren Korporalſtöcken! Keinen Mucks brächten ſie aus mir heraus.“ —

„Das iſt leicht geſagt, mein Kind!“ verſetzte der Schreiber. „Aber ein Stock

kann große Dinge thun. Er macht Helden, und bändigt Helden.“ —

„Sieh doch!“ spöttelte das Mädchen. „Pfeifst Du aus diesem Tone? — Ich glaube, Du hast selbst viel Anlage, ein Ehe-Zuchtmeister zu werden.“ —

„Im Nothfall, warum nicht?“ antwortete lächelnd der Liebhaber.

„Unterfieh Dich das!“ rief sie mit geballter Faust. „Es wäre Dein Unglück!“ —

Das Schreiberlein fand sich im höchsten Grade beleidigt. Es entstand ein hitziger Wortwechsel. Die schadenfrohe Köchin mischte sich in den Streit, und blies die Gluth des Zornes immer stärker an. Das liebende Paar fiel sich endlich in die Haare, und der obsiegende Federfechter koranzte seine Dulcinee so lange, bis sie ausrief: „Gott Lob, der Korb ist fertig!“ —

Die Reue kam schnell nach der That.

Er both ihr mit Thränen die Hand zur Versöhnung.

„Geh' Er Seines Weges!“ sagte sie, und stieß ihn von sich. „Er hat nun Seinen Korb, und wir sind ewig geschiedene Leute.“ —

Der Schreiber drohte, sich zu erhenken; doch das Tiegerherz blieb ungerührt, und die besprochene Heirath ging zurück.

Seit diesem Tage — denn die Geschichte begab sich vor uralten Zeiten — sagt man von einem abgewiesenen Freyer: Er bekam den Korb.

VIII.

Die Bücherschlacht.

Unter den zahlreichen literarischen Gastgebern, die in Deutschland Haus halten, war Herr Baldkian nicht der Geringste. Seine ansehnliche Leihbibliothek wuchs mit jeder Messe, wie ein rollender Schneeball. Ein fast bedenkliches Bild! Könnte nicht irgend ein Grübler meinen: man wolle damit auf Wässerigkeit hindeuten? — Einer solchen hämischen Auslegung ließe sich freylich zuvorkommen, wenn man das Bild wieder ausstriche; doch Pilatus sprach: „Was ich geschrieben habe, das hab' ich

geſchrieben!“ Dieſer richterliche Ausſpruch des jüdiſchen Landpflegers ſcheint auch heutiges Tages der Wahlſpruch vieler Schriftſteller, die nicht gern die Feile brauchen, geworden zu ſeyn, und ſie können es daher um ſo weniger übel nehmen, wenn man ihn einmahl gegen ſie ſelbſt anwendet.

Valdrians Büchermaſſe wuchs alſo wie ein Schneewälzer, und ſetzte beſonders immer mehr Ritter- und Räubergeſchichten an. Er kannte ſeine Kunden, der erfahrene Bibliothekar, und man muß geſtehen, daß ſie Geſchmack hatten. Was kann anmuthiger ſeyn, als ein biederer, deutſcher Ritter, der alle Menſchen, wie ein Bär, anſchnaubt, und täglich ſeinen guten Stiefel trinkt, bis er unter den Tiſch fällt? — Oder ein wackerer Räuber-Hauptmann, der ſeinen Dolch und ſein Schwert fleißig mit Blut färbt? — Man kann in der

That nichts Beſſers leſen als ſolche Geſchichten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, und Geiſt und Herz ungemein veredeln. Doch da es einfältige Leute genug giebt, die den Werth dieſer vortrefflichen Schriften nicht einſehen, und ſie ſogar nichtswürdigen Vrack nennen: ſo hatte Valdrian auch für dergleichen Sonderlinge geſorgt, und ſich noch tauſend andere Bücher angeſchafft, die zwar jenen unſterblichen Werken nicht das Waſſer reichen, aber dennoch auch mitunter in Leihbibliotheken geſucht werden.

Der geſammte Bücherſchatz war in einem einzigen Zimmer aufgeſtellt. Ein Nebenkämmerlein diente dem Herrn Valdrian zur Wohnung und Schlafſtelle. Man ſchelte dieſe Ortsbeſchreibung nicht kleinlich! Iſt, wie hier, von einer Schlacht die Rede, ſo kann die Topographie des Wahlplatzes nicht genau genug ſeyn. Das lehrt

Auſterlitz. Dort ſind, wie der eine Kampftheil behauptet, mehrere tauſend Streiter, mit Roſſen und Wagen, in einem See ertrunken, und dennoch giebt's, nach der Verſicherung der andern Partey, in der ganzen Gegend kaum einen Froſchpfuhl. *) — Der Himmel und die Auſterlitzer mögen wiſſen, wer Recht hat. Wir haben uns jetzt bloß um unſere Wahlſtatt zu bekümmern.

Eines Abends koſtete Valerian verſchiedene neue Meßfrüchte; ſie wirkten wie ein kräftiges Opiat; er ging gähnend zu Bett, und ſchlief hart und feſt. Aber mitten in der Nacht hörte er mit Schrecken einen gräulichen Lärm in ſeiner Bibliothek. Alle Bücher ſchienen lebendig und toll ge-

*) Man ſehe die von beyden Seiten öffentlich bekannt gemachten Schlachtberichte.

worden zu seyn. Der grösste Aufruhr war in den Quartieren der Ritter und der Räuber. Ein widriges Gemisch zankender Stimmen kreischte durch einander. Sie stritten über den Beyfall der Lesewelt. „Wir," — rief ein Löwenritter des seligen Spieß, der selbst ein Löwe unter den Schriftstellern war, indem er in sechs Jahren gegen funfzig Bände schrieb — „wir ehrlichen altdeutschen Kämpen galten sonst alles! Unsere Abenteuer und Liebschaften setzten zahllose Federn in Bewegung. Wir waren die Helden der deutschen Scribenten, und begeisterten sie wunderbar. Mancher Kandidat des heiligen Predigtamts, der in seinem Leben keine Lanze gesehen hatte, beschrieb unsere Turniere, und das Ding ließ sich lesen. Jedes Ritterbuch, gut oder schlecht, ward verschlungen. Besonders waren die schönen Frauen und zarten Dirnen ganz versessen

darauf. Ach! das alles ist nun vorbey, seitdem ihr verruchten Buschklepper die Helden des Tages geworden seyd, und eine Menge Schriftsteller sich nicht schämet, mit euern ekelhaften Schandthaten das Papier zu besudeln!" —

„Schweig, Du altfränkischer Lanzenbrecher!" sprach Rinaldo Rinaldini, der Wortführer der Räuber. „Wir muthigen Waldbürger haben euch nun einmahl aus dem Sattel gehoben, und Du, alter Degenknopf, wirst das nicht ändern! Das Bessere behält am Ende die Oberhand; das ist der Gang der Natur. Die Welt ward's endlich satt, eure schwerfälligen Streithengste kummeln zu sehen, und euch von Biederkeit und keuscher Minne schwatzen zu hören. Damit macht man sich heut zu Tage lächerlich. Egoismus, sinnliche Liebe und wilde Kraft, die alle Schranken durchbricht, — das sind die Geister

der Zeit, die auch uns zu kühnen Thaten entflammten, und uns mit der heutigen Welt gleichsam befreunden.“ —

„Befreunden?„ — fiel der Löwenritter hohnlachend ein: „Mit Straßenräubern und Mördern befreunden? — Nein, so tief werden ehrliche Leute nicht sinken!“ —

„Greift doch in euern eignen Busen!“ versetzte Rinaldo: „Hätten denn etwa die sogenannten ehrlichen Leute mehr Ehre von euch? — Ihr selbst triebt ja vor alten Zeiten unser Handwerk! Oder war das kein Straßenraub, daß ein großer Theil der edlen Ritterschaft in Hohlwegen lauerte, und den reisenden Kaufmann der Mühe überhob, seine Waarenbündel und Geldkatzen weiter zu tragen? — Diese Höflichkeit nannte man vom Stegreif leben, und es ward damahls zum Sprichworte:

„Rauben und Stehlen iſt keine Schande,
Thun es doch die Leuten im Lande.“ —

Ueber dieſen Vorwurf entbrannte der Löwenritter, und forderte ſeine Waffenbrüder auf, ſich mit ihm gegen die Strauchdiebe zu verbinden. Raſch ſtellten ſich die Ritter in Schlachtordnung, und rückten in geſchloſſenen Reihen vor. Die Räuber, von Rinaldo und Schinderhannes angeführt, fielen ihnen hitzig in die Flanke, und erſetzten durch Liſt und Behendigkeit, was ihnen an Kriegskunſt abging. Es entſtand ein ſchreckliches Gemetzel, wobey freylich kein Blut floß. Der Wahlplatz war bald mit zerfleiſchten Ritter-Leichnamen bedeckt.

Auch andere Bücher miſchten ſich in den Kampf, und ſchlugen ſich entweder zu einer der ſtreitenden Parteyen, oder ſuchten im Getümmel ihre eigene Feinde auf. Die Schriften der Gebrüder S. und des Herrn von K. geriethen beſonders hart

an

an einander. Den heftigſten Angriff auf alles, was ihnen in den Weg kam, machten ein paar kritiſche Journale, die in einem Leſezirkel ausgedient hatten, und nun unter dem Tiſche lagen. Dieſe zerlumpten Invaliden wurden jedoch ſchnell in die Pfanne gehauen. Das geſammte Bücherheer warf ſich, über die vormahls von ihnen erlittenen kunſtrichterlichen Züchtigungen erbittert, ihnen entgegen, und vernichtete ſie. Nur einige papierne Familien blieben bey dem Hauptgefechte der Ritter und Räuber neutral, oder nahmen mehr neckend, als ernſtlich, daran Theil. Die Mährchen ſpukten in gräßlichen Geſpenſtergeſtalten umher; die Romane begoſſen die Kämpfer mit Waſſer; die Trauerſpiele ächzten und ſtöhnten; die Luſtſpiele lachten.

Das Getöſe ward immer ſtärker, die Zahl der Leichen immer größer. Baldrian

war in Verzweiflung, daß ſich ſeine Ernährer ſo aufrieben. Er jammerte laut, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und — erwachte.

IX.

Warum nicht?

Oder

die drey Brüder.

In der schattigsten Laube des väterlichen Schloßgartens saß Junker Adolf auf einem bequemen Armstuhl, den ihm immer ein Bedienter nachtragen mußte, weil die hölzernen Bänke dem verzärtelten Weichling zu hart waren. Er pflegte gern seines Leibes, und hatte schon, ungeachtet er erst zwölf Jahre alt war, einen guten Ansatz zur Gestalt eines wohlgenährten Prä-

laſen. Eſſen oder ſchlafen — ſchlafen oder eſſen — war ſeine unabänderliche Tagesordnung. Er kam eben jetzt, ehe er ſich in den Garten erhob, aus dem Bette, wo er gewöhnlich Mittagsruhe hielt, und machte ſich nun friſch daran, ein großes Stück Kuchen zu ſchmauſen, das ihm ſeine gnädige Mama, deren Augapfel er war, auf den Weg gab.

In derſelben Laube, wo er ſich niedergelaſſen hatte, beſchäftigte ſich Wilhelm, ſein älterer Bruder, mit einer ihm von ſeinem Lehrer aufgegebenen Arbeit. Adolf ſah, ſchweigend und kauend, ihm lange zu. „Leg' doch die Feder weg!" begann er endlich mit träger Stimme: „Du wirſt mit dem Dinge doch heute nicht fertig!" —

„Warum nicht?" fragte Wilhelm, ohne vom Papier aufzublicken. Adolf blieb die Antwort ſchuldig, weil es ihm zu unbequem war, das Geſpräch fortzuſetzen.

Indessen flackerte Gustav, der jüngere Bruder, wie ein Irrwisch im Garten herum, und machte Miene, einen hohen Baum zu ersteigen. „Ja, da wirst Du eben hinauf kommen!“ gähnte Adolf ihm zu.

„Warum nicht?“ sagte Gustav, und nach zwey-Minuten saß er in der Krone des Baumes.

„Warum nicht?! — warum nicht?!“ — spottete der Kucheneſſer seinen Brüdern nach. „Immer habt Ihr das dumme, das unausstehliche Wort im Munde!“ —

Indem er so schalt, trat der Vater, ein reicher Landedelmann, hinter einer Buchenwand hervor, wo er unbemerkt seine Söhne belauscht hatte. „Herunter, Du Wildfang!“ rief er: „Dahin gehört das Eichhorn und der Vogel, nicht der Mensch!“ — Der kleine Wagehals stieg gehorsam von seinem grünen Throne herab. „Tisch aus!“ kreischte Adolf, und

ſchabte langſam, mit dem rechten Zeigefinger auf dem linken, ein Rübchen.

„Geſegnete Mahlzeit!“ ſprach der Vater, und wandte ſich lächelnd, mit einer ſcherzhaften Verbeugung, zum matten Spötter. „Im Großvaterſtuhl und beym Kuchenessen, mein Sohn, iſt man freylich vor dem Halsbrechen ſicher. Es gefiel mir aber nicht, daß Du vorhin auf den Ausdruck: Warum nicht? ſo erzürnt warſt. Ich nehme ihn gegen Dich in Schutz. Er iſt ein Ausruf des wahren Talents und der edlen Kühnheit; er iſt ein Sporn, der den menſchlichen Geiſt auf der Bahn der Tugend und des Ruhms vorwärts treibt! Wer treffliche Thaten und Werke nur anſtaunt, ohne dabey zu ſich ſelbſt zu ſagen: warum du nicht auch? — der zeichnet ſich gewiß nimmer in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft aus, wird überhaupt in keinem Fache ein großer Mann! —

Das Zauberwort: Warum nicht? begeistert den Weisen zu allem Schönen und Guten; wenn aber — das merke Dir, Gustav! — wenn ein tollkühner Thor diese Formel zu seinem Wahlspruch macht, so ist sie eben so gefährlich, als ein geladenes Feuergewehr in der Hand eines Kindes.“ —

Einige Jahre nach diesem Auftritt ging Wilhelm auf eine Universität. Er war kein außerordentlich genialischer Kopf, und fand in den Gebiethen der Rechtswissenschaft und der schönen Künste manchen steilen Berg, den er mühsam erklimmen mußte. Viele andere Jünglinge, die mit ihm auf demselben Wege waren, schwangen sich auf den Flügeln ihrer stärkern Geisteskraft leicht hinüber; er aber verzweifelte oft an sich selbst, und an der Möglichkeit, sie einzu-

hohlen. Diese Niedergeschlagenheit dauerte jedoch nur so lange, bis er zu sich selbst sagte: „Warum nicht?“ — Mit neuem Muthe beseelt, verdoppelte er dann seinen Fleiß, ersetzte dadurch, was ihm von der stiefmütterlichen Natur versagt worden war, und verließ die Akademie mit einem Schatz von Kenntnissen, den hundert Andere nicht aufzuweisen hatten, die zwar mit höhern Fähigkeiten begabt waren, aber Anstrengung scheuten.

Kurz darauf trat er in die Dienste des Staats, und bildete sich durch rastlose Thätigkeit zu einem vorzüglichen Geschäftsmanne. Er bekleidete die verschiedenen Aemter, die ihm stufenweise anvertraut wurden, mit musterhafter Redlichkeit, zog stets das allgemeine Beste seinem Privatnutzen vor, suchte überall in seinen Wirkungskreisen Menschenwohl zu befördern, und besiegte alle Schwierigkeiten, die ihm aufstießen,

durch den Talisman: Warum nicht? — Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt, und erhoben ihn endlich zum Staatsminister.

Als er schon, vom ganzen Lande verehrt und geliebt, diesem Posten vorstand, brütete Adolf noch hinter dem väterlichen Ofen, und setzte sein unthätiges Pflanzenleben fort. Alle Bemühungen, den Dachs aus seiner Höhle zu bringen, und ihn zu einer nützlichen Beschäftigung zu bewegen, waren fruchtlos. Man mochte ihm vorschlagen, was man wollte, es dünkte ihn zu schwer. Er ging nicht einmahl auf die Jagd, was doch der bequemste Landadel nicht zu unbequem findet. Nur dann, wenn etwa lustige Köpfe den Zweifel erhoben, ob er einen gebratenen Hasen oder Truthahn allein verzehren könne, sprach er muthig: „Warum nicht?“ und sein tapferer Magen trug jederzeit über die Un-

gläubigen einen glänzenden Sieg davon. Unter solchen Heldenthaten (wozu er sich täglich durch einen zwölfstündigen Schlaf, die Mittagsruhe ungerechnet, Kräfte verschaffte) ward er alt und grau, und hieß noch immer im Hause und im Dorfe der junge Herr, wie man ihn seit funfzig Jahren zu nennen gewohnt war.

Gustav lebte rascher. Er hatte Lust zum Kriegsstande, und ward in seinem siebzehnten Jahre Officier bey einem Regimente leichter Reiter. Ein Theil seiner Kameraden war ein wilder Schlag junger Leute, die sich Ausschweifungen aller Art erlaubten, und darin Ehre suchten; er aber verdunkelte sie insgesammt in diesem Fache. Machten sie sich bisweilen Beden-

ken, irgend einen muthwilligen Einfall, der schlimme Folgen befürchten ließ, auszuführen, so rief er hohnlachend: „Warum nicht?“ und brach keck den Lorber, der ihnen unerreichbar geschienen hatte. Sie klatschten ihm Beyfall zu, und mißbrauchten bey jeder Gelegenheit seine falsche Ruhmbegierde. Er unternahm blindlings die schlimmsten Dinge, sobald seine Freunde Mißtrauen äußerten, daß er Muth dazu habe.

Einst stieg er, nach einem unmäßigen Trinkgelage, mit seinen Zechbrüdern zu Pferde, und sprengte vor's Thor. Sie ritten mit verhängtem Zügel über Stock und Block, und kamen endlich an einen breiten Graben, der ihrem Wettrennen Einhalt that. Die kühnsten Reiter unter ihnen behaupteten, kein Pferd sey im Stande, hinüber zu setzen. „Warum nicht?“ rief Gustav, und gab seinem Gaul die Sporen.

Das muthige Thier nahm alle Kräfte zusammen; aber unvermögend, die weite Kluft zu überspringen, stürzte es mit ihm so unglücklich, daß er ein Bein brach.

Durch diesen Schaden ward er nicht klug. Kaum geheilt, begann er sein wüstes Leben von neuen. Doch die Liebe, die schon manchen Wildfang zähmte, legte auch ihm jetzt einen Zügel an. Rosalie, die schöne und kluge Tochter eines wackern Edelmannes, (der nahe bey Gustavs Garnisonstadt einen Rittersitz bewohnte) gewann über den Wüstling so viel Gewalt, daß er ihr, wenn sie ihn von Thorheiten abmahnte, wie ein Kind folgte. Dieser Gehorsam ward durch Gegenliebe belohnt, und es hatte den besten Anschein, daß sich Rosaliens Zögling in ihren Gemahl umwandeln werde. Aber ein neidischer Nebenbuhler, der Kammerjunker M**, suchte ihn, wo es nur möglich war, zu seinen

vorigen Ausschweifungen wieder zu verleiten, um ihn dadurch bey dem Fräulein verhaßt zu machen. Jenes gelang ihm endlich auf eine schreckliche Weise.

An einem schönen Sommertage machte Gustav mit Rosalien und ihren Aeltern eine Spazierfahrt, bey welcher sich auch der Kammerjunker zur Gesellschaft aufdrang. Sie fuhren nach einer Gegend, die durch Ruinen einer alten Ritterburg viel romantische Anmuth erhielt. Auf einer Felsenklippe, die sich über einen Abgrund erhob, ragten die schmalen, zackigen Trümmer eines halbverfallenen Thurmes, gleich einer langen Feuerleiter, hoch in die Luft empor, und fesselten jedes Auge. Man fand dort immer Leute, die sich an dieser Aussicht ergötzten; aber seit Jahrhunderten war es keinem Menschen in den Sinn gekommen, an dem verwitterten Thurmgerippe empor zu steigen. Der Kam-

merjunker warf die hinterliſtige Frage auf: ob dieß wohl möglich ſey. — „Warum nicht?“ erwiederte Guſtav. Jener behauptete nun mit höhniſchem Lächeln das Gegentheil, und trieb dieß abſichtlich ſo lange, bis Guſtav, durch dieſen hartnäckigen Widerſpruch erhitzt und beleidigt, zum Felſen hin flog, um ſein Wort durch die That geltend zu machen. Roſalie und ihre Aeltern baten ihn dringend, dieſes gefährliche Wageſtück zu unterlaſſen; aber er hörte nicht, kletterte wie eine Katze an dem zerſtörten Gemäuer hinauf, erreichte glücklich die Spitze, und ſtellte ſich auf einen Kragſtein, der ſich, wie der Arm eines Wegweiſers, über den Abgrund hinſtreckte. Indem aber hier der Verwegene triumphirend den Hut ſchwenkte, riß ſich der lockere Stein unter ſeinen Füßen von der Mauer los, und ſtürzte mit ihm in die Felſentiefe hinab. Roſalie und ihre Ael-

tern eilten mit Entsetzen dem Verunglückten zu Hülfe. Doch keine Rettung war möglich; man fand ihn zerschmettert.

Lange Jahre nachher besuchte Wilhelm einst seinen Vater, und sie lustwandelten mit einander im Garten. „Erinnerst Du Dich noch, mein Sohn," sprach der achtzigjährige Greis, „daß ich eines Tages — es werden nun wohl vierzig Jahre her seyn — auf der Stelle, wo wir stehen, Deinen Ausdruck: Warum nicht? gegen Adolfen vertheidigte? — O, wie wunderbar erfüllten diese zwey Worte, was ich damahls gleichsam von ihnen weissagte! Dich erhoben sie auf die höchste Stufe der Ehre; Gustaven stürzten sie in ein frühes Grab; und Adolf, dem sie ein

Aergerniß waren, blieb bis diesen Augenblick eine unnütze Last der Erde. — Erzähle, mein Sohn, Deinen Kindern Gustavs warnende Geschichte, und stelle Dich als Gegenbild auf, damit auch ihnen Dein edles Warum nicht? eine Triebfeder der Tugend und Thätigkeit werde!“ —

X.

X.

Der fromme Betrug.

Herr von Wüſthof vertauſchte die Kinderſchuhe mit dem Officiersdegen, und ließ ſogleich allen Begierden und Neigungen ſeiner feurigen Natur den Zügel ſchießen. Seine vorherrſchende Leidenſchaft war die ſinnliche Liebe. Er machte ſchnell die Bekanntſchaft der berufenſten Buhlerinnen, die in der großen Stadt, wo ſein Regiment in Garniſon lag, ihr Netz ausgeſpannt hatten. Von ihnen verführt, ward er ſelbſt ein Verführer. Er blendete ſchuld-

loſe Mädchen durch Eheverſprechen, hielt aber nie ſein Wort, ſondern zog ſich immer durch eine Summe Geldes, die ſein nachſichtiger Vater hergab, aus dem Handel.

Dieſe Ausſchweifungen ſetzte er, durch keine Feldzüge geſtört, bis in ſein funfzigſtes Jahr ſo thätig fort, als es ſeine nach und nach ermattenden Lebensgeiſter erlaubten. Jetzt ward er durch den Tod ſeines Vaters unbeſchränkter Herr großer Güter in Deutſchlands ſchönſten und fruchtbarſten Gefilden. Um ſie zu bewirthſchaften, trat er, mit dem Charakter eines Oberſten, aus dem Kriegsdienſt, und zog aufs Land.

Kaum ſaß er im Schooße ſeiner Reichthümer, ſo ward er aus einem Verſchwender ein Sklave des Geitzes. Aber der Dämon der Wolluſt wich nicht von ihm, und ſeine Grundſätze hatten ſich ſo wenig gebeſſert, daß er noch immer das Verſpre-

chen der Ehe zur Angel der Verführung brauchte.

2.

Auf einer Reise, die er, bey der Uebernahme seiner Besitzungen, nach seinem entlegensten Landgute machte, sah er dort ein blühendes siebzehnjähriges Mädchen von seltner Schönheit. Es war Antonie, die vater- und mutterlose Tochter eines verstorbenen Pfarrers. Sie gefiel ihm ungemein; aber desto weniger behagten ihm die Nachrichten, die er über sie einzog. Die Landleute sprachen von ihr, wie von einer Heiligen, und er hätte lieber gehört, daß sie eine Sünderin sey. Dessen ungeachtet blieb er entschlossen, sie in Versuchung zu führen. Er zweifelte auch kei-

nen Augenblick an einem glücklichen Erfolg, weil er Shakespears berühmtes Wort: „Schwachheit, dein Nahme ist Weib!“ schon zu oft bestätigt gefunden, und dadurch den Glauben verloren hatte, daß die Tugend irgend eines Frauenzimmers unerschütterlich sey.

Antonie wohnte bey weitläuftigen Verwandten, die, von der Theurung aus einer benachbarten Stadt vertrieben, ein Dorf zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Sie ernährte sich und diese verarmte Familie durch weibliche Kunstarbeiten, die ihr leicht und zierlich von der Hand gingen. Der Oberste, der das erfuhr, kam geschwind auf den Einfall, in eigner Person bey ihr Manschetten zu bestellen. Unwissend, was für ein gefährlicher Mann er war, empfing sie ihn, als Territorialherrn, mit Ehrerbiethung, und hielt seine altdeutsche, treuherzige Biedersprache, womit er trefflich zu

täuſchen verſtand, für reine Töne eines edlen Gemüths. Es lag in ſeinem Plan, ſich nicht voreilig zu entlarven. Aber ſeine Vorbereitung auf ein anſtändiges Betragen wäre kaum nöthig geweſen; denn Antonie ſelbſt zwang ihn, ſich beſcheiden gegen ſie aufzuführen. Ihr feines, ſittſames Benehmen gebeth Achtung, und war ein Schild wider männliche Zudringlichkeit.

Der Oberſte unterließ keinen Tag, ſich nach ſeinen Manſchetten zu erkundigen. Doch, wenn er ſeinem eigentlichen Zweck durch ein freyes Wort näher treten wollte, ſtockte die Zunge, wie durch magiſche Bande gefeſſelt. Antoniens gebildeter Geiſt hielt ihn immer in den gehörigen Schranken.

Auf dieſe Weiſe verſtrichen einige Wochen. Nun nahm er, ſo zu ſagen, einen Anlauf, und faßte mit Anſtrengung den Muth, Antonien ſeine Liebe zu erklären.

Erröthend bat ſie um Verſchonung mit ſolchem Scherz; doch er betheuerte mit Eidſchwüren die Wahrheit des ihr geſtandenen Gefühls, und drückte ſeinen feurigen Zuſicherungen das Siegel eines Heirathsantrages auf. Staunend erinnerte ſie ihn an die Ungleichheit ihrer Herkunft, und warnte ihn vor dem Tadel der vornehmen Welt, den er durch eine Mißheirath auf ſich laden würde. „Was thut das?“ war ſeine Antwort. „Der Adel des Geiſtes und Herzens gilt in den Augen aller Vernünftigen mehr als der Adel des Geſchlechts, oder gar der künſtliche Papieradel. Zudem bin ich ein freyer Mann, habe von meinem Thun und Laſſen niemanden Rechenſchaft zu geben, und frage den Henker nach den Urtheilen übermüthiger Menſchen, die ſich von Standesgrillen beherrſchen laſſen.“ — In dieſem Tone wies er alle Einwendungen zurück.

Es ward eine Stunde lang für und wider die Sache gestritten. Da jedoch der Antrag für die arme, verlassene Antonie allerdings viel Reitz hatte, und sie den besten, durch seine Maske getäuscht, als einen braven Mann schätzte: so war es wohl kein Wunder, daß sie am Ende nachgab, und ihm mit jungfräulicher Zucht und Ehrbarkeit einen bescheidenen Brautkuß vergönnte.

Wüsthof war in diesem Augenblicke noch mit sich selbst uneins, ob er das gute Mädchen, für das er wirklich einen Anflug von echter Herzensliebe fühlte, glücklich oder unglücklich machen wolle. Er hatte daher die Vorsicht, Antonien zu bitten, sie möchte sein Verhältniß zu ihm vor der Hand noch niemanden entdecken. Sie versprach's ohne Argwohn, und er schwankte mehrere Tage lang zwischen Redlichkeit und Bäberey; doch neigte sich endlich die Wa-

ge ſeiner Unentſchloſſenheit faſt ganz auf die beſſere Seite, und er würde wahrſcheinlich dieß Mahl ſein Gelübde erfüllt haben, wenn nicht Antonie, in einer unglücklichen Stunde von ihrer Klugheit und ihrem Schutzengel verlaſſen, dem dringenden Wollüſtling eine Gunſtbezeigung zugeſtanden hätte, die er erſt nach der Vermählung zu erwarten berechtiget war.

3.

Dieſer Sieg dämpfte das Feuer ſeiner Leidenſchaft; doch blieb er immer noch halb und halb geneigt, als ein ehrlicher Mann zu handeln. In dieſer Stimmung beurlaubte er ſich am folgenden Tage von ſeiner Braut, und reiſ'te mit dem Verſprechen, die Zeit der Hochzeitfeyer ſchrif-

lich zu bestimmen, nach seinem gewöhnlichen Wohnorte zurück.

Kaum dort angelangt, ward er von einem Gränznachbar zu einem festlichen Mahle geladen, bey welchem der Landadel aus einem Umkreise von sechs Meilen sich einstellte. Der Oberste ritt zeitig hin, und beobachtete, in ein Fenster gelehnt, die Ankunft der übrigen Gäste, die ihm meistens fremd waren, weil er seit vielen Jahren seine Heimath nicht besucht hatte. Gewöhnt an die moderne Eleganz der Hof- und Stadtwelt, gaben ihm mancherley altfränkische Figuren, die mit steifen Parade-Reverenzen auftraten, ein erheiterndes Schauspiel.

Unter andern erschien eine ältliche Dame, die mehr, als alle andere, dem Zeitgeiste trotzte, und sich seinen Gesetzen weder in Kleidung noch Sitten unterworfen hatte. Mit einem großen Reifrocke segelte sie, wie ein Schiff, durch die Thür; und

überhaupt war ſie, vom Spitzenthurm ihrer Fontange an, bis zu den winzig kleinen Demantſchnällchen ihrer unmäßig hochgeſtelzten Schuhe herab, ein lebendiges Journal des Luxus und der Moden des Alterthums. Doch die Schale hätte man allenfalls überſehen, wäre nur der Kern ihrer langen, dürren Geſtalt etwas genießbarer geweſen.

„Wer iſt dieſe häßliche Kreuzſpinne?“ flüſterte Herr von Wüſthof einem Bekannten ins Ohr.

„Frau von Goldammer;“ antwortete Dieſer: „eine ſteinreiche Witwe, die ſich mit hunderttauſend Thalern nicht auskaufen läßt, und gern noch eben ſo viel erheirathen möchte. Sie, lieber Wüſthof, wären ganz ihr Mann! Ich dächte, Sie — —“

„Mich friert bey Ihrem Scherz!“ fiel der Oberſte ein. Aber dennoch ſchien ihm die Dame nicht gleichgültig. Er fragte,

ob ihr Vermögen in liegenden Gründen oder sichern Kapitalen bestehe, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, als ihm sein Freund darüber Auskunft gab. Dieser, ein alter, in Ruhestand versetzter Hofmarschall, merkte sogleich, wo der Wind herkam, und freute sich, daß ihm hier vielleicht eine Gelegenheit blühe, einen Kuppelpelz zu verdienen: denn er war weit und breit der betriebsamste Ehepräkurator, und ward dieses Geschäfts nicht überdrüßig, ungeachtet man ihn oft hinterher, wenn die von ihm gestifteten Heirathen übel ausschlugen, die Hölle wünschte.

4.

Auf seine geheime Veranstaltung traf den Herrn von Wüsthof das unbeneidete

Loos, daß ihm der Hauswirth seinen Tafelplatz neben der schönen Wittib anwies. Der Gelegenheitsmacher setzte sich auf der andern Seite neben sie. Ihr Reifrock breitete seine Flügel über die Knie und Schenkel ihrer Nachbarn aus, und veranlaßte den Kriegsmann, ihn ein Bollwerk zu nennen, hinter welchem man vor Angriffen sicher sey.

„Nur nicht vor den Pfeilen des Liebesgottes!“ fiel der Hofmarschall ein, und bestrich den Obersten und die Dame mit einem bedeutenden Blick.

Herr von Wüsthof, dem dieser Spaß ein Schauerchen einjagte, stellte sich blind und taub; aber seine Nachbarin nahm keinen Anstand, die Schmeicheley auf sich zu beziehen, und mit einem schalkhaften Fächerschlage zu vergelten.

Der Hofmarschall schmiegte sich nun so nahe, als es der Reifrock erlaubte, an

Frau von Goldammer, und erſtattete über den Oberſten, den ſie zum erſten Mahl ſah, in einer langen Ohrenbeichte ausführlichen Bericht. Er rühmte die Vortrefflichkeit ſeiner ſchuldenfreyen Landgüter, berechnete die Summen des Ertrags, ſchilderte ihn als einen tüchtigen Landwirth, lobte ſeinen Charakter, und ſchloß mit der Nutzanwendung: es fehle ihm nichts, als eine würdige Gemahlin, um der glücklichſte Mann auf dem Erdenrunde zu ſeyn.

„Alſo noch Hageſtolz?“ fragte ſie mit einem kalt hingeworfenen Tone, um ihre aufwallende Freude dahinter zu verbergen.

„Ich bitt' um Verzeihung, meine Gnädige!“ verſetzte der Marſchall. „Hageſtolze — hab' ich die Ehre Ihnen zu ſagen — nennt man, nach unſern Geſetzen, nur diejenigen verſtockten Sünder, die

funfzig Jahre, drey Monate und drey Tage in die Welt hinein lebten, ohne zu heirathen. Aber von diesem Alter ist unser Oberster noch weit entfernt, und er wird es sich auch im Junggesellenstande nicht auf den Hals kommen lassen."

„Wer weiß!" sagte die Dame. „Die Herren Officiers sind, aus Liebe zu einem ungebundenen Leben, meistens eheſcheu."

„Das ist bey meinem Freunde nicht der Fall;" entgegnete der Marschall. „Er vertraute mir im Gegentheil kurz vor der Tafel, daß er je eher je lieber Hymens Rosenfesseln zu tragen wünsche."

„Ey, ey!" sprach Frau von Goldammer: „Drückt er sich so poetisch aus?"

„In der Regel nicht;" antwortete der Marschall: „Ihro Gnaden machten ihn bloß auf einen Augenblick zum Dichter." —

„Ich? — Wie soll ich das verstehen?" —

„Die gnädige Frau waren eben in den Saal getreten, als er, die Augen auf Sie geheftet, jene poetiſche Floskel ausſprach. Er fragte dann geſchwind nach Dero Nahmen und Verhältniſſen, und als er von Ihrer Witwenſchaft hörte, ward er auf Ein Mahl ſo heiter und froh, wie ich ihn noch nie geſehen habe.“ —

„Sie ſchwärmen, Herr Hofmarſchall!“

„Keinesweges, meine gnädige Frau! Ich könnte noch mehr ſagen; doch das Vertrauen der Freundſchaft iſt mir heilig. Nur ſo viel glaub' ich verrathen zu dürfen, daß er mir einen Wink gab, das gegenwärtige Arrangement unſerer Tafelſitze zu treffen.“ —

„Herr Hofmarſchall, Herr Hofmarſchall! Sie verlaſſen ſich darauf, daß ich nicht ſo indiscret ſeyn werde, ihn über den Grund oder Ungrund Ihrer Mährchen zu befragen.“ —

„Meiner Mährchen?“ — O, ich unschuldiger Märtyrer der Wahrheit! Die Zeit wird mich rechtfertigen.“ —

5.

Frau von Goldammer schielte während dieses Gelispels oft nach dem Obersten hin. Er schloß daraus, die Rede sey von ihm, und war nicht böse darüber, weil er hoffte, daß ihn der Ehemäkler bestens empfehlen würde. Das war sein Wunsch; denn der Zauberstab des Goldes hatte die häßliche Kreuzspinne schon vor seinen Augen in ein recht leidliches Frauenzimmer verwandelt, und er brachte, als er sein und ihr Vermögen in Gedanken flüchtig zusammen rechnete, ein entzückendes Facit heraus.

Aber — wird mancher Leser fragen —

dachte

dachte denn der heilloſe Mann nicht an ſeine Braut? —

O ja, er dachte, wie er ſie allenfalls wieder los werden könnte. — Eine Treuloſigkeit mehr oder weniger galt ihm gleich, und hier ſchien vollends viel dabey zu gewinnen. Das war für den Geizhals ein mächtiger Antrieb, ſich über alle Bedenklichkeiten hinweg zu ſetzen.

Als ſich das leiſe Geſpräch zu ſehr in die Länge zog, fand er für rathſam, es zu unterbrechen. Die Dame hätte ſein beharrliches Stillſchweigen ja ſonſt als einen Mangel an Achtung gegen ſie auslegen können.

„Herr Hofmarſchall,“ fing er an, „Sie werden mit mir in einen ernſthaften Handel gerathen!“ —

„Warum denn, lieber Oberſter?“ fragte Jener.

„Darum, mein Herr,“ entgegnete Wäſt-

hof, „weil Sie die Unterhaltung mit unſerer liebenswürdigen Nachbarin für ein Monopolium anſehen, und mich ganz davon ausſchließen.“ —

„O Himmel!“ kreiſchte Frau von Goldammer dazwiſchen: „Das giebt Stoff zu einer Komödie, wenn ich noch in meinen alten Tagen ein Duell veranlaſſe.“ —

Schmeichelnd beruhigte ſie der Oberſte. Sie zierte ſich, wie ein Aeffchen, und ſchlug alle Saiten an, von welchen ſie glaubte, daß ſie ihm lieblich tönen würden. Zuerſt erhob ſie ſeine Güter bis in den Himmel; dann hielt ſie den ihrigen eine beſcheidene Lobrede; doch klagte ſie, daß es ihr, ſeit dem Tode ihres unvergeßlichen Gemahls, ſehr ſchwer werde, ihre ſtörriſchen Bauern und Dienſtleute in Ordnung zu halten.

Bey dieſer Stelle machte ſie eine Pauſe, und ſeufzte hinter dem Schnupftuche,

womit sie, bey der Erwähnung des seligen Herrn, die Augen bedeckte.

Nach dieser Todtenfeyer beschwerte sie sich über ihr allzu weiches Herz, dem es durchaus nicht möglich sey, sich zu einiger Strenge, auch nicht zu der gerechtesten, zu entschließen.

Hier lächelte der Hofmarschall mit abgewandtem Gesicht, und erzählte seiner Nachbarin auf der andern Seite: Frau von Goldammer mache sich täglich das Vergnügen, ihren weiblichen Hofstaat mit einer selbst-verfertigten Knute *) zu kasteyen.

Während der Zeit führte sie viele Beyspiele von ihrer Sanftmuth an. Ihr seliger Mann, sagte sie, sey bisweilen ein klei-

*) Eine in Rußland übliche Peitsche, die aus einer Menge von Stricken besteht, in welche viele Knoten geknüpft sind.

ner Murrkopf gewesen; aber sie habe ihn auf den Händen getragen, und mit keiner Miene beleidiget.

„Ach Gott!“ raunte der Hofmarschall seiner Nachbarin ins Ohr: „wie oft war ich Zeuge, daß sie ihm Maulschellen gab, die er gehorsamst einsteckte!“ —

Frau von Goldammer fuhr indessen in der Schilderung ihrer Tugenden fort. Mitunter berief sie sich auf das Zeugniß des Marschalls, daß sie die Farben nicht zu stark auftrage, und er war so gefällig, auf der rechten Seite das zu bejahen, was er in demselben Moment auf der linken verneint hatte.

Zuletzt, als das Dessert eben in Umlauf kam, stellte sich die gefühlvolle Seele auch als eine zarte Schutzpatronin der Thierwelt dar. „Mein Kutscher,“ sagte sie, „darf nur im Schritt fahren, und der Gebrauch der Peitsche ist ihm ganz unter-

ſagt. O, könnten ſie reden, meine Kanarienvögel und Nachtigallen, meine Kätzchen und Hündchen! Sie würden rühmen, wie liebevoll ich mit ihnen umgehe, und wie ich des Morgens nichts eher genieße, als bis ſie ſammt und ſonders geſpeißt und getränkt ſind. Aber ich hab' auch die Närrchen durch meine Güte verzogen, und ſie, zum Beyſpiel, verwöhnt, daß ſie immer Konfekt, oder ſonſt eine Näſcherey, erhalten müſſen, wenn ich außer dem Hauſe gegeſſen habe. Herr Oberſter, Sie ſollten den Tumult ſehen, wenn ich zurück komme! Da ſpringt es, bellend und miauend, um mich herum, da ſchreyt es mir mit weitgeöffnetem Schnabel und ausgeſpreitzten Flügeln entgegen. Ich dürfte mich wahrlich nicht unterſtehen, mit leerer Hand zu erſcheinen! Sie fingen, glaub' ich, eine gefährliche Rebellion gegen mich an." —

„Das wollen wir doch ja verhüten!"

ſagte der Oberſte: „Mit Rebellionen iſt nicht zu ſpaßen!“ — Er griff jetzt mit ſeinen langen Armen rechts und links auf dem Tiſche herum, langte ihr die Konfektteller zu, und ermahnte ſie, dem beſorglichen Aufruhr entgegen zu arbeiten.

Das war ihr recht. Sie hatte das Geſpräch von ihrer Menagerie abſichtlich begonnen, um fouragiren zu können, und füllte nun die innerhalb ihres Reifrocks angebrachten großen Proviantſchen ohne Scheu. Einige Damen ſahen ihr mit ſtarren, neidiſchen Blicken auf die Hände; andere winkten ſich lächelnd mit den Augen, und der Gloſſenmacher ziſchelte ſeiner Vertrauten zu: „Glauben Sie denn, daß die Händchen und Kätzchen etwas davon bekommen? Point du tout! Sie plündert unter dieſem Vorwand bey allen Gaſtmählern, ſtapelt aber die Beute ſorgfältig auf, und wenn ſie denn über kurz oder lang

den Familien, bey denen sie herum geschmauſ't hat, einen Gegenschmaus giebt, so bestellt sie aus jenem Magazine den Nachtisch, und beträuselt, wie man im gemeinen Leben sagt, die Gäste mit ihrem eigenen Fette.“ —

6.

Nach der Tafel baute der wetterwendische Eheprokurator sein angefangenes Werk auf dem gut gelegten Grunde fort, und erwarb sich in der Gesellschaft manchen Gehülfen, der theils den Obersten, theils die empfindsame Witwe bey Seite zog, und nach erhaltner Vorschrift bearbeitete. Da sie schon eine zärtliche Neigung für einander gefaßt hatten, so war, nach dem Sprichworte, den Gelehrten gut predigen.

Wästhof gestand: Frau von Goldammer sey eine scharmante, geist- und gefühlvolle Dame, und sie erklärte ihn für einen wakkern, verständigen Kavalier. Die Agenten des Hofmarschalls überschritten nun zum Theil ihren Auftrag, und erbothen sich dem Obersten auf der Stelle zu Freywerbern. Er lehnte das freylich ab; doch that er es in der freundlichsten Laune, die deutlich zu erkennen gab, daß er gegen die Sache selbst nichts einzuwenden habe, sondern nur den Anstand beobachten, und nicht mit der Thüre ins Haus fallen wolle.

In der folgenden Nacht erschien ihm Frau von Goldammer im Traume. Sie saß an einer Tafel, die mit hohen Pyramiden von Gold und Silber belastet war. Er stand nicht weit davon, und staunte. Da winkte sie ihm, mit der Hand auf ihre Reichthümer zeigend, als wollte sie sa-

gen: „Das alles ist Dein, so Du niederfällst, und mich anbetest!“ — Er wollte sich ihr zu Füßen werfen. Aber in diesem Augenblicke ward sie so häßlich, wie der Geist, der einst mit jenen Worten die Schätze der Welt ausboth, und auf der andern Seite kam Antonie, schön wie ein Engel, mit thränenden Augen gegangen. Ihr Anblick erschütterte den Träumer. Er kehrte der Mißgestalt den Rücken, und wandte sich zu dem Mädchen. Plötzlich hörte er ein betäubendes Gerassel von Goldmünzen. Er sah sich um. Frau von Goldammer schüttete einen ungeheuern Getreidesack voll Dukaten auf den Fußboden aus, und es entstand ein goldner Berg, der ihr über den Kopf wuchs, und sie ganz verbarg. Nur eine Hand bewegte sich hervor, und lud, freundlich wedelnd, den Obersten ein, von dem Golde zu nehmen. Unwiderstehlich hingerissen, griff er zu, und

reichte eine Hand voll Antonien, die ſich, getröſtet und dankſagend, entfernte. Schnell trat nun Frau von Goldammer hinter dem Gebirge hervor, und preßte ihn mit einer ſo gewaltſamen Inbrunſt in ihre Arme, daß er, vor Schmerz laut aufſchreyend, erwachte. —

Er dachte jetzt dem Traume nach, und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung, daß ſich Antonie, ohne Umſtände, mit einem Stück Geld werde abfinden laſſen. Doch war er geſonnen, ſich nicht damit zu übereilen, ſondern dieſe fatale Ausgabe ſo lange als möglich zu verſchieben: denn er ſchmeichelte ſich, auf dieſe Art vielleicht ganz davon los zu kommen, weil ſich Antonie, wie er glaubte, zu einer dringenden Betteley nicht erniedrigen würde. Das dünkte ihn, je mehr er darüber nachdachte, immer wahrſcheinlicher, und er haderte am Ende ſogar mit ſich ſelbſt, daß er

im Traume ſo unbeſonnen geweſen war, eine Hand voll Dukaten, ohne dringende Noth, wegzuſchenken. Uebrigens ſah er die bärenhafte Umarmung, die ihm einen Schrey auspreßte, für kein böſes Vorzeichen an. Was ſie betraf, dachte er: Träume ſind Schäume.

Bey Anbruch des Tages übergab er ſeinem Leibjäger eine Liſte von Perſonen, die er zu einem Mittagsmahle einladen ſollte. Frau von Goldammer ſtand oben an. Die Gaſterey war drey Tage darauf angeſetzt. Er machte dazu verſchwenderiſche Anſtalten, ungeachtet ſich ſein Geiz heftig dawider auflehnte.

7.

Frau von Goldammer ſchlug die Einladung nicht aus. Sie kam in einem lang-

ſamen Bierwagenſchritt angefahren, um die von ſich gerühmte Mildherzigkeit gegen ihr Geſpann durch die That zu beweiſen; und als ſie der Oberſte aus dem Wagen hob, forderte ſie ihn dringend auf, ſich durch eigenhändige Berührung der Pferde zu überzeugen, daß ſie kein naſſes Haar hätten.

Mit einem geſchmackloſen Uebermaß von Kleinoden beladen, und über Wüſthofs unzweydeutige Huldigungen höchlich erfreut, funkelte ſie, wie eine Theaterkönigin ſich brüſtend, an der Oberſtelle der Tafel. Doch es ſtand ihr eine Demüthigung bevor, die ihren Triumph leicht hätte vernichten können. Ein Bedienter des Oberſten überreichte ihr ein an ſie addreſſirtes verſiegeltes Päckchen, mit der Meldung: es ſey von einem Unbekannten, der ſich ſogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden. Was konnte das, nach ihren Ge-

danken, anders seyn, als eine köstliche, ihr zum Geschenk bestimmte Galanteriewaare? Aeußerst freundlich nahm sie es daher, mit einem forschenden Blick auf den Obersten, in Empfang, und öffnete es mit hoch erhobenen Händen, um die erwartete Kostbarkeit von allen neugierigen Mitgästen bewundern zu lassen. Aber sie war schier vor Schrecken des Todes, als aus der hastig aufgerissenen Papierhülle ihre russische Knute fiel. Schadenfroh stieß der Hofmarschall seine Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen an, und einigen Frauenzimmern entwischte, wie ein kurzer Trompetenstoß, ein unaufhaltbares Gekicher. Allein sie bezähmten sich schnell, und in einer halben Minute war die ganze Gesellschaft wieder so ruhig, als hätte sie das häßliche Ding gar nicht gesehen, das Frau von Goldammer geschwind vom Tische hinweg riß, und sammt einer dabey liegenden

Zuſchrift, woron ſie nur ein paar Worte las, in die Taſche ſteckte. Sie war ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort aufbringen konnte, um den ſeltſamen Vorfall zu bemänteln; und niemand war ſo unbeſcheiden, ihr den Schlüſſel dieſes luſtigen Räthſels abzufordern.

Aber der Leſer will vermuthlich die Sache aus dem Grunde wiſſen, und er ſoll ſie erfahren.

Frau von Goldammer wollte ſich bey dieſem Feſte in der höchſten Glorie der Schönheit zeigen, und hudelte daher ihre Kammerjungfer weiblich am Putztiſche. Die Zofe that ihr Möglichſtes; aber mit aller Kunſt und allem guten Willen war ſie nicht im Stande, ein altes Weib in ein junges, reitzendes Mädchen zu verwandeln. Dafür wurde ſie ein Mahl über das andere tüchtig gekuntet. Ueber dieſe unverdiente Mißhandlung aufgebracht, faßte

ſie den Vorſatz, noch deſſelben Tages aus dem Dienſte zu laufen, ſich aber zuvor an ihrer Tyrannin zu rächen. Sie packte zu dieſem Zweck die Knute ſehr zierlich ein, und ſchrieb dazu folgende Zeilen:

„Da Ew. Gnaden in der Geſellſchaft, „wo Sie ſich heute befinden, auf alle „Art glänzen wollen: ſo ſende ich Ih„nen anbey Ihre Knute nach, um ſie, „als ein merkwürdiges Kunſtprodukt Ih„rer geſchickten Hand, vorzeigen zu kön„nen. Hiermit empfehle ich mich Ih„nen auf immer, und gebe Ihnen den „guten Rath, ſich an meine Stelle eine „Moskowiterin oder Kalmückin zu ver„ſchreiben, die wahrſcheinlich zu Ihren „zuchtmeiſterlichen Ergötzlichkeiten gedul„diger herhalten wird, als ich.“

8.

Frau von Goldammer saß ein Weilchen in Scham und Muthlosigkeit versunken; aber plötzlich raffte sie sich wieder auf, und stürzte sich mit einer solchen Anstrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, in die ausschweifendste Lustigkeit. Ein Strom gemeiner Späßchen, von grellem Gelächter begleitet, floß von ihren Lippen; und ob sie sich gleich dadurch eben nicht angenehm machte, und auch die meisten Herren und Damen dabey kalt und ernst blieben: so war doch Wüsthof ein aufmerksamer Bewunderer ihrer albernen Einfälle, und rief und klatschte ihr Beyfall zu. Es gefiel ihr außerordentlich, daß er ihr in dem gegenwärtigen betrübten Zeitpunkte, wo sie eine öffentliche Beschimpfung erlitten hatte, eine solche Auszeichnung bewies, und dadurch einiger Maßen

ihre

ihre Ehre rettete. Sie dankte ihm dafür mit den holdesten Mienen, und es entstand zwischen ihm und ihr ein Tauschhandel mit zärtlichen Blicken, der ihm Bürgschaft leistete, daß sie seine Hand, die er in den nächsten Tagen nach ihren Gold- und Silber-Pyramiden auszustrecken gedachte, nicht zurück weisen würde.

Beym Nachtisch übergab er ihr eine Menge Zuckerwerk, mit der unterthänigen Bitte, ihre Hündchen und Kätzchen damit zu beschenken. „Sehr verbunden!“ sagte sie. „Die' kleinen Kanaillen sollen sich selbst bey Ihnen dafür bedanken; denn ich lade Sie, mein Herr Oberster, und die gesammte schätzbare Gesellschaft hiermit ein, übermorgen auf meinem Schlosse mit einem Mittagsmahle fürlieb zu nehmen.“

Das war ein Meisterstreich, um die verdammte Knute in Vergessenheit zu bringen. Im Nu verschwanden Spott und

Schadenfreude, die noch auf manchen Gesichtern gelauscht hatten; alle Köpfe verneigten sich zusagend; und jedes lahme Bonmot, das Frau von Goldammer von jetzt an ausgehen ließ, ward nicht nur allgemein schön gefunden und laut gepriesen, sondern oft sogar schon, indem sie nur den Mund öffnete, pränumerando belacht.

9.

„Lieber Hofmarschall," sagte der Oberste beym Abschiede, „thun Sie mir den Gefallen, und finden Sie sich übermorgen einige Stunden vor der Tafelzeit auf dem Schlosse der Frau von Goldammer ein. Ich werde selbst, wegen einer gewissen Angelegenheit, wobey Sie mir unentbehrlich sind, so zeitig dort eintreffen."

„Aha!“ rief der Hofmarſchall: „Wollen Sie vielleicht, ehe die übrigen Gäſte ankommen, das Herz der ſchönen Witwe beſtürmen?“

„Getroffen!“ antwortete der Oberſte; „Und ich erſuche Sie, mir dabey Adjutantendienſte zu leiſten.“ —

Wie beredet, ſo geſchehn! Die Herren begaben ſich früh genug auf den Weg, daß ſie die Dame noch allein fanden. Der Oberſte verlor keine Zeit. Er that, unter Beyſtand ſeines Adjutanten, einen beherzten Angriff, die Kapitulation wurde, nach einer kurzen Unterhandlung, geſchloſſen, und bey der Tafel feyerlich bekannt gemacht.

Von allen Seiten erſchallten Glückwünſche; aber man bemerkte dabey Geſichter, die ſich plötzlich entfärbten und mit Falten des Unmuths bedeckten. Das war beſonders der Fall bey einigen verblühten Fräulein, die ſich ſelbſt auf den Oberſten

Rechnung gemacht hatten, und nun auf Ein Mahl die Blume ihrer Hoffnung mit der Wurzel ausreißen sahen. Nicht vermögend, ihren Verdruß ganz zu bekämpfen, rächten sie sich durch Spöttereyen, die sie ihren Nachbarn ins Ohr zischelten.

„Was sagen Sie zu dieser Mariage?“ fragte die Eine: „Verräth nicht der Oberste durch diese Wahl ein sehr rohes Gemüth?“ —

„O freylich!“ — antwortete der Befragte, ein armer Landjunker, der längst ein geheimes Lüstchen gehabt hatte, sich um die reiche Witwe zu bewerben. — „Aber warten Sie nur!“ fuhr er prophetisch fort: „Die russische Knute und der deutsche Stock werden bald gegen einander zu Felde ziehen!“ —

„Wohl uns, wir sind neutral!“ sagte das Fräulein: „Aber wem wünschen Sie den Sieg?“

„Dem Stock!“ ſprach der Junker.

„Und ich der Knute!“ verſetzte das Fräulein.

Andere Mißvergnügte muſterten das Deſſert, und erneuerten, nach ihrer Verſicherung, auf den meiſten Tellern alte Bekanntſchaften. Sie nannten die Häuſer, wo jene Makronen und dieſer Marzipan ſchon figurirt hatten, und von der Frau von Goldammer, unter dem bekannten Vorgeben, entfremdet worden waren. Hier und da mochte man ihr wohl zu viel thun; aber eine der Damen bewies ihre Behauptung ſo klar und augenſcheinlich, daß ſich nichts dagegen einwenden ließ. Sie hatte, als ſie kurz vorher ein Gaſtmahl gab, die kleine Boßheit verübt, ihren Nahmenszug auf den Oblaten-Böden verſchiedener Konfektarten mit einer Nadel einzugraben, und dieſes ſo bezeichnete Backwerk auf der Tafel dahin zu ſtel-

len, wo Frau von Goldammer ihren Platz erhielt, der, wie alle andere Plätze, durch eine auf ihrem Gedeck liegende Nahmen-Karte, voraus bestimmt war. Keine Hinterlist ahnend, ging sie in die Falle, und eignete sich das verrätherische Konfekt größten Theils zu, um bey der gegenwärtigen Gasterey davon Gebrauch zu machen. Das wär denn auch richtig geschehen. Die erste Eigenthümerin zeigte den Personen, die ihr zunächst saßen, ihre Handschrift, und es ward so viel darüber gelichert, daß es in andern Gegenden der Tafel Aufmerksamkeit erregte. Selbst Frau von Goldammer frägte, etwas bestürzt, nach der Ursache dieser Lustigkeit, und man fertigte sie geschwind mit einer Nothlüge ab.

Dergleichen Spott ward noch mehr getrieben. Doch, unbekümmert um des Neides Geschwätz, vollzog das edle Braut-

paar nach einigen Wochen seine Vermählung.

10.

Unbekannt mit allen diesen Vorgängen, hoffte die gute Antonie von Stunde zu Stunde auf einen erfreulichen Brief von ihrem treulosen Bräutigam, bis das Gerücht von seiner Vermählung ihr Dörfchen erreichte. Sie erstarrte; sie widersprach; sie läugnete die Möglichkeit. Es war freylich nur eine unverbürgte Sage; denn der Oberste ließ keine officielle Bekanntmachung seiner Heirath an Antonins Wohnort ergehen, ungeachtet er dieß auf seinen übrigen Gütern gethan, und seine Gemahlin auch überall schon eine Art von Huldigung eingenommen hatte.

Doch es kamen immer neue Nachrichten, die jenes fliegende Gerücht beſtätigten. Dennoch blieb Antonie bey ihrem Unglauben, und ſchrieb dem Oberſten: er werde verleumdet.

Hierauf erfolgte nach geraumer Zeit dieſe Antwort:

„Sie werden ſich erinnern, Made„moiſelle, daß Sie mir damahls, als „ich Ihnen meine Hand antrug, ver„ſchiedene ſehr vernünftige Vorſtellungen „machten, die Ihren Verſtand und „Ihre Beſcheidenheit in das helleſte Licht „ſtellten. Ich ließ zwar, von Leiden„ſchaft berauſcht, Ihre triftigen Grün„de nicht gelten; ich widerlegte ſie leb„haft: aber ich muß geſtehen, daß ich „bald nachher das Gewicht derſelben „fühlte. Die Gränzſcheidung zwiſchen „dem Adel und dem Bürgerſtande iſt „und bleibt freylich in meinen Augen

„eine Thorheit: wer aber nicht, wie ein „Waldbruder, in einer Einöde lebt, muß „ſich nach den Schwachheiten und ein„gewurzelten Vorurtheilen der Men„ſchen ſeiner Klaſſe bequemen, wenn er „nicht der Fledermaus unter den Vö„geln gleichen, und ſich dem Spott und „der Verachtung ausſtellen will. Das „wäre, wie Sie, Mademoiſelle, weislich „voraus ſagten, nicht nur mein Schick„ſal geweſen, ſondern auch Sie ſelbſt „würden, als meine Gemahlin, die bit„terſten Kränkungen in den Zirkeln der „höhern Welt erfahren haben: denn, „obgleich der männliche Adel den Man„gel einer edlen Geburt ſehr gern der „Schönheit verzeiht, ſo ſind doch die „Damen gegen die Ahnenloſe, die ſie „in den heiligen Kreis ihrer Aſſemblees „eintreten ſehen, deſto intoleranter, je „mehr ſie — wie das bey Ihnen, Ma-

„demoiſelle, der Fall iſt — von der Na-
„tur mit einer Fülle von Reitzen ausge-
„ſtattet wurde. Und was kann er thun,
„der Mann, der ſeine Gattin von ver-
„feinerter Boßheit verfolgen, und gleich-
„ſam mit leiſen Nadelſtichen zu Tode
„quälen ſieht? — Unterſtänden ſich's
„Männer, ſo forderte er ſie vor die Klin-
„ge, und lehrte ſie Mores: aber Wei-
„ber! — was ſoll er mit denen anfan-
„gen? — Das Schwert ihrer Zunge
„iſt mächtiger als Rolands Schwert,
„und Herkuls Löwenkraft kann das
„Gewebe ihrer Intriguen nicht zerrei-
„ßen.“ —

„In dieſer Rückſicht darf ich es mir
„als ein Verdienſt anrechnen, daß ich
„Sie, Mademoiſelle, der Unannehmlich-
„keiten überhob, die Ihnen in der Sphä-
„re bevorſtanden, in welche ich Sie, wi-
„der Ihren eigenen Wunſch und Wil-

„len, verſetzen wollte. Ich hätte Sie „in der That unglücklich gemacht. Da„her hielt ich es, ſobald ich mich durch „reifes Nachdenken davon überzeugt hat„te, für Pflicht eines redlichen Mannes, „Ihre Gemüthsruhe nicht meiner Lei„denſchaft aufzuopfern. Der Verluſt iſt „dabey einzig auf meiner Seite; denn „die ſtandesmäßige Heirath, die ich „vor einigen Wochen vollzog, entſchädi„get mich auf keine Weiſe für den mir „verſchloſſenen Himmel auf Erden, den „ich in Ihren Armen gefunden hätte. „Sie, Mademoiſelle, hingegen genießen „nicht nur in Ihrer gegenwärtigen La„ge der vollkommenſten Zufriedenheit, „ſondern werden auch ohne Zweifel bald „durch irgend einen braven Mann, der „Ihnen an Stand und Alter gleicher „iſt, als ich, eine glückliche Hausfrau „werden.“

„Dieß herzlich wünschend, bleibe ich
„mit Achtung Ihr wohlmeinender
„Freund v. W.“

N. S.

„Verbrennen Sie sogleich dieses Blatt!
„Und so gern ich auch einen angenehmen Briefwechsel mit Ihnen unterhielte, so muß ich doch weitere Zuschriften dringend verbitten, weil die zufällige Entdeckung unserer Correspondenz das reizbare Gemüth meiner Frau in Aufruhr bringen möchte.“

Dieser gleißnerische Brief erfüllte Antoniens Herz mit der tiefsten Verachtung gegen den Schreiber. Wie lieb war es ihr nun, daß sie, ihrem gegebenen Worte treu, seinen Heirathsantrag geheim gehalten hatte! Selbst gegen die Familie, mit welcher sie unter Einem Dache wohnte, war sie verschwiegen gewesen. So hoffte sie, dem Fingerzeig der Schaden-

freude zu entgehen, und die harte Täuſchung wie einen Traum behandeln zu können. Sie hatte vor dem glänzenden Luftſchloſſe, das Wüſthof ihr baute, vom Anfang an mehr gezittert, als ſich hineingeſehnt. Das erleichterte ihr jetzt den Entſchluß, ſich den Luftbaumeiſter und ſein verſchwundenes Truggebäude ganz aus dem Sinne zu ſchlagen. Freylich hatte ſie an der Schwelle deſſelben ihre Unſchuld verloren, und büßte dafür mit glühenden Thränen der Reue; doch kämpfte ſie der Verzweiflung entgegen, und feſt, wie ein Fels, ſtand ihr Vorſatz, ſich von nun an durch ein tadelloſes Leben mit ihrem ſtrafenden Gewiſſen wieder auszuſöhnen. Ach, ſie ahnte noch nicht, die Arme, wie bald ſie es an ſich ſelbſt erfahren würde, daß böſe Thaten — ſogar oft bloße Uebereilungsfehler — den Menſchen, der ſich von ihren Syrenenſtimmen anlocken ließ, heim-

tückiſch faſſen, und in einen Strudel von Verderben reißen!

11.

Herr von Wüſthof hatte ſich indeſſen auch nicht auf Roſen gebettet. Seine Gemahlin ward ihm eine rächende Nemeſis der begangenen Untreue.

Am Morgen nach der Brautnacht waren die edlen Herrſchaften noch darin einig, daß ſie es für das erſte Geſchäft anſahen, ein wechſelſeitiges Teſtament zu machen, damit einſt, wenn der grimme Tod ihre Ehe trennte, der überlebende Theil, ohne Anfechtung von andern Erben, der geſammten Güter und Habe des entſeelten Körpers gewiß ſey. Gute Leute treffen ſolche Anſtalten aus Liebe zu einander;

hier aber war Selbſtliebe das Triebrad. Herr von Wüſthof glaubte, ſeine Gemahlin werde ſo artig ſeyn, ſich früher, als er, ins Grab zu verfügen; und ſie, die nicht die geringſte Luſt dazu hatte, erwartete dieſe Höflichkeit von ihm. So kam, unter zärtlichen Heucheleyen, am Tage nach der Hochzeit das Vermächtniß zu Stande.

Die Gerichtsperſonen, die es niedergeſchrieben hatten, waren kaum aus dem Hauſe, ſo fing Frau von Wüſthof ſchon an, das reitzbare Gemüth zu zeigen, deſſen ihr Gemahl in der Nachſchrift ſeines Briefes an Antonien erwähnte. Es ſchien, als wollte ſie, ohne Verzug, auf die Erbſchaft hinarbeiten, und ihn ſo bald als möglich durch den Arſenik der Aergerniß aus dem Wege räumen. Die erſte Portion Ratzenpulver bekam er in den Magen, als er, nach dem Weggange der Teſta-

mentsschreiber, seine Tabaksgeräthschaften aus einem Schranke hervorsuchte, um eine Pfeife zu stopfen.

„Pfuy!“ sagte sie, und spuckte aus: „Sie schmauchen doch nicht etwa?“ —

„Nein, ich rauche nur;“ sprach er lachend.

„Wortgespiel!“ versetzte sie finster. „Ich frage ernsthaft.“ —

„Und ich antworte ernsthaft, daß ich seit beynahe vierzig Jahren rauche.“ —

„Ist's möglich? — Wie konnten Sie sich zu einer so gemeinen Sitte gewöhnen?“ —

„Gemein! — Was nennen Sie gemein?“ —

„Alles, was der Pöbel thut, und Standespersonen vermeiden.“ —

„Gut; ich will diese Definition — so wenig sie auch im Ganzen Stich halten möchte — gelten lassen. Sie streiten mehr

für

für als wider mich; denn ich habe in meinem Leben fünf oder sechs Fürsten und circa dreyhundert Grafen und Freyherren mit Pfeifen im Munde gesehen.“ —

Und indem er das sagte, dampfte schon sein meerschaumener Kopf wie ein Schornstein.

„Ums Himmels willen!“ schrie sie auf: „Wollen Sie dieses Zimmer in eine Wachstube verwandeln?“ —

„Daran fehlt noch viel!“ sprach er gelassen, und nebelte fort.

„Halten Sie ein, ich bitte Sie! Ich bekomme Krämpfe, Schwindel, Migräne.“ —

„Ey bewahre!“ rief er, ohne die Pfeife aus der Hand zu legen: „Haben Sie denn ein so schwaches Nervengebäude?“ —

„Leider ist's nicht so stark als das Ihrige! Drum bitt' ich nochmahls, verschonen Sie mich mit Ihren höllischen Däm-

pfen, und entwöhnen Sie ſich Ihrer Unart!" —

„Und ich bitte, gewöhnen Sie ſich daran!" —

Er hauchte immer größere Wolken von ſich. Sie zogen zu ihr hin, und wirbelten ihr um den Kopf.

„Nein, das halt' ich nicht aus! Mir wird übel — die Stube dreht ſich mit mir — ich fall' in Ohnmacht." —

Sie kämpfte mit beyden Händen gegen die Wolken, ſank auf den Sopha, und ſchien zu erſtarren.

„Poh Ziererey und der Teufel!" ſchrie er laut, und ging mit ſtarken Schritten aus dem Zimmer.

Er enthielt ſich ſeitdem, in ihrer Gegenwart zu rauchen. Doch dieſer Triumph genügte ihr nicht. Sie drang in den nächſten Tagen auf Abſchaffung einer engliſchen Dogge und zweyer Reitpferde, als

unnützer Brod- und Hafer-Consumenten. Er wollte sich von den geliebten Thieren nicht trennen, und wehrte sich lange, bevor er sich entschloß, auch dieses Opfer den Göttern des Hausfriedens zu bringen. Die Pferde wurden feil gebothen; den Hund wollte er verschenken. Aber das Letztere ward nicht erlaubt. Sie bestand darauf, ihn zu versilbern, und das Geld in die Wirthschaftskasse zu liefern. Es mußte geschehen.

Um Ruhe zu haben, ließ sich Wästhof, ein durch Ausschweifungen entnervter Schwächling an Körper und Geist, immer mehr und mehr von ihr in die Enge treiben. Sie machte sich im Hause völlig souverän. Er war ihr erster Unterthan, und fürchtete sich vor ihr, wie Kinder vor einem Popanz. Nur darin zeigte er noch einen Schatten von männlicher Festigkeit, daß er, ohne sich durch ihren heftigen Wi-

derſpruch im geringſten erſchüttern zu laſſen, dem Hofmarſchall das Haus verboth, weil er ihn, den Urheber ſeiner unſeligen Heirath, nicht vor Augen ſehen konnte.

12.

Aber er hatte die Hölle, worin er lebte, an Antonien verdient. Sie war durch ihn eine der Unglücklichſten ihres Geſchlechts. Sie fühlte mit Entſetzen, daß ſie Mutter werden würde.

Zermalmt von Angſt und Scham, entdeckte ſie ſich ihrer mütterlichen Freundin, bey der ſie wohnte. Die arme Frau erſchrak; doch faßte ſie ſich, um Rath und Troſt zu geben. Sie ſagte: es ſey hier nichts zu thun, als dem Oberſten Antoni-

ens Zuſtand zu melden, und ihn zu ihrer Unterſtützung aufzufordern. „Er iſt ja ein Menſch!“ fuhr ſie fort: „Sollt' er ein Herz von Eiſen haben, und taub ſeyn gegen die Stimme der Natur? — Nein, ich glaube das nicht! Zudem iſt er ein reicher Mann; es fällt ihm nicht ſchwer, ſeine ſchlechte That wieder ſo gut zu machen, als es durch eine Summe Geldes geſchehen kann, und er wird nicht damit geizen. Freylich giebt's in der Welt keinen Markt, wo man verlorene Gemüthsruhe ſchnell wieder kaufen könnte; das muß man der Zeit überlaſſen. Sie iſt mächtig; beſonders, wenn man ihr durch Veränderung des Ortes, wo man unglücklich wurde, zu Hülfe kommt. Uns bindet hier nichts. Wir ziehen in eine andere Gegend, wo Du, unter dem Nahmen einer Witwe, vor den Pfeilen der Schmähſucht geſichert biſt.“ —

Mit dem höchſten Widerwillen ergriff Antonie die Feder. Sie würdigte ihren Verderber keines Vorwurfs; ſie forderte nichts für ſich; ſie bat nur um Verſorgung ſeines Kindes.

Er empfing den Brief in Abweſenheit ſeiner Frau, und dankte Gott inbrünſtig dafür; denn ſie war gewohnt, ſich nicht nur alle eingehende Briefe auf der Stelle zum Leſen auszubitten, ſondern auch die, welche ihr zuerſt in die Hände fielen, eigenmächtig zu erbrechen. Hätte ſie dieſen in ihre Gewalt bekommen, ſie wäre darüber zu einer raſenden Eumenide geworden.

Mit ſorgenſchwerem Haupte ging Wüſthof, wie ein Nachtwandler, herum. Er wußte nicht, was er bey der angekündigten Vaterſchaft thun ſollte. Kein guter Gedanke, ſich des Kindes redlich anzunehmen, und die entehrte Mutter vor Mangel und Elend zu ſchützen, kam in ſeine Seele; er

ſann nur auf Pfiffe und Kniffe, wie er ſich, ohne Geldverluſt, aus der Klemme ziehen, und die böſe Geſchichte vor ſeiner Frau verheimlichen wollte. Unter ihrer Vormundſchaft lebend, hatte er freylich kein Geld in den Händen; aber es fehlte ihm nicht an Kredit, ſich hinter ihrem Rücken damit zu verſehen, wenn ihm der Geitz, die Wurzel alles Uebels, erlaubt hätte, ein ehrlicher Mann zu ſeyn.

Dieſe Leidenſchaft, die bey ihm mit jedem Tage weiter um ſich griff, erſtickte jede Regung menſchlichen Gefühls ſo ganz in ſeinem Buſen, daß er den barbariſchen Entſchluß faßte, der hülfloſen Antonie, deren Armuth er kannte, allen Beyſtand zu verſagen, und ſie mit harten Worten und Drohungen zur Ruhe zu weiſen. „Sie ſolle ſich nicht unterſtehen," — ſchrieb er — „den Baſtard, den ſie wahrſcheinlich dem Umgange mit irgend einem liederli-

chen Burſchen verdanke, ihm anzudichten. Er ſey aus phyſiſchen Gründen überzeugt, daß er keinen Theil daran habe. Wenn ſie ſich daher unterfinge, ihn noch mit einer einzigen Zeile deßhalb zu behelligen: ſo werde er ſie, als eine betriegliche Geld-erpreſſerin, gerichtlich aufheben und in ein Zuchthaus bringen laſſen." —

Zitternd und erblaſſend las Antonie dieſe Schmähſchrift: doch immer noch ziemlich gefaßt, weil ſie kaum eine beſſere Antwort erwartet hatte. Sie beſaß Welterfahrung genug, um die Handlungsweiſe der Heuchler zu kennen. Wenn ihnen das Schafskleid keine Dienſte mehr thut, werfen ſie es ab, und treten plötzlich als Wolf hervor.

13.

Antoniens Hausgenoſſin, Madam Sommer, die ſich von Wüſthofs vermeintem Edelſinn goldne Berge verſprochen hatte, gerieth über ſeine boßhaften Ausflüchte in einen edlen Zorn, und brach gegen ihn in Verwünſchungen aus. Ueberzeugt von Antoniens ſittlichem Lebenswandel, wollte ſie ſich aufmachen, und des Mädchens Unſchuld vor ihm in Perſon vertheidigen. Haſtig ſuchte ſie ihre Reiſekleider zuſammen, ungeachtet ihr Antonie vorſtellte, daß ſie ſich Mißhandlungen ausſetzen, und dennoch mit leerer Hand zurück kommen würde. Sie ließ ſich durchaus nicht bedeuten. Doch, als ſie ſchon mit Mantel und Kappe gerüſtet ſtand, und nun die Beſchwerlichkeit einer Reiſe von mehr als zwanzig Meilen überdachte: da ſank ihr Muth eben ſo ſchnell, als er vorhin aufgelodert war.

An ſeine Stelle trat eine faſt kindiſche Furcht vor Wüſthofs gedrohter Verfolgung. Sie erſchrak vor jedem Geräuſch; jeder Fußtritt kündigte ihr eine Schaar von Gerichtsdienern an. „Laß uns fliehen,“ rief ſie, „laß uns fliehen! Wir ſind keinen Augenblick ſicher!“ —

Mit vieler Mühe bewegte ſie Antonie, ſich zu beruhigen, und die Abreiſe noch einige Tage aufzuſchieben. Länger aber wollte ſie ſelbſt in dieſer Gegend nicht bleiben; denn hier, wo man ſie allgemein als ein Muſter von Tugend verehrt hatte, ſchauderte ſie doppelt vor der Entdeckung ihrer Schande.

Die Anſtalten zur Veränderung ihres Wohnortes waren bald getroffen. Ihr weniges Hausgeräth fand ſogleich einen annehmlichen Käufer. Die kleine Summe, die ſie dafür erhielt, ward zu den Reiſekoſten beſtimmt; eine andere, die ſie erſpart

hatte, ſollte den Aufwand der neuen Einrichtung beſtreiten. Alles Uebrige ſtellte ſie der Vorſehung anheim, und ſetzte ſich mit Madam Sommer getroſt auf den Poſtwagen. Dieſe wackre Frau, die ſchon ſeit geraumen Jahren im Witwenſtande lebte, war ihre einzige Reiſegefährtin; denn die Kinder derſelben, zwey erwachſene Töchter, befanden ſich ſeit einiger Zeit nicht mehr bey ihr. Die ältere war an einen nicht unbemittelten Krämer in einem Landſtädtchen verheirathet; die jüngere diente, als Kammerjungfer, in der Reſidenz. Madam Sommer ſchlug das Haus ihrer ältern Tochter vor der Hand zum erſten Zufluchtsort vor. Antonie, mit der Gutmüthigkeit des jungen Weibes bekannt, war es zufrieden, und verſprach ſich eine freundliche Aufnahme.

Nach zwey Tagereiſen kamen ſie glücklich dort an. Die junge Frau empfing ſie

mit lebhafter Freude; aber Herr Heckthaler, ihr Mann, zeigte ein so mäßiges Vergnügen, daß Antonie sein Haus gern auf der Stelle wieder verlassen hätte. Es ward ihm offenbar schwer, seine Verlegenheit über den unerwarteten Besuch zu verbergen. Er entledigte sich zwar mit Anstrengung einiger kalten Höflichkeitsworte; doch so bald er diesen Tribut der Schicklichkeit halb und halb abgetragen hatte, rieb er ängstlich die Hände, schob die Comtoir-Mütze von einem Ohre zum andern, und begann eine klägliche Litaney von schlechten, nahrlosen Zeiten.

Madam Sommer nahm ihn bey Seite. „Ich und meine Begleiterin," sagte sie, „werden Ihnen auf keine Weise zur Last fallen. Wir erbitten uns zwar auf unbestimmte Zeit Dach und Fach in Ihrem Hause; doch unter keiner andern Bedingung, als daß Sie uns, in Rücksicht

der Kost und Wohnung, wie Fremde behandeln, und dafür eine billige Vergütung annehmen." —

„Ey bewahre!" rief Heckthaler: „Das würde sich schicken! — Freylich stockt Handel und Wandel; man muß, um zu leben, jedes Profitchen ergreifen, und die Großmuth an den Nagel hängen: aber von Ihnen, Mamachen, einen Pfennig zu nehmen — nein, davor soll mich der Himmel bewahren!"

„Nicht anders, lieber Herr Sohn!" sprach Madam Sommer. „Wir wollen uns darüber noch heute auf einen festen Fuß setzen, daß wir beyde zufrieden seyn können." —

Herr Heckthaler verbeugte sich, und war, nach abgeschlossenem Kontrakt und erhaltener Pränumeration auf den ersten

Monat, der heiterſte und gefälligſte Mann von der Welt.

14.

Aber Antonie ward mit jedem Tage ſchwermüthiger. Wie eine Gefangene, lebte ſie in einem engen Stübchen, deſſen Fenſter immer verhangen waren. Hier entzog ſie ſich, mit Ausnahme ihrer beyden Freundinnen, den Augen aller Menſchen, und ſeufzte und weinte ihrer Entbindung entgegen. Sie gebar einen ſchönen, geſunden Knaben, der Anton Wüſthof getauft wurde.

Mutterfreude durchſtrahlte jetzt, wie flüchtige Sonnenblicke, die düſtern Wolken, die ihre verwundete Seele umhüllten. Mit mattem Lächeln ruhten ihre Augen oft auf

dem Knaben; doch mit Geberden des Entſetzens wandte ſie ſich von ihm ab, wenn ſie durch ſeine Geſichtszüge, in welchen ſich nach und nach eine ſprechende Aehnlichkeit mit der Bildung ſeines Vaters entwickelte, an dieſen Menſchen ohne Redlichkeit und Gefühl zu lebhaft erinnert ward. In dieſem Wechſel ſtreitender Empfindungen verſchlich ihr ein halbes Jahr. Vergangenheit und Zukunft beſtürmten ihr Gemüth; Gram und Sorgen verzehrten das Mark ihres Lebens; und dennoch ſtrengte ſie, aus Gefälligkeit gegen ihre um ſie bekümmerten Freundinnen, alle Kräfte ihres Geiſtes an, um heiter und ruhig zu ſcheinen.

Madam Sommer und deren Tochter ſahen mit Betrübniß, daß ihre Wangen immer mehr erbleichten, ihre Geſtalt immer mehr verfiel. Der Tod verfolgte ſie mit zögernden Schritten. Es ſchien, als hätte er ihr nur noch eine Gnadenfriſt zur

Pflege ihres Säuglings gestatten wollen: denn kaum war der Knabe stark genug, der Nahrung an der Mutter Brust zu entbehren, so schloß sie, nach einem kurzen Krankenlager, die Augen sanft zum ewigen Schlummer.

Sie starb in den Armen ihrer beyden Freundinnen, die, vor ihrem Bette knieend, in Thränen zerflossen.

Aber Herr Heckthaler ging mit trocknen Augen und verdrießlichen Geberden in der Stube auf und nieder, und warf finstere Blicke auf das in der Wiege schlafende Kind. Auf Ein Mahl blieb er stehen, rieb unwillig die Stirn mit der Hand, und schrieb eine Menge Zahlen mit Kreide auf den Tisch. „Was sich das aufsummt!“ rief er hastig: „Unter zehn Thalern — wir mögen's so knapp einrichten, als wir wollen — können wir sie nicht in die Erde bringen! Wer soll dieß

Geld

Geld geben? Und wer soll ihn ernähren, den schreyenden Wurm, den sie uns hier auf dem Halse gelassen hat?" —

„O, ich bitte Sie," sprach seine Schwiegermutter, „senden Sie der entflohenen Seele nicht solche harte Beleidigungen nach, und machen Sie sich wegen des Begräbnisses keinen Kummer! Ich werde es veranstalten, ohne von Ihnen einen Kostenbeytrag zu fordern, und für das arme Kind wird der Vater im Himmel sorgen." —

„Das soll mir sehr lieb seyn!" versetzte Heckthaler: „Denn wie käm' ich dazu, mein Brod mit einem fremden Kinde zu theilen?" —

Madam Sommer kehrte ihm, ohne Antwort, den Rücken, und er ging getröstet in seinen Kramladen.

15.

Die gutmüthige Alte besorgte ihrer Freundin ein anständiges Begräbniß, das wenigstens doppelt so viel kostete, als der ängstliche Krämer auf den Tisch gekreidet hatte. Er ermangelte nicht, über diese Verschwendung, wie er es nannte, den Kopf zu schütteln und Glossen zu machen. Seine Frau mußte, wegen ihrer Mutter und des kleinen Antons, viel von ihm leiden. Wenn er bey seinem Contobuche saß, und sich etwa um einen halben Pfennig verrechnete, so fuhr er zornig auf, und schob die Schuld auf des Kindes Geschrey, das er, durch drey oder vier Wände von ihm getrennt, kaum gehört haben konnte. Nur ein einziges Mahl in jedem Monate kniff er den Knaben freundlich in die Backen; und das geschah, indem er von Madam Sommer die Vorausbezahlung der

Stubenmiethe und des Kostgeldes erhielt, worüber er durch jene Liebkosung gleichsam quittirte. So ließ er sich von Zeit zu Zeit beschwichtigen.

Eines Abends saß er, mit dem Rücken gegen die Thüre, gemüthlich in seiner Schreibstube: da fuhren ihm plötzlich ein Paar Hände über die Augen, drückten sie fest zu, und eine sich verstellende Stimme fragte: „Wer bin ich?" — Er drehte den Kopf rechts und links, und brach die Hände, die ihn gefangen hielten, mit Gewalt los. Sieh, da stand Elisabeth Sommer, die jüngere Schwester seiner Frau, und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Er entsetzte sich, daß er beynahe vom Stuhle fiel, und sie zu bewillkommen vergaß.

Sie zog ihm muthwillig die Nachtmütze vom Kopfe, und begrüßte sich selbst damit.

„Himmel! wo kommen denn Sie her?“ ſprach er mit bebender Stimme.

„Gerades Weges aus der Reſidenz.“

„Wo Sie als Kammerjungfer conditionirten?“

„Richtig!“

„Kann man Sie denn dort miſſen?“

„Halb und halb. Es gefiel dem gnädigen Herrn, ſich in mich zu vergaffen, und die gnädige Frau, der das nicht gefiel, gab mir den Abſchied.“ —

„Welche Streiche! Haben Sie ſchon Ihre Mutter geſprochen?“

„Ja wohl.“

„Erſchrak ſie nicht über Ihre plötzliche Erſcheinung?“

„Bey weitem nicht ſo ſehr als Sie, Herr Schwager!“

„Je nun, ich muß geſtehen, ich hätte mir eher den Einſturz des Himmels ver-

ſehen. Mein Häuschen iſt klein — iſt ſchon mit Menſchen überladen —"

„Das arme Haus!"

„Und die Zeit — die harte, dürre, mißgünſtige Zeit — ſie zählt ſo armen Teufeln, als ich bin, jeden Biſſen in den Mund." —

„Das iſt ſehr unartig von ihr!"

„Ja, Sie lachen, Sie witzeln, Jungfer Schwägerin! — Fühlten Sie nur, wie einem Hausvater zu Muthe iſt — Sie haben immer die Füßchen unter fremde Tiſche geſteckt —"

„Baſta, Herr Schwager! Wir gerathen zu tief in den Text. Haben Sie die Güte, mir einige Dukaten zu wechſeln."

Sein Antlitz erheiterte ſich. Sie öffnete einen Beutel, und warf ein halbes Dutzend holländiſche Rand-Dukaten nachläſſig auf den Tiſch.

Heckthaler zog mit der einen Hand

unwillkührlich die Mütze ab; mit der andern griff er rasch nach dem Golde, und verschlang es mit gierigen Augen. „Herrliche Münzen!“ rief er begeistert: „Ein seelenlabender Anblick! — Darf ich rathen,“ — setzte er mit einer pfiffigen Miene hinzu — „aus welcher hochverehrlichen Hand diese köstlichen Dukaten herstammen?“ —

„Macht das auf Ihrer Goldwage einen Unterschied?“ — sprach Elisabeth. „Doch, wenn Sie meinen, so geh' ich lieber zu einem andern Wechsler, der mir, ohne Inquisition, zutraut, daß ich mein Geld auf eine redliche Weise besitze.“ —

„Ey, wer zweifelt daran!“ sagte Heckthaler. Sie streckte dennoch die Hand nach den Dukaten aus, um sie wieder an sich zu nehmen. Da er aber einige Groschen dabey zu gewinnen hoffte, so hielt er sie fest, und bat, seinen Scherz nicht

übel zu deuten. Er ſetzte ſie, ohne Prüfung auf der Goldwage, in Silbergeld um, und verſäumte nicht, auf dieſe, bey unbeſchnittenen Rand-Dukaten ſehr gewöhnliche und gefahrloſe Wechsler-Großmuth aufmerkſam zu machen.

16.

Der Friede zwiſchen ihm und der wilden Eliſabeth dauerte nicht lange. Mit neckendem Spott verfolgte ſie ſeine Schwächen, beſonders ſeine kleinliche Sparſucht, und machte ſich ein eigenes Geſchäft daraus, ihm luſtige Poſſen zu ſpielen. So ward er des ſchadenfrohen Kobolds, der ihm nimmer Ruhe ließ, höchſt überdrüßig, und drang in ſeine Frau, ihn von der Laſt ihrer Familie zu befreyen. Beſonders war

ihm Anton ein Dorn im Auge. Denn, da dieſes verlaſſene Kind niemanden angehörte, ſo beſorgte der vorſichtige Kaufmann, es möchte dem Hauſe, wo es geboren ward, zu einer verjährenden Beſchwerung werden, und ihm, dem Grundbeſitzer, am Ende die geſetzliche Obliegenheit zufallen, es zu ernähren.

Selbſt Madam Sommer war wegen des Knaben bekümmert. Sie ſah ihn als ein ihr zugeſtorbenes werthes Eigenthum an, und erfüllte mit Freuden die Pflicht, ihn zu verpflegen: allein ihre Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß ſie ſich außer Stand fühlte, die mit der Zeit immer höher ſteigenden Koſten ſeiner Erziehung fort und fort beſtreiten zu können.

Einſt ſprach ſie darüber mit ihren Töchtern. „Ich begreife nicht, Mutter,“ ſagte die jüngere, „warum Sie ſich das Leben ſo ſchwer machen. Anton iſt ein lie-

der Junge; ich bin ihm selbst herzlich gut: aber wie kommen Sie dazu, Ihre schmalen Bissen für ihn dem eigenen Munde abzudarben? Warum übergeben Sie ihn nicht seinem reichen Vater? — Der sorge für ihn!" —

„Rechne doch nicht auf diesen steinernen Menschen!" versetzte die Mutter. „Er verläugnet ja das Kind, und würde mich hart zurück weisen, wenn ich's ihm brächte!" —

„Ueberlassen Sie das mir!" sprach Elisabeth. „Ich will ihn gewiß zur Annahme zwingen; und sträubt er sich dagegen, so setze ich ihm den Buben heimlich vor die Thür." —

Die Mutter verwarf diesen Vorschlag; aber Elisabeth brachte ihn einige Tage nachher auf's neue zur Sprache, weil Heckthaler, der bisher nur leise, und meistens bloß gegen seine Gattin, über den Knaben ge-

murrt hatte, nun laut und öffentlich gegen ihn tobte. Er zankte mit Madam Sommer, kündigte ihr Wohnung und Freundschaft auf, und drohte mit obrigkeitlichen Zwangsmitteln, wenn sie nicht innerhalb drey Tagen Anstalt machte, den Bankart — wie er sich ausdrückte — nicht allein aus dem Hause, sondern auch ganz aus Rosentheim — dieß war der Nahme des Städtchens — hinweg zu schaffen. „Ich habe darüber schon bey dem hochedlen Rath angefragt;“ setzte er hinzu: „Die Herren sind sämtlich meine Gevattern, und haben mir Hülfe versprochen.“ —

Die arme Frau war in der größten Verlegenheit. Krank und schwach, konnte sie keine Reise unternehmen, um sich und ihrem Pflegesohn einen andern Wohnort zu suchen; und hier durfte sie mit ihm nicht bleiben, wenn sie nicht jeden Augenblick in der Gefahr schweben wollte, von

ihrem unmanierlichen Eidam mit Gewalt vertrieben zu werden. Ueberdieß ſah ſie immer heller die Unmöglichkeit ein, dem Knaben einſt in der Welt fortzuhelfen; und ſie hielt es daher für ihre Schuldigkeit, einen Verſuch zu machen, ob Herr von Wäſthof zur Erfüllung ſeiner Vaterpflichten zu bewegen ſey.

Eliſabeth, die viel Schlauheit beſaß, und Muth genug hatte, ſich von niemanden in Schrecken ſetzen zu laſſen, war zu dieſem Unternehmen ſo geſchickt als willig, und die Mutter entſchloß ſich, ihr den Knaben, der nun ein Jahr alt war, anzuvertrauen. „Aber wie willſt Du Dich benehmen?“ fragte ſie: „Was haſt Du für einen Plan?“ — Eliſabeth lachte laut auf. „Genie's, wie ich, machen keine Plane;“ gab ſie zur Antwort. „An Ort und Stelle findet ſich alles.“ —

Sie verſah ſich zu ihrer Legitimirung

mit einem kirchlichen Zeugniß über Antons Taufe, und reiſ'te mit ihm von Koſentheim ab.

17.

Sie fuhr mit der Poſt bis in ein Städtchen, das Kaninchenberg hieß, und ungefähr zwey Meilen von dem Reſidenzſchloſſe des Herrn von Wüſthof entfernt lag. Hier verließ ſie den Poſtwagen, und ging in einen Gaſthof, um da zu übernachten, und allerley nöthige Nachrichten einzuziehen.

Es war in der Zeit der längſten Sommertage, und die Sonne ging eben unter, als Eliſabeth in das einzige Hotel zu Kaninchenberg trat. Der Wirth beläſtigte ſie mit neugierigen Fragen. Sie

hörte ihm, wie billig, Erdichtungen auf. „Ich reise meinem Manne nach;“ sagte sie. „Er erhielt vor Kurzem im Auslande ein Amt, das er gerade zu einer Zeit antreten mußte, als mir die Jugend und Schwäche meines Kindes nicht erlaubte, ihn zu begleiten.“ —

Nun fragte sie, wie aus langer Weile, nach den Umgebungen des Orts. Der Wirth nannte mehrere Edelleute, die in der Nähe Landgüter besaßen, und unter andern auch den Herrn von Wüsthof.

„Wüsthof?“ — sprach Elisabeth: „Mich dünkt, ich habe diesen Nahmen schon sonst gehört.“ —

„Kann wohl seyn;“ versetzte der Wirth: „Von reichen Leuten wird viel gesprochen.“ —

„Also ist er reich?“ sagte sie kalt.

„Ungeheuer!“ rief der Wirth. „Aber

was helfen alle Schätze der Welt, wenn man keine ruhige Stunde hat?“ —

Elisabeth antwortete nicht, und spielte, wie gedankenlos, mit dem Wirbel des Fensters, an welchem sie stand.

„Ja, der gute Herr von Wüsthof,“ — fuhr der Schwätzer fort — „bey allen seinen Reichthümern ist er ein unglücklicher Mann! Er hat ein schreckliches Hauskreuz — eine grundböse Frau, die ihn so beherrscht, daß er nicht mucksen darf. Man sollte nicht glauben, daß sich ein Mann, und noch dazu ein gewesener Officier, von einem alten, häßlichen Weibe so könnte unterjochen lassen. Ich möcht' ihn ausscheiten, wenn ich ihn sehe! Er fuhr vor einigen Tagen hier vorbey nach einem seiner Güter, und ich erwarte ihn noch heute zurück; denn er hat, wie sein Kutscher sagte, nicht länger Urlaub, und ist an Gehorsam gewöhnt.“ —

Sehr wichtig war dieſe Nachricht der Horcherin, ungeachtet ſie gar nicht darauf zu achten ſchien. Sie wich nun nicht vom Fenſter. Nach einigen Minuten kam ein Wagen gerollt. „Das iſt er!“ rief der Wirth, und eilte hinaus vor die Thür.

Eliſabeth öffnete das Fenſter, um den edlen Herrn in Augenſchein zu nehmen. Er wollte, ohne auszuſteigen, die Pferde verſchnaufen und tränken laſſen; aber indem er dem Wirth, der ihm ſeine willigen Dienſte erboth, dieſen Beſcheid ertheilte, fiel ihm Eliſabeth ins Geſicht. Das friſche, achtzehnjährige Mädchen war ſchön genug, dem alten Sünder zu behagen. „Wer iſt das artige Frauenzimmer?“ fragte er ſchnell. Der Wirth referirte treulich, was ihm Eliſabeth auf den Aermel gebunden hatte.

„Ich bekomme doch Luſt, etwas Abendbrod zu genießen;“ ſagte der Oberſte, und

erhob sich aus dem Wagen in die öffentliche Gast-Stube, wo sich Elisabeth befand.

Er grüßte sie, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und sie gefiel ihm in der Nähe noch besser als in der Ferne. Der alte Trieb, ein Liebesabenteuer zu bestehen, erwachte in ihm; nur der strenge Befehl seiner Gemahlin, diesen Abend wieder bey ihr einzutreffen, verfinsterte die angenehme Aussicht. „Es wird ein fürchterliches Donnerwetter geben, wenn ich über Nacht ausbleibe;“ sprach er zu sich selbst: „Doch den Hals kann's nicht kosten. Ich fahre morgen mit Anbruch des Tages hier weg, und schütze zu meiner Entschuldigung vor: ich sey durch Krankheit abgehalten worden, eher zu kommen.“ —

Mit diesem Vorsatz ging er, die Stirn in der hohlen Hand und ein Tuch vor den Mund haltend, zu seinen Leuten an

den

den Wagen. „Hört, ihr Kinder,“ ſprach er, „ich bekomme plötzlich Kopf- und Zahnſchmerzen, und befürchte, durch die Erſchütterung im Wagen noch kränker zu werden. Wir wollen daher lieber einige Stunden hier verweilen, und allenfalls erſt morgen, wann der Tag graut, nach Hauſe fahren.“ —

Der Kutſcher und der Bediente, die es wußten, daß der Urlaub ihres Herrn in den nächſten Stunden zu Ende ging, ſahen ſich eine Weile bedenklich an. „Je nun, wie Ew. Gnaden befehlen!“ ſagte dann Jener in einem ſchleppenden Tone, und ſpannte aus.

18.

Froh, daß der erste schwere Schritt überstanden war, befahl Herr von Wüsthof dem Wirth, ihm ein Zimmer zu geben, und ein gutes Souper für zwey Personen zu bereiten. Staunend versprach der Gasthalter, mit seiner Bewirthung Ehre einzulegen.

Elisabeth hatte sich indessen, als sie ausspannen sah, in ihre Stube begeben, und pflog mit sich selbst Rath, auf welche Weise sie dem Obersten, den ihr ein glückliches Ungefähr in die Hände geliefert hatte, sein Söhnlein überantworten wollte. In dieser Gedankenjagd störte sie der Wirth. Er kam, und meldete — den Obersten, der ihr auf einige Augenblicke aufzuwarten wünschte.

Sie nahm den Besuch an. Herr von Wüsthof betrug sich sehr gesittet, sprach

ein paar Minuten über gleichgültige Dinge, und lud ſie dann zum Abendeſſen in ſein Zimmer ein.

Sie ſah ihm, ohne Antwort, ſtarr in's Geſicht, trat einen Schritt zurück, und ſchien beleidigt.

„Verzeihen Sie, Madam," ſagte Wüſthof, „daß ich eine Bitte wagte, die in der That etwas kühn iſt, und ſogar unſchicklich heißen könnte, wenn ich ſie mir irgend wo anders, als in einem Gaſthofe, erlaubt hätte. Aber, befreyt von den drückenden Feſſeln des Ceremoniells, leben Reiſende in einem gewiſſen Stande der Natur, und nähern ſich einander ohne Zwang, um die traurigen Steppen der Wirthshäuſer mit den Blumen der Geſelligkeit zu beſtreuen." —

Eliſabeth äußerte noch einige Bedenklichkeiten; doch endlich ſagte ſie zu. Nur ſchlug ſie es ab, ihn ſogleich in ſein Zim-

mer zu begleiten. Sie habe, ſagte ſie, unverſchiebliche Briefe zu ſchreiben. Indeſſen werde das Eſſen fertig, und ſie erwarte Nachricht, wenn es aufgetragen ſey.

Der Oberſte empfahl ſich, ohne ſein Kind geſehen zu haben. Eliſabeth trug es, als er ſich hatte anmelden laſſen, in den Alkoven ihres Zimmers, wo es ſich ruhig verhielt.

Es war jetzt ſchon zehn Uhr, und während der Zubereitung der Mahlzeit, wozu erſt Hühner eingefangen und abgekehlt wurden, kam die Mitternacht heran. Wäſthof hatte indeſſen lange Weile, warf ſich in einen Großvaterſtuhl, und — nickte, was er dreyßig Jahre früher, in der Erwartung eines ſo angenehmen Beſuchs, gewiß nicht gethan hätte.

Die endliche Ankunft des Eſſens weckte ihn wieder. Er taumelte, noch halb

schlaftrunken, in Elisabeths Zimmer, und führte sie zur Tafel.

Hier verfuhr er nun ganz nach seiner gewöhnlichen Tactik: er behandelte, um Vertrauen zu gewinnen, seinen schönen Gast mit Achtung, und ließ sich kein unziemliches Wörtchen entschlüpfen. Er wollte, bevor er sich irgend eine Freyheit erlaubte, den Wein erst wirken lassen, und nöthigte wacker zum Trinken. Aber Elisabeth, die seinem bösen Anschlage sogleich auf die Spur kam, nippte nur, indem er selbst mit vollen Zügen trank, und einige Flaschen leerte. So entging sie der Schlinge, und er selbst verwickelte sich darin: denn der Wein, der ihm in jüngern Jahren, als sein treuer Bundsgenoß, ersprießliche Dienste geleistet hatte, kehrte jetzt die Waffen gegen ihn, spannte seine Nerven ab, und versenkte ihn in eine unwiderstehliche Schläfrigkeit, die zum Theil in den

Strapatzen der Reiſe ihren Grund hatte. Eliſabeth war mit Vorſatz eine trockne Geſellſchafterin, um ihn nicht zu ermuntern. Er gähnte daher immer häufiger, und konnte die Augen kaum mehr offen erhalten.

Um den kleinen Anton zu beſuchen, doch unter einem andern Vorwande, that Eliſabeth, ehe noch die Mahlzeit völlig geſchloſſen war, einen Gang in ihr Zimmer, und verſprach dem Oberſten, in wenigen Minuten wieder bey ihm zu ſeyn. Allein ſie blieb mit Bedacht eine halbe Stunde aus; und als ſie zurück kam, fand ſie ihn im weichen Armſeſſel feſt eingeſchlafen.

Sie huſtete, ſchob mit Geräuſch Stühle hin und her, und rief ſeinen Nahmen, ohne daß er ſich regte. Da kam ſie ſchnell, wie der Blitz, auf den Einfall, ihm ein Geſchenk im Schlafe zu machen, das er

wachend vermuthlich ausgeschlagen haben würde. Sie hohlte den Knaben, der, in Betten gehüllt, ruhig schlief, legte ihn seinem Vater auf den Schooß, und band den jungen Schläfer so fest an den alten, daß er nicht herab fallen konnte. Als dieses Wagestück vollkommen glücklich gelungen war, nahm sie mit einem leisen Kuß von dem Kleinen Abschied, legte in ihrem Zimmer einen Thaler für den Wirth auf den Tisch, schlich die Treppe hinab, öffnete die unverschlossene, nur inwendig verriegelte Hausthür, und floh, so bald sie das Städtchen hinter sich hatte, auf Kreuz- und Querwegen, wie ein flüchtiges Reh, nach der Gegend von Kosenthein.

19.

Schon dämmerte der Morgen. Das ganze Haus lag in einem tiefen Schlafe; denn als die letzte Schüssel aufgetragen wurde, erklärte Herr von Wüsthof sehr huldreich: er bedürfe nun weiter keiner Bedienung; es solle sich seinetwegen niemand von der nächtlichen Ruhe abhalten lassen; er selbst wolle vor sechs Uhr nicht geweckt seyn, und sein Kutscher dürfe daher auch nicht eher anspannen.

Aber es gab andere Leute, die sich früher auf den Weg gemacht hatten. Zwischen drey und vier Uhr kam Frau von Wüsthof mit einem keuchenden Postzuge mehr geflogen als gefahren, und hielt vor dem Gasthofe.

Mit dieser eilfertigen Reise hatte es folgende Bewandniß.

Herr von Wüsthof sollte, nach dem uns

bereits kundigen Befehle ſeiner Hausfürſtin, des Abends vorher von ſeiner Fahrt zurück kommen. Sie erwartete ihn ſchon in der neunten Stunde, und ärgerte ſich bis um zehn Uhr ganz mäßig über ſein Ausbleiben. Nun aber ſtieg ihr Grimm mit jedem Viertelſchlage der Thurmglocke, und gegen Mitternacht ward ſie ſo wüthend, daß ſie den ungehorſamen Uebertreter ihres Gebothes mit den Händen hätte zerreißen mögen. Ihre männlichen und weiblichen Bedienten durften nicht zu Bett gehen, und wurden alle Augenblicke herbey geklingelt. „Hört Ihr noch keinen Wagen kommen?“ ſchrie ſie ihnen entgegen, und wenn ſie, der Wahrheit gemäß, Nein ſagten, brannten die unzarten Finger ihrer Gebietherin ihnen rechts und links ein Feuermahl auf die Backen.

„Gnädige Frau,“ ſprach ein Bedienter, indem er ſeinen Kopf eiligſt in Sicher-

heit brachte — „es fällt mir eben ein, daß der Bauer Jochim heute früh nach Kaninchenberg gegangen ist. Sollte der nicht vielleicht von dem gnädigen Herrn, der dort durchreiset, etwas gehört oder gesehn haben?“ —

„Geht, Esel, und fragt ihn!“ rief die zornige Strohwitwe.

Der Bediente rannte fort, und erkundigte sich bey Jochim, der eben erst heim gekommen war, nach dem Obersten.

„Je, den hab' ich in Kaninchenberg gesehn!“ sagte der Bauer. „Ich saß im Gasthofe bey einem Kruge Bier, da kam er gefahren, hielt an, stieg aus, und scharrfüßelte freundlich um ein junges, schmuckes Weibsbild herum, das da logirte. Mehr weiß ich nicht. Ich ließ mein Bier im Stiche, und machte mich hinter seinem Rücken sacht aus dem Staube; denn man darf die Herrschaften nicht sehen lassen,

daß man ſich etwas zu gute thut, ſonſt bürden ſie einem gleich mehr Hofedienſte auf.“ —

Der Bediente ging auf's Schloß zurück, und berichtete, mit einziger Ausnahme der bäuriſchen Klugheitsregel, alles treu und pünktlich, was ihm Jochim geſagt hatte.

Frau von Wüſthof erzitterte bey ſeiner Relation am ganzen Leibe; ihre Augen ſprühten Feuer; mit ſtammelnder Zunge befahl ſie, ſo ſchnell als möglich anzuſpannen, und lief ſelbſt in den Stall, um den Kutſcher zur Eile zu treiben. Sie ſchob mit eigener Hand den Wagen aus dem Schuppen, und warf ſich hinein, ehe die Pferde vorgelegt waren.

20.

Im Gasthofe zu Kaninchenberg schlief noch Herr und Knecht und Frau und Magd, als sie dort anlangte. Sie verfehlte, beym Aussteigen, vor wilder Ungeduld den Wagentritt, fiel hin auf die Gasse, raffte sich fluchend wieder auf, schoß pfeilgeschwind ins Haus, und donnerte mit beyden Händen an die verschlossene Wirthsstube. Da diese nicht augenblicklich geöffnet wurde, stürmte sie die Treppe hinan, riß die Thür des nächsten Gastzimmers auf, und that, zurück prallend, einen Schrey des Entsetzens, als sie darin ihren Gemahl, mit einem Kindlein auf dem Schooße, erblickte. —

Einen Augenblick von Staunen gelähmt, betrachtete sie still und bewegungslos das schlafende Paar und die Ueberreste des Nachtschmauses: aber dann stürzte sie

plötzlich, wie ein grimmiges Panterthier, auf ihren Mann los, und weckte ihn so unſanft mit Zunge und Hand, daß er vor Schrecken empor fuhr, als käme der jüngſte Tag. Er riß die Augen weit auf, ſtarrte mit einem ſchafsmäßigen Geſichte ſeine Frau, das Kind und ſich ſelbſt an, und hielt ſich für bezaubert.

Frau von Wüſthof begann das peinliche Verhör mit einem rauſchenden Strome von Schimpfworten, die ſich, weil ſie meiſtens der Zankſprache des gemeinen Volkes abgeborgt waren, vor geſitteten Leuten nicht ſammt und ſonders wiederhohlen laſſen. „Sie alter, verbuhlter Graukopf!“ hieß es unter andern: „Mit welcher liederlichen Dirne haben Sie hier unter vier Augen geſchwelgt? Und wie kommen Sie zu dieſem Wechſelbalg?“ —

„Das weiß der Himmel!“ ſtotterte der Oberſte: „Ich glaube ſelbſt, daß es ein

Wechselbalg ist, den mir der Teufel, indem ich hier schlief, in die Arme gelegt hat.“ —

„Ja, schieben Sie nur die Schuld auf Den!“ fuhr sie ihn an: „Wer seine Missethat läugnet, sagt die Bibel, dem wird's nicht gelingen.“ —

Sie und er bemühten sich nun, die Schleifen und Knoten der Bänder zu lösen, mit welchen das erwachte und weinende Kind an seinen Vater gefesselt war. Während dieser Beschäftigung sah sie zwey Blätter Papier aus dem Bette des Knaben hervor blicken. Sie riß solche heraus, setzte ihre Brille auf, und las mit lauter Stimme:

„Daß am zwanzigsten Juni des letztverwichenen Jahres in der hiesigen „Kirche ein Knäblein, mit Beylegung „des Nahmens Anton Wästhof, die „heilige Taufe empfangen hat, wird auf „Verlangen aus dem Kirchenbuche hier-

„mit atteſtiret. Roſentheim, am Tage
„Johannis, des Täufers, 17. . . .

„Martin Herrmann, Pastor loci.“

Die Vorleſerin bekam gräßliche Zuckungen; die Lippen wurden ihr blau, und die in ihrem Innern kochende Wuth benahm ihr am Ende Stimme und Athem, daß ſie nur unvernehmliche Töne hervor ſtöhnen konnte. Herr von Wüſthof warf ſich zitternd und zagend in den Lehnſtuhl, und ſenkte ſchweigend den Kopf. Sie ging mit ausgeſpreitzten Händen, die den Kralen eines Raubvogels glichen, auf ihn zu, und bedrohte ſeine Augen. Als er aber eine abwehrende Bewegung machte, kehrte ſie um, und griff nach dem zweyten Blatte, das von Eliſabeths Hand dieſe Worte enthielt:

„Herr Oberſter von Wüſthof, erin„nern Sie ſich noch der armen Antonie,
„die Sie vor beynahe zwey Jahren

„durch ein Eheverſprechen täuſchten?
„— Sie iſt todt! — Aber ſie hinter-
„ließ Ihnen ein Vermächtniß — dieſen
„Knaben — er iſt Ihr Sohn! — Han-
„deln Sie als Vater an ihm, und ver-
„ſöhnen Sie dadurch den Schatten ſei-
„ner unglücklichen Mutter!“ —

Wüſthof riß ſeiner Frau, als ſie, mit Schaum vor dem Munde, Antoniens Nahmen ausſprach, das Blatt aus der Hand, durchflog es mit thränenden Augen, und ſein warm aufwallendes Herz ſprengte plötzlich die Eisrinde, unter der es ſo lange geſchlummert hatte. Er beugte ſich über das Kind, küßte es, und rief laut: „Ja, Du biſt mein Sohn, und ich will Dein Vater ſeyn!“ —

„Raſen Sie?“ — keuchte das wüthende Weib: „Wollen Sie ſich von einer Betriegerin einen Baſtard aufhängen laſ-

laſſen? — Fort ins Findelhaus mit ihm!“ —

„Nein, Madam!“ ſagte der Oberſte mit feſter Stimme: „Ich war lange genug ein Ungeheuer; nun will ich ein Menſch ſeyn!“ —

„Ein Dummkopf!“ rief ſie, und griff nach dem Kinde.

„Was wollen Sie thun?“ ſprach er, und drängte ſie weg.

„Den Balg auf die Gaſſe werfen, damit ihn die Obrigkeit aufhebe!“ —

„Unmenſchliches Weib,“ ſchrie Wüſthof, „rühre dieß Kind mit keinem Finger an, oder . . . . !“ —

Statt aller Antwort, fuhr ſie ihm nach den Augen. Er ergriff ſie, und drückte ſie nieder auf einen Stuhl. Schnaubend rang ſie mit ihm; er hielt ſie immer feſter. Sie arbeitete fürchterlich mit Händen und Füßen, ward ſchwarz im Geſicht, wie mit

Tinte begossen, bekam Convulsionen, erstarrte dann plötzlich, und schloß, wie ein Sterbender röchelnd, die Augenlieder.

Wüsthof erschrak und stürzte fort, um den Stadtarzt rufen zu lassen.

Er kam, untersuchte den Puls, und zuckte die Achseln. „Bey dieser Dame," sprach er, „wird meine Kunst nichts ausrichten. Es hat sie ein Schlagfluß getroffen." —

Alle mögliche Belebungsmittel wurden vergebens angewandt. Sie war und blieb todt.

21.

So hatte denn Wüsthof die mit ihr eingegangene Lebenswette glücklich gewonnen! Es sey ihm gegönnt, weil er nun

anfing, ſein Inneres mit der Fackel der Selbſterkenntniß zu beleuchten, und ſeine Seele von dem alten Roſt der Verderbtheit zu reinigen. Er faßte den rechtlichen Vorſatz, an dem kleinen Anton die Pflichten eines Vaters in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und zerbrach mit Entſchloſſenheit die Feſſeln des Geitzes, der ihn bisher von mancher guten That abgehalten, zu mancher böſen verleitet hatte. Den erſten Beweis ſeiner Befreyung von der Macht dieſes Oberherrn gab er dadurch, daß er einen vertrauten Mann nach Roſentheim ſandte, durch ihn Antons Pflegerin aufſuchen, und ihr eine anſehnliche Summe auszahlen ließ. Auch Eliſabeth, die dem Abgeordneten lachend geſtand, daß ſie die Perſon geweſen ſey, die in Kaninchenberg Vater und Sohn mit einander vereiniget habe, erhielt ein Geſchenk, und Antonie — einen Grabſtein.

Wüſthof gab ſich nicht die Ehre, (wie man oft in öffentlichen Blättern lieſ't) den Tod ſeiner Gemahlin in den Zeitungen bekannt zu machen. Er meldete ihn nicht einmahl ihrer leiblichen Schweſter, die, vermählt mit einem Herrn von Katz, in Wien lebte. Die beyden Geſchwiſter liebten ſich, trotz der Gleichheit ihrer Gemüther, von Hauſe aus nicht, wurden frühzeitig getrennt, und fragten in der Folge wenig nach einander. Als aber Herr von Goldammer geſtorben war, ſchmeichelte Frau von Katz ihrer Schweſter aus allen Kräften, um ſie einſt zu beerben. Dieſe Hoffnung vereitelte Herr von Wüſthof durch ſeine Vermählung mit der Witwe. Nun trat zwiſchen den beyden Damen die alte Kälte wieder ein, und ſtieg bey der Wienerin zu einem ſo grimmigen Haß, daß ſie ihrer Schweſter einen Fehdebrief ſchrieb, worin ſie unter andern Beleidigun-

gen erklärte: sie schäme sich mit ihr unter Einem Herzen gelegen zu haben. Bey diesen Umständen fand es der Oberste nicht für nöthig, den Trauerfall nach Wien zu berichten.

Allein das Gerücht übernahm seine Versäumniß, und Frau von Katz machte sich stracks auf den Weg, um ihren Erbschaftsantheil zu hohlen; denn sie stellte sich vor, ihre Schwester würde doch so vernünftig gewesen seyn, ihr wenigstens die Hälfte ihres Nachlasses zu vermachen.

Der Oberste ward bey der Ankunft seiner Schwägerin, die eines Abends, ungemeldet, in sein schwach beleuchtetes Zimmer trat, von einem fürchterlichen Schrekken befallen. Sie war ihrer verstorbenen Schwester so ähnlich, daß er im ersten Augenblick diese vor sich zu sehen glaubte. Kein Wunder, daß sich alle seine Haare empörten!! Doch die Anrede der Frau von

Katz zerſtreute bald ſeine Furcht, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſie vor Freude umarmt und geküßt.

Sie ſetzten ſich traulich zuſammen, und ſchalten tüchtig den Tod aus. Dann ließ Frau von Katz auf Umwegen die Frage heran ſchleichen: ob ihre wohlſelige Schweſter in ihrem letzten Stündlein noch Zeit gehabt habe, ihr Haus zu beſtellen.

„Das war längſt geſchehen;“ antwortete der Oberſte. „Ich habe die Ehre, Ihnen hier eine gerichtlich beglaubte Abſchrift des Teſtaments vorzulegen.“ —

Frau von Katz fing die Lectüre mit einem Grazienlächeln an, und endigte ſie mit Furienblicken. Schon wollte ſie gegen den Univerſalerben losbrechen; doch ſchnell beſann ſie ſich eines beſſern. „Wer Vögel fangen will,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „muß nicht mit Prügeln drein ſchlagen. Dieſen Fehler beging ich bey meiner Schwe-

ſter, und war eben im Begriff, ihn zu wiederhohlen. Nein, nein, wir wollen klüger werden! Hier iſt nun einmahl nichts zu erſtürmen; aber durch zarte Behandlung läßt ſich der Oberſte vielleicht gewinnen, mich zur Erbin einzuſetzen." —

So entſchloſſen, ſtrich ſie die Falten des Zorns aus ihrem Geſichte, und zwang ihm Anmuth und Heiterkeit auf. „Ich gratulire von Herzen;" ſagte ſie, das Teſtament zurück gebend: „Das Vermögen meiner Schweſter iſt in die beſten Hände gekommen." —

„Tauſend Dank für Ihre gute Meinung, gnädige Frau!" erwiederte der Oberſte: „Aber ich verſichere auf Ehre, daß mir alle Genüſſe des Lebens gleichgültig geworden ſind, ſeit ich ſie mit der Seligen nicht mehr theilen kann." —

„Edler Mann!" rief Frau von Katz: „Das läßt ſich von Ihrem gefühlvollen

Herzen nicht anders erwarten. Aber hin ist hin! Sie sollten Ihren Gram zerstreuen.“ —

„Wenn ich das könnte!“ seufzte der Oberste.

„Warum nicht?“ sagte sie: „Begleiten Sie mich nach Wien, zum Mittelpunkt der angenehmsten Vergnügungen! Unser Haus, unser Tisch — alles steht zu Ihren Diensten, und ich und mein Gemahl werden uns im Umgange mit Ihnen sehr glücklich fühlen.“ —

Er verbat diesen Vorschlag, weil er auf die Verwaltung seiner Güter ein wachsames Auge haben müsse. „Ein zweytes Hinderniß,“ fuhr er fort, „ist die Kindheit meines Sohnes —“

„Sie haben einen Sohn?“ fragte sie hastig und bestürzt.

„Ein Kind der Liebe;“ war seine Antwort.

„So, so!“ sprach sie etwas beruhigt. „Nun, dieser Umstand würde Sie doch wohl nicht abhalten? Mit solchen Kreaturen pflegt man wenig Federlesen zu machen.“ —

„Jeder handelt nach seiner Weise;“ erwiederte der Oberste, und ließ sich über diesen Punkt nicht weiter heraus. Frau von Katz reis'te des folgenden Tages nach Wien zurück, ohne jedoch dem Vorsatz der Erbschleicherey zu entsagen.

22.

Unter der Aufsicht eines verständigen Lehrers, wuchs Anton zu einem trefflichen Jüngling auf. Hell war sein Kopf, voll Gefühl sein Herz, schlank und edel seine Gestalt. Wer ihn kannte, mußte ihn lie-

den. Sein Vater war ſtolz auf ihn, und dennoch verſchob er die Legitimation deſſelben von einem Jahre zum andern. Er hatte hierzu keinen Grund, als daß er, immer noch bisweilen in die Gewalt des Geitzes zurückfallend, die Koſten ſcheute; denn die hochpreißliche Landesregierung ließ ſich dergleichen Gnadenbriefe theuer bezahlen. Frau von Katz war mit dieſem Aufſchub ſehr zufrieden, und ſuchte ſich von Zeit zu Zeit durch ſchmeichelhafte Zuſchriften, kleine Geſchenke und andere Erbſchleicherkünſte, in gutem Andenken zu erhalten. Wüſthof erwies ihr Gegenhöflichkeiten, ſchlug aber alle Einladungen nach Wien aus, ſo oft und ſo dringend ſie auch von Jahr zu Jahr wiederhohlt wurden. Herr von Katz, ein geadelter Kaufmann, beſuchte deßhalb ſogar ſeinen Schwager mehrmahls perſönlich, ohne deſſen hartnäckigen Widerſtand beſiegen zu können.

Einſt kam er mit einem hellen Gelächter an, und wich vor dem Oberſten, der ihm entgegen ging, mit burlesken Geberden des Erſtaunens zurück. „Nein, ſo was lebt nicht!“ rief er aus: „Eine ſolche Aehnlichkeit iſt mir in der Welt noch nicht vorgekommen! Ich glaube wahrhaftig, Sie können Ihre Geſtalt verdoppeln!“ —

Wüſthof fragte natürlich, was er denn wolle.

„Denken Sie, wie mir's geht! Ich fahre ruhig meine Straße, da kommt mir ein Mann entgegen geritten, der Ihnen auf's Haar ähnlich ſieht. Indem ich ihn bemerke, ruft auch mein neben mir ſitzender Bedienter: Gnädiger Herr, da kommen der Herr von Wüſthof! — Ich laſſe ſchnell halten, und ſpringe aus dem Wagen, um meinen geliebten Freund zu umarmen. Aber der Reiter trabt raſch vor-

bey, und wirft nur einen flüchtigen Blick auf mich. Ich laufe, wie ein gehetzter Hase, hinter ihm her, und rufe Ihren Nahmen so laut, daß die Felsen umher wiederhallen. Umsonst! er sieht und hört nicht, und trottirt immer schärfer. Endlich, indem ich schon athemlos niederstürzen will, sieht er sich um, wendet das Pferd, und galoppirt auf mich zu. O, Sie böser Herr von Wüsthof! sag' ich keuchend: Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Er starrt mich mit groſsen Augen an, und antwortet ganz mit dem Ton und Accent Ihrer Sprache: Sie verkennen mich, mein Herr, — ich bin nicht der Herr von Wüsthof. — Drauf zieht er den Hut, und reitet seines Weges." —

„Ich will Ihnen dieſs Räthsel aufklären;" fiel der Oberste ein. „Der Mann, dessen Gestalt Sie so täuschte, war ohne Zweifel ein gewisser Erich, der vormahls

mit mir bey Einem Regimente diente, und jetzt mein Gut Ulmenthal in Pacht hat. Wir wurden schon damahls, als wir noch Kriegskameraden waren, oft mit einander verwechselt, und die Aehnlichkeit unserer Gestalten ist in der That, wie ich selbst gestehen muß, ein seltnes Naturspiel. Sogar mein eigner Sohn sah ihn einst für mich an! — Ich darf mich zum Glück meines Ebenbildes nicht schämen. Mein Freund Erich ist einer der bravsten und edelsten Menschen, die ich kenne.“ —

Der Leser wird in der Folge sehen, warum dieses geringfügig scheinenden Vorfalls hier Erwähnung geschah.

Am folgenden Tage ließ der Oberste den Pachter Erich zum Essen einladen. Herr von Katz erkannte ihn sogleich wieder, und es ward über jenes Straßen-Abenteuer viel gelacht.

23.

Anton war damahls schon zwanzig Jahre alt. Die Erzählung eilte also über einen großen Zeitraum, in welchem sich bey der Wüsthofschen Familie nichts von Bedeutung ereignete, flüchtig hinweg, um nicht durch Schleichen langweilig zu werden. Nun aber erfordern die Begebenheiten wieder einen etwas langsamern Gang und einen kleinen Rückschritt.

Erich hatte zu der Zeit, als er dem Herrn von Kah auf der Straße begegnete, den Pacht in Ulmenthal erst seit einigen Monaten angetreten. Er lebte vorher äußer Landes; die Pachtsbedingungen wurden durch Briefe abgemacht, und er traf nicht eher, als am Vorabend des Tages, an welchem er in Ulmenthal eingewiesen werden sollte, dort ein. Herr von Wüsthof verrichtete die Uebergabe des Gutes in

Perſon. Anton, der ihm ſonſt bey dergleichen Gelegenheiten an die Hand ging, blieb dieß Mahl, wegen anderer Geſchäfte, zu Hauſe.

Als der Oberſte von Ulmenthal zurück kam, war er ſehr heitern Gemüths. „Alles kurz und glücklich vollbracht!“ ſprach er; „Es iſt eine Luſt, mit einem Biedermann zu verkehren! — Ich ward mit der Uebergabe des Gutes in einigen Stunden fertig, weil ſich Erich in allen Stücken auf Freundſchaft, Treue und Glauben verließ. Was hab' ich nicht manchmahl mit andern anziehenden Pächtern für Tänze gehabt! Sie hatten bisweilen Advokaten zu Beyſtänden, und da gab's über ein fehlendes Hufeiſen oder ein abgeſtoßenes Kuhhorn weitläuftige Debatten. Nein, da lob' ich mir meinen braven Erich, an dem wir auch nebenbey einen guten Geſellſchafter gewinnen. Kurz, mein Sohn, der Mann

wird Dir gefallen, und es steht Dir in Ulmenthal noch eine andere angenehme Ueberraschung bevor.“ —

Er betonte die letztern Worte so stark, und sah den Jüngling so scharf dabey an, daß dieser erröthete, ohne selbst zu wissen warum. Der Vater lächelte geheimnißvoll, und erklärte sich nicht weiter.

„Eine Ueberraschung — eine angenehme Ueberraschung!“ sprach Anton für sich. „Was muß das seyn?“ — Diese Frage lag ihm beständig im Sinn; sie ging mit ihm zu Bette, sie stand mit ihm auf, und trieb ihn endlich zu Pferde. Er ritt nach Ulmenthal.

Mit gespannter Erwartung trat er in die Pachterwohnung. Er fand niemand auf der Hausflur; nur eine Harfe tönte ihm entgegen, und leitete ihn an die Thür eines Zimmers. Er blieb stehen, und horchte dem Klange des Saitenspiels, das

er

er bisher nur von muſikaliſchen Landſtreichern kratzen, aber nie ſo zart und geiſtvoll, wie hier, behandeln hörte. Es dünkte ihn ein fremdes Inſtrument, und er ward vom Wohllaut deſſelben ſo entzückt, daß er ſich nicht entſchließen konnte, an die Thür zu klopfen. Er legte das Ohr daran, und ſog die ſüßen Töne begierig ein. Bald verband ſich auch eine liebliche Stimme mit ihnen, und ſang ein rührendes Lied. Er war nun vollends bezaubert. Nur Schade, daß die Freude nicht lange dauerte. Geſang und Harfe ſchwiegen; doch da er hoffte, ſie würden bald wieder laut werden, ſo zog er ſein Ohr nicht eher zurück, bis ihm die plötzlich aufgehende Thür einen ſchallenden Kopfſtoß verſetzte.

24.

„Ach Gott!“ rief ein junges, reizendes Mädchen, in einem ſchneeweißen Hauskleide: „Ach Gott!“ was hab' ich gethan!“ —

Antons Ueberraſchung war jetzt größer, als ſie ſich der Vater gedacht haben mochte. Er ſtand im Anſchauen der ſchönen Harfnerin verloren, und fühlte nicht, daß ſich auf ſeiner Stirn ein kleiner Hügel erhob. Sie aber ſah es, und klagte ſich einer unverzeihlichen Uebereilung an. „Kommen Sie näher, mein Herr!“ ſagte ſie: „Ich habe Sie verwundet, und will verſuchen, Sie wieder zu heilen.“ —

Anton trat ins Zimmer. „Wir wollen ein altes, erprobtes Hausmittelchen anwenden;“ ſprach ſie: „aber ich bitte, lachen Sie mich nicht darüber aus!“ — Sie nöthigte ihn auf einen Stuhl, hohlte

geſchwind ein Meſſer, drückte ſanft damit ſeine Beule, und beſtrich ſie mit Seifenbalſam. „Nun, wie iſt Ihnen?“ fragte ſie: „Fühlen Sie einige Linderung Ihres Schmerzens?“ —

Anton verſicherte: er fühle nichts, was Schmerz heiße; es ſey ihm im Gegentheil in ſeinem ganzen Leben noch nie ſo wohl geweſen, als jetzt.

„Sie ſcherzen;“ erwiederte ſie: „Ich weiß aus Erfahrung, daß ſolche Kopfſtöße nicht wohl thun.“ —

„Es kommt viel auf die Hand an, die ſie ertheilt;“ antwortete Anton: „Und wer wollte nicht gern eine Minute krank ſeyn, um die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen Arztes zu machen?“ —

Das Mädchen erröthete, und ſchlug die Augen nieder.

„Ueberdieß war ich ſelbſt Schuld;“ fuhr er fort: „Wer hieß mich an der

Thüre horchen! Aber man muß die Gelegenheit eines angenehmen Genusses im Fluge haschen. Hätte ich nicht unbemerkt Ihre Harfe berauscht, wer weiß, ob mir jemahls das Glück geworden wäre, sie zu hören.“ —

„Warum nicht?“ entgegnete sie: „Wenn Ihnen meine Stümperey Vergnügen macht, und Sie vielleicht den letzten Rest Ihrer Schmerzen darüber vergessen, so will ich Ihnen gern etwas vorklimpern.“ —

Sie nahm die Harfe; aber kaum hatte sie die Saiten angeschlagen, als die Thür aufging. „Ha, mein Vater!“ rief Anton.

„Nein, es ist der meinige!“ sagte das Mädchen, und legte die Harfe bey Seite.

Anton, der sich indessen schon von seinem Irrthum überzeugt hatte, stand schamroth vom Stuhl auf.

„Du haſt Geſellſchaft, meine Toch-
ter?“ ſprach Erich, den Jüngling begrü-
ßend. „Mit wem habe ich die Ehre zu
ſprechen?“

Anton nannte ſeinen Nahmen.

„Ah! der Sohn meines werthen Freun-
des!“ rief der Pachter, und reichte ihm
die Hand. „Seyn Sie mir herzlich will-
kommen! — Aber was ſeh' ich? — Sie
haben ja einen ganz friſchen Schaden an
der Stirn!“ —

„Ja, denken Sie, Vater,“ ſprach Jo-
hanne mit einem ängſtlichen Tone, „ich
war durch haſtiges Oeffnen der Thüre ſo
unglücklich, den Herrn, der eben anklopfen
wollte, zu verletzen.“ —

„Wildfang!“ ſagte der Vater, und
wollte ihr einen Verweis geben; doch An-
ton fiel ihm ſchnell ins Wort, vertheidigte
ſie tapfer, und maß ſich ſelbſt alle Schuld
bey. „Wer, wie ich,“ ſprach er „leiſe an-

eine Thüre ſchleicht, und ſich nicht meldet, der wird billig für's Horchen beſtraft.“ —

„Nicht doch, mein junger Freund!“ unterbrach ihn Erich mit ernſtem Eifer: „Thun Sie ſich nicht ſelbſt Unrecht, um meine Tochter zu entſchuldigen. Sie haben gewiß nicht gehorcht!“ —

„Ja, ich horchte wirklich!“ verſetzte Anton. „Aber freylich nur auf die harmoniſchen Töne dieſer Harfe, die ich ſchon von weiten vernahm.“ —

„Nun, das laſſe ich gelten, das iſt erlaubt!“ rief der Pachter, und aus ſeinen Augen leuchtete Freude, daß der Jüngling keine ſo ſchändliche Handlung, wie das Horchen an Thüren unſtreitig iſt, begangen hatte.

Anton ritt bald darauf nach Hauſe; aber ſein Herz blieb in Ulmenthal.

25.

Er lebte und webte nun in der goldnen Zeit der erſten Liebe. Die ſchöne Johanne, die ihn bey der zweyten oder dritten Zuſammenkunft durch das leiſe Geſtändniß ihrer Gegenliebe beſeligte, war ſein einziger, langer Gedanke. Doch verträumte er deßhalb nicht unthätig die Tage; er griff im Gegentheil jedes Geſchäft, das ihm ſein Vater auftrug, raſcher und williger als jemahls an, und erwarb ſich dadurch ſeine höchſte Zufriedenheit. Der alte, ſchlaue Herr wußte ſehr wohl, aus welcher Quelle das wohlthätige Feuer floß, das ſeinen Sohn durchſtrömte; er ließ ſich aber nie mit ihm darüber in Erörterungen ein, ſondern hatte nur im Stillen ſeine Freude daran.

Erich hingegen, der in allen ſeinen Handlungen gerade zu ging, bemerkte kaum

das geheime Verständniß der jungen Leute, als er auch schon mit seiner Tochter darüber sprach. Sie bekannte freymüthig: Anton habe ihr Liebe und Treue geschworen. „Das hör' ich nicht gern!" war seine Antwort: „Der junge Mann ist brav und gut; er verdient Achtung und Liebe: aber sein Vater wird es nicht billigen, daß er mit seinem Herzen so frey schaltet und waltet. Der Alte hat gewiß höhere Plane. Er ist reich; wir sind arm: das paßt, so viel ich ihn kenne, in seinem Kopfe nicht zusammen, und Feindschaft zwischen ihm und mir wird das Ende vom Liede seyn." —

Dem erschrockenen Mädchen schossen Thränen in die Augen. „Sieh, sieh!" sagte der Vater, „das sind Vorbothen! Es werden mehrere nachfolgen! Ich bin nicht ruhig, bis ich mit Antons Vater über die Sache gesprochen habe." —

Johanne bat dringend um Aufſchub; allein er ritt fort, und entdeckte den ganzen Handel.

„Du ſagſt mir nichts Neues, Herr Bruder!“ ſprach Wäſthof lächelnd. „Ich bin längſt hinter Antons Schliche gekommen.“ —

„Schliche?“ — verſetzte Erich. „Dieß Wort will mir nicht gefallen. Alle Schliche taugen nichts! — Wenn Du den Umgang Deines Sohnes mit meiner Tochter dafür anſiehſt, ſo brauche Deine väterliche Gewalt, und unterſag' ihm mein Haus!“ —

„Warum denn?“ ſagte der Oberſte. „Laß doch die Kinder mit einander ſpielen, und ſich ihrer flüchtigen Jugend freuen!“ —

„Mit nichten!“ ſprach Erich. „Ein ſolches Spiel muß eine Grundlage von Ernſt und Redlichkeit haben; ſonſt entſteht

nichts Gutes daraus. Ich weiß, mein Freund, Du warst in Deiner Jugend in diesem Punkte ein Freydenker, und scheinst es auch jetzt noch zu seyn: mir aber liegt das Wohl und Wehe meiner Tochter zu sehr am Herzen, als daß ich dem Wachsthum einer Leidenschaft gelassen zusehen könnte, die das Glück und die Ruhe ihres ganzen Lebens zerstören kann." —

Wüsthof ward ernst. Er dachte an Antonien, und seufzte.

„Nun, was beschließest Du?" fragte Erich. „Wollen wir jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, zwischen unsere Kinder treten, und sie trennen?" —

„Nein, guter Erich!" antwortete Wüsthof. „Sie scheinen für einander geschaffen, und so mögen sie denn nach ein paar Jahren in Gottes Nahmen Mann und Frau werden." —

„Wüsthof! ist das Dein Ernst?" —

„Mein treuer, redlicher Ernſt.“ —

„Hab Dank! Ich erwartete kaum dieſen Troſt von Dir, Du alter Eheſeind!“ —

„O, wär' ichs nie geweſen!“ — rief der Oberſte: „Ich hätte jetzt weniger Ausgelaſſenheiten und Fehltritte zu bereuen. Glücklich iſt der, den frühzeitig ein geliebtes Weib an Ordnung und Häuslichkeit feſſelt!“ —

Die Freunde umarmten ſich, und nahmen noch Abrede, den Ausſchlag dieſer Verhandlung den Liebenden nicht zu eröffnen, damit ſie ſich, im Umgange mit einander, nicht allzu früh als Ehegatten betrachten möchten.

26.

Einige Tage nachher überbrachte die Poſt dem Herrn von Wüſthof einen neuen Einladungsbrief aus Wien. Dringender als alle ſeine Vorgänger, enthielt er ein weitſchweifiges Verzeichniß von angeblichen Merkwürdigkeiten, die in den nächſten Tagen und Wochen dort zu ſehen ſeyn ſollten. Das Hauptſtück darunter war der Einzug eines türkiſchen Geſandten mit einem großen Gefolge. Nach dieſem Maßſtabe läßt ſich die Wichtigkeit der übrigen Raritäten beurtheilen. Doch waren ſie alle mit einem verſchwenderiſchen Aufwand von Beredſamkeit geſchildert, um den Oberſten nach ihnen recht lüſtern zu machen.

Er gab dieſen Brief ſeinem Freunde Erich zu leſen. „Ich könnte,“ ſprach er, „den unermüdeten Erbſchleichern keinen

empfindlichern Streich ſpielen, als wenn ich mich wirklich nach Wien auf die Reiſe machte, dort ein halbes Jahr auf ihre Koſten lebte, und ſie dennoch leeres Stroh dreſchen ließe.“ —

„Das wär' eine gerechte Züchtigung!“ ſprach Erich.

„Und ich bin halb und halb dazu entſchloſſen;“ fuhr der Oberſte fort. „Der Muſelmann und ſein Gefolge locken mich freylich nicht, und noch weniger die Feuerwerke im Prater und die beliebte Bärenhetze: aber ich wünſchte ſchon ſeit vielen Jahren, die große Kaiſerſtadt zu ſehen, und zwey werthe Jugendfreunde, die dort leben, vor meinem Ende noch ein Mahl zu umarmen. Ich ward nur immer durch ökonomiſche Geſchäfte daran verhindert. Doch nun iſt Anton mein Stellvertreter; — im Nothfall würdeſt auch Du ihm mit Rath und That an die Hand gehen —

und ſo könnte ich mir wohl eine Ausflucht erlauben.“ —

Mit beſcheidenen Worten erinnerte ihn Erich an ſeine hohen Jahre, in deren Rückſicht eine ſo weite Reiſe manche Bedenklichkeit habe. Allein der Oberſte verſicherte: er fühle ſich geſund und rüſtig, wie ein Jüngling, und mit zwey Tag- und Nachtreiſen ſey der Weg nach Wien ſpielend zurück gelegt. Kurz, er hatte eine unwiderſtehliche Reiſeluſt, und ließ ſich nicht davon abrathen.

Erich ward von dunkeln Ahnungen beunruhiget, und that ſeinem Freunde die Vorſtellung: er ſolle doch wenigſtens die ſchon ſo lange verſchobene Legitimation ſeines Sohnes zuvor bewerkſtelligen, und ſeinen letzten Willen gerichtlich niederlegen. Aber der Oberſte wollte von dem allen nichts hören. „Mit dieſem langweiligen Kram,“ ſprach er, „kann ich mich jetzt nicht aufhalten; ſonſt

verſtreicht der Sommer, und ich müßte dann in einer unbequemen Jahrszeit reiſen.“ — Erich wiederhohlte ſeine wohlgemeinten Ermahnungen; als aber Jener darüber beleidiget ſchien, ſo hielt er es nicht für rathſam, ſich weiter den Mund zu verbrennen.

Der Oberſte ließ nun ohne Verzug ſein Reiſegeräth in gehörigen Stand ſetzen, und begab ſich drey Tage nachher, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf den Weg nach Wien, wo er drey Monate zu bleiben geſonnen war.

27.

In acht und vierzig Stunden kam er wohlbehalten dort an. Herr von Kah und ſeine Gemahlin brachen in ein Feen-

dengeſchrey aus, als er ſie ſo unvermuthet überraſchte. Er ſtieg in ihrem Hauſe ab, und ward wie ein König empfangen; denn nun glaubten ſie, die köſtliche Erbſchaft, der ſie ſo lange nachgetrachtet hatten, bey allen vier Zipfeln zu haben. Sie gaben ihm zu Ehren glänzende Feſte, und drangen ihm auf mancherley Art die Verbindlichkeit auf, ſich ihnen wieder gefällig zu erweiſen.' Er ließ ſich jeden angenehmen Genuß, den ſie ihm — und oft mit nicht geringen Koſten — bereiteten, ſehr gern gefallen, war aber ſo undankbar, ihre häufigen Anſpielungen auf Erbſchaft und Teſtament nicht zu verſtehen. Sie ſchickten endlich einen dreyjährigen Knaben (den ſie an Kindes Statt angenommen hatten, nachdem ſein Vater, ein Bruder des Herrn von Katz, in der ſchmählichſten Armuth geſtorben war) an ihn ab. Der kleine Geſandte ſchmeichelte, der erhal-

haltenen Inſtruction nach, um ihn herum, nahm eine traurige Miene an, und preßte ſogar ein Thränchen aus den Augen. Wüſthof fragte, was ihm fehle. „Vater todt" — wimmerte der Knabe — „die ſchwarzen Männer trugen ihn fort — bin ein armes, armes Kind — ach! bitte, bitte, mach' mich reich! — will für Dich beten." — Dieſes eingelernte Sprüchlein fing er, wenn er damit fertig war, immer wieder von vorn an, ohne darauf eine Reſolution abzuwarten. „Ey, ſo ſchweig doch endlich, Du drolliger Papagey!" fiel Wüſthof lachend ein: „Dein Onkel wird Dich ſchon reich machen!" —

Scherzend erzäh'te er nachher der Frau von Katz die Naivheit des Kindes. „Ueber den kleinen Bettler!" rief ſie, und ſchlug, wie höchlich erſtaunend, die Hände zuſammen. „Wer ſollte ſich ſo was denken! Es iſt, als ſpräche Gott durch den

Mund dieſes Kindes; denn wahrlich, lieber Wüſthof, Sie fänden bey dieſer unglücklichen Waiſe Gelegenheit, ſich eine Stufe — doch was ſag' ich eine Stufe? — eine ganze Leiter in den Himmel zu bauen." —

Wüſthof gab ſich das Anſehen, als ob er den Bau dieſer Himmelsleiter in Ueberlegung ziehen wollte. Da er aber feſt entſchloſſen war, das Erbtheil ſeines Sohnes um keinen Pfennig zu ſchmälern, ſo ward ihm dieſe Betteley, die täglich unter neuen Geſtalten auftrat, ſo beſchwerlich, und der Aufenthalt in Wien dadurch ſo verhaßt, daß er früher, als er ſich Anfangs vorgeſetzt hatte, an die Rückreiſe dachte. Allein im Buche des Schickſals war ihm eine andere Straße vorgezeichnet: er ſollte ſeine Heimath nicht wieder ſehen. Eine plötzliche Krankheit überfiel ihn, als er einſt bey einem Abendſchmau-

ſe ſeinem Magen zu viel gebothen hatte. Er legte ſich noch friſch und geſund ins Bett; als ihm aber ſechs Stunden darauf Herr von Katz einen frühen Morgenbeſuch abſtatten wollte, fand er ihn — todt.

28.

Der Schrecken des Erbſchleichers war unbeſchreiblich. Er fiel ſich mit beyden Händen in die Haare, und rauſte und zauſte ſich grauſam. „Todt — mauſetodt — ohne Teſtament zum Teufel gefahren!“ — So ſchrie er und heulte laut. Der unbändige Schmerz wollte die Bruſt ihm zerſprengen.

Aber plötzlich ward er ſtill, und ſtand

fünf Minuten in tiefen Gedanken. Er sann nach, ob er nicht vielleicht dieses Unglück noch zu seinem Nutzen anwenden könnte; und sieh, da bekam er einen herrlichen Einfall. Er machte vor Freude einige Bocksprünge, hüpfte dann auf den Fußspitzen aus dem Sterbezimmer, schloß es leise hinter sich zu, weckte seine Gemahlin, und hielt mit ihr unter vier Augen eine halbstündige Conferenz, von deren Resultat wir jetzt nur so viel entdecken dürfen, daß sie beschlossen: der Todesfall solle vor allen Menschen, ohne Ausnahme, ein Geheimniß bleiben, bis Herr von Katz von einer schnellen Reise, die er noch in derselben Stunde antreten wollte, zurück gekommen seyn würde. — Diese Verheimlichung schien um so leichter möglich, da Herr von Wüsthof schon vier Wochen zuvor seinen von Hause mitgenommenen Lakey, wegen einer groben Vergehung, verabschiedet hat-

te, und ſich ſeitdem bloß von der Livree des Herrn von Katz bedienen ließ.

Alle übrige Vorſichtsmaßregeln ſtellte dieſer Herr der Klugheit ſeiner Gemahlin anheim. Er ſchlich aus ſeinem eigenen Hauſe, wie ein Dieb, warf ſich in einen leichten Kourierwagen, beſchenkte auf jeder Station die Poſtillione mit Dukaten, und kam auf dieſe Art mit geflügelten Roſſen am Abend des folgenden Tages nach — Ulmenthal.

Er ſtürzte, wie wahnſinnig, in Erichs Haus, und riß ihn aus dem Kreiſe ſeiner Familie in eine Nebenſtube. „Ich bin ein Unglücksbothe“ — ſprach er ächzend — „Unſer Wüſthof liegt in meinem Hauſe tödtlich krank. Er will Sie ſprechen; er hat Ihnen wichtige Geheimniſſe zu entdekken; er beſchwört Sie, zu ihm zu fliegen. Machen Sie ſich in der größten Geſchwin-

digkeit reiſefertig, und laſſen Sie uns mit Ihren ſchnellſten Pferden bis zur nächſten Station fahren! Dann ſtehen ſchon in allen Poſthäuſern angeſchirrte Pferde für uns bereit. Ich machte den Herweg in ſechs und dreyßig Stunden; der Hinweg ſoll uns noch weniger Zeit koſten. Um Gottes Willen eilen Sie nur!“ —

Erich war äußerſt beſtürzt, und es ſchien ihm höchſt wahrſcheinlich, daß Wüſthof, wenn er ſich wirklich am Rande des Grabes befände, noch mancherley mit ihm zu beſprechen hätte. Er bedachte ſich daher keinen Augenblick, die verlangte Eilreiſe zu thun, und betrieb die Anſtalten dazu mit einem ſolchen Eifer, daß er nach einer Viertelſtunde ſchon neben ſeinem Gefährten im Wagen ſaß.

Sie erreichten Wien in der möglichſten Zeitkürze. Herr von Katz ſchonte nicht ſeine Dukaten, um noch vor Anbruch des

zweyten Tages dort anzukommen, und die Peitſchen der beſtochenen Poſtknechte ſetzten es durch. Schon früh um zwey Uhr waren die Reiſenden am Ziel.

Ungefähr hundert Schritte von ſeinem Hauſe ließ Herr von Katz halten. „Hier wollen wir ausſteigen," ſprach er, „um nicht den Kranken, wenn er etwa ſchlafen ſollte, durch das Geraſſel des Wagens aufzuwecken." — Sie ſchlichen auf den Zehen die Treppe hinauf. Frau von Katz kam ihnen mit einem wiederhohlten „St! St!" entgegen. „Wie ſteht's mit dem Kranken?" fragten ſie leiſe. „Er ſchläft;" gab ſie zur Antwort, und bewillkommte den Pachter ſehr freundlich.

Man führte ihn in ein Zimmer. Hier ließ ihn das Ehepaar allein, um ſich an einem andern Orte zu unterreden. „Nun, wie iſt's gegangen?" fragte er. „Vollkommen glücklich!" antwortete ſie. „Sei-

ne Freunde kamen mehrmahls, um ihn zu beſuchen; ich war aber unerſchöpflich in Ausflüchten. Den erſten Tag ſagt' ich: er ſey mit Dir ausgegangen; den zweyten: er ſey krank, wolle niemand ſprechen; den Dritten: er ſchlafe. — Kurz, es weiß oder ahnt kein Menſch ſeinen Tod; dafür ſteh' ich mit meinem Leben." —

29.

Zufrieden ging Herr von Kah zu ſeinem Reiſegefährten zurück. „Herr Erich," ſprach er mit einem betrübten Geſichte, „nun iſt's nicht länger möglich, Ihnen eine erſchütternde Wahrheit zu verhehlen. Unſer Freund Küſthof iſt bereits ſeit drey Tagen todt." —

Erich erſtarrte, und gab vor Schrecken

keinen Laut von ſich, indem Herr von Katz die nähern Umſtände des Todes — wiewohl nicht ganz aufrichtig — erzählte.

„Gott! iſt's möglich?" — rief jetzt der Pachter. „Aber was ſoll ich nun hier? — Wozu das grundloſe Vorgeben, daß er mich ſprechen wolle?" —

„Sehn Sie," ſprach Herr von Katz, „als ich an jenem unglücklichen Morgen in ſein Zimmer trat, rang er ſchon, wie geſagt, mit dem Tode; allein er war ſeines Verſtandes und der Sprache noch mächtig, und dictirte mir ſeinen letzten Willen, wie ich ihn hier nachgeſchrieben habe. Belieben Sie dieß Blättchen zu leſen!"

Erich las:

„Alle meine Güter — mit einziger „Ausnahme des Gutes Ulmenthal — „und mein geſammtes bewegliches Ver„mögen an Baarſchaften und Hausge-

„räth, vermache ich der leiblichen Schwe-
„ſter meiner ſeligen Gemahlin, der Frau
„von Katz, die ich demnach zur Univer-
„ſalerbin einſetze.“

Schweigend, aber mit durchbohrenden Blicken, ſah Erich den Herrn von Katz an, und las weiter:

„Zum Beſitzer des Gutes Ulmenthal
„mit allem Zugehör ernenne ich den ge-
„genwärtigen Pachter deſſelben, meinen
„Freund Erich; doch mit der Bedin-
„gung, daß er dem jungen Anton Wüſt-
„hof, der bisher fälſchlich für meinen
„Sohn ausgegeben und gehalten wurde,
„zu ſeinem Unterhalt jährlich zweyhun-
„dert Thaler auszahle, die gedachter
„Anton von den Einkünften beſagten
„Gutes lebenslang erhalten ſoll.“ —

Erich ſtarrte den Herrn von Katz mit glühenden Augen an. „Wie?“ — ſprach er: „Sie wollen mich überreden, Wüſt-

hof hätte dieſe Anordnung gemacht, und noch bey Sinnen gemacht?“ —

„Bey ſo geſundem Verſtande, wie wir;“ antwortete Katz.

„Unmöglich, durchaus unmöglich!“ rief Jener. „Hier herrſcht Irrthum oder — — Kurz, die Sache iſt nicht richtig!“ —

Mit eiſerner Stirne und ſchweren Betheurungen verſicherte Herr von Katz: er habe Wort für Wort niedergeſchrieben, was ihm der Sterbende in die Feder geſagt habe.

„Nun, ſo war er wahnſinnig geworden!“ fuhr Erich auf. „Doch ich begreife nicht, warum ich mich ereifere. Dieſer Zettel iſt in jedem Falle ein ungültiges Stück Papier. Wüſthof iſt ohne Teſtament geſtorben.“ —

„Gewiſſer Maßen haben Sie Recht;“ erwiederte Katz: „Allein es giebt ein Mit-

tel, ſeiner letzten Willensmeinung die ermangelnde geſetzliche Kraft zu geben.“ —

„Und das wäre?“ — fragte Erich geſpannt.

Katz ſah eilend hinaus vor die Thür, ob jemand horche, ſchloß und riegelte ſie ängſtlich zu, zog den Pachter vertraulich auf einen Sopha, und begann leiſe: „Das Mittel, von dem ich ſagte, mein theuerſter Freund, iſt etwas ungewöhnlich — ſogar ein wenig ſcrupulös — aber der Zweck — wir müſſen hier hauptſächlich auf den Zweck ſehen — der Zweck, wenn er gut iſt, heiligt die Mittel —“

„Zur Sache, mein Herr!“ ſprach Erich finſter.

„Das Mittel, das ich meine,“ — fuhr Katz fort — „haben Sie, mein Werthester, einzig und allein in der Gewalt. Es liegt in Ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen.“ —

„Hm! hm! — Doch weiter! Ich verſtehe Sie noch nicht ganz.“ —

„Kurz und rund, mein Plan iſt der: wir ſpielen eine Art von Komödie. Sie legen ſich zu Bett, ſtellen ſich ganz erbärmlich matt und krank, und machen vor dem Notar und den Zeugen, die ich ſogleich will rufen laſſen, in Wüſthofs Nahmen ein Teſtament, wie er mir's dictirte.“ —

Empört ſprang Erich auf. „Herr! wie können Sie ſich erfrechen, mich zu einem ſolchen Schurkenſtreich aufzufordern? — Haben Sie mich nur deßhalb durch Lug und Trug dreyßig Meilen weit gelockt, damit ich Sie durch ein Bubenſtück, das den Galgen verdiente, bereichern ſoll? — Bey Gott! Sie wären es werth, daß ich Ihren ſchändlichen Entwurf ſofort dem Kriminalgericht anzeigte!“ —

„Beſter Mann, faſſen Sie ſich!“ bat

Herr von Katz. „Sehn Sie die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte an! Wüsthof — das betheur' ich Ihnen bey Gott und allen Heiligen! — Wüsthof starb mit dem Willen, den er von mir niederschreiben ließ, und also ist ja mein Vorschlag nichts als ein unschuldiges Nothmittel, uns in den Besitz dessen zu setzen, was er uns zutheilte." —

„Aber, zum Teufel! warum wollten Sie denn gerade mich zu Ihrem Mitschuldigen machen? Warum erkauften Sie nicht hier den ersten besten Spitzbuben zu dieser Rolle?" —

„O, liebes Männchen, begreifen Sie doch, daß kein anderer Mensch als Sie — wegen Ihrer frappanten Aehnlichkeit —"

„Was Aehnlichkeit! Wozu war diese so dringend nöthig? Kennen denn alle Notare in Wien alle Spitzbuben von Angesicht zu Angesicht?" —

„Lassen Sie sich dienen! Um unser Testament gegen allen möglichen Verdacht sicher zu stellen, und ihm den Stempel der höchsten Glaubwürdigkeit aufzudrücken, wollt' ich Wästhofs zwey Freunde, mit welchen er hier täglich umging, und überhaupt Personen, die ihn gekannt haben, zu den erforderlichen Zeugen wählen." —

„Aha! Ich bewundere Ihre Verschlagenheit." —

„Nun, sehen Sie, so ginge die Sache vortrefflich! Keine Menschenseele, außer meiner Frau, weiß seinen Tod — die Nacht, die noch ein paar Stunden dauert, kommt uns zu Hülfe — wir zünden in einem großen Zimmer nur eine einzige Kerze an, denn der Kranke, heißt es, kann kein stärkeres Licht vertragen — kurz, mein Bester, ich habe alles reif überdacht. Es fehlt nur noch Ihr gütiger Entschluß, und dieser ist Ihnen selbst weit nützlicher und

ersprießlicher als uns: denn meine Frau würde in jedem Falle ihr gegründetes Erbschaftsrecht gegen den Burschen, den Anton, der wie aus den Wolken gefallen ist, glücklich ausfechten; aber Sie, mein Theuerster, Sie hätten nicht den geringsten Anspruch an das herrliche Ulmenthal, das Sie sich mit so leichter Mühe erwerben können." —

„Ja, ja," sprach Erich bitter, „es wär' ein ganz feines Handgeld der Hölle! — Lassen Sie mich fünf Minuten allein! Dann sollen Sie meinen Entschluß erfahren." —

Herr von Katz ging und schilderte, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, vor der Thür. Aber bald rief ihn Erich, der indessen mit sich selbst Rath gepflogen hatte, wieder ins Zimmer, und erklärte sich: er sey zu der Testamentshandlung entschlossen.

Katz fiel vor Freude auf die Knie, und küßte ihm die Hände.

30.

Nun ward Lärm im Hauſe. Herr und Frau von Katz rieſen, pochten und klingelten alles, was Leben und Athem hatte, aus dem Schlafe. „Der Oberſte liegt im Sterben — er will ſein Teſtament machen!“ — ſchrien ſie händeringend, und ſprengten die Bedienten fort, um einen Notar und Zeugen zu hohlen. Dieſe Perſonen waren nach Verfluß einer Stunde beyſammen. Unter den letztern befanden ſich Wüſthofs Freunde. Sie eilten mit fliegenden Schritten ans Bett, worin Erich lag. Er hatte eine Nachtmütze über die Augen gezogen, und das Geſicht gegen die Wand ge-

kehrt. Sie fragten bekümmert nach seinem Zustande. Er antwortete mit schwacher Stimme: er fühle sein Ende — das Sprechen werde ihm schwer — er müsse seine letzten Athemzüge schonen, um noch testiren zu können. — Die Universalerbin drängte die Herren sanft vom Bette hinweg, und bat weinend, die Kräfte des Kranken nicht zu erschöpfen. Er werde, setzte sie hinzu, nach dem Ausspruch ihres eben dagewesenen Hausarztes, den Aufgang der Sonne nicht erleben. — Ihr Gemahl rückte indessen Tische und Stühle für den Notar und die Zeugen zusammen. Sie setzten sich. Herr und Frau von Katz traten ab, und horchten im Nebenzimmer an einer dünnen Tapetenwand, durch welche sie nur eine Hand breit von dem Testirer, dessen Bett an derselben stand, getrennt waren. Daher entging ihnen kein Wort, das er sprach.

„Ich empfinde die Nähe meines Todes;“ fing er an: „doch habe ich noch mein volles Bewußtſeyn, und bin alſo im Stande, ein rechtsgültiges Teſtament zu machen. Herr Notarius, haben Sie die Güte, es niederzuſchreiben. —

Der Notar verbeugte ſich devot, tunkte die Feder ein, und Erich fuhr fort:

„Alle meine Güter, Häuſer, Aecker, „Gärten — mit Einem Worte: alle lie„gende Gründe, deßgleichen meine Baar„ſchaft und ſämmtliches Mobiliarvermögen, „es habe Nahmen wie es wolle, eigne „und hinterlaſſe ich meinem leiblichen „Sohne —“

Ein gewaltiges Huſten im Nebenzimmer zwang ihn, ein Weilchen inne zu halten. Es legte ſich wieder, und er ſprach fort:

„ — — eigne und hinterlaſſe ich mei-

„nem leiblichen Sohne, Anton Wüſt„hof —"

Neuer Tumult! Die Tapetenwand rauſchte und wankte, umgeworfene Stühle polterten, Flüche ſchallten, und Ohrfeigen klatſchten, die Herr von Katz, als Beſteller des ſo übel ausſchlagenden Teſtamentes, empfing. Dem Notar entſank die Feder. Die Zeugen blickten nach der Gegend des Tummelplatzes, und ſchüttelten die Köpfe.

Nach einer halben Minute hörte der Lärm auf, und der Teſtator begann wieder:

„ — — Anton Wüſthof, den ich hier„mit zum einzigen Erben aller meiner „Habe und Güter ernenne und ein„ſetze." —

Die Thür des Nebenzimmers ward jetzt von den fortſtürmenden Horchern mit ſolcher Gewalt zugeſchlagen, daß alle Wände und Fenſter des Hauſes bebten.

„Wuth und Rache getäuſchter Hoff-

nung!“ flüſterte der Notar mit ſatyriſchem Lächeln den Zeugen zu, und ſie nickten bejahend. „Ich habe nun nichts weiter zu verordnen;“ ſprach Erich. Der Notar las das Teſtament im Zuſammenhange vor. Es ward von dem Teſtator für richtig erklärt, und von den Zeugen unterſchrieben.

Wüſthofs Freunde traten jetzt wieder ans Bett. Erich bat ſie, ihn ein wenig ſchlummern zu laſſen. Sie entfernten ſich ſammt dem Notar und den übrigen Zeugen, und verließen das Haus, ohne von den erboßten Herrſchaften, die ſich unſichtbar gemacht hatten, Abſchied zu nehmen.

Erich ſtieg aus dem Bette, und war eben im Begriff, ſeinen Krankenhabit abzulegen, als ſie beyde, gleich wilden Hetzhunden, zur Thür herein, und ihm auf den Hals fuhren. Es erhob ſich ein Zwiſt, der äußerſt heftig war, ob er gleich nur mit gedämpften Stimmen geführt wurde.

Sie drohten mit augenblicklicher Verhaftung; Erich aber donnerte ſie muthig zu Boden. „Ich,“ ſprach er unter andern, „beging einen frommen Betrug, um einen armen Jüngling zu ſchützen, den Sie berauben wollten. — Straft man mich dafür, ſo kann man doch wenigſtens keine Schande auf mich wälzen: Sie aber wird, wegen der Schlechtheit Ihrer Abſicht, Schimpf und Schade zugleich treffen.“ — Dieſe kräftige Vorhaltung wirkte ſo ſtark, daß ſie ihn am Ende um Schonung und Verſchwiegenheit baten.

Er fragte nun nach Wüſthofs Leiche. Sie lag im Nebengemach. Er eilte dahin, betrachtete ſie weinend, und trug ſie, mit Hülfe des Herrn von Katz, durch eine Tapetenthür ins Teſtamentszimmer, um dadurch einer möglichen Entdeckung der wahren Geſchichte vorzubeugen.

Sie blieb verborgen. Der Oberſte

ward prachtvoll begraben. Mit dem Teſtament in der Taſche, reiſ'te Erich dann heim. Anton betrauerte innig ſeinen Vater. Ein Jahr nachher ward Johanne ſeine Gattin. Aber noch früher nahm er ſeine gute, alte Pflegemutter in ſein Haus, und vergalt ihr dankbar Liebe mit Liebe bis an ihrem Tod.

XI.

Das Hagestolzengericht.

Es war Cabinetts-Vortrag bey Sr. Erlaucht, dem regierenden Reichsgrafen von Dohlenburg. Mit leisen, vorsichtigen Schritten ging er an den Wänden des Zimmers herum, und — haschte Fliegen, indem sein Minister des Innern, der Landrath Schlangenkron, mit einer fatalen, eintönigen, schnarrenden Stimme die eingelaufenen Berichte, Klagen und Bittschriften referirte. Der Graf war mit seiner Jagd (worin er, ohne es selbst zu wissen, den Kaiser Domitian nachahmte,) zu eif-

rig beſchäftiget, als daß er ſich davon hätte abmüßigen können, um auf das langweilige, ſeit vielen Jahren gewohnte Geplärr ſeines Miniſters zu hören. Er ward immer erſt aufmerkſam darauf, wenn ſich der Schall deſſelben verlor: — ſo wie ſchlafende Müller erwachen, wenn die Mühle plötzlich in ihrem toſenden Gange gehemmt wird. — Jene Windſtille, die von Zeit zu Zeit eintrat, erinnerte den Grafen, daß ein Vortrag mit unterthänigem Gutachten geſchloſſen ſey, und ſeine hohe Reſolution darüber erwartet werde. „Recht gut ſo!“ ſprach er dann: „Alles nach Ihrer Einſicht, lieber Schlangenkron!“ —

Auf ſo bequeme Art hatte er ſchon zehn Sachen entſchieden, und bey dieſer Indolenz wenig gewagt, weil es lauter Lappalien waren. „Genug für heute!“ rief er jetzt in einem etwas mißlaunigen Tone,

und warf sich in seinen Audienzstuhl. „Klagen," — fuhr er seufzend fort — „nichts als Klagen! — Bittschriften, nichts als Bittschriften! — so muß ich leider mit Lessings Prinzen *) ausrufen! Und was nutzt sie am Ende, die eherne Geduld, mit welcher ich einen Tag wie den andern mir vortragen lasse? — Ich finde nicht, daß mein Land dadurch blühender wird, oder daß meine Einkünfte steigen. Im Gegentheil sind beyde im Sinken. Sagen Sie, Herr Schlangenkron, was ist davon die Ursache?" —

„Ew. Erlaucht halten mir zu Gnaden," entgegnete der Landrath: „diese Frage ist unbeantwortlich; denn es läßt sich von einer Sache, die nicht existirt, kein Grund angeben. — Ich betheure bey

---

*) In der Emilia Galotti.

Pflicht und Gewiſſen, daß ich nirgends einen ſinkenden Zuſtand bemerke. Die ganze Grafſchaft ſteht im höchſten Flor!" —

„Schmeicheln Sie nicht!" erwiederte der Graf. „Es iſt durchaus nicht alles ſo, wie es meine landesväterlichen Wünſche und Sorgen erheiſchen. Mich beunruhiget beſonders ein auffallender Mangel an Bevölkerung. Wie todt iſt meine Reſidenz! Ich ſtehe halbe Stunden lang am Fenſter, ohne einen Menſchen zu ſehen. Nur dann und wann ſchleicht ein unſauberer Pfahlbürger, der finſter aus ſeinem zerlöcherten Mantel blickt, oder ein altes Weib in Lumpen vorüber. Leſe und höre ich dagegen von der munter ſich drängenden Volksmenge in London und Paris, ſo glaub' ich in einer Wüſte zu leben." —

„Laſſen Sie ſich das nicht befremden, gnädiger Herr!" fiel der Landrath ein: „In jenen Städten wimmelt es von müßi-

gen Pflastertretern, die nichts als Unfug treiben, und dem Staate zur Last fallen. Hier aber wohnt ein stilles, arbeitsames Völkchen, das ruhig in seinen Häusern bleibt, und mit seinen Händen etwas Nützliches schafft.“ —

„Wohl wahr;“ sprach der Graf: „doch befriedigt mich das nicht ganz. Die Abnahme der Volksmenge in meinem Lande, besonders in der hiesigen Stadt, springt in die Augen. Ich erwarte daher von Ihnen, Herr Schlangenkron, in den nächsten Tagen einen gutachtlichen Vorschlag, wie diesem Uebel abzuhelfen seyn möchte.“ —

Ein Wink mit der Hand entließ den Landrath. Er empfahl sich.

„Wieder ein neues Hirngespinnst!“ murrte er die Treppe hinab; und er hatte wohl Ursache dazu. Er ward für seine fünfhundert Thälerchen Jahrgehalt mit

ſolchen unnützen Aufträgen unaufhörlich überladen, und dieß verdroß ihn um ſo mehr, da ein gewiſſer Herr von Dampf, der am gräflichen Hofe alles in allem galt, für tauſend Thaler Beſoldung nichts zu thun hatte, als mit dem Grafen ſpazieren zu fahren, mit ihm Tarock zu ſpielen, und bey feyerlichen Ceremonientafeln den Dienſt eines Kammerherrn zu verrichten. Dieſer Herr von Dampf war es denn auch, der dem Grafen — wenn er ihn gerade mit nichts anderm zu unterhalten wußte — dergleichen abenteuerliche Grillen und Einfälle in den Kopf ſetzte, die dem Landrathe nachher ſo viel zu ſchaffen machten, weil er die darüber erforderten Gutachten nicht mündlich erſtatten durfte, ſondern mit der größten Ausführlichkeit in Schriften einreichen mußte. Er war aus dieſen und mehrern Urſachen dem Kammerherrn ſpinnefeind.

Der Graf hatte, bey etwas beſchränktem Verſtande, viel gute Seiten, und nur den einzigen poſſierlichen Fehler, daß er ſich durchaus zu einem Fürſten hinauf ſchrauben wollte, ungeachtet er ein ſo kleiner Regent war, daß einſt ein Witzbold von ihm ſagte: „Wenn er nieſ't, ſo hört es ſein ganzes Land, und ruft: Proſit!“ —

Sein eitles Monarchenſpiel veranlaßte ihn zu mancher Lächerlichkeit. Einſt wollte er ſein Städtlein und die dazu gehörigen paar Dörfer zu einem geſchloſſenen Handelsſtaate (nach der Lehre eines berühmten Gelehrten) bilden, und unterſagte ſeinen Unterthanen jeden Kauf- und Tauſchverkehr mit den benachbarten Dörfern und allen Ländern der ganzen Welt. Ein anderes Mahl brachte er eine Armee von funfzehn Mann auf die Beine, und hätte gern einen Krieg angefangen, wäre ihm nur irgend ein Fürſt bekannt geweſen,

von dem er hätte hoffen können, daß er ſich mit zwölf Mann Infanterie und drey Mann Kavallerie würde bezwingen laſſen. Anderer Rieſengedanken von ähnlichem Schlage, die ein eigenes Büchlein verdienten, hier zu geſchweigen.

Niemand lachte im Stillen mehr darüber als der Landrath, ein ſchlaues und hämiſches Männchen. Wollte er aber ſein Amt nicht verlieren, ſo mußte er ſich gegen den Grafen alles Widerſpruchs enthalten, und das Feld der ernſthaften Poſſe mit bearbeiten helfen.

Grämlich warf er ſich jetzt an ſein Pult, und ſann über das ihm aufgegebene Thema nach; aber ſchon nach fünf Minuten rief er: „Gefunden, gefunden!“ und klopfte freudig in die Hände. Er hatte einen goldnen Einfall, mit Einer Klatſche zwey Fliegen zu ſchlagen; das heißt: den Grafen zu befriedigen, und zugleich dem Kam-

merherrn einen Rank zu spielen. Die Feder flog nun rasch auf dem Papiere, und nach einer Stunde überreichte er dem Grafen einen Aufsatz, wovon wir hier nur einen kurzen Auszug geben wollen.

„Eine Hauptquelle der abnehmenden „Bevölkerung" — schrieb er — „ist die „immer mehr um sich greifende Ehelosig„keit. Das sahen schon vor alten Zei„ten die Lacedämonier ein, und die Ha„gestolzen hatten daher bey ihnen einen „harten Stand. Jährlich, an einem „bestimmten Tage, wurden sie öffent„lich, wie Opferthiere, um einen Altar „geführt, und von Weibern und Jung„frauen mit Ohrfeigen gezüchtiget. Die„se Sitte sollte man jetzt in der Welt „wieder einführen, um die Bevölkerung „zu vermehren; denn jede Mannsper„son würde heirathen, um nicht die „Strafe der Hagestolzen zu dulden." —

„Ein

„Ein guter Gedanke!“ ſprach der Graf. „Wir wollen ſo ein Hageſtolzengericht öffentlich hegen.“ —

„Wann befehlen Ew. Erlaucht?“ fragte der Landrath.

„So bald als möglich, lieber Schlangenkron!“ —

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Die Anſtalten erfordern jedoch einige Zeit; denn Ew. Erlaucht geruhen doch wohl, dieſe Feyerlichkeit durch eine Proclamation in den Zeitungen vorher bekannt machen zu laſſen?“ —

„Ey, das verſteht ſich, mein guter Landrath! Ich will vor ganz Deutſchland den Ruhm haben, daß ich das erſte regierende Haupt bin, das auf eine ſo genialiſche Art die Bevölkerung ſeiner Staaten befördert.“ —

Schlangenkron hatte gewonnenes Spiel. Das Hageſtolzengericht war auf den ehe-

losen Kammerherrn gemünzt, der sich, außer den schon angeführten Ursachen, diese Rache dadurch zuzog, daß er einst dem Grafen einige scandalöse Geschichten aus der Hauschronik des Landraths erzählte, der unter dem Pantoffel einer bösen Frau stand, und bisweilen von ihr behandelt wurde, wie die Hagestolzen zu Lacedämon von ihren Mitbürgerinnen. Der Graf zog ihn scherzend damit auf, und er knirschte vor Wuth gegen den Klätscher, den er bald errieth, und nun auf gleiche Art bestraft zu sehen wünschte. Sein Rachplan ging noch weiter. Er wollte sogar den Kammerherrn, den er um seine Unabhängigkeit von weiblicher Herrschaft und Tyranney beneidete, unter dieß eiserne Joch bringen; und hierzu war wirklich Hoffnung vorhanden.

Herr von Dampf befand sich erst ein Jahr und wenige Monate am gräflichen

Hofe. Als er, ſchon über den Johannis-tag ſeines Lebens hinaus, dahin kam, lebte er Anfangs mit dem Landrath in gutem Vernehmen, und hatte einſt, bey einer Flaſche Wein, die unglückliche Offenherzigkeit, ihm mancherley Fata ſeiner zuvor in verſchiedenen Ländern geführten irrenden Ritterſchaft zu entdecken. Unter andern beichtete er lachend: er habe in einer gewiſſen Stadt, die er nannte, eine ziemlich bejahrte, aber ſehr reiche Braut im Stiche gelaſſen, und ſey bey Nacht und Nebel geflüchtet, um von ihr loszukommen, weil ihn ihre unverträgliche Gemüthsart mit einer Hölle auf Erden bedroht habe. Er trieb ſeine unkluge Aufrichtigkeit ſo weit, den Nahmen dieſer Perſon — es war ein Fräulein Veronika von Drachenfels — zu nennen, und ſchloß ſein Geſchichtchen mit dem Ausruf: „Wehe mir, wenn ſie meinen Aufenthalt wüßte! Ich

hätte ſie, wie ein Donnerwetter, auf dem Halſe!“ —

Der Landrath hatte die ſchöne Gewohnheit, alle erlauſchte geheime Anekdoten, die jeder ihm bekannten Perſon nicht zur Ehre gereichten, ſorgfältig aufzuzeichnen, um ſich derſelben gelegentlich zu ſeinem Vortheile zu bedienen. Dieſes giftige Buch, das man nach ſeinem Tode in einem verborgenen Fache ſeines Schreibtiſches fand, führte den Titel: Mein Zeughaus, weil er ſich daraus, nach Gelegenheit der Umſtände, mit Angriffs- oder Vertheidigungswaffen rüſtete. Er ließ denn auch damahls, als ihm Herr von Dampf ſeine Brautflucht geſtand, dieſes Hiſtörchen nicht auf die Erde fallen, ſondern trug es, wie ein brauchbares Stück Eiſen, das einſt zu einem Schwerte geſchliffen werden konnte, in ſein Arſenal, und hohlte es jetzt wieder hervor, um damit gegen den Kam-

merherrn feindlich zu Felde zu ziehen. Er ſchrieb an Fräulein Drachenfels, verrieth ihr den Aufenthalt des Flüchtlings, und forderte ſie auf, ſich vor dem Hagenſtolzengerichte perſönlich zu ſtellen, und dem Treuloſen ſein Recht anzuthun. Damit er aber nicht etwa vorher, wenn er Wind davon bekäme, wieder entwiſchen möchte, ſo gab Schlangenkron dem Fräulein den Rath, keinen voreiligen Lärm zu machen, ſondern geheim und im ſtrengſten Incognito anzukommen, und das Abſteigequartier in ſeinem Hauſe zu nehmen.

Auf dieſen Judasbrief erhielt er mit umgehender Poſt eine ſehr verbindliche Antwort. Das Fräulein ſchrieb: ſie werde unfehlbar zu rechter Zeit und Stunde erſcheinen.

Indeſſen erfuhr der Kammerherr aus dem Munde des Grafen, daß nächſtens

ein hochnothpeinliches Halsgericht über die Hagestolzen des Landes gehalten werden sollte. Da er, wie bekannt, zu dieser Klasse gehörte, so erschrak er nicht wenig, und both alle seine Beredsamkeit auf, um die Sache zu hintertreiben. Allein der Graf antwortete: sie müsse schlechterdings ihren Fortgang haben, weil der Ausruf des Gerichts schon unter der Presse sey, und nächstens in der Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten und in mehrern solchen Blättern zu lesen seyn werde. Herr von Dampf bat nun, ihm wenigstens in Gnaden zu erlauben, daß er an dem Gerichtstage verreisen dürfe; doch auch dieses Gesuch ward abgeschlagen. „Das hieße das Recht beugen!“ sagte der Graf: „In meinem Lande müssen sich Hohe und Niedere den Gesetzen unterwerfen, und ich befehle Ihnen, bey Vermeidung meiner höchsten Ungnade und Ver-

luſt Ihres Poſtens, ſich vor dem Gerichte zu ſtellen.“ —

Der Kammerherr ſchwieg. Er wußte vor Angſt nicht, was er beginnen ſollte. Schon war er im Begriff, in einen ſauren Apfel zu beißen, und ſeinen Widerſacher, den Landrath, als den Oberrichter der Grafſchaft, um Rath und Hülfe zu bitten. Da wäre er denn gerade vor die rechte Schmiede gekommen! Er ging bereits auf Schlangenkrons Haus zu; doch plötzlich überfiel ihn ein Schauder vor dem Manne, deſſen Argliſt er ſchon bey vielen Gelegenheiten kennen gelernt hatte. Eilig kehrte er nun wieder um, und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß kein Frauenzimmer ſo kühn ſeyn werde, ihm, dem erſten Mann im Lande und Favoriten des regierenden Herrn, unter freyem Himmel das Kapitel zu leſen oder gar einen Backenſtreich zu verſetzen.

Der ungetreue Theseus dachte freylich auch jetzt an seine verlassene Ariadne, und stellte sich mit Grausen vor, wie traurig es ihm ergehen würde, wenn sie ihn, unter dem Schutz der Gesetze, koranzen dürfte, und er, wie ein Opferlamm, still halten müßte: dieses furchtbare Bild, das sich seine Fantasie mit allen Farben des Schreckens ausmahlte, verlor jedoch dadurch viel von seiner Gräßlichkeit, daß er in dem dunkeln Erdenwinkel, wo er sich jetzt befand, völlig sicher zu seyn glaubte. Armer Mann! indem Dich dieser leidige Trost in den Schlummer der Sorglosigkeit wiegte, war Deine Veronika schon unter Weges, um Dich mit Blitz und Donner zu wekken! —

Sie kam in der Nacht vor dem Gerichtstage im Städtlein an, und stieg bey dem Landrath ab.

Der Himmel — wo, der Sage nach,

die Ehen geſchloſſen werden, und alſo die Hageſtolzen wahrſcheinlich nicht wohl angeſchrieben ſtehen — begünſtigte den Tag, an welchem einige von ihnen exemplariſch geſtraft werden ſollten, mit dem heiterſten Wetter. Die Hegung des Gerichts konnte daher im Freyen Statt finden. Der Graf ließ ſeinen Thron — denn er hatte wirklich einen ſo ſtattlichen Audienzſeſſel, daß man ihn mit dieſem Nahmen beehren konnte — aus dem Schloſſe heraustragen, und vor der Pforte deſſelben aufſtellen. Die ganze Volksmenge der Reſidenz war auf den Beinen, bewunderte dieſe Anſtalten, und wartete neugierig der Dinge, die da kommen ſollten.

Gegen Mittag geruhte der Graf, ſich aus ſeiner Burg zu erheben, und auf den Thron niederzulaſſen. Der Landrath und der Kammerherr waren in ſeinem Gefolge. Mit einer lauernden Miene ſetzte ſich

Schlangenkron, an der linken Seite des Grafen, auf einen für ihn bestimmten Sessel. Herr von Dampf aber mußte vor den Stufen des Thrones stehen bleiben, weil der boßhafte Landrath dem Grafen in den Kopf gesetzt hatte, es gebühre dem Kammerherrn, als einem in der Untersuchung befangenen Hagestolzen, auf dem Gerichtsplatze kein Stuhl. — Die Hinterseite des Thrones umgab ein Halbmond der angesehensten Personen des Städtchens, die sämmtlich verheirathet waren, und also das Licht nicht scheuen durften. Es waren überhaupt in der gräflichen Residenz nur zwey oder drey Hagestolzen seßhaft, und diese hatten sich in der Nacht vorher aus dem Staube gemacht. Der unglückliche Kammerherr war also in der ganzen hier zusammen geströmten Volksmasse der Einzige, dem das Herz, wie ein Hammer, schlug.

Der Graf winkte, daß die Feyerlichkeit anfangen ſollte. Es erſchallten Trompeten, und ein Herold rief aus:

„Demnach Ihro Erlaucht, der regie„rende Reichsgraf von Dohlenburg, in „der landesväterlichen Abſicht, die Be„völkerung des Reichs zu vermehren, in „Gnaden beſchloſſen haben, die in hie„ſiger Haupt- und Reſidenzſtadt wohnenden Verächter des Eheſtandes, Hageſtolzen genannt, nach dem alten, „rühmlichen Beyſpiele der Lacedämonier, „vor Gericht zu fordern, und das Strafamt gegen ſie den ehrſamen Frauen „und Jungfrauen zu übertragen: als „werden hiermit ſämmtliche Hageſtolzen „dieſes Orts, ſo lange gegenwärtige Gerichtsſitzung dauert, für vogelfrey „erklärt.“ —

Dem Kammerherrn ſchlotterten bey dieſer Proclamation die Knie, und er ſchielte

furchtſam über die Achſel, ob ſich etwa die Frau Bürgermeiſterin (die auf dem rechten Flügel des Halbmondes an der äußerſten Spitze ſtand) zu einem Signalſtreiche gegen ihn rüſte. Aber, indem er dahin blickte, und die fromme Miene des runden Weibleins ihn ziemlich beruhigte, ſtürzte von der andern Seite Veronika, mit zornigen Feueraugen und ſchlagfertig erhobener Hand, auf den Gerichtsplatz. „Sieh da, Herr von Dampf!“ ſchrie ſie, und ihm war in dieſem Augenblicke nicht anders, als bräche das Gewölbe des Himmels über ihm ein. Er warf ſich vor Angſt auf beyde Knie, und flehte mit einem Jammergeſichte, das Zärtlichkeit ausdrücken ſollte, um Schonung. „Gnade, Gnade, holde Veronika!“ rief er: „Ich bin auf der Stelle bereit, mit Ihnen zum Altar zu gehn!“ —

Sie goß ihm eine Fluth von Vorwür-

ſen über den Kopf; ihre rechte Hand ſchwebte drohend über ihm; und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der Graf, der eine Weile mit ruhigem Lächeln auf den Büßenden im Staube herab ſah, noch endlich geruht hätte, ein verſöhnendes Wort fallen zu laſſen, und ſich für die unverzügliche Haltung des erneuten Ehegelübdes ſelbſt zu verbürgen. Veronika nahm dieſe hohe Vermittelung ohne langes Bedenken an. Der Landrath war unzufrieden, daß es keine Ohrfeigen ſetzte. Er zupfte das Fräulein von hinten am Kleide, um ſie von der Begnadigung des Sünders abzumahnen; ſie hob ihn aber dennoch von der Erde auf, und ließ ihn zum Handkuß.

Der gutmüthige Graf freute ſich über den friedlichen Ausgang dieſer Geſchichte, ungeachtet die künftigen Ehegatten, in Anſehung ihrer Jahre, wenig Hoffnung ga-

ben, Mehrer des Reichs zu werden. Da übrigens weiter keine Hageſtolzen zu verurtheilen waren, ſo ging das Gericht aus einander."

Schlangenkons Abſicht, dem Kammerherrn wehe zu thun, mißglückte ganz, und ſchlug im Gegentheil zum Vortheil deſſelben aus. Er ward drey Monate nach ſeiner Vermählung — Witwer, und that dadurch eine beträchtliche Erbſchaft. Als nun im folgenden Jahre das Hageſtolzengericht wieder gehalten wurde, ſaß er ruhig dabey, und war ſicher vor Schlägen, die ſein Feind nach wie vor zu Hauſe bekam.

XII.

Die Zeche.

„Schweigen Sie, Graf!“ rief die ſchöne Klara: „Ich verzeih' es Ihnen nun einmahl nicht, daß Sie dem Prinzen bey ſeinen nächtlichen Orgien an die Hand gehen! — O, wie beklag' ich die arme, unglückliche Prinzeſſin! — Ihre zahlloſen Thränen klagen auch Sie an, Herr Graf! Sie vermögen über den wilden Prinzen ſo viel; Sie könnten ihn von Ausſchweifungen ablenken, könnten ihn ſeiner Gemahlin zurück geben: aber nein, das Gegentheil geſchieht! — Gehen Sie, ich zür-

ne ernſtlich auf Sie, und unſer Bündniß iſt aufgelöſet, wenn Sie nicht von jetzt an ihr Möglichſtes thun, die Prinzeſſin zu beruhigen.“ —

Rocheſter verſprach es der geliebten Klara. Sie war Hofdame und vertraute Freundin der Gemahlin Heinrichs des vierten, der, als Kronprinz von England, mit den ausgelaſſenſten Wüſtlingen der Hauptſtadt ganze Tage und Nächte durchſchwärmte. Rocheſter fühlte wohl, daß der Auftrag, ihn im Zügel zu halten, kein leichtes Geſchäft ſey; doch die Liebe gab ihm Muth und guten Willen. Er wollte wenigſtens einen Verſuch machen, den königlichen Wildfang bey einer nächtlichen Streiferey in eine unangenehme Lage zu verwickeln, und ihm dadurch dergleichen Beluſtigungen zu verleiden.

Es lebte damahls in London ein Gaſtwirth, Nahmens Staff, der die Gabe hatte,

anzuthun. Der Page erſchrak, und geſtand nun ſelbſt: er gelte hier für einen wälſchen Sprachmeiſter, und wünſche ebenfalls ſehr, nicht entlarvt zu werden. Rocheſter verſprach ihm Verſchwiegenheit, und fand es luſtig, daß auf dieſe Art ein Schwert das andere in der Scheide halte.

Indeſſen beorderte Heinrich den Wirth, ſeinen beſten Wein aufzutiſchen.

„Haſt Du auch Geld, Burſche?“ fragte Dieſer.

„Ho, ho! es hätte nicht Platz in Deinem Bauche, ſo dick er auch iſt!“ ſagte der Prinz.

„Windmichel!“ brummte Staff, und ging in den Keller.

Es ward tüchtig gebechert. Heinrich lud den Wirth zum Mitzechen ein. „Auf Eure Koſten!“ ſprach Staff. „Es gilt!“ verſetzte der Prinz. Die drey Herren brächen nun einer Flaſche nach der andern den Hals. Der Sprachmeiſter hielt ſich ſo

weit als möglich vom Tiſch entfernt. Er flüſterte im dunkeln Hintergrunde der Stube mit ſeiner Schülerin. Aber der Prinz ſtörte ihn oft. Er verließ den Zechtiſch, und liebkoſete das Mädchen. William wollte vor Eiferſucht berſten.

„Gefällt Dir das Mädel?“ — rief Staff. „Je nun, wenn Du ſo viel Geld haſt, als Du vorhin prahlteſt, ſo magſt Du ſie freyen!“

„Hörſt Du, ſchöne Betty, was der Alte ſpricht?“ fragte der Prinz. „Könnteſt Du mich wohl leiden?“ —

Das Mädchen zupfte an der Schürze, und ſchlug erröthend die Augen nieder.

„Nu, nu, mach' nicht etwa Ernſt, junger Fant!“ ſagte Staff. „Meine Betty iſt in keinem Fall ein Biſſen für Deinen Schnabel! Sie würde bey Hofe glänzen, wenn ſich ihr Onkel Rocheſter ein Bißchen um ſie bekümmerte.“ —

„Rocheſter?“ — fragte der Prinz, in-

dem der Graf bestürzt das Gesicht wegwandte.

„Ja, ja, Rochester!“ — sprach Staff. „Ihre Mutter stammte aus dieser Familie, und war mit meinem leiblichen Bruder verheirathet. Wir waren von Haus aus keine Lumpen, ich und mein Bruder, das kannst Du glauben!“ —

„Was ist denn der Rochester für ein Mann?“ fragte Heinrich.

„Kennt ihn Gott nicht besser, als ich, — und das möcht' ich beynahe glauben — so steht's übel mit ihm!“ erwiederte Staff. „Ich bücke mich nicht gern vor großen Hansen; drum hab' ich seine Bekanntschaft nie gesucht.“ —

„Aber man hört doch von solchen Herren sprechen;“ sagte der Prinz, den Grafen neckend.

„Freylich hört man: nur selten was Gutes!“ antwortete der vormahlige Korsar. „Wär' alles gegründet, was die Leu-

te sagen, so hätte der Rochester kein gutes Haar. Nun, das ist wenigstens gewiß, wer eine hübsche Frau oder Tochter im Hause hat, der sieht ihn nicht gern über die Schwelle kommen." —

„Man thut ihm wahrscheinlich zu viel!" fiel der Graf entschlossen ein. „Er muß doch ausgezeichnete Tugenden besitzen, da ihn, wie ich höre, der Prinz von Wallis seines Umgangs würdigt." —

„Da trefft Ihr recht ins Schwarze!" rief Staff, und lachte, daß ihm der Bauch schütterte. „Gleich und gleich gesellt sich gern!" —

„Das ist's ja eben, was ich sage!" fuhr der Graf rachlustig fort. „Der Prinz ist doch ohne Zweifel ein Spiegel der Jugend von ganz England." —

„Ha, ha, ha! Ihr sprecht, als wär't Ihr erst heute geboren! Der Prinz ein Spiegel? — Ja, — für Fastnachtsnarren, Trunkenbolde, Wollüstlinge, und ander

ſolches unnützes Volk! Wär' ich nur der König, ich wollte dieſen angelaufenen Spiegel aller Taugenichtſe bald wieder blank putzen!" — Er machte bey den letztern Worten mit geballter Hand die Geberde des Schlagens.

Heinrich ſchlich vom Tiſch hinweg, und entſchädigte ſich für den Schmerz ſeiner Ohren auf Betty's Lippen.

Rocheſter lenkte jetzt das Geſpräch, das ihm nun doch zu ernſthaft ward, auf einen andern Gegenſtand. Das Bacchanal dauerte indeſſen lebhaft fort. Der Graf zog es mit Willen in die Länge, und forderte Wein über Wein, wovon der alte Seeräuber den größten Theil zu ſich nahm. Heinrich trieb nicht zum Aufbruch. Die Tändeleyen mit Betty unterhielten ihn ſo angenehm, daß er keinen Augenblick lange Weile hatte. Der Wirth ſah dabey durch die Finger, weil die Gäſte ſo viel aufgehen ließen. William konnte vor Eiferſucht

den Weg aus dem Hause nicht finden. Doch wich er, wenn der Prinz vom Tisch aufstand, um die in der Ferne strickende Betty zu besuchen, sogleich von ihrer Seite, und ging verdrießlich in ein Kabinett, wo er an einem Fensterchen lauschte, und sich vor Aerger die Nägel zerbiß.

So brach der Tag an. Der Wirth machte jetzt die Weinrechnung. Indessen ging Rochester einen Gang hinaus vor die Thür, und — kam nicht wieder.

Er ward bald vermißt. „Ein feiner Gast!" sagte Staff. „Er nimmt Abschied hinter der Thüre! — Hat er Dir denn aufgetragen, seine Zeche für ihn zu bezahlen?" —

„Nein," sagte Heinrich. „Ich hab' im Gegentheil auf ihn gerechnet." —

„Nun, das klingt tröstlich!" rief der Wirth. „Doch Du hast ja so viel Geld, wie Du vorhin sagtest. Thu also den Beutel auf, und bezahle! Der ganze Bettel macht drey und eine halbe Guinee." —

Der Prinz griff maschinenmäßig in seinen Taschen herum, ob er gleich voraus wußte, daß kein Pfennig darin zu finden war. Er trug bey solchen Nachtwanderungen niemahls Geld bey sich. Rochester führte die Kasse, und war jetzt damit entwichen.

„Wie lange wird's?" brummte Staff. „Hier ist die Rechnung. Drey und eine halbe Guinee!" —

Heinrich bat, ihm einige Stunden Kredit zu geben. „Nicht eine Minute, Du kahle Schiffsratze!" fuhr Staff ihn an, und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Zahlung, oder Arrest! Du kommst nicht anders von der Stelle!" —

Der Prinz besann sich jetzt, daß er eine goldne, mit Edelsteinen besetzte Uhr bey sich hatte. Er both sie zum Pfande.

„Alle Wetter!" schrie Staff. „Wie kommst Du zu einem solchen Kleinod?" —

Heinrich stockte bey seiner Verantwortung. Der Wirth hielt ihn für einen

Dieb, packte ihn beym Kragen, schleppte ihn in eine Kammer, legte ein Vorlegeschloß vor, und lief fort, um die Uhr von einem Juwelier schätzen, und den verdächtigen Matrosen arretiren zu lassen.

Als er fort war, bat der Gefangene die kleine Betty um Mitleiden und Freyheit. Ihr Herz brach; aber sie war zu kraftlos, seinen Kerker zu sprengen. Zum Glück war der Sprachmeister noch da. Er setzte seine Eifersucht bey Seite, schlug das Vorlegeschloß mit einer Axt herunter, und der Prinz entsprang.

Während der Zeit ging Staff zu einem Juwelier, und zeigte ihm die Uhr. Er schätzte sie auf hundert Guineen, und nannte ihm den Meister, der sie, nach dem darauf eingegrabenen Zeichen, verfertiget hatte. Der Gastwirth eilte zu demselben, ungeachtet er fast eine deutsche Meile entfernt wohnte. „Kennen Sie diese Uhr?" fragte Staff. „Sehr gut!" antwortete

der Künſtler: „Sie gehört dem Prinzen von Wallis.“ — Der Gaſtwirth gerieth in ein freudiges Schrecken, und rannte, in der Erwartung eines guten Trinkgeldes, nach dem prinzlichen Pallaſt.

Heinrich, der nur ein paar Stunden geſchlafen hatte, ſtritt eben mit Rocheſter über den ihm geſpielten Streich, als im Vorzimmer ein gewaltiger Lärm entſtand. Staff zankte mit den Bedienten, die ihm, weil er ſein Anbringen nicht entdecken wollte, die geforderte Meldung verweigerten. Er ſtieß ſie rechts und links zurück, und drang vor bis an des Prinzen Gemach. Der Graf öffnete die Thür, um nach der Urſache dieſes Getümmels zu fragen. Der wilde Korſar warf nun vollends ſeine Gegner über den Haufen, und drängte ſich, neben Rocheſter vorbey, ins Zimmer, wo eben William den Prinzen beym Frühſtück bediente.

Staffs Erſtaunen, als er hier auf Ein Mahl die beyden Matroſen und Betty's Sprachmeiſter beyſammen fand, bewirkte

bey ihm eine minutenlange Verſteinerung. Dann warf er ſich, immer noch ſtumm, zu den Füßen des lachenden Königsſohns, und überreichte ihm die Uhr. Heinrich kündigte ihm, ehe er noch darum bitten konnte, völlige Verzeihung an, und befahl ihm, das in den Händen habende Pfand zum Andenken zu behalten. Man erklärte ihm mit kurzen Worten alle Räthſel. Der Graf nannte ihn ſcherzend Herr Vetter. Er taumelte, wie trunken, nach Hauſe.

Der Prinz belohnte bald nachher ſeinen Befreyer, den Pagen, durch einen höhern Poſten, der ihn in den Stand ſetzte, ſich mit Betty zu verbinden. Rochester erkannte ſie als ſeine Nichte an. Heinrich vergab ihm die Flucht mit der Kaſſe, und enthielt ſich von nun an ſolcher gefährlichen Maskeraden und Schwärmereyen. Der Graf rechnete ſich das Verdienſt dieſer Sinnesänderung bey ſeiner Geliebten hoch an, und ſie vergalt es ihm dankbar durch ihre Hand.

Kleine Romane und Erzählungen.

von

A. F. C. Langbein.

Erstes Bändchen.

Berlin
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1812

Landes-
Landesbibliothek

Inhalt.

		Seite.
I.	Der luſtige Tiſchrath . . .	3
II.	Die Lehrſtunde	51
III.	Die Mäuſefalle	74
IV.	Das Geſicht der frommen Bertha .	85
V.	Der Unverſöhnliche	153
VI.	Der Heirathsvertrag . . .	175
VII.	Der kluge Mann	201
VIII.	Der Todte im Nest . . .	259
IX.	Das Roſenmädchen . . .	293

Kleine

Romane und Erzählungen.

Erſtes Bändchen.

I.

Der luſtige Tiſchrath.

1.

In der guten Vorzeit, da die Menſchen noch fröhlicher waren, als wir es jetzt, leider! ſeyn können, gab es bekanntlich an den meiſten fürſtlichen Höfen Schalksnarren oder ſo genannte luſtige Tiſchräthe. Dieſe Sitte war in mancher Rückſicht nicht ohne Nutzen, und mit Recht ſagt Logau zu ihrer Vertheidigung:

Ein Herr, der Narren hält, thut gar nicht übel dran,
Weil, was kein Weiſer darf, ein Narr ihm ſagen kann.

Der Herzog Hilarius von Granaten — wie wir ihn und ſein Land hier nennen wollen — war vielleicht in Deutſchland der letzte Fürſt, der förmliche Hofnarren im Sold hatte. Er konnte nicht ohne ſolche Luſtigmacher leben; ſie wurden aber in ſeinem Dienſte nicht alt. Es entlief oder ſtarb einer nach dem andern; und da ſich dergleichen Poſſenreißer von Handwerk, bey der ſteigenden Sittenverfeinerung, immer ſeltener machten, ſo war Hilarius ſehr beſtürzt, als ein kurzweiliger Rath, den er vor allen andern geliebt hatte, plötzlich ſchlafen ging, ohne einen Nachfolger in ſeinem Amte zu hinterlaſſen.

Der Herzog forderte ſeine Räthe zuſammen, und verlangte von ihnen die Angabe eines würdigen Hauptes, auf das man die erledigte Schellenkappe wieder pflanzen könnte. Aber die alten Perücken verſicherten, ſie wüßten keinen Pickelhering aufzutreiben,

immaßen es ihnen an Bekanntſchaft mit dergleichen muthwilligen Perſonen gänzlich ermangele. Das war freylich gegründet; doch, hätten ſie auch dem Herzog mit Rath und That an die Hand gehen können, ſie würden es nicht gethan haben: denn ein Dorn in ihren Augen waren die vermaledeiten Tiſchräthe, die vor den höchſten Staatsbeamten weder Furcht noch Scheu hatten, und den Herzog mit vielen Dingen, die er nicht wiſſen ſollte, bekannt machten.

Unzufrieden, daß ihm die Rathsverſammlung keinen Troſt gab, war er eben im Begriff, ſie wieder aus einander gehen zu laſſen, als ein Hofdiener ein verſiegeltes Schreiben überreichte. Hilarius erbrach es, und blickte hinein. „Hm! eine ſeltſame Erſcheinung!“ ſprach er: „Ich bekomme da einen Brief in Verſen, der alſo wahrſcheinlich kein Geheimniß enthält. Nehmt ihn hin, Herr Kanzler, und leſet ihn laut!“

Der Kanzler, ein abgeſagter Feind der Poeſie, zog mit verbiſſenem Unwillen die Brille aus der Taſche, und las:

Durchlauchtigſter Herr,
ich habe vernommen,
Ihr ſeyd um Euren Narren gekommen.
Der Klappermann hat in verwichener Nacht
Dem armen Teufel das Garaus gemacht.
Ach! ihn, der ſo luſtige Poſſen geriſſen,
Was werdet Ihr ihn bey der Tafel vermiſſen!
Wie Stroh wird Euch ſchmecken der zarte Faſan,
Und der Wein wie ein Trunk aus dem Ocean.
Drum mußt Ihr, um Euch nicht mit Grillen zu
quälen,
Stracks einen neuen Tiſchrath erwählen.
Verleiht mir das Aemtchen! Es ſoll Euch nicht
reun,
Ich will Euch mit herrlichen Schwanken erfreun.

Mein Vater, ein ehrlicher Ludimagiſter,
Erzog mich zu einem ſteckſteifen Philiſter:

Sobald er mich ſpringen und kurzweilen ſah,
Gleich war er mit ſeinem Schulzepter da.
Ich ſollte mich immer als Sauertopf zeigen,
Und agr einſt die Kanzel des Dorfes beſteigen:
Allein, trotz allen Pedanten der Welt,
Behält die Natur in dem Menſchen das Feld.

Zwar zog ich nach Leipzig, um dort zu ſtudiren,
Zahlt' auch den Profeſſorn ihre Gebuhren,
Doch hielt ich's nicht lang' in den Hörſälen aus,
Und wählte dafür das Komödienhaus.
Da ſaß ich mit offnen Augen und Ohren,
Es ging mir kein Wort, kein Geſichtszug verloren,
Und mehr als die trockne Dogmatik gefiel
Mir ſonderlich Harlekins fröhliches Spiel.
Ich jammerte laut, als den drolligen Uhren
Gottſched und die Neuberin förmlich begruben.*)

*) Auf den ſeichten Rath des Profeſſors Gottſched veranſtaltete die Neuberin, die damals einer Schauſpielergeſellſchaft in Leipzig vorſtand, dieſe pedantiſche Feyerlichkeit im Jahre 1737.

Nun wurde mir Leipzig ein trauriger Ort,
Ich machte des folgenden Tages mich fort;
Doch thät ich zuvor in der Nacht mich erfrechen,
Den Tod meines Lieblings am Mörder zu rächen:
Ich warf mit manchem gewaltigen Stein
Dem düstern Professor die Fenster ein.

Seitdem durcheilgert' ich Deutschlands Provinzen,
Erbot mich zu Diensten den Grafen und Prinzen;
Allein mich floh das geflügelte Glück,
Und überall wies man mich schnöde zurück.
Je nun, ich werde mich drob nicht erhenken,
Wenn Ihr geruht, Eure Gunst mir zu schenken.
Ernennt mich zu Eurem kurzweiligen Rath,
Und rechnet auf Nutzen für Euch und den Staat!
Nicht selbst Narr, mach' ich Jagd auf die Narren,
Und auf die plumpen, zweybeinigen Farren,
Die gegen die Söhne der Klugheit das Horn
Der Dummheit aufwerfen, mit schnaubendem Zorn.
Ich denke, dieß Kampfspiel soll baß Euch ergetzen;
Doch werd' ich die Wölfe des Landes auch hetzen,

Die Placker des Volks, deren trotziger Schritt,
Wie Gewürm, die Armen zu Boden tritt.
Ihr ſollt, Herr, durch mich manches Schelmſtück
erfahren,
Das Andre vor Euch als Geheimniß bewahren!
Das Völklein der Hofſchranzen murmelt gar fein
Die Wahrheit in Schleyer und Mäntelchen ein:
Ich aber werde ſie nackend Euch zeigen,
Und freymüthig reden, wenn Duckmauſer ſchweigen.
Ein plaudernder Hofnarr nutzt mehr, in der That,
Als ein zur Unzeit geheimer Rath! —

„Bey Gott! da hat er Recht!“ rief der Herzog mit einem ſchallenden Gelächter, das den Räthen durch die Seele ging. „Wie heißt der ehrliche Kerl?“

„Peter Schönbart hat er ſich unterſchrieben,“ ſagte der Kanzler.

„Er ſoll mein Hofnarr ſeyn!“ ſprach Hilarius, und klingelte. Schnell kam der Diener, der den Brief überreicht hatte. Der Herzog fragte, wie er in ſeine Hände gekommen ſey.

„Durch einen Fremden, der Ew. Durchlaucht Antwort im Vorſaal erwartet.“

„Laß ihn herein treten!“

Da erſchien ein kleiner, dicker, ungefähr vierzigjähriger Mann. Er trug eine runde, verwitterte Perücke, ein ſchwarzes Kleid, und von gleicher Farbe einen kurzen Mantel, der ihm nur bis an die Kniee reichte. „Ich bin Peter Schönbart,“ ſprach er mit Gravität, und ſtrich, ohne ſich eben ſtark zu verbeugen, mit dem rechten Fuße weit hinter ſich aus. Der Herzog lachte über die ſeltſame Geſtalt. Die Räthe ſahen einander ernſt und ſchweigend an.

„Du haſt wohl ein wenig den Sonnenſchuß?“ fragte der Fürſt.

„Ey, ey!“ verſetzte Schönbart: „Ihr haltet Euch alſo für eine Sonne?“

„Wer ſagt das?“

„Ihr ſelbſt! — Ein Pferd, das lange in der Sonne ſteht, bekommt den Koller,

den man den Sonnenſchuß nennt: und ſo, denkt Ihr, mußt' es auch mir ergehen, ſo bald ich von Euch und Eurem Glanze beſtrahlt wurde."

„Dein Gleichniß hinkt. Biſt du ein Gaul?"

„O, ich finde mich ſehr geehrt, wenn Ihr mich nicht tiefer im Range ſtellt! Ich kenne große Herren, die jeden armen Schlucker für nichts weiter, als einen Hund, halten."

„Du nimmſt kein Blatt vor den Mund!"

„Das ſind auch verdammte Blätter! Damit verdirbt man euch Fürſten!" —

Der Herzog, der in dieſem Wortgefechte nicht länger den Kürzern ziehen wollte, entließ die mürriſchen Beyſitzer, um Peters Beſtallung mit ihm allein abzumachen. Die Räthe brachen mit Vergnügen auf; denn das Geſpräch, das ſie anhören mußten, war ihnen höchſt ärgerlich. Auf der Schloßtreppe

ſchüttelten ſie die großen Wolkenperücken, und flüſterten einander zu: „Da hat uns der böſe Feind wieder eine rechte Neſſel in den Hofgarten gepflanzt!“ —

2.

Schönbart begnügte ſich, ohne Widerſpruch, mit dem mäßigen Jahrgehalte, den ihm der Herzog anbot; doch bedung er ſich, als Zugabe, eine tägliche Weinlieferung, die ſo anſehnlich war, daß Hilarius, darüber ſtaunend, ſie abſchlug. „Entweder — oder!“ ſagte Peter, und ſah ſich nach der Thür um. „Glaubt ihr denn, ihr Großen, der Weinſtock wachſe bloß für Euch? — Ich begehr' auch meinen Theil von der edlen Gottesgabe.“ —

„Du forderſt nur zu viel!“ verſetzte der Herzog. „Denn könnte und wollte man

allen Wein, der auf Erden wächst, unter das lebende Menschengeschlecht vertheilen, so käme gewiß Tag für Tag auf deine Person nicht mehr als ein Stutzgläschen."

„Das ist möglich;" sprach Peter: „allein ich habe von hundert Bauern, von funfzig gemeinen Soldaten, von dreyßig Dorfschulmeistern, und von mehrern solchen Wasservögeln Eures Landes, Vollmacht erhalten, die ihnen gebührenden Weinportionen zu trinken."

„Aber auf meine Kellerey," sagte der Herzog, „konnten dich doch diese Leute nicht anweisen."

„Das thaten sie allerdings!" erwiederte Peter. „Sie sagten einstimmig: Ihr nähmet den Wein, der ihnen von Rechts wegen gehöre, Jahr aus Jahr ein in Beschlag." —

Lachend bewilligte der Herzog die Forderung. Aber nun erhob sich ein neuer Streit über des Tischraths künftige Tracht.

Hilarius verlangte: er ſolle, nach dem Beyſpiel ſeiner Vorfahren, eine bunte, abenteuerliche Narrenjacke anlegen, und eine Schellenkappe mit Eſelsohren auf den Kopf ſetzen. Doch Peter verbat dieſes Schandzeichen der Dummheit, weil er, wie er ſagte, mit dem grauen Müllerthiere nicht im entfernteſten Grade verwandt ſey. Er beſtand darauf, ihm ſein bisheriges Gewand (das er von den vormaligen Meiſterſängern und Spruchſprechern in Nürnberg entlehnt hatte) unangetaſtet zu laſſen; und der Herzog bequemte ſich auch zu dieſer Bedingung.

Peter trat ſein Aemtchen an, gewann durch luſtige Einfälle, die ſich über die niedrige Poſſenreißerey gemeiner Stocknarren erhoben, die Gunſt ſeines Herrn, und war ehrlich genug, die Pfeile ſeines Witzes immer nach einem guten Ziele zu ſchießen. Nie verwundeten ſie den Buſen eines Biedermannes; aber ſchwarze Herzen waren vor

ihnen keinen Augenblick ſicher. Seine Poſſen hatten ſelten bloß die kahle Abſicht, zu beluſtigen und Lachen zu erregen. Es lag gemeiniglich eine ſcharfe Rüge, oder eine nützliche Lehre im Hinterhalte. Mit lachendem Munde war er ein ſtrenger Sittenrichter der Höflinge und Räthe, die beyderſeits, von des Fürſten blinder Nachſicht verzogen, mancherley thaten, was nicht recht war.

Von Schönbarts Schwänken dieſer Art ließe ſich ein dickes Buch ſchreiben; wir wollen hier aber nur einige Blätter darauf verwenden.

3.

Peter war des Herzogs Schatten. Er begleitete ihn ſogar ins Conferenz-Zimmer, wo ſich die geheimen Räthe verſammelten. Man kann ſich vorſtellen, daß ihnen der ſchwarze Narr — ſo nannten ihn ſeine Haſſer — kein angenehmer Ohrenzeuge ihrer zum Theil argliſtigen und auf Eigennutz abzielenden Vorträge war. Doch was half's? Sie mußten ihn dulden.

Einſt brachten ſie, in ſeiner Gegenwart, eine neue Auflage in Vorſchlag Sie war, wie damals gewöhnlich, bloß auf den Bürger- und Bauerſtand berechnet; der Adel ſollte davon befreyt bleiben. Der Herzog, im Ganzen kein ſchlimmer Regent, verweigerte ſeine Genehmigung, weil er dem ſchon genug bedrückten Volke keine neue Laſt aufbürden wollte. Doch die Herren Räthe ließen fort und fort friſche Hülfstruppen ſtaatswirth-

ſchaft-

ſchaftlicher Bewegungsgründe anrücken; der Herzog ſtand im Begriff, ſich zu ergeben.

Schönbart war indeſſen an den Wänden herum geſchlichen, und hatte Fliegen gehaſcht, als ob er ſich um das, was an der grünen Tafel vorging, nicht bekümmere. Aber ſeine nicht müßigen Ohren erlauſchten jedes Wort, ungeachtet die Räthe, die immer unter den grauen Augenwimpern hervor nach ihm hin ſchielten, mit möglichſt gedämpften Tönen ſprachen. Sie waren dießmal ſehr zufrieden mit dem ſchwarzen Narren, weil er ſich nicht, wie er wohl ſonſt that, in die Sache miſchte; und ſchon glaubten ſie gewonnenes Spiel zu haben, als der Herzog die Feder ergriff, um den ihm vorgelegten Steuerplan durch ſeine Unterſchrift zu beſtätigen. Aber jezt ſtimmte plözlich Herr Peter, ſeine Fliegenjagd fortſetzend, im tiefen Baßtone eines Kirchenſängers, folgendes alte Volkslied an:

„Wo der Geier auf dem Dache ſitzt,
Da gedeihen die Küchlein ſelten.
Es dünkt mich fürwahr ein Narrenſpiel,
Wenn der Herr ſeinen Räthen gehorcht zu viel,
Und der Unterthan muß es entgelten.“

Der Herzog legte horchend die Feder aus der Hand, und fragte am Ende: „Bin Ich damit gemeint? —

„Nehmt's, wie Ihr wollt!“ antwortete Schönbart.

„Ich befehle dir, Peter, dich deutlicher zu erklären!“

„Ach, ſprecht doch dort mit Euren Hochweisheiten! Ich habe ſchon wieder vergeſſen, was ich ſang, und denke jetzt an einen gewiſſen Bauer und ſein Pferd. Es war eine tragiſche Geſchichte.“

„Erzähle ſie!“

„Ich ging einſt im Winter über Land. Da begegnete mir ein Bauer, der einen dürren, mit vier großen, ſchweren Säcken

beladenen Gaul am Zaume hinter ſich her ſchleppte. Ich beklagte das arme Thier; aber der rohe Kerl antwortete: dieſe Kreatur ſey geſchaffen, ihn zu ernähren, und das gehe auch trefflich von Statten; er führe Tag für Tag anſehnliche Frachtladungen von einem Orte zum andern, und ſtehe ſich wohl dabey. — Aber, mein Freund, fiel ich ein, Ihr ſolltet doch das gute Thier, das Euch nährt, dankbar und menſchlich behandeln; Ihr ſolltet es beſſer füttern, und mehr ſchonen: denn, vom Hunger entkräftet, muß es über kurz oder lang unter ſolchen Kamehlbürden erliegen. — O, das hat keine Noth! ſagte der Klotz. Die Mähre gewöhnt ſich täglich mehr an die ſchwere Arbeit, und ſie muß froh ſeyn, wenn ich ihr Heu und Häkkerling reiche. — Indem er ſo ſprach, ſchlug er das unglückliche Pferd mit einem Zaunpfahle, um es zu einem ſchnellen Gange zu treiben. Angſtvoll und mühſelig trabt' es

einige Schritte; aber es ſtrauchelte bald, ſtürzte einen mit Eis bedeckten Hügel hinab, die ungeheuern Säcke ſchoſſen ihm auf's Genick, und es verſchied vor meinen Augen. — Nun wollte ſich der Bauer die Haare ausraufen; aber ich beklagt' ihn nicht: er hatte ſich ſelbſt durch Geiz und Grauſamkeit um das nützliche Hausthier gebracht." —

„Ich verſtehe dich, ehrliche Haut!" ſagte der Herzog, und ſchnell zerriß er den Steuerplan, warf die Stücke unter ſeinen Seſſel, und gebot zornig den Räthen: ſie ſollten, ſo lang' Er regiere, keine neue Volksſteuer auf's Tapet bringen.

4.

Der Oberjägermeiſter des Herzogthums Granaten, ein rauher Weidmann, liebte die Hirſche und wilden Schweine mehr als die Menſchen. Jene hegt' und pflegt' er nach Möglichkeit, und dieſen fuhr er, wie ſelbſt ein grimmiger Eber, auf den Hals, wenn ſie über unerträgliche Wildſchäden klagten. Die werthen Sauen wurden von ihrem Patron ſogar gegen den Landesherrn geſchützt, und waren ihm unverletzlich. Vergebens ging er bisweilen auf die Jagd, um einige Saatenverwüſter zu erlegen. Denn der Ober-Nimrod ließ ſie durch ſeine Untergebenen freundſchaftlich warnen, und aus den Gegenden, wo für ſie Gefahr zu beſorgen war, hinweg weiſen.

Dieſer Vorſicht ungeachtet, gerieth einſt ein hauendes Schwein, das den Wink ſeines Gönners und Freundes entweder nicht ver-

ſtanden oder nicht befolgt hatte, unter die herzoglichen Hunde, und ward von höchſter Hand mit dem Fangeiſen getödtet. Einige Tage ſpäter prangte ſein ſchwarz geſengter Kopf, mit Gold und Blumen geſchmückt, auf der fürſtlichen Tafel. Der Oberjägermeiſter, der eben bey Hofe ſpeiſ'te, betrachtete dieſes Schaugericht ſchweigend und finſter, und trocknete zuweilen ſeine von Natur etwas thränenden Augen.

„Beſter Herr Oberjägermeiſter," begann Schönbart, „laßt Euch dieſes edlen Ebers Tod nicht zu ſehr zu Herzen gehn! Bedenkt, daß er eine zahlreiche und blühende Nachkommenſchaft hinterließ, die eben ſo rüſtig, wie weiland er ſelbſt, die Aecker der Bauern bearbeitet, damit dieſes ungeſchlachte Volk durch geſegnete Ernten nicht ſtolz und übermüthig werde! — Doch will ich gar nicht tadeln, wenn Ihr, wegen des Euch betrübenden Todesfalles, Waldtrauer anlegt; und

ich bin erbötig, Euch dazu auf acht bis vierzehn Tage meinen ſchwarzen Mantel zu leihen.“ —

Der Oberjägermeiſter gab, nach ſeiner gewöhnlichen Art, einen Kernfluch zur Antwort; der Herzog und ſeine Gäſte lachten; übrigens aber blieb der Scherz ohne Wirkung. Die Keiler und Bachen, und ihre lieben Kinder, die Friſchlinge, ſpielten fort und fort auf den Getreidefeldern den Meiſter.

Doch Schönbart hatte ſich's in den Kopf geſetzt, die ſeufzenden Landleute von dieſen ungeladenen Gäſten zu befreyen.

Eines Tages, als der Oberjägermeiſter wieder vom Herzog zur Tafel gezogen war, ging Peter ſtumm und kopfhängend im Speiſeſaale auf und ab. Hilarius fragte, was er für Grillen habe.

„Sorgen der Nahrung, gnädigſter Herr!“

„Seltſamer Menſch, dagegen ſchützt dich doch dein guter Gehalt!“

„Ich reiche damit nicht aus: ich muß mir durch einen Nebengewinn unter die Arme greifen, und damit beſchäftigen ſich eben meine Gedanken. — Was meint Ihr, gnädigſter Herr, würde ſich wohl durch einen Handel mit Bildern ein Erkleckliches verdienen laſſen?"

„Warum nicht? Wenn die Gemälde gut ſind."

„O, das verſteht ſich! Ich entwerfe ſie ſelbſt, wähle lauter ſpaßhafte Gegenſtände, laſſe ſie in Kupfer ſtechen, mit lebendigen Farben ausmalen, und verkaufe ſie an die Bilderkrämer, die an den Straßenecken feil haben. — Ich will Euch doch hier zur Probe das Blatt zeigen, womit ich mein Geſchäft anzufangen gedenke."

Er zog eine Leinwandrolle unter dem Mantel hervor, und wickelte ſie auf. Der Herzog blickte kaum hin, ſo brach er in ein Gelächter aus; und das Bild war drollig

genug. Es ſtellte, zum Sprechen getroffen, den Oberjägermeiſter in ganzer Figur vor, wie er eine große ſchwarze Sau freundſchaftlich — umarmte. Sie ſtand auf den Hinterfüßen, und hatte die vordern auf ſeine Schultern gelegt. In dieſer Stellung küßte ſich das zärtliche Paar, und unten las man die Worte:

„Zum Schaden und zum Trotz den Bauern,
Soll unſre Freundſchaft ewig dauern."

Das Bild ging bey der Tafel von Hand zu Hand, und jedermann lachte darüber. Nur der Held des Luſtſpiels griesgramte, und ward vor Aerger im Geſichte ſo ſchwarz, wie ſeine umarmte Freundin.

Nach aufgehobener Tafel zog er den Hofnarren traulich bey Seite. „Was geb' ich Euch," ſprach er, „daß Ihr dieſes Spottbild vernichtet?" —

„Das geſchieht nicht um all' Euer Gold!" antwortete Peter. „Laßt Ihr aber

innerhalb vier Wochen zweyhundert Stück wilde Schweine im Lande niederſchicken, ſo ſchenk' ich Euch das Bild. Widrigen Falls hängt es nächſtens, in Kupfer geſtochen, und mit Naturfarben illuminirt, an allen Straßenecken, und iſt für wenige Groſchen zu kaufen." —

Der Oberjägermeiſter ſträubte ſich gewaltig gegen dieſen Bluthandel; doch, unter des Herzogs Vermittelung, kam er zu Stande, und wurde von beyden Theilen pünktlich erfüllt. Die Landleute frohlockten darüber.

5.

Ein anderer Feind des gemeinen Beſten, den Schönbart auf's Korn nahm, war der Kammer- und Bergrath von Muß, der Oberaufſicher der Landſtraßen.

Dieſe befanden ſich in der jämmerlichſten Verfaſſung. Der Herzog wies zum Bau derſelben jährlich ſtarke Summen an; doch damit beſſerte Herr von Muß nicht die Straßen, ſondern ſeine Vermögensumſtände. Jene mochten ſich verſchlimmern, ſo viel ſie nur ſelbſt wollten: er ſtörte ſie nicht. In allen Reiſebeſchreibungen ſtanden die Mordwege des Herzogthums Granaten am Pranger. Wer in ſeinem Leben nicht geflucht hatte, der lernt' es auf dieſer Folterbank.

Hilarius las keine Reiſebeſchreibungen, und reiſ'te ſelbſt nicht; der Heerſtraßen Gräuel blieb ihm alſo verborgen. Die kurzen Wege, die er nach ſeinen Luſtſchlöſſern

befuhr, waren glatt und eben wie ein Tiſch. Dafür ſorgte der ſchlaue Herr von Muß.

Schönbart hatte ihn ſchon oft, wegen ſeiner treuloſen Amtsführung, beſtichelt; allein es fruchtete nichts. Wer nicht hören will, muß fühlen! dachte der Tiſchrath, und traf, mit Bewilligung des Herzogs, geheime Verkehrungen, dieſes Sprichwort mit dem Herrn von Muß zu ſpielen. Doch war dieſem nur eine leidende Rolle dabey zugetheilt.

Wohlgedachter Herr und ſein Buſenfreund, der Pater Euſebius, (ein ſelbſtſüchtiger Bauchpfaff, aber, als herzoglicher Beichtvater, bey Hofe viel geltend) begleiteten meiſtens den Fürſten, wenn er auf ein Luſtſchloß fuhr, um ſich dort einen halben oder ganzen Tag mit der Jagd zu vergnügen. Von dergleichen Landreiſen ſahen jene Herren immer ſelbander in einer für ſie beſonders gebauten, ſehr geräumigen und bequemen Karoſſe: denn ſo beſchaffen mußte

ſie ſeyn, weil beyde ungemein wohlbeleibt waren, und neben einander viel Platz brauchten.

Einſt hatte ſie, im Gefolge des Herzogs, ihr ſanfter Leibwagen auf's Land hinaus geſchaukelt. Die Rückreiſe verzog ſich bis zum Anbruch der Nacht. Sie ſchwankten, ein wenig berauſcht, zu ihrem Fuhrwerke hin, und freuten ſich auf ein Schläfchen, das ſie unter Weges zu machen geſonnen waren. Als ſie aber von dem Wagen Beſitz genommen hatten, ſchien er ihnen ungewöhnlich enge. Wie Heringe zuſammen gepreßt, äußerten ſie mit ſtammelnden Zungen ihre Verwunderung darüber, und wollten die Urſache dieſes Drangſals unterſuchen; doch der Hofbediente, der ſie hinein gehoben hatte, verläugnete ſeine Ohren, warf den Schlag zu, und ſechs ſchnaubende Roſſe führten die beſtürzten Freunde im Fluge fort.

Plötzlich fühlten ſie ſich von ihren Sitzen empor geſchleudert. Sie ſtießen mit den Köpfen an die Decke, fielen zurück, flogen wieder auf, und waren ſo, wie ein Pochwerk, in einer raſtloſen, wilden Bewegung. Der Wagen rollte nicht; er hüpfte und ſprang, gleich einer Geiſter, auf dem Steindamme hin. Sie riefen um Hülfe; kein Menſch hörte ſie, oder wollte ſie hören. Die Verreiter jagten, wie Sturmwinde, durch die öde Nacht. Die unglücklichen Freunde! Sie hielten ſich für bezaubert, und baten einander tauſend Mal um Verzeihung wegen der grauſamen Stöße, die ſie ſich mittheilten. Um dieſem Uebel abzuhelfen, warf ſich einer auf den Rückſitz; doch die Sache ward dadurch ſchlimmer. Ihr feindliches Geſchick bekam nun um ſo mehr Raum und freye Hand, mit ihnen ſchrecklich zu ſpielen. Es ſchüttelte ſie, wie Würfel in einem Becher,

drunter und drüber, bis die unbegreifliche Höllenmaſchine im Schloßhofe ſtill hielt.

Mehr todt als lebendig ward der jämmerlich zerſtauchte Pater Euſebius zuerſt heraus gehoben. Ihm folgte Herr von Muff in einem nicht viel beſſern Zuſtande. Deſſen ungeachtet war der härtere Weltmann noch beſonnen genug, daß er den Marterwagen zur Unterſuchung ziehen wollte: allein man hatte mit gutem Bedacht die Fackeln und andre Leuchten entfernt, und in dem Augenblick, da ſein Fuß den Wagentritt verließ, raſſelte das teufliſche Fuhrwerk von dannen. Er entdeckte alſo nicht, was auf Anſtiften des luſtigen Rathes geſchehen war. Man hatte nämlich der dicken Freunde herrlichen, auf Springfedern ſchwebenden Wagen mit einem andern vertauſcht, deſſen Kaſten feſt auf der Achſe ſaß; und um dieſe drehten ſich, ſtatt der Räder, ſtumpfeckige Sterne. Daraus entſtand für die beyden Märtyrer

eine Erſchütterung, die einem anhaltenden Erdbeben glich. War es ſo ein Wunder, daß ſie aus der Haut fahren wollten?

Am folgenden Morgen klagten ſie dem Herzog, wie es ihnen ergangen war, und baten dringend, den ihnen geſpielten Streich ſcharf unterſuchen zu laſſen, und die Thäter hart zu beſtrafen.

„Wer ſind ſie?" fragte, mit Scheinzorn, Hilarius.

„Gott kennt die Buben!" ſeufzte der Pater, und trug menſchenfreundlich darauf an, die beyden Stallknechte, die ihn und den Herrn von Muß gefahren hatten, allenfalls durch die Folter zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen: denn die Mißhandlung eines Geiſtlichen, ſprach er, ſey ein himmelſchreyendes Verbrechen, das, unbeſtraft, gleich einer Blutſchuld auf dem Lande hafte.

„Ich hielt bereits im Hofmarſtalle vorläufige Nachfrage," fiel der Kammerrath ein: „Aber

„Aber man ſtellt ſich unwiſſend, man behauptet: der hochwürdige Herr und ich wären in unſerm gewöhnlichen Wagen gefahren. Dieſen nahm ich in Augenſchein, und er ſtand, wie ſonſt, ganz unverdächtig da."

„Iſt's möglich?" ſagte Schönbart. „Er ſteht noch? — Steht noch unzertrümmert? — Und auch die Pferde, die ihn geſtern zogen, haben nicht Hals und Beine gebrochen?" —

Herr von Muff verſicherte, ſie befänden ſich, wie der Wagen, im beſten Wohlſeyn.

„Welche Kette von Wundern!" — rief Schönbart. „Ich wollte ſie verſchweigen, die grauſen Erſcheinungen, die ich ſah; aber ich muß reden, damit nicht, auf den Antrag Sr. Hochwürden, Unſchuldige gefoltert werden. — Geſtern Abend im Zwielicht, ehe noch Befehl zum Anſpannen der Wagen gegeben war, wandelte ich einſam zwiſchen

den ſchauerlichen Felſenwänden, die ſich hinter dem herzoglichen Luſtſchloß erheben. Plötzlich hörte ich über mir ein Rauſchen gewaltiger Flügel, und ſiehe, der Schutzgeiſt des Landes, den ich recht wohl zu kennen die Ehre habe, ſchwebte aus den Wolken herab. Er ſtampfte drey Mal mit dem Fuß auf die Erde, und rief: Nemeſis, ſtrafende Nemeſis, ſteig empor, mit vierzig gigantiſchen Dienern, um dein Amt an einem Schuldigen zu verwalten! — Schnell öffnete ſich der Felſengrund, und mit Flammenblicken entſtieg ihm eine furchtbare weibliche Geſtalt, die mir die Haare zu Berge trieb. Sie hatte, ſtatt des Fächers, eine mächtige Geißel von Drathſtricken in der nervigen Fauſt, und an ihrem Gürtel blickte Dolch an Dolch. Ihr folgten vierzig Sclaven, vom Schlage jener Rieſen, die in der Urwelt die größten Berge wie Pappenſchachteln zuſammentrugen, und über einander ſtellten,

um mit Hülfe dieſer Sturmleiter den Olymp zu erobern. — Willkommen, Nemeſis! ſprach unſer Schutzgeiſt. Ich klage den Oberaufſeher der Land- und Heerſtraßen im Herzogthum Granaten, wegen Pflichtvergeſſenheit, an, und fordere dich auf, ihn zu beſtrafen. Befiehl deinen Dienern, die nächſte ungebaute Straße vom Rücken der Erde loszubrechen, und mit derſelben den Weg zur Hauptſtadt zu bedecken, damit Muff, auf dieſem Chaos dahin fahrend, am eignen Körper empfinde, welche Martern er, der verſtockte Unterlaſſungsſünder, allen Reiſenden in dieſem Lande bereitet. — Beyfall nickend winkte Nemeſis den aufhorchenden Sclaven. Sie eilten fort, und brachten bald eine gräßliche, mit Steinklippen und Untiefen beſäte Straße, die ſie, um beſſer damit fortzukommen, in zwanzig ungeheure Tafeln zertheilt hatten. Jede derſelben, tauſend Schritte lang, und vier Ellen im Durch-

ſchnitt, trugen zwey Sclaven, wie ein leichtes Bret; und dieſe zwanzig Tafeln reichten gerade hin, den Weg vom Luſtſchloſſe bis zur Hauptſtadt zu belegen. Doch geſchah dieß nur auf der halben Breite deſſelben. Die andere Seite blieb, wegen unſerer Schuldloſigkeit, verſchont. Drum fuhren wir ſanft und bequem, wie immer; aber Euer Geſpann, Herr von Muß, ward von der Nemeſis gelenkt und gezwungen, mit Euch, auf Leben und Tod, über die Berg' und Thäler der aufgeſchichteten Landſtraße zu rennen. — Das alles ſah und hörte freylich niemand, als ich, der ich ein Sonntagskind bin." —

Der Erfolg dieſes Scherzes, bey dem wir uns nicht länger aufhalten wollen, war ernſthaft. Herr von Muß mußte, nach einer wider ihn angeordneten fiskaliſchen Unterſuchung, die in ſeinen Nutzen verwandten Gelder herausgeben; der Straßenbau ward einem treuern Staatsbeamten übertragen,

und die Reiſenden dankten dem Himmel und dem Herzog dafür.

6.

„Mein Gott! wie ausgehungert ſind dieſe Menſchen!“ rief Hilarius, als er, nach dem ſiebenjährigen Kriege, ſein kleines Reichskontingent, das Friedrich dem Großen wenig Schaden zugefügt hatte, aus dem Felde zurück kehren ſah. „Es iſt mir unbegreiflich!“ — fuhr er fort. „Ich habe nichts geſpart, meine Leute gut verpflegen zu laſſen, und dennoch gleichen ſie Gerippen!“ —

„Gnädiger Herr,“ ſprach Peter, „ich wette darauf, daß wir wenigſtens Einen Dickbauch darunter finden.“ —

Und er hatte Recht. In einem ſchwer bepackten Reiſewagen, der den Zug ſchloß,

ſaß ein runder, blühender Mann, ein leibhaftes Bild des Ueberfluſſes und Wohllebens. Es war der Herr Proviantkommiſſar.

„Seht," ſagte Peter, „das iſt der Schwamm, der alle Nahrung, die dem ganzen Häuflein beſtimmt war, in ſich ſog!" —

„Meinſt du?" — ſprach Hilarius. „Ich werde den Burſchen vor Gericht ſtellen." —

Es geſchah, und der Rundbauch ward überwieſen, daß er die ihm anvertrauten Verpflegungsſummen unterſchlagen, ſie an üppig beſetzten Tafeln, und in Spiel- und Buhlhäuſern vergeudet, und die armen Soldaten dem Hunger Preis gegeben hatte.

„Rathe mir, Peter," ſagte der Herzog, „wie ſtraf' ich dieſen Verbrecher?"

„Uebergebt ihn der rächenden Nemeſis?" —

Der Herzog verſtand Peters Antwort, und verurtheilte den untreuen Haushalter: drey Monate lang, bey Commißbrot und

Waſſer, gefangen zu ſitzen, und dann, als gemeiner Musketier, der Trommel zu folgen.

Dieſes gerechte Urtheil — das ſich vielleicht noch bisweilen anwenden ließe — ward vollſtreckt, und in kurzer Zeit war der dickbäuchige Schwelger eben ſo ſchlank, als ſeine jetzigen Cameraden, die keine Gelegenheit verſäumten, ſich durch Hohn und Spott an ihm zu rächen.

7.

Herr Wiedehopf, ein altes, aus Geiz und Eitelkeit zuſammengeſetztes Männchen, war einer der ſeltſamſten Menſchen in der Hauptſtadt. Er aß täglich, bey verſchloſſenen Thüren, ſo ſchlecht als ein Bettler; doch nachher fuhr er in einem prächtigen Wagen ſpazieren, und legte ſorgfältig eine Hand, an welcher ein halbes Dutzend koſtbare Ringe funkelten, auf den offnen Schlag zur Schau. Kein Armer bekam von ihm einen Biſſen Brot; aber er gab verſchwenderiſche Gaſtmähler, um ſagen zu können: „Die und die Grafen und Barone ſpeiſ'ten bey mir.“ — An feyerlichen Hoftagen warf er ſich in ein Staatskleid, ging mit Pfauenſchritten ins Schloß, ſchlich einige Stunden auf dunkeln Treppen und Gängen umher, beſuchte höchſtens einen Kammerdiener, und machte, wenn er zurück kam, einfältigen Leuten weis: er

habe der Aſſemblee beygewohnt, und lange mit dem Herzog geſprochen.

Lüſtern nach der Wirklichkeit dieſes erdichteten Glücks, bewarb er ſich um ein Hofamt; da er aber nicht von Adel war, wies man ihn zur Ruhe. Er wandte ſich nun an den Tiſchrath, und bat um deſſen Fürſprache. Schönbart machte mit dem übel berüchtigten Filz wenig Umſtände. „Wunderlicher Menſch!" fuhr er ihn an: „wie könnt Ihr Euch ſo hohe Dinge in den Kopf ſetzen? Ihr ſeyd ja ein armer, lumpichter Teufel!"

Wiedehopf erſchrak und betheuerte, er ſey ein ſehr begüterter Mann.

„Wie?" rief Schönbart: „Ihr ſeyd reich, und nicht wohlthätig gegen die Armuth? — Ich weiß, daß kein Hülfsbedürftiger von Euch einen Pfennig erhält." —

„Liebſter Herr Schönbart," flehte Wiedehopf, „helft mir zu einem Hofämtchen,

ſo will ich das Verſäumte nachholen. Ich erbiete mich, ein Kapital von mehrern tauſend Thalern zur Armenkaſſe zu zahlen."

„Nun, das iſt ein vernünftiges Wort! Dieſer Vorſchlag verdient Ueberlegung."

„Aber" — ſetzte Wiedehopf geſchwind hinzu — „aber das Hofamt muß auch ſeyn, wie ich's wünſche. Es muß mir, mit einem gut ins Ohr fallenden Titel, Freyheit und Gelegenheit verſchaffen, mich der höchſten Perſon zu nähern."

„Das wird ſchwer halten! Ihr ſeyd kein Edelmann. Doch — da fällt mir gleich etwas ein. Man müßte für Euch eine neue Bedienung erfinden."

„Deſto beſſer! Das macht um ſo mehr Aufſehen."

„Wollt Ihr Oberhof-Lichtputzer werden?"

„Oh! — Herr Schönbart ſcherzen mit Dero gehorſamſtem Diener!"

„Ganz und gar nicht. Dünkt's Euch denn keine Ehre, an Gallatagen hinter dem Herzog zu ſtehen, und die Wachskerzen des Tiſches, woran er ſpielt, mit einer goldenen Lichtſcheere zu ſchneuzen?"

„Ey ja!"

„Und man könnt' Euch allenfalls das Vorrecht ertheilen, das Zeichen Eurer Würde, die goldene Lichtputze, wie die Kammerherren den Schlüſſel, am Rocke zu tragen."

„O, eine göttliche Idee! Nur der Titel — der Titel will mir nicht klingen."

„Nun, ſo verſchönert man ihn. Wie gefällt Euch Oberhof-Kerzenrath?" —

Wiedehopf fiel vor Entzücken und Dankbarkeit auf die Knie. Zufrieden, wie ein Gott, erbat er ſich nur noch das Vorwörtchen „Geheim," weil es, wie er ſagte, gleichſam auf Adlersflügeln über den Pöbel erhebe.

„Gut!" ſagte Schönbart. „Ihr ſollt

Geheimer Oberhof-Kerzenrath werden, wenn Ihr sogleich zehntausend Thaler zur Armenkasse zahlt, und Euch überdieß noch zu einem jährlichen Almosen-Beytrage von fünfhundert Thalern verpflichtet."

Wiedehopf stutzte und wollte von diesen Summen etwas abdingen; da aber Schönbart durchaus nichts nachließ, und lieber die ganze Sache rückgängig machen wollte, so fügte sich der eitle Thor in die harten Bedingungen.

Der Herzog genehmigte, zum Besten der Armen, den geschlossenen Handel, und am nächsten Gallatage verwaltete Wiedehopf sein Amt. Der Hofmarschall wies ihm, um ihn dem öffentlichen Spott auszustellen, mitten im Prunksaale, vier Schritte hinter des Herzogs Sessel, seinen Posten an. Hier stand er, von muthwilligen Kammerjunkern und Edelknaben geneckt, einige Stunden, wie ein Fels im Meere, richtete seine Augen

ſtarr auf die pflegbefohlenen Kerzen, und erlauerte den ſeligen Augenblick, da er ſich, um ſie zu bedienen, dem Fürſtentiſche nähern konnte. Es war anmuthig zu ſehen, mit welcher Zierlichkeit und Vorſicht er die goldne Lichtſchere handhabte. Nur ein einziges Mal widerfuhr ihm das Unglück, eine Kerze, die er putzen wollte, auszulöſchen. Doch der Unfall verwandelte ſich plötzlich in ein überſchwengliches Glück. Der Herzog ſchlug ihn lächelnd mit der Karte auf die Hand. Welche Gnade! Er war außer ſich; Freudenthränen ſtürzten ihm aus den Augen, und hundert Mal küßte er die geſchlagene Stelle.

Die Hofzeitung verkündigte ſeine Standeserhöhung, mit der Anzeige, was er dafür zur Armenkaſſe bezahlt, und noch ferner zu bezahlen verſprochen hatte. Auch ließ der Herzog zugleich bekannt machen: er ſey nicht abgeneigt, mehrere dergleichen Hof-

ämter für denſelben Preis, zum Vortheil des Armenweſens, zu errichten. Doch fand Wiedehopfs Beyſpiel keine Nachfolger.

Könnte man nicht heutiges Tages ſeinen Titel für reiche Leute etwas anlockender machen, wenn man ihn in Aufklärungs-Rath umbildete? — Denn jetzt iſt man doch wohl an den Höfen dem Worte „Aufklärung" nicht mehr ſo feind, wie hier und da in früheren Jahren.

8.

An einem Weihnachtstage machte Schönbart verſchiedenen hohen Perſonen ſatyriſche Chriſtgeſchenke, die er in einem Zimmer des Schloſſes aufgeſtellt hatte. Dahin führte er den Herzog, und ſämmtliche Herrſchaften, denen Beſcherungen zubereitet waren.

Einem alten General, der ſich durch militäriſche Pedanterey lächerlich machte, ſchenkte er eine groſſe Puppe, die einen Grenadier vorſtellte. „Hier Papachen!" ſprach er: „Setz dich an deinen warmen Ofen, und ſpiele mit dieſem Burſchen! Kleid' ihn aus und an, und laß ihn, mit Hülfe dieſes Drahtzugs, marſchiren. Uniform, Hut, Locken und Zopf ſind vollkommen muſtermäßig geſchnitten; die Kamaſchen ſitzen, wie ſich's gebührt, und haben keinen Knopf zu wenig oder zu viel. — Ach! hielten ſich ganze Armeen ſo ſchön in Ordnung: was

könnte man für Thaten damit thun! — Nicht wahr, Papachen?" —

Der gute Wackelkopf nickte freundlich, und schämte sich nicht, auf der Stelle die Kamaschenknöpfe zu zählen.

„Gnädige Frau," — sagte Schönbart hierauf zu einer bejahrten Hofdame, die eine scharfe Zunge besaß, und bey der Herzogin eine gefährliche Ohrenbläserin war — „Ihnen verehr' ich eine Fliegenklatsche." — Er überreichte zugleich eine von zierlicher Arbeit, und erregte besonders dadurch ein lautes Gelächter, daß er, als er den Nahmen des Geschenks aussprach, die beyden ersten Sylben kaum hören ließ, die letztern aber laut und stark betonte. Mit feuerblitzendem Gesicht ergriff die Dame das Instrument, gab ihm damit einen derben Schlag, und warf es bey Seite.

Einige Hofherren, die sich als schamlose Schmeichler auszeichneten, begabte er mit

Fuchs-

Fuchsſchwänzen; und ſie blieben ſich auch jetzt ſo gleich, daß ſie ihm mit der lieblichſten Freundlichkeit viel Artiges darüber ſagten.

Einem Oberſten, der einſt, unter dem Beyſtande ſeines ganzen Regiments, drey Kriegsgefangene gemacht hatte, und von dieſer That unaufhörlich großſprach, überreichte der Tiſchrath eine Guckguckspfeife, die des genannten Vogels Stimme täuſchend nachahmte. Der Held verſtand den Sinn der Gabe nicht. Er nahm die Pfeife höflich in Empfang, und ſagte: er wolle ſich von ſeinem Söhnlein ein Stückchen darauf vorblaſen laſſen. „Da thut Ihr ſehr wohl!“ verſetzte Schönbart. „Denn es heißt im Sprichwort: Wie die Alten ſungen, zwitſchern auch die Jungen.“ —

Dem habſüchtigen Finanzminiſter ſpendete er einen ungeheuern Sack, der von der Decke des Zimmers bis zum Boden herab

hing. „Ich werde den Herrn Schönbart zuerſt hinein ſtecken," ſagte der Miniſter.

„O, gewiß nicht!" war die Antwort: „Ich bin ein zehrendes Kapital, und Ihr liebt nur die nährenden." —

Mehrere ſolche Geſchenke vertheilte der luſtige Tiſchrath. Doch die ihm beſtimmten Blätter ſind voll, und es iſt nun Zeit, von ihm Abſchied zu nehmen.

II.

Die Lehrſtunde.

Nach Philander von Sittewald. *)

In meiner Jugend, ſagt Philander, war ich ein luſtiger Springinsfeld, vergeudete

*) Sein wahrer Nahme war Hans Michael Moſcherosch. Er lebte im ſiebzehnten Jahrhundert, und ſchrieb Satyren, unter dem Titel: Wunderliche und wahrhaftige Geſichte, (Erſcheinungen) von welchen er in der Vorrede ſagt: „Ich will nicht meynen, daß ich je dadurch einem Menſchen geſchadet, vielen aber hoffe ich freylich genutzt zu haben. Darum diejenigen, denen meine Schriften nicht gefallen, ſelbige entweder aus Mangel an Verſtand nicht begreifen,

mein väterliches Erbgut, und ſah mich endlich gezwungen, den freyen Nacken unter das Joch eines Nahrungsgeſchäftes zu beugen. Das Hofleben lachte mich an; ich bekam Luſt, ein Staatsmann zu werden, und einem auswärtigen Fürſten meine Dienſte anzutragen. Ich machte mich ſchnell auf den Weg, und wanderte raſtlos, bis ich in einem Walde vor Müdigkeit niederſank und einſchlief.

Nach einiger Zeit fühlte ich einen ſanften Schlag auf die Schulter. Ich öffnete die Augen, und erblickte vor mir einen ſeltſam gekleideten Greis, mit einem langen ſilberweißen Barte. „Steh auf!“ redete er mich an: „Ich will dich an einen Ort bringen, wo du in einer Stunde die Staats-

---

oder ſich im Gewiſſen übel ſtatuirt befinden. Einem Biedermann iſt in allen meinen Schriften nichts zuwider geredet.“

kunſt erlernen kannſt." — Dieſer Antrag erfreute mich, und ich folgte dem Alten auf dem Fuße nach.

Er führte mich über ein ſteiles, mit Nebel bedecktes Gebirge in eine anſehnliche Stadt, die mit vielen Thürmen prangte. „Hier, mein Sohn," ſprach er, „iſt das Hoflager eines mächtigen deutſchen Fürſten, der gern mit ſeinen langen Händen raſch zugreift, wenn er in der großen Reichsſchüſſel einen Leckerbiſſen bemerkt. — Du wirſt ihn ſogleich von Perſon kennen lernen. Es iſt vor wenigen Tagen einer ſeiner Geheimen Räthe geſtorben; die Wahl eines neuen ſoll eben vor ſich gehen; wir wollen bey dieſer Feyerlichkeit zugegen ſeyn." Er benetzte hierauf ſeine Stirn und die meinige mit einem Tropfen Balſam, und verſicherte, wir wären nun beyde ſo unſichtbar als der Wind.

Uns ſelbſt ſahen wir. Doch, unbemerkt von allen Andern, ſchlüpften wir, gleich

Sommerlüftchen, durch eine dichte Volksmenge, die in den Straßen auf und nieder wogte. So kamen wir in die Hofburg und in den Saal, wo der Fürſt, von ſeinen Staatsräthen umgeben, im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit auf dem Throne ſaß. Vor ihm ſtanden drey Männer. Sie waren aus einem halben Hundert Candidaten, die ſich um das Amt beworben hatten, ausgehoben worden, und der Fürſt ſelbſt wollte ſie prüfen.

„Was iſt die erſte und vornehmſte Tugend eines Geheimen Rathes?“ fragte er den, der ihm mit geſenkten Augen und gefalteten Händen zunächſt ſtand, und wie ein Herrenhuther ausſah.

„Die Gottesfurcht,“ antwortete Dieſer, und legte mit einer tiefen Verbeugung die Hand auf's Herz.

„Was iſt die zweyte Tugend?“

„Die Gottesfurcht.“ —

„Und die dritte?"

„Die Gottesfurcht." — Dabey blieb er. Der Fürſt lachte, hieß ihn abtreten, und ſagte zu den Geheimen Räthen: „Verſorget dieſen frommen, einfältigen Tropf mit einem Schulmeiſterdienſte!"

Er wandte ſich nun zu dem Zweyten mit der Frage: „Welches ſind die Haupteigenſchaften eines guten Regenten?"

Der Candidat (dem ein gewiſſer, mit pedantiſchem Eigendünkel verſchmolzener Hochſinn aus den Augen blickte) beugte ſich minder tief als der Vorige, räuſperte ſich, machte ſonſt noch allerhand Anſtalten zu einer weitſchweifigen Rede, und begann hierauf: „Plato, Ariſtoteles und — Ich behaupten: ein Fürſt ſey nichts anders als der erſte Diener des gemeinen Weſens, und es liege daher ihm ob, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, des Landes Wohlfahrt auf alle Weiſe zu befördern, und ſeine Un-

terthanen ſo zu behandeln, wie er ſelbſt wünſchen würde, behandelt zu werden, wenn Er ein Unterthan wäre.

Was Du von Andern unaern haſt,
Damit thu niemand Ueberlaſt!

Dieſer Sittenſpruch iſt die untrügliche Goldwage menſchlicher Handlungen, die uns die Natur ans Herz hängte. — Wägt ein Fürſt ſeine Thaten darauf ab, ſo wird er von ſeinem dankbarem Volke wie ein Vater verehrt und geliebt. Herrſcht er aber ſtreng und nach Willkühr, drückt er die Staatsbürger, und verſchwendet den ihnen abgepreßten Schweiß durch eitlen Prunk: ſo trifft ein, was ein alter Poet ſagt:

Die Menſchen können 's nicht laſſen,
Wen ſie fürchten, den müſſen ſie haſſen." —

Mit einiger Beſtürzung ſah der Fürſt, während dieſer Rede, den verſammelten Staatsrath nach der Reihe ſcharf an, als

wollt' er ſagen: Wie klingt das? Dieſer Vogel pfeift anders als Ihr, meine lieben Getreuen! —

Herr Pakomus, der Ober-Heimliche, (wie unſere Altvordern den Vorſitzer einer Geheimenrathsſtube nannten) war ein alter ſchlauer Höfling, der ſich in dieſer bedenklichen Lage recht gut zu benehmen wußte. Er verlarvte ſeine Verlegenheit durch ein hohnlächelndes Antlitz, ſchüttelte mißbilligend die große Wolkenperücke gegen den Redner hin, und fiel ihm, indem ſchon der Fürſt, um ſeine Befremdung laut auszuſprechen, mit den Lippen zuckte, ſchnell ins Wort: „Genug der Anmaßung! — Sr. Durchlaucht hohe Weisheit und Edelherzigkeit bedürfen keiner Regierungslehren." —

Dieſe entſchloſſene Schmeicheley hatte die beabſichtete Wirkung: ſie brachte bey dem Fürſten alles wieder ins Gleiche. Er warf einen finſtern Blick auf den Frey-

antwortete, und befahl ihm, ſich zu entfernen.

Der dritte Amtsbewerber, ein kaum bebarteter Jüngling, behandelte, nach dem Beyſpiele der Ober-Heimlichen, ſeinen Vorgänger wie einen Pinſel, und mäkelte durch Achſelzucken und Kopfſchütteln jedes ſeiner Worte, um ſich mit dieſer ſtummen Kritik dem Fürſten zu empfehlen. Er bekam zu hören, in Anbetracht die Frage: „Worauf hat ein Monarch ſeine höchſte Sorge zu richten?“ —

„Auf drey Punkte;“ — ſprach er raſch, und bückte ſich ſo tief, als wollt' er auf dem Kopfe ſtehen oder ein Rad ſchlagen: — „Erſtens, auf Vermehrung der fürſtlichen Einkünfte; zweytens, auf Erweiterung der Landesgränzen; drittens, auf Erhaltung ſeiner Würde als Erdengott.“ —

„Sehr vernünftig geſprochen!“ rief der Fürſt, und ernannte ihn auf der Stelle zum Geheimen Rath.

Wir Unſichtbaren ſahen einander an, und der Greis raunte mir ins Ohr: „Der junge Gleißner, der ſo geſchmeidig nach dem Herzen des Fürſten ſprach, iſt der Eidam des Ober-Heimlichen. Dieſer unter Hofränken ergraute Schalk legte dem Fürſten die Frage und ſeinem Tochtermann die Antwort in den Mund; drum paßten Topf und Deckel ſo gut zuſammen. Er wird ſeinem Schwiegerſohne nachher bey verſchloſſenen Thüren eine Lehrſtunde geben, der wir beywohnen wollen; denn ſie war der eigentliche Zweck unſerer Reiſe."

Der Fürſt entließ die Verſammlung. Pakomus faßte ſeinen neuen Collegen am Arm. „Komm, mein trauter Sohn!" ſprach er: „Ich will dir aus väterlicher Zuneigung die verborgenſten Geheimniße der Staatskunſt und Staatswirthſchaft enthüllen." — Hiermit führte er ihn durch enge dunkle Gänge in den entlegenſten Flügel der Hof-

burg, wo ſich ein Saal befand, deſſen eherne Pforte mit ſieben Schlöſſern verwahrt war. Dieſes Heiligthum ſchloß er behutſam auf, und zwängte ſich mit ſeinem Begleiter durch eine ſchmale Oeffnung der Thür, damit kein Ungeweihter hinein blicken oder gar einſchleichen möchte. Wir aber waren längſt neben ihnen durchgewiſcht, und hörten und ſahen folgende wunderliche Dinge.

Pakemus öffnete einen Schrank, worin verſchiedene Mäntel von Sammt oder feinem Tuch in bunter Reihe hingen. Sie waren von außen köſtlich verbrämt, inwendig aber mit rauhen wollenen oder härenen Futtern verſehen, und zum Theil mit Wolfs- und Fuchsbälgen ausgeſchlagen.

„Iſt das die Gewandkammer des Fürſten?“ fragte der junge geheime Rath.

„Nu nichten!“ ſprach der Alte: „Es ſind Staatsmäntel, die gebraucht werden, wenn man dem Volke eine widrige oder

mißliche Sache vorzubringen hat. Einem ſolchen häkligen Dinge muß man ein zierliches Mäntelchen umgeben. Darum heißt dieſer mit goldenen Franſen beſetzte Scharlachmantel: Volksglück; der zweyte von grünem Sammet: Flor des Landes; der dritte, mit Silber verbrämt: Das gemeine Beſte; und ſo weiter.

Mit ernſtem Geſichte beſah der Lehrling einen nach dem andern. Aber am Ende konnte er ſich des Lachens nicht enthalten, als ſeine Augen eine ganz abgetragene und verblichene Hülle trafen. „Himmel!“ rief er aus, „wie kommt dieſes alte Fähnlein unter die prächtigen Staatsmäntel?“

„Laß dich das nicht wundern!“ verſetzte Pakomus. „Dieſer Mantel glänzte vormals eben ſo herrlich als ſeine Nachbarn; ihn haben nur die ungeheuern Strapazen, die er ausgeſtanden hat und noch immerfort erdulden muß, ſo kläglich entſtellt. Er heißt:

gute Absicht, und ist an Fürstenhöfen gleichsam das tägliche Brot. Sitzt, zum Beispiel, einmal statt der Klugheit die Thorheit am Ruder, und treibt unbesonnen das Staatsschiff an Klippen: dann wickelt man sich, indem es kracht und bricht, in diesen Mantel, und ruft: die Absicht war gut! — Damit bringt man Jeden, der auf den Trümmern des Schiffbruchs ein Klaglied anstimmt, zum Schweigen. — Mancher Staatsfehler ist freylich ein so gewaltiger Riese, daß Ein Mantel nicht hinreicht, ihn zu bedecken. In diesem Falle wirft man sie alle zugleich über ihn, und begräbt ihn darunter.“ —

Die Musterung der Mäntel war nun vorbey. Pakemus öffnete einen Schrank voll Larven.

„Ah, herrliche Masken!“ rief der neue Rath. „Sie werden wohl bey Mummereyen und feyerlichen Aufzügen gebraucht?“

„Ja wohl!“ antwortete lächelnd der Schwächer: „Ja wohl zieht man damit auf! — Es ſind Staatslarven, und ſie haben mit jenen Mänteln eine gleiche Beſtimmung. Darum gleichen ſie natürlichen Menſchengeſichtern, und Biederſinn ſpricht aus allen ihren Zügen.“ — Er bedeckte jetzt mit einer Larve ſein Geſicht. „Sieh!“ ſprach er: „Hab' ich nicht ſo recht die ehrliche Miene eines braven Patrioten, der freudig dem Vaterlande Gut und Blut opfert?“ —

„Auf meine Ehre!“ rief der junge Herr, und klatſchte jubelnd in die Hände.

Sie gingen dann in eine Nebenkammer, die mit einer Bad- und Barbierſtube die vollkommenſte Aehnlichkeit hatte. Scheermeſſer, Lanzetten und Schröpfköpfe lagen überall umher. „Dieſer Kram,“ ſagte Pakomus, „iſt das Handwerksgeräth der Finanzbeamten, Rentmeiſter und Schöſſer. Damit ſcheren ſie ihre Schäfchen, die Bürger und

Bauern, zapfen ihnen Mark und Blut ab, und schröpfen sie tüchtig. Haben aber diese Schwämme genug in sich gesogen, so drückt eine höhere Hand sie wieder aus, und wirft sie bey Seite." —

Jetzt führte der Meister seinen Jünger in den Saal zurück, und schlug den Deckel eines mit Brillen angefüllten Kästchens auf. „Von diesen Staatsbrillen," sprach er, „haben wir drey verschiedene Sorten. Die erste Gattung macht die Gegenstände wunderbar groß; die Mücke wird ein Elephant, der Silberpfennig ein harter Thaler. Mit diesen Vergrößerungsgläsern waffnet man die Augen der Unterthanen, wenn sie, zum Beyspiel, ein ihnen geschenktes Stämmchen Holz für einen ganzen Forst ansehen, und überhaupt ein Senfkorn von Wohlthat als ein unermeßliches Glück betrachten sollen. — Die zweyte Gattung verkleinert Berge zu Maulwurfshügeln, und ist daher bey neuen

Sten-

Steuern und Gaben ſehr nützlich zu brauchen. — Die dritte Art verwandelt Schwarz in Weiß, und verbreitet über alles einen blendenden Schimmer." —

„Köſtliche Brillen!" rief der Rath, und verſuchte einige derſelben mit lebhaftem Beyfall.

Des Ober-Heimlichen Falkenaugen machten jetzt, wie unſicher vor Lauſchern, eine Runde durch den Saal, und mit leiſer Stimme fuhr er fort: „Dieſe Brillen — beſonders die verkleinernden — empfehlen wir Räthe, im Vertrauen geſagt, bisweilen ſogar Sr. Durchlaucht zu höchſteigenem Gebrauche, ohne den guten Herrn mit einer langweiligen Erklärung der Beſchaffenheit ſolcher Gläſer zu beläſtigen. Wir thun das, zum Exempel, wenn uns daran liegt, daß dem Fürſten ein friſcher Griff in den Volksſeckel minder bedeutend erſcheine, als es der Fall ſeyn würde, wenn wir ihn dieſe Dinge

mit ihren natürlichen gesunden Augen betrachten lassen." —

„Und das Mittel schlägt an?" fragte der Rath mit einer bedenklichen Miene.

„Probatum est!" rief Pakemus mit Nachdruck, und sie schüttelten sich fröhlich die Hände.

„Aber wofür hältst du dies rosenfarbene Pülverchen?" fragte der alte Herr.

„Mich dünkt's Zahnpulver," war die Antwort.

„Falsch geraten, Herr Vetter! Wie kannst du glauben, daß sich der Staat um die Zähne seiner Unterthanen und Diener bekümmere? — Es wäre besser, sie hätten gar kein Gebiß: so würden sie weniger essen." —

„Nun, was ist's denn denn?" sagte der Beisitzer.

„Augenpulver! — Ein unschätzlicher Schatz, den man den Menschen gelegentlich

in die Augen ſtreut. — Eine gleiche Bewandniß hat es mit jener feſt zugepfropften und verſiegelten Flaſche. Sie enthält den berühmten blauen Dunſt." —

„Ich muß geſtehen," ſprach der Rath, „hier iſt für wohlthätige Blindheit trefflich geſorgt!"

Pakomus lächelte ſchlau, und wiegte bejahend den Kopf.

Indeſſen bemerkte ſein Söhnlein einen großen ſammtenen Beutel, und zog aus demſelben einen koloſſalen goldenen Stimmhammer, der ſchier eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war.

„Laß liegen!" ſchalt der Alte verdrießlich, und wollte das Inſtrument bey Seite bringen; aber Jener hielt es feſt, und forſchte dringend, wie es damit bewandt ſey.

Der Ober-Heimliche wollte Anfangs mit der Sprache nicht heraus; doch endlich begann er ſo zu beichten: „Vor einiger Zeit

wünſchte eine auswärtige Macht, von unſerm gnädigſten Herrn eine gewiſſe Gefälligkeit zu erhalten; allein er war wenig geneigt dazu, weil er Nachtheile für ſich und den Staat beſorgte. Bey dieſer Gelegenheit empfing ich von dort her dieſen koſtbaren Stimmhammer, nebſt einem huldvollen Schreiben, worin ich ſcherzhaft erſucht ward, mit beyfolgendem Werkzeuge das Gemüth meines Fürſten zum Einklang mit jenem Hofe zu ſtimmen. — Wer kann ſolchen Artigkeiten widerſtehen? — Und wer öffnet nicht gern die Herzenspforte, wenn mit einem ſolchen Hammer angeklopft wird?" —

„Ey, das verſteht ſich!" ſprach der hoffnungsvolle Sohn.

Hierauf zeigte Pakemus ein Käſtchen voll Erbſen vor, und äußerte dabey: dieſe ſonſt unſchuldigen Körner würden bisweilen, in der Hand eines heimtückiſchen Hofſchranzen, gefährlicher als Flintenkugeln. — „Aber

ich trage faſt Bedenken, dir dieſes Scheimſtück zu entdecken;" fuhr er fort. „Ich muß befürchten, daß du es einſt, wenn ich dir zu lange vor den Augen herum gehe, wider mich ſelbſt anwendeſt." —

Der Eidam ſchlug an ſeine Bruſt, und betheuerte höchlich, er ſey ein Biedermann.

„Verſteh doch Scherz!" verſetzte der Alte. „Nur ein Erzböſewicht macht von dieſen Erbſen Gebrauch. Er ſtreuet ſie in der geheimen Rathsſtube, in der Kanzelley, und überhaupt auf den ſpiegelglatten Fußböden der Hofgemächer umher, damit diejenigen, ſo dem bübiſchen Schemanne verhaßt ſind oder im Wege ſtehen, ausgleiten und ſtürzen. Und das begegnet am erſten denen, die ihre Bahn ſtracklich wandeln, und aller Vorſicht überhoben zu ſeyn glauben, wenn ſie mit dem Fuße des guten Gewiſſens feſt auftreten." —

Mich überlief ein Schauer. Ich ſeufzte mit dem ehrlichen Froſchmäuſler:

„Geſunden, ſo lieblich ſie ſchmecken,
Sind ſtark gewürzet mit Schrecken!“ —

Und plötzlich verſchwand vor meinen Augen der ganze Rüſtſaal der Staatskunſt, ſammt dem Ober-Heimlichen und ſeinem Eidam.

„Nun, wie gefiel dir dieſe Lehrſtunde?“ fragte mich mein alter Gefährte.

Ich zuckte die Achſeln, und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Meinſt du etwa,“ fuhr er fort, „ich hätte dich hierher geführt, damit du lerneſt, Mantelrollen ſpielen, Trugbrillen ſchleifen, und goldne Stummkammer verdienen? — Nein, da ſey Gott vor! Ich lehrte dich im Gegentheil Liſte kennen, um ſie zu meiden; ich enthüllte dir die verborgenen Künſte unredlicher Staatsdiener, damit du ver-

ſtändiger und billiger, als die blinde Menge, manchen guten edelherzigen Fürſten beurtheilet, der nach dem ſchönen Ziele, ſein Volk zu beglücken, auf der Bahn der Tugend und Gerechtigkeit hinſtrebt, aber von täuſchenden Irrlichtern böſer und unweiſer Rathſchläge, die ſein argloſer Sinn für treue Wegweiſer hält, auf falſche Pfade geleitet und an Abgründe geführt wird. — Fluch Jenen und Segen dir, Jüngling, wenn du dem Herrſcher, der einſt das Heil ſeines Volkes auf deine Schultern legt, redlicher dieneſt! — Greif muthig in der Selbſtſucht und Habgier geheimes Räderwerk, und bring' es zum Stocken! Aber hüthe dich dann auch vor den Fallkugeln, womit man deinen Weg reichlich beſäen wird!" —

Mit dem letzten Hall dieſer Worte zerfloß die greiſe Geſtalt wie ein Dunſtbild, und ich befand mich unter dem Baume, wo

ich geruht hatte. Ich ſtand auf. Da war mir, als fühlt' ich ſchon die Hoferbſen unter meinen Füßen, und das benahm mir Luſt und Muth, meine Reiſe fortzuſetzen.

III.

Die Mäuſefalle,

oder die Predigt für Kunſtrichter.

„Nein, ich halt' es nicht länger aus!“ rief der Dichter Otkar, und warf ein gelehrtes Zeitungsblatt, das er durchlaufen hatte, verdrießlich auf den Tiſch. „Dieſe Menſchen fahren fort, mich durch überſpannte Schmeicheleyen zu ärgern.“

„Ey, ſo laſſen Sie ſich doch loben!“ ſagte Hugo, ein Gelehrter, der ihn eben beſuchte. „Wer wird ſich darüber erhitzen!“

„Ich, mein Freund!“ ſprach Otkar. „Man entzieht mir mehr Ehre, als man nur zuwendet; man macht mich lächerlich, wenn man die flüchtigſte Tändeley meiner Feder als ein unübertreffliches Meiſterwerk ausruft. Muß die Welt nicht glauben, ich füttere dieſe Staarmätzchen, um mich Jahr aus Jahr ein von ihnen loben zu hören?“

„Sorgen Sie nicht! Man kennt Ihren originellen Charakter.“

„Sie, Hugo, kennen mich; aber wie wollen Sie mir für den Wahn der Menge bürgen? — Und könnten Sie es auch, es ſtellte mich nicht zufrieden. Ich ſchäme mich in meine eigene Seele, immer und immer von einer gewiſſen kunſtrichterlichen Gereſchtigkeit als Dichter vergöttert zu werden. Aller Menſchen Geiſt hat ſeine ſchwachen Stunden, und dem meinigen hängt überdieß die Unart an, daß er bisweilen gerade in ſolchen Stunden nichts

lieber, als leichte Verſe, macht. Sie ſind freylich im ſchlimmſten Falle erträgliches Mittelgut, und gefallen wohl auch, wenn man ſie mit Beſcheidenheit dem Publikum darbringt: wird aber darüber in die Poſaune geſtoßen, ſo ſchütteln Kunſtverſtändige den Kopf, und ſagen mit Spottlächeln: Viel Lärm um nichts!" —

„Ja, von dieſer Seite betrachtet iſt Ihre Unzufriedenheit nicht ohne Grund. Aber können Sie dem Unweſen ſteuern?"

„Ich hoff' es. Das Haupt jenes Bundes iſt Herr Klaus, den Sie kennen. Dieſer Menſch hat ſich, auf eine mir unbegreifliche Weiſe, zu einem kritiſchen Tonangeber aufgeſchwungen; denn alle ſeine Ausſprüche plappert ein Chor von Papageyen getreulich nach. Er iſt's, der des verhaßten Weihrauchs ſo viel an mich verſchwendet, daß ich beynahe im Dampfe erſticke. Aber warum thut er's? — Meinen Sie etwa,

er umſchwärme mich immer aus reiner Ueberzeugung, daß ich dieſer Ehre werth ſey? — Keineswegs! Er handelt bloß aus Egoismus und Eigennutz; er ſucht ſich bey mir einzuſchmeicheln, weil er meine Tochter heirathen will." —

„Das erſte Wort, das ich davon höre."

„Auch wahrſcheinlich das letzte. — Herr Klaus will mich durch Weihrauchwolken blenden, daß ich den Unwerth ſeiner Perſon und ſeines ganzen Weſens nicht bemerken und genau unterſuchen ſoll. Meine Sidonie verräth nicht die geringſte Neigung zu ihm; aber ſie liebt, wie ihr ganzes Geſchlecht, alles Glänzende, und folglich auch den Ruhm. Sie kommt jederzeit ungemein fröhlich nach Hauſe, wenn man ihr in Geſellſchaften geſagt hat: ich ſey wieder in irgend einem Journal tapfer herausgeſtrichen worden. Drum wär' es möglich, daß ſich Klaus auf dieſem Wege bey ihr beliebt machte. Um

dem Dinge vorzubeugen, will ich der Maus, die ſich bey mir einzuniſten ſucht, eine Falle ſtellen, und Sie, Freund Hugo, ſollen ſie mir bauen helfen."

Otkar hohlte jetzt aus ſeinem Schreibepulte einige Blätter. „Hier ſind ſechs Gedichte," ſprach er: „drey gute, und drey ſchlechte. Leſen Sie, Freund, und ſondern Sie die Spreu von den Körnern; dann wollen wir weiter darüber ſprechen."

Hugo las, und entſchied, nach ſeinem Gefühl, ſehr richtig.

„Dieſe drey Gedichte halten Sie alſo für gut?" fragte Otkar.

„Es ſind die vortrefflichſten, die ich jemals von Ihnen geleſen habe.

„Und das andere Kleeblatt?"

„Gleicht jenem ſo wenig, als die Nacht dem Tage."

„Sie ſprechen viel zu ſanft von dieſen unreifen Früchten ſchwacher Stunden. Es

ſind jugendliche Stümpereyen, die ſeit zwanzig Jahren in meinem Pulte begraben liegen, und ſchon längſt von mir zur Vernichtung beſtimmt waren. — Doch jetzt haben wir es hauptſächlich mit jenen zu thun. Seyn Sie ſo gefällig, ſie in dieſen Bogen Papier einzuſchlagen, und mit dem Petſchafte, das an Ihrer Uhr hängt, zu verſiegeln."

Hugo that es, und überſchrieb dann, auf Otkars Verlangen, den Umſchlag mit folgenden, ihm in die Feder geſagten, Worten:

„Ich bezeuge, daß ich inliegende Ge„dichte, deren Verfaſſer Otkar iſt, am „heutigen Tage mit eigener Hand in „ſeinem Zimmer eingeſiegelt habe."

„Aber wozu dieſe Anſtalten?" fragte der Geheimſchreiber, als er noch das Datum und ſeinen Nahmen hinzugeſetzt hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Antwort für jetzt ſchuldig zu bleiben;" erwiederte Otkar. „In zwey oder drey Monaten

wird ſich das Räthſel löſen. Indeſſen erbitte ich mir die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſen Vorgang unter unſern vier Augen."

Hugo gab ſein Wort darauf, und ſie ſprachen nun von dieſer Sache nicht weiter.

Am folgenden Tage überſandte Otkar eine ſchon bereit liegende Abſchrift der drey eingeſiegelten Meiſterſtücke, mit dem erdichteten Nahmen Rolf unterzeichnet, dem Herausgeber eines Muſenalmanachs; und einige Tage ſpäter ließ er auch die drey ſchwachen Lieder, mit ſeinem eigenen vollen Nahmen unterſchrieben, denſelben Weg gehen.

Der Almanach erſchien zu ſeiner Zeit. Herr Klaus fiel geſchwind über das Büchlein her, und zog es durch die kritiſche Hechel. Otkarn erhob er, wie gewöhnlich, bis in den Himmel; aber den Neuling Rolf fuhr er grimmig an, und bedeutete ihn ernſtlich, ſich nie wieder auf dem Parnaß blicken zu

laſſen, weil er ſich eher zum Schuſter, als zum Dichter, ſchicke.

Otkar hatte dieſe erwünſchte Recenſion kaum geleſen, als ihm Herr Klaus ſeine Aufwartung machte.

„Böſer Mann!“ ſprach der Dichter, im Tone eines ſcherzhaften Vorwurfs: „Ich erſuchte Sie mehrmals, mich nicht durch übertriebene Lobſprüche dem Neide der Welt bloßzuſtellen; aber deſſen ungeachtet geſchah's wieder! Denn dieſe noch preßfeuchte Recenſion des neuen Muſenalmanachs, den ich eben auch erhalten habe, iſt doch unſtreitig von Ihnen.“

Er legte ihm die Recenſion vor. Klaus bekannte ſich lächelnd dazu, und betheuerte bey ſeinem Kunſtrichtergewiſſen, er habe ihm, dem göttlichen Sänger, ein viel zu geringes Ruhmeopfer gebracht.

„Das ſey dahin geſtellt!“ ſagte Otkar.

„Aber

„Aber dem armen Wicht, dem Rolf, ſpielen Sie doch gar zu übel mit.“

„Verdient er's beſſer?“ — fuhr der Kritiker auf. „Zeigt er wohl die geringſte Anlage zu Dichtkunſt? Und iſt er nicht doppelter Streiche werth, da er ſich offenbar erfrecht, den großen Otkar nachzuahmen? — O des armſeligen Nachtlämpchens, das einen Wettſtreit mit der Sonne beginnen will!“ —

„Rolf iſt und bleibt alſo ein ausgemachter Stümper?“ fragte Otkar.

„Mein Urtheil iſt unwiderruflich;“ erwiederte Klaus.

„Ich halte Sie beym Worte!“ ſagte der Dichter, und überreichte ihm das von Hugo verſiegelte Päckchen, mit dem Erſuchen, es zu erbrechen, vorher aber die Aufſchrift zu leſen.

Klaus las, und eine Unglücksahnung ergoß eine feurige Röthe über ſeine Wangen. Als aber, nach geöffnetem Umſchlage, des

gemißhandelten Rolfs Mantel und Larve plötzlich fielen, und er als Otkar hervortrat, da überzog Todtenblässe des Kunstrichters Antlitz, und stumm und starr glich er einer Bildsäule der beschämten Einfalt.

„Sehen Sie, mein Herr," sagte Otkar, „Sie haben durch diese Recension, wie schon durch mehrere, beurkundet, daß es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Kunstrichters mangelt. Ein solcher, wenn er Achtung verdienen soll, muß ein eben so redlicher als verständiger Mann seyn. Sie sind beydes nicht. Mir höhnen Sie kriechend wegen gehaltleser Reime, die ich längst verworfen hatte, und jetzt bloß in der Absicht drucken ließ, um Sie zu beschämen; und gegen den Luftmann Rolf, den ich mit drey Gedichten, die ich für die schönsten Blüthen meines Geistes erkläre, in den Almanach stellte, gegen diesen führen Sie, wie Don Quixotte im Kampf mit den Nebelriesen, gewaltige

Schwertſtreiche, und wollen ihn auf ewig vernichten, weil ein ſolcher Strohkopf in der poetiſchen Welt nicht zu leben verdiene. — Zeugt dieſe That von Kunſtkenntniß? Zeugt ſie von Rechtſchaffenheit? — Ich vermiſſe jene wie dieſe, und ich begreife nicht, wie Sie in dem Falle, daß ein Dichter Rolf wirklich lebte, das ihm zugefügte Unrecht, Stirn gegen Stirn, verantworten wollten. Ich vergeb' es Ihnen, an ſeiner Statt, von Herzen; aber ich rathe wohlmeinend, entſagen Sie der Kritik, weil ſich weder Ihr Geiſt noch Ihr Gemüth dazu eignet. Verſchonen Sie wenigſtens mich von nun an mit Ihrer läſtigen Lobhudeley; Sie würden mich ſonſt reizen, die Geſchichte dieſes Vorfalls, theils zu meiner Nothwehr, theils zur Lehre und Warnung für andere parteyliche Kritiker Ihres Schlages, drucken zu laſſen." —

Unter dem Donner dieſer Strafrede

ging Herr Klaus, zerknirſcht und keines Lautes mächtig, einen allmähligen Krebsgang vom Fenſter nach der Thüre, und drückte ſich bey dem letzten Worte hinaus. Er wagte ſich ſeitdem nicht wieder über Otkars Schwelle, und mit Kränkung erfuhr er, daß ihn die ſchöne Sidonie ganz und gar nicht vermiſſe.

IV.

Das Geſtift der frommen Bertha.

1.

Bertha.

Ein biederber Ritter, Osmund von Roſenberg, der vor länger als vierhundert Jahren mit dem Tode turnierte und von dem Unbezwinglichen in den Sand geſtreckt ward, erfreute ſich auf ſeiner irdiſchen Pilgrimſchaft einer ſchönen, ſittigen und treuen Gefährtin. Doch hätte ſich Bertha — dieß war ihr Nahme — mit den vornehmen Frauen der heutigen Welt in vieler Betrachtung nicht

meſſen können. Sie redete nicht in fremden Zungen, wetteiferte nicht mit den Tänzerinnen der Schaubühne, ſpielte weder den Flügel noch die Guitarre, that ſich in der Mahlerey nicht hervor, und fuhr vollends nicht in der Hochgelahrtheit dunkle Schachten hinab, um mit der Ausbeute in Geſellſchaften zu glänzen. Ihr Acker und Pflug war das Hausweſen und ihrer Ehepflänzchen ſorgſame Wartung. Auch nahm ſie ſich mit einer Aengſtlichkeit, die man jetzt an manchen Theetiſchen verlachen würde, wohl in Acht, den Spiegel ihrer Tugend vom Hauch böſer Gerüchte rein zu erhalten.

Inſonders zeichnete ſich Bertha durch Wohlthätigkeit und hülfreiche Theilnahme an den Schickſalen der Unglücklichen aus. Sie war in einem weiten Umkreiſe des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Waiſen Mutter, der Armuth Schatzmeiſterin. Ein „Gott vergelt's Euch!“ klang ihr

lieblicher als die melodiſchen Kunſttöne eines wälſchen Sängers, deren flüchtiger Hall oft von Händen, die der Armuth einen Kupfer-pfennig verweigern, mit Gold bezahlt wird.

2.

Das alte Schloß.

Nicht unerhört blieb der dankbare Wunſch, der für Bertha und ihren Gemahl täglich gen Himmel ſtieg. Goldene Ernten bedeckten Osmunds Gefilde, und die Trefflichkeit ſeiner weidenden Heerden war ein Dorn im Auge der Schelſucht.

Sein Schloß nur, die Wiege der Ahnen,
Sah ruhig der ſchielende Neid,
Denn ihr Zerſtörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.

Sie stürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerspaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

Ein Volk geflügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Ritz,
Und Kauzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

Auch unter des Schlosses Gesinde
Begann die Sage zu gehn;
Es ließen oft spielend und lachend,
Sich zwerghafte Hausgeister sehn.

Und das hatte seine Richtigkeit. Es war seit uralten Zeiten dem Geschlechte von Rosenberg eigen, daß sich kleine, kaum zwey Spannen hohe, doch ungemein zierliche und manierliche Wesen zu ihm hielten. Sie schlüpften selten aus ihren unterirdischen Wohnungen hervor, und bezeigten sich dann

immer als gute Geiſter, die an den Freuden und Leiden der Familie den innigſten Theil nahmen. Nur den dienenden Buben und Mägdlein jagten ſie bisweilen ein unbedeutendes Schrecken ein.

3.

Die Geſandtſchaft.

„Lieber Osmund," ſagte Bertha eines Tages, „unſer Schloß zerfällt immer mehr; wir mögen forthin weder mit Ehre noch mit Bequemlichkeit darin wohnen. Laß uns eine neue Burg bauen! Gott ſegnete uns, daß wir 's ausführen können."

„Und wir wollen 's;" ſprach der Ritter, dem die Rede ſeiner verſtändigen Hausfrau gefiel.

In der folgenden Nacht erſchien vor

dem groſsen Himmelbette des Ehepaares eine Geſandtſchaft der kleinen Leutlein, deren wir vorhin erwähnten. Der Führer trug ein Mäntelchen von Goldſtoff, und war übrigens ſo ſtattlich angethan, wie ſich prachtliebende Hofſchranzen damals zu kleiden pflegten. Er machte den Herrſchaften im Bette einen tiefen Reverenz, und hub an:

„Zu uns hinab iſt das Gerücht erklungen,
Daſs ihr der Väter Schloſs verlieren wollt
Das lang' und ruhmlich mit der Zeit gerungen,
Und der Natur die alte Schuld nun zollt;
Der Panzer ſeiner Mauern iſt zerſprungen,
Des Thurmes Haupt ins Thal hinab gerollt:
Drum reiſst die murbe Burg der Ahnen vollends nieder,
Bringt nur ins neue Schloſs die alte Tugend wieder!“

Ueberraſcht und auf keine Antwort gefaſst erwiederte Osmund dieſe Anrede mit freundlichen Bewegungen der Hand; die

Geſandtſchaft begnügte ſich an dieſer ſtummen Höflichkeit, und trat mit feyerlichen Verbeugungen ab.

Dem Ritter und ſeiner Ehewirthin hob dieſer Beſuch eine Laſt vom Herzen. Sie hatten vorher beſorgt, die Zwerge möchten über die bevorſtehende Schleifung der Burg, unter deren Grundfeſten ſie wohnten, einige Unruhen erregen. Nun aber ging Osmund, ihrer hohen Genehmigung verſichert, mit einem geſchickten Baumeiſter muthig zu Rathe, ließ Eichen fällen, Steine brechen, und begab ſich, ſammt allen den Seinigen und aller fahrenden Habe, aus der verwitterten Stammburg, die den Nahmen Wittgau führte, auf einen Meierhof, den er in der Nähe beſaß. Die Eulen und Fledermäuſe erluſtigten ſich einige Nächte lang ungeſtört in den öden Ruinen; aber bald rückte eine Schaar von Maurern an, vertrieb ſie aus ihren Klüften, machte das alte Schloß dem

Erdboden gleich, und begann auf derſelben Stelle den Bau eines neuen, das innerhalb drey Jahren vollendet ſeyn ſollte.

Das Werk ging friſch und fröhlich von Statten. Osmunds Unterthanen verrichteten aus freyem Willen doppelt ſo viel Hand- und Spanndienſte, als ſie nach ihrer Frohnpflicht zu leiſten ſchuldig waren. Sogar die Zwerge blieben nicht unthätig; ſie führten bey Nacht Steine und andern Bauſtoff zu. Eines Morgens fand man einen kleinen ſaubern Schiebekarren, den ſie auf der Bauſtelle vergeſſen hatten. Ein Arbeiter nahm ihn zu ſich, um ſeine Kinder damit zu erfreuen. Indem er ihnen aber, nach gemachtem Feyerabend, das Geſchenk übergab und ihnen deſſen Gebrauch zeigen wollte, entrollte das poſſierliche Ding ſeinen Händen, lief geſchwind zur Stube hinaus, und zugleich erſcholl ein vielſtimmiges helles Gelächter,

das aus den Wänden hervorzubrechen ſchien, und ihm die Haare zu Berge trieb.

4.

Der fünfte Brei.

Als nun im dritten Jahre die Schwalbe ſchied, und die Droſſel ſchon von der reifenden Frucht des Eibiſchbaums naſchte, begab ſich einſt Bertha zur Bauſtätte, ſah mit Wohlgefallen das Ameiſengewühl der Meiſter, Geſellen und Handlanger, und ſagte liebreich zu ihnen: „Fördert das Werk, ſo viel ihr könnt, ihr fleißigen Männer! Der Winter iſt im Anzuge, und mein Eheherr und ich tragen großes Verlangen, das enge Häuslein, worin wir jetzt ungemächlich wohnen, zu verlaſſen. Drum haltet euch wacker, und eilt mit der Arbeit zu Ende!

Ich gelobe und verſpreche, euch dann mit einem ſüßen Brey zu bewirthen, und er ſoll auch fortan, ſo lange dieſes Schloß ſteht, euch und euren Kindern und Kindeskindern alljährlich an demſelben Tage von mir und meinen Nachkommen gereicht werden." —

Die Einladung auf einen ſüßen Brey war im Mittelalter kein verächtliches Wort. Man verſtand darunter eine förmliche, ſchüſſelreiche Gaſtung: ſo wie man jetzt auf eine Suppe einladet, und es dabey nicht bewenden läßt. Der eigentliche ſüße Brey, ein Lieblingsgericht unſerer Altvordern, war ein mit Honig zubereitetes Muß, das feſtliche Mahlzeiten gewöhnlich beſchloß.

Den Bauleuten wäſſerte der Mund; ſie regten luſtig die Hände, und ehe noch der Winter ſeine ſtrenge Regierung antrat, ſtand das neue Schloß Wittgau zum Einzuge fertig.

Worthaltend ließ Bertha den Gewerken und allen Andern, die bey dem Bau hülflich

geweſen waren, ein herrliches Gaſtmahl bereiten. Es mußte, wegen der Menge der Theilhaber, unter freyem Himmel gehalten werden. Das Wetter bezeigte ſich Anfangs günſtig; als aber der ſüße Brey auf den Tafeln rauchte, fiel der Winter dem Herbſte plötzlich ins Land, und warf die erſten Schneeflocken in die Schüſſeln. Solches verdroß die geſchäftige Wirthin gar ſehr. „Können wir uns doch künftig," ſagte ſie, „vor dergleichen Unbilden ſichern! Wir wollen von nun an in allen Folgejahren das heutige Feſt am erſten Tage des Roſenmonats feyern. — Schickt uns allenfalls der Winter auch dann noch den Nachtrab ſeiner Stürme auf den Hals, ſo lachen wir ſeines letzten ohnmächtigen Zorns, und laſſen uns dadurch in unſerer Freude nicht ſtören."

Drauf labte jeden erſten May
Der wohlgedachte ſüße Brey

Der Gäſte muntres Heer.
Man raumte zu dem großen Schmaus
Der Bienen ganze Wirthſchaft aus,
Und plünderte Teiche leer.

Das Feſt ward weit umher bekannt
Und mancher hungrige Vagant
Kam mit beſtäubtem Schuh,
Blieb bey der offnen Tafel ſtehn,
Und ſah dem frohen Wohlergehn
Der Schmauſer lüſtern zu.

Da ſagte denn die Aebtiſſin:
„Setzt, guter Freund, ſetzt euch dahin,
Und koſtet unſer Mahl!“
Gelockt von dieſer Gaſtbarkeit
Vermehrte ſich von Zeit zu Zeit
Der Zuſchauenden Zahl.

Bertha befeſtigte die Stiftung des ſüßen Brey's durch einen eiſernen Brief, der allen künftigen Beſitzern der Burg Wittgau die Verbindlichkeit auflegte, ſolches Gaſtgebot jähr-

jährlich auszurichten, und dabey ſo zu gebaren, daß die Speiſenden völlig zufrieden ſeyn könnten. „Ich würde," fügte ſie am Schluß hinzu, „keiner ruhigen Urſtätte unter der Erde genießen, wenn ſich nach meinem letzten Stündlein irgend ein Burgherr unterfangen ſollte, das Geſtift zu vernachläſſigen oder ganz aus den Augen zu ſetzen." —

Dieſer Stiftungsbrief ward von einem Rechtskundigen ſauber auf Pergament geſchrieben, von Bertha und ihrem ehelichen Vormund unterzeichnet, und mit angehangenem Siegel im Briefgewölbe des Schloſſes aufbewahrt.

5.

Die Erſcheinung.

Zwanzig Jahre hatte Bertha den ſüßen Brey ausgetheilt, als plötzlich ihr letztes Stündlein ſchlug. Ihr Begräbniß war ein Trauerfeſt für alle Gauen umher. Tauſende von Leidtragenden folgten dem Sarge zur Erbgruft, wo ſchon zwey frühverblühte Töchterlein ruhten. Auch der Ritter Osmund ward bald nachher auf der Rennbahn des Lebens vom Tode beſiegt. Ulrich von Roſenberg, des frommen Paares einziger Sohn und Erbe, waltete nun auf Wittgau, und befolgte viele Jahre lang ſeiner Mutter wohlthätige Verordnung, wie es einem guten Sohne eignet und geziemet.

Aber die Fehden jener Jahrhunderte führten ins Herz des Landes feindliche Kriegsvölker, und dieſe vertrieben den Ritter Ulrich von ſeiner Burg. Ein Feldherr —

den wir Dominik nennen wollen — wählte ſie zum Hauptlager, ſpielte darin den unumſchränkten Gebieter, nahm alle Renten in Beſchlag, und erpreßte mit Feuer und Schwert von den Unterthanen das letzte Hemd. Ein alter Burgvogt war von Roſenbergs Dienern der einzige, der im Schloſſe geduldet ward, damit der Uſurpator immer einen Vollzieher ſeiner endloſen, meiſtens auf Wohlleben abzweckenden Befehle bey der Hand hatte.

Der übermüthige Feldhauptmann war von niedrigem Herkommen, war bey der magerſten Koſt erzogen, hatte vom gemeinen Kriegsknecht hinauf gedient, und manches Hundert ſchwarzer Soldatenbrote mit Behagen verzehrt: aber jetzt, da er auf fremde Koſten ſeinen Gaumen kitzeln konnte, war ihm nichts köſtlich genug. Faſanen, Tokayer, und andere fremde Schleckereyen, mußten von weiten Orten herbey geſchafft werden.

Kurz, er führte eine so üppige Tafel, als wär' er ein Königssohn, und von Jugend auf mit den feinsten Genüssen vertraut. Fußfällig bat der Burgvogt: er möge sich aus Barmherzigkeit mit der Hälfte der geforderten Schüsseln begnügen, indem sonst in kurzer Zeit alle Rosenbergsche Unterthanen ein Raub des Hungers werden müßten. „Was kümmert's mich!" sagte der Wütherich. „Es bleibt beym Alten. Man ist das nicht anders gewohnt." —

Während der Regierung dieses Despoten nahte sich der Wennemond. Bekümmert dachte der Burgvogt an die Stiftung der frommen Bertha; doch die Hände waren ihm gebunden: er konnte, von Geld und Einkünften entblößt, das gewöhnliche Mayfest nicht veranstalten; und daß die habsüchtige Kriegsgurgel aus dem Schatze ihrer Erpressungen eine Summe dazu hergeben würde, das war nicht zu erwarten. So

erſchien der erſte May, und die Speiſung unterblieb.

Nachts drauf war der wilde Schweiger,
Von dem Geiſt der Reben trunken,
Auf das Dunenbett geſunken,
Und behaglich ſchlief er ein.
Plötzlich ſprangen mit Getöſe
Schloß und Riegel aus der Krampe,
Und es trat mit einer Lampe
Eine greiſe Frau herein.

Sie umwallt ein weißer Schleyer,
Deſſen Schweif den Boden feget,
Und an ihrer Hüfte reget
Klirrend ſich ein Schlüſſelbund.
Langſam naht ſie dem Erwachten,
Und er ſchnaubt: „Was will belieben?“ —
„Ließ und thu was hier geſchrieben!“
Sagt ihr todtenbleicher Mund.

Und indem der Mann im Bette
Bald erglühet, bald erkaltet,

Steht sie vor ihm und entfaltet
Ihm ein pergamentnes Blatt;
Und sie leuchtet mit der Ampel,
Bis er mit verstörten Augen,
Die vor Angst ihm wenig taugen,
Ihre Schrift durchlaufen hat.

Dann, vom Lager sich entfernend,
Legte sie das Blatt zusammen,
Und es blinkten Zornesflammen
Aus der Augen Rina hervor,
Als sie, hoch die Rechte hebend,
Und dem starren Martisunger
Drohend mit dem Zeigefinger,
Wie ein Dunstbild sich verlor.

6.

Das Commißbrot.

Morgens darauf hielt Dominik ein ſcharfes Kriegsgericht über die Schildwachen, die während der vergangenen Nacht in den Gängen des Schloſſes, und beſonders vor ſeinem Zimmer, angeſtellt geweſen waren. Sie hatten insgeſammt die Erſcheinung nicht geſehen. Der Burgvogt, den Dominik nun ins Verhör nahm, entſetzte ſich; denn er vermuthete ſogleich, daß die verſchleyerte Matrone Bertha's Geiſt geweſen ſey. Er unterrichtete den Feldherrn von der Stiftung des ſüßen Brey's und von der Urkunde, die darüber abgefaßt und in die Briefkammer niedergelegt worden war. Dominik befahl, die Schrift zu hohlen. Er hatte ſich zwar ſchon vorher des Schloßarchivs bemächtiget, doch nur diejenigen Documente, auf welche Geld einzunehmen war, an ſich geriſſen,

alle andere hingegen, die auf Ausgaben abzielten, liegen gelaſſen. So war denn auch Bertha's Stiftungsbrief noch vorhanden, und der Burgvogt brachte ihn.

„Bey Gott!" rief Dominik, „daſſelbe Blatt wurde mir von dem Nachtgeſpenſte vor die Augen gehalten!"

Der Alte zeigte ihm die Stelle, die auf ewige Zeiten alle Beſitzer des Schloſſes verbindlich machte, die Unterthanen am erſten May zu ſpeiſen.

„Was geht das mich an?" ſprach Dominik. „Ich bin nicht des Schloſſes Beſitzer."

„Jetzt allerdings, Ew. Geſtrengen!" erwiederte der Burgvogt.

„Alſo meint Ihr wohl," ſagte Jener, „ich ſey ebenfalls ſchuldig, Eurem Volke einen Schmaus zu geben? — Ha! ha! ha! ein ſo einfältiger Tropf bin ich nicht! Der Sieger nimmt ein, der Beſiegte giebt aus:

das iſt Kriegsregel, und weder Himmel noch Hölle ſollen mich davon abbringen."

Der Burgvogt ging mit Achſelzucken fort; der General hielt die Sache für abgethan; allein ſchon am nächſten Mittage ward er anders belehrt.

Er gab den Häuptern ſeiner Schaar
Ein fürſtlich Gaſtgebot,
Doch ſieh, bey ſeinem Teller lag
Ein grobes Söldnerbrot.

„Was ſoll das?" fuhr er zornig auf.
„Hinweg bey Mord und Tod!"
Erſchrocken ſah die Dienerſchaft
Das ſchwarze Wunderbrot.

Drey Buben faßten es geſchwind,
Und hoben ſchier ſich lahm,
Und ſtaunten, daß der ſchwere Ball
Nicht von der Stelle kam.

Wie einaewachſen in den Tiſch,
Wich er und wankte nicht.
Den Feldherrn nel ein Grauen an,
Und bleichte ſein Geſicht.

Nach ſeinem Brötlein griff er ſchnell,
Doch welches ſeine Hand
Nur mit der Finger Saum beſtrich,
Das hob ſich und verſchwand.

Er langte nach dem Weinpokal,
Trank ſtumm und rief lach:
„Verdammt! wer ſchenkt, ſtatt Ungarweins,
Mir Wellen aus dem Bach?“

Und alles, alles, was er noch
Dem Munde weiter bot,
Das ſchmeckte wie des Baches Fluth,
Und wie Soldatenbrot.

Gezwungen, und ganz wider ſeine Gewohnheit, ging er an dieſem Tage unbe-

rauſcht zu Bette, nachdem er zuvor in der Burg doppelte Wachen ausgeſtellt, und beſonders alle Wege zu ſeinem Schlafzimmer mit zahlreicher Mannſchaft beſetzt hatte.

7.

Die Zwerge.

Eh' er noch ſchlief,
Der Wächter rief:
„Die Glocke hat zwölf geſchlagen!“
Der barſche Held,
Ein Löw' im Feld,
Begann vor Geiſtern zu zagen.

Und horch! es bewegt ſich,
Es raſchelt und regt ſich
Schon unter dem Bett,
Und hervor kommt mit Haufen
Ein Zwergvolk gelaufen,
Gar winzig, doch nett.

Sie ſchwirren wie Hummeln,
Wettern und rummeln,
Drangen und tummeln
Sich haſtig hervor,
Springen wie Katzen,
Klettern wie Katzen
Auf's Bett empor,
Und tapfer mit Schenken,
Die weidlich gellen,
Grüßt jeglicher Wicht
Des Helden Gericht.

Er will zur Wehre ſich ſtellen,
Er wirft ſofort
Ein Dutzend der kleinen Geſellen
Raſch über Bord;
Doch, als hätten ſie Schwingen,
Sind ſie husch! wieder oben, und bringen
Mit doppelter Pein
Die Sammniß ein.
Sie kneipen
Und ſtupfen,

Mit frechem Geſpötte,
Den Feldherrn haß,
Sie walzen ſogar, wie ein Faß,
Den dicken Mann aus dem Bette,
Und tanzen, zum Ende vom Liede,
Auf ſeinem Leichnam ſich müde.

Nach dieſem Balle
Verſtoben ſie alle,
Die heilloſen Rangen,
Indem ſie ſangen:
„Beſtelle den ſüßen Brei,
Sonſt plagen wir dich auf's neu!“ —

Aber Herr Dominik hatte nicht Luſt, ſeinen Raubſchatz durch Bewirthung der Roſenbergſchen Unterthanen zu ſchwächen; doch war er auch eben ſo wenig geneigt, ſeinen wohlgenährten Leib fernerhin zu einem Tanzboden herzuleihen. Es gab einen Mittelweg: er konnte ſein Hauptlager an einen andern Ort verſetzen. Dazu entſchloß er ſich

um ſo lieber, da die Gegend um Wittgau von den Heuſchrecken des Krieges ſchon ganz ausgezehrt war. Er rückte alſo am folgenden Tage mit ſeinem Heerhaufen einige Meilen weiter. Man glaubte allgemein, dieſer plötzliche Aufbruch hänge mit dem Plane des Feldzuges zuſammen. Das ließ ſich der General ſehr gern gefallen, und entdeckte keinem Menſchen, daß ihm die Zwerge ein Treffen geliefert, und ihn auf's Haupt geſchlagen hatten.

Kaum war er fort, ſo fand der Burgvogt in einer ausgeplünderten Truhe, deren Deckel er mit Thränen aufſchlug, einen ſchweren Geldſack, und auf einem angebundenen Zettel Bertha's unverkennbare Handſchrift in den Worten: „Zur Ausrichtung des ſüßen Brey's.“ — Der Greis erſchrak; doch freudig und ehrlich verwandte er die willkommene Spende zu

einer guten Mahlzeit, bey welcher die armen Gäſte einige Stunden lang ihres Jammers und Elends vergaßen.

8.

Die furchtbare Kindwärterin.

Der ſüße Brey — denn mit deſſen Geſchichte haben wir es hauptſächlich zu thun — lebte nun ohne weitern Anſtoß ein Jahrhundert fort. Es erwuchſen ſogar jüngere Geſchwiſter um ihn her. Die meiſten nachbarlichen Ritter gaben nach und nach ihren Dorfſchaften ein ähnliches Jahrfeſt. Doch thaten ſie es nicht gerade am erſten May, ſondern ſie wählten dazu ihre Geburtstage oder andere merkwürdige Zeitpunkte ihres Lebens.

So ging die Sache trefflich ihren Gang,

bis Waldemar von Rosenberg, Osmunds Urenkel, an die Reihe kam, auf Wittgau zu herrschen.

Auf diesem Manne ruhte nicht der Geist seiner edlen Väter. Er behandelte seine Untersassen stolz und hart. Auch besaß ihn der Geitz, und daher war ihm der May kein Wonnemond, weil ihm das große Volksmahl eine verdrießliche Ausgabe verursachte. Er hätte dieses Fest ganz aufgehoben, wenn ihm nicht bange gewesen wäre, einen unangenehmen Besuch von seiner Urgroßmutter zu erhalten. Der süße Brey ward also zwar aufgetischt, aber mit solcher Kargheit, daß der Stiftertin Geist darob zürnte. Darum war es gemeiniglich in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer.

Unsichtbar durchirrt es murrend
Alle Zimmer,
Schlug die Thuren fast in Trümmer,
Rasselte mit vielen Schlüsseln,

Wie

Wie mit Ketten,
Rüttelte der Schläfer Betten,
Und zerſchmetterte die Schüſſeln,
Die beym Schmaus, um Geld zu ſparen,
Nicht gefüllt geweſen waren.

In ſpäterer Zeit vermählte ſich Waldemar. Seine Gattin war gutherzig, vermochte viel über ihn, und bediente ſich ihrer ſanften Gewalt zum Beſten der Unterthanen: aber ſie ſtarb ſchon im erſten Jahre der Ehe, indem ſie ein Söhnlein geboren hatte, das den Nahmen Hermann erhielt.

Der Witwer ſchritt bald zu einer neuen, minder glücklichen Wahl. Dem kleinen Hermann fiel das ſchlimme Loos, eine böſe Stiefmutter zu bekommen. Sie übergab das ihr verhaßte Kind den Händen und der Willkühr einer rohen, leichtſinnigen Dirne, die den Knaben oft einige Stunden lang in banger Einſamkeit hungern, durſten und

weinen ließ, und indeſſen mit den Knappen und andern Hausdienern kurzweilte.

Einſmahls hatte ſie im Garten
Eine halbe Sommernacht
Mit dem Gärtner, ihrem Buhlen,
In geheimer Luſt verbracht.

Leiſe, wie ein Schatten wandelt,
Eilte ſie, mit ſcheuem Blick,
Vor der Lampen Strahl ſich ſchamend,
In die todte Burg zurück.

Und ſie hält ſich für geborgen,
Als ſie vor dem Zimmer ſteht,
Und den Schlüſſel in dem Schloſſe
Mit geübter Vorſicht dreht.

Doch im Zimmer — welches Schrecken!
Das verlaßne Knablein liegt
In den Armen einer Greiſin,
Die es zärtlich herzt und wiegt.

Aus verblichenen Gewändern,
Deren Form vor Zeiten galt,
Ragte hoch und hehr die fremde
Furchtgebietende Geſtalt. —

Aehnlich einem Steingebilde
Stand die Maid beſtürzt und ſprach:
„Wie ſeid Ihr herein gekommen,
Ins verſchloſſene Gemach?“ —

„Alle Thüren ſind mir offen:“
War die Schreckensantwort drauf:
„Dieſes Würmleins Klagen riefen
Aus dem Grabe mich herauf.

Ich, die Ahnfrau des Geſchlechtes,
Das in dieſer Burg gebeut,
Kann nicht ruhn, weil meinem Enkel
Auf der Welt ein Unkern dräut.

Ausgeartet iſt ſein Vater,
Seine Mutter ſtarb dahin,
Und das Weib an ihrer Stelle
Hegt der Rabenmütter Sinn.

Sie vertraut das theure Leben
Einer ſittenloſen Magd,
Die, wenn ihre Buben winken,
Pfleg' und Wartung ihm verſagt.

Nimmer kann dieß zarte Pflänzchen
In ſo rauher Luft gedeihn:
Drum will Ich es zu mir nehmen,
Und dann wird ihm beſſer ſeyn.

Armes Kindlein, ſüßes Liebchen,
Schlafe noch ein Weilchen hier!
Früher als der Morgen leuchtet
Führt ein Engel dich zu mir." —

Kuſſend trug ſie's in die Wiege,
Wandte ſich, erhub die Hand,
Und, wie leichte Wellen, theilte
Sich zu einer Thür die Wand.

Lächelnd ſchlummerte der Knabe,
Wang' und Lippen roſenroth,
Doch der erſte Blick des Morgens
Fand ihn ſchon erbleicht und todt. —

Der Stiefmutter Freude über des Kindes Ableben war von kurzer Dauer. Sie selbst mußte nach Verlauf weniger Monate dieselbe Straße wandeln. Auch Waldemar stürzte bald nachher auf der Hetzjagd in die Ewigkeit hinüber. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß dieses Geschlecht, das die Tugendbahn seiner Ahnen zu verlassen anfing, aussterben sollte.

Doch ungeachtet sie verschwanden,
Die zeither auf der Bühne standen,
Ist's mit dem Mährchen nicht vorbey:
Die Hauptperson, der süße Brey,
Ist auf dem Schauplatz noch vorhanden.

9.

Willbold von Eisenbart.

Die Burg Wittgau und das dazu gehörige Gebiet fiel an einen Lehnsvetter, den Ritter Willbold von Eisenbart. Er war ein wilder, unbiegsamer, eherner Mann, der seinen harten Kopf für einen Mauerbrecher hielt, womit er überall durchzustürmen glaubte. Einen anmuthigen Abstich gegen ihn machte Hilda, sein einziges Kind, ein eben so schönes als gutes Mädchen, dessen Mutter frühzeitig ein Opfer der Härte ihres Gemahls geworden war. Er lebte seitdem als gezwungener Witwer, weil er unter den vielen Jungfrauen, denen er seine schlagfertige Hand antrug, kein geduldiges Schäflein fand, das sich seiner landkündigen Hausthyranney unterwerfen wollte.

Es war im Anfange des Brachmonds, als er aus einer fernen Gegend herkam, um

das ihm angefallene Lehn in Beſitz zu nehmen. Vier Wochen zuvor waren die Koſten des ſüßen Brey's, wie gewöhnlich, aus den Einkünften des Gutes beſtritten worden, und man hatte dießmahl etwas mehr als zu anderer Zeit aufgehen laſſen, um die Unterthanen für die knappen Speiſungen unter der vorigen Herrſchaft zu entſchädigen. Willbold ſchalt und tobte darüber. „Das ſoll mir nicht wieder begegnen!" ſetzte er hinzu. „Ich müßte den Bettelſtab ergreifen, wenn ich jährlich ein ſo verſchwenderiſches Bankett ausrichten ſollte. Nein, nein! Künftig erhalten die Leute, ohne alle weitere Nebengerichte, einen ſüßen Brey, und damit gut!" —

Bald darauf beſchloß er, der Mutter Bertha den ſchuldigen Gehorſam ganz aufzukündigen. Dazu verhetzte ihn ein Mann, deſſen Bild folgendes Kapitel aufſtellt.

10.

Der Frohmann.

Es lebte dort ein riesenhafter Ritter,
Herr Hans von Hasenfeld.
Er sprach so laut wie donnernde Gewitter,
Und schien ein grosser Held.

Ihn trug, ob seines Leibes schwerer Bürde,
Kaum noch das starkste Pferd.
Und furchtbar krönte seines Ansehns Würde
Ein ungeheures Schwert.

Er that mit seiner langen Todessense
Der Jungenthaten viel;
Doch ward schon beim Gezisch erbosster Gänse
Dem Helden etwas schwül.

Er war aber nicht nur eine lächerliche Person, sondern auch ein schlechter Wicht. Das ließe sich aus hundert Thatsachen beweisen; wir wollen jedoch nur einige, die

mit unſerm Gegenſtande verwandt ſind, hier anführen.

Ritter Hans beſaß in der Nähe von Wittgau ein Schloß, zu welchem ein Dörflein gehörte. Als es nun bey mehrern Rittern, die um ihn her wohnten, Sitte ward, ihre Bauerſchaft jährlich an einem gewiſſen Tage mit Speiſe und Trank zu erfreuen, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit, ſich einen hämiſchen Spaß zu bereiten. Er ließ ſeine Dorfſaſſen zu einer Mahlzeit zuſammen rufen, und ihnen, als ſie an einer langen Tafel Platz genommen hatten, Mann für Mann durch ſeine Diener ins Ohr raunen: „der ſüße Brey, den man auftragen werde, ſey auf dem Boden der Schüſſeln mit funkelneuen Silbermünzen gewürzt; wer alſo mit ſeinem Löffel am ſchnellſten und tiefſten bis auf den Grund tauche, der werde die reichſte Silberbeute gewinnen.“ — Das war den armen Leuten eine höchſt erfreuliche

Kunde. Sie hielten ihren Löffel hoch in der Hand, wie ein Reiter den Säbel, womit er einhauen will. Die Schüſſeln wurden aufgeſetzt; ein ſiedendheißer Brey qualmte darin; wie Blitze ſchoſſen alle Löffel hinein, und brachten eine feurige Ladung zurück, woran ſich die geldhungrigen Eſſer Mund und Gaumen verbrannten. Das ging nicht ohne gräßliche Geſichtsverzerrungen ab. Darauf hatte der edle Herr gerechnet, und frohlockte mit einem unmäßigen Gelächter darüber. Aber ſeine Hauptſtücke beſtand darin, daß der Höllenbrey nicht einen einzigen Pfennig enthielt, und an und für ſich ein ungenießbares Gericht war. Die Brandbeſchädigten mußten alſo, da man ihnen kein Voreſſen aufgetiſcht hatte, ungeſättigt nach Hauſe gehen.

Im nächſten Jahre machte er ſich ein noch wohlfeileres Vergnügen. Er berief ſeine Bauern und Häuslinge abermahls zu

einer vorgeblichen Luſtbarkeit zuſammen. Sie erſchienen mit dem feſten Vorſatze, ſich den Mund nicht wieder zu verbrennen, ſondern langſamer zu eſſen. Doch dieſer gemeinſchaftlich gefaßte Entſchluß war ganz überflüſſig. Sie fanden auf dem freyen Platze, wo ſie im vorigen Jahre banketirt hatten, keinen Tiſch gedeckt. Herr von Haſenfeld hatte daſelbſt bloß für ſich und einige Gäſte eine Trinktafel aufſchlagen laſſen. Neben ihm ſtanden zwey oder drey Bockpfeifer, die ländliche Tänze ſpielten.

Als nun die Gemeinde verſammelt war, forderte er ſie mit donnernder Stimme auf, vor ihm zu tanzen. Die Burſche drehten und ſchwenkten ſich eine Weile mit ihren Mädchen herum; aber bey Hunger und Durſt erlahmten die Beine ſehr bald; niemand wollte ſie förder heben. Da trat ein plumper Gerichtsknecht auf, und ſagte gebieteriſch: „Rührt euch, ihr träges Volk!

Es ist jetzt nicht die Frage, ob ihr zum Tanzen Lust habt oder nicht: ihr müßt heute zur Frohne tanzen! Das ist des gnädigen Herrn Wille und Meinung. Wernach sich zu achten!" — Hierbey erhob der Scherge seinen dicken Stock, und zwang damit Junge und Alte, nach der Bocksmusik so lange zu hüpfen und zu springen, bis sie sämmtlich athemlos niedersanken.

Ritter Hans rühmte sich hernach in vielen Gesellschaften, er habe seinen Bauern ein herrliches Tanzfest veranstaltet. Der schamlose Prahler ward deßhalb von Vielen, die ihn nicht besser kannten, für einen recht guten Vater seines Volkes gehalten. Da er auf eine so leichte Art zu diesem Ehrenruf kam, so muß man sich wundern, daß nicht auch harte Fürsten der damahligen Zeit bisweilen in ihren seufzenden Ländern einen allgemeinen Frohnball ausschrieben. Man findet davon keine Spur in der Geschichte.

Aber einige Dorfſultane von Hanſens Geſchlechter mögen es wirklich gethan haben. Der Schreiber dieſes Mährchens erinnert ſich, daß er vor geraumen Jahren irgendwo las: es beſtänden noch in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands ſonderbare, aus der Vorzeit herſtammende Frohntänze, bey welchen der Gerichtsdiener, als Tanz- und Freudenmeiſter, eine große Rolle ſpiele, den Ball eröffne, und jeden Anweſenden, der ſeine Füße ſchonen wolle, mit pflichtmäßigem Ernſt antreibe, ſich in Bewegung zu ſetzen.

11.

Geheime Liebe.

Ritter Willbold und Herr von Haſenfeld wurden bald mit einander bekannt, und kamen oft freundſchaftlich zuſammen. Einſt ſprachen ſie von dem ſüßen Brey. „Es iſt doch verdammt ärgerlich," ſagte Jener, „daß ich mir von einem Weibe, das ſchon weit über hundert Jahre im Grabe modert, eine Schatzung muß auflegen laſſen."

„Gehorche nicht, ſo iſt der Handel abgemacht!" verſetzte Hans.

„Weit gefehlt, Herr Bruder!" ſprach Willbold. „Bertha's Geiſt dringt auf Gehorſam, und im Weigerungsfalle ſpukt er zornig umher."

„Mir ſollt' er kommen!" rief der Bramarbas, und ſchlug auf ſein Schwert. „Ich mache dir 's zur Ehrenſache, Willbold, den einfältigen ſüßen Brey abzuſchaffen:

ſonſt erklär' ich dich Angeſichts der ganzen Ritterſchaft für eine feige Memme!"—

Ein ſolcher Trumpf aus dem Munde eines Mannes, den ſein Freund noch ſo wenig ergründet hatte, daß er ihn für einen tapfern Kämpen hielt, that volle Wirkung. Willbold ſchwur, Bertha's Stiftung nicht zu achten, und nie einen Heller darauf zu verwenden.

„Das iſt brav!" ſagte Hans. „So kann auch unſer einer aufhören, ſeine Bauern jährlich einmahl abzufüttern. Dieſer hier eingeriſſene abgeſchmackte Gebrauch hat mir bisher anſehnliche Summen gekoſtet."

Bey dieſem Zwieſprach war Fräulein Hilda zugegen, und Ritter Hans empfahl ſich ihr jetzt noch übler, als er ſich ihr ſchon früher durch Zärtlichkeiten und gewagte Liebkoſungen empfohlen hatte. Der alte widrige Hageſtolz buhlte förmlich um ihre Gunſt und ihre Hand.

Doch er hatte nicht zu hoffen
Der Gewährung ſüßes Heil.
Hilda's Herz war ſchon getroffen
Von der Liebe Flammenpfeil.

Ritter Toralds Jugendblüthe,
Und ſein hoher Edelſinn,
Der für alles Gute glühte,
Riſſen ſie auf ewig hin.

Und auch ihm war ihre Minne
Seines Lebens Element.
Nicht um Reich- und Ehrengewinne
Hatt' er ſich davon getrennt.

Aber die Liebenden mußten unter der Maske der kälteſten Gleichgültigkeit mit einander umgehen: denn Hilda's Vater war dem jungen Manne nicht ſonderlich gewogen. Er ſah ihn, wegen ſeiner ſtillen Beſcheidenheit, für einen furchtſamen Kalmäuſer an. Ueberdieß heiſchte er einen reichbegüterten

ten Eidam, und als einen ſolchen konnte ſich Torald nicht darſtellen. Er war arm, und ward täglich ärmer, indem er den Wohlſtand der wenigen Bauern, über die er zu gebieten hatte, durch Aufopferung ſeiner eigenen Habe immer blühender machte.

12.

Die Auswanderung.

Der Wonnemond nahte ſich; Willbolds Erbleute rechneten um ſo mehr auf eine ſtattliche Bewirthung, da es der erſte Feſtſchmaus war, den ſie von ihrem neuen Herrn zu hoffen hatten; auch Hilda lag dem Vater fleißig an, den böſen Eingebungen des dicken Ritters nicht zu folgen, ſondern der Stiftung redlich Genüge zu thun: aber er ſagte Nein und immer Nein, und berief ſich auf

ſeinen Eidſchwur. Am Ende beſtieg er, um von der läſtigen Sache nichts weiter zu hören, in den letzten Tagen des Blumenmonats ſeinen Gaul, und ritt zum Beſuch fernwohnender Freunde.

Der erſte May kam; die Bauersleute legten ihre Sonntagskleider zurecht, um bey dem Gaſtmahle, deſſen ſie gewärtig waren, geſchmückt zu erſcheinen: doch ſchon am frühen Morgen eilte Hilda in das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf hinab, ging von Haus zu Haus, entſchuldigte den dießmahligen Wegfall des ſüßen Brey's mit der Abweſenheit ihres Vaters, und hinterließ überall ein ſo reichliches Vergütungsgeſchenk, daß ſämmtliche Einwohner mit dieſem Tauſche vollkommen zufrieden waren. In den weiter entlegenen Dörfern, die bey der Burg Wittgau zu Lehen gingen, that Torald, von dem Fräulein dazu beauftragt und mit dem nöthigen Gelde verſehen, ein Gleiches. So

erſchöpfte Hilda aus eigener Bewegung ihre Sparkaſſe, um der Bauern gerechten Anſpruch zu befriedigen, und die Burg vor nächtlichem Geiſterſpuk ſicher zu ſtellen.

Acht Tage darauf kam Willbold von ſeiner Reiſe zurück. Er war neugierig zu wiſſen, ob ſich die Unterthanen am erſten May eingeſtellt hätten, und wie man mit ihnen aus einander gekommen ſey; doch da er etwas Unangenehmes zu hören vermuthete, ſo fragte er lieber gar nicht darnach, und nun verſchwieg auch Hilda ihre eigenmächtige Geldvertheilung, worüber ſie doch mehr Tadel als Lob zu erwarten hatte.

Es wurde Nacht, der Ritter ſchlief,
Bis ihn eine Stimme beym Nahmen rief.
Er ſchrak empor, er war allein,
Erloſchen war der Ampel Schein,
Doch aus der Mauer fuhr eine Hand,
Und ſchrieb mit Flammen an die Wand:

„Thu in den nächsten sieben Tagen,
Was du am ersten Tag versäumt:
Sonst wird, nach schweren Plagen,
Dein Schloß von dir geräumt.“—

Willbold schüttelte trotzig den Kopf, schlief wieder ein, erinnerte sich am Morgen der Erscheinung so gleichgültig, wie eines Traumgesichts, und ließ die siebentägige Frist ungehorsam verstreichen. Um ihn dafür zu züchtigen, rückte in der nächst darauf folgenden Nacht ein zahlloses Heer von Zwergen bey ihm ein.

Wie wenn Schaaren der Bienen daher ziehn, dichtes Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels in beständigem Schwarm sich erneuend*):

So brachen die Pygmäen im Schlafzimmer des Ritters aus allen Wänden hervor,

*) Homers Ilias von Voß, zweyter Gesang.

und zwackten ihn noch ſchlimmer, als weiland ihre Voraltern den General Dominik. Aber nicht ſo ſchnell und feige, wie dieſer, räumte Willbold das Feld. Er ließ im Mittelpunkt eines weiten, hochgewölbten Saales ſein Bett an Ketten aufhängen, ſtieg auf einer Leiter hinein, und hielt ſich nun vor den Befehdungen der kleinen Kobolde ſicher; doch auch dieſes ſchwebende Lager überfielen ſie, wie geflügelt, und warfen den Inhaber auf den gepflaſterten Fußboden hinab. Seine Gebeine waren wie zermalmt; er konnte ſich nicht ohne Beyſtand empor richten; und als man ihn am Morgen aufhob, hörte er von allen Seiten laute Klagen über mancherley Mißhandlungen, die in der vergangenen Nacht ſämmtliche Bewohner des Schloſſes von ſichtbaren und unſichtbaren Geiſtern erfahren hatten. Nur Hilda war verſchont geblieben. Das Hausgeſinde forderte einſtimmig ſeinen Abſchied, und drohte, im

Weigerungsfall, zu entlaufen. Der Ritter ſelbſt, der durchaus ſeinen eiſernen Nacken unter das Hausgeſetz der Stiftung nicht beugen wollte, fand es bey den gegenwärtigen Umſtänden für rathſam, ſich aus dem Staube zu machen, und ein nicht weit entlegenes kleineres Schloß zu beziehen, das einer ſeiner Vorfahren zu einem Witwenſitze gebaut hatte. Dahin erhob er ſich, ehe der Abend einbrach, mit ſeiner Tochter und ſeinem ganzen Hofſtaate. In der Burg Wittgau blieb keine Seele zurück.

15.

Der Geiſterbanner.

Als ſich Willbold in ſeinem Aſyl, wo er ruhige Nächte genoß, eingerichtet hatte, ließ er einige ſeiner Freunde und Bekannten zu einem Mittagsmahl einladen. Wir erwähnen von den Gäſten nur der Ritter Hans und Torald, und eines Dritten, der ein ungemein luſtiger Kompan war, immer Lieder und Schwänke auf der Zunge hatte, und bey der Tafel folgenden Sang anſtimmte:

Ich und mein Fläſchlein ſind immer beyſammen;
Niemand verträgt ſich ſo herrlich als wir!
Stehe der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichſte Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, ſchöne,
Zaubriſche Töne!
Und ſie verſtehet der Mohr und Kalmuk.

Mancher verhandelt mit Weibern ſein Leben,
Heirat und ſchmachtet und härmet ſich krank,
Denn auch den reichſten Freuden entſchweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Glück, glück, glück, glück!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und ſie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wann ſich das Schickſal mit Wettern gerüſtet,
Wider mich Armen Verlornen empört,
Und mir den Garten der Freude verwüſtet,
Dann iſt das Kläglein mein kräftigſter Trotz.
Glück, glück, glück, glück!
Flüſtert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schickſal, und ſage nicht Muck.

Ich und mein Liebchen wir ſcheiden uns nimmer,
Bis mir der Lebensfaden des Lebens vereint,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Dunkeln beginnt.

Glück, glück, glück, glück!
Dich muß ich miſſen,
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachteten Druck!

Sie nur, ſie dürfen nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es eben doch geben,
Wo er regiert, der die Reben erſchuf.
Glück, glück, glück, glück!
Klingt es dort wieder;
Himmliſche Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

„Ein feines Liedlein!" donnerte Hans in den letzten Ton hinein. „Aber das zweyte Reimgeſetz ſollte man herausreißen, und durch Henkershand verbrennen laſſen, angeſehen es das liebenswürdige Geſchlecht beleidigt, von welchem ein Inbegriff aller ſeiner Tugenden und Reize hier vor uns ſitzt."

Hiermit erſtand er ſchwerfällig vom Stuhle, verbeugte ſich vor dem Fräulein, und trank einen großen Becher auf ihre Geſundheit aus.

„Schmeichler!“ rief Willbold, ehe ſich der Sänger vertheidigen konnte, „verrücke dem Mägdlein nicht den Kopf, und zärtle nicht! Es werden ohnedieß ſchon genug minnigliche Blicke hier gewechſelt.“ — (Er ſchielte mit einem Auge den Ritter Torald, mit dem andern ſeine Tochter finſter an.) „Aber es komme mir niemand mit Freiersgedanken ins Haus!“ fuhr er fort. „Ich laſſe mein Kind, die Luſt meines Alters, noch nicht ſo bald mit einem Gemahl ziehn: es fände ſich denn ein beherzter Mann, der Geiſter bewältigen und ſie aus der Burg Wittgau bannen könnte, dem wollt' ich zum Danke das Mägdlein und das verwünſchte Schloß obendrein geben.“ —

„Iſt das Ernſt?“ fragte Hans.

„Auf Ritterwort und Ehre!" verſetzte Willbold.

„Nun, um dieſen Preis ſtürm' ich die Hölle!" ſchrie Jener, und ſchlug mit ſeiner Rieſenfauſt ſo gewaltig auf den Tiſch, daß einige Becher umſtürzten.

Indem man dieſen Eifer belachte, faßte Torald, über Hanſens Erklärung nicht wenig erſchrocken, ſchnell den Muth, mit ihm zugleich in die Schranken zu treten. „Ritter Eiſenbart," begann er beſcheiden, „da Ihr männiglich zum Geiſterbann auffordert, ſo iſt es wohl auch mir erlaubt, einen Verſuch zu machen?"

„Warum nicht?" antworte Willbold mit einem froſtigen Tone.

Toralds Einmiſchung war dem dicken Ritter ungelegen. Sie zerſtörte einen ſchlauen Plan, den er im Kopfe hatte. Er wollte ſich nähmlich mit dem Geiſterbanne gar nicht befaſſen, ſondern um die Schule herum gehen,

und hernach aufſchneiden: er habe einige Nächte lang in der Burg mit Unholden gekämpft, und ſie endlich zum Weichen gezwungen. Es ſchien ihm leicht, durch ſolche leere Prahlereyen das Fräulein zu gewinnen; denn da niemand in der Burg wohnte, ſo ſtellte er ſich vor, man würde ihm die Schlüſſel zu treuen Händen übergeben, und ihn nicht weiter beobachten. Doch das alles ging anders, wenn ſich ihm ein Zeuge ſeines vorgeſpiegelten Muthes aufdrang. Dieſer Ungemächlichkeit mußte vorgebeugt werden. Er wandte ſich daher zu Torald, und ſprach: „Es iſt löblich, daß Ihr Euch ſo wenig als ich vor Geſpenſtern fürchtet; mir aber gebührt der Vortanz, und ich bedinge mir dazu drey Nächte, die ich allein in der Burg ausharren will, um den Ruhm, den ich einzuernten gedenke, nicht hinterher mit einem andern theilen zu müſſen. Bleibt nach dieſen drey Nächten — wie ich nicht

glaube — noch etwas zu thun übrig, dann ſteht Euch das Feld offen." —

„So ſey es!" ſprach Willbold, und Torald konnte nichts dagegen einwenden.

Wohlgemuth forderte Hans nach der Tafel die Schlüſſel der Burg, unter dem Vorgeben, daß er ſogleich die folgende Nacht dort zubringen wolle. Willbold, der dem Großſprecher nicht mehr ganz traute, erbot ſich, ihn hinein zu begleiten. Hans erſchrak; doch blieb ihm noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht wieder aus der Burg zu entſchleichen. Sie ritten gegen Abend dahin. Willbold führte ihn in ein Zimmer, das nur Eine Thür hatte; dieſe verſchloß er ohne Umſtände hinter ihm, drückte draußen ſein Wappen darauf, wünſchte ihm durch's Schlüſſelloch eine gute Nacht, und verſprach, ſich in der Frühe des künftigen Tages nach ſeinem Befinden zu erkundigen.

14.

Der Ritter am Spinnrocken.

So war Hans, wie eine Maus in der Falle, gefangen. Nur ein Felſenſprung aus dem Fenſter konnte ihn retten; aber er ſtürzte ſich lieber in das vor ihm ſtehende Bett, und wühlte ſich ſo tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zuſammen gerollt, einige Stunden geſchwitzt hatte, trippelt' und trappelt' es um ſein Lager herum; das Deckbett ward ihm entriſſen, und Schläge und Nadelſtiche zwangen ihn, ſich aufzurichten und die feſtgeſchloſſenen Augen zu öffnen. Himmel! da ſtand ein unabſehbares Volk von Zwergen vor ihm! Die vordern erſtiegen auf Leitern ſein Bett, hoben eine Kohlenpfanne, auf welcher eine Schüſſel dampfte, mit großer Anſtrengung hinein, und ſangen dazu:

Hier bringen wir
Einen ſüßen Brey;
Er ſchmecke dir
Wie geſchmolzen Blei,
Damit du mögeſt erfahren,
Was jenes verſpottete Häuflein empfand,
Mit dem ſich dein Herrſcherlingstrotz unterſtand
Vor Zeiten ſo zu gebaren.

Einige Männlein, mit Löffeln in den Händen, ſprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen an ihn zu füttern. Der Brey war ſo heiß, daß er noch in den Löffeln Blaſen aufwarf. Hans ſträubte ſich verzweifelt gegen dieſen Genuß; allein er war auf allen Seiten mit Zwergen umgeben und gleichſam eingemauert; ſie brachen ihm Lippen und Zähne auf, ſchoben ihm das glühende Muß mit Gewalt hinein, und ſangen:

Friſch geſchlucket!
Nicht gezucket!

Hat ein Mund, der oft vermessen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieses Höllenfeuer essen.
Runter geschluckt!
Nicht gemuckt!
Hast den süßen Brey gescholten,
Der durch Bertha's Huld entstand,
Und darob, mit Recht verwalten,
Dir den Frevelmund verbrannt.

Nach dieser Speisung ließen sich zwey oder drey kleine Bockpfeifer mit einer lieblichen Musik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war als die längsten Männer seines Volks, forderte mit höhnischen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätt' ich eben Lust!" brummte Hans bey Seite.

„Lust oder nicht!" sprach Seine Majestät.
„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen!

Ihr

Ihr Schergen, kommt herbey und ſeht,
Ob er ſich wacker ſchwenkt und dreht!
Wo nicht, ſo mögt ihr ihn koranzen."

Stracks trieben ihn einige mit Stöcken bewaffnete Wichtlein aus dem Bette heraus, und hetzten ihn eine Weile, unter dem Gelächter der Zuſchauer, im Kreiſe herum. Darauf nahte ſich ihm eine alte Zwergin mit einem Spinnrocken, der dreymahl größer war als ſie ſelbſt, und überreichte ihm denſelben mit den Worten:

„Du prahlſt und prahleſt mit furchtbaren Waffen,
Doch für den Rocken biſt du geſchaffen:
Nimm hin, und ſpinne bis morgenden Tag,
Und wenn du feyerſt, ſo ſtraft dich ein Schlag!"

Athemlos ſank er, mit dem Rocken im Arme, auf einen Stuhl, und wie Spreu, die der Wind entführt, verſchwanden die Zwerge.

Er pries ſich glücklich, daß er ſo leicht durchgekommen war, und entwarf im Kopfe einen Siegsbericht, den er ſeinem Freunde abzuſtatten gedachte. Den Rocken, der ſeine Relation verdächtig machen konnte, und der ihm überdieß, als Sinnbild ſeiner Feigheit, unangenehm war, wollte er zum Fenſter hinaus werfen; doch indem er es in dieſer Abſicht öffnete, ward der Flachskopf wie lebendig, ſchlug ihn rechts und links an die Ohren, drückte ihn rückwärts auf einen Stuhl, und eine unſichtbare Macht zwang ihn, die Spindel zu ergreifen, und mit ihr zu arbeiten. So oft er ruhen wollte, geſchah ihm nach des Mütterleins Verheißung, und jeder neue Schlag, den er aus der Luft empfing, übertraf an Kraft ſeinen Vorgänger.

Mit Erſtaunen fand Willbold am Morgen den emſigen Spinner, der dennoch, trotz dieſer Strafarbeit, den Begebenheiten der Nacht eine ſchöne Farbe zu geben ſuchte.

Aber bey jeder Unwahrheit, die er ausſprach, verſetzte ihm die Spinnmaſchine einen tüchtigen Kopfſtoß. Das bewog ihn zuletzt, aufrichtig zu beichten, und dem Geiſterbannen auf immer zu entſagen. Nun trennte ſich der Rocken plötzlich von ihm, und ging kerzengerade, wie ein Menſch, zur Thür hinaus.

15.

Der Schatz.

In demſelben Zimmer, eingeriegelt und eingeſiegelt, erwartete Torald am folgenden Abend, was ihm begegnen würde. Die Augen auf die Thür geheftet, ſaß er bis gegen Mitternacht, ohne daß er etwas Unheimliches vernahm. Endlich hörte er hinter ſeinem Rücken ein ſanftes Geräuſch; und

als er ſich umſah, erblickte er eine verſchleyerte Geſtalt, die ihm winkte. Er ſtand auf; ſie klopfte leiſe an die Wand; die ſchweren Quader wichen von einander; es zeigte ſich ein hohles Gewölbe und darin eine große eiſerne Truhe, die bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt war. „Torald!" — ſprach der Geiſt — „deines beſcheidenen Muthes und deiner Biederkeit Belohnung ſey dieß, und — Hilda!" —

„O, wie beglückſt du mich, wohlthätiges Weſen!" rief Torald. „Aber Hilda's Vater — —"

„Wird einwilligen!" ſagte der Geiſt. „Und weder ich noch die Zwerge werden hier jemahls wieder erſcheinen, wenn du das von mir geſtiftete Manfeſt jährlich veranſtalteſt. Hiezu iſt dieſes Geld beſtimmt. Damit aber deinen künftigen Schwiegervater keine böſe Luſt ankomme, es als ſein Ei-

genthum zu betrachten, ſo ſchließe die Wand ſich jetzt wieder, und öffne ſich nur dir, wenn du den Nahmen Hilda ausſprichſt."—

Sofort ergänzte ſich die Mauer, und der Geiſt verſchwand.

Mit Anbruch des Tages ſtürmte Willbold ins Zimmer. „Nun, Freund Torald, wie ſteht's? Ich hatte eine Träumerſcheinung, die mir verkündigte: wir wären die Geiſterlos, und hätten dafür einen Schatz gefunden."

„Euch hat nichts Unwahres geträumt;" verſetzte Torald, und brachte ſogleich mit dem ſüßen Zauberworte, das er mit Erröthen ausſprach, den verborgenen Schatz zum Vorſchein.

„Ha! ein herrlicher Fund!" rief Willbold, und wühlte mit Luſt in dem Gelde.

„Mir ward dabey zu einem noch köſtlichern Schatze Hoffnung gemacht;" ſagte Torald mit zitternder Stimme und geſenkten Augen.

„Ich verſtehe;“ ſprach Willbold. „Doch über meine Tochter hat Mutter Bertha nicht zu ſchalten. Ihr Verſprechen erkläre ich für null und nichtig; aber ich halte das meinige: ich gebe dir Hilda zum Weibe, und dieſe Burg, ſammt allen Zubehörungen, zur Ausſteuer.“ —

Dankbar ſtürzte ihm Torald in die offenen Arme.

Mit ſchüchterner Beſorgniß, ſeinen künftigen Schwäher verdrießlich zu machen, erwähnte nun noch der Jüngling: daß auf dem Schatze der ſüße Brey, als Bedingung, hafte.

„In Gottes Nahmen!“ rief Jener mit lachendem Munde. „Der windige Hans verleitete mich zu dem Schwur, nie einen Heller aus eigenen Mitteln auf das Geſtift zu verwenden; und ich hätte den Eid gehalten, wär' ich auch darüber zu Grunde gegangen. Da aber Frau Bertha nun die

Koſten ſelbſt dazu hergab — in Gottes Nahmen!" —

Und ſo erneuerten Torald und Hilda, die bald darauf ein glückliches Paar wurden, das unterbrochene Feſt, und ihre Nachkommen feyerten es fort, bis die Burg, deren Bau es veranlaſſet hatte, wieder in Trümmer zerfiel.

V.

Der Unverſöhnliche.

„Weg mit Hartſinn und Verhöhnung!
Reiche mir die Friedenshand!
Ach, ſonſt trennt wohl ohne Sühnung
Uns des Todes Scheidewand!
Trüglich ſchwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Traht hin über's Grab,
Und im nächſten Augenblicke
Stürzen wir vielleicht hinab.“ —

Mit dieſen Worten ſchloß der Hofrath Lambert einen rührenden Brief an den Präſidenten Dornfeld, der vormahls ſein Buſenfreund geweſen war, und ihn jetzt feindlich verfolgte.

Sie waren Jugendgespielen und akademische Freunde. Es schien, als könnten sie nicht ohne einander leben. Dornfelds harter und selbstsüchtiger Charakter trennte sie nur bisweilen einige Stunden lang. Lamberts nachgebender Edelsinn stellte immer die alte brüderliche Eintracht sogleich wieder her. Die Freundschaft begleitete sie von der Universität ins Geschäftsleben, und war auch auf dieser Laufbahn noch zehn Jahre ihre treue Gefährtin. Dornfeld hob sich, ungeachtet er an Kenntnissen tief unter seinem Freunde stand, durch den Hebel des Reichthums schnell über ihn empor. Tausende fanden das unrecht; Lambert aber freute sich über das Glück dessen, den er mehr als sich selbst liebte.

Schon waren sie Männer von fünf und dreyßig Jahren, als die Liebe einen Zankapfel unter sie warf. An Einem Tage und in Einer Stunde sahen sie die schöne,

geiſtreiche Amalie, und verließen mit gefeſſelten Herzen das Haus, wo ſie dieſe Bekanntſchaft gemacht hatten. Der Schlaf floh in der folgenden Nacht einen wie den andern, und ließ ihnen Muße zu der Entſchließung, ſich um das treffliche Mädchen zu bewerben. Dieſer Vorſatz war das erſte Geheimniß, das ſie einander nicht vertrauten. Still ging jeder ſeinen eigenen Weg nach dem vorgeſteckten Ziele.

Dornfeld, der ſich um dieſe Zeit aus leidigem Uebermuth in den Adelſtand erheben ließ, betrachtete Rang und Gold als die ſtärkſten Magnete für ein weibliches Herz. Er glaubte, ſeine doppelt wichtige Perſon ſey das Augenmerk aller jungen unverheiratheten Damen und der Gegenſtand ihrer feurigſten Wünſche. Voll dieſes Dünkels zeigte er im Umgange mit Amalien ein kühnes, zwangloſes Selbſtvertrauen, das ihr Zartgefühl beleidigte, und ihm, als er ſich

ihr mit der Miene der Herablaſſung zum Gemahl antrug, eine abſchlägige Antwort zuzog. Er verließ ſie mit Beleidigungen, und in ſeinem Buſen traten Haß und Rachgier an die Stelle der Liebe.

Amaliens Gunſt hatte ſich ſchon zuvor ſeinem beſcheidenern Freunde zugeneigt. Er konnte ihr zwar von allen ſchimmernden Herrlichkeiten, die man Glücksgüter nennt, wenig oder nichts anbieten; aber er entfaltete in Worten und Handlungen ein edles Gemüth, das ſie mit Recht für die reinſte und ſicherſte Quelle häuslicher Glückſeligkeit anſah. So begegneten ſich Liebe und Gegenliebe; der Bund ward geſchloſſen; Amaliens Aeltern beſtätigten ihn.

Wonnetrunken flog Lambert zu ſeinem Freunde, und ſtellte ſich ihm als Bräutigam dar. Staunend und mit erglühendem Geſichte fuhr der Präſident vom Stuhl auf, ſchmähte heftig auf Amalien, entdeckte im

Seine das bisher noch nicht ruchbar gewordene Geheimniß seiner abgewiesenen Anwerbung, und forderte von dem Hofrathe, als Opfer der Freundschaft: Amalien aufzugeben, sich nie mit ihr zu verbinden, und ihren Umgang ewig zu meiden.

„Freund, du verlangst zu viel!" antwortete Lambert. „Gönne mir den Genuß eines Glücks, das dir vom Schicksal nicht beschieden ward."

„O, darüber wächst mir kein graues Haar!" sagte der Präsident mit höhnischem Auflachen. „Aber bestraft muß sie werden, die Thörin, bestraft durch Dich, meinen innigsten Freund! — Räche mich an ihr, ziehe dich zurück, und laß sie, als alte Jungfer, verblühen!" —

Lambert unterdrückte seinen Unwillen, den er bey dieser harten Sprache fühlte; er bat sanft, ihn mit der Zumuthung eines schändlichen Wortbruchs zu verschonen.

Allein Herr von Dornfeld wollte ſeine Rache gebieteriſch durchſetzen. Er befahl gerade zu, als ob er einen Sclaven vor ſich hätte. Dadurch empört, erklärte ſich endlich der Hofrath: er ſey ein freyer Mann, und werde ſeiner Neigung und Denkart unbeſchränkt folgen. „Auf deine Gefahr!" donnerte der Präſident, und Wuth und Tücke blitzten aus ſeinen rollenden Augen. Lambert antwortete nicht. So trennten ſie ſich.

Bald nachher vollzog der Hofrath ſeine Verbindung mit Amalien. Herr von Dornfeld nahm die Meldungskarte, die ihm Jener zuſandte, nicht an.

Dieſer abgeſchmackte Trotz vertrat bey ihm die Stelle einer Kriegserklärung. Er hob allen geſelligen Verkehr mit ſeinem vieljährigen Freunde plötzlich auf, und ließ ihn, ſo oft er zum Beſuch erſchien, vor der Thüre abweiſen. Deſto mehr machte er ſich in Amtsgeſchäften mit ihm zu thun. Er

ſpielte gegen ihn, kalt und ſteif, den hohen Vorgeſetzten, und benahm ſich völlig ſo, wie ein kleiner, hämiſcher Geiſt zu handeln pflegt, wenn er einem verhaßten Untergebenen das Leben verbittern will. Die ſchwerſten und verdrießlichſten Arbeiten wurden dem Hofrath in einem ſolchen Uebermaß aufgebürdet, daß er ſelten einer freyen Stunde genießen konnte, und oft ganze Nächte am Schreibtiſche durchwachen mußte. Er duldete dieſen Druck ohne Murren; aber es that ihm weh, daß ſeine lobwürdigſten Aufſätze bitter getadelt, und bisweilen ganz, als unbrauchbar, verworfen wurden. Bey dieſen Anfeindungen ließ es der Präſident nicht bewenden. Er ſprach von dem Hofrath in allen Geſellſchaften übel; und als dieſer an der Reihe ſtand, in eine höhere Beſoldung zu rücken, ward ihm durch einen geheimen widrigen Bericht an den Fürſten dieſe gerechte Hoffnung vereitelt.

Er hatte bis jetzt alle Bedrückungen mit ſtummer Geduld ertragen. Da er aber indeſſen Vater von mehrern Kindern geworden war, und ſeine dadurch erweiterte Haushaltung bey dem geringen Einkommen, deſſen er noch zur Zeit genoß, nicht länger beſtehen konnte: ſo entſchloß er ſich zum Verſuch einer Ausſöhnung mit dem feindſeligen Manne, der Macht und Neigung hatte, ihm bey jedem Schritte, durch den er ſeine häusliche Wohlfahrt befördern wollte, Hinderniſſe in den Weg zu legen. Aus dieſem Grunde ſchrieb Lambert an ihn den Brief, deſſen im Eingange dieſer Erzählung gedacht iſt. Allein Herr von Dornfeld antwortete nicht, und fuhr unverändert fort, ſich in Dienſtſachen abhold und widerwärtig zu betragen. Einige andere Annäherungen, die der Hofrath in der Folge wagte, fruchteten eben ſo wenig. Doch triumphirte der Präſident darüber in ſeinen Zirkeln, und

verkündigte laut: Lambert krieche vor ihm zum Kreuze; er werde ihn aber, wie er sich sehr niedrig ausdrückte, bis an den jüngsten Tag zappeln lassen.

Um diese Zeit saß Lambert eines Abends, mit drückenden Arbeiten beschäftiget, am Schreibtische. Plötzlich trat einer seiner jüngern Collegen, der Hofrath von Bühren, mit hastigen Schritten und verstörtem Gesicht in sein Zimmer. „Bester Freund," sprach er ganz außer Athem, „ich werfe mich in einer der dringendsten Verlegenheiten meines Lebens in Ihre Arme. Ich bedarf in diesem Moment fünfhundert Thaler. Ehre und Leben stehen auf dem Spiele. Retten Sie mich!"

Lambert staunte. Bühren gehörte nicht unter die Zahl seiner Freunde. Im Gegentheil

theil hatte ihm dieſer zweydeutige Mann, der ein vertrauter Liebling des Präſidenten war, manchen geheimen Rank geſpielt, und ihn bisher immer über die Achſel angeſehen. Doch Lamberts weiches Herz vermochte nicht, ihm jetzt, in der Stunde der Noth, darüber Vorwürfe zu machen. Er betheuerte vielmehr mit den freundlichſten Worten: er würde ihm mit wahrem Vergnügen dienen, wenn es möglich wäre; allein er habe nicht den zehnten Theil der verlangten Summe vorräthig.

So verhielt es ſich in der That. Aber er hatte eine öffentliche Kaſſe unter den Händen, und ſie befand ſich in ſeiner Wohnung. Herr von Bühren, der das natürlich wußte, that den unerwarteten Vorſchlag, ihm dieſe Hülfsquelle zu öffnen. „Verſchonen Sie mich mit dieſem Anſinnen!“ ſagte Lambert: „Ich ſelbſt würde lieber Hungers ſterben, als die mir anvertrauten Gelder

pflichtvergessen berühren." — Dessen ungeachtet wiederhohlte Jener unablässig und mit herzerschütternden Worten seine Bitte. Er that schreckliche Eidschwüre, daß er das erbetene Darlehn unfehlbar innerhalb acht Tagen zurück zahlen wolle, und drohte Selbstmord, wenn ihm nicht augenblicklich geholfen würde.

Der gute Lambert schwankte zwischen Pflicht und Mitleiden. Endlich gewann das letztere die Oberhand; denn mit ihm verband sich der Gedanke: daß Herr von Bühren, der vielvermögende Günstling des Präsidenten, die geschickteste Person sey, einen erwünschten Frieden zu stiften, und sich aus Erkenntlichkeit dazu werde bereitwillig finden lassen. Voll dieser Hoffnung öffnete Lambert mit zitternder Hand die eiserne Kasse, und reichte ihm daraus einen Beutel mit fünfhundert Thalern. „Sie sehen," sprach er, „ich thue mehr für Sie, als ich in der

größten Bedrängniß für mich selbst gethan hätte. Schweigen Sie nur, und halten Sie Wort; Sie machen mich sonst unglücklich."— Bühren umarmte ihn, gelobte redliches Verhalten, versprach ewige Dankbarkeit, und eilte mit dem Gelde fort.

Von Arbeit gedrängt, hatte Lambert jetzt nicht Zeit, über diesen Vorgang und dessen mögliche Folgen nachzudenken. Er warf sich schnell wieder an sein Pult, und schrieb ruhig bis gegen Mitternacht. Nun aber umfingen ihn auf seinem Lager quälende Sorgen, die ihm sein eigenmächtiges Schalten mit anvertrautem Gute als eine gefahrvolle Unbesonnenheit darstellten. Er konnte vor Angst nicht schlafen; und schloß er ja minutenlang die Augen, so plagten ihn schwere Träume, die ihn in schaudervolle Kerker versetzten. Er sprang, so bald es Tag wurde, von dieser Folterbank auf. Unruhe und Bangigkeit machten ihm seine

Zimmer zu enge. Sie trieben ihn fort zu einem Freunde, dem er ſein Geheimniß vertraute.

„Ja, ja!“ ſagte der Freund nach bedenklichem Kopfſchütteln: „das gute Herz hat dem Verſtande ins Amt gegriffen! — Hier iſt nichts zu thun, als ſich auf den ſchlimmſten Fall gefaßt zu machen, und die Lücke der Kaſſe ſo ſchnell als möglich wieder auszufüllen.“

„Dazu weiß ich leider kein Mittel!“ ſeufzte Lambert.

„So will ich Rath ſchaffen,“ ſprach ſein Freund. „Ich bin zwar in dieſem Augenblicke nicht Herr über fünfhundert Thaler; ſie ſollen aber zuverläſſig binnen drey Stunden in Ihren Händen ſeyn. Gehen Sie indeſſen ohne weitern Kummer nach Hauſe!“

Lambert ging. Es war kaum acht Uhr, als er in ſeine Wohnung zurück kam. Er

fand bey Amalien zwey angesehene Staatsbeamten, die ihn erwarteten. Ihr Anblick erschreckte ihn. Sie wollten ihn allein sprechen. Er führte sie in ein anderes Zimmer. Hier zeigten sie ihm einen an sie ergangenen landesherrlichen Befehl, den Zustand der ihm zur Verwaltung übergebenen Kasse zu untersuchen. Welcher Donnerschlag für ihn! Es nahte sich ihm eine Ohnmacht; doch der Gedanke, daß sein Vergehen von keiner schändlichen Art sey, hielt ihn aufrecht. Er bekannte sofort den beyden Beamten den Mangel der Kasse, entdeckte ihnen mit strenger Wahrheit (nur Bührens Nahmen verschweigend) alle Umstände, und ersuchte sie, ihn nicht ins Verderben zu stürzen, da er die fehlende Summe nach einigen Stunden vor ihren Augen wieder ersetzen werde. Sie zuckten die Achseln, sagten zu seiner Bitte weder Ja noch Nein, durchzählten den übrigen Bestand der Kasse, versiegelten sie,

und eilten hinweg, ohne ſich auf ein beruhigendes Verſprechen einzulaſſen.

Zwey Stunden darauf überſandte Lamberts Freund die zugeſagten fünfhundert Thaler. Aber mit ſeinem Bothen faſt zugleich kam eine Gerichtsperſon, die dem Hofrath, im Nahmen des Fürſten, Hausarreſt ankündigte, und eine Wache vor ſeine Thür ſtellte. Nun war es außer Zweifel, daß Dornfeld hinter dem Vorhange ſtand, und die Maſchine regierte. Entrüſtet ſchrieb Lambert an ihn: „Herr Präſident, ich nenne Sie ohne Rückhalt den Urheber meines Unglücks! Sie legten mir durch den Hofrath Bühren einen Fallſtrick, und ich ging leider hinein, weil ich durch den Dienſt, den ich Ihrem Günſtling erzeigte, Ihnen ſelbſt gefällig zu werden glaubte. Aber Schmach und Gefangenſchaft ſind mein Lohn. Wie weit wollen Sie Ihre Rache noch treiben? Ich bitte Sie, ſeyn Sie menſchlich! Be-

freyen Sie mich aus dem Netze, womit Sie mich umspannen! Es wird Ihnen leicht werden, mein Verderben in der Geburt zu ersticken, da ich das zur Ergänzung der Kasse nöthige Geld, durch Beystand eines Freundes, schon wieder angeschafft habe." —

Keine Antwort. Es wurde zwar, in Hinsicht auf den geleisteten Ersatz, noch an demselben Tage die Wache von seiner Thüre abgerufen; er bekam aber zugleich eine richterliche Weisung, sich für jetzt aller Amtsgeschäfte zu enthalten, und das Collegium zu meiden. Die Untersuchung ging nun mit zahlreichen Verhören ihren Gang. Man zieh ihn grundloser, aus der Luft gegriffener Verbrechen, die ein so rechtschaffener Mann, als er, nicht im Traume begehen konnte.

Als man ihn einen Monat lang so gemißhandelt hatte, schrieb ihm ein theilnehmender Freund: „Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß Ihr Schicksal entschieden

iſt. Ihr Prozeß wird niedergeſchlagen; Sie verlieren aber Aemter und Würden. Der Präſident von Dornfeld kann, wie ich von ſehr guter Hand weiß, dieſen harten Schlag von Ihnen abwenden; doch müſſen Sie noch heute ſeine Vermittelung ſuchen. Morgen iſt es zu ſpät." —

Lambert entſetzte ſich, als würde ihm ein Todesurtheil verkündet. Er fühlte, daß er dieſen unverdienten Schimpf nicht überleben könne. Von dem verſteinerten Präſidenten war keine Hülfe zu erwarten. Um jedoch das letzte Rettungsmittel noch zu verſuchen, ſchrieb er an ihn, und ließ durch ſeinen Diener, den er mit dem Billet abſchickte, mündlich bitten, es unverzüglich zu leſen. Herr von Dornfeld feyerte eben ſeinen Geburtstag, und hatte viel Geſellſchaft in ſeinem Hauſe. Es war ſchon Abend, als er, am Spieltiſche ſitzend, den Brief empfing. Er ſteckte ihn in die Taſche, ungeachtet ihm

Lamberts Bitte um ſchleunige Erbrechung gemeldet wurde. „Es wird Zeit haben," ſprach er, und dachte nicht weiter daran.

Eine Stunde vor Mitternacht ging die Geſellſchaft zur Tafel. Unter den aufgepflanzten Trinkgeſchirren zeichnete ſich ein großer kryſtallener Pokal aus, den Lambert vor mehrern Jahren dem Präſidenten an deſſen Geburtstage geſchenkt hatte. Die Nahmen des Gebers und des Empfängers glänzten in goldenen Zügen neben einander: es war daher zu bewundern, daß ſich Herr von Dornfeld noch jezt dieſes Bechers bediente, und ihn ohne Gewiſſensangſt vor ſich ſehen konnte. Er füllte ihn, als eben die Glocke zwölf ſchlug, ganz unbefangen mit Wein, um ihn, nach alter deutſcher Sitte, in die Runde gehen zu laſſen.

Aber indem er den Wein ſeinen Gäſten kredenzte, und den Rand des Glaſes mit den Lippen berührte, erſchrekte ihn ein heller,

ſchwirrender Ton, der dem Becher entklang, und von allen Anweſenden mit Befremdung gehört wurde. Man unterſuchte den Pokal am Lichte, und entdeckte daran einen friſchen Sprung, der Lamberts Nahmenszug durchriſſen hatte. Schaudernd erinnerte ſich jetzt Dornfeld des ganz vergeſſenen Briefes, den er jetzt ſechs Stunden in ſeiner Taſche trug. Er eilte von der Tafel in ein Nebenzimmer, erbrach ihn, und las: „Ich ſtehe auf dem Scheidewege zwiſchen Leben und Tod. Die Nachricht, daß ich morgen meines Amtes entſetzt, und, mit Schmach bedeckt, in die Klaſſe der Bettler geſtoßen werden ſoll, hat mich an die Gränze meines Daſeyns gebracht, und ich bin zu einem muthigen Schritte hinüber entſchloſſen. Dornfeld, das iſt Dein Werk! Aber noch iſt es Zeit, mich zu retten, und Du wirſt es, Du mußt es thun, wenn noch ein menſchlicher Blutstropfen in Deinen Adern fließt. Sende mir, als Zeugniß

Deines redlichen Willens, nur einen Zettel, mit Ja und Deinem Nahmen beſchrieben. Dieß oder ein anderes Troſtzeichen von Deiner Hand will ich bis Mitternacht geduldig erwarten. Eile damit, ſo Du nicht willſt, daß Dein Geburtstag mein Sterbetag ſey! Denn ich mag die Sonne nicht ſehen, die mich als verurtheilten Verbrecher beſcheinen ſoll." —

Dornfelds Gewiſſen ward durch dieſen Brief mächtig erſchüttert. Er ſah nach der Uhr; die Mitternachtsſtunde war vorüber; er fürchtete das Schrecklichſte, und ſtürzte fort, um eine That zu verhindern, die ſeine Stirn mit dem Brandmahle des öffentlichen Abſcheues zu bezeichnen drohte. Aber ſie war leider ſchon geſchehn. Er fand vor Lamberts Wohnung einen Auflauf von Nachbarn, die ein Piſtolenſchuß aus dem Schlafe geſchreckt hatte. Mit verhülltem Geſicht, und ohne zu fragen, was vorgehe, drang

der Präſident durch die Schaar der Neugierigen ins Haus. Laute Jammertöne leiteten ihn an ein Zimmer. Er riß mit Angſt und Zittern die Thür auf. Lamberts blutiger Leichnam ſtarrte ihm entgegen. Amalie kniete, ganz in Schmerz aufgelöſ't, vor dem Ruhebette, auf welchem er ausgeſtreckt lag. Sie ſah ſich um, und ſchauderte, wie vor einem Geſpenſte, als ſie auf der Thürſchwelle den Todfeind des Entſeelten erblickte. Er wollte näher treten; ſie wies ihn mit vorgeſtreckten Händen von ſich ab. „Ich beſchwöre Sie, entfernen Sie ſich!“ rief ſie: „Das Blut meines Mannes ſchreyt über Sie gen Himmel!“ — Er bebte mit Entſetzen zurück, und floh in ſein Haus. Aber er hatte nicht den Muth, vor ſeinen Gäſten zu erſcheinen. Er ließ ſich, unter dem Vorwand einer ihm plötzlich zugeſtoßenen Krankheit, bey ihnen entſchuldigen, und verbarg ſich, wie ein flüchtiger Verbrecher.

Lambert ward allgemein bedauert. Die Urſache ſeines Selbſtmordes blieb kein Geheimniß. Jeder Rechtſchaffene verabſcheute den Präſidenten. Sein Rang ſchützte ihn vor öffentlicher Ahndung; aber ein ſtrenges Blutgericht nahm Sitz in ſeinem Buſen, und verurtheilte ihn, keine ruhige Stunde mehr auf Erden zu haben. Er ſank in Schwermuth, die bald in Wahnſinn überging. Ueberall ward er, wie er glaubte, von Lamberts Geiſte verfolgt. Mit dieſer Erſcheinung ſprach er oft laut, bot ihr mit ſtrömenden Thränen die Hand, und ſtieß dann aus Verzweiflung, daß ihm das Luftgebild die angetragene Ausſöhnung zu verweigern ſchien, den Kopf gegen die Mauer. Er fiel am Ende völlig in Raſerey. Man mußte ihm Feſſeln anlegen, von welchen ihn erſt nach Jahren der Tod befreyte.

Weg mit Hartsinn und Verhöhnung!
Reicht dem Feind die Friedenshand!
Ach, sonst trennt wohl ohne Sohnung
Euch des Todes Scheidewand!
Trüglich schwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Draht, hin über's Grab,
Und im nächsten Augenblicke
Stürzet ihr vielleicht hinab.

VI.

Der Heirathsvertrag.

„Mein Himmel! in was für einer verkehrten Welt lebt man jetzt!" rief Herr Peter Aſten, und warf ſeine dampfende Pfeife aus der Hand. „Jedes Ey will klüger ſeyn als die Henne, und ein ehrlicher Vater muß ſeine widerſpenſtigen Kinder mit Donnerwettern des Zorns in die Arme des Glücks treiben! — Kurz, Ferdinand, Ein Wort für tauſend: du heiratheſt die für dich gewählte Braut, und hältſt dich auf den Abend bereit, den Ehevertrag zu unterzeichnen!" —

Ferdinand wollte neue Vorſtellungen beginnen; aber der Vater ſprang ungeſtüm auf, ſchob ihn, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit beyden Händen zur Thür hinaus, und verriegelte ſie.

Traurig ging der junge Mann in ſein Zimmer, und ſchrieb einen langen, rührenden Brief, worin er dem Vater das bis jetzt verſchwiegene Bekenntniß that: ſein Herz ſey nicht mehr frey, ſondern das ewige Eigenthum eines armen, aber edlen Mädchens.— Verlorene Mühe! Herr Peter Aſten ſandte den Brief unerbrochen zurück, betrieb die Verlobungsanſtalten mit doppeltem Eifer, und gegen Abend ſammelte ſich in ſteifen Feyerkleidern die von ihm eingeladene Geſellſchaft, worunter Herr Joachim Olſen und deſſen bräutlich geſchmückte Tochter Dorothea die Hauptperſonen waren.

Die Herren Aſten und Olſen hatten ſich dreyßig Jahre lang täglich auf der Börſe geſehen

geſehen und geſprochen, hatten manches gute Geſchäft mit einander gemacht, und waren ſo nach und nach Gewohnheitsfreunde geworden. An Einem Tage legten ſie, durch die Stürme der Zeit dazu bewegen, ihre Handlungen nieder, und traten ſie Fremdlingen ab: denn Olfens Tochter war ſein einziges Kind, und Aſten's Sohn, der ebenfalls keine Geſchwiſter hatte, bezeigte von Jugend auf eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen die Kaufmannſchaft, daß ſich der Vater nach langen, fruchtloſen Kämpfen entſchließen mußte, ihn ſeinem Hange zu Künſten und Wiſſenſchaften zu überlaſſen. Als ſich die alten Herren, die beyde Witwer waren, zum letzten Mahl auf der Börſe ſahen, trafen ſie gelegentlich und mit ſo kaltem Blute, als ſprächen ſie von einem Wollhandel, die Uebereinkunft, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Keinem von Beyden fiel es ein, daß die jungen Leute andern

Sinnes ſeyn könnten. Darum erſtaunte Herr Aſten nicht wenig, als Ferdinand die Vollziehung des auf der Börſe geſchloſſenen Vertrages von ſich ablehnte. Dorothea hingegen machte nicht die geringſte Schwierigkeit, den auf ſie geſtellten Herzenswechſel zu honoriren. Dieſen kindlichen Gehorſam konnte ſie ſich aber in der That nicht als ein ſchweres Opfer anrechnen; denn Ferdinand war an Körper und Geiſt ein liebenswürdiger Mann, und einſt der Erbe eines Vermögens, das ſogar den anſehnlichen Reichthum ihres Vaters weit überwog.

Doris Olfen (ſo nannte ſie ſich, weil ihr der Nahme Dorothea zu altfränkiſch klang) hatte kurz zuvor ihren zwey und zwanzigſten Geburtstag mit großem Gepränge begangen. Die Zahl XXII glänzte mit Zuckerſchrift auf Torten, brannte mit Feuerzügen im erleuchteten Garten, ſtand den poetiſchen Glückwünſchen einiger Haus-

ſchmarotzer auf die Stirn gedruckt, und war noch an vielen andern Orten angebracht, um das Kirchenbuch, das der Königin des Feſtes eine Laſt von dreyßig Jahren aufbürden wollte, Lügen zu ſtrafen. Wer aber, von der überall in's Auge ſpringenden Ziffer hinweg, in Dorchens Angeſicht ſah, ſtellte der geiſtlichen Urkunde vollen Glauben bey, und würde ſogar ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt haben, wenn ſie auch ein Jahrzehend mehr angeſagt hätte. Es machte daher einen widrigen Eindruck, daß ſich die reitzloſe Dame noch jetzt, da der Herbſt ihres Lebens mit ſtarken Schritten hereinbrach, wie ein erſt aufblühendes Mädchen ſchmückte, und die kindiſche Naivheit der aus Kotzebue's Indianern in England bekannten Gurli nachäffte. Dieſe lächerliche Ziererey, die ſie überall zur Schau trug, hätte den ernſten und geradſinnigen Ferdinand von ihr zurück-

geſchreckt, wenn er auch ſonſt geneigt geweſen wäre, ſich mit ihr zu verbinden.

Die beyden Alten hatten ſich über die Punkte der Eheſtiftung unter vier Augen verglichen, und das Geſchäft, ſie in eine rechtskräftige Form zu bringen, dem erfahrenen Notar Kilian überlaſſen. Dieſer gute und ziemlich betagte Mann war in dergleichen Angelegenheiten der gewöhnliche Schriftſteller, und hatte in ſeinem langen, arbeitſamen Leben gegen tauſend Ehezärter *) entworfen, ohne eben dadurch viel zärtliche Ehen zu ſtiften. Doch ſeine Schuld war es nicht, daß bisweilen die von ihm verfaßten Bundesverträge einen ewigen Hauskrieg zur Folge hatten. Er ſchrieb, was man verlangte; kein Jota zu viel oder zu wenig.

---

*) Ehezarter oder Ehezarter: eine noch an vielen Orten gewöhnliche Benennung der Eheſtiftungs-Urkunde.

Mit dieſer Pünktlichkeit hatte er auch den Auftrag der Herren Aſten und Olfen vollzogen, und überbrachte jetzt die gefertigte Schrift, die in einer großen Papierrolle aus der Taſche ſeines breiten Ehrenkleides hervorragte.

Die Geſellſchaft ſetzte ſich in bunter Reihe um eine mit Erfriſchungen beladene runde Tafel. Dieſem glänzenden Bogen fehlte nur noch der Schlußſtein — der Bräutigam. Er kam nicht. Unruhig blickte Herr Aſten oft nach der Thüre, ſtand endlich auf, und eilte mit ſtarken Schritten in's Hinterhaus, wo ſein Sohn ein Paar Zimmer bewohnte, und jetzt in häuslicher Kleidung, den Kopf auf den Arm geſtützt, in einem Sorgeſtuhle ſaß.

„Nun, was heißt das? Warum kommſt du nicht?" polterte der Vater. „Die Braut iſt da, der Notar iſt da, der Contrakt iſt fertig!" —

„Ich kann ihn nicht unterſchreiben;“ ſagte Ferdinand mit weicher, wehmüthiger Stimme. „Vater, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie von dieſer Forderung ab, zwingen Sie mich nicht, Ihnen öffentlich in dieſer Sache den willigen Gehorſam zu verweigern, den Sie in allen andern Fällen ohne Ausnahme von mir erwarten können. Ich ſtürze mich auf Ihren Wink lieber in ein Feuer, als in die Arme des Frauenzimmers, das Sie mir aufdringen wollen.“ —

„Wunderlicher Menſch!“ verſetzte der Vater mit erzwungener Kälte: „Du geberdeſt dich, als wäre von einem Drachen die Rede!“ —

„Es iſt nicht möglich; ich kann mein Herz nicht theilen;“ fuhr Ferdinand fort. „O, hätten Sie doch meinen heutigen Brief geleſen! Er enthielt ein Geſtändniß, das ich Ihnen nicht länger verſchweigen kann. Ich liebe ein tugendhaftes Mädchen; die

arme Tochter eines verſtorbenen Mahlers; Luiſe Baumgarten iſt ihr Nahme.“—

Der Alte gerieth außer ſich. Eine arme Schwiegertochter war ihm ein verhaßter, ein unerträglicher Gedanke. Ferdinand hielt ſtandhaft, doch mit unverletzter Achtung gegen ſeinen Vater, den Sturm aus, und wankte nicht. Herr Aſten mußte ſich allein, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, zur Geſellſchaft zurückbegeben. Er brachte vor der Thüre des Verſammlungsſaales ſeine verſtörten Geſichtszüge ſo viel als möglich wieder in Ordnung, trat mit erkünſtelter Unbefangenheit hinein, und ſagte: „Meine Damen und Herren, ich muß die Abweſenheit meines Sohnes bey Ihnen entſchuldigen. Der junge Sauſewind hat ſich bey einem Spazierritte, den er am heutigen Morgen in zu leichter Kleidung gemacht hat, eine Verkältung zugezogen, die ihn wohl nöthigen wird, einige Tage das Bett zu hüthen.

Mit tragiſchen Worten und Geberden legte die ganze Geſellſchaft ihr Bedauern an den Tag, und Doris-Gurli flog ſogar mit einem lauten Schrey nach der Thüre, um den Kranken zu beſuchen. Aber ihr Vater eilte und führte ſie mit einem verdrießlichen Geſichte auf ihren Stuhl zurück. Ihm war das Wort Verkältung ſonderbar aufgefallen, und hatte ihn erſt an den Gegenſatz erinnert, daß er bey dem jungen Aſten nie eine Spur von zärtlicher Wärme gegen Dorotheen bemerkt habe. Das war freylich jetzt, in der Stunde, da die Eheſtiftung vollzogen werden ſollte, eine ſehr ſpäte Entdekkung. Aber, ſie früher zu machen, war auch beynahe nicht möglich geweſen. Doris und Ferdinand hatten ſich bisher nur dann und wann im Getümmel groſſer Gaſtmähler geſehen und geſprochen, und nicht im Traume daran gedacht, ein Liebes- und Ehebündniß mit einander aufzurichten. Den auf der

Börſe getroffenen Seelenhandel erfuhren ſie erſt an dem Tage, da ihnen Abends, nach einer kurzen ernſt- und ſcherzhaften Einleitung, der Heirathsvertrag vorgelegt, und die Feder zur Unterſchrift in die Hand gegeben werden ſollte. Mit einem ſolchen Machtſtreiche wollten die alten ſoliden Herren, denen das ſonſt gewöhnliche Vorſpiel der Liebe ein ganz entbehrliches Getändel ſchien, die Sache kurz und gut abthun.

Daß dieſer ſchöne Plan wenigſtens jetzt mißglückte, ging dem Herrn Olfen ſtark im Kopfe herum, und allerdings hatte ſeine Tochter am meiſten dabey zu verlieren. Schmollend nahm er an dem lebhaften Geſchwätz um ihn her keinen Theil, und ſah mit einem wahren Eulengeſichte bald nach der Uhr, bald nach der Gegend, wo er ſeinen Hut und Stock hingelegt hatte. Dieſe drohende Auflöſung der Geſellſchaft ſetzte einige Mitglieder, die ihre ſehnſuchtsvolle

Erwartung eines leckern Nachtſchmauſes nicht gern aufgeben wollten, in große Beſtürzung. Aber ſcherzend ſtrich der Hausvater ſeinem grämlichen Freunde die Runzeln von der Stirn, und erklärte mit möglichſter Heiterkeit, daß jener unangenehme Vorfall die Freude des Tages nicht ſtören dürfe. Es ſey jetzt, ſetzte er hinzu, um ſo nöthiger, beyſammen zu bleiben, und auf Beſſerung des Kranken gemeinſchaftlich und tapfer zu trinken.

Olfen ließ ſich beruhigen, und man zechte brav; doch Ferdinand's Geſinnungen wurden nicht beſſer. Der Vater, bis zur Wuth aufgebracht, ſchied ſich am folgenden Tage mit ihm vom Tiſche, verwies ihn ganz aus ſeinen Augen, und drohte mit Enterbung. Das Letztere hielt er für das ſchrecklichſte Donnerwort, das ſich ausſprechen laſſe; und es machte dennoch zu ſeinem Erſtaunen nicht den geringſten Eindruck auf den Jüngling.

der ſein geliebtes Mädchen um kein Peru oder Eldorado vertauſcht hätte. Aber der Zwiſt an und für ſich ſelbſt, in den er mit einem kindlich verehrten Vater gerathen war, ſchlug ſeinem weichen Gemüthe ſo tiefe Wunden, daß er erkrankte. „Geht zum Doktor!“ ſagte der Zürnende kalt, als er durch einen Diener davon Nachricht erhielt. Er bekümmerte ſich um den Leidenden nicht weiter.

Der verſtändige Arzt ſah bald, daß hier mit der Kunſt des Hippokrates nichts auszurichten war. Die kranke Seele mußte geheilt werden. Er, Hausarzt und Hausfreund zugleich, nahm es auf ſich, das in dieſem Falle einzig wirkſame milde Oehl der Verzeihung und des Nachgebens aus dem ſteinernen Vaterbuſen zu preſſen.

Das ſchwere Geſchäft gelang; nur war das gewonnene Oehl von harten Miſchtheilen nicht rein. „Ich vergebe dem Schwärmer,

und er heirathe, wen er will! Aber er bringe mir nie ſein Weib vor die Augen, und ich leb' oder ſterbe, ſo hat er von mir nichts mehr zu hoffen." — Das war, nach langer Verhandlung, der letzte, unabänderliche Beſchluß.

Ferdinand, durch dieſen Halbtroſt genesen, eilte zum Vater, und dankte ihm dafür. „Du kannſt jetzt thun, was du willſt;" ſagte Dieſer. „Doch es bleibt dabey, daß ich mein mühſam erworbenes Vermögen in einer unbeſonnenen Ehewirthſchaft nicht verſplittern laſſe." —

„Ich entſage mit Freuden;" antwortete der Sohn. „Das Wiedergeſchenk Ihres Vaterherzens macht mich reich." —

„Schöne Worte und weiter nichts!" verſetzte der Alte. „Du hätteſt dich bey der Eheſtiftung, die der Notar ſchon in der Taſche hatte, beſſer befunden. — Geh nun," fuhr er bitter fort — „geh hin zu ihm mit

deiner holden Braut, und ſchließt einen Vertrag, ſo gut als ihr könnt! Er wird verdammt kahl ausfallen." —

„Sie ſcherzen, mein Vater!" erwiederte der Sohn in einem gutmüthigen Tone: „Aber ich werde Ernſt daraus machen." —

Er verbeugte ſich ehrerbietig, und trat ab. Der Vater ſchickte ihm ein unväterliches Hohngelächter nach.

An einem der nächſten Tage kam der Notar Kilian mit ungewöhnlichen Doppelſchritten zu ihm. „Mein werther Herr Aſten," begann er keuchend, „ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu melden, daß Dero Herr Sohn eben in meiner Behauſung war und anfragte: wann er mit ſeiner Verlobten, einer gewiſſen Luiſe Baumgarten, bey mir erſcheinen könne, um einen Heirathsvertrag zu vollziehen. Ich ſtutzte — und da ich um keinen Preis etwas thun möchte, das Ihnen, mein Hochverehrter, entgegen wäre — —"

„Schreiben Sie in Gottes Nahmen, was der Thor begehrt!“ fiel Herr Aſten ein. „Er hat mir meine Einwilligung abgetrotzt; das Mädchen ſoll übrigens gut und rechtſchaffen ſeyn. Ich begreife nur nicht, was die armſeligen Menſchen einander zuſichern wollen, da ich meinem Sohn Enterbung angekündigt habe.“ —

„Enterbung?“ — fragte der Rechtsgelehrte in einem langgezogenen Tone. „Sie haben in die Heirath gewilligt — des Mädchens Ruf iſt unbeſcholten — und dennoch Enterbung? — Dieſer Entſchluß dürfte wohl bey jenen Umſtänden von den Geſetzen für ungültig erklärt werden.“ —

„Pah! pah! der Reiche macht ſich ſeine Geſetze ſelbſt.“ —

„Streiten wir darüber nicht, mein theuerſter Gönner!“ ſagte der Notar. „Mir iſt's genug, daß Sie die Abſchließung des Heirathsvertrages erlauben. Unter dieſer

Vorausſetzung habe ich das junge Paar heute Nachmittags um vier Uhr zu mir beſchieden." —

„In Gottes Nahmen!" rief Herr Aſten, und der Notar empfahl ſich.

Die kurzen Entſcheidungsgründe, die der Juriſt gegen die vorhabende Enterbung angeführt hatte, verſenkten Jenen in ein langes Nachdenken. Er ging zu einem andern Rechtsfreunde, trug ihm den Fall vor, und erhielt gleichen Beſcheid. „Hm! hm!" ſprach er zu ſich auf dem Heimwege: „ich habe mich alſo in einer unauflöslichen Schlinge gefangen! Ich kann als ehrlicher Mann mein Jawort nicht zurück nehmen; und alles wohl überlegt, möcht' ich ſelbſt die Närrin Doris nicht heirathen. Die Mahlerstochter hingegen lobt Jeder, der ſie kennt. — O, wäre ſie nur nicht ſo arm! — Aber ich bin doch neugierig, ſie zu ſehen. Man hat ja, wie die Krämer ſagen, das Anſehn umſonſt."

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als er auf der Straße dieſes Alleingeſpräch hielt. Schon nahe vor ſeinem Hauſe kehrte er plötzlich um, ſchlüpfte durch eine Hinterthür in Kilian's Wohnung, und überraſchte den öffentlichen kaiſerlichen Schreiber mit der haſtigen Bitte: „Erlauben Sie mir, Freund, mich in Ihren Alkoven einzuquartiren! Ich will hinter dem Vorhang der Glasthüre die Braut meines Sohnes in Augenſchein nehmen."

„Thun Sie, als wären Sie hier zu Hauſe!" ſagte der Notar. In demſelben Augenblicke zog ſchon Ferdinand die Klingel des Vorſaals, und Herr Aſten flüchtete geſchwind in den Alkoven.

Wahrlich! das Geſchäft eines Notars wäre das angenehmſte von der Welt, wenn täglich im Schreibzimmer ſo reizende Mädchen erſchienen, als jetzt eins mit geſenkten Taubenaugen hereintrat. Luiſe, in der Roſen-

ſenblüthe ihres achtzehnten Jahres, war eine ſo zarte, wunderliebliche Geſtalt, daß bey ihrem Anblick ſogar im Buſen des greiſen Rechtsgelehrten die längſt erſtorbenen Gefühle des Schönen erwachten. Mit verklärtem Geſichte, aus welchem alle finſtre Wolken, die ſich ſeit vierzig ſchwülen Geſchäftsjahren darauf gelagert hatten, plötzlich verſchwanden, zwang er ſeinen ſteifen Rücken zu zehn und mehrern behenden, wellenförmigen Beugungen, die leider nicht ſo zierlich geriethen, als er es wünſchte. Ungeſtüm warf er dann einen dicken, ſchlafenden Mops aus dem verjährten Beſitze des Sopha's, und führte Luiſen, wie ein Ceremonienmeiſter der Vorzeit, mit den äußerſten Fingerſpitzen an den geräumten Platz.

Auch hinter der Glasthüre ward bey der Ankunft des ſchönen Mädchens ein Ausruf des Beyfalls ſchier laut. Er galt nicht ſowohl der Huldin ſelbſt, als vielmehr ihrer

netten, aber möglichſt einfachen Kleidung, die dem Lauſcher die erfreuliche Zuſicherung gab, daß ſeine künftige Schnur keine eitle Zierpuppe ſey, die durch zügelloſe Putzverſchwendung ihren Gatten zu Grunde richten werde.

„Hier ſind wir, mein Herr Notarius," begann Ferdinand, „um Ihnen einen ſchon entworfenen Heirathsvertrag zur Beglaubigung zu überreichen. Ich fürchte faſt, Sie werden uns damit auslachen; denn er gehört in der That, nach ſeinem Ton und Inhalt, nicht ganz in Ihr Amtsfach. Doch gewiſſe Urſachen beſtimmen mich, unſere Geſinnungen und Grundſätze, mit welchen wir zum Altar gehen, meinem Vater in einer von Ihnen bekräftigten Urkunde vorzulegen."—

„Ich ſtehe von ganzem Herzen zu Dienſten;" antwortete der Notar, und griff nach der unentbehrlichen Brille, deren ſich der

alte Geck, in Gegenwart des blühenden Mädchens, faſt ſchämte. — O Zeiten! o Sitten! Im laufenden Jahre 1812 ſchämen ſich beynahe die jüngſten Zierlinge, ſich auf der Straße und vor ihren Liebchen ohne Brille ſehen zu laſſen. —

„Iſt es Ihnen gefällig, uns dieſen Aufſatz vorzuleſen?" ſagte Ferdinand, indem er einen Bogen Papier aus der Taſche zog.

Räuspernd ſtimmte Herr Kilian ſeine Kehle, um auch den Ohren im Alkoven verſtändlich zu werden, und las dann mit lauter Stimme, wie folgt:

Erſter Artikel.

Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne einander nicht glücklich ſeyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2.

Ferdinand weiht und heiligt ſein ganzes Daſeyn Luiſen, um ihr durch raſtloſen Fleiß

ein bequemes und ſorgenfreyes Leben zu verſchaffen.

Art. 3.

Luiſe wird ſich dagegen beſtreben, durch häusliche Wirthlichkeit ſich und ihn auf der goldnen Mittelſtraße des ehrlichen Auskommens zu erhalten.

Art. 4.

Da im Eheſtande oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiſte ſind, ſo verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leiſeſten Widerſpruch nachzugeben.

Art. 5.

In der Tracht, zum Beyſpiel, richtet ſich jeder Theil nach des andern Geſchmack. Ferdinand enthält ſich einer allzu nachläſſigen Kleidung, um Luiſens Auge nicht zu beleidigen, und Luiſe vermeidet, ſich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte ſie fremde Männer feſſeln. — Die Hauptzierde unſers

Körpers ſey — Reinlichkeit, weil das Gegentheil bey Perſonen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6.

Die gebieteriſchen Worte: ich will, ich beſtehe darauf, ich befehle — werden in unſerm häuslichen Wörterbuche ganz ausgeſtrichen.

Art. 7.

Luiſe wird ſich nie in Geſellſchaften das geringſte Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten laſſen: denn jede Gattin, die ſich ſolche zweydeutige Aeußerungen leichtſinnig erlaubt, giebt dadurch andern Männern gleichſam ein Signal, ſich ihr mit Siegeshoffnung zu nahen.

Art. 8.

Ferdinand wird Luiſen öffentlich ehren, damit ſie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch

ſchmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geſelligen Höflichkeit hinaus gehen, einen kränkenden Triumph über ſeine Gattin geſtatten.

Art. 9.

Wir wollen beyde in der Wahl unſers Umganges vorſichtig ſeyn, und beſonders keine falſchen und argliſtigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Buſen, die ruhigen Freuden unſers Bundes vergiften könnten.

Art. 10.

Zwiſchen Mein und Dein findet keine Gränzſcheidung unter uns Statt. Unſer höchſtes Gemeingut iſt unſre gegenſeitige Liebe; und dieſer Schatz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, ſoll unter ihren Flügeln bey uns wachſen bis an unſer Grab. — —

„Edle Seelen!“ rief jetzt, beym Schluß des Vertrages, der Notar, und Thränen der

Rührung entflossen ihm. „Ich stehe dafür, mein junger, wackrer Freund, daß sich Ihr Vater über dieses schriftliche Zeugniß Ihres trefflichen Gemüths höchlich erfreuen wird.“—

„Wahr gesprochen!“ sagte Herr Asten, und trat aus dem Alkoven hervor. Die Liebenden staunten und starrten ihn an. „Mein guter Ferdinand!“ fuhr er fort, und schloß ihn in die Arme: „Jedes Mißverständniß zwischen uns sey gehoben und vergessen! Ich billige deine glückliche Wahl, und erkenne dieses schöne, sittsame Kind mit Vergnügen für meine liebe Tochter.“ —

Dankbare Entzückungen und Freudenthränen waren der Lohn dieser unerwarteten Milde.

Ferdinand wollte nun seinen Aufsatz, als nicht weiter nöthig, zurücknehmen; aber der Notar hielt ihn fest. „Erlauben Sie mir,“ sprach er, „das von kaiserlicher Majestät mir verliehene Siegel darauf zu drücken: denn

rühmen möcht' ich mich gern, dieſen voll-herzigen Heirathsvertrag, der jedem andern zum Vorbilde dienen ſollte, beglaubigt zu haben."

VII.

Der kluge Mann.

Baron Hall, deſſen ländlicher Wohnſitz eben kein Tempel der Gaſtfreundſchaft war, ließ eines Tages alle ſeine Nachbarn vom Ritterſtande zu einem Mittagsmahl einladen. Sie erſchienen zahlreich, fanden die Tafel trefflich beſtellt, aßen und tranken vergnügt, und grübelten im Stillen, was dieſes ungewöhnliche Feſt bedeute. Das erfuhren ſie beym Nachtiſch, indem ihnen jetzt der Wirth erklärte: er habe ſie bey ſich verſammelt, um auf einige Zeit von ihnen Abſchied zu nehmen.

Alle Augen der Tafelrunde vergrößerten ſich: denn eine Reiſe, die ſich über die nächſten Marktflecken hinaus erſtreckte, war bey unſerm Reichsfreyherrn etwas ganz Unerhörtes. Das Erſtaunen der Gäſte wuchs, als er ihnen eröffnete: er begebe ſich in die Hauptſtadt, um eine Erbſchaft zu heben.

„Dieſe Bereicherung "— ſetzte er mit ſelbſtzufriedenem Lächeln hinzu — „verdanke ich, ohne Ruhm zu melden, dem Bischen Klugheit, das ich beſitze. Ich weiß nicht, ob einer von Ihnen den alten Oberſten Rauſberg gekannt hat. Ich war von mütterlicher Seite mit ihm verwandt; wir haben uns aber nie von Angeſicht geſehen. Deſſen ungeachtet war ich mit ſeinen Schwächen vertraut, und behandelte ihn, wie er behandelt ſeyn wollte. Er liebte das Geld; jeder eriparte Pfennig machte ihm Freude. Ueberdieß that es ihm wohl, wenn man ſeiner vormaligen Heldenthaten, ſo zweifel-

haft ſie auch waren, ſchmeichelnd erwähnte. Ich ſchickte ihm daher von Zeit zu Zeit Hühner, Gänſe, Haſen und Rehe, und ermangelte dabey nie, in meinem Sendſchreiben mit langen und breiten Worten zu wünſchen: daß die Vorſehung unſerm Vaterlande ſeinen tapferſten Vertheidiger noch lange erhalten möge. — Das gefiel dem alten Degen. Ich empfing von ihm nach jeder Küchenlieferung einen zwar unfrankirten, aber höflichen Dankbrief, worin er mir immer mit vorſichtig abgewogenen Ausdrükken zu verſtehen gab, daß er am Rande ſeines Grabes meiner beſtens gedenken wolle. Und er hielt Wort, der ehrliche Mann. Sein letzter Wille beſtimmte mir zwanzigtauſend Thaler in Golde, die vermuthlich ſchon zur Hebung bereit liegen."

Die Geſellſchaft jubelte laut, und wünſchte Glück. Einige, die ſich im Nu entſchloſſen, ihn um ein Darlehn zu erſuchen, erhoben

ſich ſogar von den Stühlen, und verbeugten ſich tief. Alle insgeſammt nannten ihn feyerlich Herr Baron, anſtatt daß man ihn ſonſt ohne Umſtände nur Herr von Hall zu nennen pflegte. Kurz, Verehrung und Liebe drängten ſich ihm von allen Seiten entgegen. Aber einſtimmig widerriethen ihm ſeine theilnehmenden Freunde die beſchloſſene Reiſe. „Die Hauptſtadt iſt voll Schlangen und Füchſe;" ſagten ſie. „Ein ſo argloſer und zutraulicher Mann, wie der Herr Baron, iſt dort den größten Gefahren ausgeſetzt."

„Sorgt doch nicht für mich!" ſprach er lachend. „Unſer einer weiß ſich in allen Fällen gegen Liſt und Betrug zu bewahren."

Nach aufgehobener Tafel führten ihn verſchiedene Herren bey Seite, und in einer halben Stunde waren ſchon drey Theile der Erbſchaft gegen annehmliche Sicherheiten untergebracht.

Er kam in der Hauptſtadt an, trat im

vornehmſten Gaſthofe ab, und ſeine erſte Sorge war, ſich mit einem Lohnbedienten zu verſehen. Der Wirth wollte ihm einen treuen Mann zuweiſen; allein er verbat es. „Mein Grundſaz iſt: Trau, ſchau, wem!“ ſprach er. „Stellen Sie mir die Menſchen vor, die gewöhnlich in dieſem Hauſe die Fremden bedienen. Ich will mir einen davon erkieſen, und hoffe, keinen Fehlgriff zu thun, da ich mit der Geſichts- und Mienenkunde ein wenig bekannt bin.“

Es erſchienen drey Candidaten. Zwey derſelben traten ernſt und ſchweigend, mit mäſſigen Verbeugungen, auf. Der dritte bückte ſich ſo tief als möglich, küßte dem Wahlherrn die Hand, und erbot ſich mit geläufiger Zunge Sr. Excellenz zu unterthänigſten Dienſten. Der Titel Excellenz kizelte den Baron, weil er ihm nicht zukam; die freundliche Geſichtsbildung des Gunſtſchleichers gefiel ihm; er ſchickte die Sauer-

köpfe fort, und wählte den kriechenden Lächler. Der Hauswirth ſchüttelte darüber den Kopf, und fing an, die gerühmten phyſiognomiſchen Kenntniſſe ſeines Gaſtes zu bezweifeln.

Am folgenden Tage fuhr der Baron ins Sterbehaus, um die ererbten Goldſtücke in Empfang zu nehmen. Das ging aber nicht ſo geſchwind, als er dachte. Der kluge Mann hatte zwar Geldſäcke mitgebracht, aber die ihm von dem Gerichtshofe zugefertigten Rechtsbeweiſe auf ſeinem Gute gelaſſen. Der Haupterbe, ein alter barſcher Kriegskamerad des Verſtorbenen, wies ihn deshalb mit leeren Händen ab. „Sie begreifen," ſagte er, „daß es eine Unbeſonnenheit wäre, dem Erſten dem Beſten, der ſich Baron Hall nennt, ein ſo beträchtliches Legat auszuzahlen. Stellen Sie mir wenigſtens drey hier angeſeſſene Zeugen und Bürgen, daß Sie der rechte Mann ſind."

„Es kennt mich leider hier niemand;“ antwortete der Baron.

„So haben wir für jetzt nichts mit einander zu thun;“ ſagte Jener. „Sorgen Sie für gehörige Legitimation, und kommen Sie in drey oder vier Wochen wieder: denn eher iſt Ihr Geld ohnehin nicht beyſammen.“

Der Baron ſchrieb an ſeinen Gerichtsverwalter, um die nöthigen Urkunden zu erhalten, und war dann nicht wenig verlegen, was er in einem ſo fremden Elemente, als die Hauptſtadt für ihn war, einen Monat lang mit ſeiner Zeit anfangen ſollte. Kauz, ſein Lohnbedienter, ſchlug ihm mancherley vor. „Wollen Ew. Excellenz die Bibliothek, den Bilderſaal, die Kunſtkabinette und andere Merkwürdigkeiten ſehen? — Soll ich Hochdieſelben auf Kaffeehäuſer und in Tanzgeſellſchaften führen?“ — Der Baron verwarf alles, rauchte eine Pfeife Tabak nach der andern zum Fenſter hinaus, und beluſtigte

ſich an dem bunten Gewühl der Straße. Als ihm aber der Abend dieſen Guckkaſten ſchloß, ließ er ſich aus langer Weile überreden, ins Schauſpiel zu gehen.

Es war das erſte Komödienhaus, das er von innen ſah. Der Glanz der dort verſammelten ſchönen Welt machte daher einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Manche Dame ſchien ihm eine vollendete Göttin, und die artigſten Landmädchen, die ihm jemals gefallen hatten, kamen ihm jetzt wie Fratzenbilder vor. Er durchmuſterte unermüdet die Logen, die gerade an dieſem Tage ſehr angefüllt waren. Nur die nächſte an ſeiner linken Seite war leer. Doch, indem das Schauſpiel angehen ſollte, traten auch in dieſe zwey Damen: dem Anſehen nach, Mutter und Tochter. Die letztere glich an Schönheit und Anmuth einem überirdiſchen Weſen. Der Baron vergaß alle andere Frauen, die er kurz zuvor unter die Götter ver-

verſetzt hatte, und blickte nur ſeine himmliſche Nachbarin an.

Hier wird es Zeit, über ſein Alter und ſeine Geſtalt mit der Sprache heraus zu gehen. Er war kein Jüngling mehr; ein halbes Jahrhundert drückte ſchon ſeinen Nacken; aber, durch Ausſchweifungen nicht entnervt, trug er ſich noch feſt und aufrecht wie ein Eichbaum. Ein ſchöngebildeter Mann war er übrigens nicht, und war es nimmer geweſen. Er hatte ſchon als Kind das Antlitz eines alten Männleins. Dieſer Naturmakel, den man im gemeinen Leben das Alter nennt, entſtellte den kleinen Junker ſo ſehr, daß ſich ſeine gnädige Mama darüber höchlich betrübte, und ihn — wie der Aberglaube des Pöbels in ſolchen Fällen zu thun pflegt — mehrmals in den Backofen ſchob, um ihn wieder jung aufzubacken. Dieſe Semmelkur ſchlug, natürlicher Weiſe, bey ihm nicht an. Das Alter nahm es

vielmehr übel, daß man es hatte vertreiben wollen, und verbellwerkte sich sehr frühzeitig auf seinen Wangen durch starke Runzeln, die, mit Hülfe seines ein wenig zu groß gerathenen Kopfes, ein grimmiges Löwengesicht bildeten, das zu seinem zahmen Gemüthe nicht paßte. Es machte ihn überdieß nicht schöner, daß er über die Gebühr dickleibig, und in allen seinen Bewegungen, die nie ein Tanzmeister geregelt hatte, schwerfällig war.

Auch seine Kleidung konnte den Augen der Hauptstadt nicht gefallen. Ein altmodischer grüner Jagdrock schlotterte um ihn her, und seine lange Weste von gleicher Farbe war mit dem handbreiten goldenen Gehenke eines Hundefängers umgürtet. Dabey trug er schlaffe, über die Knie hinauf gerollte Stiefeln, und eine häßliche Zopfperücke: denn zu seiner Zeit war es noch schlechterdings nothwendig, daß ein deutscher Mann

von Stand und Bedeutung längſtens in ſeinem dreyßigſten Jahre den üppigen Jugendſchmuck des eigenen Haares ablegen, und ſein ehrbarlich ſein Haupt mit Ziegenhaaren, oder gar mit einer drähternen Haube, bedecken mußte.

Das war alſo die Außenſeite des Ritters, dem eine ſeltſame Laune des Glücks an dieſem Abende ſeinen Platz neben der Schönſten der Schönen angewieſen hatte. Sie feſſelte nicht nur ſeine Blicke, ſie feſſelte auch ſein Herz, das, trotz ſeines Alters, noch kein ausgebrannter Vulcan war, ſondern vielmehr jetzt zum erſten Male Flammen der Liebe durch die Augen auswarf. Doch in der Nebenloge ſchien man dieſe Feuerſtröme nicht zu bemerken.

Er hatte dem Lohnbedienten befohlen, ihm ungefähr in der Mitte des Schauſpiels einen Becher Chocolade zu bringen. Kauz kam; der Baron lehnte ſich zurück, und gab

ihm leiſe den Auftrag, ſich nach Stand und Nahmen der beyden Nachbarinnen zu erkundigen. „Darüber kann ich auf der Stelle Auskunft geben;“ ſagte der Laken: „Es iſt eine verwittwete Frau von Riedau mit ihrer Tochter. Sie halten ſich ſeit einigen Monaten, als Fremde, hier auf, gehen täglich ins Schauſpiel, und befinden ſich immer in derſelben, von ihnen gemietheten Loge.“

„Kann man Logen auf eine gewiſſe Zeit in Beſchlag nehmen?“ fragte der Baron haſtig.

Kauz bejahte.

„Nun, ſo geh Er geſchwind, und mieth' Er für mich auf einen Monat dieſe Loge. Sie iſt mir zur Anſicht des Schauſpiels vor allen andern bequem.“

Der dienſtbare Schalk lächelte ſeitwärts. Er wußte beſſer, wozu die Loge bequem war. Indeſſen riß der Baron die Börſe aus der Taſche, zahlte den Preis, drängte den Be-

dienten fort, und ſagte: „Mach' Er ſchnell; Laß Er mir die Loge ja nicht entgehen! Sonſt ſind wir geſchiedene Leute."

Die Loge war zu haben, und ward gemiethet. Der glückliche Inhaber legte den Verſicherungsſchein mit freudiger Vorſicht in ſeine Brieftaſche, und machte ſich ſelbſt ein Compliment über den klugen Einfall, den er gehabt hatte.

Gegen das Ende des Schauſpiels faßte er, nach einem langen Kampfe mit ſeiner ländlichen Schüchternheit, den kühnen Entſchluß, die Damen an ihren Wagen zu führen, und ſie zu benachrichtigen, daß er künftig immer die Ehre haben werde, ihr getreuer Nachbar zu ſeyn. Doch, indem er noch über die dabey zu beobachtende Förmlichkeit mit ſich berathſchlagte, ſtanden ſie ſchon auf, und verließen die Loge. Er, dieſes voreiligen Aufbruchs nicht gewärtig, konnte vor Beſtürzung ſeinen Hut nicht fin-

den, ungeachtet er ihm vor den Augen an einem Nagel hing, und so zeigte ihm für jetzt der erwünschten Bekanntschaft stehende Gelegenheit bloß ihr kahles Hinterhaupt, an welchem sie sich nicht ergreifen und festhalten ließ.

Verdrießlich kam er nach Hause, und machte sich Vorwürfe, dießmal nicht ganz klug gehandelt zu haben. Er saß, Tabak schmauchend, in so tiefen Gedanken, daß er die immer erlöschende Pfeife von Minute zu Minute wieder anzünden mußte. Am Ende gab diese Kalmäuserey keine andere Ausbeute als den Vorsatz, des folgenden Tages wachsamer zu seyn, und die Gelegenheit an ihrer behaarten Stirn zu fassen.

Unablässig den Hut in der Hand, schielte er, während des nächsten Schauspiels, immerfort in die Nachbarloge hinüber: doch kein Gegenblick belohnte diese Aufmerksamkeit. Das Fräulein benahm ihm bisweilen

ſogar die Ausſicht auf ihr Lilien- und Roſengeſicht, indem ſie den Fächer vorhielt, als wollte ſie ſich vor den Strahlen des nahen Kronleuchters ſchirmen. So kam die Zeit heran, daß am Schluß des Stücks der Vorhang fiel, und die Zuſchauer fortgingen. Frau von Riedau und ihre Tochter zögerten noch ein wenig. Der Baron ſtand lauſchend und horchend. Endlich hörte er ihre Logenthür aufgehen. Er ſtürzte aus der ſeinigen. Aber eine toſende Menſchenfluth, die ihn ganz betäubte, wogte draußen vorüber, und hatte ſchon das geliebte Mädchen verſchlungen. Voll Verzweifelung ſah er den geſchwätzigen Strom hinab. Er glaubte, das Engelsköpfchen in einer kleinen Entfernung zu entdecken. Raſch warf er ſich in die Fluth, theilte mit ſtarken Armen die Wellen, erreichte die junge Dame, die er im Auge hatte, ergriff beherzt ihre Hand, und ſah mit Schrecken, daß ihm eine ganz fremde

Perſon ins Geſicht lachte. Verblüfft zog er ſich mit einem linkiſchen Kratzfuß zurück, und verwickelte ſich dadurch mit ſeinen Sporen in das Kleid einer andern Dame. Sie kreiſchte laut. Ihr Führer, ein milchbärtiger Zierbengel, hielt unwillig den fortſchreitenden Ritter auf, brachte Kleid und Sporn aus einander, und ſagte ſchneidend: „Quelle rusticité!“ — Der Baron verſtand kein Franzöſiſch; aber des Gauchbarts übermüthiger Hohnblick dolmetſchte ihm das ausländiſche Schimpfwort, und der Umſtehenden Gelächter war ihm überdieß eine deutliche Gloſſe. „Knäbchen! Knäbchen!“ rief er, und drehte dazu mit einer ſo großen und nervigen Fauſt, daß es der Deutſchfranzoſe nicht räthlich fand, den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzuheben, ſondern eilig davon ging.

Auch der Baron begab ſich in ſeine Wohnung, zerbrach vor Aerger ein halbes Dutzend Tabakspfeifen, und machte zuletzt den Lohnbedienten, der ſich bey ihm ſehr eingeſchmeichelt hatte, zum Vertrauten ſeiner Leidenſchaft. „Ich ſeh' aber wohl," ſetzte er hinzu, „daß es mir im Komödienhauſe nicht gelingt, Bekanntſchaft zu machen. Das Geleit zum Wagen verunglückte mir ſchon zweymal; und mich über die Bruſtlehne meiner Loge hinaus zu beugen, und das Fräulein anzureden, das wag' ich aus Klugheit nicht: denn es wäre leicht möglich, daß ſich das liebe Mädchen, aus Scheu vor den Gaffern, mit jungfräulichem Geziere von mir abwendete, und mir, ſo zu ſagen, einen öffentlichen Korb gäbe. Himmel! was würde mich das loſe Volk im Parterre auslachen!"

„Dazu dürfte Rath werden;" ſagte Kauz. „Ew. Excellenz glauben nicht, wie ſchadenfroh unſer Publikum iſt!"

„Man muß ihm alſo keine Blöße bieten;“ verſetzte der Baron. „Unter vier Augen darf man noch eher ein Wageſtück unternehmen. Ich werde mich morgen geradezu bey der Frau von Riedau anmelden laſſen.“

Das geſchah des folgenden Tages kurz vor Tiſche. Er ließ um Erlaubniß bitten, die Damen zur Komödie abzuhohlen. Aber Kauz kam mit der Antwort zurück: ihre häusliche Eingezogenheit, die ſie ſich zum Geſetz gemacht hätten, erlaube nicht, Beſuch anzunehmen.

„Abermal eine Niete!“ brummte der Baron.

„Vielleicht kann ich Ew. Excellenz noch heute zu einem Gewinn verhelfen;“ ſagte Kauz. „Ich hörte von der Kammerjungfer, daß ihre Herrſchaft eben im Begriff ſtehe, nach Pfauenfeld zu fahren, und dort zu ſpeiſen.“ —

„Pfauenfeld? Was iſt das für ein Ort?“ —

„Ein angenehmes, von der hieſigen feinen Welt ſtark beſuchtes Dörfchen, drey Stunden von hier.“ —

„Ey ſo will ich doch auch dahin fahren! Geſchwind einen Wagen!“ —

Kauz war vermuthlich zu bequem, einen Gang darnach zu thun; denn, nachdem er ſich einige Zeit entfernt hatte, erſchien er wieder mit der Meldung: es ſey jetzt ſogleich in der Stadt keine Miethkutſche zu bekommen, doch finde man immer einige vor dem Thore zu Jedermanns Dienſten bereit. Der Baron beſann ſich nicht lange; er eilte mit ſeinem Nachtreter hin auf den Platz, wo die Fiaker hielten.

Zum Unglück war nur ein einziger da, und in dieſen ſtieg eben ein junger Laffe vom Schlage des naſeweiſen Franzöſlers,

der Abends vorher die ſchwere deutſche Hand des Barons beynahe gefühlt hätte. „Wollen Sie mit nach Pfauenfeld fahren?“ rief der Kutſcher den Ankommenden zu. „Ja, ja!“ ſagte der Baron, und eilte zum Wagen. Der Zant, der ſchon davon Beſitz genommen hatte, maß mit frechen, finſtern Blicken den beträchtlichen Umfang des einſteigenden Reiſegefährten, und zischte vor Verdruß wie eine getretene Schlange, als ſich der breite Mann neben ihm einſenkte. Kauz trat hinten auf. Die Reiſe ging fort.

Der Weg war mitunter rauh, und harte Wagenſtöße warfen oft die ganze Laſt des gediegenen Landritters auf den ſtädtiſchen Weichling. Dieſer duldete eine halbe Stunde lang mit ziemlicher Gelaſſenheit das unvermeidliche Uebel. Aber plötzlich fing er an ſein Geſicht zu verzerren, und zuckte dabey, wie von Krämpfen befallen, mit allen Gliedern.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte theilnehmend der Baron.

„Nichts, nichts!“ antwortete Jener, und ward wieder ruhig.

Fünf Minuten nachher begann das gräßliche Mienenſpiel von neuem; die Verzuckungen wurden heftiger; die Augen rollten, wie bey einem Wahnſinnigen, wild herum.

„Mein Herr, Sie ſind wirklich krank! Sie ſetzen mich in die gröſte Beſorgniß!“—

„Seyn Sie ruhig! der Anfall wird nicht ſogleich ausbrechen.“ —

„Um des Himmels willen! was für ein Anfall?“ —

„O, wenn Sie mich doch nicht fragten!— Ich hatte neulich das Unglück, von einem tollen Hunde gebiſſen zu werden.“ —

„Halt, Kutſcher, halt!“ ſchrie der Baron, riß den Wagenſchlag auf, ſtürzte hinaus, warf ein Stück Geld für den Fuhrmann auf die Straße, und lief ſo lange quer Feld

ein, bis er den Wagen wieder fortraſſeln hörte.

„Puh! puh!“ ſchnob er entathmet. „In welcher Gefahr befand ich mich! Aber, Gott ſey Dank! meine Klugheit und Entſchloſſenheit haben mich gerettet.“

„Verzeihen Ew. Excellenz!“ ſagte Kauz, der hinten auf dem offnen Fiaker ein aufmerkſamer Zeuge des Vorfalls geweſen war: „Ich, an Dero Stelle, wäre ruhig im Wagen geblieben, und hätte den Gelbſchnabel hinaus geworfen.“

„Pfui, Kauz, wer wird ſeine Hand an einen Unglücklichen legen!“—

„Guter, gnädiger Herr! wir hatten es hier mit keinem Unglücklichen zu thun. Es war ein argliſtiger Schuft, der ſich für toll ausgab, um einen unbequemen Nachbar los zu werden.“—

„Ha! wäre das möglich?“—

„Glauben Sie mir! Ich kenne den Geiſt dieſer muthwilligen Buben.“ —

Erröthend ſchämte ſich der Baron ſeiner überliſteten Klugheit, und betheuerte mit erhobenem Stock: er wolle den Schelm in Pfauenfeld aufſuchen, und ihn tüchtig auspräzeln.

Wenn der gute Mann nur erſt dort geweſen wäre! In der Einöde, wo er ſich jetzt befand, war kein anderes Fuhrwerk zu bekommen: er mußte ſich entſchließen, die derbe Meile, die er noch vor ſich hatte, mit eigenen Füßen zu beſtreiten, und das war für den wohlbeleibten Herrn eine doppelt ſchwere Aufgabe, da er, um keine Zeit zu verſäumen, das Mittagsmahl im Stiche gelaſſen hatte, und ſein unbefriedigter Koſtgänger die ſtarke Portion, an die er gewöhnt war, dringend verlangte. Doch der Magen muß ſchweigen, wenn die Liebe gebietet. Der Baron ſetzte ſeinen Wanderſtab getroſt

auf Pfauenfeld zu, und war nach einer drey-stündigen heißen Pilgerschaft so glücklich, die Dorfmark zu erreichen.

An den ersten Häusern ließ er sich die Stiefeln sorgfältig abstäuben, und eilte dann nach dem Gasthause, wo er das schöne Fräulein und eine gute Mahlzeit zu finden hoffte. Zwanzig Schritte davon rollte ihm ein Wagen entgegen. Die Damen, die er suchte, saßen darin, und fuhren leider schon wieder im schnellsten Trabe nach der Stadt zurück. Erschrocken sprang er auf die Seite, machte einen ungeheuren Bückling, erhielt dafür eine nachläßige, kalte, sogar Befremdung ausdrückende Kopfneigung, und sah einige Minuten, wie versteinert, des Wagens Staubwolken nach.

Kauz, der hungrig und müde war, ärgerte sich selbst über diese Heimfahrt: denn er besorgte, daß sein verliebter Herr nun sogleich den Rückweg wieder unter die Füße

nehmen

nehmen würde. Er rühmte daher, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, die Trefflichkeit der Küche und des Kellers im Gasthause, und erinnerte an den hohen Entschluß, den von der Hundswuth befallenen Kranken mit ungebrannter Asche zu arzeneyen. Aber, wie taub, rannte der Baron hin an den Gasthof, wo er einige angespannte Kutschen stehen sah, und rief mit lauter Stimme: „Wer einen Louisd'or verdienen will, fahre mich schnell nach der Stadt!" — Es entstand ein allgemeines Wagenrennen nach ihm hin; er warf sich in die nächste Kalesche, und kam binnen einer Stunde mit dampfenden Pferden vor dem Komödienhause an.

Das Schauspiel hatte schon begonnen; er glaubte festiglich, das entflohene Vögelein im Käfich der Loge zu finden: doch diese war leer, und blieb — um eine Ewigkeit von Liebesschmerzen mit drey Worten auszusprechen — blieb acht Abende leer. —

Der arme, verlaſſene Ritter fehlte nie. Aber grämlich, wie Minervens Vogel, ſaß er da, ſtützte den Arm unter den Kopf, und kehrte, wenn ein Luſtſpiel gegeben ward, der Bühne den Rücken. Dagegen nahm er an Trauerſpielen, deren Gegenſtand unglückliche Liebe war, den innigſten Antheil, und feuchtete bey rührenden Auftritten ſein Taſchentuch mit unaufhaltſamen Thränen. Zu Hauſe war er ein unerträglicher Murrkopf. Eine Fliege an der Wand hinderte ihn. Zum Glück empfand ſeine böſen Launen nur der gleißneriſche Lohnbediente: der einzige Menſch, mit dem er ſprach. Er wollte ſich durchaus nicht zerſtreuen; er wollte nur immer und immer an das angebetete Fräulein denken.

Und wie Noah aus ſeinem ſchwimmenden Kaſten eine Taube fliegen ließ, um zu erfahren, ob das Gewäſſer der Sündfluth gefallen ſey: ſo ſandte der Baron täglich

aus ſeines Zimmers einſamer Arche ſeinen Kauz ab, um den Waſſerſtand des Kaltſinns im Hauſe der Geliebten zu unterſuchen; doch kein Kundſchafter kam nie, wie Noahs Taube, mit dem Oehlblatte einer guten Nachricht zurück. Frau und Fräulein von Riedau befanden ſich zwar einen Tag wie den andern ſehr wohl; allein ſie hatten, nach vertraulicher Ausſage der Kammerjungfer, gewiſſe geheime Urſachen, das Schauſpielhaus zu meiden.

Es war offenbar, daß man ihm auswich. Da gerieth der Sohn einer abergläubigen Mutter, die ihn einſt im geheizten Backofen zu verjüngen hoffte, auf den ſeltſamen, ſeiner Erziehung angemeſſenen Einfall, ſich das Fräulein durch ſympathetiſche Mittel und Zauberey günſtig zu machen. Aber, wird man fragen, was ſagte ſeine Klugheit dazu? — Sie ſagte nichts, und konnte nichts ſagen, weil ſie ein nichtiges

Luſtbild war, das ihm ſeine Frau Mama in den Kopf geſetzt hatte. Denn da er kein ſchönes Kind war, ſo gab ſie ihn zum Erſatz für ein kluges Kind aus, rühmte ihn als ein ſolches vor allen Leuten, und that das ſo oft in ſeiner Gegenwart, daß es ihm von Jugend auf zur Gewohnheit wurde, ſich weiſe zu dünken, und mit dieſer Einbildung zu prahlen. Jetzt aber ſah er ſich von ſeiner Weisheit verlaſſen; und weil er ſich für ungemein klug hielt, und ſich dennoch nicht zu helfen wußte, ſo ſchien es ihm überhaupt nicht möglich, daß ihm ein glücklicher Ausweg, den er ſelbſt vergebens ſuchte, von einem andern gewöhnlichen Menſchen gezeigt werden könnte. Er wünſchte daher, eine in übernatürlichen Künſten bewanderte Perſon zu erforſchen, und ſich von ihr mit Rath und That an die Hand gehen zu laſſen.

Kauz, dem er dieſes Verlangen entdeckte,

zuckte die Achseln. „Es giebt hier wohl," sprach er, „verschiedene alte Mütterchen, die aus Karten und Kaffeeschalen wahrsagen, und mitunter auch von recht angesehenen Leuten als Orakel verehrt und befragt werden: aber Ew. Excellenz würden sich fruchtlos herabwürdigen, wenn Sie zu solchen unwissenden Sibyllen ihre Zuflucht nehmen wollten."

Mit dieser kalten und vernünftigen Antwort verließ er eines Abends seinen unzufriedenen Herrn; doch am folgenden Tage pfiff er aus einem andern Tone. „Ich habe Ew. Excellenz eine höchst wichtige und angenehme Nachricht zu bringen;" sprach er, indem er am Morgen ins Zimmer trat, oder vielmehr sprang. „Es befindet sich jetzt in unsern Mauern ein großer, weltberühmter, schon seit einigen Jahrhunderten auf Erden wandelnder Meister, der die geheimsten Dinge weiß, die Neigungen der Menschen

nach ſeinem Gefallen lenkt, und ſogar Jugend und Schönheit mittheilen kann."

„Ah! das iſt ein Mann für mich!" ſagte der Baron. „Wie heißt dieſer Halbgott?" —

„Caglioſtro." —

„Caglioſtro? — Graf Caglioſtro?" — rief der Freyherr, und ſtürzte vor freudigem Schrecken beynahe vom Stuhle. „Iſt's möglich? iſt dieſer Wundermann hier? — Und Er Träumer ſagte mir das nicht früher!" —

„Ich erfuhr es eben erſt jetzt;" antwortete Kauz. „Er reiſet incognito durch, hält ſich nur wenige Tage hier auf, und giebt niemanden Gehör. Doch vielleicht macht er, in Rückſicht meiner Wenigkeit, mit Ew. Excellenz eine Ausnahme: denn ich hatte vor mehrern Jahren das Glück, ihn einen Monat lang zu bedienen, und mir durch Gewandtheit und Treue ſeine Gnade zu erwerben."

Es fehlte nicht viel, ſo hätte der Baron ſeinen Bedienten umarmt. „Lieber, beſter Kauz," bat er, „führ' Er mich bey dem wunderthätigen Grafen ein! Ich will Ihn fürſtlich dafür belohnen."

Wer Caglioſtro war, das mögen ſich junge Leſer von ältern Freunden erklären laſſen. Jetzt iſt er freylich beynahe vergeſſen; aber damals — vor einigen zwanzig Jahren — ſprach ganz Europa von ihm, und es war alſo ganz natürlich, daß unſer Baron in ſeiner Lage und bey ſeinem Wunderglauben vor Begierde brannte, dem mächtigen Groß-Cophta (unter welchem Nahmen ihn Goethe verewiget hat) vorgeſtellt zu werden.

Kauz verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und eilte fort. Er blieb einige Stunden aus, kam mit einem frohen Geſichte zurück, und meldete: Caglioſtro habe ſich durch anhaltendes Bitten bewegen laſſen,

Sr. Excellenz auf den Abend um zehn Uhr eine Audienz zu bewilligen.

Der Baron freute ſich und zitterte zugleich, mit dem Grafen zu ſprechen. Er wollte ſein Anliegen zu Papier bringen und den Aufſatz auswendig lernen; aber der Laken verſicherte ihn: er habe dieſe Vorbereitungen nicht nöthig, indem Caglioſtro ein Herzenskündiger ſey, und alles ſchon wiſſe, was man ihm ſagen wolle.

Gegen zehn Uhr führte Kanz ſeinen Gebieter nach der gräflichen Wohnung. Sie war ſo weit entfernt, daß ſie länger als eine halbe Stunde unter Weges zubrachten. Ein ſeltſames, in ein langes weißes Gewand gehülltes, geſpenſterhaftes Weſen empfing ſie an der Thür eines unbedeutenden Hauſes, und öffnete ihnen im unterſten Stockwerk ein Zimmer. Da ſaß hinter einem Tiſche, der mit verſchiedenen, von einer Sphinx bewachten Zaubergeräthen bedeckt war, ein

alter, ſilberbärtiger Mann. Ihn umfloß ein weiter ſchwarzer Talar, und auf dem Haupte trug er eine ellenhohe, pyramidenförmige rothe Mütze. Bebend beugte ſich der Baron vor der erhabenen Geſtalt, die ſich ſo wenig als ein Felſen bewegte. Als er aber eine ſtammelnde Anrede begann, ſagte ſie mit einem hohlen, langſamen Tone: „Spart Eure Worte! Ihr ſteht vor Caglioſtro, den ſeine Geiſter bereits von Eurer Angelegenheit unterrichtet haben. — Doch Ihr ſeyd nicht allein. Wollt Ihr, daß Euer Begleiter ein Zeuge unſerer Unterredung ſey?"

„O ja! — wenn es Ew. Hochweisheit erlauben;" ſtotterte der furchſame Baron.

„Alſo zur Sache!" ſagte Caglioſtro. „Ihr liebt! — Kennt Ihr die Schickſale Eurer Geliebten?" —

„Nein, Herr Graf!" —

„Wünſcht Ihr darüber Aufklärung zu erhalten?" —

„Ja, Herr Graf!“ —

„Geht hin, verriegelt die Thür, damit uns niemand ſtöre!“ —

Kranz vollſtreckte den Befehl. Es war, außer ihm und den beyden Herren, niemand im Zimmer. Der Graf wirthſchaftete unter den Zaubergeräthen; und nachdem er, zum Schrecken des Barons, die vor ihm ſtehenden zwey Lichter ausgelöſcht hatte, und das Zimmer nun ſo finſter war, daß man nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte, rief er mit ſtarker Stimme: „Aſtarot! — Aſtarot, erſcheine!“ —

Plötzlich erhellte ſich ihm gegen über die Wand, und ein kleiner ſchwarzer Kobold gaukelte auf dieſem Lichtfelde herum.

„Sey ruhig, und beantworte die Fragen, die ich dir vorlegen werde!“

Der Kobold ſtand aufmerkſam ſtill, wie ein Schüler vor ſeinem Lehrer.

„Haſt du Kenntniß von dem Fräulein,

das gegenwärtiger Freyherr von Hall liebt?" —

„Ja, Meiſter!" ſprach eine dumpfe, doch ſehr vernehmliche Stimme.

„Wie heißt das Fräulein?" —

„Antonie von Riedau." —

„Sag' an, was weißt du von ihr?" —

„Antonie von Riedau iſt die Tochter eines Oberſten, der vor neun Monaten auf dem Schlachtfelde ſtarb. Der brave Mann erwarb ſich aber durch ſeinen Heldentod wenig Dank: denn der Sohn des Fürſten, dem er ſein Leben geopfert hatte, verfolgte kurz nachher die ſanfte, tugendhafte Antonie mit wollüſtigen und ſo gefährlichen Nachſtellungen, daß ſie, begleitet von ihrer trefflichen Mutter, aus ihrem Vaterlande flüchten mußte." —

„So kämpfen ſie wohl hier, unter einem fremden Himmel, mit dem Elend des Mangels?" —

„Nein, ſie ſind reich, und haben ihr Vermögen gerettet.“ —

„Für jetzt wiſſen wir genug, treuer Aſtaroth! — Verſchwinde!“ —

Der Kobold verſchwand; die Lichter entzündeten ſich wie von ſelbſt; der Baron athmete freyer.

„Seyd Ihr mit Aſtaroths Berichte zufrieden?“ fragte Caglioſtro.

„Ich bin darüber entzückt!“ antwortete der Baron: „Aber — —“

„Ich verſtehe dieſes Aber;“ fiel der Graf ein. „Ihr trauert, weil Antonie Euch flieht; Ihr wünſcht, daß ich meine Macht, die Herzen der Menſchen zu lenken, für Euch anwende.“

„Ach, wenn es möglich wäre!“ ſeufzte der zärtliche Schäfer.

„Kleingläubiger, mir iſt nichts unmöglich! — Laßt Euch nach neunmal neun Stunden bey der Frau von Rieſau anmel-

den; Ihr werdet Zutritt erhalten. — Doch erwartet nicht, daß Euch die ſittſame Antonie ſogleich als ihren Auserwählten behandle. Die Zeit bringt erſt Roſen. — Kommt heute über acht Tage gegen Mitternacht wieder zu mir. Ich werde euch dann ſagen, was Ihr weiter thun ſollt, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen." —

Frohes Muthes bedankte ſich der Baron mit ſtattlichen Worten, legte leiſe eine Goldbörſe auf den Tiſch, und wollte ſich empfehlen. Aber zürnend ſagte der Graf: „Nehmt Euer Gold zurück! Ich mache ſelbſt ſo viel, als ich brauche." — Der Baron ſchämte ſich, daß er Waſſer ins Meer hatte tragen wollen, und trat mit tauſend Entſchuldigungen ab.

Pünktlich nach neunmal neun Stunden ließ er ſich bey der Frau von Riedau zum Beſuch melden, ward höflich angenommen, und zu ſeinem höchſten Erſtaunen erzählte ſie

ihm ihre Schickſale mit denſelben Worten, deren ſich Aſtaret bedient hatte. Aber eben ſo genau traf auch Caglioſtro's Vorherſagung ein, daß Antonie ihren Verehrer nicht als den Auserwählten ihres Herzens behandeln würde. Still, kalt und verlegen, ſchien ſie ſeine Gegenwart nur mit Zwang zu dulden. In dieſer Stimmung fand er ſie drey Tage hinter einander. Am vierten machte er einen Verſuch, durch den Sonnenſtrahl köſtlicher Juwelen den trüben Himmel ihres Angeſichts aufzuheitern; allein er umwölkte ſich noch mehr. Sie wies das Anerbieten mit Unwillen zurück, und ſelbſt die Mutter, die ſich ſonſt günſtiger gegen ihn bezeigte, trat jetzt auf Antoniens Seite, und verbat ſich, mit Beziehung auf ihren eignen Reichthum, alle Geſchenke.

„Aber mein Himmel!" — ſagte der Baron in einem weinerlichen Tone — „ſoll und

muß ich denn durchaus das nette Käſtchen wieder nach Hauſe tragen?" —

„Dieſer Selbſtmühe will ich Sie allenfalls überheben;" verſetzte Frau von Riedau. „Es mag hier in meinem Schranke unberührt ſtehen, bis Sie es durch Ihren Bedienten abholen laſſen."

Es war natürlich, daß Kauz mit dieſem Gange verſchont blieb. Dagegen mußte er von ſeinem unmuthigen Herrn manchen Vorwurf über den Grafen Caglioſtro erdulden. „Wenn dieſer Fantaſt," ſagte der Baron, „die Herzen der Menſchen ſo am Zügel hat, wie er ſich rühmt: warum lenkt er ſie nicht zu meinem Beſten? — Auch ſoll er mir, einem klugen Manne, nicht weis machen, daß ſein Aſtarot geredet habe. Nein, es war der Herr Graf ſelbſt, der, wie ein Marionettenſpieler, zwey Rollen ſprach. Darum wurden die Lichter ausgelöſcht; aber

ich ſah deutlich, daß Aſtarot nicht die Lippen bewegte."

„Sollte wohl ein Geiſt körperlicher Werkzeuge zum Sprechen bedürfen?" entgegnete Kauz.

Dieſer Einwand führte den Baron ins rechte Geleis des Glaubens an Caglioſtro zurück, und in der beſtimmten Mitternachtſtunde begab er ſich, von ſeinem treuen Diener begleitet, wieder zum Grafen.

„Ihr erfrecht Euch alſo doch, vor meinem Angeſichte zu erſcheinen?" fuhr der Wunderthäter auf ihn los. „Glaubt Ihr vielleicht, ich wiſſe nicht, daß Ihr von mir afterredet, und mich für einen Gaukler erklärt? — Meine Geiſter haben mir davon Anzeige gethan."

Der Baron erbebte, und entſchuldigte ſich mit dem Wahnſinn der Liebe.

„In dieſer Rückſicht verzeih' ich Euch;" ſagte der Graf. „Auch ſollen heute die Lich-

Lichter ungelöſcht bleiben, damit Ihr, indem ſich Aſtarots Stimme hören läßt, meinen Mund beobachten könnt, ob Ich der Sprechende bin."

Vergebens lehnte der reuige Sünder dieſe Unterſuchung von ſich ab. „Ich will es ſo!" ſagte der Graf. „Verriegelt die Thür, und durchſpäht das Zimmer, um Euch zu überzeugen, daß ſich außer uns Dreyen niemand darin befindet. Denn ſelbſt Aſtarot ſoll heute die Frage, die ich Euretwegen an ihn thun werde, unſichtbar beantworten."

Gehorſam ſchob der Baron den Riegel vor die Thür, und machte die vorgeſchriebene Runde.

„Aſtarot!" rief nun der Graf. „Aſtarot, nahe dich unſichtbar!" —

„Hier bin ich, Meiſter!" ſprach ſchnell in der Mitte des Zimmers die ſchon bekannte Geiſterſtimme, und des Grafen Lippen bewegten ſich nicht.

„Sag' an," — fragte Dieſer — „was hat der Freyherr zu thun, um Antoniens unbeſchränkte Gunſt zu gewinnen?" —

„Der Freyherr" — antwortete der Geiſt — „gebe Antonien und ihrer Mutter den höchſten Beweis von Zutrauen, der in ſeiner Gewalt ſteht." —

„Du ſprichſt zu dunkel. Erkläre dich deutlicher!"

„Das bedarf's nicht;" erwiederte die Stimme. „Der Freyherr iſt ein ſo kluger Mann, daß er mein Räthſel ohne Schwierigkeit löſen wird." —

„Fühlt Ihr den Stich?" ſagte Caglioſtro lächelnd. „Der Schalk rächt ſich dafür, daß Ihr ihn für einen ſtummen Figuranten gehalten habt. — Indeſſen kann es Euch, nach einer nur flüchtigen Ueberſicht Eurer Umſtände und Verhältniſſe, nicht ſchwer fallen, den rechten Punkt des Zutrauens, das Ihr den beyden Damen beweiſen ſollt,

auszufinden. — Ich will überdieß Euer graues Haupt mit einem Strahlenglanz von jugendlicher Anmuth umgeben, und Ihr werdet, ohne dieſe Verwandlung im Spiegel wahrzunehmen, bey Antonien die glücklichſte Wirkung davon erfahren."—

Dieſes Verſprechen entzückte den alten Knaben. Aſtarots Räthſel hingegen machte ihm eine ſchlafloſe Nacht, und er plagte ſich noch damit, als ihm Kauz am Morgen ein Handbriefchen des Univerſalerben überreichte, das bey dem Thürſteher abgegeben worden war, und die Einladung enthielt, das Vermächtniß in Empfang zu nehmen. „Das kommt mir recht zu Paß!" jubelte der Baron. „Da ſpringt mir in die Augen, was ich ſuchte! Ich gebe der Frau von Riedau meine zwanzigtauſend Thaler in Verwahrung. Das iſt ohne Zweifel der höchſte Beweis von Zutrauen, der jetzt in meiner Gewalt ſteht."—

„Getroffen, kluger Mann!“ rief Astarots Stimme, die durch den Fußboden herauf zu dringen schien. Herr und Diener schauderten, und starrten sich an. Als aber der Schrecken vorüber war, fand Jener den beyfälligen Zuruf des Geistes sehr tröstlich, und machte sofort Anstalt, den Orakelspruch in Ausführung zu bringen. Er holte seine viertausend Stück Louisd'or bey dem Haupterben ab, und fuhr damit, ohne sie bey sich warm werden zu lassen, zur Frau von Riedau.

Gleich beym Eintritt in ihr Zimmer überzeugte er sich, daß Cagliostro das versprochene Wunder wirklich an ihm gethan hatte. Beyde Damen empfingen ihn mit den heitersten Mienen, in welchen sich eine angenehme Ueberraschung lebhaft aussprach. „Sind Sie es, Herr Baron, oder sind Sie es nicht?“ rief die Mutter. „Sie haben sich seit gestern wundersam verändert! Sie haben sich wie ein Adler verjüngt!“— Er

ſtellte ſich unwiſſend, und trug die Bitte vor: ihm durch Verwahrung der viertauſend Goldſtücke eine außerordentliche Gefälligkeit zu erzeigen. Er packte zugleich einen Theil davon aus ſeinen geraumen Taſchen aus, und rief den Lohnbedienten, der mit dem Reſt beladen war, aus dem Vorzimmer herein. Frau von Riedau dankte für ſein Vertrauen, weigerte ſich aber höflich, das Geld zu übernehmen, weil ſie ſchon, wie ſie ſagte, wegen ihrer eigenen Baarſchaft vor Dieben in Sorgen ſey. Er ließ ſich jedoch nicht abweiſen, ſondern bat und flehte ſo lange, bis ſie etwas verdrießlich ſagte: „Sie ſind ein hartnäckiger Quälgeiſt, dem ich nachgeben muß, um nur Ruhe zu haben. Kommen Sie, legen Sie ſelbſt Ihr Geld in mein Schatzkämmerlein, und bitten Sie den Himmel, daß er keinen Lipo Tullian bey mir einbrechen laſſe.“— Hiermit führte ſie ihn in ein kleines Nebengemach, wo auf einigen

Tischen große versiegelte Geldsäcke herum standen. Diesen gewaltigen Riesen legte er seine Zwergrollen mit Ehrfurcht zu Füßen.

Indessen war es Mittag geworden. Er griff nach dem Hute, um sich heim zu verfügen. Aber Frau von Riedau zog ihn zur Tafel; der Glückliche saß an Antoniens Seite, und ihr liebevolles Betragen gab den kunstlosen Speisen, die man ihm auftischte, den Hochgeschmack einer Götterkost. Welcher selige Tag! Ihn krönte ein öffentlicher Triumph. Die Damen entschlossen sich, das seit vierzehn Tagen vermiedene Schauspiel wieder zu besuchen; sie boten dem Baron einen Platz in ihrer Loge an, und Antonie bezeigte sich während der Vorstellung so hold und traulich gegen ihn, daß die gesammte gegenwärtige Männerwelt ihre Opernguker auf das zärtliche Paar richtete, und vor Neid bersten wollte. Diese tantalische Folter stand der lauernden Mißgunst

auch weiter bevor, indem Antonie und ihre Mutter bey der Heimfahrt den werthen Hausfreund erſuchten, ſie des folgenden Tages wieder ins Schauſpiel zu begleiten, und nachher bey ihnen zu Abend zu ſpeiſen.

Nur ein unempfindlicher Klotz hätte ſich jetzt auf dieſe herrlichen Keime und Blüthen der Liebe hinſtrecken und ſchlafen können. Unſer alter Herr, deſſen Herz noch ſo jung war, vermochte das nicht. Er lagerte ſich zwar, aber ſeine Fantaſie bettete Antonien neben ihn, und er umarmte und herzte die ganze Nacht hindurch ſein Hauptküſſen. Erſt am Morgen befiel ihn ein leichter Schlummer, den nach kurzer Dauer ein Gezänk vor ſeiner Thüre unterbrach. Kauz ſtritt mit einem Fremden, der ungemeldet ins herrſchaftliche Schlafgemach eindringen wollte, und auch bald, nach thätlicher Ueberwältigung des widerſtrebenden Dieners, fluchend hinein ſtürmte. „Donner und Hagel,

Baron!" ſchrie er: „Ihr ſeyd in der Reſidenz ſo vornehm geworden, daß Ihr ſogar eine Leibwache vor Eure Thür ſtellt! Aber ich warf den Kerl wie einen Froſch zu Winkel, um Euch ohne lange Ceremonien einen guten Morgen zu bieten." —

„Ey, wo kommen Sie denn her?" ſagte, die Augen reibend, der Baron mit einem verdrießlichen Tone: denn, durch Antoniens Flötenſtimme und Sanftheit verwöhnt, fiel ihm das rauhe, ungehobelte Weſen ſeines Land- und Feldnachbars ſehr widrig auf.

Herr von Waidling war einer der Geldbedürftigen, die ſich von der Erbſchaft ein Darlehn ausgebeten hatten, und geſtand ohne Hehl: er habe ſich aufgemacht, um das ihm verſprochene Capital ſogleich an der Quelle in ſeinen Beutel zu ſchöpfen.

„Sie kommen zu früh!" ſagte der

Baron. „Es ſteht damit noch in weitem Felde.“

„Hm! hm! So, ſo!“ brummte Herr von Waidling, indem er einige Fläſchchen mit wohlriechenden Waſſern, die ihm ins Auge fielen, öffnete und berod. „Seht doch, ſeht!“ ſprach er höhniſch. „Ich dacht's wohl, daß ich dergleichen ſüßen Kram hier antreffen würde!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Baron betroffen.

„Stellt Euch doch nicht ſo fremd!“ verſetzte der Landjunker. „Ich war geſtern in der Komödie, und ſah Euch mit einem ſchönen Frauenzimmerchen liebäugeln. Aber ich rath' Euch als Freund: nehmt Euch in Acht! Man ſprach im Parterre von Eurer Dulcinea bedenklich. Man hält ſie für eine Abenteurerin.“ —

Der Baron lachte laut auf, und ſagte mit Verachtung: „Lieber Herr von Waidling,

man muß nicht alles glauben, was Narren und Naulaffen reden. Ich erſuchte Sie auch ſchon mehrmals, mir keinen guten Rath aufzudringen. Ich bin immer ſelbſt klug genug, Weiß von Schwarz zu unterſcheiden; und im gegenwärtigen Falle iſt mein eigener Verſtand nicht der einzige Stab, auf den ich mich ſtütze. Mir gab ein ehrwürdiger, weiſer Mann, gegen den wir beyde nur Dümmlinge ſind, Verſicherung und Bürgſchaft, daß die junge Dame, in deren Geſellſchaft ich mich geſtern im Theater befand, eine Perle ihres Geſchlechts ſey."—

Mit dieſer Abfertigung war der Landjunker ſehr unzufrieden, weil er nun ſchon im Geiſte die ganze Erbſchaft mit dem feinen Liebchen vertändeln und zur Auszahlung des verſprochenen Darlehns nichts übrig bleiben ſah. Um dieſen Schiffbruch ſeiner Hoffnung, wo möglich, noch abzuwenden, warf er den Anker der Warnung von neuem

aus; doch dieſer griff abermals in die Felſenbruſt des Barons nicht ein, und ward heftig zurück geſchleudert. Daraus entſtand ein förmlicher Zank; Herr von Waidling rannte voll Erbitterung fort, und ſchlug wie ein Sturmwind die Thür hinter ſich zu.

Jetzt erſchien Kauz in einer traurigen Geſtalt. Er hatte ſich die Stirn und den Mund mit einem Tuche verbunden, und Thränen ſtanden ihm in den Augen. Der Baron fragte, was ihm fehle. Kauz beklagte ſich: der fremde Herr habe ihm Beulen an den Kopf geſchlagen, und dieſe Mißhandlung ſey ihm um ſo empfindlicher geweſen, da er ſchon zuvor von unerträglichen Zahnſchmerzen geplagt worden ſey, und nun doppelt daran leide. Er befinde ſich überhaupt, ſetzte er hinzu, ſo ſchlimm und krank, daß er unterthänig bitten müſſe, ihn bis zu eintretender Beſſerung zu beurlauben, und indeſſen die Aufwartung eines

andern Lohnlakeyen, den er für ſich ſtellen wolle, zu genehmigen.

„O, das thut mir ja leid!“ ſagte der Baron. „Ich will den ungeſchliffenen Strohjunker lehren, ſich an meinen Dienern zu vergreifen! — Und, Kauz! hat Er nicht draußen gehört, wie der freche Menſch das Fräulein von Riedau verunglimpfte? — Ja, ich müßte keinen Schatten von Klugheit beſitzen, und nicht mit dem großen Caglioſtro geſprochen haben, wenn ich einem ſolchen Verleumder Gehör geben ſollte!“ —

Gleichgültig zuckte Kauz die Achſeln, und trat ab. Ein anderer Lohnbedienter übernahm den verlaſſenen Poſten.

Der Baron dachte nicht weiter an den Vorfall, ſchmückte ſich zum Abendfeſte, und fuhr, abgeredeter Maßen, gegen die Komödienzeit zur Frau von Riedau.

Er klingelte ſanft, er klingelte ſtark: es ward ihm nicht aufgethan. Die Schau-

ſpielſtunde ſchlug: er ſtand noch uneingelaſſen am Vorzimmer. Voll Verwunderung fragte er im Hauſe, ob man die Damen habe ausgehen ſehen. Er bekam zur Antwort: ſie wären gegen Mittag ausgefahren. Es mißfiel ihm ſehr, daß ſie, wie es ſchien, eine Luſtreiſe auf 's Land gemacht und ihn davon ausgeſchloſſen hatten. Er ſtellte ſich vor, ſie würden, durch zufällige Hinderniſſe verſpätet, ſogleich am Komödienhauſe abgeſtiegen ſeyn. Pfeilſchnell fuhr er dahin; ſie waren nicht da. Er wartete eine Stunde, jagte dann wieder nach ihrer Wohnung, fand ſie ſo wenig als vorher, und erſtarrte bey dem Gedanken, daß ihnen ein Unglück begegnet ſey. Es fiel ihm ein, den Allwiſſer Caglioſtro darüber zu befragen; aber wie ſollte er ihn finden? Er wußte weder den Nahmen ſeiner Wohnſtraße noch den Weg dahin, den er nur zweymal, vom treuen Kauz geführt, im Dunkeln gegangen war. Zum Unglück

hatte er auch den neuen Lohnbedienten zu Hause gelassen, und war also ganz hülflos. Dennoch unternahm er es, in dem nächtlichen Labyrinthe der fremden Stadt den Grafen zu Fuß aufzusuchen. Er fragte alle Menschen, die ihm begegneten, nach dem berühmten Manne. Einige gestanden kurz und rund ihre Unwissenheit; andere, die klüger und gefälliger seyn wollten, wiesen ihn zu zwanzig Grafen, die ihm nicht helfen konnten. So in den April geschickt und in der Irre herum laufend, mußte er gegen Mitternacht noch froh seyn, daß er seinen Gasthof fand. Doch an Ruhe und Schlaf war nicht zu denken.

In der frühsten Morgenstunde, in welcher sich mit Anstand ein Damenbesuch ablegen ließ, flog er wieder ins Haus der Frau von Riedau, um den Nachtschwärmerinnen, die er jetzt unfehlbar zu treffen dachte, eine scharfe Sittenpredigt zu halten. Aber er

läutete eine halbe Stunde lang mit der Thürglocke ſeine letzte Hoffnung zu Grabe. Wie zermalmt ſchlich er mit wankenden Knien in den Gaſthof zurück, und ſandte zu Kauzen einen Schnellboten mit dem Befehl: entweder ſogleich ſelbſt zu kommen oder Caglioſtro's Wohnung anzuzeigen. Der Bote brachte, nach langem Ausbleiben, die Hiobspoſt: Kauz ſey nicht zu Hauſe, und ſey auch nirgends zu finden. Halb wahnſinnig ließ der Baron den Gaſthalter rufen, und entdeckte ihm die ganze Geſchichte. „Ich bedaure Sie, Herr Baron!" ſagte Dieſer: „Sie ſind, allem Anſehen nach, einer Bande von Gaunern in die Hände gefallen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſich der berüchtigte Caglioſtro hier nicht aufhält, und nie hier geweſen iſt. Der Menſch, der ſich dafür ausgab, war ein doppelter Betrieger, und ſein Aſtarot wahr-

ſcheinlich das Geſchöpf eines Hohlſpiegels oder einer Zauberlaterne.“ —

„Aber, ich bitte Sie,“ — fiel der Baron ein — „die Stimme, die helle, deutliche Geiſterſtimme, die ich in dieſer Stube, wo ich und Kauz allein waren, hörte: wie erklären Sie mir die?“ —

„Sehr leicht, Herr Baron!“ ſagte der Wirth. „Kauz iſt, wie ich genau weiß, ein fertiger Bauchredner, der in Aſtarots Nahmen ſprechen konnte, ohne daß Sie die geringſte Bewegung ſeines Mundes bemerkten. — Der ränkevolle Bube war unſtreitig des Schelmenbundes Stifter und Haupt, und hat ſogleich, als er geſtern früh des Herrn von Waidling gegründete Warnung belauſcht hatte, mit den beyden Landſtreicherinnen die Flucht ergriffen. Doch ich hoffe, wir wollen die ſaubere Geſellſchaft noch einhohlen. Ich werde ſtracks zur Obrigkeit gehen, und Steckbriefe ausfertigen laſſen.“

„Nein,

„Nein, das will ich durchaus nicht!“ rief der Baron. „Ich ſchenke der Treuloſen das mir abgeliſtete Gold, das ich, bey meinen übrigen Vermögensumſtänden, vergeſſen kann. Ach, könnt' ich nur ſie auch vergeſſen!“ —

Er bedeckte ſeine naſſen Augen. Der Gaſtwirth verließ ihn, und zeigte, trotz des Verbotes, den Vorfall an. Der Polizey-Director fand vor allen Dingen für nöthig, die Gewißheit des Raubes zu erörtern, und deshalb der Geflüchteten Wohnung zu unterſuchen. Hierzu ward der Baron eingeladen. Er ſchalt, daß der Wirth ſeinem Willen entgegen gehandelt hatte, ging aber mit. Man öffnete die Zimmer; er ſtürzte voran nach der Schatzkammer, und jauchzte: „Da ſtehn ja die Geldſäcke noch!“ — Sie wurden entſiegelt; man fand Steine und Sand; das Geld war verſchwunden. — Der Einrede des Barons ungeachtet, flogen nun

Steckbriefe nach allen Weltgegenden aus; ſie fruchteten aber nichts, als daß aus mehrern groſsen Städten die Nachricht einlief: die vorgebliche Frau von Riedau habe auch dort ſchon unter andern Nahmen ähnliche Streiche geſpielt. — Der falſche Caglioſtro war nicht zu entdecken.

Und ſo hatte denn unſer Baron in der Hauptſtadt nichts mehr zu ſchaffen. Er begab ſich, in Scham gehüllt, auf ſein Landgut zurück, und rühmte ſich hinfort ſeiner Klugheit nicht weiter.

VIII.

Der Todte zu Roß.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerke ſeiner Launen wählt! Sein Schickſal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoſet ihn Anfangs; aber bald rupft es ihm Federn aus, bindet ihn an einen Faden, ſtutzt ihm die Flügel, und quält ihn zu Tode.

Folgende Geſchichte wird dieſes Gleichniß erläutern.

Der Herzog Roderigo von Girona, der vor undenklichen Jahren in Spanien

lebte, ward allgemein, wegen seines Reichthums und seiner übrigen angenehmen Verhältnisse, für einen der glücklichsten Menschen gehalten. Man beneidete ihm besonders seine junge, schöne Gemahlin, die Krone der Frauen von Madrid. Doch vergebens baute ihm das Geschick einen Himmel auf Erden. Er verirrte sich in die Hölle der Eifersucht, und litt Pein in ihren Gluthen.

Allerdings hatte die reizende Frau viel geheime Verehrer; aber sie schmachteten nur in der Ferne, weil der feurige Herzog die Ehre seines Hauses mit flammendem Schwerte bewachte. Er wies einige kühne Paladine, die ihr zu nahe treten wollten, tapfer zurück. Das verbreitete Schrecken, und man scheute sich nachher vor dem furchtbaren Manne und seinen Argusaugen. Doch was Fürsten und Ritter nicht mehr wagten, dessen unterfing sich — ein Mönch.

Der Pallast, den der Herzog in Madrid

bewohnte, lag in einer etwas einsamen Gegend, und gränzte mit den weitläuftigen Gebäuden eines ansehnlichen Franziskanerklosters. In diesem nahm einst ein junger Ordensbruder aus Salamanca sein Absteigequartier, um Gastpredigten in der Hauptstadt zu halten. Pater Isidor — so hieß er — war ein Mann von Geist und als Kanzelredner berühmt. Auch sein Körper bezeichnete ihn als einen Günstling der Natur. Man konnte seine hohe, herrliche Gestalt nicht sehen, ohne sie zu beklagen, daß sie in eine unförmliche Mönchskutte gebannt war. Er that indessen sein Möglichstes, sie aus ihrer düstern Umgebung trefflich hervorleuchten zu lassen. Mit allen Putzkünsten der Zierlinge seiner Zeit gründlich bekannt, schmückte er sich wie der eitelste Geck. Seine Klostergesellen nahmen daran ein Aergerniß, und ließen ihn bey jeder Gelegenheit ihren Unwillen empfinden; doch das kümmerte ihn

wenig. Er fand ſich durch Frauengunſt für Mönchshaß reichlich entſchädiget.

Verſchiedene ſeiner Liebesabenteuer in Salamanca waren dem Guardian ſeines Kloſters zu Ohren gekommen. Das bewog den ſtrengen Sittenmeiſter, ihn auf der Reiſe nach Madrid von einem Aufſeher begleiten zu laſſen. Er wählte dazu den Pater Sylveſter, den ſteifſten Pedanten des Kloſters. Dieſer Murrkopf war Iſidors heftigſter Widerſacher. Darum hoffte der Guardian, daß er den jungen Ausſchweifling ſcharf im Zügel halten werde.

Sie begaben ſich mit einander auf den Weg. Die Kloſterpforte war kaum hinter ihnen geſchloſſen, ſo öffneten ſie den Mund, um ſich zu zanken. Dieſen Zeitvertreib ſetzten ſie bis Madrid fort. Iſidor ſprach und ſcherzte mit jedem artigen Mädchen, das ihnen begegnete. Der finſtere Hofmeiſter ſchalt darüber. Er ward, wie billig, verlacht

und verſpottet. Das verdroß ihn; er trotzte auf die ihm übertragene Gewalt, und unterſtand ſich einſt ſogar, ſeinen Untergebenen, wie ein zorniger Schulmeiſter, auf die Finger zu klopfen, als er eben die blühenden Wangen einer jungen Dirne liebkoſend berühren wollte. Der dadurch geſtörte zärtliche Wangenſchlag verwandelte ſich nun in einen ſchmetternden Backenſtreich, den der Mentor empfing. Die Folge war ein Handgemenge, in welchem Iſidor die Oberhand gewann. Der Beſiegte ſchwor in ſeinem Herzen, ſich nachdrücklich zu rächen.

In dieſer Stimmung kamen ſie nach Madrid, kehrten in jenem Kloſter ein, bezogen jedoch abgeſonderte Zellen, weil ſie ſich nicht beyſammen vertragen konnten. Dieſer Trennung ungeachtet fuhr Sylveſter fort, ſein Aufſeheramt nach Möglichkeit zu verwalten.

Er ſetzte vor allen Dingen einen hämi-

ſchen Klagebericht an den Guardian auf. Aber die nächſten Tage lieferten ſeiner Feder keinen neuen Giftſtoff. Iſidor, mit Ausarbeitung einer Predigt beſchäftigt, hielt ſich eingezogen in ſeiner Zelle, und beſtieg bald darauf die Kanzel.

Der Ruf ſeiner Beredſamkeit war ihm vorangegangen, und hatte die Kirche gefüllt. Man verſprach ſich ein Meiſterſtück. Der ruhmbegierige Franziskaner war auch ganz darauf vorbereitet, die Erwartung nicht zu täuſchen. Mit dem zierlichſten Anſtande betrat er den Rednerſtuhl, und begann ſeinen Vortrag. Aber er hatte kaum fünf Minuten lang durch ſeiner Stimme melodiſchen Ton die Zuhörer entzückt, als er plötzlich, mit verwandelter Geſichtsfarbe, den Faden der Rede verlor, und ſtammelnd nicht wußte, was er ſagen wollte.

So aus der Faſſung brachte ihn die Ankunft der ſchönen Herzogin von Girona,

die jetzt, der Kanzel gegen über, in einem erhöhten Betzimmer erſchien. Ihr Anblick wirkte auf ihn wie ein lähmender Zauberſchlag. Der geiſtvolle Mann gab der ſtaunenden Verſammlung das klägliche Schauſpiel eines verblüfften Dummkopfs. Er ſchnappte mit offenem Munde, wie ein Fiſch, nach Luft, und huſtete ängſtlich, um ſeine Verwirrung zu bemänteln, und Zeit zur Beſinnung zu gewinnen. Umſonſt! er fand ſich nicht wieder ins rechte Gleis. Es half ihm ſogar nichts, daß er zum Concept der Predigt ſeine Zuflucht nahm. Er war, gleich einer in die Sonne blickenden Eule, vom Glanze der Schönheit völlig geblendet, und die Buchſtaben auf dem Papiere wimmelten vor ſeinen Augen, wie Ameiſen, durch einander. Doch ſtumm konnte er auf ſeinem Poſten nicht bleiben; er ſtotterte alſo ein Galimatias hervor, das ſelbſt die alten Mütterchen auf den gemeinen Kirchenſtühlen

für ein elendes Gewäsch erklärten. Noch unzufriedener waren mit ihm die höhern Klassen. Einige junge Schulfüchse, die sich, mit Griffeln in der Hand, unter der Kanzel gelagert hatten, um den erwarteten Honigstrom seiner Lippen in ihre Schreibtafeln zu leiten, sprangen mit frechem Geräusch auf, und liefen hohnlachend aus dem Tempel. Andere unartige Leute durchbohrten ihn gleichsam mit den Augen, zuckten verächtlich die Achseln, und plauderten zwanglos mit ihren Nachbarn, um öffentlich zu zeigen, daß er ihnen lange Weile machte. Kurz, er sah und hörte um sich her nichts als Ausbrüche der Ungeduld und des Mißvergnügens.

Er wäre allenfalls des verfehlten Beyfalls der großen Menge ohne vielen Kummer verlustig gegangen, hätte er sich nur als möglich denken können, daß er der Einzigen gegen über gefalle. Aber wie vermochte

ſeine zerrüttete Seele dieſe Hoffnung zu faſſen? Er ſtand als ein gar zu jämmerlicher Stümper vor ſeiner Göttin; ſie mußte ihn, wie der übrige Troß, verachten. Dieſes Gefühl zerknirſchte ihn ganz. Er wünſchte ſich auf der Stelle den Tod. Aber die edle Herzogin zeigte ſich als eine Frau von feiner Bildung und Herzensgüte. Weit entfernt, den unglücklichen Prediger durch eine ſpöttiſche Miene zu kränken, ſah ſie mit der Sanftmuth eines Engels beſcheiden vor ſich nieder; und als ſich die hinter ihr ſtehende Dienerſchaft erlaubte, über den geiſtlichen Wirrwar leiſe zu kichern, wies ſie das ungezogene Völkchen durch einen ſtrafenden Blick zur Ruhe.

Iſidor bemerkte dieſe ſchonende Huld. Sie goß Balſam in ſein wundes, von Angſt und Scham zerriſſenes Herz, und er verſäumte nicht, ſich dafür erkenntlich zu bezeigen, als er die glühenden Kohlen verließ,

auf welchen er eine halbe Stunde geſtanden hatte. Er beugte ſich gegen die Herzogin ſo tief, daß die Spitze ſeiner Adlersnaſe das Kanzelpult berührte; und ſo trat er ab, ohne die Gegenden der Kirche, wo die Spötter ſaßen, eines Scheideblicks zu würdigen.

Mit geſenkten Augen, als ob er die Pflaſterſteine zählte, floh er in ſeine Zelle, und ſchloß einem Mönch, Nahmens Urban, der ihm als dienender Bruder zugeſellt war, ſein Herz auf. Nach einem freymüthigen Geſtändniß, daß er auf der Kanzel wenig Ehre eingelegt hatte, ſchilderte er die Urheberin dieſer Verwirrung mit der Leidenſchaft glühendſten Farben, und brach zuletzt in Klagen aus, daß er ihren Nahmen nicht wiſſe.

„Wer kann's anders geweſen ſeyn, als die Herzogin von Girona?" ſagte Urban. „Eure Beſchreibung paßt in ganz Madrid nur auf ſie."—

„O, daß es eben eine Herzogin ſeyn muß!“ ſeufzte Iſidor. „Ich wollte, ſie wär' eine arme Bürgerin, damit ich mich furchtlos ihr nahen, und ihr ſagen könnte, daß ich ſie liebe.“

Unruhig ging er auf und ab. Sein Blick fiel in einen Wandſpiegel. Er blieb ſtehen, betrachtete mit Selbſtgefallen ſeine Geſtalt, und faßte Muth. „Freund,“ ſprach er, „ich bin entſchloſſen, mit der Herzogin Bekanntſchaft zu machen.“

„Schlagt Euch dieſen Gedanken aus dem Sinne!“ rief Urban. „Eine Fürſtin, und beſonders eine ſolche Fürſtin, iſt kein Biſſen für einen Mönch.“

„Die Mönche ſind verſchieden, mein Freund!“ verſetzte Iſidor mit ſtolzem Hohnlächeln. „Die Roſe und das Angerblümchen ſind Blumen; aber welcher Unterſchied! — Ich hoffe, du verſtehſt mich, wenn du

nähmlich gesunde Augen und einen Begriff von männlicher Wohlgestalt hast."

Urban erstaunte über die Eigenliebe des Menschen, und schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich werde, natürlicher Weise, nicht ungeschickt zu Werke gehn," fuhr Isidor fort. „Es scheint mir der anständigste Weg, mich durch einen Brief bey der Herzogin einzuführen."

Er wartete auf eine beyfällige Antwort; doch Urban blieb bey seiner stummen Gebärdensprache.

„Ewiger Kopfschüttler!" fuhr Isidor auf. „Du kennst die Weiber nicht! Mögen sie Königinnen oder Hirtenmädchen seyn, man läuft keine Gefahr, wenn man ihnen sagt, daß sie schön sind. — Diese Gunstangel will ich auch bey der Herzogin getrost auswerfen, und ihr ungefähr in folgenden Ausdrücken schreiben: Gnädigste Frau, ich

war heute auf der Kanzel ſo unglücklich, Ew. Hoheit Ohren zu beleidigen. Mich entſchuldiget nichts, als daß ich durch den Wunderglanz Ihrer überirdiſchen Schönheit in das Irrgewinde meines Vortrags gerieth. Dieſer Umſtand erhebt meinen Fehler zu einer Tugend; doch bin ich ſo lange troſtlos, bis ich unmittelbar aus Ihrem Munde ein holdes Wort der Begnadigung vernommen habe. — Nun, Freund Urban, was meinſt du? Müßt' es nicht ein ſteinernes Weib ſeyn, das ſolchen Schmeicheleyen widerſtehen könnte? — Ich wette, daß ich Zutritt erhalte, und dann giebt ſich das Uebrige von ſelbſt."—

Urban ſchwieg verſtockt. Iſidor brüſtete ſich wieder vor dem Spiegel, forderte feines Papier, und ermahnte den ſtummen Mönch, ſich bereit zu halten, daß er den Brief, ſo bald er geſchrieben ſey, in den herzoglichen Pallaſt tragen könne.

„Sucht Euch einen andern Boten!“ sprach Urban mürrisch. „Ich danke für diesen Auftrag, wenn Ihr mich auch mit der päpstlichen Krone dafür belohnen könntet.“

„Warum versagst du mir einen so leichten Freundschaftsdienst?“ fragte Isidor.

„Weil der Herzog ein Teufel von Eifersucht ist;“ antwortete Urban. „Ich möchte mich von ihm nicht um alle Schätze der Welt mit einem Briefchen an seine Gemahlin ertappen lassen. Er bliese mir auf der Stelle das Lebenslicht aus, und Euch ergäng' es nicht besser! Ein Paar arme Mönche niederzumetzeln, wär' ihm ein Kleines, und es krähte, wahrlich! kein Hahn darüber: denn der Herzog ist reich und ein Liebling des Königs.“ —

Isidor lachte über diese Warnung, und wies den ehrlichen Urban aus der Zelle, um ungestört schreiben zu können. Es glückte ihm auch, als der Brief fertig war, ein ver-

verſchlagenes Weib zu finden, das die gefährliche Botſchaft übernahm und ſie, als wandernde Modehändlerin, ausführte.

Die Herzogin erbrach das ihr eingehändigte Schreiben, in der Erwartung eines gewöhnlichen Almoſengeſuchs. Kaum aber erſah ſie aus dem zärtlichen Inhalte, daß hier ein anderer Wunſch die Feder geführt hatte, ſo legte ſie das Blatt erröthend aus der Hand, und ſagte mit gemäßigtem Unwillen: „Wie komm' ich zu dieſem Briefe? Es muß ein Irrthum vorgegangen ſeyn. Ich verbitte dergleichen Zuſchriften, die für den Sender und Ueberbringer ſchlimme Folgen haben könnten." — Hiermit befahl ſie der verſtummten Gelegenheitsmacherin, ſich zu entfernen, und den Pallaſt nicht wieder zu betreten.

Voll Ungeduld lauerte der verliebte Mönch auf die Rückkunft ſeiner Botin, und ſein Dünkel ſicherte ihm die erfreulichſten

Nachrichten zu. Als er aber die unholde Aufnahme des Schmeichelbriefes erfuhr, ſtand er bleich und ſtarr wie ein Landmann vor ſeinem Felde, wo er die Hoffnung einer nahen goldenen Ernte durch Hagelſtürme vernichtet ſieht. —

Iſidors Beſtürzung dauerte jedoch nur wenige Minuten. Die treue Eigenliebe griff ſeinem ſinkenden Muthe unter die Arme, und ſtellte ihn wieder feſt auf die Füße. So ermannt, haderte der geiſtliche Stuzer mit ſich ſelbſt. „Dummkopf!“ ſprach er: „du haſt die Sache falſch angegriffen, und dir bloß dadurch einen ſchiefen Erfolg zubereitet! Wie konnteſt du erwarten, durch todte Buchſtaben zu ſiegen? Geh, zeige dich ſelbſt! Die Herzogin ſah dich bis jetzt nur im engen Gefängniß der Kanzel, und in der Jammergeſtalt eines bedrängten Schulknaben, der ſeine Lection nicht aufſagen kann. Wie war's möglich, ihr in

dieſem Nothſtande zu gefallen? Aber auf der Straße, vor den Fenſtern ihres Pallaſtes, wird das Ebenmaß deines Körpers und das freye Spiel deiner Glieder einen unwiderſtehlichen Eindruck auf ſie machen."

Nach dieſem Selbſtgeſpräche kleidete er ſich ſo neu als möglich, und ging auf Eroberung aus.

Mehr als funfzig Mal des Tages durchſtrich er die Straße der Geliebten, und blickte mit unverwandten Augen nach der langen Spiegelreihe ihrer Fenſter empor. Zur Abwechſelung ſtand er auch Stunden lang an den Ecken der Quergäßchen, um die Dame ſeines Herzens ausfahren zu ſehen, und ihr einen Gruß in den Wagen zu werfen. Die Nachbarſchaft und der herzogliche Thürſteher zogen den unermüdeten Pflaſtertreter und Eckenwächter bald in Betrachtung, und machten allerley Gloſſen über ihn; aber die Herzogin, der des Gemahls

Eiferſucht nur ſelten einen kurzen Aufenthalt am Fenſter vergönnte, überſah in dieſen Momenten den raſtloſen Straßenläufer um ſo mehr, da ſie ihn in der Kirche kaum angeblickt hatte, und ſich ſeiner Geſtalt nicht mehr erinnerte.

Erſt nach zwey oder drey Tagen war er ſo glücklich, einen flüchtigen Strahl ihrer Augen auf ſich deuten zu können. Er blieb ſtehen, und machte eine Verbeugung, die ſich, wegen ihrer außerordentlichen Tiefe und langen Dauer, ungemein poſſierlich ausnahm. Die Herzogin konnte ſich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, und trat mit einer leichten Kopfneigung vom Fenſter zurück, indem ihr eben ein neuer Bückling, der ſeinem Vorgänger nichts nachgab, zugefertiget wurde. Der höfliche Mönch richtete langſam ſein Haupt von der Erde wieder auf, ſah den Polarſtern ſeiner Wünſche verſchwunden, und gerieth darüber in

ein kleines Schrecken; doch das vorher bemerkte Lächeln und Danknicken ſchien ihm durch die vergrößernde Brille der Eigenliebe ſo wichtig und glückverkündend, daß er zum Anfange damit zufrieden zu ſeyn beſchloß. Er flog ins Kloſter, mit der ſüßen Erwartung, bald einen Ruf in den Pallaſt zu erhalten.

Und den erhielt er wirklich! Aber man höre, wie das zuging.

Sylveſter, der ihn bisher nicht aus den Augen gelaſſen hatte, ſah ihn auf der Kanzel mit Schande beſtehen; doch die Urſache dieſes angenehmen Verfalls war dem Schadenfroh nicht klar, und er wollte und mußte ſie wiſſen. Er kirrte deshalb Iſidors Aufwärter an ſich, und forſchte ihn aus. Urban, ein unvorſichtiger Plauderer, entdeckte ohne Bedenken alles, was ihm bekannt war, um ſich nur ſeiner weiſen Warnung vor dem eiferſüchtigen Herzog rühmen zu können. Die

Kunde von der Gemüthsart dieſes Mannes erfreute den horchenden Ränkeſchmidt. Er ſuchte die Briefträgerin auf, verhörte ſie, beobachtete Iſidors Gänge, und war Zeuge ſeiner lächerlichen Reverenze. Frohlockend ſah er ſich nun im Beſitz eines reichen Stoffes zu Ohrenbläſereyen, wodurch er den Eiferſüchtler in den Harniſch treiben konnte; und das zu thun, war ſein brennender Vorſatz. Er bedachte zwar, daß ein ſolcher Schritt ernſthafte Folgen nach ſich ziehen, und von ſeinen Obern in Salamanca nicht gebilliget werden würde: denn der wohlgeſinnte Guardian hatte ihn in der beſten Abſicht zu Iſidors Ehrenhüther beſtellt, und er handelte folglich den empfangenen Verhaltungsbefehlen ſchnurſtracks entgegen, wenn er den jungen Mann, den er vor Unfällen bewahren ſollte, ſelbſt hinein ſtürzte. Doch was half's, daß ihm ein guter Genius dieſe Vorſtellungen zurief? Die Rache, ſagt Shakeſpear,

iſt tauber, als Ottern, gegen die Stimme der Vernunft.

Sylveſter wählte den dunkeln Weg, den die Verleumdung gern wandelt: er ſchrieb an den Herzog einen nahmenloſen Brief, worin er ein Körnlein Wahrheit unter einen Schwall boshafter Erdichtungen miſchte.

Roderigo las dieſe Zuſchrift mit glühenden Augen, ſtürzte fort zu ſeiner Gemahlin, hielt ihr in einer Hand des Verräthers Anklage, in der andern einen gezückten Dolch vor's Geſicht, und forderte mit ſchrecklichen Worten ein Geſtändniß des ihr angedichteten Liebeshandels. Die Schuldloſe betheuerte die Reinheit ihrer Tugend; doch in der Todesangſt geſtand ſie, einen verworrenen Brief von einem ihr unbekannten Mönch erhalten zu haben.

Der Herzog drang auf Vorzeigung dieſes Blattes. Es fand ſich unglücklicher Weiſe noch unter ihren Papieren. Er durchlief es

mit wilden Blicken, und befahl: sie solle den Mönch sogleich zu einer geheimen nächtlichen Unterredung in den Pallast schriftlich einladen. Fußfällig, aber vergebens, bat sie um Schonung. Der Dolch zwang sie zum Gehorsam. Sie schrieb, was ihr der Wütherich in die Feder sagte. Isidor ward in schmeichelhaften Ausdrücken beschieden, sich mit dem Glockenschlage der eilften Stunde an der Hinterpforte des Pallastes einzufinden. Diese giftige Lockspeise überbrachte ihm ein vertrauter herzoglicher Diener; und eben derselbe empfing nachher in der Nacht, als Kammerfrau verkleidet, den verblendeten Thoren an der Pforte, und führte ihn eine Schneckentreppe hinauf in ein schwachbeleuchtetes Gemach, wo er, dem Vergeben nach, die Herzogin erwarten sollte.

Einsam träumte er sich fünf Minuten lang in ein Paradies der Liebe. Die

ſeligſten und — letzten Augenblicke ſeines Lebens! Der Herzog und ein Mordgehülfe, der ſchon die Rollen des Briefträgers und der Kammerfrau geſpielt hatte, ſtürzten ins Zimmer, warfen ſich über den Unglücklichen her und erdroſſelten ihn.

Sie hatten ſchon vorher im gehaltenen Blutrathe beſchloſſen, was ſie mit dem Leichnam beginnen wollten. Der Mordknecht trug ihn in einem Sacke nach dem nahen Franziskanerkloſter, worin er jeden Winkel kannte. Er öffnete mit einem Nachſchlüſſel einen öden Hinterhof, ſetzte den Todten, als ſchlief' er, auf eine ſteinerne Bank, und ſchlich unbemerkt wieder zurück.

Aus dieſem Hofe lief ein langer gewölbter Kreuzgang in das Innere des Kloſters, und zunächſt nach den Gaſtzellen, von welchen jetzt Sylveſter eine bewohnte. Es war, wenn er aus- und einging, ſein gewöhnlicher Weg; und ein Beſuch, den er

an dieſem Tage außerhalb des Kloſters gemacht, und bis gegen Mitternacht verlängert hatte, leitete ihn bald nach der Ankunft der Leiche dahin. Mit einer Laterne in der Hand durchſchritt er ruhig den Hof; aber einige Schritte vor dem Kreuzgange erblickte er auf der hart daneben befindlichen Bank den ewigen Schläfer, beleuchtete ihn, und trat ſcheu zurück, als er ſah, daß es Iſidor war. Er ſtellte ſich vor, der ſo oft von ihm beleidigte Mönch habe hier feindlich auf ihn gelauert, und ſey über dieſer Wegelagerung eingeſchlafen. Rachſüchtig ergriff er einen großen Stein, warf ihn mit aller Macht dem Todten an den Kopf, und entfloh in den Kreuzgang.

In der Mitte deſſelben blieb er horchend ſtehn. Es wunderte ihn, daß er vom Hofe her keinen Laut hörte. Er ging ſacht auf den Zehen zurück. Iſidors Körper, durch den Steinwurf von der Bank geſchleudert,

lag auf der Erde. Sylveſter umſchlich ihn, berührte ihn, und Schrecken durchbebte ſeine Glieder, als er ihn erſtarrt fand. „O ich Unglücklicher, ich hab' ihn getödtet!" rief er, die Hände ringend. „Gott und alle Heiligen, ſteht mir bey! Ich bin verloren — das ganze Kloſter kennt unſere Feindſchaft — des Mordes Verdacht fällt einzig auf mich!" —

Rathſchlagend, was er anfangen wollte, kam er auf den Gedanken, die Bluthat dem Herzog aufzubürden. Schnell entſchloſſen beeilt er ſich mit der Leiche, trug ſie hin vor den Pallaſt, legte ſie im Säulengange nieder, und entkam glücklich, ohne daß ihn ein Auge geſehen hatte.

Unruhig wälzte ſich indeſſen Roderigo auf ſeinem Lager. Die Nattern des Gewiſſens verſcheuchten den Schlaf von ihm. Er ſprang auf, und befahl ſeinem Spießgeſellen, am Kloſter zu ſpähen und zu lauſchen, ob er ungewöhnliche Bewegungen

darin vernehme. Der Diener ging. Im Saulengange strauchelt' er über den Leichnam. Er eilte mit Grauſen zurück zu ſeinem Herrn, und meldete ihm den ſchauderhaften Fund, der beyden ein ſchreckliches Räthſel war.

Sie ſannen mit einander auf ein neues Mittel, ſich der Leiche zu entledigen. Der Diener ſchlug vor, ſie im Garten hinter dem Pallaſte zu vergraben; allein der Herzog wollte ſich dieſen Luſtort nicht durch ein Denkmahl eines Verbrechens auf immer verleiden. Er drang auf Rath und That, den Ermordeten möglichſt weit zu entfernen. Der verſchlagene Diener gerieth nun auf den ungewöhnlichen Einfall, den Körper auf ein wildes Pferd zu binden, und es dann ins Freye zu jagen. Der Herzog hatte in ſeinem Stalle einen jungen unbändigen Hengſt, von dem man ſich verſprechen konnte, daß er, wenn man ihn ungezügelt laufen

ließ, nicht in der Nähe bleiben werde; und ward er endlich aufgefangen, ſo wußte Niemand in welchen Stall er gehörte, weil er erſt Tages vorher von einem durchreiſenden Roßhändler gekauft, und folglich der ganzen Hauptſtadt noch unbekannt war.

Der Herzog billigte den Vorſchlag, und gab zu deſſen Ausführung dem Diener volle Gewalt. Dieſer war ein ſo gefühlloſer Unmenſch, daß ihm nicht graute, mit blutigen Händen einen Scherz auszuführen. Er legte dem Leichnam, um ihn auf den Rücken des Renners in aufrechter Stellung befeſtigen zu können, einen alten eiſernen Harniſch an, hob ihn in den Sattel, und verband ihn durch Riemen und Stricke ſo haltbar mit dem Roſſe, daß er wie der tüchtigſte Reiter ausſah. Dann ſetzte ihm der rohe Meuchler einen Helm mit geſchloſſenem Viſir auf den Kopf, ſchnallte ihm noch zum Ueberfluß und aus Muthwillen eine

Lanze an den rechten Arm, und vollendete so die Gestalt eines turnierfertigen Ritters.

Es war die leichteste Sache von der Welt, den geharnischten Todten ohne Aufsehen abzusenden. Roderigo's Pallastgarten erstreckte sich bis an die Stadtmauer, und durch diese hatte der Herzog schon vor mehrern Jahren, mit Erlaubniß des Königs, eine Pforte brechen lassen, um bey Spaziergängen des Umwegs durch das Stadthor überhoben zu seyn. Der Hengst ward also den Garten entlang geführt, erhielt außerhalb der Pforte einige Peitschenhiebe, und stürmte brausend fort, als wollt' er den Wind übersliegen.

Indem man auf diese Weise geschäftig war, Sylvestern von aller Gefahr zu befreyen, zitterte er in seiner Zelle vor Verhaftung und dem Blutgerüste. Die Fantasie der Angst ließ ihn von Zeit zu Zeit vor seiner Thür ein Getümmel von Schergen

hören. Er glaubte, dieſen Schreckniſſen nur durch eine ſchleunige Flucht entrinnen zu können. Mit dieſem Entſchluſſe ging er, als der Morgen anbrach, zu dem Kloſterverwalter, und erbat ſich ein Reitpferd, unter dem Vorgeben, daß er einen Freund auf dem Lande beſuchen wolle. Es ward ihm eine Stute geſattelt. Er ſchwang ſich darauf, ritt vor einen Schwertfegerladen, und kaufte einen ſcharfgeſchliffenen Säbel, um ſich damit gegen jeden, der ihn feſthalten wolle, auf's äußerſte zu wehren.

Wie froh war er, als Madrid hinter ihm lag! Er verließ, ſo bald man ihn von dort nicht mehr ſehen konnte, die Landſtraße, und jagte einige Stunden lang auf Kreuz- und Querwegen blind umher. Indem er nun ſo am Saume eines Waldes hintrabte, hört' er das Wiehern eines Pferdes. Scheu ſah er ſich um, und erblickte einen geharniſchten Reiter, der aus dem Gehölz hervor

in geſtrecktem Galopp auf ihn zukam. „Himmel! ein Häſcher von der heiligen Hermandad!“ ächzte der Flüchtling leiſe, und ſpornte heftig ſein Thier, um dem Lanzenreiter zu entfliehen. Doch im Huy war ihm dieſer auf dem Nacken. Der Hengſt eilte, wie geflügelt, der Stute nach. Schon berührte die Spitze der Lanze die Mönchskutte: da zog Syveſter den Säbel, warf ſein Roß herum, und mit Rieſenkraft der Verzweiflung führte er auf die einzige verwundbare Bleſſe, die er am Halſe des Gegners zwiſchen Helm und Harniſch entdekte, einen ſo gewaltigen Streich, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Sieg und neue Flucht waren Eins. Aber noch immer donnerten ihm Hufſchläge nach. Er ſchielte zurück; der Ohnekopf war dicht hinter ihm. Mit Grauſen ſtieß er ſeinem Gaul beyde Ferſen in die Flanken, und ſprengte auf das Thor eines vor ihm liegen-

liegenden Städtchens zu. Er wollte lieber in Menſchenhände fallen, als ſich dem Satan ergeben: denn dafür hielt er nun ſeinen Verfolger. Die Schildwache am Thore warf vor Schrecken ihre Hellebarde weg, und entlief. Er ſtürmte hinein in die Stadt, und ritt alles nieder, was ihm in den Weg kam. Der kopfloſe Unhold hetzte ihn aus einer Straße in die andere. Wie verſteinert ſahen die Einwohner dem gräßlichen Schauſpiele zu. Endlich ſtürzte Sylveſters entathmetes Roß unter ihm. Er raffte ſich geſchwind wieder auf, und lief ſchreyend: „Ich bin ein Mörder!“ zu einem nahen Wachhauſe, wo man ihn gefangen nahm.

Iſidors Kopf, den ein Reiſender auf dem Kampfplatze gefunden hatte, ward kurz nachher in die Stadt gebracht, und der gefangene Mönch noch an demſelben Tage dem peinlichen Gerichte zu Madrid überliefert. Sein Einzug, in Begleitung des

Todten, den man unverrückt auf seinem Hengste sitzen ließ, verursachte einen ungeheuern Zusammenlauf. Der Herzog erfuhr sofort den wunderbaren Vorfall. Er übersah schnell, daß nun sein Meuchelmord nicht unentdeckt bleiben konnte; daher warf er sich ohne Verzug dem Könige zu Füßen, gestand sein Verbrechen, und bat, mit Anführung aller mildernden Umstände, um Begnadigung. Der Monarch ertheilte sie seinem Liebling, und verwies ihn bloß einige Monate lang, als Gefangenen, auf eine Festung. *)

---

*) Es läßt sich, wegen mangelnder Nachrichten, nicht ausmitteln, welcher König von Spanien dieses gelinde Urtheil sprach. Nur so viel ist gewiß, daß es nicht Philipp der Dritte war. Unter dessen Regierung wäre der Mörder eines Mönchs nicht so straflos abgekommen. Das hätte die heilige Inquisition nicht geduldet: denn Philipp war selbst in einem so hohen Grade ihr Sclav, daß der

Roderigo's Geſtändniß ſetzte Sylveſtern in Freyheit. Aber die ausgeſtandene Höllenangſt, die innerhalb zwölf Stunden ſein ſchwarzes Haar grau färbte, hatte ſeine Geſundheit ſo zerrüttet, daß er nach wenigen Tagen ſtarb. Niemand beklagte ihn, weil er als ein Opfer der eigenen Bosheit fiel, und ſein ſchneller Tod eine Strafhandlung der gerechten Nemeſis war.

Oberſtenrichter ihm eine Thräne des Mitleids, die er einſt bey einem Auto da Fe vergoſſen hatte, zum Verbrechen machen, und ſein eigenes Blut dafür fordern durfte. Der König mußte ſich eine Ader öffnen laſſen, und ſein Blut — ward verbrannt.

IX.

Das Roſenmädchen.

Der General von Lindenkron hatte ſeinen Abſchied genommen, und ſich auf ſeine Güter begeben. Sein Stammhaus Lindenkron lag in einer bezaubernden Gegend; die Bauern waren wohlhabend, und erhoben ſich durch Sittlichkeit und anſtändiges Betragen über andere Landleute. Dieſe Veredlung war das Werk ihres Pfarrers, eines muſterhaften Mannes, der ſeit zwanzig Jahren an der Bildung ſeiner Gemeinde treulich gearbeitet hatte.

Faſt eben ſo lange war der General durch Feldzüge, Reiſen und die Luſtbarkeiten der Hauptſtadt von ſeinen Ländereyen getrennt geweſen. Aber ſein gefühlvolles Herz, das ſich weder in Schlachten verhärtet, noch am Hofe verkältet hatte, war für die Schönheiten der Natur empfänglich geblieben. Ihm gewährte daher ſein Gut, wo er mit dem blühenden May zugleich einzog, einen erfreulichen Aufenthalt. Doch nach einigen Wochen beſchlich ihn ein Mißbehagen, dem er keinen Nahmen zu geben wußte. Er hielt es für ein körperliches Uebel, und ließ ſeinen Arzt kommen.

„Ihr Puls iſt in Ordnung, Herr General!“ ſagte der Doctor. „Sie haben wahrſcheinlich bloß einen Anfall vom Landfieber der langen Weile. Zerſtreuen Sie ſich, laden Sie Geſellſchaften aus der Reſidenz zu ſich ein, und die Arzeney des gewohnten Umgangs wird wohlthätig wirken. Ein

Weltmann, wie Sie, der kaum ſein funfzigſtes Jahr überſchritten hat, iſt zum Einſiedler noch nicht reif." —

„Ich will auch kein Waldbruder ſeyn," antwortete der General. „Nur von der Stadtwelt mag ich den ganzen Sommer hindurch nichts ſehen und hören."

„So beſchäftigen Sie ſich auf eine beluſtigende Weiſe mit Ihren Landleuten!" verſetzte der Arzt. „Geben Sie ihnen Schäfer- und Roſenfeſte!" —

Dieſer Vorſchlag gefiel dem General. Er hatte immer die Roſenfeſte als eine liebliche Erfindung betrachtet, und beſchloß auf der Stelle, eins zu veranſtalten.

Des folgenden Tages ließ er die Dorfgerichten und Hauswirthe zuſammen rufen, und ſprach zu ihnen: „Gute Männer und Freunde, ich bin entſchloſſen, ein jährliches Roſenfeſt hier zu ſtiften. Dieſe Feyerlichkeit ſtammt aus Frankreich her, hat aber auch

ſchon in Deutſchland hier und da Eingang gefunden. Sie beſteht darin: daß die tugendhafteſte Jungfrau eines Ortes öffentlich mit Roſen bekränzt und anſehnlich beſchenkt wird. Das Letztere übernehme ich allein; aber die Ausmittelung des Mädchens, das vor allen andern dieſe Ehre verdient, iſt Eure Sache, und ich laſſe hierzu Euch und Euren Frauen drey Tage Zeit. Dann halten wir eine feyerliche Wahl. Jeder anſäſſige Einwohner hat eine Stimme, und giebt ſie nach ſeinem Gewiſſen ab. Die Mehrheit derſelben entſcheidet." —

Mit haſtigen Schritten eilten die Hausväter heim, und verkündigten athemlos die große Neuigkeit ihren Weibern und Töchtern. Eigenliebe und Tadelſucht ſetzten ſich nun ſogleich in der armſeligſten Hütte zu Gericht. Jedes Mädchen, das gerade keinen ruchbar gewordenen Fehltritt begangen hatte, rechnete darauf, bekränzt zu werden; jede Mutter

hielt ihre Lieblingstochter einzig und allein für würdig, die Rosenkrone zu tragen.

Als nun die Wahlhandlung, unter dem Vorsitz des Generals und des Pfarrers, vor sich ging, befolgte der Erste, den man zum Stimmen aufrief, das ihm eingeschärfte Gebot seiner Hausfrau, und sprach furchtsam und mit niedergeschlagenen Augen den Nahmen seiner eigenen Tochter aus. Aber man beschied den guten Mann, daß Vaterliebe hier kein Wahlrecht habe, sondern daß sich Jeder für eine fremde, mit ihm nicht verwandte Person erklären müsse. Das verursachte nicht wenig Bestürzung: denn es hatten auch schon Andere die Nahmen ihrer Schooskinder auf der Zunge.

Nach dieser kleinen Irrung erhielt Evelina, des Schulmeisters Pflegetochter, die meisten Stimmen. Sie war unstreitig das tugendhafteste Mädchen im Dorfe, und alle Menschen waren ihr hold, weil sie freundlich

und gut, und bey ausgezeichneter Schönheit so bescheiden war, als hätte sie nie in einen Spiegel gesehen. — Der Gerichtshalter, der das Protokoll führte, rief sie zum Rosenmädchen aus.

„Ich protestire dagegen!" schrie Herr Musfel, der überkluge Barbier und Wundarzt des Dorfes.

„Aus welchen Gründen?" — fragte der Gerichtshalter.

„Pro primo," — antwortete Musfel — „ist Jungfer Lina keine Eingeborene."

„Wer sagt das?" sprach der Pfarrer. „Das Kirchenbuch beweiset das Gegentheil."

„Und wäre das auch nicht," fiel der General ein, „so hätte doch Herr Musfel nicht Fug und Macht, ein Gesetz, von dem noch gar nicht die Rede war, zu erschaffen. — Indessen ist es recht und billig, daß das Rosenmädchen hier geboren sey, und so mag denn dieß für die Zukunft als Gesetz gelten."

Herr Muſſel, der gern ſeine kleine, häßliche Tochter zum Roſenmädchen erhoben hätte, langte jetzt einen neuen Pfeil aus ſeinem Köcher hervor. „Pro secundo,“— ſprach er — „ſey es zwar fern von mir, der belobten Jungfer Lina etwas Unrühmliches nachzuſagen: ſie iſt aber in der That zu wohlgebildet, als daß ſie bey den vielen Anfechtungen, welchen die Schönheit ausgeſtellt iſt, ganz rein und unbefleckt hätte bleiben können, ſintemahl das zerbrechliche Glas der Tugend leicht Riſſe bekommt oder wenigſtens anläuft.“—

„Wie ſeltſam und beleidigend!“ rief der General mit Unwillen aus. „Alſo vertragen ſich, nach Herrn Muſſels Meinung, Schönheit und Tugend nicht zuſammen?— Ein ſehr falſcher und feindſeliger Gedanke!— Wer keine triftigern Gründe vorzubringen weiß, der ſchweige!“

Herr Muſſel ſchwieg; andere Einwen-

dungen wurden nicht laut; der General bestimmte den nächsten Sonntag zum Rosenfeste, und die Wahlmänner gingen aus einander.

„Aber wer ist eigentlich diese Evelina?" fragte Herr von Lindenkron den Geistlichen unter vier Augen.

„Vor dieser Frage, mein Herr General, habe ich mich schon ein wenig gefürchtet;" sagte der Pfarrer. „Ich kenne des Mädchens Herkunft; sie ist aber ein Geheimniß, das mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurde. Alles, was ich jetzt sagen darf, ist dieß: Evelina's Mutter hielt vor siebzehn Jahren in möglichster Stille ihre Niederkunft, und ging dann außer Landes, nachdem sie zuvor ihr Kind dem Schulmeister und seiner Frau übergeben, und ihnen zu dessen Pflege und Erziehung eine beträchtliche Summe angewiesen hatte. Sie wechselte nachher oft Briefe mit ihnen, und

in einem der letztern hat ſie gemeldet: ſie würde bald hier eintreffen, um ihre Tochter abzuholen." —

Mit dieſer halben Antwort begnügte ſich Herr von Lindenkron, und der Geiſtliche war froh, daß er ſo leicht damit durchkam.

Die Anſtalten zum Feſte wurden nun mit Eifer betrieben. Der General ließ, um den Landleuten einen geraumen Tanzboden zu verſchaffen, den Platz vor ſeinem Schloſſe zu einer feſten Tenne ſchlagen, die im Kreiſe herum ſtehenden Lindenbäume mit Lampen behängen, und das Schloß ſelbſt mit Erleuchtungsgerüſten bekleiden. Auch der Koch bekam alle Hände voll zu thun. Die ganze Dorfſchaft ſollte bewirthet werden, und aus der Hauptſtadt, die nur drey Meilen entfernt lag, waren ungebetene Gäſte zu erwarten: denn es ließ ſich voraus ſehen, daß die Roſenfeyer dort kund werden, und Freunde und Bekannte des Generals anlocken

würde, ihn bey dieſer Gelegenheit zu beſuchen. Doch freute er ſich eben nicht darauf. Er beſorgte vielmehr, daß die Leichtfertigkeit der Großſtädter zu dem ernſten Tone der feſtlichen Handlung nicht ſtimmen, und die natürliche Einfalt und Reinheit der Sitten ſeines Landvölkchens verderben möchte.

Ein ſolcher Gaſt, der Kammerherr Saloni, traf ſchon am Vorabend des Feſtes in Lindenkron ein. Der General war ausgeritten. Aus langer Weile knüpfte der Kammerherr ein trauliches Geſpräch mit der Dienerſchaft an, und fragte ſehr angelegentlich nach dem Roſenmädchen. Man entwarf ihm von Evelinen ein lachendes Bild. Begierig, mit ihr ſogleich Bekanntſchaft zu machen, ließ er ſich den Weg zu ihrer Wohnung beſchreiben, und eilte dahin.

Der Schulmeiſter und ſeine Gattin waren in die nächſte Stadt gegangen, um mancherley Bedürfniſſe zum Ehrentage ihrer

Pflegetochter einzukaufen. Lina befand ſich im Schulhauſe allein. Saloni ſtutzte bey dem Anblick des ſchönen Mädchens, deſſen zarte Geſtalt keinen Fürſtenſaal verunziert hätte. Auch Lina erſchrak bey ſeiner Ankunft: denn, trotz ſeines funfzigjährigen Alters, ſtand es in ſeinen lüſternen Augen und auf der glänzenden Mondſcheibe ſeines kahlen Hauptes deutlich geſchrieben, daß er im Umgange mit Frauenzimmern kein Heiliger war. — Er fragte nach dem Schulmeiſter, und ſetzte als Beweggrund hinzu: er wünſche, das Innere der Kirche zu ſehen.

Lina antwortete: ihr Vater ſey nicht zu Hauſe, und die Kirche enthalte nicht die geringſte Merkwürdigkeit.

„Es hängt nur von Ihnen ab, ſie mir denkwürdig zu machen;" entgegnete der Kammerherr.

„Wie ſo?" fragte Lina.

„Wenn Sie die Güte haben, mich hin-

ein zu führen. — Ich bin ein leidenſchaftlicher Kirchenfreund; das kleinſte Kapellchen hat für mich etwas Anziehendes."

„Aber es dämmert ſchon," ſagte ſie.

„Ihre ſchönen Augen werden uns leuchten," antwortete er.

Sie mochte ſich entſchuldigen, wie ſie wollte: er hatte immer ſchnell einen artigen Widerſpruch bey der Hand. Es war unmöglich, ihn los zu werden. Am Ende entſchloß ſie ſich, das Heiligthum zu öffnen, um den Unheiligen aus ihrer Stube fortzubringen. Sie hätte gern eine dritte Perſon, als Schutzwache, mitgenommen, aber des Schulhauſes einſame Lage verbot es, einen Nachbar zu rufen. Sie mußte mit dem gefährlichen Menſchen allein gehen. Und ſiehe da! er wagte mitten in der Kirche einen unbeſcheidenen Verſuch, dieſen Umſtand zu nutzen. Sie aber entriß ſich raſch

ſeinen Armen, flog wie ein Vogel zur Thür hinaus, und ſchloß ihn ein.

Er, der furchtſamſte aller Menſchen, war wie vom Donner gerührt, als er ſich in der dunkeln Kirche eingeſperrt ſah. Die darin begrabenen Pfarrherren ſtiegen vor ſeinen Augen aus den Grüften empor; die ſteinernen Apoſtel an den Wänden wurden lebendig. Er floh nach der Thür, und donnerte ſich die Hände daran wund. Aber dieſe Nothſchüſſe hörte niemand als Lina, die, aus Furcht vor ſeiner Zudringlichkeit und Rache, den feſten Entſchluß gefaßt hatte, ihn nicht eher zu entkerkern, bis ihr Pflegevater zu Hauſe ſey. Dieſer kam erſt nach einer vollen Stunde. Er hörte mit Schrekken, als er bey der Kirche vorüber ging, das Gepolter darin. Lina flog ihm mit den Schlüſſeln des Räthſels und des Gotteshauſes entgegen. Er billigte ihr Verfahren, ſandte ſie heim, und ſchloß ſelbſt das Gefäng-

fängniß auf. Fluchend fuhr Saloni heraus und drohte, ſich über die ihm widerfahrene Unbill bey dem General zu beklagen.

Er that es, fand aber keinen mitleidigen Richter. Herr von Lindenkron, der ihn wenig ſchätzte, ſagte lachend: „Ich bedaure Sie nicht, Saloni! Ihr Herren behandelt jedes hübſche Mädchen aus den niedern Ständen als eine für euch gewachſene Frucht! Darum freut es mich, daß Evelina Sie eines andern belehrte. Sie machte ſich dadurch des Ehrenkranzes, den ſie morgen tragen wird, doppelt werth, und ich lege, zur Belohnung ihrer muthigen That, den funfzig Dukaten, die ich ihr zum Geſchenke beſtimmte, noch zehn Stück zu.“ —

Der Kammerherr war zu feig, ſich über dieſe unerwartete Antwort empfindlich zu bezeigen. Er behielt ſich aber vor, Evelinen des folgenden Tages auf irgend eine Art zu beſtrafen.

Der Morgen des Feſtes brach an, und es war noch ziemlich früh, als der General vor dem Schloſſe eine Trommel ſchlagen hörte. Er trat ans Fenſter, und erblickte mit Erſtaunen ein in Parade ſtehendes Häuflein der abenteuerlichſten Soldaten, die er jemals geſehen hatte. Es waren ungefähr zwanzig ſteinalte, klapperdürre, knickbeinige Männlein: eine wahre Leibwache des Todes! Sie ſchwammen in weiten und breiten, philiſtermäßig ausgeſteiften Röcken, trugen insgeſammt Zopfperücken, und kleine Hütchen ſchwebten darauf. Aber kriegeriſch waren ſie mit Flinten und Säbeln bewaffnet. In der Hand eines buckligen Fahnjunkers wehte ihre Fahne, mit der Inſchrift: Sieg oder Tod! und vor derſelben hielt der commandirende Officier, ein kugelrunder Zwerg, auf einem ſtattlich aufgeputzten Eſel.

Der General betrachtete dieſes wunder-

liche Volk eine Weile, und ſchickte dann einen Diener hinab, mit der Frage: was der Einmarſch in ſein Gebiet bedeute?

„Das wird dieſes Schreiben erklären," ſagte der Eſelreiter, indem er aus der Piſtolenhalfter einen Brief hervor zog.

Herr von Lindenkron erkannte gleich auf dem Umſchlage die Handſchrift eines luſtigen Freundes, des Oberſten Solmitz, der ihm Folgendes ſchrieb: „Das iſt brav, Herr Bruder, daß Du die Tugend, die anderwärts unter die Füße getreten wird, auf Deinem Gute krönen willſt! Da ſie aber, wie bekannt, viele Feinde hat, ſo bedarfſt Du bey dieſer Feyerlichkeit einer tüchtigen Mannſchaft, um die nöthige Ordnung zu erhalten. Ich habe daher einen Trupp Kernmänner — die bey der weiland päpſtlichen Armee mit Auszeichnung dienten, und ſich,

verabſchiedet, nach Deutſchland verirrten — für Dich geworben, und verſpreche mir deshalb von Dir, der immer bey ſeinem Regimente auf ſchöne Leute hielt, den vollkommenſten Beyfall. Ueber die Koſten der Werbung und Ausrüſtung wollen wir uns in der nächſten halben Stunde mündlich vergleichen." —

Kaum hatte der General dieſen Brief geleſen, ſo kam der Oberſte an. Jener gab ſich aus Höflichkeit die Miene, als beluſtige ihn ſeines Freundes Scherz; doch verbat er den Dienſt der Wehrmänner bey der Krönung, weil dieſe dadurch lächerlich werden würde. Selmitz beſtand nun darauf, daß ſeine Schaar — die er, mit Ausnahme des Offiziers und des Fahnjunkers, aus den abgelebteſten Greiſen des Invalidenhauſes ausgehoben hatte — wenigſtens das Schloß mit einer doppelten Schildwache an der Pforte

beſetzen ſolle, und er ernannte ſich zugleich ſelbſt zum Commandanten der Burg. Dieſen Spaß mußte der General geſtatten und eine Waffenübung mit anſehen, die der Oberſte vom Fenſter hinab befehligte. Er hetzte die alten Kriegsknechte mit Doppel- und Geſchwindſchritten auf dem Schloßplatze herum, ließ blind Feuer geben, und lachte herzlich, als einige der ſchwachen Helden, die im Vordergliede auf's Knie fallen mußten, ſich ohne Hülfe nicht wieder aufrichten konnten. Der General wandte die Augen weg, und ſagte: „Genug, Freund, genug! Du giebſt der unten verſammelten Jugend ein ſittenverderbendes Schauſpiel! Sie lernt hier das Alter verlachen, das ſie ehren ſoll.“—

Die armen Soldaten erhielten Ruhe, und wurden reichlich bewirthet. Aus der Reſidenz langten mehrere Gäſte zu Roß und Wagen an. Unter ihnen befanden ſich ver-

ſchiedene junge Wüſtlinge, die der General mit heimlichem Verdruß bewillkommte.

Ein heiterer Himmel begünſtigte das Feſt, das in den kühlen Nachmittagsſtunden begann. Evelina ward aus ihrer Wohnung feyerlich abgeholt. Ein ſchlichtes weißes Kleid, auf welches ihre braunen Haarlocken herabfielen, war ihr ganzer Schmuck, und ſie war wunderſchön. Jüngere Mädchen ſtreuten ihr Blumen; der General und der Pfarrer gingen ihr zur Seite, und jener hielt von Zeit zu Zeit die muthwilligen Stadtjunker, die den Zug umſchwärmten, mit einem ſcharfen Blick im Zaune. Auf dem grünen Platze, der zur Krönung gewählt worden war, ſprach der Pfarrer in einer kurzen, herzlichen Rede von dem Werthe und den Segnungen der Tugend. Die meiſten Landleute vergeßen Thränen der Rührung; die jungen Städter lachten indeß, und be-

mühten ſich, die artigſten Bauermädchen um daſſelbe Kleinod, das ihnen eben jetzt, als das theuerſte Heiligthum, vorgeſtellt und empfohlen ward, zu beſchwatzen. Der General ſetzte Evelinen, mit einem lauten Lobſpruche, den duftenden Kranz auf, und der Dorfrichter, ein redlicher Altvater, reichte ihr das Ehrengeſchenk auf einem ſilbernen Teller. Dann ging der Zug ins Schloß; die Geiger und Pfeifer ſpielten lebhaft auf; der General tanzte mit dem Roſenmädchen den erſten Tanz. Das ganze Dorf war froh und einig beyſammen. Nur Herr Muffel und ſein Töchterlein fehlten.

Aber ſein Spruch, daß die Schönheit vielen Anfechtungen ausgeſetzt ſey, ging in Erfüllung. Lina mußte ſich ſo viel als möglich in der Nähe des Generals aufhalten, um vor den Liebkoſungen der Stadtherren geſichert zu ſeyn. Das gelang ihr eine Stunde lang

recht gut, und ſie ſah es daher nicht gern, daß ihr Beſchirmer nun ins Schloß hinauf ging, und ſich an einen Spieltiſch ſetzte.

Kurz darauf flüſterte ihr ein Bedienter ins Ohr: es wolle eine der fremden, zum Beſuch gekommenen Damen in geheim mit ihr ſprechen. Sie folgte ihm. Er öffnete ihr ein abgelegenes Zimmer im Erdſtocke des Schloſſes.

Hier ſaß auf dem Sopha eine Frauensgeſtalt, die mit zartlispelnder Stimme bat, ſich neben ſie niederzulaſſen. Lina gehorchte, und plötzlich fuhren aus dem ſeidenen Mantel neben ihr ein Paar nervige Arme heraus, die ihren Leib brünſtig umſchlangen, und einen unzweydeutigen Angriff auf ihre Tugend unternahmen. Sie erſchrak, ſträubte ſich, rief um Hülfe, und im Nu entſtand vor der Thür ein Kampf zwiſchen dem Be-

dienten, der Wache hielt, und dem jungen Förſter Erich, der Evelinen liebte, und ihr gefolgt war, als er ſie vom Tanzplane weglocken ſah. Er überwältigte den Aufpaſſer, und mit dem Ausruf: „Was geht hier vor?“ ſtürzte er ins Zimmer.

Die Dame ließ ihre Beute los, und verhüllte ſich. Der Jäger, damit nicht zufrieden, drang heftig auf Antwort. Doch eh' er ſie bekam, ſah er ſich von zehn bewaffneten Gerippen umringt, die der Bediente aus ihrer Wachſtube gehohlt hatte, um ihn gefangen nehmen zu laſſen. Sie rückten tapfer an; aber der Förſter bat ſie wehmüthig: ſie möchten ihn nicht nöthigen, ihr ehrwürdiges Alter zu mißhandeln, und ſie insgeſammt wie Kartenhäuſer über den Haufen zu ſtoßen.

Während dieſer beweglichen Vorſtellung erſchien der Schloßcommandant, der von

dem Vorfall gehörige Meldung erhalten hatte. „Was giebt's hier?“ fragte ſeine kräftige Amtsſtimme. Erich antwortete: das vermummte Weſen auf dem Sopha habe dem Roſenmädchen Gewalt anthun wollen. „Iſt das wahr?“ rief Solmitz der Maske zu. Sie ſprang ſchweigend auf, und wollte entwiſchen; er hielt ſie aber feſt, und übergab ſie den Soldaten, die ſie, unter ſeiner Anführung, die Treppe hinauf in ein leeres Zimmer brachten, und ſich außen vor der Thüre zur Bewachung ſtellten. Der General, von der Begebenheit unterrichtet, erhob ſich unmuthig vom Spieltiſch, um die verhaftete Perſon zu verhören. Ihm folgten alle männliche Gäſte. Nur die Frauen hielt der Anſtand zurück.

Indeſſen hatte ſich die Gefangene in den Kammerherrn Saleni verwandelt. — Entſchlüpft den Maskenkleidern (die von einer

zum Roſenfeſt eingetroffenen Dame, ohne ihr Verwiſſen, entliehen waren) trat er mit lachendem Geſicht, als hätte er nur einen unſchuldigen Scherz unternommen, dem Ge- neral entgegen. Doch mit gerunzelter Stirn ſagte Dieſer: „Sie erlauben ſich unangeneh- me Freudenſtörungen, Herr Kammerherr! Sie verläugnen heute ganz den feinen Hofmann, der die Geſetze der Schicklichkeit nirgends übertritt, und es überall behutſam vermeidet, ſich läſtig zu machen. — Ich ſeh' es über- haupt nun ein, daß es ein thörichter Ein- fall war, in der Nähe einer groſſen Stadt ein Unſchuldsfeſt zu veranſtalten. — Da- von überzeugten mich, auſſer dem Herrn von Saleni, auch noch andere der gegenwärtigen Herren, die während der Zeit, als der Tu- gend eine Lobrede gehalten wurde, im Kreiſe der Mädchen umher gingen, und den Samen des Laſters auszuſtreuen ſuchten.“ —

Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der ihm etwas ins Ohr raunte, und ſchnell wieder abtrat. „Ich muß Sie auf einen Augenblick verlaſſen, meine Herren!“ ſagte der General. „Aber der Reſt meiner Strafpredigt “— ſetzte er lächelnd und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu — „bleibt Ihnen unverloren.“—

Es war ihm gemeldet worden, daß ihn eine durchreiſende Fremde unverzüglich zu ſprechen verlange. Er fand in dem Zimmer, worein man ſie geführt hatte, ein verſchleyertes Frauenzimmer, das ſeine Frage nach Stand und Nahmen bloß durch Aufhebung des Schleyers beantwortete. Er ſah das Angeſicht einer Frau von ungefähr fünf und dreyßig Jahren, die in ihrem Blüthenalter ſehr ſchön geweſen ſeyn mochte, und ihm bekannt ſchien; doch mußte er geſtehen, daß er nicht wiße, wer ſie ſey.

„Kennen Sie Charlotte Walter nicht mehr?“ ſagte ſie mit beklommener Stimme.

„Charlotte!“ — rief der General, und ein glühendes Roth bedeckte ſein Geſicht. — „Liebe, theure Charlotte! — Iſt's möglich, daß ich Sie wieder ſehe, nachdem Sie ſich länger als ſiebzehn Jahre vor mir verbargen?“ —

„Scham und Reue“ — antwortete ſie — „drängten mich aus dem Lande; aber die Sehnſucht nach meiner Tochter — und der Ihrigen — zog mich jetzt wieder herein?“ —

„Alſo lebt es noch das Kind unſerer Liebe?“ fragte Lindenkron mit freudiger Wärme.

„Es lebt und heißt — Evelina.“ —

Man denke ſich ſein Erſtaunen!

Charlotte, die verwaiſ'te Tochter eines armen Landpredigers, ward in ihrem ſunf-

zehnten Jahre von der Mutter des Generals als Pflegekind aufgenommen. Er ſah, liebte und — beſiegte das ſchöne Mädchen. Frau von Lindenkron ſtarb, als eben Charlotte ihre annahende Mutterſchaft nicht länger verheimlichen konnte. Er, durch einen plötzlich ausgebrochenen Krieg ins Feld gerufen, ſchenkte ihr zweytauſend Thaler, und mußte ſie übrigens ſich ſelbſt überlaſſen. Sie wandte ſich nach Lindenkron, wo ſie das Jahr vorher, als ſie mit ihrer Wohlthäterin den Sommer dort zubrachte, die Gattin des Schulmeiſters als eine brave, behülfliche Frau kennen gelernt hatte. Nach ihrer Niederkunft trat ſie in die Dienſte einer Gräfin, die immer auf Reiſen war. Mit ihr beſuchte Charlotte ſechzehn Jahre lang alle europäiſche Länder, und ward endlich des unſtäten Lebens ſo müde, daß ſie den Heirathsantrag eines wackern Mannes, der ſich

in einer deutſchen Hauptſtadt um ſie bewarb, mit Freuden ergriff. Sie bekannte ihm, daß ſie eine Tochter habe, und er gewährte ihr den Wunſch, das Mädchen zu ſich zu nehmen.

Dieſes Vorhaben eröffnete ſie jetzt dem General. „Laſſen Sie uns morgen davon reden!“ ſprach er. „Warten Sie vor der Hand, ohne ſich jemanden zu erkennen zu geben, das Ende des Feſtes ab, folgen Sie dann Evelinen ins Schulhaus, und entdecken Sie ſich ihr erſt dort! — Ich habe eine gegründete Urſache, Sie um dieſe Vorſicht zu bitten.“ —

Und wer errieth dieſe Urſache nicht? — Er fürchtete Spott und Gelächter, weil er in demſelben Augenblicke, da er ſeinen Gäſten eine moraliche Vorleſung hielt, an eine eigene Jugendſünde erinnert ward. Die gedrohte Fortſetzung der Strafpredigt unterblieb

daher auch, als er zu ihnen zurück kam, und ſie machten ſich bald nachher wieder auf den Weg nach der Hauptſtadt.

In der Frühe des folgenden Tages überraſchte er Mutter und Tochter im Schulhauſe, und ſchloß Evelinen mit väterlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme. Sie ſchien aber mehr traurig als froh. Er forſchte nach der Urſache; das Mädchen ſchwieg; doch die Mutter verrieth das Geheimniß. „Das liebe Kind," ſagte ſie, „kann ſich noch nicht in das Glück finden, die Tochter eines vornehmen und reichen Mannes zu ſeyn, und auf der andern Seite iſt der guten Seele bange, daß ſie nun einem armen Freunde werde entſagen müſſen."

„Wer iſt dieſer Freund?" fragte der General.

„Der Förſter Erich," antwortete Charlotte.

„Ich

„Ich freue mich, daß ich dieſen Namen höre;" ſagte Lindenkron. „Erich iſt ein edler Menſch, und deiner Liebe werth, meine Tochter! Er diente mir als Leibjäger, erhob ſich aber zu meinem Freunde, als er in einer Schlacht, mit eigner, höchſter Lebensgefahr, mein Leben rettete." —

„Lina's Herz hüpfte vor Freude, und in dieſem Augenblicke trat Erich herein. Er wich beſtürzt zurück, als er den General ſah; doch Dieſer rief ihm zu: „Du kommſt eben zu gelegener Zeit, lieber Erich! Ich ſann bisher immer auf Mittel und Wege, dir die heldenmüthige Rettung meines Lebens auf die würdigſte Weiſe zu vergelten, und nun bin ich 's endlich im Stande. Hier iſt dein Lohn!" —

Er führte ihm mit dieſen Worten das Mädchen entgegen. Erich ſtand unbeweglich, und verſteinerte ganz, als man ihm erklärte,

daß Lina des Generals Tochter ſey. Aber, nach gewonnener Faſſung, ſtürzte er, Hand in Hand mit der Geliebten, dem großmüthigen Manne zu Füßen, und ſie weinten vor Entzücken in ſeiner Umarmung.

Kleine
Romane und Erzählungen.

von

A. F. C. Langbein.

Zweites Bändchen.

Berlin
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1814.

1 A 459:2

Kleine

mane und Erzählungen.

Zweytes Bändchen.

Erſtes Kapitel.

Ankunft des Fremdlings.

Im Städtchen Michelheim, das man auf der Landkarte ſuchen mag, begab ſich vor einigen Jahren, in der Mittagsſtunde eines heitern Sommertages, ein ſeltſamer Vorfall. Die Kinder, die eben auf der Gaſſe ſpielten, flohen in die Häuſer und ſchrien: der Teufel komme geritten. Erſchrocken ließen die Mütter die Töpfe und Tiegel aus den Händen fallen, ſtürzten aus der Küche an die Fenſter, und ſahen mit Grauſen einen furchtbaren Reiter, der ein kohlſchwarzes Geſicht und feuerfarbenes Gewand hatte, durch die

Straße sprengen. Bald darauf ward es noch schlimmer. Es kam ein großer, mit sechs Postpferden bespannter Reisewagen, auf dessen Bocke zwey ähnliche Teufel saßen. Ein viertes, gefesseltes Ungethüm thronte hoch oben auf dem Kutschenhimmel, und schnitt Gesichter, als ob es sich über die mundsperrende Neugier der guten Michelheimer aufhalte. Ein Paar geschiedte Männer, die sich in der Welt ein wenig umgeschaut hatten, erklärten diesen Satyriker für einen Affen. Hinten auf dem Wagen saßen zwey Bedienten von gewöhnlicher Menschengestalt. Ob sich jemand in dem Wagen befand, konnte man nicht sehen, weil er von allen Seiten mit Gitterfenstern verschlossen war.

Der Reiter flog in gestrecktem Galopp auf den Gasthof zu. Dem Hausknecht graute vor solchen Gästen; er wollte geschwind die Thorflügel zuwerfen, ergriff aber unverrichteter Sache die Flucht: denn der Teufel

zu Pferde kam ihm ſchon auf den Hals, und jagte ohne Anfrage, ob man mit ihm etwas zu ſchaffen haben wolle, ins Haus hinein. Die Kutſche raſſelte nach, und kaum hielt ſie im Hofe, ſo ſprangen die beyden Schwarzen vom Bock, und ſtellten ſich mit blank gezogenen Schwertern am Thor auf die Wache.

Die Väter der Stadt waren eben auf dem Rathhauſe, welches dem Gaſthofe, das goldne Faß genannt, gerade gegen über liegt. Sie wurden durch das ungewöhnliche Roß- und Wagengetümmel in ihren Berathſchlagungen geſtört, eilten an die Fenſter, und ſtaunten. Doch hatten ſie vor einem großen Theile ihrer Mitbürger ſo viel an Verſtande voraus, daß ſie die angekommenen Schwarzen nicht für Höllengeiſter anſahen. Der Bürgermeiſter, Herr Felden, der viel Reiſebeſchreibungen geleſen hatte, verſicherte tröſtlich, es wären Mohren, ſetzte aber mit einer bedenklichen Miene hin-

zu: er könne nicht dafür ſtehen, ob ſie nicht zu den Cannibalen oder Menſchenfreſſern gehörten, von welchen er in ſeinen Büchern die ſchrecklichſten Nachrichten gefunden habe.

Das war denn doch ſeinen Herren Amtsbrüdern nicht angenehm zu hören. Beſonders entſetzte ſich der Senator Trottel, der dickſte Mann der Stadt. Er dachte, wenn die reißenden Wölfe anfingen, auf Raub auszugehen, ſo würden ſie vor allen andern ihn, als den fetteſten Biſſen, verzehren. In dieſer Angſt trug er darauf an: ſofort über die Fremdlinge und den Zweck ihrer Ankunft genaue Erkundigung einzuziehen, und dann die nöthigen Maßregeln zu nehmen.

Sein Vorſchlag fand Beyfall, aber es haperte mit der Ausführung. Vergebens lauerte man, daß jemand aus dem Gaſthofe heraus kommen ſollte, den man herauf rufen und ausfragen könnte. Es ſchien, als

wären schon alle Menschen darin erwürgt und verschlungen. Endlich ward beschlossen, den Rathsdiener Packer auf Kundschaft hinüber zu senden. Als man ihn aber abfertigen wollte, geberdete sich der Mann sehr übel, und sagte: „Hochweise Herren, ich bin Ihnen zwanzig Jahre lang in allen Dingen gehorsam gewesen, doch jetzt muß ich unterthänig bitten, mich mit diesem gefährlichen Auftrage zu verschonen. Ich habe, wie Dieselben wissen, eine Frau und sechs lebendige Kinder. Wer sollte diesen armen Leutchen Brod schaffen, wenn ihr Versorger von den Wilden gefressen würde?"

„Der Fall ist nicht wahrscheinlich;" versetzte der Bürgermeister. „Sollte er sich aber, nach Gottes Willen, dennoch ereignen, so versprechen und geloben wir Ihm hiermit, die Witwe und die Waisen aus den Einkünften der Kämmerey nothdürftig zu ernähren."

„Gehorſamer Diener!“ rief Packer. „Der Herr Bürgermeiſter denken und ſprechen wie alle groſſe Herren! Für eine Hand voll Geld ſoll ein armer Menſch Blut und Leben opfern. Ey, gehorſamer Diener! Ich gehe nicht von der Stelle.“

Zürnend drohte der Bürgermeiſter mit Abſetzung. Der Rathsdiener erſchrak, lief in den Vorſaal, griff in der Verzweiflung nach ſeinem Hute, legte ihn wieder hin, blickte nach dem goldnen Faſſe hinüber, und ward dort leider keine beruhigende Veränderung gewahr. Die baumlangen Mohren ſtanden noch immer, wie Granitſäulen, an ihrer Stelle, und drehten die funkelnden Augen nach allen Seiten umher. Der bedrängte Mann wußte nicht, was er anfangen ſollte. Doch indem er händeringend auf und nieder lief, und mitunter einen Blick auf den Gaſthof warf, ſah er drüben in einer Stube, deren Fenſter offen ſtanden, ein Dienſtmädchen mit

dem Beſen beſchäftiget. Deß war er froh, ob er gleich, aus Furcht vor den nahen Mohren, keinen Zuruf wagte. Sein guter Geiſt ſchenkte ihm einen glücklichen Einfall, den er raſch ausführte. Er hohlte einen der Feuerhaken, die im Rathhauſe aufbewahrt wurden, und befeſtigte daran einen Zettel mit den Worten: „Wer ſind die angekommenen Fremden? Der hochedle Rath verlangt's auf der Stelle zu wiſſen.“ Dieſes Blatt reichte er über das Gäßlein hinüber.

Die Dirne wunderte ſich, als der lange Bothe zum Fenſter herein kam. Sie nahm ihm das Papier ab, lief damit fort, kehrte bald zurück, und heftete ihm, da er indeſſen auf Antwort gewartet hatte, ein anderes Blättchen auf die eiſerne Naſe. Packer zog es zu ſich herüber, und fand von der Hand des Gaſtwirths darauf geſchrieben: Ein Rabob aus Indien, mit Gefolge.“

Vergnügt übergab er dieſen Bericht ſeinen Gebiethern.

„Ein Nabob aus Indien!“ — rief der Bürgermeiſter mit Verwunderung aus, und ſah einige Minuten lang ſtarr auf den Zettel. Als er nun endlich ſattſam überzeugt war, daß er von ſeinen Augen nicht getäuſcht werde, hielt er eine etwas verworrene Vorleſung über die Nabobs, mit welchen er in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen eine flüchtige Bekanntſchaft gemacht hatte. Er rühmte beſonders mit ehrerbiethigen Worten ihre großen Reichthümer, und ſagte zuletzt: „Sehen Sie, meine Herren, ſo verwandelt ſich unſre Angſt in Freude! An Menſchenfreſſer iſt nicht weiter zu denken; und bleibt der hohe Fremdling auch nur vier und zwanzig Stunden hier, ſo wäre der Gaſtwirth ein Dummkopf, wenn er ihm nicht eine ſolche Rechnung machte, daß die uns ſchul-

digen Pachtgelder davon bezahlt werden können."

Zweytes Kapitel.

Der Magiſtrat in neuer Angſt.

Indem der Bürgermeiſter dieſen Hoffnungsſtrahl in die leere Kämmerey-Kaſſe fallen ließ, ſchrie der Rathsdiener, der indeſſen den Gaſthof beobachtete, aus Leibeskräften: „Sie kommen! ſie kommen!"

Der Magiſtrat ſprang an die Fenſter, und ſah mit großen Augen, daß ſich eben ein wunderbarer Aufzug aus dem Gaſthofe heraus bewegte, und ſeine Richtung nach dem Rathhauſe nahm. Voran g'ing ein Mohr mit gezogenem Säbel; ihm folgte ein hochgewachſener, ſtattlicher Mann, in reicher aſi-

atiſcher Kleidung; dieſem traten ein Paar von Silber ſtreyende Bedienten auf der Ferſe nach, und zwey andere Mohren ſchloſſen mit entblößten Schwertern den Zug, der mit feyerlichen Schritten über das Gäßlein herüber kam, und ins Rathhaus hinein ging.

„Himmel! was ſoll das geben?" rief der dicke Senator, und ward leichenblaß. Er riß, um ſich zu verbergen, einen Schrank auf, worin abgepfändete Sachen aufbewahrt wurden; aber ſein Rieſenkörper fand kein Unterkommen darin. Fluchend fuhr er nun unter den großen, mit einer tuchenen Schürze umhangenen Conferenztiſch, und rief durch ein anſehnliches Mottenloch: man ſolle die Thür verſchließen und verriegeln. Das geſchah ohne Widerſpruch; denn die geſammten Herren waren wieder muthlos geworden.

Kaum war der Riegel vorgeſchoben, ſo dröhnte ſchon die Treppe unter den Fußtritten der furchtbaren Geſtalten, und es ward

raſch und gewaltig an die Thür geklopft. Mit bangen Geſichtern ſahen ſich die Rathsherren ſchweigend an. Der ungeduldige Klopfer machte ſich nochmahls laut. Jetzt gab ſich der Bürgermeiſter ein heldenmäſtiges Anſehen, als wollte er ſagen: ich will und muß für die mir anvertraute Stadt eine große That thun! So trat er aus der Mitte ſeiner Amtsbrüder heraus, ging ein paar Schritte weiter nach der Thür hin, und fragte mit einem zitternden Tone: „Wer klopft draußen?“

„Ein Fremdling, der dem Magiſtrat dieſer Stadt aufwarten will;“ antwortete eine ſtarke, doch freundliche Stimme.

Der Bürgermeiſter ward muthig, als er unerwartet Deutſch ſprechen hörte. Er griff nach dem Riegel, um die Thür zu öffnen. Da brach Herr Trottel eilig unter dem Tiſche hervor, zog ihn am Aermel von der Thüre zurück, und bat leiſe, ſie nicht ſo un-

vorſichtig aufzumachen, ſondern vorher darauf zu beſtehen, daß ſich die Mohren entfernen und in den Gaſthof zurückkehren müßten. Dieſer Warnung gab der Bürgermeiſter geneigtes Gehör, und rief durch das Schlüſſelloch: „Magiſtratus wird nicht anſtehen, den ehrenhaften Beſuch zu empfangen; da aber Wehr und Waffen, nach alter Sitte und Gewohnheit, an Gerichtsſtätten nicht üblich ſind: ſo wird geziemend gebeten, die ſchwarzen Gewappneten abziehen zu laſſen."

„Sehr gern!" war die Antwort. Man hörte auch ſogleich das Getümmel des Rückzuges auf der Treppe, und ſah das ganze, aus fünf Perſonen beſtehende Gefolge über das Gäßchen hinüber in den Gaſthof zurück gehen. Es wartet: mithin nur noch der aſiatiſch gekleidete Mann vor der Thüre; und da man mit Dieſem, wenn er ſich allenfalls ungebührlich bezeigen ſollte, fertig zu wer-

den glaubte, ſo that man ihm ohne weiteres Bedenken die Thür auf, und er trat mit höflichem Anſtand ins Zimmer.

„Meine hochverehrten Herren," hob er an, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie durch meinen Aufzug ein wenig erſchreckte. Ich komme aus einem Lande, wo ſich Männer meiner Art nicht anders öffentlich zeigen. Fürchten Sie ſich in Zukunft nicht vor meinen Leuten! Die Farbe des Teufels iſt dieſen Menſchen angeboren, doch haben ſie ſonſt nicht die geringſte Eigenſchaft von ihm, und ich ſtehe dafür, daß Ihnen und der ganzen Stadt kein Leid widerfahren ſoll."

Die Herren des Raths bedankten ſich für dieſe erfreuliche Zuſicherung.

„Ich bin ein geborner Deutſcher," fuhr der Fremde fort, „und die Liebe zum Vaterlande erkaltete nicht in dem fernen Welttheile, wo ich über dreyßig Jahre mich aufhielt.

Das gute deutſche Land wieder zu ſehen, war immer mein angenehmſter Gedanke; doch meine Geſchäfte jenſeit des Meeres hinderten mich bis jetzt, dieſen Lieblingswunſch auszuführen. Endlich gelang mir's. Ich bin geſonnen, mich am hieſigen Orte auf unbeſtimmte Zeit niederzulaſſen, und erbitte mir dazu Ihre obrigkeitliche Erlaubniß."

Dieſes Geſuch aus dem Munde eines ſolchen Mannes kitzelte den Bürgermeiſter nicht wenig; aber ſeine unbegränzte Ehrfurcht gegen den Reichthum ließ keinen Übermuth bey ihm aufkommen. Er verſicherte mit unterwürfigen Worten und Geberden: es ſey der Stadt Michelheim die höchſte Ehre, einen ſo ſchätzbaren Gaſt in ihren Schooß aufzunehmen. Auch die übrigen Rathsglieder ermangelten nicht, ſich auf die höflichſte Weiſe zu äußern, ſcharrten und kratzten aber dabey ſo laut mit den

Füßen,

Füßen, daß man von ihren zierlichen Reden wenig verſtand.

Drittes Kapitel.

Würden und Titel der hohen Häupter in Michelheim.

„Mein hochverehrter Herr," begann der Bürgermeiſter wieder, „darf ich mich wohl unterſtehen, mir Dero werthen Nahmen und das Verzeichniß Ihrer Titel und Würden auszubitten? — Es iſt ein beklemmendes Gefühl, wenn man vor einem Großen der Erde ſteht, und ihn nicht mit der gehörigen Titulatur anreden kann."

Der Fremde lächelte und ſagte: „Ich legte mir in Indien, wo ich viel mit Engländern zu thun hatte, den bey ihnen ge-

wöhnlichen Nahmen Richard bey, und führe ihn noch. Belieben Sie alſo, mich ganz ſchlicht und einfach ſo zu nennen. Ich habe weder Aemter noch Titel."

Der ſämmtliche Rath ſah ihn bey dieſem Geſtändniß mit Verwunderung an, und dachte im Herzen: Nein, Gottlob! da ſind wir doch andere Männer!

„Weder Aemter noch Titel?" — wiederhohlte der Bürgermeiſter. „Ey, das iſt ja ganz unmöglich! — Auch hat Sie uns der Gaſtwirth als einen Nabob gemeldet."

„Das haben vermuthlich meine Bedienten ſeiner forſchenden Neugier aufgeheftet;" erwiederte der Indier. „Es bleibt dabey, Sie nennen mich Richard! — Ich aber bitte, mich mit Ihren Nahmen und Ehrenämtern ſammt und ſonders bekannt zu machen."

Wie eine Compagnie Soldaten, die ohne alle Ordnung vor des Hauptmanns Quartiere ſtand, ſich ſchnell in Reihen und Glie-

der ſtellt, wenn der Feldwebel ihre Nahmen verleſen will: ſo traten jetzt die Rathsherren nach ihrem Range neben einander. Der Bürgermeiſter nahm den ihm gebührenden Platz an der Spitze ein, und fing, um ſeiner Würde nichts zu vergeben, bey ſeiner eigenen Perſon an: „Ich bin der regierende Bürgermeiſter Felden —"

„Felden?" — unterbrach ihn der Indier haſtig, und that einen Schritt vorwärts, als wollte er ihn umarmen. Er zog ſich aber ſogleich wieder zurück, legte die Hand an den Kopf, klagte über einen Anfall von Schwindel, und bat fortzufahren.

„Ich bin alſo," ſagte Herr Felden, „der regierende Bürgermeiſter, und war vormahls Medicinae et Chirurgiae Practicus allhier, nahm aber die Doctorwürde nie an, weil ich mir aus dem leidigen Titelweſen nichts mache. Ich zog mich auch vor mehrern Jahren ganz aus dieſem Fache zurück, und

widme jetzt meine ganze Thätigkeit einzig und allein den Regierungsgeschäften."

Der Indier bezeigte durch höfliches Kopfnicken seinen Beyfall.

Herr Felden wandte sich hierauf zu der Reihe seiner Amtsgenossen, deutete mit der Hand auf den Flügelmann, einen sehr langen, winddürren Herrn, und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Stadtrichter, Stadthauptmann, Postverwalter, auch Stadtsteuer- und General-Consumtions-Accise-Einnehmer Schnepfe vorzustellen."

„Nicht minder Kriegs-Contributions-Kassen-Controlleur!" setzte Herr Schnepfe selbst hinzu, weil der Nahmenherold diese — wellie Gott entbehrliche! — Ehrenstelle vergessen hatte.

Der Indier verbeugte sich vor dem titelreichen Manne, und die Reihe kam nun an den dicken Rathsherrn, der neben dem dürren Stadtrichter stand, wie ein ungehen-

res Faß, an welches eine Hopfenſtange gelehnt iſt. „Hier ſehen Sie," ſagte der Bürgermeiſter, „den Senior unſers Collegiums, den Herrn Rathmann Trettel, der längſt an meiner Stelle walten könnte, wenn er ſie nicht aus Beſcheidenheit — oder Bequemlichkeit — ausgeſchlagen hätte. Ein Bürgermeiſter hat freylich alle Hände voll zu thun, muß immer bey Tag und Nacht auf dem Platze ſeyn, und das wäre denn allerdings dieſem guten Herrn, dem ſeine täglichen Mahlzeiten trefflich gedeihen, allzu beſchwerlich geworden. Deſſen ungeachtet iſt er nichts weniger als unthätig, ſondern hat außer ſeiner Rathsſtelle noch verſchiedene Aemter und Aemtchen. Er iſt Marktherr, Inſpector des Kuttelhofs und der Fleiſchbank, und verpflichteter Bierkoſter: denn auf gutes Bier halten wir ſehr. — Auch ſtehen nebenbey noch die Ziegen- Schweine- und Gänſehirten und der Nachtwächter unter ſeiner be-

ſondern Aufſicht.“ — Hier hielt der Bürgermeiſter inne, ſann einen Augenblick nach, und wandte ſich dann an den Dicken mit der Frage: „Haben Sie ſonſt noch ein Amt?“ —

„Gottlob, nein!“ antwortete Herr Trotzel, und rieb ſich mit zufriedenem Lächeln die Hände.

Der dritte und letzte Mann in der Reihe zeichnete ſich durch eine Stutzperücke und halbgeiſtliche Kleidung aus. „Das iſt der Herr Senator, Magiſter Gabriel!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Dieſer Ehrenmann war vordem Candidat der Theologie, entſagte aber der Kanzel, um als obrigkeitliche Perſon in ſeiner Vaterſtadt Nutzen zu ſtiften. Das thut er auch, wie ich ihm ins Angeſicht ſagen muß, auf die rühmlichſte Weiſe. Er hat bey uns das geiſtliche Departement: iſt Schulinſpector, Kirchenvorſteher, Organiſt —“

„Et caetera!“ fiel der Magiſter geſchwind ein, weil er nicht erwähnt haben wollte, daß er auch in der Kirche mit dem Klingelbeutel herum ging, und deßhalb den Titel Klingelherr führte.

„Aus dieſen wenigen Perſonen,“ fuhr der Bürgermeiſter fort, „beſteht dermahlen unſer Collegium. Einen werthen Amtsbruder, den Herrn Proconſul Silberling, der zugleich das Brandſchaden-Verſicherungsweſen, nebſt der Fleiſch- Trank- und Mahlgroſchen-Steuer, unter ſich hatte, trugen wir heute vor vierzehn Tagen mit Thränen zu Grabe. Außer uns gehört aber noch ein Protokollführer zur Rathsſtube. Das iſt pro tempore der Herr Stadtſecretarius Kreiſel, dem wir, wegen ſeiner Meriten, dieſen wohlklingenden Titel beygelegt haben: denn ſeine Vorfahren hießen nur Stadtſchreiber. Er iſt ein hochgelehrter Mann, und daher unſer Archivarius, auch Oberaufſeher und

Cenſor der hieſigen öffentlichen Leihbiblio-thek, die erſt vor wenigen Jahren errichtet wurde, aber bereits zu dreyhundert Bänden angewachſen iſt. Ich bedauere, daß er ſich eben heute auf einer ländlichen Hochzeit befindet: Sie hätten ſonſt ein nettes Männchen kennen gelernt, das unſerer Stadt in der That viel Ehre macht. Herr Kreiſel hat nicht nur als Juriſt Haare auf den Zähnen, ſondern iſt auch ein galanter Poet, und verdient, ſo viel meine proſaiſche Wenigkeit beurtheilen kann, vollkommen den Lorberkranz, womit er im vorigen Jahre von der Univerſität ** feyerlich zum Dichter gekrönt wurde. Er hat einen ausgebreiteten Ruf. Es werden oft aus einer Ferne von zehn bis funfzehn Meilen Gelegenheitsgedichte von ihm verſchrieben, und Stück für Stück mit einem Reichsthaler honorirt. Ja, es ſind einige Mahl ſogar, wie der Herr Stadtrichter, als Poſtverwalter, bemerkt hat, Ducaten

eingegangen.' Wir ſelbſt haben ihm, um uns als Gönner und Beſchützer der Muſen zu zeigen, für ſeine nomine Senatus gefertigte Trauerede auf den betrübten Todesfall des ſeligen Proconſuls, einen vollwichtigen Holländer aus der Stadt-Kämmerey zufließen laſſen. Es war aber auch ein göttliches Gedicht! Es enthielt vom Anfang bis ans Ende ein ſinnreiches Spiel mit dem Worte Silber. Ich will Ihnen zur Probe einige Strophen, die mir noch im Gedächtniſſe haften, mittheilen.

O Silberling, du Greis mit Silberhaaren,
Weh uns, daß ſchon dein Weg gen Himmel geht!
Du galtſt uns mehr als all' die Gold- und Silberbarren,
Worauf des Mammons Schatz verſteht.

Zur dreyßig Silberlinge war vor Zeiten
Judas bereit und willig zum Verrath:
Doch Silber konnte dich zur Untreu nicht verleiten,
So wenig als das Gold es that.

Dein Herz war eine reiche Silbergrube
Vollhaltiger, ardiger Redlichkeit;
An deren Statt uns ach! so mancher böse Bube
Der Falschheit Katzensilber beut.

So geht's noch in zwanzig Strophen fort, und Sie werden mir einräumen, daß es ein Meisterstück ist."

„Ich glaube das Ihnen auf's Wort!" sagte Richard: „Denn ich selbst verstehe nichts von der Poesie."

„Sie scherzen!" rief der Bürgermeister. „Ueber eine Hand voll Verse kann wohl Jeder urtheilen, und es urtheilt auch Jeder. — Ich für meine Person finde jenes Gedicht vortrefflich. Der einzige Reim Haaren und Barren wird hin und wieder gemäkelt, und man hört oft bey dieser Gelegenheit das gemeine Hohnwort: Reime dich oder ich freße dich! — Mir aber dünkt der angefochtene Reim eine verzeihliche Licentia poetica, die dem genialischen Produkte eben

ſo wenig Abbruch thut, als ein unbedeutender Sommerfleck das Geſicht eines jungen, ſchönen Mädchens entſtellt."

Viertes Kapitel.

Genealogiſche Nachrichten.

Das angenehme Gleichniß, deſſen ſich der Bürgermeiſter bediente, erinnerte den Indier an ein wunderliebliches Geſicht, das er bey ſeiner Einfahrt in die Stadt an einem Fenſter entdeckte. Da er auf dergleichen Erſcheinungen aufmerkſam war, ſo hatte er die Gegend und das Haus ſcharf ins Auge gefaßt. Er beſchrieb ſie dem Bürgermeiſter, und fragte, wer dort wohne.

„Das könnte ich Ihnen ſagen," antwortete Herr Felden, „wenn Sie mir auch

die örtliche Lage des Hauses nicht so genau angegeben hätten. Michelheim ist an schönen Mädchen, besonders in den höhern Ständen, nicht sonderlich reich: diesen Mangel ersetzt uns aber gewissermaßen eine wahre Huldgöttin, und eben diese haben Sie gesehen. Sie ist die Tochter des invaliden Hauptmanns von Roggenburg, der mit zwey gesunden Beinen in den Krieg zog, aber mit hölzernem zurück kam, und seitdem die hiesige Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt hat."

Richard fragte: ob der Hauptmann gesellig sey, und ob er wohl von ihm einen Besuch annehmen würde.

Das leide keinen Zweifel, sagte der Bürgermeister, denn Roggenburg sey ein heiterer alter Knabe, dem weder die Verstümmelung seines Körpers, noch seine Dürftigkeit, den geringsten Mißmuth abnöthigen könne. Aber Fräulein Elise, seine Tochter,

habe ihr Köpfchen für ſich, und ſey bey den übrigen Damen der Stadt nicht ſonderlich beliebt, weil ſie wenig mit ihnen umgehe, und ſich klüger dünke als die verſtändigſten Matronen des Orts. Sie weiche auch den Männern mit abſchreckender Sprödigkeit aus; nur ein einziger junger Fremdling, der ihr Verlobter ſeyn ſolle, genieße des beneideten Vorrechts, bey ihr Zutritt zu haben.

Richard hörte dieſe Nachrichten mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an, und fragte nach den Familien der Herren Rathsverwandten.

„Ich,“ antwortete der Bürgermeiſter, „habe ein ſehr braves Weib, aber unſere Ehe war nie mit Kindern geſegnet. — Der Herr Stadtrichter ward vor einigen Jahren in den Witwerſtand verſetzt, und hat ebenfalls keine Pfänder der Liebe aufzuweiſen. — Herr Senator Trottel hingegen erfreut ſich zweyer liebenswürdigen Töchter, die

ganz ihrer noch lebenden trefflichen Mutter nacharten. — Aber der Herr Senator und Magiſter Gabriel iſt ein hartnäckiger Hageſtolz, der ſeine Bruſt — wie einsmahls unſer gekrönter Dichter von ihm ſang — mit einem dreyfachen Panzer umgeben hat, und alle Pfeile des Liebesgottes davon abgleiten läßt. Der ſchalkhafte Poet iſt zwar auch noch unverheirathet, ſein Herz ſteckt aber ſo voll von Liebespfeilen, daß er dem Igel gleicht, deß Haut voll Stacheln iſt." —

Er ſchlug ſelbſt über dieſen wohlgerathenen Abcbuchſowitz ein freudiges Gelächter auf, und ſeine Collegen ſtimmten tapfer mit ein.

„Wir müſſen uns näher kennen lernen, meine Herren!" ſagte Richard. „Haben Sie die Güte, mit Ihren Gemahlinnen und Töchtern dieſen Abend bey mir im Gaſthofe zu ſpeiſen."

Sie verſprachen insgeſammt, ſich gehorſamſt einzuſtellen. Richard nahm Abſchied;

ſie begleiteten ihn die Treppe hinab, und eilten nach Hauſe, um die wunderbare Begebenheit zu verkünden, und ſich zum Schmauſe zu rüſten. Unter Weges warf Magiſter Gabriel die Frage auf: was wohl den fremden Millionenbeſitzer bewegen möge, ſich in Michelheim niederzulaſſen. „En, was denn ſonſt, als die Anmuth unſerer Gegend!“ rief der Bürgermeiſter, und die Uebrigen gaben ihm völlig Recht. So glaubten die ehrlichen Leute, daß ein Mann, der dreyßig Jahre lang in Hindoſtan, dem üppigen Wunderlande, gelebt hatte, nach Michelheim gekommen ſey, um hier bis an die Knie im todten Sande zu waten.

Fünftes Kapitel.

Ein feyerlicher Auftritt.

Die Frau Bürgermeiſterin, deren Geiſt ſtadkundig war, hörte kaum aus dem Munde ihres Gemahls, daß ſie beyde zu Gaſte geladen waren, ſo klatſchte ſie frohlockend in die Hände, und ſagte: „Das iſt ſchön, liebes Männchen! Nun faſten wir dieſen Mittag, damit wir auf den Abend deſto mehr eſſen können.“

Hiermit lief ſie, ohne ſeine Einwilligung abzuwarten, in die Küche, hob den Fleiſchkeſſel (der aus Furcht vor der Naſchhaftigkeit des Dienſtmädchens mit einem Vorlegeſchloſſe verſehen war) vom Dreyfuß ab, und goß das Feuer aus.

Herr Felden hörte das Ziſchen der kämpfenden Elemente, und ſchüttelte mißmüthig den Kopf: denn es hungerte ihn. Er regierte

gierte die ganze Stadt, war aber in ſeinem Hauſe ein ſo zahmer Sclav, daß er es nicht wagte, ſich ein Butterſchnittchen auszubitten. Zum Glück überſandte ihm ein Bäcker, der an dieſem Tage die Semmeln ſchändlich klein gebacken hatte und deßhalb Klagen beſorgte, für einige Groſchen Waare von geſetzmäßiger Größe, um nöthigen Falles einen geneigten Richter zu haben. Dieſe Beſtechung geſchah unter vier Augen, indem ſich die Frau Bürgermeiſterin eben in der Küche befand. Da ſie alſo die ankommenden Semmeln nicht ſogleich zählen konnte, ſo machte die Gelegenheit einen Dieb, und das war er, der die Geißel anderer Diebe ſeyn ſollte, der Herr Bürgermeiſter. Er brachte mit möglichſter Behendigkeit ein paar Semmeln auf die Seite, und verzehrte ſie auf dem heimlichen Gemache, das in dergleichen Nothfällen ſein gewöhnlicher Schlupfwinkel war.

In den Häuſern der übrigen Rathsglieder wurden zwar keine Faſten gehalten, doch aß Herr Treuel nicht mit dem gewöhnlichen Wohlbehagen, weil ſeine Frau und Töchter unterlaßen hatten, an die zubereiteten Speiſen die letzte Feile zu legen. Sie waren mit dem Putz, den ſie auf den Abend tragen wollten, ſo ſehr beſchäftiget, daß ſie Pfeffer und Salz, Muscate und Gewürznägelein, darüber vergaßen. Der alte Herr knurrte. Man nöthete ihn auf die Genüſſe des Abends. „Ey was!“ ſprach er: „mein Magen hält ſich an die Gegenwart, und bringt ihm die Zukunft was Gutes, ſo weiß er auch damit fertig zu werden.“

Nach Tiſche flogen Eilbothen hin und her, um ſich über die Zeit, wenn man bey dem Indier zur Tafel gehen wolle, zu vereinigen. Die Mehrheit der Stimmen hielt die ſiebente Stunde für die ſchicklichſte. Der hungrige Bürgermeiſter war der Erſte, der

dieſen frühen Termin in Vorſchlag brachte. Damahls ging das allenfalls noch an; doch heutiges Tages hätten ſie wahrſcheinlich den Herrn, bey dem ſie zu Abend ſpeiſen wollten, um ſieben Uhr noch bey der Mittagstafel gefunden.

Es ward auch beliebt, daß man ſich im Hauſe des Bürgermeiſters verſammeln, und von dort aus einen feyerlichen Zug in den Gaſthof anſtellen ſollte. — Die Herren und Damen fanden ſich abgeredeter Maßen ein. Schlag ſieben Uhr reichte der Herr Stadtrichter der Frau Bürgermeiſterin den Arm, und der Herr Bürgermeiſter der Frau Senaterin Trettel. Als man aber den Fuß aus dem Hauſe ſetzen wollte, erhob ſich an der Thür ein freundſchaftlicher Rangſtreit. Der Stadtrichter, ein umſtändlicher Complimentarius, forderte den Bürgermeiſter auf, den ſeinem Range gebührenden Vortritt zu nehmen. Ueber dieſe Zumuthung entſetzte ſich

der Bürgermeiſter, und ſagte: „Ey bewahre! es wäre gegen alle Ordnung und Sitte, aus meinem eigenen Hauſe zuerſt zu gehen. Ich werde mir einen ſolchen Verſtoß gegen die Regeln der Höflichkeit um keinen Preis zu Schulden kommen laſſen.“ — „Der Consul regens,“ erwiederte Herr Schneppe, „iſt überall der Erſte! Die ganze Stadt würde mich einen unverſtändigen und übermüthigen Mann ſchelten, wenn ich unſerm verehrten Oberhaupte vorträte.“ — „Ich will es aber ſo!“ ſprach Herr Felden: „und als regierender Bürgermeiſter“ — ſetzte er ſcherzend hinzu — „verlange ich unbedingten Gehorſam.“ — „Allen Reſpekt!“ ſagte der Stadtrichter mit einer tiefen Verbeugung. „Dawider läßt ſich nichts weiter einwenden; und mein Schirm und Schild gegen den Tadel des Publikums iſt die Ehre, die ich habe, der Frau Bürgermeiſterin unterthäniger Führer zu ſeyn.“ —

Wie ſtolzen Hahnenſchritten durchbrach er nun die Volksmenge, die ſich vor dem Hauſe geſammelt hatte, um den Paradezug der hohen Herrſchaften zu ſehen. Einige empfindſame Zuſchauer wurden durch jenen Wettſtreit der Höflichkeit und Großmuth bis zu Thränen gerührt.

Der Bürgermeiſter hätte nun billiger Weiſe auch mit den beyden Rathsherren complimentiren ſollen: es wäre aber daraus die Unſchicklichkeit entſtanden, daß die Frau Senatorin Trottel, die er am Arme führte, ihren beyden Töchtern hätte nachtreten müſſen. Dieß weislich erwägend folgte er dem Stadtrichter auf dem Fuße nach, doch unterließ er nicht, jenen Herren zuvor einige Artigkeiten zu ſagen.

Das dritte und ſtärkſte Glied bildete der eheſcheue Magiſter Gabriel, der ſich bequemen mußte, ein Paar runde, derbe Mädchen, die beyden Demoiſellen Trottel, zu führen.

Das gab ein luſtiges Schauſpiel, worüber weidlich gelacht wurde.

Der Vater der beyden Schönen wackelte allein hinterher. „So geh ich am liebſten!“ ſprach er. „Da drängt und treibt mich niemand: und werdet Ihr vorn von den Mohren angepackt und gefreſſen, ſo behalt' ich Zeit, mich aus dem Staube zu machen.“

Sechstes Kapitel.

Das Gaſtmahl.

Die Wirthin des goldenen Faſſes war nicht als eine große Künſtlerin im Kochen und Braten berühmt; die Damen ließen daher über die Speiſen, zu deren Genuß ſie eingeladen waren, im voraus eine ſcharfe Kritik ergehen. „Denken Sie an nach, Frau

Gevatter!" ſagte Madame Trottel: „Der Braten wird entweder halb roh oder verbrannt ſeyn, denn die Mittelſtraße weiß ſie gar nicht zu treffen."

„Sie haben Recht, liebe Frau Gevatter!" verſetzte die Bürgermeiſterin. „Ich fürchte mich aber beſonders vor dem Fiſche! Der iſt immer ſo wenig geſalzen, daß ich mir faſt einmahl das Fieber an den Hals gegeſſen habe."

„Ob's wohl Kuchen ſetzen wird?" ſagte Lieschen Trottel.

„Spitze doch darauf nicht den Mund!" erwiederte Schweſter Gretchen. „Es giebt doch höchſtens nur einen trocknen Napfkuchen, und da muß man immer von einer Roſine zur andern eine Meile weit reiſen."

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie an den Gaſthof, und der dicke Mann im letzten Gliede ſah mit Vergnügen, daß die Wachen

von der Thür abgegangen waren. „Das iſt eine Höflichkeit, die mir ſehr gefällt!“ ſprach er zu ſeinem Vordermann. „Ich weiß nun zwar wohl, daß die ſchwarzen Kerl keine Hannibalen oder Cannibalen ſind: es wär' aber doch ſchauerlich, wenn man ſich zwiſchen ſolchen wildfremden Teufelsgeſtalten, die noch dazu Schlachtſchwerter in den Händen hatten, durchklemmen müßte. Ich glaube, meine Mädchen hätten laut aufgeſchrien, und wären nicht ins Haus zu bringen geweſen.“

„O, ſchweigen Sie doch, Papa!“ ſchnatterte Lieschen. „Wir fürchten uns wohl weniger als Sie! Wiſſen Sie noch, wie Sie neulich mit Zetergeſchrey vor einer Maus davon liefen?“

Er wollte ſich vertheidigen; doch das Wort ſtarb ihm auf der Zunge, weil eben jetzt Herr Richard in einer viel prächtigern Kleidung, als er auf dem Rathhauſe trug,

an der Thür erſchien, um ſeine Gäſte zu empfangen. Er begrüßte ſie erſt allgemein, both dann der Frau Bürgermeiſterin die Hand, und führte ſie die Treppe hinauf. Dieſe Abtretung der Dame geſchah von Seiten des Stadtrichters mit großer Feyerlichkeit. Dann begab er ſich ins letzte Glied, um es voll zu machen. Die bisherige Lücke war ihm den ganzen Weg entlang ein Aergerniß. Er hätte gern die ganze Welt mit Zirkel und Lineal in Ordnung gebracht. Alles mußte bey ihm, wie er zu ſagen pflegte, nach der Tabulatur gehen.

Richard führte ſeine Gäſte in ein Zimmer, deſſen Pracht ſie in Erſtaunen ſetzte. Sie glaubten, in das Prunkgemach eines Zauberers zu treten. Die Fenſter waren, ungeachtet die Sonne noch ſchien, dicht verhangen, und die Wände, deren weiße Kalkfelder ſonſt Schmutz und Inſchriften von Narrenhänden entſtellten, mit Tapeten

bekleidet. Ein Kronleuchter ſtrahlte zwiſchen Blumengewinden von der Decke herab, und auf der Tafel brannten Wachskerzen, von ſilbernen Armen gehalten. In der Mitte derſelben erhob ſich aus einem Meere von Roſen ein Tempel von weißem, vergoldeten Porzellan. Sechſerley Wein blinkte in Flaſchen von Kryſtall. Alles übrige Tafelgeſchirr war von gediegenem Silber.

Die Herren und Damen riſſen über das alles Mund und Augen weit auf, und erſtarrten immer mehr, als die Mohren, ſtrahlend von Gold und Silber, Speiſen auftrugen, und ſich dann, nebſt andern nicht minder glänzenden Bedienten, an die Thür ſtellten, um zur Aufwartung bey der Hand zu ſeyn.

Richard hatte Mühe, die ganz verſteinerten Bewunderer ſeines Reichthums zu den Stühlen zu bringen. Er bat, ohne Umſtände Platz zu nehmen, weil das Mund

der Tafel keine Beobachtung des Ranges gestatte.

Jetzt erhob der halbgeistliche Magister Gabriel seine Stimme, und sprach ein langes Tischgebet, worauf sich endlich die Gesellschaft, mit vielen Knicksen und Bücklingen, auf ihre Stühle niederließ. Der Stadtrichter machte noch, der ungünstigen Tafelgestalt zum Trotz, einen Versuch, der Rangordnung ihr Recht anzuthun; aber Senator Trottel, der eben so ungern stand als er hungerte, warf sich auf den ersten besten Stuhl, und die Uebrigen folgten ihm nach. Sie griffen die zierlich gebrochenen Servieten nur mit den äußersten Fingerspitzen an, und wehklagten einstimmig: es sey Jammer und Schade, daß man so künstliche Gebäude zerstören solle. Es mußte endlich doch geschehen. Die Damen bewunderten den feinen englischen Damast; sie versicherten, noch nie ein so zartes Gewebe gesehen zu haben,

und fragten nach dem Preiſe, den ihnen Richard leider nicht angeben konnte. Indeſſen waren die Herren beſchäftiget, die Zipfel ihrer Tellertücher durch ein Knopfloch über der Bruſt zu ziehen, und mit einem nedlichen Schleifchen darin zu befeſtigen.

Die Suppe ward vorgelegt, aber die Gäſte erlaubten ſich nicht, davon zu koſten. Sie erwarteten die bey ihnen gewöhnliche dringende Nöthigung. Richard, der ohne Zaudern aß, bemerkte das nicht eher, bis er ſeinen Teller geleert hatte. Da ſah er die übrigen noch alle voll, und brachte es endlich durch wiederhohlte Aufforderungen dahin, daß man zu den Löffeln griff. Das geſchah mit der in Michelheim üblichen Zierlichkeit. Sie wurden hart am Ende des Stiels mit den Spitzen der drey vordern Finger gefaßt, und der kleine Finger hob ſich in die Luft, als ob er indeſſen Wache ſtehen müßte. Eigentlich aber war er ein

Diener der Eitelkeit, ein Leuchtthürmchen der Ringe, die ſo im Strahl der Lichter anmuthig ſpielten. Die Frauen Gevatterinnen nickten ſich verſtohlen zu, daß die Suppe vortrefflich ſey. Deſſen ungeachtet aßen ſie kaum die Hälfte ihres Antheils: denn es war Sitte bey ihnen, daß auf jedem Teller ein anſehnlicher Ueberreſt von Speiſen liegen bleiben mußte. Es ſähe ja ſonſt aus, ſagten ſie, als hätte man kein Brod zu Hauſe.

Die Tafel wurde nach und nach mit mannigfaltigen Gerichten beſetzt, die meiſten Theils den Gäſten ſo fremd waren, daß ſie ſolche weder zu nennen noch damit umzugehen wußten. Von einer Paſtete aßen ſie, zum Beyſpiel, nur den unverdaulichen Mantel; die köſtliche Fülle verſchmähten ſie. Andere Leckereyen rührten ſie nicht an, weil ſie zweifelhaft waren, ob ſie deren Genuß mit dem Löffel oder mit der Gabel bewerk-

ſtelligen ſollten. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Wirthin des goldenen Faſſes jetzt auf Einmahl zu ſolcher Küchenweisheit gekommen ſey. Aber die ehrliche Frau war an allen dieſen Wundern ganz unſchuldig. Ein Küchenwagen, der während der Zeit, als ſich Richard auf dem Rathhauſe befand, eingeroſſen war, hatte einen franzöſiſchen Koch mitgebracht, der, wie es ſchien, recht beſtiſſen geweſen war, den guten Michelbeimern eine Menge geſottener und gebratener Räthſel und Charaden vorzulegen.

Der Nachtiſch ſteigerte ihre Verwunderung auf's höchſte. Wie wurden die beyden Schweſtern, die kaum einen roſinenarmen Mark- oder *Aſchkuchen erwartet hatten*, überraſcht und beſchämt! Torten und anderes Zuckerwerk, die ſeltſten Früchte und Gefrornes, bedeckten die Tafel. Als die Eisgläſer herum gegeben wurden, wollte ſich niemand

daran wagen. Aller Augen warteten, was der Wirth damit beginnen würde. Der Schalk ſah, daß man auf ihn, wie auf die Bewegungen eines Flügelmanns, Achtung gab, und argliſtig ſchob er einen hochgehäuften Theelöffel voll Eis in den Mund. Augenblicklich thaten es ihm acht Hände nach. Himmel! was gab's da für Geſichter! Die guten Leute hatten geglaubt, ein zahmes Milch- oder Mandelmüſchen vor ſich zu haben, und fühlten nun plötzlich einen wilden, brennenden Schmerz auf der Zunge, als hätten ſie eine glühende Kohle eingeſchluckt. Einige fuhren geſchwind mit der Servicte nach dem Munde, und entledigten ſich des tückiſchen Eisklumpens. Andere verſchlangen ihn mit der Entſchloſſenheit eines Mannes, der Gift nimmt. Die Bedienten biſſen ſich die Lippen faſt durch, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Bey dem allen ſtellte ſich Richard blind, und, als

fort. Aber gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer; man ließ ſich nicht weiter von ihm verführen.

Siebentes Kapitel.

Der Affe.

Die beſtürzte Geſellſchaft hatte kaum ihre beleidigten Zungen durch Wein und Confekt ein wenig zufrieden geſtellt, als unvermuthet der ruhige Genuß dieſer Süßigkeiten durch die Ankunft eines vierbeinigen Gaſtes geſtört wurde. Dieſer Gaſt war Richards Affe, der die Gewohnheit hatte, täglich beym Nachtiſch zu erſcheinen, und ſeinen Theil zu empfangen. Er kam alſo auch jetzt, ſprang auf die Tafel, nahm in der Mitte derſelben Platz, und begaffte die Fremden nach der

Reihe.

Reihe. Sie ſaßen während dieſer Muſterung mäuschenſtill, und enthielten ſich jeder Bewegung, um ihn auf keine Weiſe zu beleidigen. Die beyden Mädchen ſah er mit einer Art von Freundlichkeit an. Allen übrigen aber ſchnitt er Fratzengeſichter. Das häßlichſte bekam Herr Trottel, der ſich nicht wenig darüber entſetzte. War die Kürbisgeſtalt ſeines Kopfes, oder die lockenreiche, ſtark gepuderte Perücke, oder das ziegelrothe Kleid, das er trug, dem Affen zuwider: wer weiß das? Er erklärte ſich nicht deutlicher darüber, und eine Näſcherey, die ihm ſein Herr reichte, ſetzte ihn auch ſogleich in beſſere Laune.

Richard erzählte von ſeinem Liebling mancherley Poſſen, und rühmte ihn, daß er nicht ſo hämiſch ſey, wie mancher andere ſeines Gelichters. Er forderte die Damen auf, ſich mit ihm bekannter zu machen, und ihm ohne Furcht irgend etwas anzubiethen. Die

Frauen Gevatterinnen weigerten ſich deſſen mit widriger Geſichtsverzerrung, die, nach der Sitte des gemeinen Haufens, Ekel und Abſcheu ausdrückte. Aber Lieschen Trottel hatte den Muth, ihm ein Stückchen Confekt in möglichſter Ferne auf dem Fächer hinzulangen. Er nahm es mit gebührender Artigkeit an. Gretchen that nun ein Gleiches, und ihr Wageſtück gelang nicht minder. Das machte die Mädchen ſo beherzt, daß ſie ihm nachher mit der bloßen Hand Zuckerwerk und Obſt reichten, ihn ſtreichelten und muthwillig neckten. Alle dieſe Vertraulichkeiten ließ er ſich ruhig gefallen. Die übrige Geſellſchaft erkühnte ſich nun auch, ihn zu bedienen und zu beunruhigen. Sogar Herr Trottel gab ihm von hinten einen Klapps. Es ſollte ein leichter, ſcherzhafter Schlag werden, doch die ſchwere Hand fiel zu derb auf. Der Affe nahm dieß übel, drehte ſich ſchnell, ſprang auf den

Beleidiger zu, griff ihm mit beyden Vorderfüßen in die Perücke, und zerarbeitete sie unbarmherzig. Herr Trottel wehrte sich nicht, schrie aber, als wenn er am Spieße steckte. Richard, der eben nach einer andern Gegend des Tisches gesehen hatte, und erst durch dieses Zetergeschrey den Zwist gewahr wurde, riß den Affen hinweg und zugleich dem Senator die Perücke vom Kopfe. Das erbokte Thier hatte sich fest darin verfangen, und gab sie nicht eher frey, bis es von seinem Herrn tüchtige Schläge bekam.

Die zerstörte Perücke ward, auf Richards Befehl, durch einen seiner Bedienten, der ein geschickter Haarkünstler war, wieder in den vorigen Stand gesetzt. Der Kahlkopf flüchtete indessen in ein Nebenzimmer, und kam nach Verfluß einer Viertelstunde so stattlich und heiter zurück, daß sich jedermann darüber freute.

Er wollte, als die wohlgerathene Arbeit

fertig war, die Mühe ſeines Kammerdieners mit einem Zehnkreuzer belohnen. Der ſtolze Menſch ſchlug aber das anſehnliche Geſchenk aus; und als es ihm der dankbegierige Mann dennoch aufdrang, ließ er es heimlich, indem er ihm die Perücke von hinten zurecht rückte, in den Haarbeutel fallen. Darin fand es, im Vorbeygehen geſagt, Madame Trottel, als ſie des folgenden Tages das ſeidene Prachtſtück wieder aufbewahren wollte. Dieſer Fund nahm ihr einen Stein vom Herzen. Sie hatte, wie ſie gewöhnlich that, das Taſchengeld ihres Eheherrn nachgezählt, hatte den Zehnkreuzer vermißt, und über die eingeſtandene Verſchleuderung deſſelben bereits tüchtig gezankt.

Achtes Kapitel.

Auftritt des gekrönten Poeten.

Als der Affe aus dem Zimmer verwiesen und der von ihm angerichtete Wirrwarr wieder in Ordnung gebracht war, machte der edle Wein, dergleichen man in Michelheim nie getrunken hatte, die speisende Gesellschaft, besonders die Ritter der Tafelrunde, beweglich und lustig. Sie stießen herzhaft mit den Gläsern zusammen, brachten den guten, alten Trinkspruch: Was wir lieben! und andere Gesundheiten aus, warfen sich allerley lächerliche Schwachheiten und Gebrechen vor, und wetteiferten recht mit einander, den freundlichen Wirth mit drolligen Stadtgeschichten zu unterhalten. Da gab's Schnurren und Anekdoten vom Cantor Bierfreund, vom Rector Schnitzer, vom Advokaten Striegel, von der

reichen Madame Bremſe und andern. Das alles wurde mit einem Tone der Wichtigkeit erzählt, als wären die Helden und Heldinnen dieſer Geſchichten berühmte Leute, deren Nahmen und Thaten auf jedermanns Lippen ſchwebten, und folglich auch bis nach Oſtindien gedrungen ſeyn müßten. Was den Erzählern, die von der ganzen Welt nur ihren Geburtswinkel kannten, wichtig war, das ſollte auch für den Mann, der die alte und neue Welt durchkreuzt hatte, einen anziehenden Reiz haben. Die Zeit ward ihm aber ſehr lang, indem man ſie ihm verkürzen wollte. Er ließ ſich das Anfangs aus Höflichkeit gefallen; da jedoch die einſchläfernden Novellen gar kein Ende nahmen, ſo ſah er ſich genöthiget, dieſer Fluth einen Damm entgegen zu ſetzen. Er ſprang in eine kurze Pauſe mit der Erklärung hinein: er liebe bey der Tafel Geſang; und, ohne die Zuſtimmung der Tafelgenoſſen abzuwar-

ten, forderte er Lieschen und Gretchen auf, ihre lieblichen Stimmen hören zu laſſen. Die Mädchen waren ſogleich willig, und ſangen die Lieder: Als ich auf meiner Bleiche ꝛc. — Mein Töffel iſt ein Mann für mich ꝛc. — Blühe liebes Veilchen ꝛc. — und dergleichen mehr.

Jetzt erſchallte plötzlich im Vorſaal eine vollſtimmige Muſik; die Thür flog auf, und mit zierlichen Tanzſprüngen, die durch ein Räuſchchen zu entſtehen ſchienen, hüpfte der Herr Stadtſecretair Kreiſel herein. Alle erſtaunten über dieſe unerwartete Erſcheinung. Richard erhob ſich vom Stuhle, der Dichter ſtellte ſich vor ihn hin, und redete ihn aus dem Stegreif folgender Maßen an:

„Ich komme ſporenſtreichs herein vom Lande,
Da drang am Thor der Ruf mir in die Ohren,
Es habe ſich ein Herr von hohem Stande,
Mit einem glänzenden Gefolg von Mohren,
In unſer kleines Michelheim verloren,

Und habe stracks den Magistrat in Gnaden
Zu einem herrlichen Bankett geladen.
Ich schmeichle mir, daß ich der hohen Ehre,
Hätt' ich auf meinem Posten mich befunden,
Unfehlbar auch gewürdigt worden wäre:
Drum ist mir alle Furcht sogleich verschwunden,
Mich frey und eigenmächtig einzustellen,
Und zu den werthen Gästen zu gesellen."

„Sie sind mir sehr willkommen!" sagte Richard. „Ihre poetische Anrede macht mich, ohne Frage nach Ihrem Nahmen, mit Ihnen bekannt. Ich habe schon von diesen Herren gehört, daß Michelheim das Glück hat, einen gekrönten Dichter zu besitzen."

„Ja, ich trage den Lorber;" versetzte der bescheidene Mann, „aber leider muß der prosaische Stadtsecretair den gekrönten Dichter ernähren."

„Ein wahres Glück!" fiel der Bürgermeister ein. „Es wäre sonst mit dem poetischen Muthwillen des jungen Herrn nicht

auszuhalten. Iſt das nicht gleich ein Genieſtreich, daß er ſich ſelbſt ohne Umſtände hier zu Gaſte bittet? Und die Muſikanten hat er wohl auch mitgebracht?"

„Allerdings!" erwiederte Herr Kreiſel. „Sie kehrten mit mir von der Hochzeit zurück; und da wir am Thore die Kunde vernahmen, daß im goldenen Faſſe ein vornehmer Fremdling angekommen ſey, und ſich die ehrwürdigen Väter der Stadt bey ihm zur Tafel befänden, ſo führte ich die Spielleute hierher, damit ſie durch ihre Kunſt das Feſt verherrlichen möchten."

„Er ſpricht doch wie ein Buch!" ſagte der Bürgermeiſter halblaut zu ſeinen Nachbarn.

„Ein mäßiges und ſogar zweydeutiges Lob!" rief ihm Kreiſel mit Hohnlächeln zu: „Denn viele Bücher ſprechen ſehr ſchlecht." —

Indem er dieſen ſtolzen Hieb austheilte,

küßte er den Frauenzimmern nach der Reihe die Hand, und begrüßte beſonders Lieschen, die Dame ſeines Herzens, ſehr traulich und zärtlich. Auch ſie empfing ihn mit freundlicher Huld. Unter andern Vertraulichkeiten faßte ſie ihn am rechten Ohrläppchen, zog an dieſer Handhabe ſeinen Kopf zu ſich herunter, und flüſterte ihm ins Ohr: „Wenn wir doch tanzen könnten!“

Herr Ariel ſenkte ſchweigend ſein Haupt, legte die rechte Hand an die Stirn, und winkte mit der linken, ihn durch kein Geſpräch zu ſtören. So ſtand er eine Minute lang in tiefem Nachdenken. Jedermann war neugierig, was der kreiſende Berg für eine Maus gebären würde. Endlich drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wandte ſich zu dem Indier, und ſprach:

„Den Damen zuckt es in den Füßen,
Sie möchten gern der Tanzluſt büßen.

Geſtatten 'S Ew. Herrlichkeit?
Die Muſikanten ſind bereit."

„Ich hänge ganz von den Wünſchen meiner lieben Gäſte ab," antwortete Richard, und befahl ſeinen Dienern, den Saal des Hauſes ſogleich erleuchten zu laſſen.

„Aber der Menſch, der Stadtſecretair, hat auch Einfälle wie ein altes Haus!" ſagte die Bürgermeiſterin. „Wer ſoll denn tanzen? — Die beyden jungen Mädchen machen das Kraut nicht fett, und auſſer ihnen iſt ja keine Tänzerin hier: denn ich und die Frau Gevatter Senatorin, wir ſchlarfen höchſtens eine Polonoiſe."

„O, die Frau Bürgermeiſterin machen ſich gar zu invalid!" verſetzte Kreiſel. „Ueberdieß erbiethe ich mich, wenn es unſer Herr Wirth genehmiget, innerhalb einer Stunde eine hinlängliche Anzahl rüſtiger Tänzer herbey zu ſchaffen."

Richard gab ihm hierzu volle Macht und

Gewalt. Aber der Herr Stadtrichter zog ſeine Uhr an einer ellenlangen Kette hervor, und ſagte: „Ich muß, Kraft meines Amtes, gegen den vorſeyenden Ball eine feyerliche Proteſtation einlegen. Es fehlen nur noch ſieben und eine halbe Minute, ſo ſchlägt die Glocke zehn, und es wird alſo wahrſcheinlich Mitternacht, ehe und bevor der Ball, wegen der noch in weitem Felde ſtehenden Anſtalten, beginnen kann. Folglich wird die ganze Nacht unfehlbar durchſchwärmt. Sie wiſſen aber, Herr Stadtſecretarius, daß wir morgen eine wichtige Criminalſache abzuthun haben, und hierzu eines völlig ausgeſchlafenen Verſtandes bedürfen."

„Welche Criminalſache?" fragte Kreiſel. „Der Herr Stadtrichter meinen doch wohl nicht etwa die unbedeutende Geſchichte von der geſtohlenen Gans?"

„Getroffen!" ſagte Herr Schnerpe. „Aber unbedeutend? — Ich finde das nicht, und es

iſt weder gut noch löblich, ſeine Amtspflichten auf die leichte Achſel zu nehmen."

Kreiſel ſteckte den Becher lachend ein, und verſicherte: wenn er auch acht Tage hinter einander keine Minute geſchlafen hätte, ſo ſey ihm dennoch nicht bange, den Gänſedieb an den Pranger zu bringen.

Dieſer Troſt ſchien den Stadtrichter zu beruhigen, und Kreiſel flog nach der Thüre, um die nöthigen Tänzer zuſammen zu rufen. Richard erſuchte ihn, vorher ein Glas Wein zu trinken. Aber der Bürgermeiſter mahnte ihn davon ab, weil er noch von der Hochzeit her mit einem Haarbeutel behaftet ſey. Ueber dieſe Beſchuldigung ward gelacht, und Richard, dem die ſprichwörtliche Redensart vom Haarbeutel fremd war, fragte nach ihrer Bedeutung und Entſtehung.

„Es gab" — ſagte Kreiſel ſo beſtimmt, als wär' er dabey geweſen — „unter den Reichstruppen im ſiebenjährigen Kriege einen

Kürassier-Major, der ſich oft betrank, und dann luſtige Streiche machte. Einsmahls band er ſich einen ungeheuern Haarbeutel ein, und kaum war es geſchehen, ſo ward er zum General gerufen. Er ſtürzte ſich in den Harniſch, vergaß aber den Haarſack abzulegen, und ward ſo der Stifter jener Redensart. — Auf mich aber paßt ſie ſo wenig, daß ich allenfalls heute noch drey Flaſchen den Hals brechen könnte, ohne in den Zuſtand des Haarbeutel Heiden zu verfallen."

Als ſich Kreiſel ſo verantwortet hatte, ſprach er dem Champagner weidlich zu, und hörte nicht eher auf, bis ihm Lieschen, die je eher je lieber tanzen wollte, das Glas aus der Hand nahm, und ihm ernſtlich gebeth, die verſprochenen Tänzer herbey zu ſchaffen. Er ſchoß nun zur Thür hinaus, und der Bürgermeiſter ſagte halb lachend, halb zürnend: „Das iſt ein Tauſendſappermenter!"

Neuntes Kapitel.

Der Querkopf.

Nach Verfluß einer halben Stunde, in welcher ſich die guten Rathsherren ſelbſt einen Haarbeutel zulegten, führte Herr Kreiſel ſchon ein zum Balle geworbenes Paar ein. Es war der Herr Doctor Salm und ſeine Gemahlin. Der Doctor hatte bereits einige funfzig Jahre auf dem Nacken, trug aber, wie ein zwanzigjähriger Modegeck, ein äußerſt kurzes ſchwarzes Käpplein mit breiten Schößen, das nur wie eine Weſte mit Aermeln ausſah, doch Anſpruch machte, einen Rock vorzuſtellen. Eine Brille vor den Augen, goldne Ringlein in den Ohren, und — ein Stutzbärtchen, vollendeten den Narren. Auch an ſeinen Beinen befand ſich eine Merkwürdigkeit. Sie beſtand in einer ſinnreichen Erfindung, die Stiefeln beſtändig

staubfrey zu erhalten. Das bewirkten zwey sehr lange und dicke seidene Quasten, die von den Knien bis auf den Fuß herab hingen, und so bey jedem Schritte zu einer lebendigen Schuhbürste wurden, die nebenbey auch ein wenig die Straße fegte. Die Unschicklichkeit, sich in der Gestalt eines gesitteten Laffen zu einem Balle einzustellen, stimmte mit der gewöhnlichen Handelsweise des Herrn Doctors völlig überein. Er schwamm immer gegen den Strom, that alles zur Unzeit. Seine Thorheiten sind es werth, ihnen einige Blätter zu widmen.

Schon auf der Schule zeigte er sich als einen Querkopf, indem er dort unter jungen Sauschwänzen von vierzehen bis zwanzig Jahren die abgeschmackte Rolle eines Pedanten spielte. Er hieß Jakob Salm, nannte sich aber, wenn er nach seinem Nahmen gefragt wurde, nie anders als Jacobus Salmius. So wollte er auch im gemei-

nen

nen Leben von ſeinen Mitſchülern gerufen ſeyn, und nahm es ſehr übel, wenn ſie ihn nicht bey jeder Gelegenheit ins Lateiniſche überſetzten.

Die männliche Jugend hat überall einen natürlichen Hang, ſich in ihrer Kleidung und Benehmen ein kühnes, ſoldatiſches Weſen anzueignen. Das war auch der Fall in der kloſterartigen Schule, in welcher unſer Jakob erzogen ward. Ungeheuere, hochaufgeſtülpte Reiterſtiefeln, lederne Beinkleider, große dreyeckige Sturmhüte, und ſteife Zöpfe, die durch Werg und andere nahrhafte Beſtandtheile zur Dicke eines Zaunpfals aufgefüttert wurden, waren allgemein beliebt, ungeachtet die traurige Schalaune *), die durchaus getragen werden mußte, ſehr wi-

*) Dieſes aus Scholana (nahmlich Vestis) verkrüppelte Wort bezeichnet ein ſchwarzes Mäntelchen mit Armlöchern, jedoch ohne Aermel.

drig dagegen abſtach. Aber Jacobus Salmius, dem jene Aenomiſtentracht, wie manchem Andern, ein Gräuel war, ſchweifte zu einer entgegengeſetzten Uebertreibung hinüber: er trug einen ſehr altväteriſchen leberbraunen Rock, gleichfarbige Beinkleider, ſchwarze Strümpfe und eine Beutelperücke, die ihm oft, wenn er ſich durch Moraliſiren unnütz machte, vom Kopfe geriſſen ward und zum Ballball diente. Dieſer unfreundlichen Tracht ſuchte er auch ſein von Natur nicht heiteres und liebliches Geſicht anzupaſſen. Er legte es immer in finſtere, vor dem Spiegel einſtudirte Falten, und ſchritt dabey ſo ſteifbeinig und langſam einher, daß ſich ſelbſt die ernſthaften Lehrer bisweilen nicht enthalten konnten, über den jungen Affen des Alters zu lächeln.

Er aber buhlte gerade mit ſeiner Narrheit um ihren Beyfall, und drängte ſich allenthalben in ihre Nähe. Wenn, zum Bey-

ſpiel, unter der Aufſicht eines Lehrers, Spaziergänge außerhalb der Stadt gemacht wurden, und die muthige Jugend auf einem grünen Platze den Ball ſchlug und andere Leibesübungen vornahm, da zog Salmius ein lateiniſches oder griechiſches Buch aus der Taſche, und wandelte damit vor den Augen des Lehrers herum. Er las jedoch wenig oder nichts, ſondern ſchielte nur über die Blätter hinweg, ob er von dem Manne, den er durch ſeinen heuchleriſchen Fleiß blenden und täuſchen wollte, bemerkt werde.

So lebte er, ohne ſonderlich viel zu lernen, ſechs Jahre auf der Schule, wie eine Eule, die mürriſch in ihrer Baumhöhle ſitzt, indeſſen andere Vögel den Wald ſingend und fröhlich durchſchwärmen. Er hatte keinen Freund: denn nur Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und ein Narr ſeines Schlages war nicht vorhanden. Wer mit ihm umging, that es bloß, um ſich an ſeinen Thorheiten zu beluſtigen.

Als die Stunde ſeines Abzugs von der Schule gekommen war, lud er zehn oder zwölf dieſer loſen Vögel, die ſeine Freunde hießen, in ein öffentliches Gaſthaus auf einen Valetſchmaus ein. Sie gingen vergnügt dahin; aber Herr Salmius, den ſie dort als geſchäftigen Wirth zu finden glaubten, hatte ſchon eine ihm aufgeſtoßene Reiſegelegenheit benutzt, war damit über alle Berge nach ſeiner Heimath gefahren, und ließ ſich deßhalb bey ſeinen Gäſten entſchuldigen. Sie ſtutzten, und fragten ſich: „Haben wir denn heute den erſten Aprill?“ Doch der Gaſthalter führte ſie in ein Zimmer, wo ein zierlich gedeckter und mit Waſſerflaſchen reichlich verſehener Tiſch für ſie bereit ſtand. Sie ſetzten ſich. Jeder fand unter ſeinem Gedeck einen ſehr ſchön geſchriebenen moraliſchen Sinnſpruch, theils in lateiniſcher, theils in griechiſcher Sprache. „Das iſt doch ſonderbar!“ ſagten ſie zu einander.

„Sonſt beſchließt man mit Deviſen die Tafel, und hier fängt ſie damit an.“ Sie laſen ſich die kalten Sentenzen vor, und waren von Minute zu Minute einer warmen Suppe gewärtig. Doch ſie kam nicht. Nach langem geduldigen Warten erging eine Mahnung an den Gaſtwirth, die Speiſen auftragen zu laſſen. Er aber verſicherte: es ſey nichts weiter für ſie beſtellt, als was ſie bereits auf dem Tiſche gefunden hätten. Das waren, wie geſagt, einige Flaſchen mit Waſſer. Die betrogene Geſellſchaft erſtaunte, lachte und fluchte durch einander, und mußte ihren Hunger auf eigene Koſten ſtillen.

Auf der Univerſität, wo Herr Salmius die Rechte ſtudirte, blieb er ſich völlig gleich. Er floh den Umgang mit Jünglingen, die ſich als Jünglinge betrugen, und äffte in Kleidung und Sitten, ſogar im bedächtlich langſamen Gange, den älteſten Profeſſoren nach. Bisweilen gefiel es ihm, ſich den

Schein eines geſchäftigen Sachwalters zu geben. Da nahm er einen großen Pack Papiere, die man für Gerichts-Acten anſehen ſollte, unter den Arm, ging mit raſchen Schritten auf's Rathhaus, trieb ſich eine Weile auf den Treppen und in den Vorſälen herum, und ſchlich endlich zur Hinterthür wieder hinaus.

Zu anderer Zeit begab er ſich in gemeine Tabakſchenken, ſetzte ſich mit ſeinem Glaſe Bier unter die alten ehrbaren Spieß- und Pfahlbürger, und ſalbaderte mit ihnen ſehr verſtändig von Krieg und Frieden.

Daß ein ſolcher Greis nichts mit der Liebe zu thun hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Er würdigte die artigſten Mädchen, die ihm begegneten, keines Blicks; und ſah er ein junges Frauenzimmer, das, nach ſeinen Gedanken, zu frey gekleidet war, ſo ſchüttelte er auf öffentlicher Straße murrend den Kopf. Einige ſeiner muthwilligen Bekannten mach-

ten ſich bisweilen den unnützen Spaß, unter erdichteten Frauen-Nahmen Liebesbriefe an ihn zu ſchreiben, oder in Geſellſchaften luſtige Mädchen gegen ihn aufzuwiegeln: er blieb aber bey allen dergleichen Verſuchungen ſo ſtandhaft wie die alten Heiligen in den Legenden, und wehrte ſich, wenn ſie perſönlich geſchahen, mit heftigen Strafpredigten, die ungemein ergötzlich zu hören waren.

So abhold dem Frauengeſchlechte lebte er, als praktizirender Rechtsgelehrter, bis in ſein funfzigſtes Jahr, und ſetzte ſein Beſtreben, einen abgelebten Greis vorzuſtellen, immer eifriger fort. Er ſchleppte ſich am Ende ſo matt und kraftlos herum, daß man mit ſeiner Altersſchwäche wahres Mitleiden hatte, und ihm einen ſanften und ſeligen Tod wünſchte.

Aber auf Einmahl ging, zum Erſtaunen der ihn umgebenden Welt, eine wunderbare Verwandlung mit ihm vor. Er ließ ſich,

indem man ſchon von ſeinem bevorſtehenden Begräbniſſe ſprach, plötzlich den Doctorhut aufſetzen, verjüngte ſich wie ein Phönix, warf die Perücke weg, kräuſelte ſich einen modernen Tituskopf, und trug neumodiſche Kleider, wie man ſie nur von ausgemachten Fantaſten tragen ſah. Dabey lief er mit leichten, flüchtigen Schritten über die Straße, und ſprach ſo muthig und keck wie ein bartloſes Jüngchen. Bald darauf erſchien er öffentlich Arm in Arm mit einer jungen, ſchönen, aber im Punkt der Sittlichkeit etwas anrüchtigen Dame; und indem man ſich über dieſen ſeltſamen Auftritt den Kopf zerbrach, machte er ſeine Verlobung mit ihr in den Zeitungen bekannt.

So war denn das Räthſel ſeiner Umſchaffung und Wiedergeburt auf Einmahl gelöſ't. Die Liebe, die er ein halbes Jahrhundert geflohen und gehöhnt hatte, nahm die grauſame Rache an ihm, daß er ſich

noch in ſeinen alten Tagen, als ihr Sclav, lächerlich machen mußte. Ausgelacht zu werden, war ihm freylich nichts Neues. Er hatte jetzt nur das Thema verändert. Jung ein Greis, alt ein Jüngling! Wer konnte dergleichen widernatürliche Zierereyen ohne Lachen anſehen?

Die Heirath ward vollzogen, und es verbreiteten ſich bald aus dem Hauſe der Neuvermählten mancherley luſtige Sagen durch die Stadt. Man hörte, die Frau Doctorin ſey von Anbetern umgeben, und ihr verjüngter Gemahl ſchätze es ſich zur größten Ehre, einen ſo ſchönen Lockvogel zu beſitzen, und immer einen zahlreichen Hof von Verehrern in ſeiner Wohnung verſammelt zu ſehen. Die ſchmähſüchtige Welt der anſehnlichen Stadt, wo er ſich aufhielt, neckte ihn unausſtehlich. Es kamen eine Menge Spottlieder in Umlauf, und alle Nächte ward das bildliche Zeichen der

Hahnreyſchaft an ſeine Hausthür gemahlt oder ein Pasquill angeheftet. Dieſe ſatyriſchen Geißeln trieben ihn endlich fort; er verlegte ſeinen Wohnſitz nach Michelheim, und hier trat die Frau Doctorin ernſt und feyerlich im Mantel der Tugend auf. Sie war die ſtrengſte Sitten- und Splitterrichterin des Städtchens, und predigte in jeder Geſellſchaft über weibliche Zucht und Ehrbarkeit. Daher wunderten ſich die Damen im goldenen Faſſe nicht wenig, daß ſie, die ſonſt einen ſo hohen Werth auf ſich legte, jetzt in ſpäter Nacht, wie ein von der Straße herein gerufenes Dirnchen, zum Tanz erſchien. Niemand ſah ſie gern kommen; beſonders zitterten Lieschen und Gretchen wie Tauben, über welchen ein Stoßvogel ſchwebt.

Zehntes Kapitel.

Streitigkeiten und ein satyrisches Gedicht.

Bald nachher fanden ſich mehrere Perſonen ein, die der Unternehmer des Balles zuſammen getrommelt hatte. Die vorzüglichſten derſelben waren ein Arzt und der ſchon einmahl erwähnte Advokat Striegel, den die ganze Stadt hinter ſeinem Rücken „Herr Unmaßgeblich" nannte, weil er ſich dieſes Wort angewöhnt hatte, und es oft am unſchicklichſten Orte in ſeine Reden einmiſchte. Er ſchrieb niemanden Maß und Ziel vor, und am wenigſten ſich ſelbſt bey ſeinen Spertelrechnungen, die zwar von dem Magiſtrat aus gevatterlicher Freundſchaft unmaßgeblich gebilliget, deſto maßgeblicher aber von den Urtheilsverfaſſern und höhern Gerichten auf das Drittel herabgeſetzt wurden, wenn ſie

das Unglück hatten, zur Einſicht dieſer geſtrengen Herren zu kommen.

Der Arzt war ein noch ſehr junger Mann, der erſt anfing, den Tod zu bekämpfen, aber bis jetzt noch bey den meiſten Gefechten den Kürzern gezogen hatte. Er war übrigens ein luſtiger Geſell, und hatte ein recht feines Liebchen, das ihn begleitete. Auch der Herr Sachwalter, der unmaßgeblich entſchloſſen war, nächſtens in den Eheſtand zu treten, brachte ſeine Braut mit. Sie hatte ſchon ſeit geraumer Zeit abgeblühet, und ſah ſo finſter aus wie ein verlorener Prozeß. Deſto heiterer ging der Bräutigam an ihrer Seite: denn das feine Sümmchen ihres künftigen Einbringens konnte ihm kein Federſtrich eines Urtheilsverfaſſers vermindern.

Herr Kreiſel, dem man es laſſen mußte, daß er Lebensart verſtand, erſuchte den Indier, den Ball zu eröffnen, ungeachtet ihm

darüber der Doctor mit den großen Stiefelquaſten ein ſchiefes Geſicht zog, weil er ſich, wegen ſeiner hohen akademiſchen Würde, für den Vornehmſten in der Geſellſchaft hielt, und folglich zu der Ehre des Vortanzes mehr Recht, als der unbetitelte Fremdling, zu haben glaubte. Richard, der dieſes Mienengezänk nicht bemerkte, both der Frau Bürgermeiſterin zu einem pohlniſchen Rundtanze die Hand. Eine neue herbe Beleidigung für den Doctor! Er hatte ſich feſt eingebildet, daß wenigſtens ſeine Gemahlin dieſes Vorzugs genießen würde. Darum ſetzte er ſich mit ihr in einen Schmollwinkel, und beyde ſchlugen alle Einladungen, ſich an den Tanz anzuſchließen, hartnäckig aus. Die Uebrigen durchkreiſ'ten ohne Ausnahme den Saal. Selbſt der Herr Senator Trottel hatte ſich mit der grämlichen Braut des Rabuliſten gepaart, und keuchte mühſam, doch fröhlich, in der Runde herum.

So bald der Tanz zu Ende war, ſprang Doctor Salm trotzig auf, und führte ſeine Gemahlin an den Platz der Vortänzer, um mit ihr der Führer einer zweyten Polonoiſe zu werden. Aber der Stadtſecretair ſtellte ihm vor: der pohlniſchen Nation ſey ihr Recht geſchehen; man könne ſich, weil es ſchon ſpät ſey, nicht länger bey ihr aufhalten, ſondern müſſe unverzüglich, den jungen Damen zu Gefallen, die raſchen Tänze anderer Nationen vornehmen. „Wir beyde haben noch nicht pohlniſch getanzt," verſetzte der Doctor, „und will uns niemand folgen, ſo tanzen wir ein Solo." — Einige Paare wollten ſich aus Mitleid anreihen, doch Kreiſel wies ſie durch einen verſtohlenen Wink auf ihre Stühle zurück. Der Doctor wartete eine Minute lang auf Geſellſchaft und Gefolge, und da jedermann ungehorſamlich ausblieb, ſtampfte er gewaltig mit dem Fuße, und donnerte gebietheriſch den Muſi-

kanten zu: „Polonoiſe!“ — Sie ward aufgeſpielt, der Herr Doctor ſetzte ſich, mit einem tiefen Reverenz gegen ſeine treue Ehehälfte, in Bewegung, ſtemmte den linken Arm in die Seite, und ſchlenderte, den umherſitzenden Spöttern zum Poſſen, eine ganze Viertelſtunde lang im Saale herum.

Indeſſen vertrieb ſich Herr Kreiſel die Zeit recht angenehm bey Liechen und der Champagnerflaſche, und wählte zugleich aus dem Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen einen engliſchen Tanz, den er mit ſeiner Geliebten aufführen wollte. Aber der ehrgeizige Doctor hatte dieſelbe Abſicht. Er ſtellte ſich ſo nahe als möglich an ein Fenſter, damit ihm niemand vortreten und ihn behindern ſollte, von dieſem Standpunkte den Tanz mit ſeiner Frau zu beginnen. Kreiſel wollte ſich nicht mit ihm zanken, aber dennoch ſein Vorhaben durchſetzen. Er, ein ſehr geübter Tänzer, hielt es für ein

Leichtes, den ausgemachten Stümper in dieſem Fache zu überwältigen, und mit der Anordnung eines Tanzes früher als Jener fertig zu werden. Er trat daher mit ſeinem Mädchen unten an die Wand, den Fenſtern gegen über, als ſey er in Demuth entſchloſſen, die verhaßte Stelle des letzten Paares einzunehmen. So bald aber zwiſchen ihm und ſeinem Antipoden fünf oder ſechs andere Paare eingetreten waren, und eine Gaſſe gebildet hatten, warf er ſich zum Häuptling auf, und übte ſich ſchnell und flüchtig mit ſeinen nächſten Nachbarn in den Touren eines Tanzes, den er aus dem Taſchenbuche gelernt hatte. Doctor Salm that hurtig ein Gleiches; er war aber noch nicht mit Vorübung der erſten Tour zu Stande, als ſchon ſein kühner Gegner bey voller Muſik die Reihen durchflog. Der Doctor ſtürmte nun auch mit ſeiner Gemahlin drauf los, packte die Figuranten, die weder aus noch

ein

ein wußten, wie ein Bär, zerrte und ſchleu-derte ſie dahin und dorthin. Als er unge-fähr zwey Minuten ſo gewüthet hatte, ſtieß er in der Mitte der Gaſſe mit ſeinem Gegen-füßler zuſammen. Einer wollte den Andern in ſeinen Wirbel hinein reißen, und ihn mit Gewalt ſich unterthänig machen. Daraus entſtand ein ſolches Gewirr, daß Beyde, wie in einem Netze gefangen, ſtill ſtehen mußten. Sie ſtarrten einander mit blitzenden Augen an, ſagten ſich ſpitze Worte, und erhoben endlich ſogar die Hände, um ſich in die Haare zu fallen. Aber Richard eilte hinzu, trennte die Kampfhähne, verſöhnte ſie, und that den Vorſchlag, künftig den Ehrenpunkt des Vortanzes durch's Loos zu entſcheiden.

Das geſchah; doch ordentliche und zier-liche Tänze wurden dadurch wenig gewon-nen. Das Glück war, wie gewöhnlich, der Dummen Vormund, und ſpielte die Treffer des Tanzlotte's dem Doctor Salm und an-

dern Pfuschern in die Hände. Kreisel, der einzige in der Gesellschaft, der einen Tanz geschickt anzustellen wußte, zog meistens eine Niete; und so ward die Lustbarkeit der ganzen Nacht von Hümplern verdorben.

Kreisel ertränkte seinen Verdruß in mancherley guten Weinen, womit der Schenktisch überflüssig besetzt war, und rächte sich an dem Doctor durch folgendes Spottlied, das er auf der Stelle in seine Schreibtafel schrieb, und einigen Vertrauten vorlas.

Seht, behangen mit den Lasten
Seiner großen Stiefelquasten,
Tanzet dort, gleich einem Baren,
Ein in sich vernarrter Wicht,
Um das Sprichwort zu bewahren:
Alter hilft für Thorheit nicht.

Die ihn einst als Jüngling kannten
Sahen diesen Stockpedanten
Sich wie einen Greis gebaren,
Und gebückt am Stabe gehn;

Aber jetzt, mit grauen Haaren,
Läßt er ſich als Springer ſehn.

Lieber Himmel, hilf uns allen,
Daß wir nicht in Thorheit fallen,
Uns in Fächer einzupreſſen,
Die uns die Natur verbeut.
Laß uns nie des Spruchs vergeſſen:
Alles Ding hat ſeine Zeit!

Eilftes Kapitel.

Der große Negus.

Während des Tanzes wurden, wie gewöhnlich, Erfriſchungen herum gegeben. Dieſes Geſchäft verrichteten die Mohren, unter welchen ſich einer durch ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine Manieren auszeichnete. Er war ſchwarz wie die ſchwärzeſte Nacht, hatte

veilchenfarbene Lippen, die bey ſeiner Nation für eine beſondere Schönheit gehalten werden, und war überhaupt in ſeiner Art ein netter, doch dabey ſtarker und rüſtiger junger Mann. Das ſchien vor allen Andern die Frau Doctorin Salm zu bemerken. Ihr Auge haftete lüſtern auf dem ſchwarzen Herkules, und ſie machte ſich viel mit ihm zu ſchaffen. Sie forderte bald eine Schale Thee, bald ein Glas Waſſer von ihm, und ließ ſich endlich ſogar, da er fertig Deutſch ſprach, in eine Unterredung mit ihm ein. Sie fragte, wie er heiße und wo er geboren ſey.

„Mein Nahme iſt Golo," ſprach er, „und Abyſſinien iſt mein Vaterland."

„Ach, Männchen, komm doch her!" rief ſie ihrem Gemahl zu, um ihn, da ſie ſich beobachtet ſah, zum Deckmantel zu brauchen.

„Was beliebt meinem Mäuschen?" fragte der zärtliche Gatte, im Herſchreiten.

„Haſt du 's gehört?" ſagte ſie: „Dieſer junge Mann iſt aus Abyſſinien gebürtig."

„So?" ſprach der Doctor, und ſetzte mit einem feyerlichen Lehrtone hinzu: „Wird auch von Andern Habeſſynien genannt, und von einem Kaiſer beherrſcht, welcher der groſſe Negus heißt. Haben wir dieſes gekrönte Haupt jemahls geſehen?"

„Ich nicht," ſagte Golo.

„Wir aber ſehn ein gekröntes Haupt vor uns;" ziſchelte Kreiſel dem Advokaten ins Ohr. „Und ich wette, daß die vielen Kronen, die es ſchon trägt, nächſtens noch mit einer ſchwarzen vermehrt werden."

„Das glaub' ich unmaßgeblich ſelbſt!" verſetzte Striegel, und ſchlug ein lautes Gelächter auf.

Die Doctorin merkte, daß über ihr Geſpräch mit dem Mohren gewitzelt wurde, und brach es plötzlich ab, behielt ſich aber

vor, die angenehme Unterhaltung an einem ſchicklichern Orte fortzuſetzen. Sie bat ihren Mann leiſe: er möchte doch den Mohren Golo einladen, des folgenden Tages gegen Abend zu ihnen zu kommen, weil ſie gern von ſeinem Vaterlande und dem groſſen Neguz etwas Näheres erfahren möchte.

„Morgen gegen Abend?“ ſagte der Doctor. „Da geh' ich ja in den Clubb.“

„Ach, daran dacht' ich nicht!“ erwiederte ſie. „Doch wie wär's, wenn du einmahl dein gewöhnliches Spielchen verſäumteſt?“

„Nein, das darf ich, bey meiner Ehre! nicht;“ ſprach er. „Du weißt, ich habe vor acht Tagen einen Gulden gewonnen, und muß mich nun einſtellen, um ihn allenfalls wieder zu verlieren. Aber bey dem Geſpräche mit dem Mohren bin ich entbehrlich. Du kannſt ihn allein examiniren.“

Hiermit ging der gute Mann fort, um den Examinanden zu beſtellen. Ehe ihm aber

Golo, der immer ab und zu ging, in den Wurf kam, bedachte der grübelnde Rechtsgelehrte, daß es eine unbefugte Handlung ſey, einen Diener zur Verſäumung des Herrendienſtes zu verleiten, ohne den Herrn zuvor um Genehmigung zu erſuchen. Er wandte ſich deßhalb zu dem Indier, der eben in der Nähe ſtand, und ſagte mit lauter Stimme: „Wollen Dieſelben wohl erlauben, daß Ihr Golo morgen des Abends ein Stündchen in meine Behauſung komme, um uns von Afrika zu erzählen, und beſonders die brennende Wißbegierde meiner Frau zu befriedigen?“ —

Die Frau Doctorin, die kein gutes Gewiſſen hatte, wollte vor innerlichem Zorn berſten, als der unbeſonnene Mann ihre zweydeutige Wißbegierde wie ein Herold ausrief. Sie huſtete ins Schnupftuch, um von dem Eindruck, den dieſer einfältige Streich machte, nichts zu ſehen und zu hö-

ren. Es ward auch wirklich ringsum gelacht. Nur Richard, dem der üble Ruf, in welchem die Frau Doctorin ſtand, unbekannt war, nahm die Sache ganz ernſthaft, und geſtattete nicht nur den gebetenen Urlaub, ſondern rief auch ſogleich den Mohren herbey, und befahl ihm laut und öffentlich, ſich des nächſten Abends bey der wißbegierigen Dame einzuſtellen, und ihren Wünſchen beſtmöglichſt Genüge zu leiſten.

Der anbrechende Tag erinnerte bald darauf die Ballgäſte, ſich heim zu begeben. Sie empfahlen ſich mit langwierigen Dankſagungen, ungeachtet einigen Herren die Zunge ſo ſchwer geworden war, daß es ihnen nicht leicht wurde, viel Worte zu machen. Andere, denen der reichlich genoſſene Wein in die Füße geſchlagen war, mußten von den Händen der Frauen die Treppe hinab geleitet werden.

Zwölftes Kapitel.

Dünkel und Selbſtlob.

Herr Kreiſel ſchlief nur ein paar Stunden, warf ſich dann in ſein Gallakleid, und eilte ins goldne Faß, um eine ſchwache, in jeder Hinſicht ſchwache Sammlung von Gedichten, die er kurz zuvor herausgegeben hatte, dem Indier zu überreichen. „Ich komme," ſprach er, „Sie wegen der vielen Albernheiten, die geſtern unter Ihren Augen vorfielen, um Verzeihung zu bitten. Ich achte mich vor allen Andern zu dieſer Abbitte verbunden, weil ich es war, der den unſeligen Ball, bey welchem ſich verſchiedene meiner Mitbürger läſtig und lächerlich machten, in Anregung brachte."

„Das alles bedarf keiner Entſchuldigung," ſagte Richard. „Ich dank' es Ihnen vielmehr, daß Sie mir Gelegenheit gaben, einige Hauptperſonen dieſes Orts, der für

mich ein gewiſſes Intereſſe hat, früher kennen zu lernen, als es ohne Ihren glücklichen Einfall geſchehen wäre."

Es ward nun über den Geiſt der Kleinſtädter im Allgemeinen geſprochen. Der Indier vertheidigte ſie aus Höflichkeit. Kreiſel hingegen äußerte ſich auf eine abſprechende Weiſe, die wir weder loben noch billigen können. „Jede kleine Stadt," ſprach er, „iſt ein Böotien, ein Sammelplatz beſchränkter, langweiliger, und dabey auf's höchſte von ſich eingenommener Menſchen. Das gilt, mit wenigen ruhmwürdigen Ausnahmen, von den Männern. Die Frauen und Mädchen — nun ja, die verſtehen meiſtens ein gutes Stück Eſſen zu kochen, und die Wäſche in Ordnung zu halten; das iſt aber auch die ganze Summe ihrer Verdienſte. Die Grazien der Weiblichkeit ſind fern von ihnen. Findet man auch hier und da ein hübſches Geſicht, ſo iſt's eine ſchöne hohle

Larve, wie ſie, nach einer alten Fabel, der Fuchs im Graſe fand, und höchlich bedauerte, daß ſie kein Gehirn habe. Eine ſolche geiſtloſe Venus kann nur einem Böotier gefallen. Aber der unerträglichſte Hauptmakel der meiſten Kleinſtädterinnen iſt die leidige, ihnen angeborene, unvertilgbare Klatſchhaftigkeit. Das iſt eine Schlange, die Jeden ſticht. Der friedſamſte und gutmüthigſte Lebenspilger wird von ihr verwundet. Ich erfuhr das oft ſelbſt, und rächte mich dafür vor einiger Zeit durch dieſes Epigramm:

Mit Roſen vergleichen der Dichter Geſange
Manch ſchönes Kind:
Nur Schade, daß unter der Menge
Viel Klatſchroſen ſind."

„Sie urtheilen ſehr ſtrenge!" ſagte Richard. „Aber Sie nehmen doch wohl von dieſer ſcharfen Rüge Ihre geſtrige Tänzerin aus?"

„Ich bemühe mich, ſie zu bilden," ver-

ſetzte Kreiſel. „Und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihr Gemüth über die Gemeinheit ihrer Mitſchweſtern zu erheben.“

„Auch andere werden nach und nach, durch dieſes Beyſpiel aufgeregt, ihren Geiſt mehr anbauen;“ erwiederte Richard. „Es iſt für jede kleine Stadt ein wahres Glück, wenn ſich ein Mann von Geiſt und Geſchmack in ihren Mauern befindet.“

Der Poet eignete ſich dieſes Compliment durch eine flüchtige Verbeugung zu, und ſagte mit ſelbſtgefälligem Lächeln: „Ja, einigen Geſchmack wird mir ſogar von unſern Gegnern zugeſtanden. — Ich bin ihnen oft ein Leuchtern, wo ſie ohne mich im Finſtern tappen würden. Hiervon will ich nur einen luſtigen Beweis anführen. Wir haben hier eine Leihbibliothek, die, wie alle Magazine dieſer Art, Spreu und Körner durch einander enthält. Die meiſten Leſer ſind, aus Mangel gelehrter Kenntniſſe, in Verle-

genheit, eine kluge Wahl zu treffen: ſie greifen daher begierig und blindlings nach den Büchern, von welchen ſie wiſſen, daß Ich ſie geleſen habe. Das iſt recht löblich; aber die Art und Weiſe, wie ſie das erfahren, iſt dreiſtig. Ich habe nähmlich die Gewohnheit, mir die Leihbücher, die ich leſen will, durch meinen Pudel holen zu laſſen. Er iſt ſo abgerichtet, daß er ſogleich, wenn ich ihm ein Zeichen unter das Halsband ſtecke, ſeinen Weg nach der Bibliothek nimmt. Der Bücherverleiher giebt ihm das verlangte Buch in den Mund, und er bringt's mir im Fluge. So drücken ſeine Zähne allen Büchern, die durch meine Hand gehen, einen Stempel auf, und ertheilen ihnen ein empfehlendes Ehrenzeichen. Jeder Leſekunde ſieht ſcharf darnach, ob das Buch, deſſen Titel ihn anlockt, zwiſchen den Zähnen meines Nero geweſen iſt oder nicht. Findet er die geſuchten Merkmahle, ſo ſteckt er mit

vollem Vertrauen, etwas Gutes zu leſen, das Buch in die Taſche. Andere Bücher hingegen, die mein Nero nicht geſtempelt hat, will niemand. Der Verleiher ſieht natürlicher Weiſe dergleichen Verwerfungen nicht gern, und handelt daher bisweilen wie ein falſcher Münzer, indem er einem oder dem andern Buche, das er in Umlauf bringen will, Vertiefungen eingräbt, die ganz ſo ausſehen, als hätte ſie mein Pudel gemacht."

„Ey, das iſt nicht Recht!" ſagte Richard. „Dieſe Täuſchung könnte den Ruf Ihres guten Geſchmacks erſchüttern, wenn er nicht ſo feſt gegründet wäre."

„Ich tröſte mich mit Andern, denen es noch ſchlimmer geht;" verſetzte Kreiſel. „Mancher Schriftſteller von Ruf muß ſich gefallen laſſen, daß Scribler, die weder Ruf noch Beruf haben, ſeinen Nahmen auf den Titel ihrer Machwerke ſetzen, und ſie

durch unlöbliche Buchhandlungen, die nicht bedenken, daß der Hehler ſo gut iſt als der Stehler, öffentlich feil bieten.“ —

„Aber das Publikum läßt ſich doch wohl nicht anführen?“ fragte Richard.

„Ja, es iſt ſo leichtgläubig!“ antwortete Kreiſel. „Und entdeckt es auch den groben, auf ſeinen Beutel berechneten Betrug, ſo zürnt doch das fromme Schaf nicht im geringſten darüber.“ —

Dreyzehntes Kapitel.

Die goldene Oſt.

„Aber die hieſige Leihbibliothek,“ fuhr Richard einlenkend fort, „enthält vermuthlich eine beträchtliche Anzahl Werke, die weder mit ächten noch unächten Hundezähnen be-

zeichnet, und dennoch allgemein für vortreflich anerkannt ſind: ich meine Ihre eigenen Schriften, Herr Stadtſecretair!"

„Omnia mea mecum porto," ſagte Kreiſel. „Meine ſämmtlichen Werke beſtehen bis jetzt in dieſem dünnen Bändchen Gedichte, das ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe."

Richard nahm das Muſengeſchenk freundlich an, blätterte ein Weilchen darin, und fragte: ob die Dichtkunſt in Deutſchland geſchätzt und geliebt werde.

„Von edlen, hochherzigen Seelen allerdings!" antwortete Kreiſel. „Aber ihre Zahl iſt leider ſehr klein. Die Menge hingegen, die ſchlaffe, ſtumpfe Menge — unter welcher man auch Perſonen findet, die man nicht da ſuchen ſollte — hat kein Gefühl für die Gaben der Muſen. Homer, der göttliche, ſang vergebens für dieſe Leute. Unwiſſend horchen ſie, wenn irgendwo ſein

heiliger

heiliger Nahme genannt wird. Sie ziehen dann wohl einen Gelehrten bey Seite, und fragen ihn: wer das Menſchenkind ſey, von dem ſo viel Aufhebens gemacht werde. Hören ſie nun, daß vom Vater der Dichtkunſt die Rede ſey, ſo ſchweigen ſie lächelnd, und denken in ihrem Herzen: iſt das nicht ein Weſen um einen unnützen Mann!"

„So findet man alſo in Deutſchland wahre Böotier!" ſagte Richard.

„Sehr häufig!" rief Kreiſel. „Denn ich behaupte mit Goethe:

— wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey. —

Der Mahlerey ergeht es nicht beſſer. Nur die Tonkunſt wird geachtet, wird von den weichlichen, verzärtelten Deutſchen faſt überſchätzt, und verſchwenderiſch belohnt. Ich kenne reiche Leute, die das ganze Jahr lang kein Buch kaufen, und den Leihbibliotheken keinen Groſchen zollen, um die trefflichſten

Dichter zu leſen: aber für eine Arie, die ihnen ein berühmter Sänger vorträgt, verſchenken ſie goldene Doſen und Demantringe. Das macht auch die Tonkünſtler nicht wenig ſtolz! Sie betrachten ſich überall, wo ſie, mit dem Dichter vereint, ein Kunſtwerk bearbeiten, als die Hauptperſon; und das ſind ſie doch keinesweges! Sie übermahlen gleichſam nur die Zeichnung des Dichters mit den Farben der Töne. Das iſt beſonders bey dem Singſpiele der Fall. Aber wer bedenkt das? — Immer wird nur von der Muſik geſprochen. Das Werk des Dichters kommt nicht in Betrachtung. Dafür rächen ſich aber auch ſeit langen Zeiten die Dichter. Selten unterzieht ſich einer von Bedeutung der dankleſen Arbeit, eine Oper zu ſchreiben. Die Tonſetzer müſſen daher meiſtens ihre Kunſt an poetiſche Mißgeburten verwenden."

„Es iſt zu beklagen, daß die ſchönen

Künste nicht einiger und schwesterlicher zusammen leben;" sagte Richard, und both dem Stadtsecretair aus einer goldenen Dose, welche Dieser längst im Stillen bewundert hatte, Tabak an.

Schnupfend rühmte Kreisel die Vortrefflichkeit des Tabaks.

„Bedienen Sie sich dessen," sagte Richard, „und nehmen Sie zugleich die Dose als ein Denkmal meiner Achtung und Freundschaft an!"

Mit freudigem Schrecken fuhr der Poet zurück, sprang aber schnell wieder vorwärts, nahm das Ehrengeschenk in Empfang, und sprach aus dem Stegreif:

„Erhabner Gönner, dieses Gold,
Das Deine Hand den Musen zollt,
Giebt meinem Geiste Flügel,
Und werde den gesammten Herr'n
Philistern und Böotiern
Ein öffentlicher Spiegel."

„O, verſchwenden Sie nicht ſo viel ſchöne Worte wegen dieſer Kleinigkeit!“ ſagte der Indier.

„Nicht der Werth des Geldes entzückt mich,“ erwiederte Kreiſel, „ſondern das mir ganz neue Vergnügen, mein geringes Talent würdig anerkannt zu ſehen. Ich werde das öffentlich in der Literatur-Zeitung unter der Rubrik „Ehrenbezeigungen“ rühmen.“

„Doch, wenn ich bitten darf, ohne Nennung meines Nahmens, der ohnedieß eine bloße Maske iſt.“

„Wie Sie befehlen! Ich werde meine Worte ſo ſtellen: Der Dichter Kreiſel in Nichelheim hat von einem kunſtliebenden Indier, dem er ſeine Gedichte überreichte, eine prächtige goldene Doſe zum Gegengeſchenk erhalten.“

Dieſe Verkündigung mußte Richard genehmigen. Kreiſel zog hierauf einen Wulſt

noch ungedruckter Gedichte aus der Taſche. Es ſtach ihn, wie alle Poetchen ſeines Gelichters, der Kitzel, ſie vorzuleſen. Richard aber hat ſich dieſes Vergnügen ein anderes Mahl aus. Es lag ihm jetzt ein höheres Vergnügen im Sinne: er wollte den Hauptmann Roggenburg beſuchen, um deſſen ſchöne Tochter kennen zu lernen. Das geſtand er frey, und entſchuldigte ſich damit. „Ah! vor dem Fräulein Roggenburg ſtreicht meine Muſe die Segel!“ ſagte der Dichter, und empfahl ſich behende.

Vierzehntes Kapitel.

Obrigkeitliche Berathſchlagung über ein Volksfeſt.

Fröhlich eilte der Beſchenkte ins Rathhaus, wo ſich indeſſen die Rathsglieder ſchon verſammelt hatten, und beſonders der Herr Stadtrichter Schneppe mit Ungeduld auf ihn wartete, um die Unterſuchung wegen der Gänſediebe vornehmen zu können. Er hatte ſich auf eine Strafpredigt gefaßt gemacht, doch Kreiſel ließ ihn nicht zum Worte kommen. Der Glanz der goldenen Doſe und die Erzählung, wie ſie ſein Eigenthum geworden war, verſteinerte augenblicklich die ganze Verſammlung. Das Ehrengeſchenk ging von Hand zu Hand, jeder nahm ſich eine Priſe, und wünſchte ihm Glück zu der köſtlichen Beſitzung. Er ſelbſt gewann dadurch bey ihnen einen höhern Werth; ſie ſprachen ehrerbiethiger als gewöhnlich mit

ihm; der Stadtrichter wagte nur ſchüchtern und mit leiſen Worten, den Unterſuchungs-Prozeß, der ihm auf dem Herzen lag, in Erinnerung zu bringen.

„Belieben Sie, mein wertheſter Herr College, noch einige Minuten damit Anſtand zu nehmen!“ begann der Bürgermeiſter. „Ich habe vorher Ihnen und den übrigen Herren Amtsbrüdern einen andern Gegenſtand zur Berathſchlagung vorzulegen. Es bedünkt mich nähmlich durchaus nothwendig und ſchicklich, die ausgezeichnete Ehre, die uns geſtern von dem Oſtindier erwieſen wurde, förderſamſt auf eine feyerliche Art, und auf gemeinſchaftliche Koſten, zu erwiedern, damit wir uns nicht nur als höfliche Männer zeigen, ſondern ihn auch durch Achtung und Liebe feſſeln, einige Zeit bey uns zu verweilen, und durch ſeinen Aufwand unſerer armen, nahrloſen Stadt ein wenig auf die Beine zu helfen.“

Die ſämmtlichen Rathsverwandten fanden dieſen Vorſchlag ſehr weiſe, und erbothen ſich einſtimmig zum Beytritt.

„Auch die übrigen Honoratioren des Orts, beſonders diejenigen, die geſtern mit bey dem Balle waren, dürfen wir billig zur Mitleidenheit ziehen;“ fuhr der Bürgermeiſter fort. Er berührte dieſen Punkt auf ausdrücklichen Befehl ſeiner wirthſchaftlichen Frau, die ihre Einwilligung zu der beabſichtigten Gaſterey nur unter dieſer Bedingung gab, damit der auf jeden Kopf fallende Koſtenbetrag durch zahlreiche Beyſteuern ſo viel als möglich vermindert werde. Es war überhaupt ein Wunder, daß ihr Geiz das koſtſpielige Vorhaben nicht in der Geburt erſtickt hatte. Das wäre ohne Zweifel geſchehen, wenn ſich der Indier nicht dadurch, daß er den erſten Tanz mit ihr tanzte, in Gunſt geſetzt, und ihr einen ſo herrlichen Triumph über die Doctorin Salm,

mit welcher ſie in einem ewigen Rangſtreite lebte, bereitet hätte. Den Rathsherren war die Vermehrung der Theilhaber und Bezahler ebenfalls willkommen, und der Stadtſecretair erhielt den Auftrag, deßhalb ein Umlaufsſchreiben an den Doctor Salm und Conſorten zu erlaſſen, auch einen Plan zu entwerfen, wie dieſes Feſt, das auf dem Schießplatze gegeben werden ſollte, mit Geſchmack zu veranſtalten ſey.

„Es muß ein allgemeines, fröhliches Volksfeſt werden," ſagte Kreiſel. „Dem deutſchen Bürger fehlen dergleichen herzerfreuende Feſte. Er ſetzt ſich bey einem Glaſe Bier oder Branntwein in den Winkel eines Wirthshauſes, kalmäuſert einſam über ſein Hausweſen, oder kannengießert mit einem Gevatter über Krieg und Politik. So umwölkt er ſein Gemüth, anſtatt es zu erheitern, und nimmer gewinnt er den Muth und die Freudigkeit, deren man bedarf, um

das ſtürmiſche Meer des Lebens glücklich zu durchſchiffen."

„Sehr wahr und ſchön geſagt, das muß ich bekennen!" rief der Bürgermeiſter mit wiederhohltem Kopfnicken.

„Wenn demnach," hob der Stadtrichter an, „ſothanes Feſt den Charakter eines öffentlichen Stadt- und Bürgerfeſtes annehmen ſoll, ſo bin ich geſonnen, ein außerordentliches Scheibenſchießen zu veranſtalten, mich an die Spitze der Bürger-Compagnie zu ſtellen, und ſie in Parade nach dem Schießplatze zu führen."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" ſagte der Bürgermeiſter. „Ich will denn auch meiner Seits nicht müßig ſeyn, ſondern den hohen Gaſt, wenn er in unſerer Mitte erſcheint, feyerlich empfangen und anreden."

„Was tragen aber wir Beyde zur allgemeinen Ergötzlichkeit bey?" fragte Magiſter Gabriel den Senator Trottel.

„Ich werde," antwortete Dieſer mit ſchalkiſchem Lächeln, „die ſämmtlichen Jungfern der Stadt auf dem Schießplatze in eine doppelte Reihe ſtellen, werde ihnen Spießruthen in die Hände geben, und Sie, Herr College, hindurch jagen, damit Ihre Eheſcheu, andern Hageſtolzen zum Schrecken, öffentlich beſtraft werde."

„Und ich," fiel Gabriel ins Gelächter der Andern ein, „ich werde eine Maus abrichten, die den Herrn Senator Trottel, wie ein Windhund den Haſen, auf dem Schießplatze herum hetzen ſoll."

„O, das bezieht ſich auf bloßes Weibergewäſch!" ſagte Trottel, indem jetzt auf ſeine Koſten gelacht wurde.

Aber der Bürgermeiſter ſprach mit einer ernſten Amtsmiene: „Baſta! Wir haben genug geſcherzt, und wollen den Herrn Stadtrichter nicht länger abhalten, das Criminal-Verhör zu beginnen."

Hierauf ward der Gänſedieb vor die Schranken geführt. Aber dem Beſitzer der goldenen Doſe war es an dieſem merkwürdigen Tage mehr als jemahls zuwider, daß er ſeinen hochgefeyerten Kiel zu einer elenden Spitzbubengeſchichte herleihen mußte.

Funfzehntes Kapitel.

Der Beſuch.

„Eliſe, gieb mir doch meine Beine dort aus dem Winkel her, und ſtäube ſie ein wenig ab!“ ſagte der Hauptmann Roggenburg, als ſich Richard hatte anmelden laſſen. „Ich begreife nicht, was der Oſtindier bey mir will. Haben ihm denn die kriegsluſtigen Engländer nicht Gelegenheit genug verſchaft, Invaliden mit hölzernen Beinen zu ſchenken?“

„Ich wundere mich auch über den seltsamen Besuch," antwortete Elise. „Sie werden dadurch ganz in Ihrer häuslichen Ruhe gestört, lieber Vater! Wollen Sie sich denn völlig ankleiden?"

„Allerdings!" sprach der Hauptmann. „Bringe mir meine beste Montur aus dem Schranke, und den neuen Treſſenhut hänge dort an den Nagel, wo er Jedem, der in die Stube tritt, gleich ins Auge blizt. Ich will wohlhabend scheinen, damit es dem Millionär nicht einfalle, mich beschenken zu wollen."

Elise brachte die feine Montur, hängte den Prachthut an deſt Nagel, half dem Vater in die Kleider, und bat ihn dann um Erlaubniß, eine Freundin zu besuchen, weil sie sich vor dem Ostindier nicht sehen lassen wolle.

„Das wäre sehr unrecht!" sagte Reggenburg. „Da ich wohlhabend scheinen

will, ſo darf ſich mein größter Schatz nicht verbergen.'

Eliſe küßte ihn gerührt, brachte ein Paar Tabakspfeifen, die eben nicht den Dienſt hatten, bey Seite, und ſetzte ſich dann ruhig an ihren Arbeitstiſch. Das kleine Zimmer, das ſie bewohnten, war zu jeder Zeit ein Muſter von Reinlichkeit und Ordnung; es bedurfte daher jetzt keines weitern Aufräumens. Der Vater ſtopfte ſich eine Pfeife, nahm aus ſeiner Bibliothek, die in Pauli's Leben Preußiſcher Helden und Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges beſtand, einen Theil des letztern Werkes, und las mit Andacht darin, bis ein Mohr des Oſtindiers die Klingel am Vorhauſe, nach engliſcher Sitte, mit ſolcher Heftigkeit zog, daß er den Draht zerriß, und den Griff in der Hand behielt.

„Gott bewahre mich! Brennt denn das Haus?" ſagte der Hauptmann, und erhob

ſich auf ſeine hölzernen Beine. Eliſe flog nach der Thür, und öffnete ſie.

Der Oſtindier, der ſelbſt ſchon draußen ſtand, war überraſcht, als er die ſchöne Pförtnerin erblickte. „Gnädiges Fräulein," ſprach er, „ich ſetze kaum den Fuß ins Haus, ſo habe ich auch ſchon einen Schaden angerichtet. Sie möchten ſich faſt ſcheuen, mich über Ihre Schwelle zu laſſen."

„Kommen Sie getroſt näher, mein Herr!" rief der Hauptmann. „Das Unglück ſtallt nicht mit mir, wenn Sie mir 's auch zuführen wollten. Ich hab' ihm ſo oft ins Geſicht gelacht, das es ſich nun ordentlich vor mir fürchtet."

„Alſo durch Lachen kann man dieſen Unhold bannen?" ſprach der Oſtindier, indem er ins Zimmer trat.

„Das iſt die kräftigſte Waffe gegen dieſen Feind!" erwiederte Roggenburg. „Ringt man aber die Hände, und ächzt und

ſtöhnt, ſo dringt er einem immer näher und empfindlicher auf den Leib."

„Ich freue mich," ſagte Richard, „einen Helden zu ſehen, der ein bedeutendes Unglück mit ſo heiterer Laune beſiegt."

„Hin iſt hin!" ſprach der Hauptmann. „Meine geſunden Beine bekomm' ich nun einmahl nicht wieder. Doch ehe wir weiter davon ſprechen, erlauben Sie mir die Frage: welche Veranlaſſung mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft."

„Ich bin geſonnen, mich einige Zeit hier aufzuhalten," antwortete Richard, „und bewerbe mich daher um die Freundſchaft der angeſehenſten und achtungswürdigſten Perſonen des Orts."

Der Hauptmann erwiederte dieſe Höflichkeit mit ſchicklichen Worten, äußerte aber dabey ſeine Verwunderung, wie ein Mann, der Hindoſtans Zauberwelt geſehen habe, nur einen Tag lang in Michelheims flacher

und

und reitzloſer Gegend mit Wohlgefallen verweilen könne.

Richard ſagte: es werde ſich mit der Zeit entwickeln, was ihn hier feſthalte. — Hiermit ſprang er über dieſen Punkt hinweg, und erſuchte den Hauptmann, ihm zu erzählen, bey welcher Gelegenheit er ſeine Beine verloren habe. Das that der alte Held ſehr lebhaft und gründlich. Er zeichnete die Stellung des feindlichen Heeres und den Stand der Batterie, die ihn niedergeſchmettert hatte, mit Kreide auf den Tiſch, und ſagte luſtig: „Sehen Sie, ſo kam ich noch glücklich davon! Ich hatte dem Vaterlande mein Leben verſprochen, und es ließ ſich mit den Beinen abfinden.“

„Beneidenswerther Mann, daß Sie ſo ſcherzen können!“ —

„Ich ſtahl halb und halb meiner Tochter dieſen Gedanken. Sie hat ein recht ar-

tiges Lied auf mich gedichtet, worin eine ähnliche Stelle vorkommt." —

„Beſchämen Sie mich nicht, lieber Vater!" ſprach Eliſe. „Oder ſagen Sie wenigſtens die Sache, wie ſie iſt. Ich habe das Lied nicht gedichtet, ſondern nur ein wenig verändert."

„Deine Beſcheidenheit, gutes Kind, ſpaziert weiter als ich neben der Wahrheit vorbey!" verſetzte der Vater. „Glauben Sie meinen Worten, Herr Richard! Man ſang vor einiger Zeit auf allen Straßen ein kauderwälſches deutſch-franzöſiſches Volkslied, in welchem ein Invalide über ſeine hölzernen Beine ſcherzt. Daraus entlehnte meine Tochter einen oder zwey Gedanken, that das Uebrige aus eigenen Mitteln hinzu, und ſo entſtand ein Lied, das ſie uns, wenn ſie Luſt hätte, zur Guitarre vorſingen könnte."

Eliſe beſchuldigte ihren Vater, er lege

es recht darauf an, ihre Schwächen ans Licht zu ziehen; doch griff ſie ſogleich nach der Guitarre, und ſang:

Was blicken die Jungen und Alten
Mich kläglich und ſeufzend an?
Wenn ſie mich für unglücklich halten,
So täuſcht ſie ein irriger Wahn.

Ich hatte geſchworen, mein Leben
Dem Vaterlande zu weihn:
Ich hab' ihm die Beine gegeben,
Und friſch iſt das Leben noch mein.

Drum bin ich ja glücklich zu preiſen,
Denn traun es gefällt mir noch hier!
Es zielt nun kein donnerndes Eiſen,
Kein flammendes Schwert mehr nach mir.

Nicht Reichthum ward mir beſchieden,
Mich nährt nur ein kärglicher Sold:
Ich aber bin froh und zufrieden,
Und das iſt mir lieber als Gold.

Des Glückes wuchernde Saaten,
Sie mögen Andern gedeihn:
Der Ruhm eines braven Soldaten,
Der iſt und bleibet doch mein.

Er ſtreut mir unter die Krücken
Der duftenden Blumen viel,
Und wird ſo die Straße mir ſchmücken
Bis hin an mein irdiſches Ziel.

Wenn dann ich am Himmel erſcheine,
Ruft freundlich der Pförtner hinein:
Macht Platz für die hölzernen Beine!
Sie haben mit Ehren hier ein.

Eliſe ſang dieſes Lied mit einer ſolchen Anmuth, daß Richard ganz davon bezaubert ward, und ſeine fünf und vierzig Jahre verwünſchte. Er hatte auf ſeinen weiten Reiſen, beſonders in einigen Landſchaften Aſiens, Frauen und Mädchen von bewundernswürdiger Schönheit geſehen: doch allen fehlte der gebildete Geiſt und das reine Ge-

müth, die aus Eliſens Augen blickten und für ihn einen unwiderſtehlichen Reiz hatten. Ohne jedoch ſeine Empfindungen laut werden zu laſſen, empfahl er ſich mit Ausdrücken gewöhnlicher Höflichkeit.

Sechzehntes Kapitel.

Ein chriſtliches Geſpräch am Kaffeetiſche.

Zu Hauſe wählte Richard aus ſeinen oſtindiſchen Schätzen einen prächtigen Shawl, und überſandte ihn dem Hauptmann mit ſchriftlicher Bitte: ſeiner Tochter dieſes Tuch, zum Andenken eines Freundes, zu übergeben. Er konnte die Rückkunft des abgefertigten Dieners kaum erwarten. Es war ihm bange, das Geſchenk würde ſtehenden Fußes abgelehnt werden. Aber der

Diener kam mit der Meldung zurück: der Hauptmann habe das Päckchen mit Dankſagung angenommen.

Eine Stunde nachher erhielt Richard folgenden Brief:

S. T.

Werther Herr!

Ich war zweifelhaft, wie ich mich bey dem empfangenen Geſchenke benehmen ſollte. Es Ihnen auf der Stelle zurück zu ſenden, war mein erſter Gedanke; doch ich verwarf ihn, weil ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich behalte daher die ſchöne Gabe — unter Schloß und Riegel. Die Klugheit verbiethet meiner Tochter den öffentlichen Gebrauch einer ſo prächtigen Hülle, die nur für die Kinder des Reichthums gewebt iſt. Sie kennen, mein Herr, den Geiſt der kleinen Städte noch nicht! Jedes neue

Band, womit ſich ein Dienſtmädchen ſchmückt, ſetzt die Zungen der Stadt in Bewegung. „Seht doch die Dirne!“ heißt es. ‚Wo mag ſie das herhaben? Auf dem Felde der Tugend und Ehrbarkeit iſt es gewiß nicht gewachſen!“ — Eben ſo lieblos würde man über meine Tochter urtheilen. Folglich, mein Herr, muß Ihr Geſchenk bey uns ſo lange in geheimer Verborgenheit bleiben, bis Eliſe vielleicht mit der Zeit in glückliche Verhältniſſe kommt, die ſich mit einer ſolchen Prachtkleidung einiger Maßen vertragen. Ich bin ꝛc.

Philipp von Roggenburg.

An dieſem Briefe gefiel dem Oſtindier nichts als der Schluß. Er glaubte, — wiewohl ganz irrig — der Hauptmann wolle ihm zu verſtehen geben, daß man ihn nicht abweiſen würde, wenn er Eliſen auf dem

Wege der Ehe in glückliche Verhältniſſe ſetzen wollte. Hierzu war er zwar noch nicht entſchloſſen; doch machte es ihm Vergnügen, die ihm von dem Bürgermeiſter mitgetheilte Nachricht, daß Eliſe bereits verlobt ſey, für eine Fabel halten zu können.

Der Hauptmann verfehlte ganz ſeinen Zweck, das eingelaufene Geſchenk zu verheimlichen. Des Oſtindiers Beſuch machte ungeheures Aufſehen. Man ſah ihn hin gehen, man ſah ihn zurück kommen; die Neugier wich nicht von ihrem Lauerpoſten am Fenſter. Sie fing auch den Bedienten mit dem Päckchen glücklich auf, und errieth ſogleich die ganze Sache, als er mit leerer Hand wieder nach Hauſe ging, und bald darauf des Hauptmanns Aufwärter, ein alter Soldat, einen Brief in den Gaſthof trug. Die Frau Bürgermeiſterin, die das alles beobachtete, ließ in größter Eil ihre

Buſenfreundinnen auf den Nachmittag zu einem Kaffee zuſammen berufen. Sie ſtellten ſich gehorſamſt ein, und die merkwürdige Begebenheit, die ihnen die ſprachſelige Wirthin umſtändlich vortrug, machte auf ſie einen ſo gewaltigen, alle ihre Sinne feſſelnden Eindruck, daß ihnen die vorgeſetzte Cichorienbrühe wie der beſte levantiſche Kaffee ſchmeckte. Sie weiſſagten einſtimmig eine nahe Vermählung. Aber, Himmel! wie fielen ſie nun auch mit Natterzungen über Eliſen her!

„Sie iſt eine ſtolze Närrin!"

„Ein Fräulein Naſeweis!"

„Dünkt ſich klüger als wir Alle."

„Macht ſogar Verſche!"

„Bildet ſich auf ihre Schönheit wundervieł ein."

„Und alles, alles iſt doch nur Blendwerk!"

„Sie ſchminkt ſich weiß und roth."

„Ihre sogenannten Perlenzähne hat ihr der Zahnarzt eingesetzt."

„Ihre schönen blonden Haare sind eine Perücke."

„Mit ihrer Tugend steht's gewiß auch nur so, so!"

„Der junge fremde Mensch geht nicht Berens halber bey ihr aus und ein."

„Sie soll schon, mit Ehren zu melden, ein Haichen verloren haben."—

So ging's, wie ein Lauffeuer, von Mund zu Mund. Aber der letzte gar zu derbe Schuß erschreckte die Bürgermeisterin; und ob sie sich gleich sonst mit Ehrenrettungen nicht abgab, so nahm sie sich doch dießmahl der Verleumdeten an, und sagte mit Kopfschütteln: „Nein, Frau Gevatterin, da haben Sie denn doch wohl ein Bißchen über die Schnur! Man kann und darf zwar von den Fehlern seines Nächsten ein christliches Gespräch führen; aber was zu arg ist,

das iſt zu arg! Von ſolchen Hauptlaſtern muß man Beweiſe haben, oder ſich hüthen, davon zu ſprechen; wär's auch nur darum, weil man ſonſt, ehe man ſich's verſieht, einen Injurien-Prozeß am Halſe hat."

„Davor bewahre mich der Himmel!" verſetzte die geſcholtene Matrone. „Ich ſagte, was mir geſagt wurde, und will weiter nicht dafür haften."

„Volksſtimme, Gottes Stimme! heißt's im Sprichwort." fiel Dame Trottel ein, und machte dabey ein Geſicht, als ob ſie über den verabhandelten Punkt viel auf dem Herzen behalte. „Nun, wir wollen die Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen;" fuhr ſie fort. „Der Oſtindier greift in einen Glückstopf, und kann eine häßliche Nicte ziehen. Es iſt übrigens recht gut, wenn er hier heirathet: es giebt eine prächtige Hochzeit. Doch fänden ſich in unſerer Stadt wohl andere Frauenzimmer von guter Familie und unbeſchol-

tenem Ruf, die er heirathen könnte. Ich will, zum Exempel, meine Töchter nicht loben; aber es sind Kernmädel, verstehen die Wirthschaft, sind auch von Gesicht keine Meerkatzen, und dabey so unschuldig wie die Sonne am Himmel."

Da- bejahten und betheuerten Alle, und erhoben sich, nach mehrern solchen christlichen Gesprächen, von den Stühlen, um nach Hause zu gehen. Der ansehnliche Zug bewegte sich langsam, doch mit desto behendern Zungen, nach dem Markte hin. Dort stellten sich die unersättlichen Plaudertaschen in einen Kreis, und schnatterten noch mit einander. Wehe dem, den sein Unstern vorbey führte! Er mochte sich so tief bücken als er wollte, er ward doch mit Kletten beworfen.

Zum Unglück für die Familie Salm, ging eben der Herr Doctor über den Markt in seinen Clubb, und kurz darauf der schwarze Golo zum Examen bey ihr. Die

Schwätzerinnen ſchlugen ein Gelächter auf, das ſie bequem in ihrer Wohnung hören konnte. „Alle Tauſend! das müſſen wir der Bürgermeiſterin ſagen!“ rief Eine aus dem Zirkel, und mit geſtreckten Bothenſchritten eilten ſie ſämmtlich zu ihr zurück. Sie ſchlug bey der Erzählung die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief aus: „Nun wird die Doctorin den großen Reguz recht aus dem Grunde kennen lernen! Das kann zu gewiſſer Zeit luſtige Folgen haben. Drum will ich mir doch den heutigen Tag in meinem Kalender bemerken.“

Siebzehntes Kapitel.

Der Ehrentag.

Am folgenden Tage trug der Stadtsecretair den ihm aufgegebenen Entwurf des Festes, womit man den Indier beehren wollte, auf dem Rathhause vor. Der Senat genehmigte den Plan, der ungemein zierlich abgefaßt war. Doch versagen wir ihm den Druck, und gönnen lieber den dadurch ersparten Raum der Beschreibung des Festes.

Acht volle Tage vor demselben ward der Ostindier dazu eingeladen. Ueber die Art und Weise dieser Einladung waren Anfangs die Meinungen getheilt. Kreisel hatte vorgeschlagen, daß sie durch zwey abgeordnete Rathsglieder geschehen sollte: die alten Perücken hingegen wollten sie durch den Hochzeitbitter, in seiner feyerlichen Amtstracht, verrichten lassen. Aber der Stadtsecretair stellte ihnen vor, daß diese Sitte

gar zu altväterisch und vollends bey dieser Gelegenheit doppelt unschicklich sey. Sie ließen sich belehren, und machten nur noch den Einwand: daß es manchem ehrlichen Manne beschwerlich falle, die bey einer solchen Deputation erforderlichen wohlklingenden Redensarten zu erfinden und anständig auszusprechen. Der Poet erboth sich zum Wortführer, und ward es. Maaister Gabriel war sein stummer Begleiter. Der Ostindier nahm die Einladung an.

Am Morgen des Festes ward mit allen Glocken der Stadt, das heißt, mit Einer, geläutet.

Etwas später brachte der Cantor Biersfreund, in Vereinigung mit allen tonkundigen Männern und Knaben des Orts, dem Ostindier ein Ständchen.

Gegen Mittag war groſse Parade der Bürgergarde, die in ihren vielfärbigen Sonntagsröcken aufzog, und sich, um die

guten Kleider durch Drängen und Reiben nicht zu verderben, ziemlich locker und bequem in Reihen und Glieder aufstellte. Die stattlichste Heldenfigur war unstreitig der Hauptmann, Herr Schneppe. Kopflang über sein ganzes Volk hervor ragend, und in brennenden, mit Gold besetzten Scharlach gekleidet, stand er, mit einem glänzenden Spontun in der Hand, an der Spitze seiner Schaar, und ließ vor dem Indier, der sich am Terpen zeigte, das Gewehr präsentiren. Das Manöver gerieth schlecht, ward aber gut belohnt. Richard sandte Wein, sein Mundschenk durchging die Glieder, und reichte jedem der gewaffneten Männer einen vollen Becher. Dafür erschallte dem hohen Geber aus allen erfrischten Kehlen ein freudiges Lebehoch.

Nach dieser Stärkung ging der Marsch etwas weniger knickbeinig als vorher zum Thor hinaus, nach dem Schießplatze, wo ein

ein groſſes Tafelzelt aufgeſchlagen und von allen Seiten mit Kram- und Glücksbuden umgeben war. Bald darauf fuhr Richard mit orientaliſchem Pomp dahin. Der Magiſtrat empfing ihn am Wagen. Herr Trotel ſtand ganz hinten auf den Zehen, und ſah mit langem Halſe über ſeine Collegen hinweg, ob ſein Feind, der Affe, mit ausſteigen werde; doch zum Glücke war das hämiſche Thier zu Hauſe geblieben. Der Bürgermeiſter begrüßte den Gaſt mit einer weit ausholenden Anrede, verwickelte ſich aber gleich in der erſten Periode, und wäre vor der umher gedrängten, aufhorchenden Volksmenge mit Schimpf beſtanden, hätte nicht Richard, geſchickt einfallend, des verſtummenden Redners Ehre gerettet.

Der Indier wandte ſich hierauf mit verbindlichen Worten zu den Damen, unter welchen ſich auch Eliſe befand. Mit ihr unterhielt er ſich vorzüglich. Die übrige ſchö-

ne Welt vermißte die ihr entzogene Aufmerkſamkeit, und gab durch gewaltiges Rauſchen mit den Fächern ihren Verdruß zu erkennen.

Indeſſen ward aufgetragen. Richard führte, als ihm der Bürgermeiſter die Oberſtelle bey der Tafel anwies, Eliſen dahin. Ihre Beſcheidenheit ſträubte ſich dagegen; doch er ließ nicht ab, ſie mußte den Ehrenplatz einnehmen, und er ſetzte ſich an ihre Seite. Da gab's Furiengeſichter! Die Bürgermeiſterin und Madame Treutel hatten darauf gerechnet, daß der König des Tages zwiſchen ihnen, wie eine Perle in Golde, ſitzen ſollte. Sie ſtanden ſchon da, ſie erhoben ſchon ihre reich beringten Hände, um die Stühle, die ſie ſich auserſehen hatten, in Beſitz zu nehmen: und ach! da machte ihnen der unartige Mann einen ſo verzweifelten Streich! Das empörte ſie unbeſchreiblich. Sie ließen ihren Ingrimm zwar nicht in Worte ausbrechen, ſtürzten aber mit einan-

der, wie brauſende Winde, ans Ende der Tafel hinab, und ſetzten ſich dort neben den Vorſchneider, der kein ſo vornehmer Mann, wie vormahls der Kron-Großvorſchneider von Pohlen, ſondern der Geringſte in der Geſellſchaft war. Darum ſank er vor unterwürfiger Demuth faſt zu Boden, als ſich zwey Damen von ſolchem Range neben ihn zur Linken und Rechten niederließen, oder vielmehr niederwarfen.

Dieſe beyſpielloſe That erweckte allgemeines Erſtaunen. Die Frauenzimmer geberdeten ſich, als wäre das größte Unglück geſchehen, die Männer erklärten laut, daß eine ſolche Selbſterniedrigung unerhört ſey, und alle baten und flehten, die heilige Rangordnung nicht ſo grauſam zu zerſtören, ſondern höher hinauf zu rücken. Aber die Mißvergnügten wichen ſo wenig als Felſen von ihrer Stelle. „Wir ſitzen hier gut!“ ſagte die Bürgermeiſterin: „Und wo

Wir ſitzen, da iſt überall der erſte Platz.“ —

Richard verhielt ſich ſtill, als ob er an der Sache ganz unſchuldig ſey, und es ihm, dem fremden Gaſte, nicht gezieme, ſich in dieſe Irrung zu miſchen. Indeſſen benutzte die ſchlaue Doctorin Salm den Wirrwar, und niſtete ſich an der noch unbeſetzten Seite des Indiers ein. Ob ſie außer dem Hauptzweck, die gekränkte Rangſeirdin noch mehr zu kränken, auch die Nebenabſicht hatte, dem ſchönen Mohren, der hinter ſeinem Herrn ſtand, nahe zu ſeyn, das weiß man nicht genau, ungeachtet es ihr die Meiſten ſo übel auslegten, und ſich ſpöttiſch mit den Augen zuwinkten.

Des Stadtſecretairs geſchmeidige Thätigkeit und ein derbes Wort des Senators Treutel, dem vor dem Erkalten der Suppe bange war, ſtillten endlich den Aufruhr, und brachten es dahin, daß die Geſellſchaft ruhig

Platz nahm. Aber die beleidigten Matronen blieben ſtarr und feſt bey dem Vorſchneider ſitzen. Auch die Uebrigen, je vornehmer ſie waren oder ſich dünkten, deſto mehr ſtrebten ſie nach den Unterſtellen des Tiſches: denn, wie ſich eine gewiſſe Blume ſtets nach der Sonne kehrt, ſo wandten ſie ſich zur Sonne der Stadt, der Frau Bürgermeiſterin, und glaubten das auch ihrer eigenen Ehre ſchuldig zu ſeyn, weil die hochgebiethende Dame den Ausſpruch gethan hatte, daß ihre Niederlaſſung jeden Platz zum erſten erhebe.

Achtzehntes Kapitel.

Der Königsschuß.

Da es so stürmisch zuging, und die aufrührischen Frauen und Mädchen haufenweise nach dem Niederlande zogen, so saßen die verlassenen Männer oben, wie speisende Mönche, beysammen, und bezeigten sich zum Theil sehr verdrießlich über die Entbehrung der angenehmen weiblichen Nachbarschaften, worauf sie gerechnet hatten. Unter diese Mißvergnügten gehörte besonders Herr Kreisel, dessen Geliebte sich auch von dem Strome mit fortreißen ließ, und so weit von ihm getrennt wurde, daß er nicht anders als durch das Fernglas Blicke mit ihr wechseln konnte. Doctor Salm aber sagte: „Ich für meine Person verzichte gern auf die Nachbarschaft der Damen, wenn sie so finster und mißlaunig, wie heute die unsrigen,

ſind. — Unter ſolchen Umſtänden gibt's bunte Reihen, die faſt jenen gleichen, welche der Kaiſer Heliogabalus bisweilen an ſeiner Tafel anſtellte, indem er Löwen und Tieger, denen man das Gebiß ausgebrochen und die Klauen geſtumpft hatte, zwiſchen ſeine Gäſte ſetzen ließ, um ſich an der Angſt der zitternden Menſchen zu ergötzen."

Er ſah, während er ſo ſprach, die Bürgermeiſterin ſcharf an. Sie verſtand zwar, wegen der Entfernung, ſeine heilloſen Worte nicht, fühlte ſich aber von den Pfeilen ſeiner Blicke verwundet, und mit einem heftigen, ſchnöden Tone, der eine allgemeine Stille verurſachte, rief ſie plötzlich ihm zu: „Sprechen der Herr Doctor von mir?"

„Ich bitt' um Entſchuldigung," antwortete er eben ſo laut: „Es war hier von wilden Thieren die Rede." —

Ein unmäßiges Gelächter erſchallte. Die Bürgermeiſterin ward feuerroth, und

hätte gern, so geitzig sie war, ihre voreilige Frage theuer zurück gekauft.

Am ganzen Tische war eigentlich niemand mit seiner Stelle zufrieden, weil die Anordner des Festes nicht darauf Rücksicht genommen hatten, daß ein unbequemer Sitz die köstlichsten Speisen verbittert. Die Stühle standen so enge beysammen, und ließen sich so schwer von einander trennen, daß es beynahe nöthig geworden wäre, über die Lehne zu steigen, um auf's Polster zu gelangen. Die nachbarlichen Elbogen lebten daher in einem ewigen Kriege, versetzten sich harte Stöße, und schnitten dem Munde die Zufuhre ab. „Hier ist das Essen eine wahre Arbeit!" seufzte der Senator Troitel. „Man wäre befugt, sich die Mühe bezahlen zu lassen, wenn sich nur jemand dazu verstehen wollte."

„Ich weiß einen Ort, wo man dafür bezahlt wird," sagte Kreisel.

„Ey! wo denn? wo? — Ich reiſe dahin!“ rief Herr Trottel.

„Nun wohlan,“ verſetzte der Stadtſecretair, „ſo machen Sie ſich auf den Weg nach Conſtantinopel, und werden Sie ein türkiſcher Beamter! Denn dieſen Herren iſt's nicht genug, daß ſie überall, wohin ſie in Dienſtgeſchäften reiſen, von den Ortseinwohnern frey beköſtiget werden müſſen: ſie fordern auch, da ſie immer ſehr geldhungerig ſind, einen Erſatz für die Abnutzung ihrer Zähne, und dieſe Abgabe, die man das Zahngeld nennt, wird allenthalben unweigerlich bezahlt.“

„Sie haben Recht!“ fiel der Bürgermeiſter ein. „Ich erinnere mich, das in Reiſebeſchreibungen geleſen zu haben. Wir wollen aber, um des Himmel. Willen! die Sache nicht weiter bekannt machen. Man ahmt, wie Sie wiſſen, in Deutſchland gern alles nach, und ſo könnt' es leicht geſche-

hen, daß die Herren Ober-Aufſeher, die bisweilen aus der Hauptſtadt zu uns kommen und mit uns fürlieb nehmen, künftig auch Zahngeld verlangten."—

Das waren ungefähr die beſten Körner, die ſich aus der Spreu der Tiſchgeſpräche ausworfeln ließen. Von unten herauf ward beſonders viel ſpitzige Bartshafer-Spreu auf Fräulein Elisen hingeblaſen; doch die Abſicht, ihr damit wehe zu thun, ſchlug fehl. Der Oſtindier unterhielt ſie ſo anziehend von ſeinen Reiſen, daß ſie die um ſie her fliegenden Stacheln gar nicht bemerkte.

Nach Tiſche nahm das Scheibenſchießen ſeinen Anfang. Das unbeſchäftigte Volk, das nicht zur ehrſamen Schützengeſellſchaft gehörte, ward indeſſen mit andern Luſtbarkeiten unterhalten. Der Stadtſecretair muſterte die jungen Burſche zu einem Wettrennen auf, und ſchwang ein buntes ſeidenes Tuch, als Siegespreis, durch die Luft.

Wer ein Paar geſunde Beine hatte, trat hervor, um die Koſtbarkeit zu gewinnen. Aber die Rennbahn war rauh. Der ſchelmiſche Poet machte ſie den Wettläufern eben ſo ſauer, als es ihm ward, den Fuß des Muſenberges zu erklimmen. Er führte ſie auf einen nahen Sturzacker, ſtellte ſich, als Kampfrichter, ans Ende deſſelben, und gab das Zeichen zum Ablauf. Einer purzelte über den andern; nur ein leichfüßiger Schneidergeſell flog über die rollenden Erdſchollen ſo behende dahin, daß ſie keine Zeit hatten, ihn zum Falle zu bringen. So erhielt er den beneideten Preis, und beſchenkte ſogleich ein hübſches Mädchen damit.

Nun zog das Volk zur aufgerichteten Kletterſtange. Hier wollte Herr Kreiſel denjenigen, der die meiſte Katzengeſchicklichkeit beweiſen würde, ſehr glücklich machen. Er hatte nähmlich die treffliche Sammlung ſeiner Gedichte, in rothen Saffian gebunden

und auf dem Schnitte vergoldet, zum höchſten Preis ausgeſetzt, und an der Spitze der Stange befeſtigen laſſen. Etwas tiefer hingen einige Würſte und ein Schinken, zur Belohnung derer beſtimmt, welche jenem Glücklichen am nächſten kommen, und gleichſam das Acceſſit der Preisaufgabe erhalten würden. Das Klettern ging los. Viele zerriſſen ſich Strümpfe und Beinkleider, ſchliffen ſich die Haut von den Händen, erreichten mit Mühe und Noth die Mitte der Stange, und hielten dann, unter dem Gelächter der Zuſchauer, eine plötzliche Heimfahrt. Endlich wurden doch die aufgehangenen Leckerbiſſen erobert. Nun glaubte der eitle Dichter, daß man ſich drängen, ſchlagen, und Leib und Leben daran ſetzen würde, ſein geiſtvolles Kleinod vom Gipfel herab zu langen. Aber wie der franzöſiſche Freyheitsbaum in Verachtung gerieth, als er ſchlechte Früchte trug, ſo kehrte man auch

hier dem Kletterbaume, nachdem die eßbaren Früchte abgepflückt waren, kaltſinnig den Rücken. Vergebens ließ der ſtaunende Poet ein wiederhohltes: „Auf! auf!“ erſchallen. Vergebens gingen verſchiedene ſeiner Freunde und Anhänger unter dem Volke herum, munterten die jungen Leute auf, und drohten mit der Ungnade des Herrn Stadtſecretairs. Sie predigten tauben Ohren; es wollte niemand, wegen einiger Bogen Verſe, den Hals wagen. Indeſſen zog gerade über den verſchmähten Gedichten eine Regenwolke auf, und drohte Waſſer mit Waſſer zu vereinigen. Herr Kreiſel ließ deßhalb die verödete Stange geſchwind aus der Erde heben, und brachte ſein Schäfchen ins Trockne. Er war aber nun ſo verſtimmt, daß er ſich mit den einfältigen Leuten, die ihn nicht zu ſchätzen wußten, nicht weiter abgeben mochte. Es blieben daher verſchiedene Volksbeluſtigungen, die er noch im Sinne hatte, unausgeführt.

Während dieſer Zeit ward nach der Scheibe geſchoſſen. Die Schützen von Michelheim hüteten ſich aber mit Vorſatz, ins Schwarze zu treffen, und fehlten meiſtens ſogar die Scheibe, um vor der Königswürde ſicher zu ſeyn. Sie legten es darauf an, dem Indier die Schützenkrone auf's Haupt zu ſetzen, weil man ſich, wegen ſeines Reichthums, von ihm verſprach, daß er ein freygebiger König ſeyn werde. Er ſelbſt aber ſchoß, aus Mangel der Uebung, nichts als Böcke. Sein beſter Schuß ward im vorletzten Rennen übertroffen; und es war gerade unter allen vorhandenen armen Teufeln der ärmſte, der wider ſeinen Willen das Unglück hatte, ans Schwarze zu treffen. Zürnend nahmen ihn ſeine Waffenbrüder bey Seite, und goſſen eine Fluth von Vorwürfen über ſein gebeugtes Haupt. Sie beſchuldigten ihn, er habe aus Ehrgeiz ſo ſcharf gezielt, um ein Jahr lang den königlichen Titel zu führen.

Der arme Bürſtenbinder lächelte ſchuldlos, und ſchwor hoch und theuer, er wiſſe gar nicht was Ehrgeiz ſey.

Als Richard im letzten Rennen zum Schuſſe kam, überreichte er ſein Feuergewehr Elisen, mit der Bitte, es für ihn abzubrennen. Sie lehnte dieſe Artigkeit von ſich ab, weil viele Schützen und Schützenfrauen in tückiſcher Stille umher ſtanden, und mit ſcheelen Augen lauerten, ob ſie, die weder Bürgerin noch Stadtkind war, ſich erkecken würde, nach der heiligen Bürgerſcheibe zu ſchießen. Mit einem ſcharfen Blicke drängte Richard den Kreis der Aufpaſſer einige Schritte zurück, und wiederhohlte ſeinen Antrag ſo inſtändig, daß ſich endlich des Fräuleins Vater, der dem Handel von weitem zuſah, auf ſeine Stelzen machte, und ihr befahl, den Ehrenſchuß zu thun, damit der ſchon zu lange gedauerte Waffenſtillſtand ein Ende gewinne. „Schieße ge-

treff!" sprach er. „Eine blinde Henne findet manchmahl das beste Korn!" — Elise konnte sich nun nicht länger weigern; sie legte an, zielte geschickt, und traf, wie der Vater geweissaget hatte, den Nagel auf den Kopf. Der Zieler sprang aus seiner Casematte hervor, und verkündigte mit Freudensprüngen und Grimassen den entscheidenden Königsschuß. Trompeten und Pauken erschallten, und mit lauter Stimme rief Richard: „Es lebe unsere Königin!"

Aber der Stadtsecretair war der einzige, der in dieses Vivat einstimmte. Die andern schwiegen stockstill, und rotteten sich mit finstern Gesichtern zusammen, als wollten sie gegen ihre Herrscherin eine Verschwörung anzetteln. Besonders versammelten sich die vornehmsten Frauen und Mädchen unter dem Panier der Frau Bürgermeisterin, und hielten Rath. Man hörte sie ganz laut von Beutelfolz und Beutelprinzessinen sprechen,

und

und ihre Blicke wieſen dabey ſo deutlich, wie Zeigefinger, auf Eliſen. Einige, die ſich dem Haupte der Verſchwörung beſonders angenehm machen wollten, plänkelten aus dem Haufen heraus, ſtrotzten bey der verhaßten Königin vorbey, beſahen ſie ſtarr von unten bis oben, und lachten ihr frech ins Geſicht. Sie bemerkte die immer wachſende Gährung, beklagte ſich leiſe darüber bey ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubniß, die Geſellſchaft verlaſſen zu dürfen.

Neunzehntes Kapitel.

Des Königs Sturz.

„Wie? du wollteſt feigherzig fliehen?“ ſagte der Hauptmann. „Das wär' ein feines Stückchen von einer Soldatentochter! — Bleib du

getroſt an meiner Seite! Ich ſchütze dich, trotz meinen Krücken, gegen die Bande! — Und ſieh, da bekommen wir Succurs!"

Sie blickte auf, und ward roth. Ein junger, wohlgewachſener Mann galoppirte daher, ſchwang ſich am Schießplatze vom Pferde, überließ es einem dienſtwilligen Knaben, durcheilte mit nachläſſigen Verbeugungen, die noch kälter erwiedert wurden, die hohe Geſellſchaft, und begrüßte mit Freude und Herzlichkeit Elisen und ihren Vater. Es war Albert, der geliebte Hausfreund. Er kam eben von einer Reiſe zurück, der Weg führte ihn bey dem Schießplatze vorbey, er ſah mit Erſtaunen die ſchöne und häßliche Welt des Städtchens verſammelt, und es war ihm unmöglich, vorbey zu reiten, ohne die Geliebte hier zu ſuchen.

„Das wird eine luſtige Komödie werden!" ſagte die Bürgermeiſterin zu ihren Hofdamen. „Da führt das Unglück den

alten Liebhaber her, indem ſich eben ein neuer einniſten will oder ſchon eingeniſtet hat. Ich wünſchte, ſie kriegten einander hier öffentlich bey den Köpfen. Was wollt' ich lachen!"

Eliſe und ihr Freund gingen eine nahe Wieſe hinab, wo ſie zwar vom Schießplatze her geſehen, aber nicht beherdt werden konnten. Sie erzählte ihm, was ſeit Richards Ankunft bis jetzt vorgefallen war. Er hörte dieſe Neuigkeiten nicht gern, weil der Fremdling nicht undeutlich Miene machte, ſein Nebenbuhler zu werden. Darum war ihm die Annahme des Shawls beſonders verdrießlich, und er tadelte ſie unverhohlen.

Als ſie von dem kurzen Spaziergange zurück kamen, ſtellte der Hauptmann ſeinen jungen Freund dem Indier vor. Jeder hätte gern die Bekanntſchaft des Andern entbehrt. Doch Richard war Weltmann ge-

nung, ein freundliches Gespräch einzuleiten. Die Rede kam bald auf Indien, und schon über diesen Punkt wären die neuen Bekannten beynahe uneins geworden. Richard stellte den Zustand jenes Landes so vor, als hätten die Eingeborenen durch die Niederlassung der Europäer in vieler Betrachtung gewonnen: Albert hingegen behauptete, daß die Europäer alle übrige Welttheile, wo sie sich aus Habsucht eingedrängt hätten, unglücklich machten. „Man bedenke nur die Thaten der englisch-ostindischen Compagnie!" fuhr er fort. „Giebt es wohl eine Art von Bedrückung, welche sich diese Gesellschaft von Kaufleuten nicht erlaubte? Mit gewaffneter Hand und unerhörter Grausamkeit verjagte sie Ostindiens Fürsten, und bemächtigte sich ihrer Besitzungen. Geschieht etwas Aehnliches in Europa, so wird der Eroberer allgemein verwünscht, und das mit Recht. Aber die brittischen Krämer hört man nicht

ſonderlich tadeln; und doch haben die von ihnen gemißhandelten Oſtindier eben ſo gut Menſchenrechte als wir."—

Richard entfärbte ſich ein wenig; denn der Ausfall gegen die oſtindiſche Compagnie berührte ihn ſelbſt, da er mit ihr in Verbindung geſtanden hatte und noch ſtand. Er blieb aber in ſeiner höflichen Faſſung, und ſagte ſanft: „Ich ſchätze Ihr warmes menſchliches Gefühl; es läßt ſich jedoch für und wider die Sache viel ſagen, und ich behalte mir vor, Ihnen an einem bequemern Orte das Verfahren der oſtindiſchen Compagnie in ein beſſeres Licht zu ſtellen."

Minder artig als Richard betrugen ſich die umſtehenden Horcher. Es ſchien ihnen eine ungeheuere Anmaßung, daß der junge Menſch dem fremden Magnaten dergleichen Dinge ins Angeſicht ſagte. Ein unwilliges Gemurmel erhob ſich darüber, und es fehlte nicht viel, ſo hätte man dem freymüthigen

Eiferer einen öffentlichen Verweis gegeben und ihm Stillschweigen auferlegt.

Ihn rettete nur der glückliche Zufall, daß eben jetzt der Herr Stadthauptmann Schneppe seine Stimme erhob und sagte: „Das Scheibenschießen ist beendiget, und die bald untergehende Sonne erinnert uns, meine nach Stand und Würden hochgeschätzten Herren, den verehrten Schützenkönig, nach altdeutschem Gebrauch, feyerlich in die Stadt zu führen. Wir alle wünschten Eines Sinnes, daß unser hoher Gast mit dieser Würde bekleidet werden möchte, und diese Gunst hat uns Fortuna erwiesen. Der Königsschuß ist zwar durch die schöne Hand einer Dame geschehen; das thut aber unserm ersehnten Glück keinen Abbruch, allermaßen hier die bekannte Rechtsregel eintritt: daß alles und jedes, was jemand durch einen Andern verrichten läßt, dafür angenommen wird, als hätte er es selbst vollbracht."

„Ich übertrage meine Königswürde und königlichen Rechte dem Fräulein von Roggenburg," ſagte Richard. „Sie halte den feyerlichen Einzug! Ich werde mich, als ihr treueſter Unterthan, an das Gefolg anſchließen."

Da entſtand ein groſſes Murren im Volke. Doch die glänzenden Schilder und anderes Geſchmeide, womit man den König zu behängen pflegte, wurden gebracht. Eliſe erſchrak vor der abgeſchmackten Laſt, die ſie tragen ſollte, und zog ſich mit Erröthen zurück.

Albert flüſterte dem Hauptmann ins Ohr: er ſolle nicht zugeben, daß ſeine Tochter, wie eine Faſtnachtsnärrin geſchmückt, dem Spott des abholden und hämiſchen Pöbels bloßgeſtellt werde.

Roggenburg fand die Erinnerung vernünftig. „Meine Herren," ſagte er laut, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß die Statuten

von Michelheim und andern Orten, wo Schützengesellschaften bestehen, keine weibliche Regierung gestatten. Ich finde das auch sehr löblich. Die Frauen herrschen ohnedies schon zu viel in der Welt; die Männer müssen sich daher sorgfältig hüthen, ihnen nicht noch mehr Macht einzuräumen, als sie leider schon besitzen. Wenigstens soll sich meine Tochter nicht nachsagen lassen, daß sie eine neue Gattung von Usurpation oder Machtraub zuerst auf die Bahn gebracht habe."

Dieser Einspruch gefiel allgemein, und der scherzhafte Vortrag desselben wurde mit Lachen und Händeklatschen belohnt.

Alles stürmte nun auf den Indier ein, die Bürde der königlichen Insignien auf seine eigenen Schultern zu laden. Er bequemte sich zu der spießbürgerlichen Posse. Ein Theil der Bürger-Compagnie, von dem Herrn Stadthauptmann angeführt, eröffnete

den Zug; dann folgte der ſchimmernde, und bey jedem Schritt klirrende König, von allen Großen ſeines Reiches umgeben; das übrige gewappnete Häuflein bildete den Schweif der Prozeſſion. Die Jugend ſchwärmte und jauchzte umher, und zahlloſe Freudenſchüſſe verkündigten das Heil, das der Stadt Michelheim widerfahren war.

So brachte man den König in ſeine Gemächer, und überſtrömte ihn mit Ehrenbezeigungen und Glückwünſchen. Nur Herr Kreiſel ward bey dem allen vermißt. Man ſah ihn, während des Zuges, auf Feldwegen herum laufen, als ob er irre im Kopfe geworden ſey. Endlich kam er athemlos an, drängte ſich hin vor den König, und ſprach:

Du, den vom fernen Indusſtrande
Das Glück zum König uns verlieh,
Du findeſt hier nicht Thron, nicht Lande,
Doch beugt ſich jedes Herz dir tief.

Ein Loos, das jenes überwieget.
Wenn ein Gekrönter, hart geſinnt,
Nur immer Land auf Land erſieget,
Und doch dabey kein Herz gewinnt.

„Mein Herr Stadtſecretair," erwiederte Richard, „Sie reden immer die Sprache der Götter mit mir, in welcher ich Ihnen nicht antworten kann. Aber ſchlicht und herzlich verſichere ich, daß mir die Gewogenheit und Zuneigung, die man hier gegen mich äußert, ſehr viel Freude macht."

Hierauf trat er ans offene Fenſter, und ſagte dem unten verſammelten Volke einige angenehme Worte, von welchen das die angenehmſten waren, daß er nächſtens das Vergnügen haben werde, ſie insgeſammt zu bewirthen. Ein vollſtimmiges Vivat — denn das heutiges Tages allbeliebte Hurrah war damahls noch nicht gewöhnlich — erſchallte aus einigen hundert Kehlen, die der

ihnen verſprochenen Labung freudig entgegen lechzten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Was werden die Leute ſagen!

In Michelheim lebte damahls ein gefährlicher Menſch, ein Hans in allen Gaſſen, Nahmens Blaffmann, der die Eigenthümlichkeit hatte, daß er von außen weiß, von innen ſchwarz war. Er lief nähmlich mit dem Puderbeutel von Haus zu Haus, kämmte und ordnete die Haare, und brachte zugleich durch boßhafte Klätſchereyen die Köpfe in Verwirrung. Für eine Schale Kaffee oder ein Glas Branntwein war ihm alles feil, was er in andern Häuſern erlauſcht hatte. Jedes ungünſtige Wort, das

über jemanden geſprochen ward, trug er ihm eilfertig zu; und war die Sache nicht an und für ſich bedeutend genug, ſo kam es ihm nicht darauf an, ein Fabelchen zu erfinden, und ſie damit aufzuſtutzen. So hetzte er ſeit vielen Jahren die hohen Häupter von Michelheim unaufhörlich zuſammen.

Des Indiers Ankunft öffnete ihm ein neues, fruchtbares Feld. Er machte ſo bald als möglich mit deſſen Leuten Bekanntſchaft, um aus dieſer Quelle ſeine Kunden mit erwünſchten Nachrichten bedienen zu können. Die Geſchichte des verſchenkten Shawls, die man nur halb und halb errathen hatte, ward durch ihn in das hellſte Licht geſetzt. Er beſchwatzte einen treuloſen Diener des Indiers, ihm Regzenburgs Dankbrief auszuliefern, und nahm geſchwind eine Abſchrift davon, die er überall herum zeigte. Man erſah daraus, was der Hauptmann vom Geiſte der Kleinſtädter hielt, und der ehrliche Mann

empfahl ſich ſehr übel damit bey ſeinen Mitbürgern, die ſich vom beſten Geiſte beſeelt glaubten.

Bey dem großen Feſte auf dem Schießplatze war Blaffmann wie ein Spürhund geſchäftig. Er ſchlich ſogar unter dem Scheine, Wieſenblumen zu pflücken, hinter Albert und Eliſen her, als ſie ſich, von der übrigen Geſellſchaft entfernt, mit einander beſprachen. Die einzelnen Worte, die er aufſchnappte, waren zwar der Mühe und der Rückenſchmerzen nicht werth, die ihm die Blumenleſe verurſachte; er ſetzte jedoch ſo viel daraus zuſammen, daß Albert den Indier dahin zurück wünſchte, wo der Pfeffer wächſt. Das hinterbrachte der Spion auf der Stelle dem Kammerdiener, und bat es ſich zur Freundſchaft aus, ſeinem Herrn beym Auskleiden davon Kenntniß zu geben. Denn Albert, der weder Zopf noch Perücke trug, alſo keinem Haarkünſtler etwas zu verdienen

gab, und Klätſcher und Poſtenträger nie anhörte, war aus dieſem doppelten Grunde dem Herrn Blaſſmann ein Dorn im Auge, und er hätte ihn gern in ſchlimme Händel verwickelt.

Am folgenden Tage machte ſich der unnütze Menſch, der mitunter auch Trödlergeſchäfte trieb, einen Behelf in Roggenburgs Haus, und both dem fleißigen Tabakrauscher einen Pfeifenkopf zum Kauf an. Er wollte eigentlich Elijen allerley von Richards Reichthümern eingezogene Nachrichten hinterbringen, und ſie dadurch zu dem Entſchluß ſtimmen, den ärmern Liebhaber zu verabſchieden. Unglücklicher Weiſe war aber der junge Mann eben da. Blaſſmann fand es nun in dieſem Augenblicke nicht für rathſam, die Sache ſo anzugreifen. Er ſchlug einen andern Weg ein, die Liebenden zu entzweyen. „Gnädiges Fräulein", hob er an, „Sie haben geſtern die ganze Stadt, ſo zu ſagen,

in den April geſchickt. Jedermann hoffte und freute ſich darauf, daß ſie das koſtbare oſtindiſche Tuch, welches Ihnen Herr Richard geſchenkt hat, öffentlich zeigen würden."

Erröthend ſah Eliſe ihren Vater an. Er überhob ſie der Antwort. „Was ſchwatzt Er da?" ſprach er verdrießlich. „Er bekümmert ſich immer um ungelegte Eyer!"

„Gelegt iſt das Ey wohl;" verſetzte der Pudermann mit hämiſchem Lächeln: „ich habe mich aber nicht darum bekümmert, ſondern nur mit halben Ohren gehört, was an allen Orten und Enden des Schießplatzes davon geſprochen wurde. Ich wundere mich faſt des Todes, ſagte die Frau Bürgermeiſterin —"

„Wollen Sie wiſſen, Herr Hauptmann, was die Frau Bürgermeiſterin geſagt hat?" fiel Albert ſchnell ein.

„Ich kann es entbehren," antwortete Roggenburg.

„Das Fräulein und ich ſind auch nicht neugierig darauf," ſagte Albert. „Verſchonen Sie uns alſo damit, Herr Blaſſmann!"

Spöttiſch wiegte der Friſeur ſeinen ſpitzen Kopf von einer Seite zur andern, zog ein ſchmutziges Tuch aus der Taſche, und fuhr damit nach Alberts Geſichte.

„Was ſoll das heißen?" rief Dieſer entrüſtet, und ſtieß ihn zurück.

„Es ſchien mir," ſagte Blaſſmann, „Sie wären ein bißchen gelb um den Mund; das wollt' ich abwiſchen, damit man Sie nicht etwa einen Gelbſchnabel nennen möchte."

Er hatte dieß unglückliche Wort kaum ausgeſprochen, ſo ſtürzte Albert auf ihn zu, faßte ihn an der Bruſt, rannte mit ihm die Stubenthür auf, brachte ihn ſo rückwärts mit Sturmſchritten bis an die Treppe, und rieth ihm, ſie eilig hinab zu ſteigen, wenn er nicht hinunter geworfen ſeyn wollte.

Blaſſ-

Blaſſmann nahm guten Rath an, und lief, wie ein geprügelter Hund, die Stufen hinab. Aber unten auf der Hausflur machte er Halt, und bellte Schimpfreden hinauf, die bloß darum ungeſtraft blieben, weil indeſſen der Hauptmann und ſeine Tochter an die Treppe geeilt waren, und ihren Freund mit Gewalt hinweg zogen. „Hitzkopf!“ ſagte Roggenburg: „der Schuft wird Sie bey dem Bürgermeiſter verklagen, und in der ganzen Stadt verſchwärzen. Hätten Sie es doch mir überlaſſen, ihm die Thür zu weiſen. Wer Pech angreift, beſudelt ſich.“

„Es war unrecht, daß ich Ihnen ins Hausrecht griff,“ ſagte Albert. „Vor dem Herrn Bürgermeiſter aber fürcht' ich mich ſo wenig als vor allen andern Philiſtern in Michelheim.“

„Junger Freund!“ ſprach Roggenburg. „Sie ſetzen ſich über das gäng' und gebe Was werden die Leute ſagen! gar zu

leichtſinnig hinweg! Man iſt freylich ein ſchwacher Kopf, wenn man ſich in löblichen Handlungen, die von der Heerſtraße der Gewöhnlichkeit abweichen, dadurch irren und ſchrecken läßt. Aber ganz muß man jenes Warnungswort nicht verachten; ſonſt ſticht man jeden Augenblick in ein Weſpenneſt, und hat Beulen zum Lohn."

Nachgierig lief indeſſen Blaſſmann zum Bürgermeiſter, und verklagte ſeinen Widerſacher, ohne jedoch des geringfügigen Umſtandes, daß er ihn einen Gelbſchnabel geſcholten hatte, zu erwähnen. Er habe zufällig, aber höchſt rühmlich, der Frau Bürgermeiſterin gedacht, gab er vor; da ſey Albert aufgefahren: „Wir wollen von der Bürgermeiſterin nichts wiſſen!" und habe ihn aus dem Zimmer geworfen.

„Was? Von mir will der Laffe nichts wiſſen?" rief die Bürgermeiſterin, die vom Tiſche, wo ſie Möhren oder Rüben ſchabte,

hitzig aufſprang, und beyde Arme in die Seiten ſtemmte. „Von mir, der vornehmſten Frau in der Stadt, will der Menſch, deſſen Hühner und Gänſe hier niemand kennt, nichts hören, nichts wiſſen? Und deßhalb mißhandelt er ehrliche Leute, die mich hochſchätzen? — Das iſt entſetzlich! Darüber muß er auf dem Rathhauſe vorgenommen und tüchtig gezwiebelt werden!“ —

Zufälliger Weiſe trat eben der Gadtſecretair in die Stube. Sie trug ihm Alberts Majeſtätsverbrechen mit Heftigkeit vor, und forderte ihn auf, ſogleich ein Protokoll darüber abzufaſſen.

„Verhält ſich aber auch die Sache wirklich ſo?“ fragte Kreiſel, und ſah den Friſeur ſcharf an. „Herr Blaſſmann bedenke ſich wohl! Es möcht' ihm ſonſt ergehen wie einem thörichten Bogenſchützen, der Pfeile gegen einen Felſen ſchießt, die auf ihn ſelbſt zurück prallen.“

mit lachendem Munde, und Beyfalls gewärtig, rühmte ſich jetzt der Haarſchmücker ſeines ſatyriſchen Einfalls.

„Und Herr Albert warf Sie dann zur Thür hinaus?“ fragte der Stadtſecretair.

„Ja, unmittelbar darauf.“ —

„So that er, was Rechtens war;“ ſagte Kreiſel. „Ich hätt' es ſelbſt nicht anders gemacht.“

„Daß er aber von mir nichts wiſſen wollte, war das auch recht?“ fiel die Bürgermeiſterin ein.

„Ich kann Alberts Ausdruck nicht loben,“ antwortete Kreiſel: „aber ich wünſchte, daß unſern Herrn Flaßmann niemand anhörte, wenn er irgendwo erzählen will, was er an andern Orten erhorchte. Seine Zunge tödtet Eintracht und Freundſchaft; und was iſt ohne dieſe Huldgöttinnen das menſchliche Leben?“ —

Der Bürgermeiſter nickte Beyfall, die

vernehmſte Frau der Stadt kehrte ſchmollend zu ihrem Küchengeſchäfte zurück, und Blaſſmann ging mit ſtillem Ingrimm von dannen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Stein des Anſtoßes wird aus dem Wege geräumt.

Während der Zeit bat Albert das Fräulein, ihm den viel beſprochenen Shawl zu zeigen. Sie that es. „Das Tuch iſt wirklich ſchön!“ ſprach er. „Sie würden ſich wohl ungern von ihm trennen?“

„Mein Herz hängt gar nicht an dem todten Kapitale,“ antwortete ſie.

„So erlauben Sie mir, einen lebendigen Nutzen für die Armuth daraus zu ziehen,“ ſagte Albert. „Sie können es, da ſo viel

darüber geschwatzt wird, nicht mit Ehren behalten; ich will es daher dem Ostindier wieder anbiethen, und nimmt er's, wie ich glaube, nicht zurück, so verkaufen wir es öffentlich, und schenken die Losung dem Hospitale."

Elise willigte mit Vergnügen ein. Ihr Vater widersprach Anfangs, weil er den Indier nicht beleidigt haben wollte; doch war es ihm auch verdrießlich, daß die Stadt, zum Nachtheil seiner Tochter, so viel Aufhebens von der Lappalie machte, und das entschied seine Zustimmung, sich ihrer zu entledigen. Er bat aber, mit Feinheit und schonender Rücksicht zu verfahren.

Albert ging sofort zu dem Indier, und eröffnete ihm, als vorgeblicher Abgeordneter des Hauptmanns, die Ursache seines Besuchs.

Richard konnte und wollte seine Befremdung nicht bergen. Er äußerte mit

etwas bitterm Lächeln, daß wohl der Herr Geſandte die Triebfeder dieſer unerwarteten Bothſchaft ſeyn möchte.

„Ja, ich läugne das nicht;“ antwortete Albert. „Wir befinden uns in einer kleinen Stadt, wo alles bemerkt, alles beſtichelt, alles übel gedeutet wird. So geht's auch mit dieſem Tuche. Fräulein Roggenburg lebt und ſchwebt damit auf allen Zungen, und bekommt nicht eher Ruhe, bis ſie ſich davon los gemacht hat.“

„Aber, mein Herr,“ ſagte Richard, „warum betreiben Sie die Sache ſo dringend?“

„Ich bin Eliſens Freund;“ erwiederte Albert. „Sonſt habe ich keinen Bewegungsgrund.“

Bey dem Worte Freund verwandelte ſich Richards Geſicht. „Ich appellire,“ ſprach er, „an des Fräuleins Herrn Vater, der das unbedeutende Geſchenk gefällig an-

nahm, und es mir jetzt nicht wieder aufdringen wird."

Kurz, er bat, ihn mit dieſer harten Zumuthung zu verſchonen.

„So giebt es," ſagte Albert, „keinen andern Ausweg als den, daß wir das Tuch öffentlich verſteigern laſſen, und das daraus gelöſ'te Geld den Armen geben."

„Dieſer Einfall entſprang aus einem jungen Feuerkopfe!" rief Richard. „Aber der Ehre des Fräulein's wäre durch ſolche Oeffentlichkeit übel gerathen; denn nun erſt würde die Stadt ein endloſes Gerede darüber erheben. Nein, das kann ich, aus innigſter Achtung gegen das Fräulein, nicht billigen."

„Sie machen ſich unnöthige Sorgen!" ſagte Albert. „Ueberlaſſen Sie es Lilien's klugem Freunde, für die Erhaltung ihres guten Rufes zu wachen."

„Wollen Sie mich denn durchaus beleidigen?

digen?" fragte Richard mit ſanfter Stimme. „Ihre Abneigung gegen mich iſt mir ſchon, ungeachtet unſere Bekanntſchaft noch keinen vollen Tag alt iſt, von weitem zu Ohren gekommen; doch das alles ſoll mich nicht zur Empfindlichkeit reizen. Ich gebe nach, ich nehme das Tuch wieder an. Damit aber die Armen, denen Sie auf dieſem Wege eine Wohlthat zuwenden wollen, keinen Verluſt dabey leiden, ſo übergebe ich Ihnen hier funfzig Louisd'or, mit der Bitte, ſie an Nothleidende zu vertheilen."

Er legte den Shawl bey Seite, und ein verſiegeltes Röllchen auf den Tiſch.

Finſter ſah Albert hin, und ſagte: „Sie wollen mich durch Ihren Reichthum demüthigen; doch dieſe Abſicht erreichen Sie nicht. Ich habe ſo viel, als ich bedarf, und beuge mich vor keinem Menſchen auf Erden."

„Sie verkennen mich!" ſagte Richard

gelaſſen. „Ich dachte nicht daran, was Sie mir bemerken. Nehmen Sie das Geld ohne Bedenken, und thun Sie gute Werke damit.“

„Es wird ſchicklicher ſeyn, wenn Sie ſich deßhalb an die Behörde wenden;“ erwiederte Albert. „Ich bin hier nicht Almoſenier.“

„Gut!“ ſprach der Indier. „Ich will Sie nicht damit beſchweren. „Sie ſtoßen jede Neigung meines Wohlmeinens von ſich zurück. Ich hoffe aber, daß es der Zukunft vorbehalten iſt, Ihre Vorurtheil gegen mich zu überwinden.“

Albert verbeugte ſich ſtumm, und verließ das Zimmer mit ſo ſtürzigen Schritten, daß es dem Indier unmöglich ward, ihm das Geleit zu geben.

Roggenburg und Elise tadelten Alberts Benehmen, das er ihnen aufrichtig geſtand. Richard hingegen kam durch die großmüthige

Art, mit welcher er ſein Geſchenk zurück genommen hatte, höher als zuvor bey ihnen ans Brett. Er ſandte noch in derſelben Stunde dem Bürgermeiſter die funfzig Louisd'or, mit dem Erſuchen, ſie für die Armen der Stadt anzuwenden. Was machte die Bürgermeiſterin für große Augen, als ſie das herrliche Geld ſah! Sie wäre gern ein halbes Stündchen lang eine blutarme Frau geweſen, um ihren Theil davon zu bekommen. Doch ſie wußte ſich zu helfen. Sie ſetzte die Goldſtücke in die geringſte Silbermünze um; und als ſie ein beträchtliches Agio damit gewonnen hatte, ward die Summe dem Herrn Magiſter Gabriel, als Almoſenpfleger, ehrlich zugeſtellt.

Blaſſmann erſuhr ſogleich von Richards Kammerdiener die Verhandlungen wegen des Ehevols, und ſorgte dafür, daß ſie bekannt wurden. Er ſtellte zwar Alberten dabey in ein ungünſtiges Licht, und ſchilderte ihn als

einen frechen Bramarbas; wie aber Klä-
scher bisweilen denen, welche sie verunglim-
pfen wollen, wider ihren Willen einen er-
sprießlichen Dienst erweisen, so geschah es
auch hier. Es war Alberten und der Fami-
lie Roggenburg recht angenehm, daß er die
Sache, die ihnen zur Ehre gereichte, unter
die Leute brachte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Das Kontrafeen.

Der Hauptmann schrieb, ohne Alberts
Vorbewußt, an den Indier einen Entschul-
digungsbrief. Es erfolgte darauf eine be-
ruhigende Antwort, die dem jungen Brause-
kopf gezeigt werden konnte, weil sie durch-
aus keine Anzüglichkeiten gegen ihn enthielt,
und eben so wenig ein Wort, daß die Ab-

ſicht verrathen hätte, Eliſens Gunſt zu erſchleichen, und ihn zu verdrängen. Deſſen ungeachtet war er mit dieſem Briefwechſel ſehr unzufrieden, und gab dem alten Herrn einen förmlichen Verweis. „Wozu war's nöthig, Ihre rechtliche Handlung und meine männliche Sprache zu entſchuldigen?" rief er aus. „Sind die Reichen denn Gottheiten, die man mit Opfern und Gebeten verſöhnen muß, wenn man ſie beleidiget zu haben glaubt? — Ich mache dieſen Erdengötzen gern fühlbar, daß ſie vor andern Menſchen keinen Vorzug verdienen, und daß ihr Gold ein Staub iſt, den ich mir nicht in die Augen ſtreuen laſſe."

„Aber Höflichkeit iſt zu allen Dingen nütze," entgegnete der Hauptmann, und ließ aus ſeiner Tabakspfeife ſtärkere Rauchſäulen als gewöhnlich aufſteigen. Das war immer ein Zeichen, daß er über den Punkt, von welchem die Rede war, nicht weiter

ſprechen wollte. Albert wußte das, und lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Einige Tage nachher hielt Richard der Bürgerſchaft ſein Wort, und gab ihr mit königlicher Milde ein herrliches Feſt auf dem Schießplatze, weil kein Haus in der Stadt groß genug war, die Menge der Gäſte zu faſſen. Auch der Magiſtrat und die übrigen Standesperſonen waren dazu geladen, und erſchienen gern. Nur Albert ließ ſich entſchuldigen, und wiegelte den Hauptmann und Einen auf, ein Gleiches zu thun.

Richard vermißte das Fräulein mit Unluſt. Ihr Ausbleiben war ſogar den Krähen, die nach ihr hacken wollten, verdrießlich. Sie konnten nicht leben, ohne jemand zu zauſen, und wendeten nun ihre Schnäbel gegen die Doctorin Salm, die überhaupt verhaßt war, und es jetzt doppelt wurde, da Richard Aufmerkſamkeit für ſie zeigte,

weil ſie, bey allen ihren Fehlern, etwas geiſtige Bildung beſaß, die den Töchtern Michelheims völlig abging. Aber Madame Salm duldete nicht ſo ſanftmüthig als Eliſe, ſondern ſtellte ſich dem Complott ſo muthig entgegen, wie Peter der Große unter die wider ihn verſchworenen Streliţen trat. Auch Herr Jacobus Salmius, wie er ſich weiland nannte, ging immer, gleich einer zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe ausgeſandten Streifwache, die Runde umher, und ſah er ein Trüppchen, das von ſeiner Gemahlin zu ſprechen ſchien, beyſammen ſtehen, ſo rieſelte er dummdreiſt mitten hinein, und es mußte ſich entweder zerſtreuen oder von Dingen reden, die man ihn hören laſſen konnte. Dieſe Wachſamkeit hielt die Feinde im Zaum; ſie wagten keinen öffentlichen Angriff.

Die luſtige Seite des Feſtes waren die Ausbrüche der kriechenden Dankbarkeit, wo-

mit der gemeine, ſinnliche Menſch einen guten Biſſen oder wohlſchmeckenden Trunk zu vergelten pflegt. Richard wurde wie ein Gott verehrt und behandelt. Wohin er ſah, beugten ſich alle Rücken vor ihm. Von allen Seiten küßte man ihm die Hände und den Rock. Er konnte keinen Schritt thun, ohne Blumen zu zertreten, die ihm Knaben und Mädchen, von ihren Aeltern dazu angewieſen, vor die Füße ſtreuten. Am Ende, da es an Blumen gebrach, übergoß man ſeinen Weg mit Laub und Gras, und er bezeigte ſich dafür eben ſo freygebig, als er es vorher bey den Blumen gethan hatte. Jeder Bürger und Handwerker, mit dem er ein flüchtiges Wort ſprach, bildete ſich auf dieſe Ehre ſo viel ein, als hätte er einen Orden bekommen, und rühmte mit verklärtem Angeſichte ſein Glück auf dem ganzen Schießplatze. Kurz, die geſammte löbliche Bürgerſchaft war trunken von Freude und Wein,

und

und hundert Stimmen sprachen laut den Wunsch aus, daß der hohe Wohlthäter seine Wohnung auf immer in Michelheim aufschlagen möge.

Des folgenden Tages erschien auf dem Rathhause eine Deputation, deren Wortführer Herr Blaßmann war. Sie brachte, im Nahmen der Bürgerschaft, das Gesuch an, dem Judier die höchste Ehre zu erweisen, und ihm das Bürgerrecht der Stadt Michelheim feyerlich zu verleihen.

Der Staderichter und die beyden Rathmänner nickten beyfällig mit den Köpfen. Doch der Bürgermeister schien über den Antrag etwas verlegen, und ertheilte den Abgeordneten die unbefriedigende Antwort: der Senat werde die Sache in Ueberlegung nehmen.

Als die Deputation wieder abgetreten war, fragten ihn seine Collegen nach der Ursache dieser ausweichenden Resolution.

„Ich konnte nicht anders," ſagte der ehrliche Mann: „ich muß, wegen des lieben Hausfriedens, erſt mit meiner Frau darüber ſprechen. Sie war geſtern mit dem Indier gar nicht zufrieden, weil er ihrer abgeſagten Feindin, der Doctorin Salin, ein wenig die Cour machte. Ich unſchuldiger Mann mußte darüber in der vorigen Nacht eine lange Gardinen-Predigt aushalten. Meine Frau hat jetzt überhaupt, da ſie auch von dem jungen Albert beleidiget worden iſt, gegen alle Fremden einen heftigen Groll gefaßt. Dieſe Menſchen, ſagt ſie, die ein bißchen in der Welt herum gereiſ't ſind, wollen alles beſſer wiſſen als wir. Es ſind einbildiſche, überkluge Sonderlinge, die uns über die Achſel anſehen, und uns mit ihren neumodiſchen Narrheiten in unſerer gemächlichen Ruhe ſtören."

„Nun, ganz Unrecht haben die Frau Bürgermeiſterin wahrlich nicht!" fiel der

Stadtrichter ein. „Ich ſelbſt gehe am liebſten mit Leuten um, die hier gezogen und geboren ſind, und mit uns einerley Sitten und Meinungen haben. Mit ihnen kann man reden, wie einem der Schnabel gewachſen iſt; aber im Geſpräch mit Fremdlingen muß man ſich immer Zwang anthun, und auf zierliche Ausdrücke ſinnen. — Indeſſen könnte uns doch die Ertheilung des Bürgerrechts einen erklecklichen Nutzen verſchaffen. Herr Richard würde dieſe Ehre nicht umſonſt verlangen, ſondern ſich, nach ſeiner ſchon erprobten Großmuth, durch ein freywilliges Geſchenk an die Stadtkämmerey dafür erkenntlich bezeigen. Sie befindet ſich, bekannter Maßen, in den traurigſten Umſtänden. Folglich kann uns eine ehrliche Speculation, ſie zu bereichern, gar nicht verdacht werden.“

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Illumination.

„Gut, es mag geſchehen!“ ſagte die Bürgermeiſterin, als das Anſuchen der Bürgerſchaft bey ihr in Vortrag gekommen war. „Aber es muß in dem Bürgerbriefe dem Indier zur Bedingung gemacht und eingeſchärft werden, nicht nur Dir und den übrigen Rathsgliedern die geziemende Achtung zu erweiſen, ſondern auch Mich als die vornehmſte Frau der Stadt anzuerkennen, und mir bey feſtlichen Gelegenheiten vor allen andern Damen, beſonders vor der unausſtehlichen Doctorin Salm, den Rang zu geben.“

„Liebe Frau,“ verſetzte der Bürgermeiſter, „dieſer kitzliche Punkt wird ſich wohl kaum in den Ehrenbrief, den wir ausfertigen wollen, einſchalten laſſen.“

„Warum nicht?“ fragte ſie hitzig. „Biſt du etwa auch in die Docterin vernarrt, daß du ihr nicht weh thun willſt?“

„Darüber muß ich lachen, mein Schatz!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Du kennſt meine Kälte gegen das ganze weibliche Geſchlecht, dich allein ausgenommen. Und verführte mich ja noch in meinen weit vorgerückten Jahren der böſe Feind, meine Augen auf einen fremden Gegenſtand zu werfen, ſo würde das gewiß nicht die fantaſtiſche Docterin ſeyn. Alſo ihretwegen widerſprach ich dir nicht. Ich befürchte bloß, den Indier zu beleidigen, und unſere, mit der Abzehrung behaftete Kämmerey-Kaße um die herrliche Gold-Tinctur zu bringen, womit er ihr in ihren Nöthen wahrſcheinlich beyſpringen wird. Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Knütteln drein werfen. Herr Richard iſt ein verſtändiger Mann, und wird ſich in Zukunft, als Bürger und Unterthan, ſelbſt

zum Geſetz machen, die Oberhäupter der Stadt und ihre Frauen gebührender Maßen zu ehren."

„Nun, auf dieſe Hoffnung wollen wir's wagen!" rief die Bürgermeiſterin, und ihrem Gemahl fiel ein Stein vom Herzen. Er war ordentlich ſtolz, daß er dieſe hohe Genehmigung des folgenden Tages auf dem Rathhauſe vermelden konnte.

Hier ward nun über den Inhalt und Ton der Urkunde, deren äußeres Gewand, und die Förmlichkeit, mit welcher man ſie übergeben wolle, collegialiſcher Rath gepflogen.

„Mit der Urkunde ſelbſt will ich bald fertig werden," ſprach der Stadtſecretair. „Aber die Außenſeite macht mir Sorgen. Es iſt gewöhnlich, dergleichen Ehrenbriefe in maſſiven goldenen Kapſeln zu überreichen."

„Ich glaube, Sie ſchwärmen!" fuhr

der Bürgermeiſter auf. „Wie ſollten wir das dazu nöthige Geld aufbringen? Wir müßten die ganze Stadt, mit Frauen und Kindern, verpfänden!“

Kreiſel lächelte ſchalkhaft, und dachte: Auf deine Frau Liebſte, du guter Mann, würden wir wohl wenig geliehen bekommen!

„Sollte nicht ein nettes Pappkäſtchen, mit Goldpapier überzogen, hinreichend ſeyn?“ fragte der Senator Trottel.

„Wo denken der Herr College hin?“ ſchalt der Stadtrichter. „Herr Richard iſt ja kein Kind! So wohlfeil kommen wir mit ihm nicht weg. Ich weiß aber beſſern Rath. Der Tiſchler Veit hat geſtern eine hier noch nie geſehene Seltenheit, ein kleines Bretchen koſtbares Holz, Mahagoni genannt, an ſich gekauft. Davon wollen wir ein Käſtchen anfertigen laſſen.“

„Verzeihen Sie, Herr Stadtrichter!“

fiel Kreiſel ein. „Was uns eine Seltenheit iſt, daran ſahen ſich Richards Augen längſt ſatt. Reiche Leute — und auch andere, die eben nicht reich, aber eitel und ſtolz ſind — haben Tiſche, Stühle, Schränke, Betten, und noch hundert andere Dinge, von Mahagoni. Es iſt ein Wunder, daß ſie noch nicht damit einheizen.“

„Ja, der Luxus iſt jetzt auf den höchſten Gipfel geſtiegen!“ ſeufzte Magiſter Gabriel.

„Erſparniß und Geſchmack,“ fuhr Kreiſel fort, „werden ſich am beſten durch ein Futteral von Saffian vereinigen laſſen. Ich ſtehe dafür, daß wir uns wenigſtens dadurch nicht lächerlich machen.“

Der Vorſchlag ging durch, und es ward ferner beſchloſſen, daß der geſammte Rath den Bürgerbrief an Ort und Stelle begleiten, der Stadtſecretair aber ihn überreichen und die geziemende Anrede halten ſolle. Die bequemen Rathsherren wollten nur Zeu-

gen der Freude ſeyn, die Richard über dieſes Ehrengeſchenk haben würde.

Als nach einigen Tagen Kern und Schale bereit waren, verſammelte ſich der Magiſtrat in Feyerkleidern auf dem Rathhauſe, ließ ſich bey dem Oſtindier anmelden, und zog in ſteifer Ordnung zu ihm hinüber. Richard nahm den Bürgerbrief mit anſtändigen Freudenbezeigungen an, bewirthete ſeine neue Obrigkeit mit einem köſtlichen Frühſtück, und ließ ſie ohne weitere Begabung wieder ziehen. Aber eine halbe Stunde nachher that er ſeine milde Hand auf. Er überſandte hundert Louisd'or für die Stadtkaſſe, und überdieß noch zweyhundert Thaler, welche die ärmſten funfzig Einwohner zu gleichen Theilen empfangen ſollten.

Die Herren des Raths waren außer ſich vor Freude, daß ſie ihr Netz nicht umſonſt ausgeworfen hatten. Sie hielten Nachmittags eine außerordentliche Sitzung, in wel-

cher einem vorgeladenen Ausschuß der Bürgerschaft die Ehre bekannt gemacht wurde, daß der reiche Ostindier nun ihr Mitbürger sey. Man beschloß, diese glückliche Begebenheit des folgenden Tages durch eine allgemeine Beleuchtung des Städtleins zu feyern. Der Rathsdiener Packer erhielt Befehl, diesen obrigkeitlichen Beschluß, dem die Lichtzieher grosen Beyfall schenkten, von Haus zu Haus anzusagen, und die Unterlassung der angeordneten Festlichkeit mit einer ansehnlichen Geld- oder Gefängnißstrafe zu bedrohen. Hieraus kann man beyläufig lernen, wie bisweilen die freywilligen Erleuchtungen entstehen, von welchen in den Zeitungen viel Aufhebens gemacht und gerühmt wird, daß jeder aus eigener Bewegung seine Lob- und Danklichter an der Flamme des Herzens angezündet habe.

Die Ausmittelung der funfzig ärmsten Einwohner, die, nach Richards Vorschrift,

Mann für Mann vier Thaler zu empfangen hatten, war leicht und ſchwierig, wie man es nehmen wollte, weil ſich das ganze Städtlein in dürftigen Umſtänden befand. Das Mehr oder Weniger der Armuth abzuwägen, war den Rathsherren zu mühſam. Sie ernannten die Empfänger nach Gunſt und Gefallen, und der beliebte Herr Blaſſmann ſtand auf der Liſte oben an, ungeachtet er ſich durch Pfiffe und Kniffe in ziemlichen Wohlſtand verſetzt hatte. Hieraus iſt wieder zu lernen, wie gewiſſenhaft dergleichen Spenden meiſtens vertheilt werden.

Am Abende des folgenden Tages ſtand die ganze Stadt im herrlichſten Luſtfeuer. Hinter allen Fenſtern fackelten Lichter, die größten Theils, da es an Leuchtern gebrach, aus einem Hügelchen von Lehm oder aus dem Halſe einer Flaſche heraus brannten. Viele gute Bürger hatten aber nicht bloß ihre Fenſter, ſondern auch ihre Köpfe illu-

minirt. Die Fuſelbrenner waren beynahe noch mehr, als die Lichtzieher, mit der Einnahme dieſes Tages zufrieden. Jauchzend durchſchwärmten die begeiſterten Illuminaten die Gaſſen, und ſchrien unaufhörlich: „Der reiche Oſtindier, der neue Bürger, ſoll leben!“

Aber dieſe Bacchanten, und andere ſtill und nüchtern herum wandelnde Beſchauer der ſtattlichen Illumination, bemerkten bald mit Erſtaunen und Mißfallen eine dunkle Lücke von vier Fenſtern, an welchen kein Licht, kein Lämpchen brannte. Es war Alberts Wohnung. Er hatte, um der Anzündung eines Ehrenlichtes für den Oſtindier überhoben zu ſeyn, eine Reiſe auf's Land gemacht. „Seht den Rebellen!“ rief Blaſſmann. „Trotzt er nicht öffentlich der Obrigkeit? Verſagt er ihr nicht den gebührenden Gehorſam? Und will er nicht dem ſteinreichen Oſtindier damit ein Schnippchen ſchla-

gen, und ſich vor uns Allen eine Gurke heraus nehmen? — Warte, du Gelbſchnabel, wir wollen dir Gurken ins Fenſter werfen!" — So ſcheltend, hob er einen Stein auf, und zerſchmetterte damit eine Scheibe. Jubelnd folgte der Pöbel ſeinem Beyſpiel. Nach fünf Minuten war kein Fenſter mehr ganz.

Indem aber Herr Blaſſmann ſo ſträflich verfuhr, zogen ſich Wetterwolken über ſeinem eigenen Haupte zuſammen. Ihn hatte der Kitzel geſtochen, ſich durch eine bildliche Darſtellung, mit Inſchrift, vor allen andern Einwohnern, die nur ſtumme Lichter ans Fenſter geſtellt hatten, auszuzeichnen. Es ſollte etwas Charakteriſtiſches und Witziges werden, und wenig oder nichts koſten. Was that der kluge Kopf? Er ſetzte die Perücke des Herrn Stadtpfarrers, die er eben zum Aufſchmücken bey ſich hatte, zierlich gekräuſelt und gepudert, auf den Perückenſtock,

ſtellte dieſen auf ein Blumenbret vor ſein Fenſter, umgab ihn mit Lampen, und brachte daneben auf einem mit Oehl getränkten Blatte folgende Inſchrift an:

Wer zählt die Haare
An dieſem Stuzk
So viele Jahre
Leb' Richard unter Gottes Schuz,
Seinen Feinden zum Truz!

Dieſer Einfall ward bewundert und belacht; denn Herr Blaſſmann hatte, um die ſchneeweiße Perücke von einem dunkeln Grunde abſtechen zu laſſen, den Perückenſtock mit einem ſchwarzen Tuche umhangen, und ſie ſo gedreht, daß ſie der Gaſſe den Rükken zukehrte: es ſah alſo nicht anders aus, als ſchaute der Herr Paſtor bey dem Friſeur zum Fenſter hinein. Das Gerücht von dieſer ſonderbaren Erſcheinung verbreitete ſich ſchnell durch ganz Michelheim. Jedermann

eilte hin, ſie zu betrachten. Auch der Küſter kam gerannt, ſah mit Kopfſchütteln die unanſtändige Figur, und hielt es für Pflicht, ſeinem beleidigten Obern davon Anzeige zu thun.

Der geiſtliche Herr entſetzte ſich über Blaſſmanns Frevelthat, war aber augenblicklich entſchloſſen, den Schimpf nicht zu dulden. Er ging ſtracks vor die rechte Schmiede, zu dem Bürgermeiſter, und bat um ſchleunige Hülfe. Die Frau Bürgermeiſterin, die ſich in alles mengte, wollte den Friſeur in Schutz nehmen, und ſeinen Vorwitz als einen unſchuldigen Scherz darſtellen; der Pfarrer ließ ſich aber mit dieſer Vertheidigung nicht beſchwichtigen, ſondern beſtand darauf, daß die Perücke vom öffentlichen Pranger ſogleich weggenommen, und Blaſſmanns muthwilliger Mißbrauch des ihm anvertrauten Gutes exemplariſch beſtraft werde.

Der fromme Bürgermeiſter, der ſeinen Beichtvater nicht aufbringen wollte, weil er vor dem Löſe- und Bindeſchlüſſel geziemende Achtung und Furcht hatte, nahm nun auf das finſtere Geſicht ſeiner Gattin keine weitere Rückſicht, ſondern willfahrte dem Geſuch. Er ſchickte nach dem Rathsdiener Packer, und befahl ihm, den Friſeur aufzuſuchen und zu bedeuten, daß er die öffentliche Ausſtellung der geiſtlichen Perücke ſogleich ſchließen, und des folgenden Tages auf dem Rathhauſe erſcheinen ſolle, um darüber ſeine Verantwortung zu thun.

Packer, der ſein Oberſtübchen, wie gewöhnlich, illuminirt hatte, taumelte fort. Es war ihm ungelegen, daß er die abendlichen Mußeſtunden, die er gern in einer Kneipe zubrachte, auf Geſchäfte verwenden mußte. Er nahm ſich vor, ſeinen Zorn auszulaſſen. Der Mann, den er ſuchte, war bald gefunden. Er ſtand vor ſeiner Hütte, betrach-

betrachtete mit Wohlgefallen ſein Werk, und freute ſich der Lobſprüche, die ihm von Hack und Mack darüber geſagt wurden. „Marſch!“ rief Packer, und ſtieß ihn unſanft in die Seite. „Der hochedle Herr Bürgermeiſter gebiethet Euch, die Perücke dort oben vom Fenſter wegzuſchaffen, und Euch morgen auf dem Rathhauſe zu geſtellen, wo Euch der Kopf gewaſchen werden ſoll.“

Erſchrocken fragte Blaſſmann: wie er zu dieſen harten Andeutungen und zu dem noch härtern Rippenſtoße komme.

Das Verſtändniß ward ihm eröffnet.

„Iſt's möglich?“ rief er aus. „Wie kann es der Herr Paſtor übel nehmen, daß ich ſeine Perücke, die er ſelbſt in der ganzen Stadt auf dem Kopfe herum trägt, in der unſchuldigſten Abſicht, und gleichſam mit einem Heiligenſchein umgeben, hier ausſtellte?“

„Macht das mit ihm und dem Herrn

Bürgermeiſter aus!" ſagte Packer. „Ich ſoll und muß dafür ſorgen, daß dem Spectakel ein Ende wird."

Blaſſmann, der ſein mit Beyfall gekröntes Werk nicht gern vernichten wollte, ſuchte verzögernde Ausflüchte; aber der Rathsdiener erhob ſeinen furchtbaren Stock, trieb damit den widerſpänſtigen Schwätzer ins Haus, und ging nicht eher von dannen, bis die Perücke, ſammt der Inſchrift, von der öffentlichen Schaubühne weggebracht war. „Meine Gebühren will ich mir morgen an Gerichtsſtelle ausbitten." ſprach er beym Abſchiede. „Wir werden wohl mehr mit einander zu thun bekommen."

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Blaſſmanns Drangſal und Triumph.

Richard erfuhr noch denſelben Abend, daß man ſeinetwegen Alberts Fenſter eingeworfen hatte. Das war ihm ſehr unangenehm. Konnte nicht Albert glauben, er ſelbſt ſey der Anſtifter einer ſo kleinlichen Rache? Dieſen Verdacht wollte er nicht auf ſich fallen laſſen. Er wandte ſich deßhalb an den Magiſtrat mit ſchriftlicher Bitte, den Rädelsführer Blaſſmann und ſeine Rottgeſellen zur Verantwortung zu ziehen, und auf eine nachdrückliche und ausgezeichnete Weiſe zu beſtrafen.

Blaſſmann ſtand eben, wegen des Unfugs mit der Stutzperücke, vor den Gerichtsſchranken, als Richards Schreiben dem Bürgermeiſter übergeben wurde. Er las es mit ſichtbarer Gemüthsbewegung, und ſagte:

„Blaſſmann! Blaſſmann! Er hat geſtern einen unklugen Streich über den andern gemacht! Da kommt eben ein Klagebrief, worin Er beſchuldigt wird, Er habe den erſten Stein in Alberts Fenſter geworfen.“

„Ja, das that ich, und ich rühme mich deß!“ ſprach der Friſeur freudig.

„Bringen Sie ſein Geſtändniß zu Protokoll, Herr Stadtſecretair!“ ſagte der Bürgermeiſter mit einem kläglichen Tone.

„Ich hoffe,“ fuhr Blaſſmann muthig fort, „die edlen und hochweiſen Herren werden mich darüber mehr loben als ſchelten. Die Illuminaten war von Denenſelben befohlen, alle Bürger und Einwohner leiſteten Gehorſam, nur Monſieur Albert ſpielte den Freyherrn, und ſteckte kein Licht an; da gerieth ich in Eifer, und warf ihm die nachtſchwarzen Fenſter ein, um dem edlen Rathe meine Ergebenheit und dem Oſtindier Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu beweiſen.“

„Er hat ſehr fehl geſchoſſen!“ ſagte der Stadtſecretair. „Eben der Mann, den Er durch eine tumultuariſche, geſetzwidrige Handlung zu ehren glaubte, iſt als Kläger gegen Ihn aufgetreten, und dringt darauf, daß Er gezüchtiget werde. Und das verdient Er in jeder Betrachtung! Denn ich weiß ſehr gut, daß Sein vorgeblicher edler Enthuſiasmus nichts als Rache, hämiſche Selbſtrache, war.“

„Und ich weiß ſehr gut,“ ſagte Blaſſmann nachſpottend, „daß der Herr Stadtſecretair mein Freund nicht ſind.“

„Das geſteh' ich gern;“ antwortete Kreiſel. „Wie könnt' ich der Freund eines Menſchen von Seinem Schlage ſeyn? — Eines Menſchen, der immer, wie die tauſendzüngige Fama, die Poſaune der Klätſcherey am Munde hat, und überall wo er ſeinen Fuß hinſetzt, den Samen der Zwietracht ausſtreut. — Doch wozu dieſer Wortwechſel?

Er hat die gerügte That eingeſtanden; die Herren des Raths mögen Sein Strafurtheil ſprechen."

Der Bürgermeiſter rieb ſich verlegen die Stirn. Er befahl dem frechen Sünder, vor der Hand abzutreten, und im Vorſaal auf weitern Beſcheid zu warten.

„Was machen wir nun mit dem Schuft?" ſagte der Bürgermeiſter, und ſah ſeine Collegen an. „Meinetwegen möcht' er gehangen werden; aber die Damen ſchirmen und ſchützen ihn."

„Ja, bey denen gilt er mehr, als er werth iſt!" hat Herr Trottel ſeufzend ein.

„Allen Reſpekt gegen die Damen!" ſagte der Stadtrichter. „Ihre Protektion kann und darf aber den ſtracken Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen."

„Dieſer Meinung trete ich vollkommen bey;" ſprach Magiſter Gabriel.

„Ihr Herren könnt gut reden! Ihr habt

keine Weiber!" ächzte der Bürgermeiſter. „Aber wir armen beyden Ehemänner werden's ausbaden müſſen, wenn der Hausſchlange, dem Blaſſmann, etwas zu Leid geſchieht."

„Und das muß nothwendig geſchehen;" ſagte der Stadtſecretair. „Das iſt der Magiſtrat ſeiner Ehre und den Geſetzen ſchuldig. Und überdieß hat unſer Freund und Gönner, Herr Richard, der ſich den Sturm auf Alberts Fenſter nicht zurechnen laſſen will, mit dürren Worten gebeten, den Thäter auf eine ausgezeichnete Weiſe zu beſtrafen. Wir dürfen ihm alſo nicht durch die Finger ſehen, und ihn etwa mit einem ſanften Verweiſe durchſchlüpfen laſſen."

Der Bürgermeiſter befand ſich in einem höchſt unangenehmen Gedränge, und ſaß einige Minuten lang in tiefen Gedanken. Endlich entſchloß er ſich, lieber ein häusliches Ungewitter auszuhalten, als den reichen

Mann vor den Kopf zu ſtoßen. Er forderte daher den Stadtſecretair auf, einen annehmlichen Vorſchlag zu Blaſſmanns Beſtrafung zu thun.

„Wir verfahren ſehr gnädig mit ihm,“ erwiederte Kreiſel, „wenn wir ihn zum Erſatz des angerichteten Schadens verurtheilen, und ihn überdieß, als Anſtifter eines öffentlichen Tumults, drey Tage, bey Waſſer und Brod, gefangen ſetzen.“

Der Conſul erſchrak, und rief: „Nein, das iſt zu hart! Das kann ich zu Hauſe nicht verantworten!“ Doch Herr Schneppe und Meiſter Gabriel ſtimmten dem Stadtſecretair bey, und Senator Trettel war aus Bequemlichkeit neutral. Der Bürgermeiſter ſtand nun, als Blaſſmanns Verfechter, allein auf dem Platze, und konnte das Feld nicht länger behaupten. Er gab alſo nach, handelte jedoch von den drey Gefängnißtagen einen herunter; und damit ihm wenigſtens

der Ausſpruch des Urtheils von ſeiner Hausherrin nicht zur Laſt gelegt werden könnte, ſo bat er den Stadtrichter, das Wort zu führen.

Blaſſmann ward wieder herein gerufen, und erwartete mit ruhiger Miene, völlig freygeſprochen zu werden. Als ihm aber der Stadtrichter ſeine Sentenz eröffnete, fuhr er heftig dagegen auf, ſchalt die Herren insgeſammt parteyiſche Richter, und erklärte mit ſtampfenden Füßen: er gehe durchaus nicht in den Bürger-Gehorſam.

„Nun, ſo muß man Ihn dahin führen laſſen;" verſetzte der Stadtrichter, und rief dem Rathsfrohn.

„Lebendig bringt Ihr mich nicht von der Stelle!" ſchrie der Perückenmacher dem herein tretenden Häſcher entgegen.

„Iſt er Arreſtant?" fragte Packer nach dem Rathstiſche hin; und kaum erhielt er ein Ja zurück, ſo wollte er ſeine Fauſt, wie

ein Raubvogel die Fänge, in Blaſſmanns Rockkragen einſchlagen. Aber entwiſchend lief der Flüchtling, als würde Haſchemännchen geſpielt, um den Gerichtstiſch herum, klammerte ſich bald an den, bald an jenen Stuhl, und riß beynahe die hochgebiethenden Herren ſammt ihren Thronen zu Boden. Zuletzt fuhr er mit ſolchem Ungeſtüm unter den Tiſch, daß alle darauf ſtehende Tintenfäſſer vor Schrecken aufſprangen und ſchwarze Thränenbäche vergoſſen. Eine der langen Manſchetten des Stadtrichters hatte das Unglück, von der raſchen Fluth ergriffen zu werden. Dieſer Schandfleck ſetzte den zierlichen Mann in Wuth. „Nun ergebt Euch den Augenblick!“ rief er unter den Tiſch hinunter. „Sonſt ſchwör' ich hoch und theuer, daß Ihr nicht zwey Tage, ſondern zwey Wochen, gefangen ſitzen ſollt!“

Blaſſmann kroch hervor, und ſagte: „Laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort mit

einander ſprechen, meine Herren! Sie wollen das Einwerfen der Albert'ſchen Fenſter mit zweytägigem Gefängniß beſtrafen, und ich muß mir das gefallen laſſen. Aber von dieſen zwey Tagen kommen höchſtens nur zwey Stunden auf meinen Kopf; denn es nahmen wenigſtens vier und zwanzig Perſonen an der Canonade Theil, und alle dieſe Gehülfen will ich jetzt nahmentlich angeben, damit jeder ſeinen Lohn empfange. Schreiben Sie, Herr Stadtſecretair!"

„Schurke!" murmelte Kretſel in ſich hinein, und ſchrieb die ihm genannten Mitſchuldigen auf. Als er aber damit fertig war, erklärte er dem Denuncianten, daß der Verrath ſeiner Spieß- und Steingeſellen keinen rechtlichen Bewegungsgrund darbiethe, die ihm zuerkannte Strafe um eine Minute zu verkürzen, ſondern daß er vielmehr durch dieſe niederträchtige Angeberey verdient hätte, mit doppelter Buße belegt zu werden. Blaß-

mann wollte ſich von neuem dagegen auf-lehnen; aber Packer, dem der Stadtrichter mit den Augen winkte, ergriff ihn ſchnell am Arme, ſchleuderte ihn zur Thür hinaus, und brachte ihn glücklich ins Gefängniß, unge-achtet der Arreſtant unabläſſig mit ihm rang, ſich mit dem Brenneiſen und dem Puderbeu-tel wehrte, und damit den Gaſſen und Gäß-lein, durch welche das Gefecht ging, ein eben ſo unerwartetes als lächerliches Schau-ſpiel gab. Packer ward bey dem Kampfe ſo weiß, als wäre er mit ſeinem dunkelblau-en Rocke in einen Mehlſack gekrochen. Die Herren des Raths brachen in ein Gelächter aus, als er ſo geſtaltet zurück kam, und ſei-nen gehorſamſten Bericht über die vollzoge-ne Verhaftung abſtattete.

Nur der Bürgermeiſter war zum Lachen nicht aufgelegt. denn er mußte nun bald vor dem furchtbaren Richterſtuhle ſeines Weibes erſcheinen, und Rechenſchaft geben

von einer That, deren höchſte Mißbilligung er mit Zittern voraus ſah. Er fürchtete, daß ihm ein gräßlicher Zank ſein für dieſen Mittag zubereitetes Leib- und Lieblingsgericht, Schinken mit Erbſen, verbittern und verſalzen würde. Und indem ihm dieſe traurigen Gedanken durch den Kopf zogen, ſandte ihm ſeine Gemahlin, noch vor Ablauf der gewöhnlichen Gerichtszeit, einen Bothen, mit dem gemeſſenſten Befehle, ſich ſofort nach Hauſe zu verfügen. Beſtürzt nahm er Hut und Stock, und empfahl ſich mit ängſtlicher Eilfertigkeit. „Mein Herr Bürgermeiſter," ſagte der ſchalkhafte Stadtrichter, „es dünkt mich heute nöthiger als jemahls, Ihnen eine geſegnete und fröhliche Mahlzeit zu wünſchen." Schweigend verſchmerzte der Bürgermeiſter den Stich, fand es aber in ſeinem Herzen ſehr unchriſtlich, einen Betrübten noch mehr zu betrüben.

„Seyd ihr alle närriſch geworden auf dem Rathhauſe?“ fuhr ihm mit zornfunkelnden Augen ſein Hausdrache entgegen. „Warum verfolgt ihr Barbaren den ehrlichen Blaſſmann? — Der arme Menſch ſchickt aus der Bütteley zu mir, meldet mir die ganze Paſtete, und fleht mich um Beyſtand an. Er ſolle, läßt er mir ſagen, zwey Tage, bey Waſſer und Brod, ſitzen. Iſt das wahr?“

„Ja, leider iſt's wahr!“ ſeufzte Herr Felden. „Aber ich bin nicht Schuld — ich bin wahrlich nicht Schuld, liebe Frau! — Der Lſündter, dem man nichts abſchlagen kann, drang auf ſtrenge Beſtrafung — der Stadtrichter, der harte Mann, ſprach das Urthel — und ich — überſchrien, überſtimmt — was wollt' ich machen?“

„Du biſt ein regierender Bürgermeiſter wie ein Hund für'n Groſchen!“ rief ſie, mit grimmigem Gelächter. „Komm her, du Re-

gent, ich will dir die Krone aufſetzen, die dir gebührt!" Damit drückte ſie ihn auf einen Stuhl, hob ihm die Perücke vom Kopfe, ſtülpte ihm eine Nachtmütze auf, und zog ſie ihm über Augen und Ohren herunter. „Da ſitz' und hungere, du Schlafmütze!" ſagte ſie. „Deine Portion Schinken und deine Flaſche Doppelbier habe ich dem unſchuldig Gefangenen geſchickt, und Du magſt, an ſeiner Statt, mit Waſſer und Brod fürlieb nehmen."

„Nein, das geht zu weit! Das iſt wider Urthel und Recht!" ſchrie er aufſpringend, und machte Miene, ſich als Mann und Hausherr zu zeigen. Er warf die Nachtmütze auf den Fußboden, ſetzte die Perücke haſtig wieder auf, ergriff ſeinen Stock, und es war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ausgehen oder Schläge austheilen wollte. Die Wahrſcheinlichkeit des Letztern gewann ſogar die Oberhand; denn er ging raſch auf

ſeine Frau zu, und — ſagte mit weinerlicher Stimme: „Haſt du nicht noch ein Bißchen Schinken für mich?“—

Sie lachte laut auf, und verſprach ihm ein kleines Schnittchen, wenn er angeloben wolle, ſogleich nach der Mahlzeit Anſtalt zu treffen daß der Gefangene wieder auf freyen Fuß komme. „Er iſt der einzige Menſch in der Stadt,“ ſagte ſie, „der mir den gebührenden Reſpekt erweiſ't; darum ſchütz' ich ihn aus ganzer Macht, und beſtehe darauf, daß er noch vor Sonnen Untergang wieder losgelaſſen werde. Sonſt ruf' ich alle Weiber der Stadt zuſammen, wir machen einen Auftuhr, ſtürmen das Gefängniß, und führen den wackern Mann im Triumph heraus.“

„Da ſey Gott vor!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Die franzöſiſche Revolution hat in Europa ſchon alles auf den Kopf geſtellt; drum wollen wir doch ja in unſerer lieben

ben Stadt, wo bisher noch Ruhe und Ordnung herrschten, keinen solchen Wirrwarr anfangen. Blassmann soll binnen drey Stunden frey seyn; hier hast du meine Hand darauf. Aber nun beschicke den Tisch; mich hungert entsetzlich!"

Nach eingenommener Mahlzeit, die sehr knapp ausfiel, weil wirklich der gröste und beste Theil derselben schon in der Bütteley verzehrt worden war, ging der Bürgermeister mit schwerem Herzen zum Stadtrichter, vertraute ihm seine häusliche Noth, und bat dringend, des Friseurs Freylassung zu genehmigen. Herr Schneppe bewilligte, nach einigem Widerspruch und Gehöhne, die Bitte des Kreuzträgers, ließ sich aber durch keine Vorstellung bewegen, die zugestandene Befreyung sogleich zu gestatten, sondern beharrte darauf, den Verbrecher bis nach Sonnen Untergang im Kerker zappeln zu lassen.

Während der Zeit eilte Madame Felden

zur Frau Gevatterin Trottel, weil deren Fenſter die angenehme Ausſicht auf die Hütteln hatten. Es wurden mehrere gleichgeſinnte Damen dahin zu dem Vergnügen berufen, den edlen Dulder aus den Pforten des Kerkers wandeln zu ſehen. Sie warteten insgeſammt mit brennender Sehnſucht auf dieſes herrliche Schauſpiel. Endlich ging die Sonne unter, und der Damen Sonne ging auf. Herr Blaſſmann trat aus dem ſchwarzen Gefängnißpförtchen frey hervor. „Vivat! vivat!“ riefen ſeine Gönnerinnen aus den geöffneten Fenſtern, und ſchwangen ihm weiße Tücher, als Freudenfahnen, entgegen. Gerührt blieb er ſtehen, entblößte ſein Haupt, verbeugte ſich tief, und begab ſich, von neuem Vivatruf begleitet, ſtolz und fröhlich nach Hauſe.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Das Caſſino.

Herr Kreiſel, der keine Gelegenheit verſäumte, ſeinen poetiſchen Springbrunnen ſpielen zu laſſen, goß ſeinen gerechten Aerger über Blaſſmanns Triumph in einem ſatyriſch-komiſchen Gedichte aus, das aber erſt nach ſeinem Tode — den Apollo und die Muſen noch lange abwenden mögen! — gedruckt werden ſoll. Er theilte das Manuſcript bloß dem Stadtrichter und dem Oſtindier mit, die ſich nicht wenig daran ergötzten. Richard und Kreiſel waren vertraute Freunde geworden. Sie kamen täglich zuſammen, und Michelheims Horaz befand ſich an der üppigen Tafel des oſtindiſchen Mäcenas ungleich beſſer, als an dem magern Koſttiſche des Rathskellers, wo er gewöhnlich zu ſpeiſen pflegte.

Eines Tages erinnerte ihn Richard an ihr, bey des Dichters erſtem Beſuche, gehaltenes Geſpräch über den Geiſt der Kleinſtädter. „Ihre Schilderung," ſprach er, „dünkte mich damahls ein Caricaturbild; doch je länger ich hier wohne, je treffender finde ich Ihr Gemählde, und das Poſſenſpiel, das täglich vor meinen Augen aufgeführt wird, beluſtiget mich. Ich wünſchte nur, daß ich einen bequemern Sitz vor der Bühne hätte. Der Aufenthalt im Gaſthofe, wo mich faſt jede Nacht das Getümmel der Frachtfuhrleute im Schlafe ſtört, will mir nicht mehr gefallen."

Kreiſel ſchlug ihm den Ankauf eines großen Meierhofes vor, der am Ende der Vorſtadt lag, und mit einem ſchönen, geräumigen Herrenhauſe verſehen war, das ein in Ungnade gefallener Miniſter erſt vor zehn Jahren gebaut, und bis an ſeinen, kurz vor Richards Ankunft erfolgten Tod einſied-

lerisch bewohnt hatte. Den Werth und die Annehmlichkeit des Grundstücks erhöhte ein zierlicher Lustgarten, der sich eben jetzt in Gefahr befand, vernichtet und in ein Krautfeld verwandelt zu werden. Ein reicher Bauer handelte mit dem Erben des Ministers um das Gütchen, und hatte schon auf der Bierbank das Todesurtheil über den Garten gesprochen. Er war aber zum Glück noch nicht Herr über Leben und Tod der Blumen und Bäume; denn der Abschluß des Handels stieß sich noch an einige hundert Thaler, die der zähe Landmann nicht geben und der geitzige Erbe nicht nachlassen wollte.

Richard entschloß sich sogleich, den Garten vom Untergange zu retten. Die beyden Freunde besahen mit einander den Meierhof. Er gefiel dem Indier; und da ihm die paar hundert Thaler, derentwegen sich der Krautbauer unschlüssig hinter den Ohren krayte,

eine Kleinigkeit waren, ſo kam der Kauf mit drey Worten zu Stande.

Einige Tage darauf bezog Richard ſein neues Wohnhaus. Das machte Aufſehen! Die ganze Stadt ſprach eine Woche lang von nichts anderm. Man hielt es nun für entſchieden, daß er ſein Leben in Michelheim beſchließen, und ſich mit Eliſen vermählen würde. Das Letztere glaubte man um ſo eher, da die Sage ging, Albert und der Hauptmann wären mit einander zerfallen, weil Dieſer am Richardsfeſte ziemlich glänzend illuminirt, und Jener es ganz unterlaſſen hatte. Beyde ſollten ſich darüber, wie es hieß, Vorwürfe gemacht und tüchtig gezankt haben. Dieſes ſchwankende Gerücht ſchien ſogar durch den Umſtand, daß Albert den zweyten Tag nach der Illumination mit Sack und Pack von Michelheim abgereiſ't war, einigen Halt zu bekommen. Die zerſchmetterten Fenſter hatte er ſeinem Hauswirthe bezahlt, und ſich

gegen den Magiſtrat ſchriftlich erklärt, daß er den Betrag des von dem Friſeur zu leiſtenden Schadenerſatzes der Armenkaſſe ſchenke. Er hatte damit in Michelheim gleichſam ſein Teſtament gemacht, und die Spürer und Forſcher wollten auch noch aus vielen andern Merkmahlen ſchließen, daß es mit ſeinem Leben dort aus ſey Eliſens Feindinnen mißgönnten ihr zwar den reichen Gemahl, der ihr beſtimmt ſchien; doch auf der andern Seite ſah man es gern, daß der gaſtfreye Mann, der nun auch nächſtens wieder einen ſtattlichen Einzugsſchmaus geben mußte, in Michelheim blieb, und ſo hoben ſich Verdruß und Vergnügen gegen einander auf.

Nur der Gaſtwirth war mit dem Kaufe des Meierhofes ſehr unzufrieden. Er verlor dadurch einen Miethmann, den er zeitlebens zu behalten gewünſcht hätte Das obere Stockwerk ſeines Hauſes brachte ihm oft

Monate lang keinen Groſchen ein, weil ſelten ein Reiſender von Stande nach Michelheim kam, und die im goldnen Faſſe ausſpannenden Frachtführer nicht gewohnt waren, ſich beſondere Zimmer geben zu laſſen. Doch der betrübte Mann ward auf eine unverhoffte Weiſe getröſtet. Die Honoratioren des Orts plagte ſeit einiger Zeit der Wunſch, ein Caſſino zu beſitzen, damit andere groſſe Städte — denn unter dieſe zählte jeder Michelheimer ſein Michelheim — nichts vor ihnen voraus hätten. Es war aber, ſeitdem dieſer Einfall ihre Köpfe beſchäftigte, kein Haus mit hinreichendem Raum zu einer ſolchen ins Groſſe gehenden Anſtalt zu finden. Da ward nun auf Einmahl der Hauptſtock des Gaſthofes wieder leer, und eignete ſich vollkommen dazu: denn er enthielt vier Zimmer in Einer Reihe, und neben denſelben einen Saal, der den einzigen Fehler hatte, daß Tänzer von

etwas langer Statur ihre Sprünge vorſichtig zügeln mußten, um nicht mit der Scheitel an die Sterne zu ſtoßen, mit welchen die Decke auf einem azurblauen Grunde ſinnvoll bemahlt war, um anzudeuten, daß man ſich hier in einem Himmel befinde. Herr Kreiſel, der den Auftrag hatte, einen Platz für das Caſſino auszuforſchen, ergriff die ſchöne Gelegenheit, und konnte den anſehnlichen Zins, den der Gaſtwirth forderte, um ſo leichter gewähren, da ſich Richard erklärte, dem Caſſino beyzutreten, und die Hälfte der Jahrmiethe allein zu tragen. Er wollte durch dieſes Opfer den knauſerigen Herren und Damen des Städtchens einen Gefallen erweiſen, und überhaupt das Gelingen der Sache befördern, damit er, ſo oft es ihm gefiele, das Vergnügen haben könnte, die ſchnurrigen Männlein und Weiblein gleichſam in ihren Schlafröcken und Nachthauben zu ſehen, weil ſie in einem

Hauſe, wo ſie für ihr Geld lebten, nicht genöthiget waren, ſich Zwang anzuthun. Denn lud er ſie zu Gaſte, ſo verlarvten und verſchönerten ſie ihre Natur, und kehrten die beſte Seite heraus. Sie machten ſich freylich gerade dann am lächerlichſten, wenn ſie ſich verſetzten, recht zierlich und liebenswürdig zu ſeyn: doch auf ihren hohen Paradepferden hatte ſie Richard ſchon mehrmahls geſehen; er wollte ſie nun auch als nachläſſige Fußgänger kennen lernen.

Sein freygebiges Anerbiethen nahmen Alle, die zu dem Caſſino unterzeichneten, ohne Bedenken mit Dank an; aber dennoch wäre beynahe das treffliche Werk aus zwey Urſachen fehlgegangig geworden. Erſtens verlangten die meiſten Theilnehmer, der Gaſtwirth ſolle ihnen die Freyheit geſtatten, ihre Bierflaſchen und Butterſchnitten mitzubringen, weil ſie unter ſeinem prächtigen Sternenhimmel eben ſo wohlfeil

als zu Hauſe leben wollten: er hingegen beſtand darauf, ſie ſollten und müßten, wenn ſie in ſeinem Himmelreiche etwas genießen wollten, bey ihm in die Koſt gehen, und ihm einen billigen Gewinn zufließen laſſen. Der zweyte Anſtoß entſprang aus Blaſſmanns frechem Vorhaben, ein Mitglied des Caſſino's zu werden. Denn wie ſich ein Theater-Recenſent nothwendig ins Schauſpielhaus begeben muß, wenn er Schauſpiele beurtheilen will, ſo hielt auch Blaſſmann ſeine tägliche Gegenwart im Caſſino für erforderlich, um alle Handlungen, Worte und Geberden der Verſammlung zu belauern, und immer neuen Stoff zu Aufhetzungen daraus zu ſchöpfen. Er nahm daher, als er die in den vornehmen Häuſern umlaufende Unterzeichnungs-Liſte irgendwo fand, eigenmächtig die Feder, und ſchrieb ſeinen werthen Nahmen darunter. Aber zornig ſtrich ihn Kreiſel wieder aus,

und ließ dem Taugenichts ſagen: er möge ſich auf keine Weiſe zum Caſſino einrichten, indem dort für ihn und ſeines Gleichen kein Platz ſey. Aufgebracht lief Blaſſmann zu ſeiner Schutzgöttin, und beklagte ſich über dieſe Beleidigung. Sie verſprach, ſeine Aufnahme in die geſchloſſene Geſellſchaft entweder durchzuſetzen, oder die ganze Anſtalt in der Geburt zu erſticken. Ihr Gemahl ward durch eine gute Portion weſtphäliſchen Schinken gewonnen, dem abgewieſenen Caſſino-Candidaten nicht nur ſelbſt ſeine Stimme zu geben, ſondern auch die Stimmen anderer wichtigen Männer für ihn zu ſammeln. Der Werber ging aus, betrieb ſein Geſchäft mit Eifer, und war nicht unglücklich darin, weil er den Haarkräusler allenthalben als einen ſchätzbaren Künſtler und ſeinen Hausfreund darſtellte. Als er aber an der Spitze ſeiner Bundesgenoſſen anrückte, um für ihn einen Stuhl im Caſſino

zu erobern, ſchlug ihn Richard mit wenigen Worten auf's Haupt. Er erklärte nähmlich: er ſage ſich, wenn er mit dem klatſchhaften Perückenmacher in Geſellſchaft treten ſolle, von dem Caſſino und ſeinem Verſprechen, den halben Jahrzins zu bezahlen, völlig los, wolle hingegen die Berichtigung der ganzen Hausmiethe übernehmen, wenn dem zudringlichen Menſchen die Thür verſchloſſen würde. Das that gute Wirkung. Blaſimann bekam nun einſtimmig den Reyuls, und ſelbſt ſeine hohe Beſchützerin ließ ihn im Stiche, weil der Freyplatz im Caſſino ihrem Geitze behagte.

Auch die Streitigkeit mit dem Gaſtwirth endigte ein gütlicher Vertrag. Es ward ſcharf behandelt und beſtimmt, was er für eine Flaſche Bier, eine Portion Butterbrod, und ſo weiter, zu fordern berechtiget ſeyn ſolle; und als er ſich dieſen Zügel anlegen ließ, war man zufrieden.

Das Caſſino ward mit einer fröhlichen Abendmahlzeit eingeweiht. Aber bey der Tafel ereignete ſich ein verdrießlicher Vorfall. Es flog ein anſehnlicher Klumpen weicher Straßenkoth durch ein offnes Fenſter ins Speiſezimmer, und ſchoß der Frau Bürgermeiſterin ſo vollſtändig ins Geſicht, daß es plötzlich, wie mit einer ſchwarzen Larve, bedeckt ward. „Blaſſmann ſpukt!“ rief Kreiſel, und ſtürzte fort, indem die übrige Geſellſchaft von unthätigem Entſetzen gelähmt ſaß. Er wollte den Thäter fangen, und rannte, da er niemanden vor dem Hauſe fand, in Blaſſmanns Wohnung. Aber ruhig, wie die reinſte Unſchuld, war der fleißige Mann mit dem Bau einer Perücke beſchäftiget, und verſicherte hoch und theuer, er ſey den ganzen Abend von ſeinem Stuhle nicht aufgeſtanden. Kreiſel konnte ihn des Gegentheils nicht überweiſen; er mußte ſich unverrichteter Sache zurückziehen.

Indeſſen hatte ſich die Frau Bürgermeiſterin demaskirt, und die verſcheuchte Freude fand ſich allmählich wieder ein. Sie waltete beſonders beym Nachtiſch, als man ein heiteres, von dem gekrönten Poeten ausdrücklich zu dieſer Gelegenheit gedichtetes Einweihungslied ſang, wovon hier eine Strophe zur Probe ſtehen mag.

Tretet froh und gutgeſinnt
In der Freundſchaft Hallen!
Nach des Tages Hitz' und Laſt,
Sey hier wohl uns Allen:
Lieb' und Freundſchaft, Hand in Hand,
Mögen traut hier wallen,
Und die Zanker jaget fort
In des Teufels Krallen!

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Geſellige Unterhaltungen im Caſſino.

Die fliegende Larve kam wirklich aus Blaſſmanns Hand. Da er aber gleich nach dem Schuß, wie ein gehetzter Haſe, davon lief, ſo gelang es ihm, ſeine Klauſe unentdeckt zu erreichen. Es that ihm nicht im geringſten leid, als er hörte, daß der blinde Wurf die wortbrüchig gewordene Frau Bürgermeiſterin getroffen hatte. Er wollte jedoch nicht ganz mit ihr in Feindſchaft gerathen; darum ging er des nächſten Morgens mit frecher Stirn zu ihr. Sie empfing ihn kalt, und zieh ihn der ihr widerfahrenen Mißhandlung. Er geberdete ſich, als wandelte ihn eine Schreckens-Ohnmacht an, ſchlug ſo heftig, daß Puderwolken aufflogen, an ſeine Bruſt, betheuerte damit ſeine Unſchuld, und nannte verſchiedene Perſonen, welche

welche die verruchte That wohl verübt haben könnten. Sie glaubte ihm: die alte Freundſchaft ward wieder hergeſtellt. Als ſie aber die von ihm beſchuldigten Leute vor Gericht gezogen haben wollte, und der Bürgermeiſter darüber die Abfaſſung eines Protokolls auf dem Rathhauſe verlangte, ſagte Kreiſel mit Unwillen: „Ich ſetze deßhalb keine Feder an! Soll ich zum Werkzeuge dienen, unſchuldige Menſchen zu quälen? Bloßmann, und kein Anderer, war der Larvenfabrikant! Er kann aber beſſer laufen als ich, und darin beſteht ſeine Unſchuld.“

Der Stadtrichter war gleicher Meinung. Die Unterſuchung ward nicht angeſtellt. Beyde Widerſprecher fielen bey der Frau Bürgermeiſterin in Ungnade, machten ſich aber wenig daraus.

Das Caſſino war, wie ſich voraus ſehen ließ, ein Schauplatz vieler Lächerlichkeiten. Man beſtrebte ſich hier allgemein, die Sit-

ten und Gebräuche der Groſsſtädter nachzuahmen. Es war aber ſchon ein Verſtoſs gegen die anderwärtige Verfaſſung der ächten Caſſino's, daſs in dem zu Michelheim die Damen einen Tag wie den andern Sitz und Stimme hatten. Sie zierten ſich, wie gewöhnlich, am meiſten. Sie entſagten vor allen Dingen dem guten Stadtbiere, das ſie insgeſammt liebten, und tranken ſchwachen, erbärmlichen Thee, mit möglichſter Schonung des dazu gegebenen wenigen Zuckers, den ſie einſteckten und mit nach Hauſe nahmen. Der Tabaksrauch, der ſchon ihre Wiegen umnebelt hatte, ward ihnen auf Einmahl unleidlich. Sie bekamen den Huſten und andre Uebelkeiten davon, und führten den Schmauchern oft zu Gemüthe, daſs die Damen in groſsen Städten mit dieſer garſtigen Unart verſchont würden.

Da ſie ſich in Allem, ſo viel als möglich, nach jenen Vorbildern richteten, ſo hät-

ten ſie auch gern mit feinen Damen-Arbeiten, zum Beyſpiel mit denen, die man im gemeinen Leben — wenn Schreiber dieſes recht gehört hat — Tambouriren und Häkeln nennt, öffentlich geprunkt; doch nur geübt, die Maultrommel der Klatſcherey zu rühren, und einander, wie Katzen, zu häkeln, machten ſie in jenen Künſten unglückliche Verſuche, und handhabten dann wieder die alten Stricknadeln, die übrigens hier kein Tadel treffen ſoll, weil ſie ſeit uralter Zeit, in den Händen fleißiger Hausfrauen, mehr Nutzen ſtifteten, als von der Tambourin-Nadel bis ans Ende der Welt zu rühmen ſeyn wird. Eines Abends hatte eine alte Matrone, der ſogar das Stricken nicht recht von der Hand ging, den wunderbaren Einfall, ſich ihr Spinnrad ins Caſſino nachtragen zu laſſen. Darüber fuhr aber die ganze Geſellſchaft ſcheltend auf, und erklärte dem Mütterchen, daß dieſe gar zu

gemeine Beſchäftigung hier nicht geduldet werden könne. Das Spinnrad mußte nun ſogleich den vornehmen Ort mit Schimpf und Schande wieder verlaſſen.

Bisweilen nahm man Pfänderſpiele vor, wobey mit einem zuſammengedrehten Tuche weidlich kallaſcht wurde. Die Frau Doctorin Salm, die gern mit ihrem Bißchen Witz und Verſtand glänzte, brachte das Sprichwörterſpiel in Vorſchlag. Man kam aber damit nicht fort, weil nur ſie und der Stadtſecretair die Fähigkeit beſaßen, Rollen zu übernehmen, und aus dem Stegreif zu ſprechen. Dann und wann unterhielt ſie auch die Geſellſchaft dadurch, daß ſie die Komödienzettel, die ſie wöchentlich aus der Hauptſtadt erhielt, von Wort zu Wort ablas, und den Inhalt der ihr bekannten Stücke declamatoriſch vortrug. Die Zettel wurden dann, nach der Zeitfolge, an die Wand geheftet, damit es das Anſehen haben ſollte,

als würde täglich in Michelheim ein Schauſpiel gegeben.

Die Herren vertrieben ſich meiſtens die Zeit mit Kartenſpielen, wobey Mancher, der ein paar Gröſchlein verlor, Fortunen deßhalb noch heftiger ausſchalt, als weiland der Dichter Bürger, der ſie, wie bekannt, öffentlich an den Pranger ſtellte. Andere, die nicht ſpielten, tummelten ſich auf dem Steckenpferde der Politik. Der muthigſte Reiter war der Kaufmann Cubebius. Er wußte die geheimſten Geheimniſſe der europäiſchen Cabinette; und wollte man ihm nicht glauben, ſo zog er Briefe aus der Taſche, ſchlug darauf, und ſprach: „Da ſteht's, meine Herren! Mehr ſag' ich nicht!" — Einsmahls verlor er im Caſſino einen ſolchen wichtigen Brief, auf den er kurz zuvor ſtark gepocht hatte. Der glückliche Finder lief begierig damit in einen Winkel, und zu ſeinem Erſtaunen enthielt die

Depeſche nichts als die Worte: „Ew. Edlen werde die verlangten Partien Pfeffer und Swicent-Tabak nächſtens durch Fuhrmann Steffen dienſtwillig zu übermachen ohnermangeln.“

Auch der leibliche Genuß im Caſſino veranlaßte verſchiedene lächerliche Auftritte. Alle Gattungen von Speiſe und Trank, die gewöhnlich an ſolchen Orten begehrt werden, waren vertragsmäßig auf den geringſten Preis herabgeſetzt, und doch den ſparſüchtigen Gäſten noch viel zu theuer. Sie führten daher manches Päckchen Butterbrod heimlich ein, und verzehrten es in einem Winkel, damit der Unterſchleif von dem Gaſtwirth und den Seinigen nicht bemerkt werden ſollte. Man trieb oft die Vorſicht ſo weit, daß der eine Ehegatte Wache hielt und, wie ein Schirm, vortrat, wenn der andere die Contrebande verſchluckte; aber dennoch ertappte der lauernde Wirth einige

ſolche Paſcher auf der That, und beſtrafte ſie laut und öffentlich mit unglimpflichen Worten.

Alle dieſe Erbärmlichkeiten waren dem Oſtindier um ſo mehr eine reiche Quelle von Beluſtigung, da ſie gegen ſeine Art zu leben und zu handeln himmelweit abſtachen. Er brachte die meiſten Abende im Caſſino zu, ungeachtet er dort keine ruhige Stunde hatte, weil er beſtändig mit kriechenden Ehrfurchtsbezeigungen, ekelhaften Schmeicheleyen und einfältigen Fragen gehudelt ward. Die guten Michelheimer, die einander immer mit ihren weitſchweifigen Amtstiteln anredeten, konnten ſich durchaus nicht daran gewöhnen, den ungeheuer reichen Mann nur ſchlechtweg bey ſeinem Nahmen zu nennen. Einer nannte ihn Excellenz, der andere Ew. Hoheit, und das kahle Sie ging nur Wenigen über die Zunge; die Meiſten ſagten Dieſelben oder gar Hochdieſelben. Es ward ihm

oft dringend ans Herz gelegt, ſich in den Grafenſtand erheben zu laſſen. Die Leutchen hätten für ihr Leben gern einen Grafen in ihrem Caſſino gehabt. Auch war es ihnen nicht lieb, daß er das aſiatiſche Gewand, das er Anfangs in Michelheim trug, ſchon ſeit einigen Monaten abgelegt hatte, und jetzt überall in der gewöhnlichen europäiſchen Kleidung erſchien. Sie fühlten ſich überaus glücklich, wenn ſie vor irgend einem Götzen, der durch äußerlichen Glanz einen ſtarken Eindruck auf ihre Augen machte, niederfallen und anbeten konnten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Das Narrenreich.

Es war in den erſten Tagen des Septembers, als einsmahls die Titelnarren dem Oſtindier ganz beſonders ſcharf zuſetzten, ſich um die Grafenwürde zu bewerben, oder ſich wenigſtens einen anſehnlichen Titel zu verſchaffen, der, wie ſie verſicherten, von ihrem Landesfürſten um einen billigen Preis zu erhalten ſeyn würde. Richard hatte bey dieſem Geſchwätz, das kein Ende nahm, ſehr lange Weile. Er bat den Stadtſecretair leiſe, mit ihm in ſeine Wohnung zu gehen, wo ſie bey einer Flaſche Burgunder ein vernünftiges Wort ſprechen wollten.

Sie gingen. Es blieb nicht bey einer Flaſche. Der Burgunder war gut; ſie wurden luſtig.

Die Rede kam unter andern auf die Ti-

teinarren. „Kreiſel, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mir das Volk vom Halſe ſchaffe;" ſagte Richard. „Es will den titelloſen Menſchen durchaus nicht mehr unter ſich dulden; es beſteht darauf, er ſoll Graf werden."

„Ich würde gleich noch ein paar Schritte weiter gehen;" antwortete Kreiſel: „ich würde mich eigenmächtig zum König der Narren erheben."

„Zum König der Narren?" — fragte Richard mit Verwunderung. „Meinen Sie, daß ich Talent dazu habe?"

„Allerdings!" verſetzte der Dichter. „Sie haben Talent und Kraft, der Narren zu ſpotten, und zu dieſem Zweck einen Schwank, im Geſchmack der Narrengeſellſchaften und Narrenorden des Mittelalters und der babiniſchen Republik in Pohlen, auszuführen. Bey der letztern — die ihren Nahmen von dem Landgute eines

Magnaten hatte, der des Ordens Oberhaupt war — wählte man einen König, und beſetzte die vorzüglichſten Hof- und Staatsämter. Es gab viel zu lachen, weil die Aemter mit ſatyriſcher Beziehung auf den Charakter und die Neigung der Perſonen, die man beamtete, ertheilt wurden. Einen unmäßigen Zecher, zum Beyſpiel, ernannte man zum Kron-Großmundſchenken, einen ſtarken Eſſer zum Oberküchenmeiſter, einen feigen Maulhelden zum Kron-Großfeldherrn, und ſo weiter. Das hatte bisweilen eine heilſame Wirkung: mancher Verſpottete beſſerte ſich; und ſo ließen ſich vielleicht auch unſere Titelnarren auf dieſem Wege zur Vernunft bringen."

Richarden gefiel der Einfall. Er beſchloß ſogleich im fröhlichen Rauſche, die vorgeſchlagene Poſſe nächſtens zu ſpielen, und bey dem noch ſchuldigen Einweihungsfeſte ſeiner Wohnung die Narrenkrone zu tragen. Es

war dringend nöthig, jenes Feſt bald zu ge-
ben, weil er täglich darum gemahnt wurde.
Kreiſel griff alſo auf der Stelle zur Feder,
und entwarf das Formular eines Beſtal-
lungsbriefes für die Beamten des Narren-
reiches. Es lautete ſo:

„Da ich, nach langer Verblendung,
zur Erkenntniß gekommen bin, daß ein
Mann ohne Rang und Titel eine Later-
ne ohne Licht iſt, auch meine verehrten,
mit Titeln reichlich geſegneten Mitbür-
ger mir oft dringend ans Herz legten,
mich aus der Dunkelheit zu erheben,
und ein ſtrahlendes Licht leuchten zu
laſſen: ſo habe ich, um auf Einmahl
ein Stern der erſten Größe zu werden,
den Entſchluß gefaßt, das herrliche, im
Mittelalter blühende, aber ſeitdem un-
tergegangene Narrenreich aus ſeinen
Trümmern aufzurichten, es wieder in
der guten Stadt Michelheim neu zu

gründen, und mich zum König deſſelben zu erklären. Ich ſetze mir demnach hiermit ſelbſt die Narrenkrone auf, und ordne und gebiethe, daß männiglich mir die gebührende Verehrung erweiſe. Aber unvermögend, mein groſſes Reich allein zu verwalten, und daher in die Nothwendigkeit geſetzt, einen Theil der Regierungslaſt auf die Schultern treuer Diener zu legen, habe ich auf Euch *N. N.* mein Vertrauen geſtellt, und ernenne Euch hiermit — —" u. ſ. w.

Die Zecher ſchritten nun ſtracks zur Wahl der Hof- und Staatsbeamten, denen dergleichen Beſtallungsbriefe ins Haus geſandt werden ſollten. Sie beſtimmten den Bürgermeiſter zum Premier-Miniſter, den Stadtrichter zum Feldmarſchall, den Senator Trottel zum Oberküchenmeiſter, und den Magiſter Gabriel zum Conſiſtorial-Präſidenten. Die Stelle des Hof-

pocten bat ſich Herr Kreiſel aus. „Wenn aber die Komödie,“ ſprach er, „recht ordentlich und poſſirlich werden ſoll, ſo dürfen die hohen Reichsherren nicht in ihren gemeinen Philiſterkleidern nach Hof kommen; ſie müſſen in einem feyerlichern Coſtum erſcheinen; und das will ich ihnen von meinem Freunde, dem Director des fürſtlichen Theaters, verſchaffen.“

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Das Karrenlied.

Acht Tage darauf brachte die Poſt dem Stadtſecretair eine groſe Kiſte voll prächtiger, reichverbrämter, uralmodiſcher Staatskleider, nebſt ſpaniſchen Perücken, mit funfzehn bis zwanzig Stockwerken von Locken,

Hüten mit Federbüſchen, und anderm ſolchen Plunder, den man vor mehrern hundert Jahren an den Höfen zu Madrid und Paris trug. Alles war funkelneu, und noch nicht auf der Bühne gebraucht.

Kreiſel ordnete für jeden der vier Reichsbeamten, die im vorigen Kapitel gewählt wurden, einen vollſtändigen, ihrer Statur angemeſſenen Anzug, den ihnen Richard, ſammt der Beſtallungs-Urkunde, ins Haus ſchickte. Ein Handbriefchen beſtimmte ihnen zugleich einen gewiſſen Tag, an welchem ſie, mit den zugeſandten Gewändern bekleidet, zur feyerlichen Inſtallation und darauf folgenden Mittagstafel mit königlicher Equipage abgeholt werden ſollten. Die übrigen Notablen wurden, mit ihren vornehmen Familien, zur Abendtafel eingeladen.

Man war vorher auch Willens, den Kaufmann Cubebius zum Miniſter der aus-

wärtigen Angelegenheiten zu erheben, und noch mehrere Aemter mit andern Salbadern zu beſetzen; theils aber waren die angekommenen Paradekleider dazu nicht hinlänglich, theils hatte Richard nicht Luſt, mit jedem Pinſel vertraulich zu ſcherzen. Es blieb daher bey den ausgetheilten vier Rollen, weil der Zweck, die kleinſtädtiſche Titelſucht lächerlich zu machen, ſchon dadurch erreicht ward. Doch ſtellte Kreiſel, zur Verſpottung ſeiner hohen Vorgeſetzten, noch an, daß Richard ſeinem Affen ein eben ſolches Gewand fertigen ließ, wie es Jenen zugeſandt worden war, und wie es am Cour-Tage der Heiyoci ſelbſt anlegen wollte.

Was erſtaunten die Herren des Raths, als ſie die Beſtallungsbriefe und Ehrenkleider empfingen! Sie glaubten, der Oſtindier ſey wahnwitzig geworden. „Und iſt das wohl ein Wunder?“ ſagten ſie. „Er hat ſich eine lange Reihe von Jahren in einem

heißen

heißen Erdſtrich aufgehalten, hat dort den Krankheitsſtoff eingeſammelt, und wir haben nun das Unglück, daß ſein Koller hier ausbricht. Es iſt nur gut, daß er Geld genug hat, ſich ſelbſt ein Tollhaus zu bauen."

So ſprachen ſie auf dem Rathhauſe zu einander. Kreiſel war noch nicht da. Er kam, und belehrte ſie eines Beſſern. „Herr Richard iſt bey ſehr geſundem Verſtande!" hob er an. „Er hat bey der Stiftung ſeines Narrenreiches die gute Abſicht, unſerm todten geſelligen Leben etwas muntern Geiſt einzuhauchen. Stoßen ſich die Herren nur nicht an den Nahmen der Sache! Die Narrenorden ſtanden vor Zeiten in einem ſolchen Anſehen, daß ſich Könige und Fürſten nicht ſchämten, Mitglieder derſelben zu ſeyn."

„Herr Stadt-Secretarie!" ſagte der Bürgermeiſter, und drohte ihm mit erhobenem Zeigefinger: „Sie ſtecken mit dem Oſt-

indier unter Einer Decke, und wollen uns ungläublicher Dinge überreden. Womit können Sie die Wahrheit derſelben beweiſen?"

Kreiſel legte ihnen ein Buch vor, worin alles, was er geſagt hatte, gedruckt ſtand. Nun fanden ſie weiter kein Bedenken, ſich in den Königs- und Fürſtenſcherz einzulaſſen. Das Sprichwort: Aemtchen bringen Käppchen, machte ihnen noch mehr Luſt dazu. Doch nahmen ſie ehrlich mit einander die Abrede, die Käppchen nicht für ſich ſelbſt, ſondern für die ganze werthe Stadt und Bürgerſchaft, zuſchneiden zu laſſen.

Als nun der wichtige Tag erſchien, hatten ſie ſich, wie wahre Schauſpieler, ein Ankleidezimmer auf dem Rathhauſe eingerichtet, und legten ihre Hoftracht dort an, weil ſie ſich ſchämten, damit über die Straße zu gehen, und doch auch ihrem König nicht zumuthen wollten, jeden beſonders in ſeiner Wohnung abholen zu laſſen. Höflich erbaten ſie ſich daher Tages zuvor einen ein-

zigen Wagen, beſtellten ihn vor die Thür des Rathhauſes, und waren hier Richards bequemer und geräumiger Kutſche, die ſie ſchon kannten, gewärtig. Statt derſelben erſchien aber ein ungeheuer großer, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierter Palankin, den acht Bedienten auf den Schultern trugen, und eine zahlloſe Volksmenge begleitete. „Was in aller Welt ſoll das Gerüſt bedeuten?“ ſagten die Senatoren, und ſahen, mit gefalteten Händen, einander an. Da guckte der Stadtſecretair mit einer rieſenhaften Allongenperücke aus den ſeidenen Vorhängen des Palankins hervor, und winkte den Staunenden, ſich herab zu bemühen. Sie aber ſchüttelten ihre lockenreichen Häupter, und winkten ihm, herauf zu kommen. Er ſprang hinter den Couliſſen hervor, und ſchoß, wie ein Blitz, ins Rathhaus hinein. Die Zuſchauer ſchrien über ſeinen wunderlichen Anzug laut auf.

„Aber ich bitte Sie, was ſind das für Allanzereyen?“ fuhr ihm der Bürgermeiſter entgegen.

Kreiſel antwortete: er wundere ſich, daß ein in Oſtindien gewöhnlicher Tragiſeſſel einen Mann befremde, der ſo viel Reiſebeſchreibungen geleſen habe.

„Ey, ich kenne das Ding wohl!“ ſagte der Bürgermeiſter, ein wenig beſchämt. „Es will mir nur nicht gefallen, mich und meine Herren Collegen in dieſer Gänſeſteige tragen zu laſſen.“

„Nein, das muß ich verbitten!“ rief Herr Treuel. „Ich bin ein ſchwerbeleibter Mann, die Stellaſche bricht unter mir entzwey oder kippt um, und wir alle ſind Kinder des Todes.“

Der Stadtſecretair, dem es immer gelang, ſeine Vorgeſetzten, wie Marionetten, zu lenken, drang auch dießmahl mit ſeiner Beredſamkeit durch, und der Palankin ward,

unter dem Jauchzen des Volks, beſtiegen. Er faßte jedoch mit genauer Noth nur vier Perſonen. Das poetiſche Genie entſchloß ſich ſogleich, zu Fuß zu gehen, und lief, das allgemeine Gelächter nicht achtend, neben der Gänſeſteige her.

In einem oſtindiſchen Prunkgewande, auf einem hohen, thronartigen Seſſel ſitzend, empfing der König die ankommenden Staatsbeamten. Ihr Nachbild, der Affe, ſaß zu ſeinen Füßen, ſtand aber ſogleich auf, ſtellte ſich, wie dazu abgerichtet, in ihre Reihe, und verbeugte ſich, wie ſie. Die Thüren des Audienzſaales waren allen wohlgekleideten Perſonen, welche die Neugier aus der Stadt hergeführt hatte, geöffnet. Der König hielt eine kurze Rede, die den Inhalt der Beſtallungsbriefe, mit einiger Veränderung der Worte, wiederhohlte. Die Beamten huldigten ihm vermittelſt Handſchlages, und er forderte ſie dann auf, mit Freymüthigkeit

vorzutragen was ſie zum Beſten des Reiches in Anregung zu bringen hätten.

Das war der Punkt, wo ſie ihn erwarteten. Sie hatten ſich mit einander berathen, ihn den muthwilligen Scherz, den er mit ihnen trieb, theuer bezahlen zu laſſen.

Der Premier-Miniſter begann: das Straßenpflaſter in der Reſidenzſtadt Michelheim befinde ſich in einem ſolchen Verfall, daß an jedem dunkeln Abend die getreuen Unterthanen in Gefahr ſtänden, Arme und Beine zu brechen. Doch eine wahre Kleinigkeit für den königlichen Schatz, ein Sümmchen von ungefähr dreyhundert Thalern, helfe dem Uebel ab, und der Griffel der Geſchichte werde den Ruhm Sr. Majeſtät mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Stadt ſchreiben.

Der König bewilligte freundlich den Antrag. Die Zuſchauer jubelten, daß die Excel-

lenz in der Narrenkappe ſo weiſe geſprochen hatte.

Jetzt trat der Feldmarſchall vor, und ſagte: Die Armee, vorzüglich die Garniſon der Reſidenz, bedürfe verſchiedenes neues Kriegsgeräth und Rüſtzeug, beſonders Fahnen und Trommeln.

„Und das wird koſten?“ fragte der König, etwas ſtutzig.

„Praeter - propter Einhundert Reichsthaler.“ —

„Es ſey gewährt!“ —

Der Conſiſtorial-Präſident, den ſein Beſtallungsbrief zugleich zum Groß-Almoſenier ernannt hatte, that in der letztern Eigenſchaft den Mund am weiteſten auf: er bat um Erbauung eines Hoſpitals für die zahlreichen Armen der Stadt Michelheim.

„Dieſer Antrag,“ verſetzte der König, „ſtimmt mit meiner deßhalb ſchon gefaßten Entſchließung vollkommen überein. Ich

verſpreche den Armen, innerhalb eines Jahres, ein bequemes Haus, worin ſie vor allem Mangel geſchützt ſeyn ſollen."

„Das iſt edel, das iſt brav!" rief ein Zuſchauer, und ein allgemeines Händeklatſchen folgte darauf.

Endlich rückte der Oberküchenmeiſter mit einem ſonderbaren, ſeiner Rolle nicht zuſtändigen Anſuchen heraus. Er bat um Wildpret und ein Stückfaß guten Wein zur Feyer der nächſtens bevorſtehenden Rathswahl.

Lächelnd genehmigte der König auch dieſes Geſuch, machte jedoch dabey die Bemerkung: daß ein Magiſtratsſchmaus eigentlich kein Gegenſtand für die Hofküche ſey, doch möge ſie dießmahl die Beſorgung übernehmen, weil er, der König, in eigener Perſon bey dem Feſte zugegen ſeyn wolle.

Nun that der Hofpoet ſeiner Schmeichlerpflicht Genüge. Er declamirte, zum Lobe des gütigen Monarchen, ein paar ſchwülſtige

Verſe, und machte damit eine luſtige Satyre auf alle kriechende Hofdichter, mit und ohne Beſtallung. So ſchloß ſich die Audienz. Es ward zur Tafel geblaſen. Der König ſpeiſ'te öffentlich mit den Großen ſeines Reichs, und gab ihnen ein wahres königliches Mahl, wobey den um die Tafel herum gehenden Zuſchauern der Mund voll Waſſer lief. Beym Deſſert theilte der Hofpoet ſeinen Tafelgenoſſen und den Zuſchauern gedruckte Exemplare folgenden Liedes aus, das hierauf, nach einer bekannten Melodie, von der ganzen Verſammlung geſungen wurde.

Wir ſind Narren, wir ſind Narren!
Sind es ohne Lug und Trug.
Mancher Menſch hat einen Sparren,
Greift ſich aber machtig klug.
Nein, wir Ordensbrüder machen
Keinen ſolchen eitlen Wind:
Wir geſtehn mit Luſt und Lachen,
Daß wir achte Narren ſind.

Stolze Narren muß man höhnen,
Wenn sie sich, von Dünkel voll,
Zu erhabnen Häuptern krönen,
Die man kriechend ehren soll.
Doch von Narr'n der guten Sorte
Wird kein Hochmuth ausgeübt,
Und sie sind an jedem Orte,
Wie das Kind vom Haus, beliebt.

Narren giebt's von allen Farben,
Und ihr Nahm' ist Legion.
Wenn jetzt tausend alte starben,
Tauft man tausend junge schon.
Aber von der ganzen Masse,
Die das Schellenkäpplein ziert,
Ist wohl das die schlimmste Klasse,
Die zum Narren sich studiert.

Was man Titelnarren nennet,
O, das sind gescheidte Herr'n!
Wer den Reiz der Titel kennet,
Hascht die süße Beute gern.

Denn pedantiſch iſt die Lehre:
Tit'lprunk ſey leerer Schein,
Und der Stoff der wahren Ehre
Konnten nur Verdienſte ſeyn.

Weibernarr'n ſind auch unſtreitig
Jehnmahl klüger als man glaubt,
Wenn die Liebe jung und zeitig
Des Verſtandes ſie beraubt.
Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!
Opfert er auch Gut und Habe,
Wird er dennoch ausgelacht.

Narren wachſen, wie man ſaget,
Ohne daß man ſie begießt.
Bleibt denn, die ihr Waſſer traget,
Fern weg, wo das Völkchen ſprießt!
Aber ſtark mit Wein begoſſen,
Das giebt herrliches Gedeihn;
Denn der Narr luſt'ger Poſſen
Iſt und bleibt der edle Wein.

Füllt die Gläſer bis zum Rande,
Trinkt auf unſers Königs Wohl!
Lebt, er baut in unſerm Lande,
Wie ein Bürger, ſeinen Kohl.
Er verließ ein Land voll Sezen,
Zog in unſer Städtchen ein,
Und verdienet ſchon deßwegen,
Unſer Narrenfürſt zu ſeyn.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Haarbeutel.

Der närriſche Staat im Staate ward ſchon im Entſtehen weit und breit bekannt. Man ſprach ſogar in der Hauptſtadt bey Hofe davon; denn der Schauſpiel-Director, dem Arcaſel die Schnurre, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, entdeckt hatte, war mit dem großen Geheimniß ſehr unvorſichtig um-

gegangen. Nun traf es ſich, daß der Fürſt, ein junger, lebhafter Herr, gerade um dieſe Zeit in die Gegend von Michelheim auf die Jagd ging, und daß ihn ein gehetzter Hirſch beynahe bis ans Thor des Städtchens führte. Das Gefolg des Fürſten war, wegen Müdigkeit der Pferde, weit zurück geblieben; ein einziger Kammerjunker hielt bey ihm aus, und erinnerte ihn daran, daß Michelheim der Wohnort des reichen Oſtindiers und die Wiege des Narrenreiches ſey. Der Fürſt bekam Luſt, den berühmt gewordenen Fremdling kennen zu lernen, ritt ins Städtchen hinein, fragte nach Richards Wohnung, und ſtieg an der Thür derſelben vom Pferde.

Von der Tafel aufgeſtanden, ſpazierten die Herrſchaften im Garten. Ein Bedienter, der den Fürſten abſteigen ſah, flog dahin, und meldete die Ankunft eines ihm unbekannten Herrn, der einen Stern auf der Bruſt trage. Erſchrocken verſteckten ſich die

groſſen Perücken hinter die nächſten Bäume. Nur der Premier-Miniſter war noch nicht in Sicherheit, als ſchon der Fürſt mit raſchen Schritten in den Garten trat, und von Jenem, der ihn vor kurzer Zeit beym Landtage geſehen hatte, mit Schrecken erkannt wurde. „Himmel! der Fürſt!" raunte er dem Oſtindier ins Ohr, ging in voller Verzweiflung Sr. Durchlaucht entgegen, und verbeugte ſich ſo tief, als er konnte.

„Wer ſind Sie?" fragte der Fürſt.

Stammelnd gab ſich der Bürgermeiſter zu erkennen.

„Die Herren ſpielen wohl eine Komödie?" ſagte der Landesvater lächelnd, und wandte ſich, ohne Abwartung einer Antwort, zu dem Oſtindier, der indeſſen auch näher getreten war, und ihn, mit dem Anſtand eines Weltmannes, begrüßte.

Indeſſen fuhr ein fürſtlicher Jagdhund auf Richards Affen los, und wollte ihn

hetzen; aber das Blättchen wandte ſich: der Affe voltigirte auf des Hundes Rücken, und ſprengte ihn, wie ein Reiter ſein Roß, den Garten entlang.

Während dieſes Zwiſchenſpiels, das Richard und der Fürſt mit Lachen anſahen, verkrümelten ſich die Allongenperücken.

Der Fürſt benahm ſich ſo fein, daß er nach der wunderlichen Maskerade nicht weiter forſchte. Er ſprach über Oſtindien, genoß einige Erfriſchungen, und ritt nach einem kurzen Aufenthalt wieder fort.

Jetzt kamen die Geflüchteten aus dem tiefſten Winkel des Gewächshauſes hervor. Ihre Geſichter waren ganz verändert. Sie wehklagten: der Fürſt ſey unfehlbar höchſt ungnädig, daß ſie, als obrigkeitliche Perſonen, dergleichen Harlekinaden ſpielten, und werde ſie und die ganze Stadt ſeinen Zorn empfinden laſſen. Richard verſicherte dagegen zu ihrem Troſte: er habe

die Stadt der Gnade des Fürſten empfohlen, und von ihm die Verſicherung erhalten, daß er ſeinen getreuen Unterthanen in Michelheim beſonders gewogen ſey, und gern jede Gelegenheit ergreifen werde, ihr Beſtes zu befördern.

Dieſe Nothlüge beruhigte die angſtvollen Männer. Sie wurden vergnügter, als ſie es vor dem ſtörenden Beſuche waren.

Bald darauf rückte die glänzende Schaar der Abendgäſte ein. Es ward getanzt, geſpeiſ't, und wieder getanzt. Doctor Salm war der wildeſte Tänzer, und machte die Unſchicklichkeit, daß er ſich bey dem erſten Balle, den der Oſtindier im goldnen Faſſe gab, in Stiefeln einſtellte, dadurch wieder gut, daß er dießmahl in Schuhen und ſeidenen Strümpfen erſchien, und überhaupt ſo zierlich, wie zu einem Hofballe, gekleidet war. Er hatte ſogar die lockigen Haare ſeines Pudelkopfes ihrer gewohnten Freyheit beraubt,

raubt, und ſie in das Gefängniß eines Haarbeutels eingeſchloſſen. Indem ſich aber der alte Wildfang nach der Tafel, von Wein und Punſch berauſcht, in einem überaus raſchen Walzer herum ſchwang, verließ der treuloſe Haarbeutel ſeinen Poſten, und flog der Frau Premier-Miniſterin mit ſo wunderſamer Kraft an den Kopf, daß ſie aufſchrie: „Mörder! Mörder!“ und, wie von einer Kugel getroffen, vom Stuhle ſank.

Man eilte ihr von allen Seiten zu Hülfe. Das Corpus delicti ward unterſucht: es enthielt unten ein großes, von einem Zipfel zum andern reichendes Stück Bley, das der Kaufmann Cubebius in ſeiner geübten Hand wog, und auf ein halbes Pfund Krämergewicht ſchätzte.

Jedermann erſtaunte. Der Doctor, der in ſeinem tollen Wirbel von dem allen nichts ſah und hörte, und ſeinen Haarbeutel, ſo ſchwer er auch war, noch gar nicht vermißt

hatte, ward mitten im Tanze von einigen Herren verhaftet und zur Unterſuchung gezogen.

„Ich kann nichts dafür," ſprach er, „wenn auch mein Haarbeutel einen vollendeten Todtſchlag begangen hätte. Blaſſmann iſt der Urheber des Uebels. Er hatte den Einfall, meine krauſen, widerſpänſtigen, zur Scheitel aufſtrebenden Haare durch ein Bleygewicht zu bändigen, und ſchnürte mir auch mit ſeiner eignen Hand den Haarbeutel an den Kopf. Hat er nun das, wie es ſcheint, nicht mit gehöriger Vorſicht und Genauigkeit gethan, ſo mag er's eben ſo verantworten, wie ein Anderer, der einen beißigen Hund nicht feſt genug an die Kette gelegt hat, für allen von der Beſtie verübten Schaden haften muß."

„Ihr Gleichniß hinkt unmaßgeblich, Herr Doctor!" ſagte der Advokat Striegel. „Der Herr und Eigenthümer des bei-

ſigen Hundes muß dafür haften, und man fragt vor Gericht wenig darnach, ob ſein Knecht oder ſeine Magd die gehörige Feſſelung des gefährlichen Thieres verſäumte. Alſo müſſen auch der Herr Doctor unmaßgeblich für die Uebelthaten Ihres Haarbeutels ſtehen und bürgen."

„Behalten Sie doch Ihre unmaßgeblichen Gedanken für ſich!" verſetzte der Doctor im ſchnöden Tone eines jungen, naſeweiſen Gecken; denn das war, wie bekannt, die anmuthige Rolle, die er jetzt, in ſeinem drey oder vier und funfzigſten Jahre, bisweilen ſpielte. Es ſchien ihm nicht nöthig, ſich bey der beſchädigten Dame mit einem Worte zu entſchuldigen. Er ſah ſich nur nach ſeinem Haarbeutel um, riß ihn dem Kaufmann Cubebius aus der Hand, ſteckte ihn in die Taſche, und ſtürzte ſich mit dem erſten beſten Mädchen in einen neuen ſtürmiſchen Walzer.

„Unſer Salm iſt doch ein wunderlicher Heiliger!" ſagte Kreiſel. „Es war ihm nicht genug, daß er einen bleyernen Kopf hat: er mußte auch einen bleyernen Haarbeutel haben."

Der Frau Bürgermeiſterin wuchs an der Stirn eine Beule von der Größe einer wälſchen Nuß. Kreiſel machte dabey die Bemerkung: es walte ein ſonderbares Verhängniß über dieſer Dame, daß ſie durch die Hand eines Mannes, dem ſie beſonders wohlwolle, nun ſchon zum zweyten Mahl verletzt worden ſey. „Ich ſann bisher immer," ſetzte er hinzu, „auf den Entwurf einer Tragikomödie, worin das Schickſal, nach dem Muſter der neueſten Schauſpiele, recht handgreiflich regieren ſollte; und ſieh, da habe ich nun den Stoff dazu auf Einmahl gefunden."

Dreyßigſtes Kapitel.

Große Freude im Caſſino.

Am folgenden Tage zahlte Richard die Summen, die er zur Wiederherſtellung des zerrütteten Straßenpflaſters und zur Ausrüſtung der ſogenannten Armee bewilliget hatte. Er ließ dabey verſichern: er werde ſein Verſprechen, die Stadt mit einem Hoſpitale zu verſorgen, unverbrüchlich halten und eben ſo wenig vergeſſen, das Gaſtmahl bey der Rathswahl auf ſeine Koſten ausrichten zu laſſen. Die Herren des Raths waren über das alles höchlich erfreut, und machten ſich wechſelſeitige Complimente darüber, daß ſie dieſe anſehnlichen Vortheile, zum Beſten des gemeinen Weſens, durch ihre klugen Vorträge gewonnen hatten.

Damit nahm das Narrenreich plötzlich wieder ein Ende. Doch der Zweck deſſelben

war erreicht: man beſtürmte ſeitdem den Oſtindier im Caſſino nicht weiter, ſich Titel und Würden anzuſchaffen.

Dem guten Richard kam aber, außer den ſchon von dem Magiſtrat ihm abgelockten Summen, der Spaß ſehr theuer zu ſtehen. Ein Courier aus der Reſidenz brachte ihm einige Tage nachher ein Schreiben des Kammer-Präſidenten, der ihn, im Nahmen des Fürſten, um ein Anlehen von dreyßig tauſend Thalern, gegen Verpfändung eines fürſtlichen Tafelgutes, erſuchte. Der Anſchlag von dem Gute war beygefügt, und bewies, daß ſein Werth das erbetene Darlehn beynahe dreyfach überſtieg. Richard ſchüttelte freylich den Kopf, entſchloß ſich aber endlich zur Gewährung, und ſchrieb zurück: er ſtehe mit dem verlangten Gelde zu Dienſten, und ſey nach Ablauf der nächſten vierzehen Tage zu jeder Stunde bereit, das Geſchäft mit einem fürſtlichen Bevollmächtigten abzumachen.

Der Kammer-Präſident kam ſelbſt, erhielt gute Wechſelbriefe, lieferte dagegen die Pfandverſchreibung aus, und übergab dann ein gnädigſtes Handſchreiben, in welchem der Fürſt ſeinen gefälligen Gläubiger zum Geheimen Rathe, mit Beylegung des Titels Excellenz, ernannte. Zugleich überreichte der Präſident die darüber ausgefertigte Urkunde, mit der Erklärung, daß weder Stempelgeld noch irgend eine andere Kanzleygebühr davon zu entrichten ſey.

Herzlich wenig achtete Richard die fürſtliche Gnadenbezeigung; er machte ſie jedoch im Caſſino bekannt, weil er voraus ſah, daß er dort viel Freude damit anrichten würde. Der Jubel war auch unbeſchreiblich groß. Wetteifernd begab man ſich in die Gefahr des Fallens und Halsbrechens, um die neue Excellenz mit ausſchweifend tiefen Reverenzen zu verehren. Jeder drängte ſich zum Geſpräch mit dem hochgefeyerten Manne:

denn Allen war es eine Wonne, das ſüße, herzerhebende Wort Excellenz auszuſprechen. „Welcher Glanz verbreitet ſich über unſere Stadt!“ ſagte der Bürgermeiſter mit ungewöhnlicher Begeiſterung: „Fühlen Sie es ganz, fühlen Sie es innig, meine Herren: wir haben einen Geheimen Rath, eine Excellenz in unſern Mauern! — Welche andere Stadt des Landes, die fürſtliche Reſidenz ausgenommen, kann ſich hinfort mit uns meſſen? Wir mögen nun reiſen, wohin wir wollen, ſo können wir überall mit Stolz ſagen: Ich bin von Michelheim!“ —

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Der Brautwerber.

Es iſt nun Zeit, daß wir uns nach der Familie Roggenburg wieder umſehen.

Der Hauptmann hatte den ihm angetragenen Beytritt zum Caſſino verweigert, und erſchien auch eben ſo wenig, als ſeine Tochter, beym Narrenfeſte: aber weder dieſe Abſonderung, noch Alberts feindſeliges Betragen, konnten den Oſtindier bewegen, ſeinen freundſchaftlichen Umgang mit dem luſtigen Invaliden und der ſchönen Eliſe ganz abzubrechen. Er brachte, als Albert das Feld geräumt hatte, manchen vergnügten Abend bey ihnen zu. Beyde waren ſehr freundlich gegen ihn. Alberts wurde nie gedacht.

Bey dieſen Beſuchen war der Stadtſecretair gemeiniglich Richards Begleiter. Er fand aber ſeine Rechnung nicht dabey, weil

er, wie meiſtens die Poeten, gern etwas Gutes aß und trank, und der arme Halbſöldner ſeinen Gäſten nur kalte Küche oder Kartoffeln, und ein proſaiſches Glas Bier, auftiſchte. Das Leckermaul wollte daher den Oſtindier einemahls bereden, dem Hauptmann einige Flaſchenkörbe mit gutem Rheinwein zu übermachen, damit er den edlen Rebenſaft in die Kehlen ſeiner Gäſte zurückfließen laſſen könnte. Aber Richard antwortete: „Nein, ich wage das nicht. Der Wein möchte, wie ehemahls der Shawl, mit Proteſt zurückkommen. Und ich weiß nicht, was Sie wollen. Das Bier, das uns Regggenburg verſetzt, iſt von ſo treflichem Geſchmack, daß ich alle Weine dabey vergeſſe."

„Sie, ja Sie! — Das glaub' ich!" rief Kreiſel. „Sie ſind verliebt, und wer das iſt, dem verwandelt Liebchens Nähe ſogar Waſſer in Nektar."

„Ach! die blühende Zeit, da die Liebe

alles um uns her verwandelt und verſchönert, iſt leider bey mir vorüber!" entgegnete Richard. „Aber ich geſtehe Ihnen, daß noch jetzt ein milder Nachſommer mein kälter gewordenes Herz erwärmt."

„Das iſt alſo," ſcherzte Kreiſel, „ein förmlicher Alter-Männer-Sommer, wie ſchon längſt die alten Weiber den ihrigen haben."

„Sie haben Recht!" erwiederte Richard. „Ich ſtehe zwar noch in den Jahren, die man — wiewohl ſehr unrichtig — die beſten nennt; aber im Reiche der Liebe bin ich ein alter Mann, und dennoch macht ſie ſich manchen angehenden oder vollendeten Graukopf unterthan, ohne nach ſeinem Taufſcheine zu fragen."

„Sie ſprechen aus Erfahrung, wie es ſcheint!" ſagte Kreiſel. „Beichten Sie denn nur vollends heraus, daß Ihnen ein Gleiches begegnet iſt."

„Freund, Sie haben's errathen!" ant-

wortete Richard. „Ich liebe Eliſen, wie ſie Jeder lieben muß, der ſie kennt.“

„Nun, was ſäumen Sie denn? So gehen Sie doch hin, und ſagen Sie: Komm, ſey mein Liebchen, ſey mein Weib!“

„Ja, wenn es keinen Albert gäbe!“

„O, der iſt, dem Anſchein nach, völlig verabſchiedet und verſchollen! Man ſpricht ja im Roggenburgſchen Hauſe kein Wort mehr von ihm.“

„Und dennoch ſchreckt er mich noch, wie das Geſpenſt eines Verſtorbenen.“

„Sie ſind zu furchtſam, zu bedenklich! Andere reiche Leute haben mehr Muth. — Friſch auf! Ich will Ihr Brautwerber ſeyn.“ —

Richard lehnte dieſes Anerbiethen vor der Hand noch ab; doch einige Wochen ſpäter entſchloß er ſich plötzlich, es anzunehmen, und der abgefertigte Freywerber ging zu einer ſchicklichen Tageszeit an ſein Geſchäft.

Nach Verfluß einer guten Stunde, in welcher das oſtindiſche Herz ungewöhnlich ſtark und ängſtlich geklopft hatte, kam der Dichter von ſeiner Sendung zurück. Aber wie ſah der Mann aus! Krumm und gebückt, wie beladen mit einer ſchweren Bürde, die ſeine über den Schultern geballten Hände zu halten ſchienen, trat er ſchweigend und keuchend in Richard's Zimmer.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Dieſer. „Was drückt Sie ſo nieder?"

„Ein Korb!" — ſeufzte Kreiſel.

Richard bedeckte ſchnell mit beyden Händen ſein Geſicht, und ſagte kein Wort.

„Aber dieſer Korb" — fuhr Jener, ſich aufrichtend, fort — „iſt mit Hochachtung und Freundſchaft gefüllt. Dieſe läßt Ihnen Eliſe zuſichern. Doch ihre Hand mußte ſie verſagen, weil ihre Verhältniſſe mit Albert ganz anders ſtehen, als wir uns vorſtellten. Sie iſt ſeine verlobte Braut, und liebt

ihn innig. Er befindet ſich auch keineswe-ges in ſo beſchränkten Glücksumſtänden, als man hier glaubte. Er iſt vor Kurzem Uni-verſalerbe eines reichen Oheims geworden, und hat Anwartſchaft auf ein anſehnliches Amt, das nächſtens durch Reſignation des jetzigen Inhabers erlediget wird. Dieſe bey-den Angelegenheiten haben ihn zur Abreiſe von hier genöthiget, und werden auch ſeine Rückkehr bis zum Frühling verzögern. Dann hohlt er Eliſen und ihren Vater ab, und ſie ziehen mit ihm an den Ort, den ihm ſein Beruf zur Wohnung beſtimmt."

„O, hätten wir das alles früher gewußt!" ſagte Richard. „Es ahnte mir, daß es ſo kommen würde; aber Sie drangen in mich, einen Schritt zu thun, der mich zum Gelächter der Stadt machen wird."

„Dem iſt vorgebaut!" erwiederte Kreiſel. „Der Hauptmann und Eliſe gaben mir von ſelbſt ihr Wort, die Sache zu verſchwei-

gen, und was dieſe wackern Leute verſpre-chen, das halten ſie."

„Nun, ſo muß ich mich beruhigen; ſprach der Oſtindier. „Jetzt kommt mir's zu Statten, daß die glühenden Hundstage der Jugend bey mir vorbey ſind, und mich ſchon der Herbſt des Lebens ziemlich abge-kühlt hat. Auch die Stelle in Ihrem Nar-renliede:

Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!

ruft mir zu, mich geduldig in mein Schick-ſal zu finden. So will ich denn meinen Korb ſtill bey Seite ſtellen, und ihn zu ver-geſſen ſuchen." —

Aber eine ſchlafloſe Nacht, die auf die-ſen Vorgang folgte, belehrte ihn, daß ſein Entſchluß, ſich die verunglückte Liebeswer-bung aus dem Sinne zu ſchlagen, leichter zu faſſen als auszuführen ſey. Er überzeug-te ſich, daß wenigſtens Zeit und Zerſtreuung

dazu gehöre. Darum beſchloß er, das eben in der Hauptſtadt beginnende Carnaval, wozu ihn der Fürſt in einer eigenhändigen Zuſchrift eingeladen hatte, zu beſuchen, dann noch eine andere Nebenreiſe zu machen, und nicht eher nach Michelheim zurück zu kommen, bis Albert ſeine Braut heimgeführt haben würde. So wollte er den Zeitpunkt, in welchem er den Zweck ſeiner Reiſe nach Michelheim zu enthüllen geſonnen war, bequem und ohne Langeweile heran rücken laſſen.

Mit dieſem Vorſatz verließ er am frühen Morgen ſein Lager, und machte ſogleich Anſtalt zur Abreiſe. Er ſandte dem Hauptmann und Eliſen eine Abſchiedskarte, übergab Kreiſein ein ähnliches Büchchen für das geſammte Caſſine, beurlaubte ſich bey dem Bürgermeiſter durch einen kurzen Beſuch, umarmte den Dichter, verabredete mit ihm einen fleißigen Briefwechſel, ſetzte ſich in den Wagen, und fuhr fort.

Der

Der Bürgermeiſter kam ganz gerührt aufs Rathhaus, und ſagte: „Welche Auszeichnung erfuhr ich heute! Ich werd' es, ſo lange meine Augen offen ſtehen, nicht vergeſſen, daß mich Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, eines Abſchiedsbeſuchs würdigte, indem er im Begriff ſtand, ſich zum Hoflager unſers gnädigſten Fürſten zu begeben. Er umarmte mich — bedenken Sie, meine Herren! — er umarmte mich! Und nicht etwa vornehm kalt, ſondern mit einer faſt brüderlichen Herzlichkeit. Ueberhaupt muß ich rühmen, daß mir der edle Herr, während der ganzen Zeit ſeines Hierſeyns, eine beſondere Zuneigung bewies; und ich ſelbſt verſpüre gegen ihn in meinem Herzen eine ehrfurchtsvolle Affektion, die ſich zu einer completen Freundſchaft formiren würde, wenn er nicht durch Rang und Glücksgüter ſo weit über mich erhaben wäre. Ich preiſe mich und uns alle ſehr glück-

lich, daß wir einen hohen Gönner beſitzen, der jetzt ein offenes Ohr bey dem Fürſten hat, und gewiß nicht ermangeln wird, unſere geliebte Stadt der landesväterlichen Huld zu empfehlen."

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Pfannkuchen-Krieg.

Wie Eulen aus ihren Höhlen hervor fliegen, wenn ſich der Tag geneigt hat: ſo kamen, als Richard abgereiſ't war, viele kleinſtädtiſche Unarten, die ſich vor ſeinen Augen ſchamhaft verborgen hatten, wieder zum Vorſchein. Dieß war beſonders der Fall im Caſſino, wo der halb und halb anſtändige Ton, der ſich mühſam zu bilden anfing, ſogleich verſchwand, und die alte rohe Philiſterey wieder laut wurde.

Auch Herr Blaſſmann hielt den jetzigen Zeitpunkt für vortheilhaft zur Anſtellung eines neuen Verſuchs, ſich ins Caſſino einzunisten. Er that ſich ſeit einiger Zeit, ungeachtet er ſchon ein ältlicher Mann war, auf die eitelſte Art in ſeiner Kleidung hervor, und niemand begriff, wie er es erſchwang und errang, ſich eine ſo glänzende Garderobe anzuſchaffen. Da man aber nicht hörte, daß er irgendwo lange Finger gemacht habe, ſo ließ man die Sache dahin geſtellt ſeyn, und begegnete ihm und ſeinen ſchönen Kleidern mit verſtärkter Achtung und Höflichkeit.

Die Frau Bürgermeiſterin, die ihm noch immer bey jeder Gelegenheit die Brücke trat, unterzog ſich auf's neue dem ſchon einmahl mißlungenen Geſchäfte, ihm den Weg ins Caſſino zu bahnen. Sie geboth ihrem Gemahl, den ſehnlichen Wunſch ihres Freundes bey voller Verſammlung in Ver-

trag zu bringen. Es geſchah; die Stimmen waren getheilt; doch hätten ſich vielleicht die meiſten Widerſprecher zum Nachgeben bereden laſſen, wenn nicht plötzlich Herr Kreiſel mit dem Donner ſeiner Beredſamkeit dazwiſchen gefahren wäre. Er trat auf und ſagte: „Meine Herren, wie können Sie nur daran denken, den anrüchtigen Menſchen in unſere Geſellſchaft aufzunehmen? Er iſt in jeder Betrachtung dieſer Ehre nicht würdig. Und haben Sie denn vergeſſen, unter welcher Bedingung der Herr Geheime Rath den Miethzins für dieſe Gemächer bezahlt?— Es war die: daß Blaßmann nimmer, als Mitglied unſers Vereins, einen Fuß hinein ſetze. Das bindet uns die Hände, wenn wir uns auch übrigens nicht ſchämen wollten, ſie dem unwürdigen Kompan zum freundlichen Willkommen zu bieten."

Nach dieſen mit Nachdruck geſprochenen Worten ſenkte der Bürgermeiſter ſchweigend

den Kopf, und die übrigen Männer beſchloſſen einſtimmig, daß Blaſſmann Einmahl für immer abgewieſen ſeyn ſolle.

Als ihm ſeine Patronin dieſen unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen kund that, ward er vor Aerger ganz ſchwarz, und machte ihr Vorwürfe: daß ſie, die immer darauf poche, die vornehmſte und mächtigſte Frau der Stadt zu ſeyn, keines Pfiffer-lings werth ausrichten könne. So ging er ſchnaubend fort, und wünſchte in ſeinem Grimm, daß es Feuer und Schwefel, wie vor Zeiten in Sodom, auf das Caſſino regnen möchte.

Da jedoch nicht zu erwarten war, daß der Himmel dieſes Wunder, ihm zu Gefallen, veranſtalten werde, ſo beſchloß er, ſelbſt Rache zu nehmen, und eine Mine ſpringen zu laſſen, die den feindlichen Clubb gänzlich zerſtören ſollte. Er gab ihm nur noch Lebensdauer bis zum Faſtenabend. Da ſollte

der vernichtende Hauptſchlag geſchehen, weil dann ein groſſes Pfannkuchenfeſt alle Mitglieder der verhaßten Genoſſenſchaft im goldnen Kaſſe verſammelte.

Ein Krieg Aller gegen Alle war des Schufts einfacher Plan. Er wollte ein unauslöſchliches Zankfeuer anzünden, und hatte viel Brennſtoff dazu geſammelt. Dieſen ſtreute er theils Tages zuvor, theils am Faſchingstage ſelbſt aus. Er ſetzte jeder Dame, die er zum Feſte friſirte, einen Floh ins Ohr, indem er ihr, mit Anempfehlung der heiligſten Verſchwiegenheit, im Vertrauen offenbarte, daß die und jene Frau Gevatterin, oder ſonſt eine im Caſino feſthafte Perſon, übel von ihr geſprochen habe. So gingen Alle, mit Gift und Groll im Herzen, in die Geſellſchaft.

Schon die Bewillkommungs-Complimente fielen ſteif und kalt aus. Die vertrauteſten Freundinnen behandelten ſich fremd,

und nahmen ſo weit als möglich von einander Platz. Bald darauf hörte man hier und da halblaute Selbſtgeſpräche über das Thema: „Jeder fege vor ſeiner Thür!“ Verächtliche Seitenblicke flogen herüber und hinüber. Mitunter geſchah die ſpitze Frage: „Meinen Sie mich?“ Und immer folgte die Antwort: „Wen's juckt, der mag ſich kratzen!“

Die Männer miſchten ſich Anfangs in dieſe verläufigen Scharmützel nicht. Da ihnen aber die Unbilden, welche ihren Frauen widerfahren ſeyn ſollten, bekannt waren, ſo hatten auch ſie Tücken gegen einander, und zankten ſich heftig bey ihrem Pfennigſpiele. Noch ſtürmiſcher ging es am Tiſche der politiſchen Kannengießer zu. Der Kaufmann Lubebius, deſſen Gattin ſich beſonders an vielen Gevatterinnen verſündiget hatte, berief ſich dießmahl vergebens auf ſeine geheimen Briefe: man glaubte ihm kein Wort,

man widersprach allen Prophezeyungen sei-
ner Staatsklugheit mit Händen und Füßen.
Erbittert sprang er endlich auf, schlug auf
den Tisch, und sagte: „Ich weiß, was ich
weiß! Aber Hopfen und Malz ist an einer
solchen hartköpfigen Gesellschaft verloren.“
Damit ging er fort, setzte sich an einen an-
dern Tisch, und las, mit dem Kopfe nickend
und Schnippchen schlagend, in seinen bey
sich habenden Briefen.

Das Abendessen drängte die feindlichen
Parteyen, die sich bisher nur von fern ge-
neckt hatten, näher zusammen, und der vol-
le Krieg brach nun aus. Die Frauen thä-
ten sich keine verblümten Verhaltungen
mehr; sie sagten sich frank und frey ins An-
gesicht, was eine von der andern gesprochen
haben sollte, und jede berief sich auf ihren
saubern Gewährmann. Sein Nahme ward
wohl hundertmahl laut und öffentlich ge-
nannt, und keine kannte ihn einen Lügner

ſchelten, weil ihn alle ſammt und ſonders als Zeugen der Wahrheit anführten. Unglücklicher Weiſe war die Speiſetafel ſo ſchmal, daß ſich die einander gegen über ſitzenden Perſonen ohne die geringſte Anſtrengung mit den Händen erreichen konnten. Von dieſer Bequemlichkeit machten die erhitzten Weiber bald Gebrauch: ſie krällten und kratzten einander, und riſſen ſich die Hauben von den Köpfen.

Die Männer konnten nun nicht länger ruhige Zuſchauer ſeyn. Sie vertheidigten ihre Ehehälften mit Worten und mit der That, und geriethen dadurch unter ſich ſelbſt ins Handgemenge. Ein Lauffeuer von Ohrfeigen, wobey ſogar der Bürgermeiſter nicht leer ausging, lief die Tafel hinab und hinauf. „Ruhe! Ruhe!“ rief der Stadtrichter. „Welche Schande, daß wir uns wie der niedrigſte Pöbel betragen! Das folgt daraus, wenn man mit den Heſen des Volks

vertraulich umgeht, und verleumderiſchen Buben Gehör giebt.“

Aber Herr Schneppe war ein Prediger in der Wüſte. Der Streit entzündete ſich immer mehr. Man griff nach den Stöcken. Die Frauen ſchrien. Es entſtand eine allgemeine, vollſtändige Schlägerey, und der Stärkere prügelte den Schwächern ſo lange zur Thür hinaus, bis ſich niemand mehr im Saale befand als der Senator Trottel, der mitten im Gefechte die ſtrengſte Neutralität beobachtete, ruhig am Tiſche ſitzen blieb, und immerfort haſtig aß und trank. Er ſtopfte ſich am Ende noch alle Taſchen voll Pfannkuchen, und ging dann ebenfalls ſeines Weges.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Reiſe ins Zuchthaus.

Der Stadtrichter, der auch im Kampfgetümmel einige Hiebe bekommen hatte, wüthete vor Zorn, und ließ, als Criminal-Richter, noch in derſelben Nacht den Anſtifter der Fehde verhaften.

Kaum war es am folgenden Tage in der Stadt bekannt geworden, daß der ſchlimme Vogel im feſten Käfich ſaß, ſo meldete einer von Richards Dienern, der in Michelheim geblieben war, dem Stadtſecretair ein neues, noch unbekanntes Verbrechen des Gefangenen.

Er hatte ſeit geraumer Zeit, im Bunde mit Richards Kammerdiener, eine ſchändliche Betriegerey ausgeübt. Der Schurke ſchrieb nähmlich, unter den Nahmen verſchiedener ehrlicher, aber unbemittelter Einwohner des

Orts, klägliche Bettelbriefe an den Oſtindier; der Kammerdiener übergab ſie ſeinem Herrn, erhielt von demſelben für die vermeinten Supplikanten anſehnliche Geldſummen, und ſtellte dieſe, nach Abzug eines billigen Rabatts, dem Betrieger zu.

So kam auf Einmahl die Quelle von Blaſſmanns Kleiderpracht an den Tag. Der Ankläger bewies den Betrug durch die Briefe ſelbſt, die er unter mehreren, als unnütz, weggeworfenen Papieren gefunden hatte.

„Welcher Bubenſtreich!" rief der Stadtrichter, als ihm Kreiſel die Geſchichte vortrug. „Aber ich werde dieſe Unterſuchung mit Luſt führen; denn unſere Stadt hat davon den heilſamen Erfolg zu erwarten, daß ſie von dem Böſewicht auf immer befreyt wird."

Und ſo geſchah es. Blaſſmann geſtand, nach vielen Kreuz- und Querſprüngen, ſein

Verbrechen ein, und ein auswärtiger Schöppenſtuhl ſprach ihm ein hartes, aber wohlverdientes Urtheil. Er mußte zuförderſt die ehrlichen Leute, deren Nahmen er gemißbraucht hatte, vor Gericht um Verzeihung bitten; dann ward er mit einem hölzernen Bruſtſchilde, auf welchem die Worte: Betrieger und Ehrenſchänder mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtanden, an den Pranger geſtellt, und nach dieſer Parade ins Zuchthaus abgeführt, wo ihn eine derbe Knute mit einem tüchtigen Willkommen empfing. Man gab ihm hierauf, anſtatt des Kammes und der betrüglichen Beutelfeder, die Holz- und Hornraſpel und die Steinſäge in die Hände. Zu dergleichen ſchwerer Arbeit ſollte er, nach Vorſchrift des Urtheils, zwey Jahre lang angeſtrengt und dann des Landes verwieſen werden.

Das alles war die Folge ſeiner Aufwiegelung am Faſtenabend. Dadurch kam

er ins Gefängniß, und der Ankläger wachte gegen ihn auf. Er mußte folglich die Kühlung ſeines Müthchens theuer bezahlen. Doch ſein Zweck war erreicht: das Caſſino ging ein.

Viele Damen waren ſchwach genug, das Schickſal des Halunken zu bedauern. Sie ſchickten ihm täglich gute Biſſen ins Gefängniß, verſorgten ihn mit allerhand Bequemlichkeiten zur Reiſe ins Zuchthaus, und weinten ihm nach.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ward die Stadt auch noch von zwey andern Perſonen, die Vielen ein Dorn im Auge waren, gereiniget.

Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch, daß die Frau Bürgermeiſterin (am Schluſſe des ſechzehnten Kapitels) in ihrem Kalender den Tag bemerkte, an welchem die Doctorin Salm den Mohren Golo zu ſich eingeladen hatte, um ſich von ihm die Merkwürdigkei-

ten ſeines Vaterlandes erzählen zu laſſen. Kein billiger Menſch nahm Anſtoß daran: denn es iſt ja eine ſehr unſchuldige Sache, daß man ſich von weitgewanderten Fremdlingen über das, was ſie geſehen haben, belehren läßt, und ſie als eine lebendige Reiſebeſchreibung benutzt. Aber die Bürgermeiſterin behauptete hartnäckig, der Doctorin Neugier ſey auf einen andern Gegenſtand gerichtet geweſen. Dergleichen muthwillige Verleumdungen begünſtiget oft der Zufall, indem er ſonderbare Umſtände zuſammenwürfelt, die ſolche Hirngeſpinſte zu begründen ſcheinen. So traf ſich's auch hier, daß des Doctors längſt gehegter Wunſch, einen Erben zu bekommen, zu einer bedenklichen Zeit in Erfüllung ging. Madame Salm kam glücklich in die Wochen; da aber viel unglimpfliches Geſchwätz über ihre Schwangerſchaft in Umlauf geweſen war, ſo hatte ſie den Eigenſinn, ihr neugeborenes Kind

niemanden zu zeigen. Die Bürgermeiſterin und andere ihres Gelichters hätten viel darum gegeben, es nur von weitem zu ſehen; allein es war keine Möglichkeit. Da ward denn die Hebamme von der Frau Bürgermeiſterin zum Kaffee gebeten, und von ihr und andern neugierigen Beyſitzerinnen verhört, wie das Würmchen geſtaltet ſey. „Es iſt ein recht ſchmucker Junge!“ ſagte die Alte. „Nur Schade, daß die Mutter im vorigen Sommer zu viel Heidelbeeren gegeſſen hat; davon iſt das Knäbchen ein bißchen ſchwärzlich geworden.“ — Man kann ſich vorſtellen, wie ausgelaſſen über dieſen ſchalkhaften Einfall gelacht wurde. „Nun, bey der Taufe kann ſie den Balg doch nicht vor dem Pfarrer und den Pathen verſtekken!“ ſagten die edlen Damen, und freuten ſich darauf, daß nachher von der Kanzel herab auf das im Schwange gehende Laſter der Unkeuſchheit geſchmält werden würde.

Aber

Aber dieſe Rechnung war falſch. Der Herr Doctor ſäumte, nach ietziger groſsſtädtiſcher Sitte, vier Wochen lang, das Knäblein taufen zu laſſen, ſchickte dann einmahl mitten in der Nacht dem Pfarrer die Taufgebühren doppelt oder dreyfach, und verlieſs noch in derſelben Stunde, mit Frau und Kind und allen ſeinen Habſeligkeiten, die Stadt auf ewig.

Vier und dreyſsigſtes Kapitel.

Das Begräbniſs.

Bald nach dieſer Abfahrt kam Albert zurück, um die Seinigen abzuhohlen. Er war aber darauf eingerichtet, ſich einige Wochen in Michelheim aufzuhalten, und ſo geſchah es, daſs er noch dort war, als auch Richard wieder eintraf.

Dieſer hatte ſich in der Fürſtenſtadt, beſonders bey Hofe, wenig erluſtiget. Es war hier alles zwergartig, und wollte ſich doch ein rieſenhaftes Anſehen geben. Richard hielt nicht lange dabey aus. Er machte Reiſen außerhalb Landes in einige große Handelsſtädte, wo er Geſchäfte hatte, kam erſt im Frühling in die Zwerg-Reſidenz zurück, und wollte da ſo lange verweilen, bis ihn Freund Kreiſel benachrichtigen würde, daß ſich Albert, ſammt der Familie Roggenburg, ganz von Michelheim weggewendet habe. Er konnte jedoch dieſem Vorſatze nicht treu bleiben. Die Reſidenz war ihm in der jetzigen Jahreszeit ein doppelt unerträglicher Ort. Sie lag in einer reitzloſen, unfruchtbaren Ebene, wo kein ſchöner, dichtbelaubter Baum den Spaziergänger mit kühlem Schatten erfriſchte. Nur die kahlköpfige Weide wohnte hier in einer Sandwüſte. Man hatte zwar in der Nähe der

Stadt einen recht artigen Park angelegt; er war aber erſt zwanzig Jahre alt, und konnte folglich in dieſer Jugend noch nicht viel leiſten. Ganz ungenießbar ward er dadurch, daß der Regiments-Tambour der fürſtlichen Leibgarde (welche zugleich die ganze Armee in ſich begriff) ſeine Lehr- und Erziehungs-Anſtalt an dieſen Luſtort verlegt hatte, und daſelbſt vom Morgen bis in die Nacht einen heilloſen Lärm mit ſeiner Trommelſchule verführte. Es gab Midasohren, die ſich an dem Geraſſel der Kalbfelle vergnügten, und Stunden lang dem lieblichen Concerte zuhörten; aber Richard wurde dadurch, wie mehrere gebildete Leute, ganz aus dem Park verſcheucht. Da er nun ein leidenſchaftlicher Spaziergänger war, und er ſich ſonſt nirgend in den Umgebungen der Reſidenz mit Wohlgefallen bewegen konnte, ſo verließ er ſie aus Verdruß, und kehrte lieber nach Michelheim zurück, wo er doch

wenigſtens einen ſchattigen Garten und einen heitern Freund hatte, mit dem ſich ein unterhaltendes Geſpräch führen ließ.

Dieſer Freund war Kreiſel. Ihm machte er zuerſt ſeine Ankunft bekannt, und beſchenkte ihn mit verſchiedenen für ihn gekauften trefflichen Büchern, die ſich der Dichter längſt gewünſcht hatte. Dann überraſchte er den Bürgermeiſter mit einem freundſchaftlichen Beſuche, und übergab ihm Brief und Siegel über einige bey dem Fürſten ausgewirkte Gnadenſachen, die der Stadt Michelheim bedeutende Vortheile brachten.

Höchſt unſchlüſſig war er, wie er ſich gegen die Familie Roggenburg, beſonders gegen Eliſens Bräutigam, der jetzt bey ſeinem künftigen Schwiegervater wohnte, benehmen ſollte. Er wollte ſich nicht ſchmollend zeigen, und hatte doch auch keine Luſt, ſeine von Alberten zurückgewieſene Freund-

ſchaft dem jungen Strudelkopf auf's neue entgegen zu tragen. Indem er darüber mit ſich ſelbſt kämpfte, ereignete ſich ein Vorfall, der ihn auf Einmahl aus aller Verlegenheit ſetzte.

Der Rathsdiener und Stockmeiſter Packer hatte eine Frau, der es die ganze Stadt weit weniger als ihm ſelbſt verzieh, daß er in einem niedrigen und gehäſſigen Amte ſtand. Gegen ihn, den gefürchteten Mann, muckte man nicht: ſie aber behandelte man als eine unehrliche Perſon; niemand ſprach öffentlich auf der Gaſſe mit ihr. Hierzu kam, daß ſie rothe Augen und überhaupt eine Geſtalt hatte, wie man Zauberinnen mahlt. Sie ward deßhalb von vielen abergläubigen Menſchen für eine Hexe gehalten, und bloß ihretwegen verwahrte man in der Walpurgis-Nacht alle Hausthüren mit drey Kreuzen, die jede Zauberey abwehren und unkräftig machen ſollten.

Ueberdieß hatte ſich die von jedermann verabſcheute Perſon in der letzten Zeit die höchſte Ungnade der Frau Bürgermeiſterin zugezogen, weil ſie gegen den gefangenen Candidaten des Zuchthauſes keine beſonders gefällige Wirthin geweſen war, und er ſich oft bey ſeiner hohen Gönnerin darüber in vertraulichen Briefen beklagt hatte.

Dieſe Frau ward am Tage nach Walpurgis gefährlich krank. Die Witzbolde des Städtchens ſagten: ſie habe ſich bey dem nächtlichen Ritt nach dem Blocksberge erkältet, oder ſey mit der Ofengabel geſtürzt.— Drey Wochen darauf ſtarb ſie an eben dem Tage, an welchem Richard von ſeiner Reiſe zurück kam. Der betrübte Witwer machte die gehörigen Anſtalten zum Begräbniß. Als aber die Leiche fortgebracht werden ſollte, blieben die dazu beſtellten Träger aus. Man ſchickte nach ihnen. Sie ließen ſagen: die Hexe möge begraben, wer wolle; ſie für

ihre Perſonen legten, um ſich nicht zu verunehren, keine Hand an.

So ſprachen Alle, die der Witwer um Gottes Willen bat, den Sarg auf den Kirchhof zu tragen. Er durchlief die ganze Stadt, er both, was er im Vermögen hatte: die lumpigſten Bettler wieſen ihn ab. Weinend klagte er ſeinen Jammer dem Bürgermeiſter. Dieſer ließ ein halbes Dutzend arme Teufel zu ſich rufen, und redete ihnen zu, das Werk der Noth zu verrichten. Schon waren ſie halb und halb dazu entſchloſſen, als auf Einmahl die Bürgermeiſterin ihren Mann überſchrie, und den Leuten vorſtellte: ſie ſollten ſich doch ja nicht mit der Hexenleiche abgeben, weil ſonſt von nun an kein ehrlicher Menſch einen Krug Bier mit ihnen trinken würde. „Ja, das iſt wahr! Ehre verloren, alles verloren!“ riefen die Bettler, und hörten den Bürgermeiſter nicht weiter an.

Schon drey Tage ſtand der Sarg, der den entſeelten Körper enthielt, auf der Hausflur der Frohnfeſte. Es war die höchſte Zeit, ihn unter die Erde zu bringen. Da beſchloß an einem Sonnabende der Magiſtrat: man wolle die eingepfarrten Bauern, die des folgenden Tages in die Stadt zur Kirche kommen würden, höflich erſuchen, die Leiche zu tragen, und, wenn ſie ſich weigerten, ſie mit Gewalt dazu zwingen.

Das Wetter des Sonntags war ſchön; es fanden ſich viele Bauern zur Kirche ein. So bald der letzte hinein war, verſchloß man die Stadtthore, und der Hauptmann Schneppe beſetzte mit der Bürgergarde den Marktplatz, welchen die Landleute auf ihrem Heimwege nicht umgehen konnten.

Als der Gottesdienſt aus war, ließ Herr Schneppe die Trommeln und Pfeifen luſtig ertönen. Das lockte, wie des Rattenfängers Pfeife die Kinder in Hameln, alle

Bauerlein herbey. Sie ſtellten ſich vor der Fronte zuſammen, und horchten. Der Hauptmann ging freundlich auf ſie zu, und ſagte: er wolle zu ihrem Vergnügen eine ganze Stunde lang die Feldmuſik erſchallen laſſen, wenn ſie ihm zuvor den Gefallen thäten, eine Leiche zu Grabe zu tragen. Sie ſtutzten und fragten, wem ſie angehöre. Er mußte ihnen reinen Wein einſchenken. Sogleich riefen alle ein trotziges Nein; denn ſie hatten ſchon von der Sache gehört. Er, darauf gefaßt, machte plötzlich mit ſeiner Compagnie eine ſchon eingeübte kühne Schwenkung, und umzingelte die Rebellen. Sie wehrten ſich aber gegen die kraftloſe Mannſchaft wie Löwen, warfen einen nach dem andern über den Haufen, und ſchlugen ſich durch.

Der Wittwer ſtand von fern, ſah ſeine letzte Hoffnung ſcheitern, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ſtürzte in

ſein Haus. „Hülfe! Hülfe! der Vater hat ſich erhängt!“ ſchrie bald darauf eins ſeiner Kinder oben aus dem Fenſter. Das unten verſammelte Volk gaffte unthätig hinauf. Doch Albert, der zufällig vorbey ging, eilte ins Haus, zerſchnitt den Hängeſtrick, und brachte den Unglücklichen wieder zur Beſinnung.

Nach dieſer wackern That rief der junge Mann unter der Hausthür den Gaffern zu: „Ich bin bereit, die Leiche zu tragen. Wer hilft mir?“ — Niemand regte ſich.

In demſelbem Augenblicke kamen Richard und Kreiſel aus bloßer Neugier auf dem Platze an, hörten Alberts wiederhohlten Ruf, und entſchloßen ſich auf der Stelle, ihm hülfliche Hand zu leiſten. Sie grüßten ihn freundlich; er dankte mit Höflichkeit. Alle drey faßten den Sarg an; doch ihre Auffoderungen und Bitten, daß noch jemand aus dem Volkshaufen ihnen beyſtehen möge, waren vergebens.

Da erblickte der Stadtſecretair den Advokaten Striegel, und rief ihm, als wäre von einem Kartenſpiele die Rede, mit einem ſcherzhaften Tone zu: „Freund Striegel, kommen Sie her, und ſeyn Sie der vierte Mann!“

Der Advokat rieb und wand die Hände, zuckte die Achſeln, und trippelte bald vorwärts, bald zurück, ohne vom Flecke zu kommen.

„Potz tauſend über die Unentſchloſſenheit!“ ſchalt Kreiſel. „Machen Sie ein Ende!“

Jetzt kam der Advokat mit haſtigen Schritten und ſagte: „Glauben Sie mir unmaßgeblich, meine Herren, ich bin kein Sclav des Vorurtheils; ich füge mich nur gern nach den Meinungen der Menſchen, unter welchen ich lebe. Doch da ſich Ew. Excellenz und die beyden andern hochachtbaren Herren über dieſe Bedenklichkeit hin-

wegſetzen, ſo wird es unmaßgeblich auch meiner Ehre nicht ſchaden."

Hiermit griff er an: der Leichenzug ſetzte ſich in Bewegung. Der Wittwer, der ſich indeſſen ganz beruhigt hatte, nahm ſeinen Platz hinter dem Sarge ein, und ſagte mit lauter Stimme: „Nun ſeh ich, daß Gott arme Leute nicht verläßt! Die Frau Bürgermeiſterin, die meinem Weibe kein ehrliches Begräbniß gönnte, mag tauſendmahl ſterben, es wird ſie kein Geheimer Rath und kein anderer ſo vornehmer Herr, wie dieſe hier, zu Grabe tragen."

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Die Verſöhnung.

Die halbe Stadt zog mit auf den Kirchhof. Als der Sarg eingeſenkt war, gab Albert dem Oſtindier die Hand, und ſprach: „Herr Geheimer Rath, verzeihen Sie meiner jugendlichen Uebereilung! Ich that Ihnen im vorigen Jahre ſehr Unrecht. Sie bewieſen ſich hier und in andern Fällen als ein edelmüthiger Mann. Ich verehre Sie nun aus vollem Herzen."

„Laſſen Sie uns Freunde ſeyn!" ſagte Richard, ihn umarmend. „Gute Menſchen können ſich eine Zeit lang verkennen; aber der Nebel verſchwindet, und ſie lieben ſich doppelt." —

So war die Verſöhnung geſchloſſen. Albert bat den Oſtindier, mit ihm zu dem Hauptmann zu gehen, weil der gute alte

Mann ſehnlich nach ihm verlange. Richard erfüllte ſeine Bitte, wiewohl mit Bangigkeit, Eliſen unter die Augen zu treten.

Roggenburg war äußerſt überraſcht, als er die Verſöhnten Arm in Arm die Straße herab kommen und in ſein Haus treten ſah. Er ſetzte ihnen freudig bis an die Treppe entgegen, und Thränen traten ihm in die Augen, als Richard ſeine Arme um ihn ſchlang, und ihn küſſend ans Herz drückte. „O wie wohl iſt mir, daß ich Sie wiederſehe!“ rief der alte Kriegsmann. „Ich hätte meinem Sohne ſein Mißverſtändniß mit Ihnen nie vergeben, wenn er Sie nicht jetzt mir wieder zuführte.“

Indeſſen nahte ſich auch Eliſe, und empfing den Geheimen Rath mit zwangloſer Heiterkeit und freundlichem Wohlwollen. Jede Verlegenheit war nun auf allen Seiten vorüber. Man unterhielt ſich von der neueſten Stadtbegebenheit und der daraus

entſprungenen Verſöhnung ſo unbefangen, als wäre nie zwiſchen Richard und Albert ein Zwiſt vorgefallen, und nie ein Korb ausgetheilt worden.

„Lieber Hauptmann," ſagte Richard, „darf ich Ihnen zum Beweiſe, daß ich auch in der Entfernung an Sie gedacht habe, ein kleines, ſehr kleines Geſchenk anbiethen?"

„Wenn es klein, wirklich ſehr klein iſt," antwortete Roggenburg, „ſo nehme ich's an, um nicht eigenſinnig zu ſcheinen. Aber ich kenne ſchon die Herren Oſtindier, daß ſie nichts Kleines verſchenken."

„Dießmahl doch!" verſetzte Richard. „Ich habe ein Dutzend Tabakspfeifen von verſchiedener Geſtalt für Sie gekauft, und dieſe werden Sie mir gewiß nicht auf dem Halſe laſſen, da ich ſelbſt keinen Gebrauch davon machen kann."

„Ein Dutzend! Gleich ein Dutzend?" — rief der Hauptmann. „Da ſieht man den

Oſtindier! — Doch mit Tabaksgeräthe greift man mich an der ſchwachen Seite an, und ſo will ich mich denn gegen Ihre Güte nicht ſträuben."

„Da einmahl von Geſchenken die Rede iſt," fiel Albert ein, „ſo erbitte ich mir auch eins, Herr Geheimer Rath! Beſchenken Sie mich, oder vielmehr Eliſen, zum zweyten Mahl mit dem Shawl, den ich Ihnen unartig zurück gab. Ich möchte dieſes Denkmahl unſerer Mißhälligkeit gern auf immer aus Ihren Augen entfernen."

„Das iſt ein braves, vernünftiges Wort lieber Sohn" ſagte der Hauptmann, und Richard verſicherte, daß er nun erſt die geſchehene Ausſöhnung als vollendet betrachte.

Nachdem er hierauf den Hauptmann und das Brautpaar auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle eingeladen und ſie zugeſagt hatten, nahm er Abſchied, und überſandte bald nachher den Shawl und die

Tabaks-

Tabakspfeifen, deren reich mit Silber beſchlagene Köpfe und Rohre ſo ſchön und koſtbar waren, daß Roggenburg, als ein alter Kenner, den Werth des Geſchenkes auf hundert Thaler ſchätzte, ohne noch ein nettes Tabakskäſtchen und einige Rollen des feinſten Knaſters, die zugleich mitfolgten, in Anſchlag zu bringen.

Auch die ſämmtlichen Magiſtratsperſonen bat Richard, mit Ausſchluß ihrer Frauen und Töchter, auf den folgenden Mittag zu Tiſche. Er wußte, wie dieſe Damen gegen das Fräulein geſinnt waren, und wollte daher Eliſen nicht das Leid zufügen, ſie in eine ihr abgeneigte Geſellſchaft zu verſetzen. Es ward bey ihm, wenn er Gäſte hatte, um zwölf Uhr geſpeiſ't; denn die Michelheimer aßen ſchon um eilf Uhr, und liebten es alſo durchaus nicht, ſo ſpät zu tafeln, wie es Richard, nach engliſcher und jetzt auch deutſcher Sitte, gewohnt war. Dießmahl er-

ſuchte er den Bürgermeiſter in einem Billet, ſich eine Stunde vor der gewöhnlichen Tiſchzeit bey ihm einzufinden, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu ſprechen habe.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Die Entdeckung.

Mit unruhiger Neugier, was er bey dem Geheimen Rath erfahren werde, ſtellte ſich der Bürgermeiſter um eilf Uhr ein. Richard empfing ihn in Gegenwart ſeines Hausfreundes, des Stadtſecretairs. „Lieber Herr Bürgermeiſter," hob er an, „ich wollte ſchon längſt eine Frage an Sie thun. Haben Sie denn einen Verwandten, der in der Welt herum ſchweift? Ich fand überall auf meinen Reiſen, und ſogar in Oſtindien, einen Mann, der ſich Felden nannte."

„Ew. Excellenz erſchüttern mein Herz!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Sie erinnern mich an einen verlornen Bruder, von dem ich ſeit dreyßig Jahren keine Nachricht habe.“

„War es es ein guter Menſch?“ fragte Richard.

„Ein lieber, herrlicher Junge war's;“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Er hatte nur immer hochfliegende Gedanken, und ſehnte ſich in die weite Welt. Daran war freylich unſer ſeliger Vater ein wenig Schuld, indem er uns Kindern oft von fremden Ländern erzählte, die er theils ſelbſt durchwandert hatte, theils aus Reiſebeſchreibungen kannte. Ich hörte das alles ohne ſonderliche Gemüthsregung an; aber Bruder Ludwig ward ganz begeiſtert, und ſprach beſtändig davon, daß er zur See gehen wolle. Es gefiel ihm durchaus in dem kleinen, engen Michelheim nicht. Er murrte je-

den Morgen, wenn er das Barbierzeug unter den Arm nehmen, und die Kunden des Vaters, der ein geſchickter Wundarzt war und eine Barbierſtube hatte, bedienen mußte. Beſonders ging er höchſt ungern zu dem damahls regierenden Bürgermeiſter Pros, weil es ein barſcher und herriſcher Mann war. Einsmahls hatte der Bürgermeiſter eine Gevatterſchaft vor, und wollte dabey recht glatt um's Kinn erſcheinen. Er ließ den Vater bitten, ſelbſt zum Raſiren zu kommen: denn Ludwig, ließ er ſagen, ſey ein Faſer; er ſchere nicht rein, oder ſchneide. Aber der Vater war unpaß; Ludwig mußte das Geſchäft verrichten. Er ging verdrießlich mit dem Scherbeutel fort, und — kam nie wieder."

„Ja freylich!" fiel der Geheime Rath ein: „Denn als ich zu dem Bürgermeiſter in die Stube trat, fuhr er wie ein Bär auf mich los — —"

Mit großen, ſtarren Augen ſah ihn Herr Felden an, und fragte ſchüchtern: „Wie belieben Ew. Excellenz?“ —

„Weg mit der Excellenz, Bruder Gottlieb!“ ſagte Jener mit offnen Armen. „Ich bin Ludwig, dein verlorner Ludwig.“

Der Bürgermeiſter, wie vom Donner gerührt, taumelte zurück. Richard und Kreiſel fingen ihn auf, und geleiteten ihn zum Sopha.

„Ew. Excellenz ſcherzen wohl!“ ſprach er mit wehmüthigem Lächeln.

„Haſt du noch immer die leidige Excellenz im Munde?“ ſagte Richard. „Nenne mich Bruder, und höre meine Geſchichte! — Der Bürgermeiſter fuhr auf mich los: Kommt Er doch? Er Taugenichts! — Will Er mir wieder einen Wald von Haaren im Geſichte ſtehen laſſen, oder mir Bier abzapfen? — Sieht Er, hier liegt ein Viergroſchenſtück und ein Stock! ſprach er, und

legte beydes neben einander auf den Tiſch. — Er bekommt das Geld oder die ungebrannte Aſche, nachdem Er ſich aufführt! — Mit dieſen Worten warf er ſich auf einen Stuhl. Ich fing das Werk mit möglichſter Vorſicht an. Es war aber ſchwer, das Schermeſſer über ſeine vielen, vom Zorn noch vermehrten Geſichtsfalten ohne Straucheln zu führen, und ſo entſtand zu meinem Schrecken eine kleine Wunde. Er fühlte ſich verletzt, ſprang auf, ſah in den Spiegel, ſchimpfte, tobte, ſetzte ſich aber dennoch wieder, mit einem Fingerzeig auf den Stock. Ich kam ohne weiteres Unheil bis in die Gegend der Oberlippe. Als ich aber, wie gewöhnlich, ſeine Naſe mit zwey Fingern anfaßte, fuhr er — Gott weiß, warum? — wüthend auf, und rannte ſich damit das Meſſer ſo tief ins Geſicht, daß ſogleich ein Blutſtrom heraus ſchoß. Brüllend griff er nach dem Stocke — ich ſtürzte fort und

zum nächſten Thor hinaus, denn ich getrau-
te mir nicht, unſerm Vater wieder unter die
Augen zu treten.“ —

„Welche ſonderbare Fügung!“ rief der
Bürgermeiſter. „Mein Erſtaunen läßt mir
noch gar nicht zu, den ſüßen Brudernahmen
auszuſprechen.“

„Daß ich aber vollen Anſpruch darauf
habe, will ich dir augenſcheinlich beweiſen,“
antwortete Richard, und hohlte aus dem
Nebenzimmer einen alten, auf der Flucht
mitgenommenen Barbierbeutel von rothem
Plüſch, bey deſſen Anblick der Bürgermei-
ſter ausſchrie: „Ja, den kenn' ich noch!
Da muß inwendig des Vaters Nahme ein-
gezeichnet ſtehen!“

Und ſo fand ſich's auch. Mit naſſen
Augen umarmten ſich die Brüder.

„Nun erzähle du, Gottlieb!“ ſprach der
Geheime Rath. „Was begab ſich nach mei-
ner Flucht?“

„Der Vater ſaß, mit unter den Kopf geſtütztem Arm am Fenſter," ſagte der Bürgermeiſter, „da rief er auf Einmahl: Was mag das bedeuten? Prezens Dienſtmädchen hat den Bader Hildebrand gehohlt; ſie eilen mit ſtarken Schritten nach des Bürgermeiſters Hauſe. — Iſt vielleicht Ludwig nicht hingegangen? oder hat ihn der eigenſinnige Mann nicht angenommen? — So blieb uns die Sache dunkel, bis eine Viertelſtunde nachher der Bader Hildebrand zur Thür herein ſchrie: Ach, Herr Gevatter, welch Unglück! Ihr Sohn hat den Bürgermeiſter mit dem Scharmützer ſo zugerichtet, als wär' er in einer Schlacht geweſen. Ich muſte ihn eben verbinden; aber, trotz meiner unvergleichlichen Wundſalbe, wird er zeitlebens eine ſichtbare Schmarre behalten, und die heutige Gevatterſchaft geht natürlich ganz in die Pilze. — Der Vater erſchrak, und war vollends untröſtlich, als du — —"

„Schildere mir nicht ſeinen Kummer!“ fiel der Geheime Rath bittend ein. „Das Einzige beruhiget mich, daß ich mir nicht vorwerfen darf, ſeinen Tod durch meine Flucht beſchleuniget zu haben. Er iſt — wie ich gleich in den erſten Tagen meines jetzigen Hierſeyns von dem Gaſtwirth heraus lockte — erſt vor zehen Jahren geſtorben, hat alſo nach meiner Trennung von euch noch volle zwanzig Jahre gelebt.“

„Immer von dir ſprechend, immer nach dir verlangend, immer für dich betend!“ — ſetzte der Bürgermeiſter hinzu, und die Augen gingen ihm über. „O, hätt' er's doch erlebt, dich in deinem jetzigen Glanze zu ſehen! — Sage mir, ich bitte dich, wie gelang dir's, zu dieſer Höhe zu ſteigen?“

Der Geheime Rath wollte Bruder Gottliebs Neugier befriedigen; doch Herr Treuel, der immer, wenn's zu Tiſche ging, der Erſte war, trat eben jetzt ins Zimmer,

und die übrigen Gäste folgten bald nach. Als alle beysammen waren, stellte sich ihnen der Geheime Rath als ein Michelheimer Stadtkind und als Bruder des Bürgermeisters vor. Sie hielten es lange für einen Scherz. Er gab ihnen aber einen kurzen Auszug aus seiner Geschichte, so weit wir sie wissen, und versprach, die Fortsetzung bey Tische folgen zu lassen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Die beyden Kranken.

Als die Suppe, die gewöhnlich mit einer gewissen stillen Andacht genossen wird, vorbey war, begann der Geheime Rath seine Geschichte.

„Es sind im künftigen Monat gerade dreyßig Jahre, daß ich Michelheim verließ.

Ich hatte mein mühſam zuſammengeſpartes Vermögen, das in fünf Thalern beſtand, glücklicher Weiſe in der Taſche, als ich die Flucht ergriff. Das Wetter war ſchön; ich ſchlug meine Nachtlager meiſtens unter Bäumen auf, und ſo reichte meine Kaſſe bis Hamburg, wohin ich meinen Lauf nahm, um mich nach England einzuſchiffen."

„Ich meldete mich bey einem Bärean, wo junge Wundärzte für den engliſchen Seedienſt angenommen wurden. Es war mir vor einer ſcharfen Prüfung meiner Kenntniſſe bange. Doch der ehrliche Mann, der ſich mit mir über mein Geſuch beſprach, ſchien gar kein Kunſtverſtändiger zu ſeyn. Er that nur zwey oder drey oberflächliche Fragen an mich, die ich herzhaft beantwortete. Am Ende machte er nach ſeinem überreifen Wort, den er vermuthlich koſtenfrey lesweerden wollte, zu einem Gegenſtande des Examens. Er ging mit mir in ein an-

besonderes Cabinett, wo er die erforderlichen Kartenzeichnungen aus einem Schranke nahm. Ich hatte dießmahl eine leichte Hand, einen feinen Strich; mein Examinator war vollkommen damit zufrieden. Wir wurden einig, und ich segelte schon des folgenden Tages nach England."

„Ich war nach London beordert, ward aber von da sogleich nach Portsmouth geschickt, wo einige Kriegsschiffe zum Auslaufen bereit waren. Auf einem derselben erhielt ich meine Anstellung. Jetzt begann die wichtigste Zeit meines Lebens. Der Anblick des Meeres ist groß und hehr; ich ward es aber bald überdrüssig, nur meistens rohen Gesellen, deren Sprache mir Anfangs völlig fremd war, in einem engen, schwimmenden Gebäude zu hausen, und nichts als Himmel und Meer zu sehen. Verschiedene Seestürme, die unsere Flotte litte, waren keine angenehme Abwechslung. Ich hielt

dennoch, auf verſchiedenen Kriegsſchiffen dienend, dieſe langweilige Lebensart vier Jahre aus. Dann aber nahm ich meinen Abſchied, und ging, als ich eben mein zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, mit einem Handelsſchiffe nach Indien."

„Mein Schiffspatron hatte Geſchäfte im Königreiche Siam. Die Bewohner dieſes Königreichs ſind häßliche Geſtalten. Lange Ohren, die man ſonſt gern dem Eſel überläßt, gelten bey ihnen als eine vorzügliche Schönheit. Einer beneidet den andern darum. Die Natur beſchenkt ſie freywillig mit dieſer Zierde; aber keiner iſt mit der Größe derſelben zufrieden: alle belaſten ſich mit ſchweren Ohrgehenken, um durch dieſes dehnende Gewicht den Wachsthum der köſtlichen Naturgabe noch mehr zu befördern. Es iſt auch den wunderlichen Leuten nicht recht, daß ihnen die Natur, wie andern Menſchen, weiße Zähne giebt: ſie wollen ſie

ſchwarz haben, und wetteifern mit einander, die Farbe des Ebenholzes ihrem Gebiß einzubeitzen."

„Doch unter dieſen Querköpfen keimte mein Glück. Mein Schiffspatron und ich befanden uns eben in der Hauptſtadt des Reichs, als Seine Majeſtät, der König, von einer Krankheit befallen wurde, die ſeine Aerzte nicht zu heilen verſtanden. Er ſträubte ſich vielleicht gegen die dort gewöhnliche Cur, bey welcher man den Kranken die Länge lang auf den Boden hinſtreckt, ihm auf den Leib tritt, und mit den Füßen darauf herum ſtampft, damit dieſe Durcharbeitung eine glückliche Crisis der Krankheit hervorbringe. Der hohe Patient hatte vernommen, daß ein europäiſcher Arzt, nähmlich meine Wenigkeit, in der Hauptſtadt angekommen ſey, und ich ward nach Hofe berufen. Aber vor einem König von Siam darf man nicht, wie vor andern Menſchen, auf

zwey Füßen erſcheinen; man muß, zur Erde geworfen, auf den Knien und Händen, wie ein vierfüßiges Thier, zu ihm hin kriechen. Der königliche Ceremonienmeiſter unterrichtete mich im Vorſaal eine ganze Stunde, wie ich mich ſo, mit gehörigem Anſtand, fortbewegen ſollte. Ich gab vergebens durch einen gegenwärtigen Dolmetſcher zu verſtehen, daß während dieſer verlorenen Zeit die Krankheit Seiner Majeſtät zu einer bedenklichen Höhe ſteigen könnte: die ſtrenge Beobachtung der lächerlichen Hofſitte ſchien nöthiger als die Cur. Der Ceremonienmeiſter war zuletzt mit meiner Gelehrigkeit zufrieden, und der Gang auf allen vieren gelang mir um ſo beſſer, da ich treffliche Muſter vor mir hatte, indem der Ceremonienmeiſter und andere bedeutende Hofſchranzen, wie ſchleichende Katzen, vor mir her ins Krankenzimmer krochen."

„Der König, der eine ſehr lange, pyra-

mützenförmige, von Gold und Edelſteinen funkelnde Mütze auf dem Kopfe hatte, lag ſtarr, wie ein ſteinernes Bild, auf ſeinem Lager, als wir anrutſchten. Ich flüſterte dem neben mir kriechenden Dolmetſcher zu: es ſey zuförderſt nöthig, daß mir in Gnaden erlaubt werde, den allerhöchſten Puls zu unterſuchen. Mein Begehren lief leiſe von Ohr zu Ohr, bis es an denjenigen Hofherrn kam, der zunächſt ans Lager des Königs vorgerückt war. Er richtete ſich, wie ein aufwartendes Hündlein, empor, ſetzte die Spitze eines kleinen, zierlichen Sprachrohrs höchſt behutſam ans Ohr Seiner Majeſtät, und trug ſo mein ärztliches Geſuch hopſend vor. Der König antwortete nicht, zuckte keine Lippe, hob aber ſeine rechte Hand mit unbeſchreiblicher Langſamkeit unter der Decke hervor. Ich erſchrak; denn die Nägel ſeiner Finger waren wenigſtens vier Zoll lang. Ein Wink des Ceremonienmeiſters rief mich

zum

zum Krankenbette. Er ſetzte ſich und mich in die Stellung aufwartender Hündlein, und leitete meine Hand zur Hand des Königs. Ich überzeugte mich ſogleich, daß ich nur mit einem ganz gewöhnlichen Fieberchen zu thun hatte. Es war mir nicht bange, damit fertig zu werden. Ich erklärte durch den Dolmetſcher: Seine Majeſtät befinde ſich noch für jetzt in keiner Lebensgefahr, und ich hoffe, durch zweckdienliche Arzeneyen, die ich unverzüglich herbey ſchaffen würde, die Krankheit zu heben."

„Vorſchriftmäßig kroch ich rückwärts, wie ein Krebs, zur Thür hinaus, und holte die benöthigten Pulver aus meiner Reiſe-Apotheke. Mit welchen Fieberlichkeiten der König die Medicin eingenommen hat, weiß ich nicht. Ich beſuchte ihn acht Tage hinter einander; dann war er geſund. Zur Belohnung erhielt ich eine goldene Betelbüchſe vom zweyten Range." —

„Eine Betelbüchse! Was iſt das?“ fragte der Bruder des Erzählers.

„Es iſt in Indien gewöhnlich,“ antwortete der Geheime Rath, „die Blätter der dort einheimiſchen Betelpflanze in goldenen oder ſilbernen Doſen bey ſich zu führen, und ſie von Zeit zu Zeit, wie man eine Priſe Tabak nimmt, im Munde zu käuen. Wenn aber der König von Siam Betelbüchſen verſchenkt, ſo bewirkt das dort eine eben ſo ehrenvolle Auszeichnung, als in Europa ein Orden. Die Größe derſelben beſtimmt den Rang. Ich ward Betelbüchſen-Ritter der zweyten Klaſſe; und man erwies mir überall, wo ich mein Ordenszeichen aus der Taſche zog, große Verehrung. Ich muß aber bekennen, daß mir das erhaltene Gnadenzeichen wenig Freude machte. Eine hübſche Geldſumme, die mich in den Stand geſetzt hätte, ein vortheilhaftes Geſchäft anzufangen, wäre mir lieber geweſen. So unzu-

frieden wollte ich eben die Reſidenz des Beherrſchers von Siam verlaſſen, als ich plötzlich wieder in den Pallaſt gerufen ward, und mir der Antrag geſchah, einem kranken Elephanten des Königs ärztliche Hülfe zu leiſten."

„Ich muß im voraus ſagen, daß dieſe Rieſen der Thierwelt in Siam zu Hauſe ſind, und in außerordentlicher Achtung ſtehen. Jeder Elephant des Königs hatte damahls innerhalb der Ringmauern des Pallaſtes ein eigenes wohleingerichtetes Haus, und einen anſehnlichen Titel. Einer hieß der Graf, der andere der Lord, der dritte der Baronet, und ſo weiter. Der vornehmſte — ein ungeheurer Elephant von weißer Farbe — ward Prinz genannt. Er bewohnte einen kleinen Pallaſt, und hatte zu ſeiner Bedienung einen zahlreichen Hofſtaat, der ihn immer umgab. Der König liebte und ſchätzte den ſogenannten Prinzen ungemein. Der Titel: Herr des weißen Elephanten, ſtand in allen öffentlichen Mandaten unter ſeinen übrigen Titeln obenan.

„Dieſe vierfüßige Herrſchaft war krank. Ich hielt es für möglich, daß bey ihr vielleicht mehr, als bey dem König ſelbſt, zu verdienen ſey, und erklärte mich daher bereitwillig, ſie als Arzt zu beſuchen. Auf meine Frage, ob ich dabey ein gewiſſes Ceremoniell zu beobachten habe, erhielt ich die Antwort: es ſey nichts nöthig, als eine tiefe Verbeugung vor dem Prinzen."

„Ich erſchien denn mit einem Bückling vor ihm. Er ſtand in einem fürſtlich ausgeſchmückten Zimmer, mit geſenktem Kopfe, und ſah überhaupt ſehr unluſtig aus. Ich forſchte bey dem gegenwärtigen Hofſtaate nach den Zeichen der Krankheit. Man wußte mir nichts anzugeben, als daß der Prinz ſeit drey Tagen ſeine ſonſt gewöhnliche Eßluſt und Heiterkeit verloren habe. Weiter nichts als ein verdorbener Magen! dacht' ich in meinem Herzen, ſtellte mich aber äußerlich, als fände die Sache ſehr ſchlimm. Ich nahte mich dem Kranken, betaſtete ſeinen Rüſſel, ſeine Ohren, ſah ihm in die

Augen, ließ mir die Zunge zeigen, machte bey dem allen ein trübes, bedenkliches Geſicht, empfahl mich mit einem Reverenz, und hohlte Magenmittel, die dem beſeelten Knochenberge — wie Haller, der Arzt und Dichter, den Elephanten nennt — in ſtarken Gaben gereicht werden mußten. Mit verſtändiger Willigkeit nahm er ſie ein. Den dritten oder vierten Tag nachher befand er ſich wieder wohl. Er hatte eben, als ich ihm meinen gewöhnlichen Morgenbeſuch abſtattete, eine doppelte Portion Reis mit gutem Appetit verzehrt, und trank vor meinen Augen eine Flaſche Wein hinten nach. Dankbar für ſeine Wiederherſtellung, umarmte er mich mit dem Rüſſel, und drückte mich ſanft an ſeine Bruſt."

„Der Dolmetſcher vertraute mir, daß der König über die Geneſung des Prinzen höchſt erfreut ſey, und mich unfehlbar zum Betelbüchſen-Ritter der erſten Klaſſe erheben würde: ich hingegen vertraute dem Dolmetſcher, daß mir an der ganzen Ritterſchaft

wenig liege, und es mir angenehmer wäre, wenn mir der König mit einigen derben Goldstangen unter die Arme griffe. Diese Worte waren nicht verloren. Mein Wunsch, den der gefällige Dolmetscher auf eine geschickte Art an den rechten Mann gebracht hatte, ward mit königlicher Freygebigkeit erfüllt."

„Bald darauf verließ ich das Königreich Siam, und begab mich in die schönste und fruchtbarste Gegend Ostindiens, um dort mein Geld an Ländereyen anzulegen oder Handel zu treiben. Ich vereinigte beydes mit einander. Das Glück begünstigte meine Unternehmungen. Es war mir fünf und zwanzig Jahre so treu, als es wohl wenigen Menschen ist. Dennoch verließ ich seinen Schooß, um dich, geliebter Bruder, und meine Vaterstadt zu besuchen. Ich wollte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft zu erkennen geben: es belustigte mich aber von einer Zeit zur andern, gleichsam verlarvt und vermummt hier herum

zu wandeln, und wir alle haben dadurch manchen luſtigen Auftritt gewonnen."—

So erzählte Richard — wie wir ihn noch bis zum nahen Ende des Buches nennen wollen — ſeine Geſchichte. Die Zuhörer machten allerhand Gloſſen darüber, die jedoch der Aufzeichnung eben ſo wenig werth ſind, als es die Zwiſchenreden waren, welche die Erzählung durchkreuzten.

„Aber, mein werther Bruder, du ſprachſt nur von einem Beſuche?" ſagte der Bürgermeiſter. „Ich hoffe doch, du wirſt uns nicht wieder verlaſſen."

„Ich muß!" ſagte Richard. „Und die Zeit meines Scheidens iſt nahe. Ich gehe noch in dieſem Monat nach Oſtindien zurück."

Alle waren beſtürzt; nur Kreiſel rief: „Beneidenswerther Mann!

Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, mein Freund und Gönner, ziehn!"

„Was hält Sie ab?" ſprach Richard. „Ihre Geſellſchaft wird mir die Reiſe ſehr angenehm machen, und was Sie hier ver-

lieren, das gewähr' ich Ihnen zehnfach in Oſtindien."

„Göttlicher Freund, ich gehe mit Ihnen!" rief Kreiſel. „Es müßte kein Fünkchen poetiſchen Geiſtes in mir glühen, wenn ich den Ruf in ein romantiſches Zauberland ausſchlagen wollte."

„Sie wollen alſo Ihre Stelle, als Stadtſecretair, plötzlich aufgeben?" fragten ſtaunend die Rathsperſonen.

„Ja, meine Wertheſten!" antwortete Kreiſel. „Ich würde nun doch in meinem Schreibverſuche nichts mehr taugen, und es unwillig ſchütteln, wenn ich an Oſtindien dächte. Damit Sie aber durch meinen unerwarteten Abſchied in keine Verlegenheit kommen, empfehle ich Ihnen zu meinem Nachfolger den Advokaten Striegel, der nichts weniger als ein poetiſcher Schwindelkopf iſt, wie Sie mich bisweilen zu ſchelten beliebten, ſondern Ihnen mit ſeinen ſoliden juriſtiſchen Kenntniſſen und ſeiner unmaßgeblichen Beſcheidenheit gute Dienſte leiſten wird."

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Die Lection.

„Richard iſt doch ein Menſch, der gar keine Lebensart verſteht!“ ſagte die Bürgermeiſterin, als ihr Mann von der Gaſterey nach Hauſe kam. „Ich hörte dieſen Nachmittag mit Erſtaunen, daß er das armſelige Fräulein zur Tafel gezogen hat; aber die Frau Bürgermeiſterin war dieſer Ehre nicht werth.“

„Dafür habe ich die Ehre, daß ich mich nun mit ihm duze;“ verſetzte der Bürgermeiſter mit ſchelmiſchem Lächeln.

„Haſt du denn Brüderſchaft mit ihm getrunken?“ fragte ſie.

„Ja, ſchon an der Mutter Bruſt!“ — gab er zur Antwort. „Denke, mein Schatz! Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, iſt mein leiblicher Bruder!“ —

Sie hielt ihn für berauſcht, und rieth ihm, zu Bette zu gehn. Er bewies aber ſei-

ne Nüchternheit durch eine ſehr ordentliche und ausführliche Erzählung aller uns ſchon bekannten Umſtände. Da brach die ſtaunende Dame in ein Freudengeſchrey aus: denn es ſchien ihr nun nichts gewiſſer, als daß der Geheime Rath gleich auf der Stelle ſein Vermögen brüderlich mit ihnen theilen werde. Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Laß uns froh ſeyn, wenn er nicht von mir die Herausgabe ſeines Erbtheils verlangt!“ — Dieſer Einwand machte ſie ſo beſtürzt, daß ſie die ganze Nacht kein Auge ſchließen konnte.

Doch der nächſte Morgen befreyte ſie von dieſer Angſt. Richard ſtattete ihr einen Beſuch ab, und beſchenkte ſie mit einer Menge köſtlicher Waaren, die ihm zwey Diener nachtrugen. Er ging dann mit ſeinem Bruder auf's Rathhaus, und entſagte vor dem verſammelten Magiſtrate nicht nur allen Anſprüchen an die väterliche Verlaſſenſchaft, ſondern machte auch ein Teſtament, worin er die Stadt Michelheim zu ſeiner Erbin

einſetzte, und dabey vorſchrieb, wie der Nachlaß zur Verbeſſerung des Schulweſens und andern nützlichen Stiftungen angewendet werden ſollte. Seinem Bruder, der reich und kinderlos war, vermachte er zum Ueberfluß ein Legat von zwanzig tauſend Thalern.

In einem andern gerichtlichen Aufſatze beſtimmte er ſein Wohnhaus, ſammt allen Zubehörungen, zu dem verſprochenen Hospitale, und übergab zu treuen Händen des Magiſtrats die landesfürſtliche Schuldverſchreibung, als Eigenthum des Hoſpitals, damit die darin aufzunehmenden Armen von den Zinſen des Kapitals reichlich verpflegt werden könnten.

Der Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathsherren wandten ein: es ſey doch Schade, daß ein ſo ſchönes, von einem Staatsminiſter erbautes Haus zur Wohnung armen Geſindels herabgewürdiget werden ſollte.

„Ich weiß nicht, was Sie armes Geſindel nennen, meine Herren!“ verſetzte

Richard. „Verſtehen Sie darunter Leute, die durch Völlerey, Trägheit und Liederlichkeit in Armuth verſunken ſind, ſo haben Sie vollkommen Recht. Dieſe verworfene Art von Menſchen ſoll von der Wohlthat meines Hoſpitals immer und ewig ausgeſchloſſen ſeyn. Nur unverſchuldetes Unglück finde darin eine ruhige Freyſtätte! Und für ſolche Leidende iſt kein Pallaſt zu prächtig." —

Es blieb alſo bey Richards wohlthätiger Anordnung, und die Armen in Michelheim erhielten ein Verpflegungshaus, wie es die größten und reichſten Städte in Deutſchland nicht aufzuweiſen haben.

Die kleinen Seelen in der Rathsſtube und in hundert andern Häuſern zuckten über dieſe Großmuth, die ſie Verſchwendung nannten, die Achſeln: nur Albert und die Familie Roggenburg würdigten Richards Hochherzigkeit nach Verdienſt, und belohnten ſie mit freudigem Beyfall. Er widmete die wenigen Tage, die ſie noch in Michel-

heim zubrachten, beynahe ganz dem Umgange mit ihnen, und sie schieden mit Schmerz und Thränen von einander.

Bald nachher gab er dem Magistrat und den sämmtlichen Standespersonen einen Abschiedsschmaus und bey der Tafel — eine Lection.

„Meine Herren und Damen!" hob er an, „erlauben Sie Ihrem Landsmann und Mitbürger, Ihnen einige wohlgemeinte Worte ans Herz zu legen. Ich scheide von Ihnen mit der schmerzlichen Erfahrung, daß Sie bisher nicht immer so froh und glücklich waren, als sie es seyn könnten. Es lebt sich recht angenehm in kleinen Städten, wenn noch die Sittenstrenge unserer frommen Vorfahren und altdeutsche Biederkeit darin walten. Dann umfassen die Stadtmauern gleichsam nur Eine Familie, die bey allen Vorfällen des Lebens den innigsten Antheil an einander nimmt. — Herrscht aber unter den Bewohnern eines solchen Oertchens ein feindlicher Geist, so wird der enge

Raum, in welchem man mit unholden Menſchen athmen und verkehren muß, eine wahre Hölle: man leidet beynahe die Qual der Verbrecher, welche vor Zeiten mit einem Hunde, einer Katze, einem Hahn und einer Schlange in einen ledernen, ausgepichten Sack geſteckt und ins Waſſer geworfen wurden. — Es gab hier noch vor Kurzem einen Lotterbuben, der die böſen Eigenſchaften jener Thiere in ſich vereinigte, und ein ewiger Friedensſtörer war. Er hätte aus jedem ehrbaren Hauſe verbannt ſeyn ſollen; aber leider fanden ſeine hämiſchen Zuflüſterungen bey Vielen von Ihnen geneigtes Gehör, und Sie ließen ſich oft dadurch gegen einander aufbringen. Ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte beſonders Sie, meine Damen, dulden Sie hinfort keine ſolche Schlange in Ihrem Buſen! Es dünkt mich die höchſte Unweisheit, ſich durch vermeidliche Feindſeligkeiten und Zänkereyen das kurze Leben zu vergiften. Jeder Menſch hat ſeine Fehler; daher gebührt Keinem das Recht,

den Fehlern ſeines Nachbars aufzulauern, und ſie durch Spürhunde von Blaſſmanns Gattung aufzujagen. Das iſt die Hauptquelle alles Unfriedens in kleinen Städten! — Man wohnt ſo nahe beyſammen, daß man auch ohne Spähen und Forſchen das Meiſte, was von einem Thore zum andern vorfällt, ſieht und hört; aber man muß die Augen zudrücken und die Ohren verſtopfen, um ſich nicht zu haſſen; man muß dulden und lieben, damit man wieder geduldet und geliebt werde. Ich halte — ſagt ein weiſer Mann des Alterthums — ich halte den für den beſten und vollkommenſten Menſchen, der Andern ſo bereitwillig verzeiht, als wenn er täglich ſelbſt häufige Fehler beginge; aber ſich des Fehlens ſo ſorgfältig enthält, als ob er Keinem verzeihen wollte. — Wählen Sie Sich, geliebte Mitbürger, das Ideal eines ſolchen Menſchenfreundes zum Vorbilde! Dann werden Sie ſammt und ſonders duldſam gegen einander ſeyn, und ſich durch Eintracht und Liebe aus

dem dürren Sandboden unſerer Vaterſtadt ein Paradies hervor zaubern." —

Mit feyerlicher Stille hörte die Geſellſchaft dieſer Ermahnungsrede zu. Einige Wenige bezeigten ihren Beyfall durch Kopfnicken; aber die Frau Bürgermeiſterin zog häßliche Geſichter, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie bey Blaſſmanns Erwähnung, wie bey einer Leichenrede, geweint.

Am folgenden Tage verließen Richard und Kreiſel die Stadt.

Die Frau Bürgermeiſterin hat Nachmittags alle ihre Klatſchgevatterinnen zuſammen, und ſagte zu ihnen: „Gott Lob und Dank, daß all das fremde Geſchmeiß zum Thor hinaus iſt! Mein Herr Schwager iſt fort, die Salms, die Roggenburgs und Albert ſind fort. Auch den verwitzigen Poeten wurden wir los. Gott ſey Dank! Nun hofmeiſtert uns niemand mehr, nun können wir wieder in unſerm alten Sode leben!"

Märchen

und

Erzählungen

von

A. F. E. Langbein.

Berlin.
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1821.

F
1844

Inhalt.

Mährchen:

I. Langmantel . . . Seite 3.

II. Die ſchwarze Spinne . . 53.

III. Die Hofmeiſterin . . . 107.

Erzählungen:

IV. Der entwendete Ring . . 157.

V. Der entſcheidende Tag . . 221.

VI. Das Turnier . . . . 281.

Mährchen.

I.

Langmantel.

1.

An einem Herbſtabend, da es eben heftig regnete und ſtürmte, ſaß Raimund von Rabenfels, der Beſitzer des Schloſſes Weiherburg in Tyrol, mit ſeinem Freunde Vollrad von Kahlau behaglich beim Becher. Zwiſchen ihnen brüſtete ſich eine Perſon, die eigentlich nicht an den Herrentiſch gehörte. Es war die Schaffnerin Sabine, ein plumpes, alterndes Weib, das Vormittags, wie ein gemeiner Aſchenbrödel, in der Küche wirthſchaftete, ſich dann mit ſelde-

nen Kleidern, goldenen Ketten und Ringen schmückte, mit dem Ritter und seinen Gästen tafelte, und sich überhaupt in allen Dingen, wiewohl sehr ungeschickt, als seine Gemahlin benahm.

Indem diese Gesellschaft um die Wette trank, und sich mit unfeinen Scherzen erlustigte, kam ein Diener und meldete seinem Herrn: es sey ein Fremdling da, der ihn sprechen wolle. „Wer ist er? wie heißt er?" fragte Raimund. „Das weiß ich nicht," sagte der Diener. „Vermummt und seinen Namen verschweigend, gibt er vor, er sey ein Bekannter von Euch, und wolle Euch einen Falken verehren, den Ihr oft bei der Reiherbeize gelobt und zu besitzen gewünscht hättet."

Raimund machte ein halb frohes, halb verdrießliches Gesicht, und sprach: „Ich errathe den geheimen Gast, und es ist mir an seinem Besuch nichts gelegen; doch, in Rück-

ſicht des angebotenen Geſchenks, mag er kommen."

Der Fremde trat, mit einem Falken auf der Hand, herein. Raimund erkannte in ihm ſogleich ſeinen jungen Vetter Albert von Weiherburg, und ſagte hart: „Was willſt du hier? was folgſt du mir nach? Um deiner los zu werden, verließ ich meinen alten Wohnſitz, und bezog in aller Stille dieſes finſtre Waldſchloß, wo ich vor dir ſicher zu ſeyn glaubte."

„Wie hab' ich dieſen Zorn verdient?" fragte der Jüngling. „Ich war Euch von Jugend auf mit Leib und Seele zugethan, wagte für Euch, wie ein reiſiger Knecht, mein Leben in Euren Fehden, und begehrte nimmer Dank oder Lohn."

„Welche Großmuth!" ſpottete Raimund. „Du verlangteſt keinen Theil meiner Habe: du wollteſt ſie lieber dereinſt ganz beſitzen, und ſtahlſt dich deßhalb ins Herz meiner

Tochter. Aber du machteſt deine Rechnung ohne den Wirth. Bertha's Hand iſt verſagt."

„Das kann ich bezeugen, junger Geſell," fiel Vollrad mit Nachdruck ein. „Ich bin der Bräutigam."

Aufgeblaſen warf er ſich dabei im Stuhle zurück, und ſchlug auf ſeinen anſehnlichen Bauch.

Albert ſah den widrigen Menſchen, dem Roheit und Völlerei aus den Augen leuchteten, für einen unbedeutenden Nebenbuhler an, und achtete ſeiner Zwiſchenrede nicht, ſondern ſagte zu Raimund: „Gebt Hab' und Gut, wem Ihr wollt; nur laßt mir Bertha! Sie hat mir Treue gelobt, und wird ſie nicht brechen."

„Das wollen wir ſehn!" rief Raimund. „Es giebt Mittel, ſie zu zwingen, und ich werde keins unverſucht laſſen, meinen Willen durchzuſetzen. Kurz, der Handel mit dir iſt aus.

Geh deines Weges, und komm nicht wieder! Doch zum Zeichen, daß ich übrigens keinen Zorn gegen dich hege, will ich deinen Falken nicht verschmähen"

„Nehmt ihn hin!" sprach Albert, und übergab ihm sein liebstes Eigenthum.

Raimund dankte mit Kopfnicken, und machte dann eine vornehme Bewegung mit der rechten Hand, die andeuten sollte, daß Albert nun gehen könne. Aber der Jüngling, den das verdroß, sagte: „Ihr wißt vermuthlich nicht, daß draußen ein grimmiges Wetter tobt; sonst würdet Ihr ohne Zweifel so höflich seyn, mir ein Nachtlager anzubieten."

Schweigend sah der Ritter die ihn ganz beherrschende Schaffnerin an, ob sie wohl Gewährung erlaube. Sie neigte sich, nach einigem Bedenken, zu ihm hin, und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Er lächelte, als hätte sie ihm einen lustigen Einfall mit-

getheilt, wandte ſich zu Albert, und ſagte: „Ich will dich dieſe Nacht beherbergen; aber ich bitte mir aus, morgen in aller Frühe das Schloß, ohne weitern Wortwechſel, zu verlaſſen.“

Albert ſchwieg und dachte: das wird ſich finden.

2.

Die Schaffnerin ſtand jetzt auf, nahm zwei Lichter, winkte ihm, ihr zu folgen, und ging durch verſchiedene Kreuz- und Quergänge, die aus dem bewohnten Flügel des Schloſſes in das öde Hauptgebäude führten, ſtumm vor ihm her. Sie kamen endlich an einen großen offenen Vorſaal. Hier blieb ſie ſtehen, gab ihm ein Licht in die Hand, zeigte ihm gegenüber eine hohe, ſchwarze Thür, und ſprach: „Da geht hinein! Ihr werdet Raum genug finden, und vielleicht auch Ge-

ſellſchaft.“ Das geſagt, verließ ſie ihn, und eilte zurück.

Albert, dem bei Anmeldung der Geſellſchaft, die er in dieſer wüſten Schloßgegend antreffen ſollte, faſt bang' und unheimlich ward, ging langſam über den Vorſaal, und horchte vorſichtig an der ſchwarzen Thür, ob ſich innerhalb etwas bewege. Er hörte keinen Laut, alle Furcht wich von ihm, und er öffnete raſch die unverſchloſſene Thür. Da ſtand er auf der Schwelle eines ungeheuern Saales, den er nicht überſehen konnte, weil ſeine Kerze kaum den dritten Theil deſſelben erleuchtete. Fünf oder ſechs lebensgroße männliche Bildniſſe in Rittertracht, die in der Mitte des Saales an der Wand hingen, ſahen ihn, als er mit hochgehaltenem Lichte bei ihnen vorbei ging, finſter an, und das erſte in der Reihe von oben herab ſchien ſogar, wie erſchrocken, zuſammen zu fahren, und mit dem Kopfe zu ſchütteln. Er glaubte,

ſeine Augen hätten ihn getäuſcht, und ging muthig vorwärts.

Aber ein Schauer überlief ihn beim Anblick einer kleinen ſchwarzen Geſtalt, die am Ende des Saales auf einem hohen Geſtelle ſaß, und ihn mit feurigen Augen anblitzte. Er wich, ungeachtet er ſich zugleich ſeine Furchtſamkeit verwies, einen Schritt zurück. „Bleib hier!“ rief das kleine Weſen mit freundlicher Stimme! „Du biſt mir willkommen.“ Damit erhob es ſich von ſeinem Seſſel, und ein altes, zwergahaftes Männlein, deſſen ſchneeweißer Bart über die Bruſt hinab reichte, kam auf ihn zu. Es trug einen hohen, ſpitzen Hut und langen ſchwarzen Mantel, den es, wie den Schweif eines Frauenkleides, hinter ſich her ſchleppte.

Albert ſcheute ſich, die ihm dargebotene Hand zu faſſen. „Schlag' ein, und fürchte dich nicht!“ ſagte das Männlein „Ich habe Gutes mit dir im Sinne. — Man wies dich

zwar in argliſtiger Abſicht hierher; man hoffte, ich würde dich mißhandeln oder wohl gar würgen: aber ich laſſe mich nicht zum Meuchler gebrauchen. Am wenigſten haſt Du von mir Feindſeligkeiten zu befahren, da ich deinen Vorältern, als ſie noch dieſe Burg in Beſitz hatten, immer treu, hold und gewärtig war. Doch mit dem böſen Geſchlechte, das ſich vor hundert Jahren durch ein Bubenſtück hier einniſtete, hab' ich keinen Verkehr. Ich bleibe nur noch aus alter Gewohnheit hier, bewohne dieſen Saal, und ſitze gern auf jenem alten hölzernen Throne, auf welchem einſtmals Kaiſer Maximilianus den Abgeordneten von Venedig Gehör gab, als die Streitigkeiten dieſes Staates mit Tyrol beigelegt wurden. Doch von ſolchen Nebendingen ein ander Mal! Ich weiß, du kamſt her, um das ſchöne Fräulein zu ſehen; das wird aber ſchwer halten, mein Lieber! Die arme Bertha ſitzt im Thurme gefangen."

„Gott! was hat ſie verbrochen?“ rief Albert.

„Sie leidet um dich! Deinetwegen hat ſie den verhaßten Geſpons, den ihr der Vater aufdringen will, unfreundlich empfangen, und ihm ins Geſicht geſagt, daß ſie ihn nicht lieben könne.“

Albert ſchwankte zwiſchen Freude und Leid.

„Was ſpendeſt du mir, wenn ich dich zum Mägdlein führe?“ fragte der Kleine.

„Mein höchſtes Gut, mein Leben, ſetz' ich dran;“ ſprach der Jüngling.

„Ei! was könnte mir das helfen?“ entgegnete das Männlein. „Ich will dir umſonſt dienen. — Folge deinem Lichte, wohin es dich, wie den Blinden ſein Führer, leitet. Ich habe nicht Zeit, mit dir zu gehen; aber die Thurmpforte wird ſich von ſelbſt dir aufthun. Nach einer halben Stunde ruf' ich dich wieder ab. Ein längeres Geſpräch unter

vier Augen kann ich für dieß Mal nicht geſtatten."

3.

Albert fühlte jetzt an der Hand, die das Licht hielt, einen ſanften Zug, als faßte ſie ein unſichtbares Kind, um ihn von dannen zu führen. Willig und freudig ließ er ſich durch eine lange Reihe wüſter Hallen und Gemächer leiten, und kam endlich, als er einige verfallene Stiegen hinabgeklettert war, in einen mit Gras und Geſträuch überwachſenen Hof, wo Regen und Wind ſo gewaltig rauſchten, daß er jeden Augenblick das Erlöſchen des Lichtes beſorgte. Aber es brannte, wie von Glaswänden beſchirmt, ruhig fort, und zog ihn durch das Geſtrüppe hin an einen runden Thurm, deſſen Pforte langſam aufging, als er ſich nahte. Da ward er innerhalb des Thurmes einer ſchma-

len Wendeltreppe gewahr. Sein Wegweiſer gab ihm zu verſtehen, daß er ſie hinaufſteigen ſolle, und er hatte kaum einige Stufen hinter ſich, als ihm wehmüthige Töne von oben entgegen ſchallten. Es war Bertha's Stimme; ſie ſang:

Vergebens trennt ihr Mauern,
Wo Schrecken mich umſchauern,
Von Licht und Luft mich ab.
Ihr ſollt mein Herz nicht zwingen,
Sollt Dem es nicht entringen,
Dem es ſich treu ergab.
Nein, eh' ich von ihm laſſe,
Und liebe, den ich haſſe,
Umfangt mich ewig, als mein Grab.

Raſch flog er die Schneckentreppe vollends hinan; die Eiſenthür eines kleinen Gemachs ſprang auf; Bertha, bei einem Lämpchen ſitzend, fuhr empor und that einen Schrei, weil ſie ein zauberiſches Trugbild vor ſich zu ſehen glaubte. Albert nannte ſeinen Namen, und beruhigte ſie mit Worten

und Geberden. „So bist du's wirklich?“ ſagte ſie freudig. „Welches Wunder brachte dich hierher?“ — Er berichtete ihr den Auftritt in der väterlichen Trinkſtube, und rühmte die Dienſtfertigkeit des wunderbaren Männleins, das er im kaiſerlichen Thronſaale gefunden hatte.

„Ach!“ rief Bertha, „das iſt der Hausgeiſt, der ſogenannte Langmantel, der dieſes Schloß ſeit undenklichen Zeiten bewohnt, und ſich, nach alten Sagen, bald als ein treuer, behülflicher Diener, bald als ein tückiſcher Kobold gezeigt hat.“

„Still, ſtill!“ flüſterte Albert. „Der kleine Patron möchte horchen und unfreundlich werden. Bis jetzt bin ich ihm Dank ſchuldig, und ich hoffe, er wird weiter helfen.“ —

Sie erwähnten nun ſeiner nicht mehr. Bertha erzählte, wie es ihr bisher ergangen war. „Die Urheberin aller meiner Leiden iſt

Sabine:" ſagte ſie. „Dieſes herrſchſüchtige Weib foderte von mir den Gehorſam eines Kindes, und da ich mich ihr, die meine Dienerin ſeyn ſollte, nicht unterwarf, rächte ſie ſich durch Anſchwärzung bei meinem Vater, verhetzte ihn zugleich gegen dich, und verſprach ihm, mich mit einem beſſern Bräutigam zu verſorgen. Als du nun bald darauf deine Freunde in der Schweiz beſuchteſt, erſchien indeſſen der ſaubere Freier, den du vorhin geſehen haſt. Unmöglich konnt' ich ihm, der dich verdrängen wollte, freundlich begegnen. Haß und Verachtung ſtiegen noch höher, als ich erfuhr, daß er vormals Sabinens Buhle geweſen ſey. Kurz, er war mir ein Abſcheu, und ich verhehlte das nicht. Dennoch wollt' ihn mein Vater mir aufzwingen, und bezog dieſes Schloß, damit Vollrad ſeine Freierei bequemer fortſetzen könne, weil er in der Nähe ein Landgut hat, wovon jedoch kein Dachziegel mehr ſein iſt.

Der

Der Unerträgliche kam nun Tag für Tag, und ſtürmte auf mich ein. Entſchloſſen ſagt' ich ihm endlich geſtern ins Geſicht, daß ich ihn nimmer lieben könne. „Das magſt du im Thurme lernen!“ rief mein Vater, und ſtieß mich in dieſen Kerker, ohne daß Vollrad, vor deſſen Augen es geſchah, ein Wort dagegen einwandte.“

Indem Bertha die letzten Worte ſprach, klopfte jemand an die Thür. — Doch ehe wir ſehen, wer da iſt, will zuvor ein luſtiges Zwiſchenſpiel, nach dem Rechte der Zeitfolge, erzählt ſeyn.

4.

Während der Zeit, als ſich die Liebenden weitläuftiger und zärtlicher, als zu melden nöthig war, im Thurme beſprachen, ward drüben im bewohnten Schloßflügel die Thür der Trinkſtube ein wenig geöffnet, und die

wohlbekannte Stimme eines Dienſtmädchens rief die Schaffnerin heraus. „Was giebt's?“ fragte Sabine verdrießlich; denn ſie wollte die werthe Geſellſchaft nicht gern verlaſſen. Aber die Thür war ſchon wieder zugedrückt, und keine Antwort erfolgte. Zornig ſprang ſie auf, und eilte nach der Küche, um die unangenehme Störung mit Mund und Hand zu beſtrafen.

Doch erbebend fuhr ſie zuſammen, als ſie dort den furchtbaren Zwerg, der ſie durch Nachäffung der Mädchenſtimme heraus gelockt hatte, am Herde fand, und arg wirthſchaften ſah. Er hatte alles Geſchirr, das ihm im Wege geweſen war, herunter geworfen, und fachte eben das angezündete Feuer mit ſeinem Mantel an. Sie prallte zurück, und wollte hinter ſeinem Rücken wieder davon laufen. Er wandte ſich aber ſchnell, ergriff ſie am Rocke, und hielt ſie feſt, ungeachtet ſie grimmig mit den Beinen hinter ſich ausſchlug. „Brr! brr!“ rief er, als

wäre ſie ein unbändiges Pferd. „Laßt ein Wort mit Euch reden, gnädige Kebsfrau: Ihr habt mir einen Gaſt zugeſchickt; ich kann ihm aber nichts auftiſchen: alſo müßt Ihr für ſeine Bewirthung ſorgen. Kocht dem armen Menſchen, dem Wind und Wetter auf der Straße übel mitſpielten, ein gutes Süpplein, und was ſonſt noch zu einem tüchtigen Abendeſſen gehört. Ich gehe nicht eher von dannen, bis alles fertig iſt; und wenn Ihr nicht ſtumm, wie ein Fiſch, ſogleich Hand anlegt, ſo dreh' ich Euch auf der Stelle den Hals um."

Darauf wollte ſie es denn doch nicht ankommen laſſen. Sie machte daher, ohne Mucken, ſchleunig Anſtalt zu einer Weinſuppe, die Langmantel ausdrücklich vorſchrieb, weil er ſie für das beſte Labſal eines ermüdeten und durchnäßten Wanderers halten mochte. Er begleitete Sabinen, wie ein Gefangenhüter, in den Keller, ins Spetſe-

gewölbte, und überall hin, wo die Beſtandtheile der Mahlzeit zuſammengeholt werden mußten. Mürriſch und karg griff ſie immer zuerſt nach dem ſchlechteſten Ausſchuß ihrer Vorräthe, er aber, ein guter Kenner, zwang ſie mit drohender Geberde des Halsbrechens, von Allem das Beſte zu wählen.

So kam in kurzer Zeit ein leidliches Abendeſſen zu Stande. Sie ſchob es dem Geiſte hin, und wollte zu ihren Freunden zurück eilen. „Wohin? wohin?“ rief Langmantel. „Ihr ſeyd noch lange nicht fertig! Deckt erſt in meinem Saale den Tiſch, und tragt auf. Ihr ſeyd nicht zu vornehm dazu, Frau Köchin!“

Welche Beleidigung, daß er ſie, die eine Rittersfrau vorſtellen wollte, Köchin nannte! Es zuckte ihr in den Fingern, ihm dafür den Bart auszuraufen; doch ſeine geſpenſtiſche Furchtbarkeit ſchützte ihn, und ſie deckte gehorſam für zwei Perſonen.

„Nehmt ein Gedeck zurück!“ sagte der Geist. „Ich lebe von der Luft, und es wäre gut, wenn auch Ihr davon lebtet; denn mancher schlechte Streich wird gemacht, um etwas Gutes zu essen.“ —

Indem er diese welterfahrene Bemerkung aussprach, trappte Sabine davon, und hatte schon die Saalschwelle hinter sich, als er ihr nachgelaufen kam. „Bald hätt' ich das Beste vergessen!“ rief er. „Soll mein Gast, wie ein Hund, auf dem Fußboden schlafen? — Das schönste Bett, das Ihr habt, muß herbei; ich will es hertragen helfen.“

Höchst ungehalten, doch keinen Widerspruch wagend, ging sie nach der Bettkammer. Langmantel folgte, wählte selbst die besten Pfühle und Kissen, faßte das Bettgestell, worin sie aufgeschichtet waren, vorn an, Sabine that hinten dasselbe, und so zogen sie, beim Lichtschein einer auf den Betten stehenden Laterne, nach dem Thronsaale hin.

Indessen hatte Raimund seine Traute ungern vermißt, und erhob sich, sie zu suchen. Er fand sie in einem Gange, das Bettgestell vor sich hertragend. Der Geist machte sich unsichtbar, als er den Ritter kommen hörte. Es sah also aus, als trüge Sabine das Bett ohne Gehülfen. „Ei! wo willst du damit hin?" rief Raimund. „Und mutterseelen allein! Ich begreife nicht wie du die Last fortbringst." Sie gab keine Antwort, weil ihr das Sprechen bei Lebensstrafe verboten war. „Bist du stumm oder toll worden?" fuhr der Ritter fort. „Wenn das Bett denn durchaus eine Reise machen muß, so will ich mich mit vorspannen."

Er trat vorn ans Gestell, griff mit den Händen rückwärts, um es anzufassen, und griff gerade in Lanomantels struppigen Bart. „Hu! in was für ein Haarnest kam ich da!" rief er mit Schrecken, und zog die Hände geschwind, wie aus Feuer, zurück. Er nahm

die Laterne, beleuchtete das Geſell und griff, da er nichts Bedenkliches fand, die Sache von neuem und ohne Hinderniß an. Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, ſo ſchrie er: „Wer, zum Teufel! zieht mich am Barte? Alle gute Geiſter loben Gott, den Herrn!"

„Ich auch!" rief der Unſichtbare, und zog den Schreier unabläſſig fort, daß er bis in den Thronſaal wie ein Pferd traben mußte. Und als hier das Bett ſtand, wo es ſtehen ſollte, ſchlug der Bartraufer ein Gelächter auf, und ſagte: „Nun habt Ihr Eure Abfertigung, Ihr Träger! Den Lohn werd' ich Euch morgen auszahlen."

Grauſend ſah der Ritter umher. Sabine gab ihm einen Wink, ſich nicht durch loſe Reden den Mund zu verbrennen, und führte ihn eiligſt hinweg.

5.

Eben ſo eilig lief Langmantel in den Thurm, um ſeinen Schützling dort abzurufen. Er war es, den wir vorhin an die Kerkerthür klopfen hörten; und als er geklopft hatte, rief er: „Komm zu Tiſch, Albert von Weiherburg, die Suppe wird kalt.“

Die jungen Leute ſahen ſich erſchrocken an, und hatten keine Luſt, ſich zu trennen. Da jedoch Albert die einladende Stimme kannte, ſo war an Ungehorſam nicht zu denken, ob er gleich ſeinem ſeltſamen Wirthe das unerwartete und gar nicht anlockende Abendeſſen gern geſchenkt hätte. Die Hoffnung baldigen Wiederſehens erleichterte ihm einiger Maßen den Abſchied von Bertha, und getroſt überließ er ſich der Führung ſeines Lichtes, das ihn auch ohne Anſtoß in den Saal wieder zurück brachte.

In deſſen Mitte fand er einen zierlich

gedeckten und mit Wachskerzen beleuchteten Tisch, auf welchem die erpreßte Weinsuppe, nebst kühlem Wein und verschiedenen kalten Speisen, aufgetragen stand. Freund Langmantel war nicht da, rief aber, als sich Albert schüchtern nach ihm umsah, aus der Mauer hervor: „Gesegnete Mahlzeit, lieber Junkherr! Ich zog mich in mein innerstes Kämmerlein zurück, um dich nicht durch meine wunderliche Gestalt bei Tische zu stören. Iß und trink wohlgemuth, und lege dich dann ohne Sorgen zu Bette; es soll dir kein Leid widerfahren. Morgen wird's Tänze geben, das weiß ich voraus; verlaß dich aber auf mich, und wank' und weiche nicht aus diesem Saale, wenn man dich auch gröblich mahnt, deines Weges zu gehen. Wird der Lärm zu arg, und dringt man vielleicht sogar in mein Gebiet herein, so werd' ich dich schützen zu jeder Stunde: denn ich bin kein scheuer Nachtvogel, sondern laße

mich, wenn Noth an Mann geht, auch bei Tage ſehn. — Haſt du mich verſtanden?"

„Vollkommen, freundlicher Geiſt, und ich werde thun, wie du gebotſt;" ſagte Albert. Da rieſs aus der Wand, wie aus weiter Ferne: „Gute Nacht!"

Mit mißtrauiſchen Augen beſah jetzt Albert das aufgetragene Nachtmahl. Das natürliche Anſehen der Speiſen widerlegte ſeinen Verdacht, daß ſie in einer Geiſterküche bereitet ſeyn möchten. Er aß daher ohne Bedenken davon, begab ſich hierauf zur Ruhe, und ſchlief ungeſtört bis an den hellen Morgen.

6.

Raimund, der dagegen kein Auge zugethan hatte, ließ in aller Frühe den greiſen Burgvogt zu ſich rufen. „Sage mir, Alter," ſprach er, „was für eine Bewandniß hat es

mit dem Geſpenſte, das in der Burg umgeht? Ich habe bisher die alten Sagen davon wenig geachtet, und hielt es nie der Mühe werth, mit dir darüber zu ſprechen; da jedoch in voriger Nacht das Ungethüm mich ſelbſt antaſtete, ſo verlang' ich zu wiſſen, was dir von ihm bekannt iſt."

„Geſtrenger Herr," antwortete der Greis, „ich kann Euch, ungeachtet ich neunzig Jahre alt bin, nur wenig aus eigener Erfahrung berichten. Was ich aber von Vater und Großvater gehört habe, das will ich Euch treulich erzählen. Seit Menſchengedenken waltet hier ein Hausgeiſt, dem man, wegen ſeiner gewöhnlichen Tracht, den Namen Langmantel gegeben hat. Er iſt vor alten Zeiten, als noch Schloß und Ländereien den Herren von Weiherburg gehörten, täglich ſichtbar geweſen, und hat ſich in Stall und Küche als ein frommes, treufleißiges und geſchicktes Knechtlein bewieſen. Aber ganz

verwandelt war er, nach meines Großvaters Erzählung, von dem Tage an, da vor hundert Jahren die Weiherburg durch Erbschaft Eurem Geschlechte zufiel. Er scheint — nehmt das mir altem Manne nicht für ungut! — mit diesem Herrenwechsel nicht zufrieden gewesen zu seyn: denn er hat gleich Anfangs, als die Nachricht davon hier angekommen, durchs ganze Schloß, wiewohl unsichtbar, gräulich rumort, hat das über dem Thore aufgestellte neue Wappen mit Koth beworfen, und als bald darauf Euer Urahn, weiland Herr Kaspar von Rabenfels, hier eingetroffen, um sich, als neuer Herr, huldigen zu lassen, hat ihn Langmantel gleich in der nächsten Nacht, mit Verlaub zu melden, aus dem Bette gerissen, auf den Dielen herum gewälzt, und noch so vielen andern Unglimpf verübt, daß sich der darüber bestürzte Herr gern oder ungern entschlossen hat, alsbald nach eingenommener Huldigung

abzureiſen und nimmer wieder zu kommen. Auch ſeine Nachfolger haben ſich nie länger als einige Stunden hier aufgehalten, aber von Zeit zu Zeit ihre Bildniſſe anher geſandt, um ſie im groſſen Saale aufhängen zu laſſen. Das erſte von oben herein, welches den Herrn Kaſpar vorſtellt, hat Anfangs der Hausgeiſt oft in der Nacht herunter geworfen, aber ſich endlich, als man es immer wieder an der Wand befeſtiget, nicht weiter daran vergriffen."

„Das ſind alte Geſchichten!" ſagte Ralmund verdrießlich. „Was weißt du aus neuerer Zeit von dem Hausgeiſte. Haſt du ſelbſt ihn jemals geſehn?"

„Nein, geſtrenger Herr, ob er gleich einmal, als ich noch ein Knäblein von acht oder neun Jahren war, mit mir und meinen Brüdern und Schweſtern geſpielt hat. Unſere Mutter hatte, während eines Geſchäfts außer dem Hauſe, uns Kinder im Saal ein-

geſchloſſen, und uns Spielwerk und Früchte gegeben, daß wir uns die Zeit damit vertreiben ſollten. Wir Knaben ſpielten Ball. Das ging eine Weile ganz ordentlich. Indem wir aber einmal ruhten und Obſt aßen, flogen unſere Bälle, wie von ſelbſt, ins Kreu, und in die Quere; ſogar unſere Aepfel tanzten in der Luft. Wir erſtaunten darüber, und geriethen in Furcht, weil ſich zugleich dann und wann ein halblautes Lachen hören ließ. Bald nachher ſchloß die Mutter die Thür auf, ſtand mit ſichtlichem Schrecken auf der Schwelle, rief uns ängſtlich heraus, und drehte dann mehrmals mit geballter Hand in den Saal hinein. Kurz darauf entſtand plötzlich in der Küche ein Getöſe, als ſtürzte das ganze Geſchirr auf einen Haufen zuſammen. Die Mutter lief erſchrocken hinaus, fand aber alles unbeſchädiget an ſeiner Stelle, und ſagte zornig: welcher Narr hat mich bethört? Da erſchallte von allen

Seiten Händeklatſchen und Gelächter. Wir fragten die Mutter, was das ſey. Sie gab uns keine Antwort. Erſt nach vielen Jahren erzählte ſie uns: ſie habe, bei Eröffnung der Saalthür, den Burggeiſt in unſerer Mitte geſehen, und ihm mit der Hand gedroht; dadurch ſey er dermaßen beleidiget worden, daß er ſich durch den blinden Lärm in der Küche gerächt habe."

„Außer dem weiß ich ihm nichts Böſes nachzuſagen;" fuhr der Alte fort. „Er bewies ſich, ſeit ich denken kann, bei verſchiedenen Vorfällen als ein treuer und thätiger Burgwart, ſchreckte einbrechende Diebe zurück, löſchte brennende Feueressen, und ſo weiter. Aber faſt zu ſtrenge verfuhr ſein Schutzeifer vor ungefähr funfzig Jahren, da ſich's zwei oder drei Nächte hinter einander begab, daß die ſchönen Bäume, die in doppelter Reihe um die Burg herum ſtehen, muthwillig beſchädiget und einige derſelben

ganz umgehauen wurden. Der Frevler blieb unentdeckt, so viel Mühe sich auch der Gerichtsschreiber gab, ihn auszuforschen. Als ich aber eines Morgens untersuchen wollte, ob der Baumschänder während der Nacht neuen Unfug begangen habe, sah ich mit Entsetzen einen übel berüchtigten Mann aus dem Dorfe an einem nur erst verletzten Baume aufgehangen. Die Werkzeuge seiner Bosheit, Axt und Säge, lagen zu seinen Füßen und auf seinem Rücken stand mit Kreide geschrieben: Langmantel fecit manu propria. — Welche Worte der Gerichtsschreiber und der Dorfpriester also verdeutschten: Das that Langmantel mit eigener Hand. — Seitdem vergriff sich niemand wieder an den Bäumen."

Der Greis erzählte noch einige solche Beispiele, wobei es jedoch den Hals nicht gekostet hatte. Das merkwürdigste war folgendes: Es werden einmal zwanzig bis drei-

ſig wilde Kriegsknechte in die Burg eingelegt. Sie ſind mit der ihnen gereichten guten Koſt nicht zufrieden, drohen Mord und Brand, üben vorläufig ihre Wuth an Thüren und Fenſtern aus, und hauen ſie mit ihren Schlachtſchwertern in Stücke. Niemand kann die Wüthriche zähmen; aber indem ſie am tollſten wirthſchaften, entwindet eine unſichtbare Hand einem nach dem andern ſein Schwert, und wirft es hinab in den Weiher, der ſich am Fuße der Burg befindet, und ihr den Namen gegeben hat. Die entwaffneten Holzhacker fluchen gräßlich, und wollen die Burg in Brand ſtecken; jetzt aber fährt der Burgwart mit einem ſchallenden Prügelregen unter die ruchloſen Geſellen, und koranzt ſie ſo weidlich, daß ſie mit Geſchrei, wie gezüchtigte Schulknaben, aus dem Schloſſe laufen, und ſich nicht wieder hinein wagen.

7.

Raimund wollte nun von dieſen Geſchichten, die ihm ähnliche Auftritte vorher ſagten, nichts weiter hören. Er entließ den Burgvogt, und hielt Kriegsrath mit Sabinen. Es ſchien vor allen Dingen nöthig, Langmantels Gaſt, den er, als letzten Stammhalter des Geſchlechtes von Weißerburg, offenbar in Schutz nahm, je eher, je lieber aus dem Schloſſe zu entfernen. Sabine nahm es auf ſich, ihm den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen.

Indeſſen hatte Langmantel allerhand aus dem Speiſegewölbe entwendete Leckereien ſeinem Gaſte zum Imbiß vor's Bett gebracht, und ihn dabei nochmals alles Ernſtes bedeutet, ſich nicht aus dem Schloſſe vertreiben zu laſſen, wenn er nicht ſeine geliebte Bertha auf ewig verlieren wolle. „Antworte nicht, wenn man dich ruft!" ſetzte er hinzu. „Man wird ſich aus Furcht vor mir

nicht unterfangen, den Saal zu betreten; und geſchieht's dennoch, ſo komm' ich aus meinem Verſteck hervor, und der Naſeweis hat's mit mir zu thun."

Bald darauf klopfte Sabine an die Thür, und rief ziemlich ſanft: „Junkherr! — Junkherr Albert! — Ritter Raimund läßt Euch Glück auf die Reiſe wünſchen." — Albert regte ſich nicht. Sie lauerte eine Weile, ob er aufbrechen würde, und als er nicht zum Vorſchein kam, rief ſie heftig und mürriſch: „Der Ritter mahnt Euch an ſein Gebot, dieſen Morgen abzureiſen. Säumet nicht länger! Der Morgen iſt vorbei, der Mittag vor der Thür, worauf wartet Ihr noch?" — Und als abermals keine Antwort erfolgte, donnerte ſie gewaltig an, lugte durch's Schlüſſelloch, und ſchickte durch dieſen engen Paß mancherlei ſpitzige Worte in den Saal. Zum Beiſpiel: „Potz Faulenzen und kein Ende! So geht's, wenn einer nicht gewohnt iſt, in

einem guten Bette zu ſchlafen; da kann er ſich, wenn ihm dieß Glück einmal widerfährt, aus den weichen Federn nicht wieder heraus finden."

So ging das Spotten und Schmähen fort, und Langmantel, der verborgen lauſchte, bekam mitunter ſelbſt einen Hieb. Endlich ward ihm die Sache zu arg. Er ſchlich unſichtbar an die Thür, und ſpritzte Sabinen durch's Schlüſſelloch einige Waſſerſtrahlen ins Geſicht. Sie ſprudelte wie eine gebadete Katze, rannte fluchend davon, und es ſchien, als hätte ſie alle Luſt zu neuen Angriffen verloren. Da ſie jedoch dem Burgherrn ihr Wort gegeben hatte, ſeinen verhaßten Vetter aus dem Hauſe zu jagen, ſo kam ſie nach einer halben Stunde zurück, ſchimpfte toller als zuvor, und war allenfalls eines nochmaligen Augenbades, das ſie nicht achten wollte, gewärtig. Jetzt aber ſchoß aus dem Schlüſſelloche ein feuriger Schwärmer heraus, zün-

dete ihre Haube an, und mit brennendem Kopfe ſtürzte ſie, von ihm verfolgt, nach der Küche, wo die Feuersbrunſt ohne weitern Schaden gelöſcht wurde.

Doch erloſchen war nun auch Sabinens Muth, ſich dem gefährlichen Schlüſſelloche, das Waſſer und Feuer ſpie, wieder zu nahen. Ueberdieß hatte ſie, da es indeſſen Mittag geworden war, alle Hände voll zu thun, die heftige Eßluſt der beiden Ritter zu befriedigen, indem ſchon mehrere Eilboten den Befehl gebracht hatten, daß ohne Verzug aufgetragen werden ſolle.

Ein Vorgericht von geringer Bedeutung ging glücklich nach dem Speiſezimmer ab. Als ihm aber die Krone des Mahls, ein köſtlicher Rehbraten, nachfolgen ſollte, verſchwand er plötzlich, ſammt der Schüſſel, vom Küchentiſche. Längſt hatte Langmantel unſichtbar darauf gelauert, und brachte den Raub ſeinem Schützling.

Sabine ſchrie, daß man es in der ganzen Burg hörte. Die tafelnden Ritter ſprangen auf und erblaßten, als ſie das Unglück vernahmen. Beſonders Herr Vollrad, ein Leckermaul und ſtarker Eſſer, wollte ſich gar nicht darüber zufrieden geben. Er ſchwor, den diebiſchen Hausgeiſt zu beſtrafen. Vor der Hand fühlte er ſich aber zu dieſem Unternehmen noch nicht reif: er war noch zu nüchtern. Darum ging er, mit ſeinem künftigen Schwiegervater, zur Tafel zurück, und ſie becherten ſo lange, bis ſie unter den Tiſch fielen.

8.

Während ſie, zu Bette gebracht, den Rauſch verſchliefen, kam Sabine auf den Einfall, die Fehde, welche Vollrad gegen den Bratendieb beginnen wollte, von dem Dorfprieſter, Ehrn Modeſtus, ausfechten

zu laſſen. Er ſollte den Hausgeiſt bannen, oder ihm wenigſtens Albekts Auslieferung abzwingen. Sie ließ ihn deßhalb erſuchen, ſich ſchleunigſt in die Burg zu bemühen, und Weihwaſſer, Sprengwedel, und überhaupt alle zum Geiſterbann nöthige Werkzeuge, mitzubringen.

Dieſer Aufruf zu einem bedenklichen Kampfe war dem friedliebenden Manne ſehr unangenehm; allein er mußte gehorchen, um nicht bei der hochgebietenden Frau in Ungnade zu fallen, und in der Folge die leckern Pfaffenbißchen zu entbehren, die ihm bisweilen in der Burg aufgetiſcht oder aus derſelben zugeſandt wurden. Wegen dieſer armſeligen Genüſſe war er immerfort gegen Sabinen ein kriechender Schmeichler, küßte mit Inbrunſt ihre rauhe, häßliche Hand, und machte der alten, dummen Köchin bei jeder Gelegenheit ſo ausſchweifende Lobeserhebungen, als wäre ſie Venus und Minerva in Einer Perſon.

Freundlich, wie ein Ohrwürmchen, erſchien er auch jetzt, und fragte unterthänigſt, was zu Befehl ſtehe.

„Wir wollen einen Zug gegen den berüchtigten Langmantel mit einander thun;“ antwortete ſie.

Modeſtus erſchrak nicht wenig, weil er ſogleich an den vor funfzig Jahren gehenkten Baumſchänder dachte. Was helfen mir alle Leckerbiſſen der Welt, ſprach er für ſich, wenn mir der Geiſt die Kehle zuſchnürt, daß ich nicht mehr ſchlingen kann? — Doch verbarg er ſeine Feigheit ſo gut er konnte, verließ ſich auf ſein geiſtliches Rüſtzeug, und begab ſich mit ſeiner Gebieterin zum Kampfplatze.

Langmantel, dem es nicht unbekannt war, was man im Schilde führte, verſteckte ſeinen jungen Freund in einem Seitengemache des Saales, und ſetzte ſich dann in ſichtbarer Geſtalt auf den kaiſerlichen Thron.

Zitternd öffnete Modeſtus die Saalthür. Sabine hatte die Hände auf ſeine Schultern gelegt, und ſchob ihn vor ſich her, weil ſie den Bann mit anſehen wollte, und hinter der geiſtlichen Vormauer völlig ſicher zu ſeyn glaubte. Anfangs ließ ſich der Prieſter ohne ſonderlichen Widerſtand in den Saal hinein drücken, als er aber, was er gar nicht erwartet hatte, den Geiſt leibhaftig thronen ſah, ward er ſtätig, beugte ſich mit dem Oberleibe zurück und machte zuletzt eine raſche Wendung nach der Thür, um Reißaus zu nehmen. Aber ſeine ſtammhafte Gefährtin ſchlug alle zehn Finger, wie Adlersklauen, in ſeine Schultern, und flüſterte: „Verdammte Memme, thut doch den Mund auf, und ſprecht Euren Zauberſpruch, ſo wird das Schreckbild verſchwinden!“

Stammelnd fing der Prieſter die Beſchwörung an; doch ſchnell fiel ihm Langmantel ins Wort: „Spare deine Mühe, gu-

tes Pfäfflein! Du haſt keine Gewalt über mich, denn ich bin kein böſer Geiſt. Aber hinter dir ſteht einer, den treib' aus, da wirſt du ein nützliches Werk thun."

Modeſtus ſah ſich um, und goß plötzlich, von Zaubermacht gezwungen, ſeiner angebeteten Gönnerin den vollen Weihkeſſel ins Geſicht. Mit Entſetzen über ſich ſelbſt, fiel er auf die Knie, und bat um Gnade. Dann ſprang er raſch wieder auf, ergriff den Sprengwedel, ſchlug heftig damit auf ſie los, bat demüthig um Verzeihung, ſchlug in demſelben Augenblicke noch derber zu, und jagte ſie ſo, unter abwechſelnden Streichen und Komplimenten, durch's halbe Schloß und zum Thore hinaus. Jetzt aber wandte ſich das Blatt. Sabine, deren Zunge und Hände bisher ein Zauberband gefeſſelt hatte, bekam beide wieder frei, und nun hetzte ſie, mit allen erdenklichen Schimpfworten und wüthenden Fauſtſchlägen, den fliehenden Geiſtlichen im Dorfe hinab.

9.

Als ſie von dieſer Jagd zurück kam, waren Raimund und Vollrad wieder leidlich auf den Beinen. Wehklagend erzählte ſie ihnen, was während ihrer Mittagsruhe vorgegangen war, und foderte den Herrn Vollrad dringend auf, ſich tapfer in den Handel zu miſchen. „Ihr habt am meiſten dabei zu befahren!“ ſagte ſie. „Denn werden wir das Unkraut, den Albert, nicht bald aus dem Hauſe los, ſo entführt er Euch, trotz Schlöſſern und Riegeln, die Braut. Langmantel iſt ſein Spießgeſell: mehr ſag' ich nicht.“

„Donner und Hagel, ſie hat Recht, Bruder Raimund!“ rief Vollrad. „Aber wär' ich auch Roland oder der groſſe Chriſtoph, ſo könnt' ich allein nichts ausrichten. Ruf' deine Leute zuſammen und wappne ſie, ſo will ich mich an ihre Spitze ſtellen und den Strauß wagen.“

Es geschah, wie er begehrte. Alle Knappen und Knechte, die sich in der Burg befanden, wurden eiligst mit Streitärten, Morgensternen und Hellebarden gerüstet, und folgten herzhaft ihrem Führer, dessen kräftige Gestalt ihnen Muth einflößte. Welch ein riesenhafter Mann er war, läßt sich daraus abnehmen, daß ihn einsmals eine Straßenbettlerin um einen seiner Schuhe bat, den sie zur Wiege ihres neugebornen Kindes anwenden wollte.

Der gewaltige Held und sein kleines Heer rückten in den Saal ein. Raimund und Sabine folgten als Troß. Vollrads Donnerstimme ermahnte zur Tapferkeit. Aber kaum war die feindliche Gränze überschritten, so rieben sich die gewappneten Knechte die Augen, gähnten einander an, taumelten rechts und links an die Wände, fielen zu Boden, und schliefen ein. Vollrad, der allein die Augen offen behielt, sah mit Erstaunen um-

her. Er brüllte, wie ein Löwe, auf die Schläfer los; aber sie regten sich nicht. Sie blieben sogar fühllos, als er sie der Reihe nach mit Fußtritten und Schwertschlägen begrüßte, um sie munter zu machen.

„Heh! was giebt's dort?" rief Langmantel, indem er vom Throne stieg, und mit großen Schritten herbei kam.

Dem Riesen graute ein wenig; doch stand er fest auf seinem Platze, blickte stolz auf das Zwerglein nieder, und sprach gebieterisch: „Erwecke diese vom Zauberschlaf, und liefere mir den jungen Albert von Weiherburg aus, so will ich dich in Ruhe lassen."

„Großmaul!" sagte Langmantel: „Glaubst du eine so hochmüthige Sprache gegen mich führen zu dürfen, weil ich dir nur bis ans Knie reiche? Trotze ja nicht auf deine Goliathsgestalt, das rath' ich dir!"

„Was Rath, was Rath!" rief Vollrad wild. „Wo ist Albert? — Heraus mit dem

Knaben! Oder ſoll ich ihn in ſeinem Schlupfwinkel aufſuchen?"

Er bewegte ſich vorwärts. „Keinen Schritt weiter!" ſagte Langmantel, und vertrat ihm den Weg.

„Laß mich, du Bratendieb!" ſchrie der Ritter, und hieb nach ihm mit dem Schwerte.

Blitzſchnell unterlief es der Zwerg, umfaßte den Rieſen mit beiden Armen, trug ihn mit behenden Schritten ans offne Fenſter, und ſtürzte ihn in den Weiher hinab. Zu gleicher Zeit erhob ſich im Saal ein heulender Sturm, riß die Schläfer empor, wirbelte ſie ein Weilchen, wie dürre Baumblätter, durch einander, und fegte ſie dann, wie Spreu, zur Thür hinaus.

Raimund und Sabine waren ſchon entronnen, um den theuern Mann aus dem Waſſer zu retten. Es ging glücklich von Statten. Aber bärenwild fuhr er auf die Schaffnerin los, und haderte grimmig mit

ihr, weil ſie ihn zu dem naſſen Abenteuer verleitet hatte. Er warf ſich, ohne trockne Kleider anzunehmen, auf ſein Pferd, und ritt nach Hauſe.

10.

In der folgenden Nacht lag Raimund ſchlaflos im Bette. Sein Gemach war ſpärlich mit einer Ampel erleuchtet. Er verſah ſich jeden Augenblick einer ſchauerlichen Erſcheinung, und mit dem Schlage der zwölften Stunde that ſich die Thür auf. Langmantel ſchritt herein, und hinter ihm eine lange ſchwarze Geſtalt, die mit geſenktem Haupte an der Schwelle ſtehen blieb, als hätte ſie kein gutes Gewiſſen. Aber der Hausgeiſt trat ans Lager des Ritters, zog ihm das Deckbett, unter welches er ſich verborgen hatte, vom Kopfe, und begann: „Herr Raimund, wir haben ein ernſthaftes Wort mit einander zu

ſprechen. Es betrift die Weiherburg, die du mit Unrecht beſitzeſt, und noch in dieſer Stunde ihrem wahren Herrn wieder abtreten muſt."

„Wer wäre das?" brummte Raimund.

„Albert von Weiherburg iſt's!" antwortete Langmantel. „Sein Urältervater, Kunibert von Weiherburg, der heute vor hundert Jahren ſtarb, hatte einen ausſchweifenden Sohn, der ihm viel Herzeleid machte. Das war deinen Urältern, dem Herrn Kaspar von Rabenfels und ſeinem ränkevollen Weibe, ſehr erwünſcht. Sie umſchmeichelten den Greis, und bemühten ſich argliſtig, ihn immer mehr und mehr gegen den ungerathenen Sohn zu erbittern, damit er ſeine Hand ganz von ihm abziehen, und ſie, als nächſte Verwandte, zu Erben einſetzen ſollte. Beides kam dem ehrlichen Kunibert nicht in den Sinn. Doch als ſie hörten, daß er ſein Haus beſtellen wolle, brachten ſie den öffentlichen

lichen kaiſerlichen Notarius Veit Schofelmann, den er gewöhnlich in ſeinen häuslichen Angelegenheiten zum Geheimſchreiber brauchte, auf ihre Seite, und dieſer feile Betrieger ſchob den dunkeln Augen des Sterbenden, der ſeinen letzten Willen, als verſöhnter Vater, zum Beſten des reuigen Sohnes ausgeſprochen hatte, ein ſchon im voraus geſchmiedetes falſches Teſtament unter, worin Kaſpar von Rabenfels zum Erben der Weiherburg und aller Zubehörungen ernannt war." —

„Du lügſt!" murrte Raimund.

„Mit nichten!" verſetzte der Geiſt. „Ich habe hier einen Bekenner der Wahrheit bei der Hand, den ich aus dem Grabe rief, um ihn dir unter die Augen zu ſtellen. Sieh, dort ſteht Veit Schofelmann! Frag' ihn ſelbſt!

„Weg mit dem Todten! Was hab' ich mit ihm zu ſchaffen?" ſtöhnte ſchaudernd der Ritter.

Da Raimund das Verhör nicht anſtellen wollte, wandte ſich Langmantel gegen die Thür, und rief: „Sag' an, Veit, ſprach ich Wahrheit oder nicht?"

Die ſchwarze Geſtalt ſenkte den Kopf noch tiefer, und ſeufzte: „Du ſprachſt ſie!"

„Berichte nun, wie man dein Bubenſtück belohnte;" fuhr der Hausgeiſt fort.

„Mit Tod und Grab!" ächzte Veit. „Ich eilte, nachdem ich das Verbrechen begangen hatte, zu den Anſtiftern, und meldete, daß es gelungen war. Freudig ward ich empfangen. Es war Abend. Man lud mich ein, über Nacht da zu bleiben. Des folgenden Tages ſollt' ich den bedungenen Sold erhalten. Wein und Speiſen wurden aufgetragen. Aber man hatte, um ſich vor möglichem Verrath zu ſichern, meinen Becher vergiftet, und ich gab in derſelben Nacht, da der betrogene Kunibert ſtarb, unter Höllenſchmerzen meinen Geiſt auf."

„Hinweg!“ rief der Hausgeiſt, und das Geſpenſt verſchwand.

„Du haſt nun gehört, wie die Weiherburg in deine Hände kam;“ ſagte Langmantel zum Ritter. „Ich lege dir daher auf, das geraubte Gut auf der Stelle ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zu überantworten, und ihm dein Töchterlein, das er innig liebt, zum Weibe zu geben, damit er dadurch für den bisherigen Vorenthalt ſeines Eigenthums entſchädiget werde.“

Raimund foderte Bedenkzeit; doch der ſtrenge Schiedsrichter geſtand ihm keinen Augenblick zu. Er drohte mit Gewalt, wenn nicht ſofort geſchähe, was Recht ſey. Da er nun ſeit vier und zwanzig Stunden verſchiedene tüchtige Proben ſeiner Macht gegeben hatte, ſo ſchien es dem Ritter nicht rathſam, ſich ſeinem Ausſpruch hartnäckig zu widerſetzen. Er kroch daher zu Kreuze, und erklärte ſich zu Allem, was der Geiſt gebot, willig und bereit.

Indem er das that, ſtürzte Sabine, die draußen gehorcht hatte, mit wildem Geſchrei ins Zimmer, und wollte den ganzen Vertrag umſtoßen. „Sie ſchweigt!“ — rief Langmantel ſehr ernſt: „Sonſt häng' ich Ihr ein zentnerſchweres Schloß an den Mund, das Sie bis ins Grab ſchleppen muß.“ — Dieſe Drohung war der geſchwätzigen Aelſter ſo furchtbar, daß ſie ſich ohne weitern Einwand entfernte.

Einige Minuten nachher ſtanden Albert und Bertha, von ihrem thätigen Gönner herbei geführt, vor Raimunds rothfreundlichen Augen, und der frohbeſtürzte Jüngling hatte das überſchwängliche Glück, in Einem Augenblicke das herrliche Gut ſeiner Väter und ein junges holdes Weib zu gewinnen.

II.

Die ſchwarze Spinne.

In einem Walde, deſſen Gränzbäume ſo nahe vor dem Thore eines Städtchens ſtanden, als ob ſie hinein ſchreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drei Nächte hinter einander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Förſters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd geweſen war, mit Wehklagen über die ausgeſtandene Angſt entgegen, als er in der Dämmerung des vierten Tages zurück kam.

„Was wird's ſeyn!“ ſagte der beherzte Jüngling. „Höchſtens ein Wolf oder ein anderes Raubthier, das ſich in unſern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufſuchen und, ſo Gott will, erlegen.“

Als er ſein Gewehr aufgehangen und Martha's umſtändlichen Bericht über einige Vorfälle in ſeiner kleinen Wirthſchaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!“ ſagte Rudolph. „Ich ſah Lenoren vier Tage nicht, und ſie erwartet mich heute; aber ich komme bald wieder. Laß indeſſen heulen, was heulen will. Das Haus iſt wohl verwahrt, und du biſt von treuen Hunden beſchützt.“

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Griffling, der nahe bei dem Thore ſein Lädchen hatte, flog freudig vom Spinn-

rade dem Geliebten entgegen. Indem ſie ſich herzlich begrüßten, und in dieſem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine, runde Geſtalt des Vaters unbemerkt in die Stube, ſchlich leiſe heran, und betaſtete Rudolphs Jagdtaſche, um ihren Inhalt zu erforſchen. Da ſie reichlich gefüllt war, bekam er Luſt zum Scherzen, winkte der Tochter, die ſeiner jetzt anſichtig ward, ihn nicht zu verrathen, ſtreckte ſeine kurzen Arme ſo hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang ſich behende los, und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Taſche ab, und nehmt Platz!“ ſagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeſchenke zu beſchleunigen. Rudolph, den Wink verſtehend, langte einen Haſen, nebſt einigen Rebhühnern und Schnepfen, hervor. „Ah! ſo ſeh' ich doch, daß Ihr

an mich gedacht habt!" jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!" Dabei wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte sie in die Speisekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geschenk erhalten hatte, sprach er: „Laß nur, laß! ich will's selbst thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander."

Als er zurück kam, begann er von dem Geheul im Walde zu sprechen, und führte weitläufig alle Weiber und Kinder, die ihm, bei Gelegenheit eines Einkaufs in seinem Laden, davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph antwortete ihm, wie seiner Haushälterin: der Ruhestörer sey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufsuchen und schießen werde. „Hört," sagte Petermännchen, „wenn Isegrimm einen schönen Pelz hat, so bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen." Lenore war im Stillen un-

zufrieden mit ihrem Vater, daß er nur seinen Vortheil im Auge hatte, und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Besorgniß laut, und bat den jungen Mann, sein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf, meinte sie, werde den Forst von selbst wieder verlassen. „Pox Wischwasch!" fiel der Vater hastig ein. „Rudolph muß ihn schießen; das ist seine Dienstpflicht! Und soll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?"

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde. Es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes noch eines andern Raubthieres. Er wußte sich die gräßlichen Töne, die sich nur tausend Schritte hinter seinem Wohnhause vernehmen ließen, nicht zu erklären. Waffenlos, folglich sehr verwegen, ging er ihnen in der nächtlichen Finsterniß nach. Sie führten ihn zur höchsten Tanne des Waldes, die Ab-

nigstanne genannt, und sie selbst schien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu seyn. Da sich in der stockdunkeln Nacht keine nähere Untersuchung anstellen liess, begab er sich nach Hause, und lud für den folgenden Tag sein bestes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein schußfestes Wesen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten seyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bei der Königstanne, besah sie von unten bis oben, umging sie mehrmals, und entdeckte nichts. Indem er aber seinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, seufzt' es hinter ihm, und stöhnte seinen Namen. Rasch sich umsehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieses Baumes eingebannter Geist!" antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlösung.

„Dazu weiß ich keinen Rath;" ſagte Rudolph. „O, du kannſt mir ſehr leicht helfen!" ſprach der Geiſt. „Siehſt du nicht an der Nordſeite des Stammes ein kleines, mit drei Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh heraus, dann iſt die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner."

Rudolph fand das Zäpflein, aber die Sache war ihm bedenklich, und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört," ſprach er, „daß man nur böſe Geiſter bannt; alſo wirſt du wohl kein Engel ſeyn, und ſo iſt es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrſam befindeſt."

„O, wie hart beurtheilſt du mich!" ächzte der Geiſt. „Wird nicht die Unſchuld auch unter euch Menſchen oft grauſam verfolgt? Und wär' es nicht ein falſcher Schluß, wenn man Jeden, den ein mächtiger Zwingherr in den Staub tritt, deßhalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Waſſer

trübt, fiel jüngſt — ich weiß nicht warum — bei einem feindſeligen Zauberer in Ungnade, und wie Argliſt immer über Argloſigkeit ſiegt, ſo gelang es auch dem Böſewicht, mich in dieſe Falle zu locken. — Darum ſäume nicht, edler Weidmann, einen Unterdrückten zu retten."

Rudolph ließ ſich bewegen, zog das Zäpflein heraus, und trat einige Schritte zurück, um zu ſehen, was für ein Weſen erſcheinen würde. Da haspelte ſich eine ungewöhnlich große pechſchwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte unten ein paar Spannen weit hochbeinig im Mooſe fort, und plötzlich verſchwand ſie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that ſich an derſelben Stelle die Erde auf, ein langer, dürrer Mann, mit ſpitzem Kinn, krummer Naſe und kleinen ſchielenden Augen, ſtieg hervor, grinſ'te den Jäger freundlich an, lüftete ſei-

nen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig, und ſagte vornehm: „Ich danke.“ — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er ſich gleich bei ſeiner Ankunft viel zu ſchaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen, und einen gewiſſen Uebelſtand damit zu verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und jemehr er ſie über einander ſchlug, deſto ſichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entſetzte ſich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß ſich der Lügner ſo weiß gebrannt hatte. Darum ſprach er mürriſch: „Seyd Ihr die ſchwarze Spinne, die dort im Baume ſteckte?“

„Ja!“ ſagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine ſpaßhafte Verwandlung!“

„Hätt' ich das gewußt,“ verſetzte Rudolph, „ſo wär' ich kein Thor geweſen, Euch heraus zu laſſen.“

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!“ rief Jener. „Du würdeſt mir höflicher begegnen, hätte mir nicht mein verdammter Schneider den Mantel ſo kurz geſchnitten, und ein paar Ellen Tuch in ſeine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du meinetwegen hatteſt, ſehr unbedeutend, und ich verlange ſie dennoch nicht umſonſt. Womit kann ich dienen? Beliebt dir ein Schefſelſack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüſten, daß es nie einen Fehlſchuß thut? — Oder willſt du wiſſen, wie man Holzdiebe feſt macht, daß ſie, indem ſie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erſtarren und verſteinern, bis du kommſt, und ſie wieder lebendig prügelſt? — Das Alles ſind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrſt du?“

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden.“

„Du biſt der erſte Menſch, den ich ſo ſprechen höre. Der Glücklichſte will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit ſein Goldberg täglich wachſe; und wer zehn Orden hat, möchte gern den geſtirnten Himmel ſeines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet ſehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu ſitzen ſcheint, nur du biſt zufrieden! — Haſt du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe ſo genügſam? — Ha! du wirſt roth! ich hab's getroffen!" —

Indem Meiſter Valant ſo ſprach, ſchimmerte von fern eine weiße Geſtalt durch die Bäume. Es war Lenore, die ſich, von Angſt gedrängt, aus dem Hauſe geſchlichen hatte, um zu ſehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet ſey. Er ging ihr raſch entgegen, damit ſie nicht, näher kommend, den Rothmantel und ſein häßliches Fußwerk

erblicken ſollte. Dieß entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn ſelbſt hatte ſie bemerkt, und fragte, wer er ſey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geſchäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?" fragte ſie weiter. „Sehr ſchlecht!" antwortete Rudolph. „Iſegrimm mag erfahren haben, daß ſein Pelz deinem Vater in's Auge ſticht; drum hat er ſich aus dem Staube gemacht."

Mit dieſen Nothlügen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel ſchlich ihnen von weitem nach, und zog ſich erſt am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang in's väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder, junger Herr, der, ſchlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem präch-

prächtigen Pferde saß, sich aber ängstlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, stieg vor Herrn Peters Hause ab, übergab seinen Schimmel einem stark vergoldeten Reitknechte, und sprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Herr Peter, der eben eine hoch gestellte Schachtel herab holte, erschrak über den Glanz der blitzschnellen Erscheinung, glitt auf der Leiter aus, verschüttete das Gewürz, zerriß sich den Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentisch zu sitzen, wo er freilich ein da liegendes Hundert thönerne Tabakspfeifen zermalmte. Er machte sich aber schnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe, und fragte mit Ehrfurcht, was zu Befehl stehe. Der sammtene Herr, dessen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, setzte eine ungeheuer große goldene Schnupfdose auf den Tisch, und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, sie mit dem besten vor-

handenen Tabak zu füllen. „Ehe wir aber Eins in's Andere reden," fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden herein sprang."

„O, wie billig denkend und gnädig!" rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrschaften zahlen nach Belieben."

„Alter Fuchs!" sagte der Grâne. „Ihr wißt schon, daß Ihr dabei nicht zu kurz kommt!" Mit diesem feinen Scherze zog er einen schweren Beutel hervor, und warf ein Dutzend Dukaten auf den Tisch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen gerührt, ergriff die wohlthätige Hand, und küßte sie mit Inbrunst.

Indessen kam Lenore, erschrak über die Pfeifentrümmer, und übersah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne

geht auf!" rief Dieſer. „Iſt das Euer Töchterlein, alter Herr?"

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!"

„Das ſchöne Kind ſteht mir alſo zu Befehl?" verſetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen, mein Liebchen!"

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Geſichte, um ſie in die Backen zu kneipen. Aber ſie entzog ſich der plumpen Liebkoſung; und ſchamroth über des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlaſſung gab, floh ſie aus dem Laden. Grimmig ſah ihr der Alte nach, und bat den verſchmähten Bubler de- und wehmüthig, ihre kleinſtädtiſche Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung ſeiner Doſe mit drei Dukaten, und nahm Abſchied. Petermännchen ſprang mit Lebensgefahr über den Tiſch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel, und erwartete nur einen Wink, ihm beim Aufſitzen

den Bock zu ſtehen. Doch, ohne Begehren des lebendigen Fußſchämels, half ſich der Prinz, wiewohl ſehr ungelenk, auf ſein hohes Roß, und ritt nach dem Gaſthofe. Der Krämer ſah an den Thüren und Fenſtern ſeiner Nachbarn forſchend umher, ob man den ſtattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit ſtolzen Schritten in ſein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren, mit Wegräumung des Pfeifenſchuttes beſchäftigt. „O du Gans!“ fuhr er ſie an: „wie dumm führteſt du dich vorhin auf! Hätt'ſt dir's für eine Ehre ſchätzen ſollen, daß ein großer Herr, der mir um nichts und wieder nichts eine Mandel Dukaten ſchenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock geweſen! Dem groben Tuche läufſt du nach, und vor dem Sammt, dem feinſten Sammt, nimmſt du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was ſich angeſponnen

hätte? Gibt's nicht Beiſpiele, daß ſich Fürſten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne konnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachſen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schluckers!" —

Indem er ſo ſchalt, ſammelte das gute Mädchen, ſtill duldend, die zerbrochenen Pfeifen, und entfernte ſich mit naſſen Augen.

Um ſich von ſeiner Aergerniß auf eine angenehme Weiſe zu erholen, beſah der Harpax die ſchönen Dukaten, legte ſie auf die Goldwage, fand ſie alle mehr als vollwichtig, und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als ſein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden herein ſchoß, und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht ſchnell genug verſteckt werden konnten, ſcheltend zurief: „Was macht Ihr da? Einem ge-

ſchenkten Gaule muß man nicht in's Maul ſehen." — Aber ſogleich wieder gut gelaunt, beklagte er ſich in einem vertraulichen Tone, daß im Gaſthofe kein anſtändiger Biſſen für einen Mann ſeines Standes zu haben ſey. „Bedenkt," ſprach er, „man wollte mich, den kaum der beſte franzöſiſche Koch befriedigen kann, mit einem Häring abſpeiſen." —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!" — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erſcholl ein wildes Gelächter. „Wer lachte da?" ſagte der Krämer beſtürzt. „Gelacht hätte jemand?" verſetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gaſſe geweſen ſeyn."

Herr Peter ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſchlug ſich aber die Sache ſchnell aus dem Sinne, weil ſein Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr

Dukaten abzulocken. In dieser Absicht erbot er sich, ihm binnen zwei Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armseligkeit des Gasthofes vorsätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu speisen, nahm die erwünschte Einladung huldvoll an.

Als er mit dem Versprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gasthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu seiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gast, und bat sie um Gottes Willen, sich zu tummeln. Sie erschrak über die Anmeldung, weil sie dem Förster gewogen war, und schon die Schwindelgedanken ihres Eheherrn, der Schwiegervater eines Fürsten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, setzte sie sich ohne Widerspruch in Bewegung, das Beste aufzutischen, was Küche und Keller vermochten. Indessen fegte Herr Peter eigenhändig mit Besemen

das Haus, wusch das Silberwerk, putzte die Messer, deckte den Tisch, und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieser unmännlichen Geschäfte überheben; er jagte sie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre besten Kleider anzulegen.

Zur Tischnachbarschaft des Sammtrocks gezwungen, mußte sie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menschen geduldig ertragen. Er betheuerte: er habe alle Höfe von Europa besucht, aber nirgend eine Prinzessin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen sey. „Horch, horch!“ rief der Vater schmunzelnd: „Aber Ew. Königliche Hoheit sagen damit wohl zuviel!“ — „Nein, nein!“ entgegnete der Gast: „Doch Ihr, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürst, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preise mich glücklich, daß ich kein Kronprinz

bin: denn als ſolcher könnt' ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er iſt überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr ſollt ihn kennen lernen. Seine Grafſchaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet ſich aber jetzt auf einer Reiſe, die ihn durch dieſes Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und ſpeiſen Mittags bei Euch, wenn ſich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu beſtellen."

„Mit tauſend Freuden!" rief Petermännchen haſtig, in ihrem Namen. Sie mußte ſich denn auch bereitwillig ſtellen; doch äußerte ſie Beſorgniß, daß der regierende Herr Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden ſeyn würde. „Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!" verſetzte der Erb-

graf. „Ihr beweiſet mir ſchon heute, wie meiſterlich Ihr die Kochkunſt verſteht. Es ſchmeckte mir in meinem Leben nicht ſo gut, als an Eurem Tiſche, ungeachtet mein Vater dem Könige von Frankreich zwei ſeiner trefflichſten Köche abſpänſtig gemacht hat, und eine Tafel führt, wie kein Fürſt in der Welt. Dennoch wird er ſich gewiß auch recht dick hier eſſen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechſelung tüchtige Hausmannskoſt, und ſie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Geſellſchaft dazu bittet. Ladet auf ſeine Koſten die Vornehmſten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit ſie mit eigenen Augen ſehen, wie Grafen Euch ſchätzen. Auch kann's wohl geſchehen, daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewiſſen ehrenvollen Antrag thut, den die mundaufſperrenden Zeugen, wie ein Lauffeuer, durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erſpart wird." —

Er ſchielte Lenoren zärtlich an; ſie ſchlug, betrübt über den ihr bevorſtehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte ſich vor Freude und Stolz nicht zu laſſen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abſchiede die genoſſene Mahlzeit mit funfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein ſolcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bei den damaligen Spottpreiſen der über's Meer herkommenden Waaren, ſehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und Alle, die ihn ſo bedeutend in Nahrung ſetzten, um fernern Zuſpruch gebeten: nun aber trieb er jeden Pfennigkunden mit Hohn aus dem Laden, und gab auf der Stelle ein Geſetz, daß ſich künftig niemand mehr unterfangen ſolle ihn wegen ſolcher Kleinigkeiten in ſeiner Ruhe zu ſtören.

Noch patziger war er gegen den Förſter, der Abends zum Beſuch kam. „Hört," ſprach

er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden sich nach ihr, und sie ist nicht geboren, in Eurer Waldhütte zu versauern. Betretet daher, als Liebhaber und Freier, meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund, und bleib' Euch gewogen." Rudolph erstarrte; indem aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem bestürzten Jüngling die Hand, und sagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!" — Da ging er getröstet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmause versammelt, als ein sechsspänniger Wagen vorfuhr. Die Grafen von Lahnenfeld saßen darin. Herr Peter, der schon lange auf der Lauer gestanden hatte, riß den Wagenschlag auf, und wollte den regierenden Herrn heraus langen. „Das geht mit Sei-

ner Hochgräflichen Gnaden nicht so schnell!“ sagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt setzte. Jetzt bewegte der Graf seine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbstiefeln, vorn mit einer ellenlangen silbernen, aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, stand. Diese Fußrüstung, die allenfalls bei einem Faustkampfe, wie ein Kosakenspieß, brauchbar gewesen wäre, schien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte, von zwei Bedienten unterstützt, gar mühsam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinstädter bückten sich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, seine Diener regierten. Als sich die gebeugten Kriechlinge nach und nach, wie vernünftige Menschen, wieder auf-

gerichtet hatten, sahen sie starr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, sagte lächelnd: „Wundern sich die Herren, daß ich auf einem so großen Fuße lebe? — Es ist die neueste französische Mode, oder vielmehr die Auferstehung einer alten, die schon seit Jahrhunderten begraben und vergessen war. Als ich mich vor zwei Monaten am französischen Hofe befand, hatte sie der König eben wieder vom Tod' erweckt: er erschien mit Schnabelschuhen, die volle zwei Ellen lang waren. Ich scherzte mit Seiner Majestät darüber. Ist es nicht genug, sagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen sie auch mit den Füßen herrschen und erobern? — Nein, lieber Graf, antwortete Seine Majestät, und klopfte mich auf die Achsel: Wir brauchen nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder, die wir darunter bringen, fein Platz haben. — Aber, wie man den Königen immer nachafft, so thaten's auch die Pa

riſer Hofſchranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen können, ſondern ſich mit Eroberung eines günſtigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müſſen. Sie kochten nach wenigen Tagen insgeſammt mit Rieſenſchuhen herum, und die meiſten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die ſich beſſer an ihre Narren geſchickt hätten. — Der König neckte mich ſo lange, bis ich mir endlich ſelbſt den Narrenkand anſchaffte. Ich ließ, ſtatt der gar zu geckenhaften Schellen, mein Wappenbild, den Hahn, darauf ſetzen, und er iſt auch nicht ſtumm; das ſollen die Herren gleich hören." —

Die hohe Perſon beugte ſich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte ſie mit dem Zeigefinger, und ſie krähten, wie lebendig, und ſchlugen dazu mit den Flügeln. Den Anweſenden grieſelte die Haut. „Seht, meine Herren," ſagten Hochdieſelben, „das iſt ein franzöſiſches Kunſtwerk! Das macht mir einmal in Deutſchland nach!"

Eben trat der Stadtpfarrer, der sich et was verspätet hatte, in seiner Amtskleidung herein. Der Graf schnitt ihm, zum Dank für seine ehrerbietige Verbeugung, ein zornig Angesicht, und bediente sich, wie von einer Neuheit angewandelt, seines Riech-Fläschchens. Der Anfall ging indessen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tischgebet zu sprechen begann, schien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Gesicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte ans Fenster, riß es auf, steckte den Kopf hinaus, und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gast, der wieder mit ruhiger Miene vom Fenster zurück kam, an die Oberstelle der Tafel, und wollte ihm den Geistlichen, als den vornehmsten der einheimischen Gäste, an die Seite setzen; allein der regierende Herr, dem diese

Ansetz

Anordnung nicht beliebte, ſpielte ohne Umſtände, wiewohl er ſich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand ſeinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog ſie links und rechts auf die Stühle neben ſich nieder.

Es war ſonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine ſehr geläufige Zunge beſaß, und das gute Vernehmen mit ſeinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart deſſelben ſtumm, ſcheu und blöde war, als ob er nicht drei zählen könnte. Deßo beſſeres Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er ſich meiſtens mit ſo ſeltſamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tiſchgeſellſchaft hitzig widerſprochen haben würde, wenn nicht ſein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als unter andern die Rede davon war, daß man einen nahen Krieg befürchte, rief der erlauchte Herr: „Ei, was befürchten:

Der Krieg iſt eine fröhliche Menſchenjagd, eine wahre Fürſtenluſt! — Und ſeht Ihr nicht ſeine Nothwendigkeit ein? Die Menſchen wachſen wie Unkraut, und würden bald keinen Raum mehr auf der Erde haben, wenn nicht des wohlthätigen Kriegsgottes eiſerne Fauſt von Zeit zu Zeit den lebendigen Ueberfluß unter die Erde ſchaffte."

Eben ſo wunderſam waren ſeine Ausſprüche, als man nachher über Mißwachs und Theuerung klagte, und die Kornwucherer verwünſchte. „Scheltet mir die wackern Leute nicht!" fiel er dem Sprecher in's Wort. „Es ſind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menſchengeſchlecht mit der Geiſſel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Beſonders ſind wir Großen ihnen Dank ſchuldig. Sie ſorgen dafür, daß wir uns nicht ſelbſt die Schuhe putzen müſſen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er ſich täglich für ein paar Heller ſatt eſſen könnte? —

Darum ſollte man um jene verdienſtvollen Männer eine allgemeine Landestrauer anlegen, wenn ſie, bei plötzlichem Fallen der Getreidepreiſe, zum Strick greifen, und aus dem hänfenen Fenſter heraus der Welt, der ſie nichts mehr nützen können, Valet ſagen."

Als der Nachtiſch aufgeſetzt wurde, lehnte ſich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände gefaltet auf die Bruſt, ließ die Daumen um einander herum ſpielen, und ſagte: „Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Muſik?"

„Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen," antwortete der Wirth, „damit iſt's in unſerm Neſte gar ſchlecht beſtellt. Wir haben nur drei Fiedler, deren wir überdieß heute nicht habhaft werden können, ſintemal ſie bei einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneſer Geigen

aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, ſich mit Zitherſpiel und Geſang zu begnügen, ſo würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, der Cantor Gabriel, nicht ermangeln, ſich unterthänig hören zu laſſen."

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprichworte: Cantores amant humores, nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch röther, als er ſchon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu laſſen. Doch der Graf ſagte: „Alſo ſitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tiſche? — Nun, die Engel ſind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüſtern, den Herrn Cantor ſingen und ſpielen zu hören, weil er ohne Zweifel ſeinem Engelnamen keine Schande machen wird."

Der Cantor erhob ſich vom Stuhle, und lallte mit ſchwerer Zunge: „Der erlauchte Herr denken zu günſtig von meiner Wenig-

keit. Ich bin leider ein Stümper, und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlaſſen."

Da ſprang Herr Peter haſtig auf, trippelte hin zum Cantor, und ſagt' ihm in's Ohr: „Gevatter, ſperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine Hand voll Dukaten einbringen, und am Trunk ſollt Ihr nichts einbüßen; Ihr könnt morgen zwei Flaſchen Wertheimer gratis bei mir abholen laſſen."

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerſtehen konnte. Er ging mit ſchwankenden Schritten nach Hauſe, holte ſeine Zither, und fragte bei der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernſtes oder ſcherzhaftes Lied befehle.

„Gebt uns ein luſtiges Stück!" ſagte der Graf.

„Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!" ſchrie der fröhliche Wirth.

„Vom zerbrochenen Satan?" — rief der Graf, hell auflachend. „Das will ich hören!"

Der Zitherschläger sang, nach einem kurzen Vorspiele, folgende wilde Posse:

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morsch entzwei.
Seine Glieder wurden der Winde Spiel,
Und flogen umher, wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hispania
Ward das Haupt vom Sturm gesä't:
Drum wuchs der Kurbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienst sich blaht.

Die Brust und das schwarze Herz darin,
Die kamen in Welschland an Port:
Drum herrschet dort viel hämischer Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch zusammengesellt,
Erreichten in Deutschland ihr Ziel:
Drum schmauset man hier so gern, und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten sich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum ist der Franzos ein so regsames Ding,
Und kann nie ruhig seyn.

Nach Algier reis'te die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum sticht man dort, von Habsucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbissen vor Wuth,
Flog stückweis in alle Welt:
Drum schwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte, während des Gesanges, immer vor Lachen bersten. „Das ist ein erzschnurriges Ding!" rief er am Ende. „Der Teufel selbst, wenn er hier wäre, würde sich darüber freuen: denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er sich doch, nach den neuesten Nachrichten, im besten Wohlseyn."

Hierauf zog er einen schweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, legte ihn auf einen Teller, und sagte zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Bedienten: „Bring' das dem wackern Sänger, zur Erkenntlichkeit

für das mir gemachte Vergnügen." — Mit der feurigsten Dankbarkeit küßte der Beschenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. „Nehmt fürlieb, mein Freund!" sagte der Graf. „Und sollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, so kommt an meinen Hof, und seyd der Bestallung zum Tonmeister, mit gutem Gehalte, gewärtig."

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigsten Bücklingen gesegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Aeltern an ein Fenster, winkte seinem Sohne, und sagte: „Nun, Erbgrafchen, fädle deine Sache hübsch ein! Du verstehst ja das Einfädeln!" —

Aber der junge Herr schlug erröthend die Augen nieder, und geberdete sich eine

Weile wie ein Dümmling, der nicht weiß, was er ſagen ſoll. Endlich hob er ſchwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —“ Da blieb er ſtecken, und rieb und wand die Hände ſo ängſtlich, daß ſeine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du biſt ja heute ganz verblüfft!“ ſagte der regierende Herr. „Fängſt da eine Salbaderei an, als hätte ſie dir ein alter Schulmeiſter eingetrichtert, und auf Einmal ſteckt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl ſelbſt für dich ſprechen.“ — Er that nun Lenoren, im Namen des Stummen, eine förmliche Liebeserklärung, und verſicherte ſeiner Seits, daß er, als zärtlicher Vater, die etwas ſtarke Mißverbindung, die ſeine hohen Standesgenoſſen freilich ſehr tadeln würden, genehmigen wolle. Er foderte nun auch des Mädchens Aeltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!“ ſagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unſerer Tochter ſo herablaſſend geboten wird, mit unterthänigſter Dankbarkeit zu empfangen?“

Aber die Mutter ſprach muthig: „Gleich und Gleich geſellt ſich gern, gnädiger Herr, und nur Gleich und Gleich iſt mit einander zufrieden und glücklich. Unſere Tochter liebt den jungen Förſter, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß ſie ihn um keinen Prinzen vertauſchen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verſtoßung, ſobald die Röslein auf den Wangen verblüht ſind; und ſie verblühen ſo ſchnell, als die im Garten. Das iſt denn kurze Freud' und langes Leid. Alſo verzeihen Hochdieſelben, daß ich mich im Namen meiner Tochter, die zu

furchtſam iſt, frei von der Leber weg zu ſprechen, für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" ſchalt der Krämer, mit dem Fuße ſtampfend: „Du redeſt ſo einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner ſchäme." — Er wandte ſich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du biſt klüger, als dein Advokat. Sprich alſo ſelbſt, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einſt Land und Leute regiert, ausſchlagen willſt?"

„Ja, Vater!" ſagte ſie ſanft, doch feſt. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bei Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beifall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!“ ſeufzte Lenore, mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, ſo ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erſtaunen um mich her ſtehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorſame Tochter habe!“ ſchrie Herr Peter, und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Aber ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einſperren, hungern laſſen —“

„Ruhig, Männlein, ruhig!“ ſagte der regierende Herr, und richtete ſehr gelaſſen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob ſie in dem Falle, daß ſie von Rudolph ihres Gelübdes freiwillig entlaſſen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie ſchwieg einige Augenblicke, weil ſie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da ſie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtſinnig aufgegeben zu werden,

und ſie ſich wenigſtens für jetzt Luft ſchaffen wollte, ſo ſprachen ihre Lippen ein leiſes Nothia, indem ihr Herz zugleich Nein ſagte.

„Vorfahren!“ rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutſche, die in einiger Entfernung noch beſpannt hielt, raſſelte vor die Thür. Er beurlaubte ſich von der Geſellſchaft, mit der Verſicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichſam zum Pfande da, ſetzte ſich in den Wagen, und befahl, nach dem Forſthauſe zu fahren.

Martha ſah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenſter, als die hohe Herrſchaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um der Abendkühle eines heißen Tages zu genießen, und in düſterer Einſamkeit ſeinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gaſterei in Peter Griffling's

Hauſe, den Zweck hatte, ihm ſein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die ſteif und feſt glaubte, der königliche Landesherr ſitze draußen in der Kutſche, warf mit Angſt und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte ſich ſchnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzuſuchen. Des Grafen ſechs Rappenhengſte trabten und ſchnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel voran leuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrſchaftlichen Läufers zu ſpielen, weil Rudolph ſchon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrweges ſtand, der im Walde ſo ſeltenen Erſcheinung eines Sechsſpänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd Ihr der Förſter Rudolph?“ rief der Graf, und ließ ſich, nach erfolgter Bejahung, aus dem Wagen heben. Er ging mit dem jungen Manne, den er vertraulich

unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von ſeinen Leuten behorchen zu laſſen. Es war ein beſchwerlicher Gang für ihn, weil ſich ſeine langen Schuhſchnäbel beinahe von Schritt zu Schritt in dem Geſtrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, ſich immer wieder loszuwickeln nicht ſcheute, ſo ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn ſah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artige Tochter, verliebte ſich in ſie, und beſtand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall: doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Beſcheid: ſie ſey ſchon mit dir verplämpert, und müſſe dir Wort halten: wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu ſtehen, freiwillig zurückträtſt, ſo wolle ſie den Erögrafen heirathen.

„Das hätte Lenore gesagt?“ fiel ihm Rudolph finster in's Wort.

„Sie hat's gesagt!“ erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwei oder drei andern Wörtlein, die aber denselben Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeister erheben willst. Diesen Possen, mit Adelswürde, verspreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchsetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die schönen Hoffräulein — kurz, alle solche Leute, von welchen sich die Herrscher beherrschen lassen, lenk' ich wie Gliederpuppen, und sie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannst du dich auf die versprochene Beförderung fest verlassen.“

Rudolph sah ihm scharf auf die Füße, und sagte: „Mich däucht, Ihr seyd Derselbe,

den

den ich ſchon vor vierzehn Tagen hier, wo wir ſtehen, mit verſchiedenen Anerbietungen zurück wies."

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Perſon ſeyn:" entgegnete der Graf.

„Mit nichten!" ſprach Rudolph. „Ihr ſeyd, trotz Eurer etwas veränderten Geſtalt, der gefährliche Geiſt, der in dieſe Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite."

„Du Vogel, kennſt mich noch gut:" rief Jener lachend. „Alſo thu' auch, was ich verlange: denn ich habe Macht, dir zu ſchaden."

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger iſt, denn du!" verſetzte Rudolph. „Du kannſt mir eben ſo wenig ein Haar krümmen, als dem Doctor Luther, der dir vor einigen Jahren ſein Tintefaß an den Kopf warf."

„Was rührſt du die alte Geſchichte auf?" griesgrammte der Geiſt. „Wir haben nichts

weiter mit einander zu ſprechen. Bleib, was du biſt! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlaße mich auf die feile Seele, den Vater! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen ſo lange peinigen, bis es gehorſamt."

Mit dieſer Drohung ging er fort; aber ſo langſam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmanne nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er ſie zurück rufen, und ihr die gefeilſchte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlaßen werde.

Indeſſen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Herr Griſſlina, mit Höllengold beſtochen, das treue Mädchen grauſam mißhandeln werde, ſann er ängſtlich auf ein Mittel, dem Beſtecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr ſeyd verdammt kurz angebunden!" rief er

dem forthinkenden Fliegenfürſten nach. „Worauf trotzt denn ſo ein ohnmächtiger Geiſt, den ein Geiſterbanner zu einer Spinne zuſammendrücken und in ein Baumhöhlchen einſpünden konnte?— Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von ſelbſt in ſo ein kleines Weſen zu verwandeln, und in das enge Behältniß zu preſſen."

„Ho! ho! das wär' mir ein Spaß!" rief Meiſter Valant, mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunſtſtück ſehe;" verſetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergeſtalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entſchließe, etwas nachgiebiger zu werden."

Plötzlich verſchwand die Grafengeſtalt, eine ſchwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf, und kroch in den alten Kerker. Blitzſchnell verſchloß ihn der Jäger mit dem dreimal bekreuzten Zäpflein, das er noch immer,

ohne daran zu denken, mit ſich herum getragen hatte. Es meldete ſich aber ſelbſt, als der Fliegenfürſt die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es ſich, ſeine Dienſte gleichſam anbietend, lebhaft in der Taſche, und leitete damit den jungen Mann auf den Gedanken, den er jetzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf!" rief inwendig der ſchwarze Ranker. „Was ſoll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein paar Schläge mit dem Flintenkolben, womit er das Zäpflein feſter einklopfte.

Und indem er ſich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte ſich vor ſeinen Augen die gräfliche Kutſche in einen Strohwiſch, den ſechs geflügelte, mit Zwirnfaden angeſträngte Heuſchrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" ſchrie der Gefangene. „Da ließ ich mich abermal von einem Menſchen überliſten! — Was hilft's? Ich habe verſpielt, und mache dir förder dein

Liebchen nicht ſtreitig. Zieh alſo getroſt das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es ſich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umſtände die Thür weiſen kannſt."

„Erzähle nur, erzähle!" ſagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein ſo genannter Erbgraf," begann der Unhold, „iſt ein armſeliger Schneider, und zwar derſelbe, der mir, um Tuch zu ſtehlen, meinen Mantel zu kurz ſchnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da ſtellte Meiſter Knopf — ſo heißt der Schuft — demüthig vor: die begangene Dumme ſey ſo geringfügig und überdieß ſo gewöhnlich, daß ſeine wenige Perſon unmöglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle ſich jedoch mir verſchreiben und ergeben, wenn ich ſeine Neigung zu hübſchen Weiblein befriedigte, und ihm die ſchönſte Dirne, die ich aufgabeln könne, verſchaffte. — Nun weiß ich

ſelbſt nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein ſo verſeſſen war, da doch tauſend fettere Hüllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu ſeinem Kuppler, und verſprach ihm Leonoren, die ich ein paar Tage zuvor, als ſie mit dir aus dem Walde nach der Stadt ging, geſehen hatte. Meiſter Knopf, mit Geide reichlich von mir verſorgt, ritt hierher, gab ſich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich ſonſt nichts zu thun! — beſchäftigte mich heute damit, die Rolle ſeines Vaters zu ſpielen. Ich ſage mich aber, da ich ſeinetwegen hier in der Tinte ſitze, ganz von ihm los. Geh hin, und wirf ihn aus dem Hauſe! — Nun hab' ich das Meinige gethan. Thu jetzt das Deinige, und laß mich frei!" —

„Nein, du undankbarer Geiſt!" ſagte der Jäger. „Du haſt mir deine erſte Befreiung zu übel vergolten!"

„Wie? — du willſt nicht Wort halten?“ ſchrie der Unhold.

„Ich verſprach nichts!“ antwortete Rudolph, und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichſten Verwünſchungen nach, und ſchüttelte die Tanne ſo gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte, und ein herab ſtürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

„Halt Meiſter Knopf!“ rief Rudolph, als er, in's Geſellſchaftzimmer haſtig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht luſtig geworden war, mit Lenoren um einen Kuß ringen ſah. „Was willſt du hier? du ungebetener Gaſt!“ ſchrie dagegen Herr Peter, und ſprang dem Förſter wüthend entgegen. Aber in demſelben Augenblicke begab ſich, zu Rudolphs Rechtfertigung, das wunderbare Ereigniß,

daß dem Meiſter Knopf, der beim Rufe ſeines Namens erſtarrte, die gräflichen Prachtkleider, wie Zunder, vom Leibe fielen. Da ſtand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus deſſen Taſchen lange Papierſtreifen zu Kleidermaßen hervor hingen.

„Greift wieder zur Scher' und Nadel, Herr Erbgraf!" ſagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr ſpicken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunſt vorzumachen."

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huſchte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erſtaunte darüber. Der Geiſtliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte," ſprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war."

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Koſten des heutigen Gaſtmahls?“ rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen —“ Er ſtürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entſtellten Jammergeſichte zurück, und ſchrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben ſich in Kohlen verwandelt.“

Erſchrocken fuhr der Cantor in die Taſche, und zog, ſtatt der ihm bei der Tafel verehrten ſeidenen Goldbörſe, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn mit zitternden Händen, und fand, als hämiſche Anſpielung auf ſeine Trinkluſt, ein paar Dutzend Korkſtöpſel darin. Die Geſellſchaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbſt Herr Peter, der geſchlagene Mann, grinſte einen Augenblick, wie ein vergnügter Affe. Aber ſeine böſe Laune kehrte ſogleich

wieder zurück, und alle Gäste machten sich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauser kein Trunk Wasser mehr zu erwarten war.

Die satanische Prellerei hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umging, seine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förster wieder zu Gnaden an, und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürst, mit seinem engen Hoflager in der Königstanne höchst unzufrieden, durchtobte die Nächte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geisterbanner einen andern Wohnsitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen in's alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der sich auf eine lächerliche Weise überlisten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

III.

Die Hofmeiſterin.

1.

Um dieſelbe Zeit, als Doctor Fauſt aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfaſſe ritt, lebte dort ein ſehr anſehnlicher Kaufmann, Namens Altmayer, deſſen ſchlechteſte Waare, die er im Hauſe hatte, ſein einziger eheleiblicher Sohn war. Die väterliche Abſicht, einen tüchtigen, Ordnung liebenden Großhändler aus ihm zu ziehen, ſchlug gänzlich fehl. Er widmete ſich zwar dem Merkur, aber nicht

dem Gott der Kaufleute, sondern dem Gott der Diebe: denn der Götterbote ist, wie bekannt, auch Schutz- und Schirmherr der letztern, und hat, wie alte Sagen von ihm erzählen, oft selbst lange Finger gemacht. Das that auch Valentin Altmayer. Doch verfuhr er dabei, nach seiner Meinung, mit einer gewissen Anständigkeit. Fremdes Gut war vor ihm sicher; er vergriff sich nur an dem Eigenthume seines Vaters, weil er sich schon als Mitbesitzer betrachtete, und heimliche Entwendungen für weiter nichts als einen erlaubten Vorgenuß der künftigen Erbschaft ansah.

Was er auf solche Art wegkaperte, trug er nicht, wie jener Heilige, der Leder stahl, um Schuhe für die Armuth daraus zu bereiten, in die Häuser der Armen, sondern in andere Häuser, wo Leute seiner Gattung selbst so arm werden, daß sie endlich keine Schuhe mehr haben. Er vergeudete und

verpraßte den Raub mit liederlichen Gesellen und Buhldirnen. Sein Vater, der diese Streiche bald erfuhr, schlug an dem verhofften Stabe seines Alters manchen Stab entzwei, und verschaffte ihm, da diese Schläge nicht anschlugen, eine Pfründe im Zuchthause, wo er sein durch starke Weine erhitztes Blut mit Wasser kühlte, und den von Torten und Pasteten verdorbenen Magen durch eine heilsame Hungerkur wieder herstellte.

Als er ein halbes Jahr lang so gebüßt hatte, und Reue und Leid bezeigte, nahm ihn der Vater wieder ins Haus und zu Gnaden an. „Aber was wird nun aus dir?" sprach er. „Zur Kaufmannschaft bist du zu dumm!" —

Valentin erröthete über diese Beleidigung, und murrte.

„Ja, ja, zu dumm!" wiederholte der Vater. „Denn es ist der Dummheit höchster Grad, wenn man nicht sein ganzes Dichten und Trachten darauf richtet, etwas vor sich zu bringen."

„Nun, so laßt mich ſtudieren!“ rief Valentin trotzig.

„Da haſt du Recht! Das iſt der ſicherſte Weg, nichts vor ſich zu bringen!“ verſetzte der Vater, und ließ ſich dennoch den Vorſchlag gefallen, weil er, wie Viele ſeines gleichen, der Meinung war, daß ein unnützer, zu allem Handel und Wandel unbrauchbarer Menſch immer noch klug genug ſey, ein Gelehrter zu werden. Als ſich aber Valentin auf die Frage, was er ſtudieren wolle, für die Rechtswiſſenſchaft erklärte, ſchüttelte Herr Altmayer den Kopf, und ſagte: „Das iſt nichts für dich! Die Geſchäfte eines Juriſten ſind zu wichtig: ſie betreffen Hab' und Gut; und haſt du als Advokat, einen Prozeß verfaſelt oder verpfuſcht, ſo mußt du den Bock bezahlen, und biſt dir ſelbſt ein unglücklicher Schadvokat. Drum wende dich lieber zur Medicin! Da iſt weniger zu verderben. Alle Menſchen müſſen von hinnen! —

Quackſalberſt du auch einen und den andern Kranken zu früh aus der Welt hinaus, was thut das? Kein Hahn kräht darüber, und dein Fehler wird ehrlich begraben." —

Valentin, dem es nur um den Titel und die Freiheiten eines Studenten zu thun war, widerſprach nicht, und ward in die Liſte der Muſenſöhne eingeſchrieben. Er koſtete auch Anfangs in verſchiedenen Hörſälen ein wenig herum; aber die trockene Gelehrſamkeit wollte ihm nirgend behagen. Beſſer ſchmeckte ihm das edle Naß der Weinkeller, und er lebte nach wie vor mehr unter als über der Erde.

2.

So geſchah es, daß er ſich auch damals in Auerbachs Keller befand, als Doctor Fauſt den weltberühmten Ritt auf dem Weinfaſſe machte. Das bezeugt Goethe in ſeinem

Faust. Unser Altmayer ist darin genannt und verewigt. Er gehörte zu den lustigen Gästen, die sich an dem Doctor muthwillig reiben wollten, und dafür durch ein Blendwerk der schwarzen Kunst lächerlich getäuscht wurden.

Ein Weinberg stieg um sie empor,
Mit goldnen Trauben reich behangen.
Sie zogen Messer schnell hervor,
Die Reife rothlich anzufangen.
Doch, da verschwand die Herrlichkeit,
Wie eine bunte Seifenblase,
Und jeder hielt, zum Schnitt bereit,
In seiner Hand — des Nachbars Nase.

Bestürzt fuhren die Weinleser aus einander; Faust ritt auf einem Fasse davon.

Dem jungen Altmayer gefiel dieses Zauberstück ungemein. Er dachte, wer solche Dinge zu thun vermöge, der könne auch Sand und Steine in Gold verwandeln, und diese Kunst sey des Lernens wohl werth.

Darum

Darum beſchloß er auf der Stelle, ſich bei dem Wundermann als Schüler zu melden. Er forſchte Fauſts Wohnung aus, und ging dahin. Im Vorgemache fand er den bekannten Famulus Wagner, und Fauſts gewöhnlichen Begleiter, einen großen ſchwarzen Hund, in welchem, der Sage nach, ein mächtiger Geiſt, oder gar der Teufel ſelbſt, wohnen ſollte. Valentin machte ihm deßhalb eine tiefe Verbeugung. Aber der Schwarze nahm dieſe Höflichkeit nicht ſonderlich huldreich auf; er knurrte vielmehr, und fletſchte die Zähne. Wagner beſchwichtigte ihn, mehr bittend als befehlend. Dann fragte er Altmayern, was ſein Anbringen ſey.

„Ich habe Luſt, die Goldmacherkunſt zu lernen," antwortete Dieſer, „und wünſche deßhalb mit dem Herrn Doctor zu ſprechen."

„Wenn du bei meinem Meiſter nichts anders zu ſuchen haſt," verſetzte Wagner, „ſo findeſt du kein Gehör. Er giebt ſich nicht

damit ab, den Stein der Weisen unwürdigen Menschen mitzutheilen, die nur darum reich werden wollen, um ein müßiges Schlaraffenleben zu führen. Und daß du des Sinnes bist, das steht dir an der Stirn geschrieben!"

„Nu, nu, scheltet nur nicht!" sprach Valentin. „Es ist ja kein Verbrechen, nach guten Tagen zu streben."

„Wenn nur nicht Milchbärte, wie du, von guten Tagen reden wollten!" eiferte Wagner. „Lerne doch erst ein Handwerk oder eine Kunst, und arbeite dich, bis du alt und grau wirst, durch die Welt; dann magst du mit Ehren das erworbene Gut in Ruhe genießen."

„So?" — spöttelte Valentin. „Mich dünkt's zu spät, dann erst Brot zu haben, wenn einem der Tod bald nieder vom Brote hilft. Warum soll ich — eben ich — so lange schmachten? Liegen doch tausend Andere, die keinen ältern Bart haben als ich,

ihre Hände ruhig in den Schooß, und schwelgen und praſſen. So gut will ich's auch haben!"

„Meine Erlaubniß haſt du dazu," ſagte der Famulus mit froſtiger Gleichgültigkeit: „nur erwarte nicht hier bei uns Rath und That! — Doch ja, einen Rath will ich dir geben. Geh ins Rieſengebirg zum Herrn Rübezahl, oder in den Schwarzwald, wo ein nicht ganz ſo bekannter, aber eben ſo reicher und mächtiger Geiſt hauſen ſoll. Das ſind Patrone für dich und andere deines Gelichters."

Mit Rübezahl mochte Valentin nichts zu thun haben, weil es ſchon damals weltkündig war, daß dieſes muthwillige Weſen gewöhnlich mit der einen Hand etwas ſpende, und mit der andern Schläge austheile, oder ſonſt auf irgend eine Art ſein hämiſches Müthchen kühle. Er fragte daher nach dem Namen des Geiſtes im Schwarzwalde. Wagner ſagte: er wiſſe von dieſem Rodold nichts,

als daß er Rummart oder Rummelack heiße, in einer verfallenen Burg wohne, auf den Ruf seines Namens erscheine, und, wenn er gerade bei guter Laune sey, alles gebe und herbei schaffe, was man sich mit geziemender Höflichkeit von ihm ausbitte.

3.

Valentin dankte für die ersprießliche Nachricht, und rüstete sich zum Zuge in den Schwarzwald. Es gebrach ihm an Reisegeld: doch der Vater hatte eine volle Kasse, und der Herr Sohn einen treflichen Nachschlüssel. Er bediente sich dessen jetzt unbedenklicher als jemals, weil er im Begriff stand, große Schätze zu heben, und sich dann die paar Hände voll Ducaten, die er heimlich entlehnte, zehnfach wieder ersetzen ließen.

Mit diesem redlichen Vorsatz nahm er Abschied hinter der Thür. Eine gemächliche

Fußreiſe von drei bis vier Wochen brachte ihn an die Gränze des Schwarzwaldes. Er wanderte ins Kreuz und in die Quere darin herum, bis er eine halbzerſtörte Burg fand, die ganz das Anſehen einer Geiſterwohnung hatte. Voll Zuverſicht, daß hier der rechte Mann wohne, trat er ans Thor, blickte hinein, und ſah im Burghofe einen Wald voll Diſteln, die ſämmtlich die Köpfe ſchüttelten, als wollten ſie ihn warnen, nicht weiter zu gehen. Das fand er auch ſelbſt nicht für gut. Er blieb außerhalb der Pforte, in Erwartung, daß man ihn einladen werde, näher zu kommen. Als er aber einige Stunden vergebens darauf gehofft hatte, und rings herum kein lebendiges Weſen zum Vorſchein kam, ward er ungeduldig, und rief mit heller Stimme: „Herr Mummelack!“

Urplötzlich ward von unſichtbaren Händen
Ihm Backenſtreich auf Backenſtreich geſandt.
Er fuhr zurück, er ſchrie: „Verdammte Spenden!

Empfangt man so Leute hier zu Land?
Wohin verdient' ich's, mich so grob zu schänden?
Hab' ich den Herrn des Orts nicht recht genannt?
Ich will mir aus dem Mund die Zunge reinen,
Hat Wagner ihn nicht Mummelack geheißen."

Dies kaum gedacht, da mit des Blitzes Schnelle
Ein neuer Schlag ihm über Wang' und Ohr,
Und schallend riefs, vermischt mit Hundsgebelle,
Tief aus der Mauern Hintergrund hervor:
„Besuche du den Teufel in der Hölle,
Mich aber nicht, du naseweiser Thor!
Und laß nicht mehr den Eisenamen schallen,
Sonst wird auf dich ein Prügelregen fallen!"

Erschrocken erinnerte sich Valentin, daß ihm Wagner zwei verschiedene Namen genannt hatte: er konnte sich aber schlechterdings auf den andern nicht besinnen, und verwünschte sein Gedächtniß, das, wie ein Sieb, das brauchbare Korn durchfallen ließ, und die unnütze Spreu aufbewahrte. Was nun anfangen? Nach Leipzig zurück zu gehen, und den verlorenen Namen zu holen, das war

ihm zu weitläuftig: es ſchien ihm bequemer, ſich ſo lange, als er es ohne Speiſe und Trank aushalten könne, vor der Burg auf die Lauer zu legen, und rubia abzuwarten, ob vielleicht der Geiſt ungerufen erſcheinen würde.

4.

Aber es zeigte ſich innerhalb vier und zwanzig Stunden weder Geiſt noch Menſch, noch Thier, einen Raben ausgenommen, der bisweilen aus den Ruinen heraus kam, und an der Pforte herum ſpazierte. Valentin machte aus langer Weile Jagd auf ihn. Er ließ ſich ohne große Mühe fangen, wehrte ſich aber dann mit Schnabel und Krallen, und, wie um Hülfe rufend, ſchrie er: „Herr Nummart! Herr Nummart!“

„Daß ihm leck, du Barenhäuter!“
Rief ein Reuter.

Sprengend aus dem wüsten Schloß,
Fürchterlich war sein Erscheinen,
Denn versehn nur mit drei Beinen
War sein katzengraues Roß,
Und er selbst, bewehrt als Jäger,
Sah so wild aus wie ein Schlager,
Der sein Raufschwert tapfer führt,
Und nach Streit und Handeln giert.

Angstvoll setzte Valentin seinen Gefangenen in Freiheit, und entfloh. Als er aber einige hundert Schritte gelaufen war, und hinter sich lachen hörte, schämte er sich seiner Feigheit, und bedachte, daß er durch Ausreißen wohl unmöglich sein Glück machen werde. Er ging also langsam zurück, verbeugte sich vor dem Reiter, und sagte: „Verzeiht, ich wußte nicht, daß Euch der Vogel gehörte; sonst hätt' ich nicht Hand an ihn gelegt."

„Es sollte dir auch theuer zu stehen kommen, wenn du das gewußt hättest!" versetzte Jener. „Du siehst mir aber aus, als

legteſt du gern Hand an fremdes Gut, und ohne Abſicht biſt du auch gewiß nicht aus dem luſtigen Leipzig, wo dir der Wein ſo gut ſchmeckte, in den öden Schwarzwald gezogen. — Was ſuchſt du hier?"

„Glück;" ſagte Valentin furchtſam und leiſe.

„Suchſt du das Glück der Weiſen oder der Thoren?" —

„Der Weiſen, allerdings der Weiſen!" antwortete der Student beherzter, da er ſah, daß der wilde Jäger ein vernünftiges Wort mit ſich reden ließ.

„Du ſprichſt ſehr löblich, mein Sohn!" ſagte der ſchalkiſche Geiſt. „Geh denn hin, ſey ein grundehrlicher Mann, arbeite fleißig, beherrſche deine Leidenſchaften, ſtrecke dich nach der Decke, und bezeichne jeden deiner Tage mit einer guten That: ſo wirſt du dein Leben lang glücklich, zufrieden, verehrt und geliebt ſeyn."

Valentin zog ein ſchiefes Maul und ſagte: — „Herr, Eure Lehren ſind ohne Tadel, ich habe ſie aber längſt an den Schuhen abgelaufen, und zum Ueberfluß hat ſie mir auch neulich der Famulant des berühmten Doctors Fauſt eingeſchärft. Doch iſt's, frei geſtanden, nicht meine Sache, immer und ewig zu arbeiten, und dabei die Erbſen und Linſen ſpärlich in den Topf zu zählen. Ich wünſche mir tüchtigen Reichthum, um aller Hudelei und Plackerei überhoben zu ſeyn, und ehrbar und anſtändig leben zu können. Denn ſitzt man bis über die Ohren im Gelde, ſo iſt's ein Kinderſpiel, ein ehrlicher Mann zu ſeyn." —

„Du haſt ſehr bequeme Gedanken! Führe ſie aus, wenn du kannſt. Ich menge mich nicht darein." —

„Ihr ſprecht gerade ſo," murrte Valentin, „als hättet Ihr's mit dem pedantiſchen Wagner verabredet! — Was hab' ich von

Eurem ruhigen Zusehen? Ihr sollt Euch, bitt' ich, recht thätig in die Sache mischen, sollt mir reiche Goldquellen bfnen, ein Mädchen von himmlischer Schönheit in die Arme führen, und mich überhaupt so ausstatten, daß mir nichts zu wünschen übrig ist." —

Mummart lachte hämisch, daß ein Mensch, der ihn durch Ausrufung seines Schimpfnamens beleidiget hatte, dergleichen ausschweifende Foderungen an ihn machte. Er schlug es rund ab, sie zu gewähren, und lenkte seinen Dreifuß nach dem Innern der Burg zurück. Aber Valentin vertrat ihm mit hartnäckiger Bettelei so lange den Weg, bis er mit einer etwas zweideutigen Miene eine Schenkung versprach. Er klatschte in die Hände, und rief einen unverständlichen Zauberspruch über den Hof hinüber. Da sprang in der Hintermauer eine Thür auf, und es schob sich, ohne Mitwirkung einer sichtbaren Bewegungskraft, ein länglicher Kasten heraus,

der dem tragbaren Kramladen eines Hausierers ähnlich sah. Er wackelte und taumelte durch die Disteln und Dornen des Hofes, stand vor dem Dreifuß still, und wartete auf weitern Befehl.

„Nimm diesen Kasten, junger Mensch!“ sagte Mummart. „Er umfaßt alles, was dein Herz wünscht.“

Valentin sah das unscheinbare Ding von oben bis unten an, ergriff es mit beiden Händen, prüfte sein Gewicht, schüttelte den Kopf, und sprach: „Verdammt leicht! — Wenn es nicht voll Heckthaler steckt, so werde ich nicht lange damit Haus halten. Und wo bleibt denn das schöne Mädchen, das ich mir ausbat? Das kann doch unmöglich in diesem Kästlein wohnen.“

„Einem geschenkten Gaul sehe man nicht ins Maul!“ erwiederte Mummart. „Nimm die Gabe oder nimm sie nicht, es gilt mir gleich.“

Unentſchloſſen fingerte Valentin an dem Kaſten herum. Er hätte ihn gern geöffnet, gern einen Blick hinein gethan; doch der Waldgeiſt des langen Zauderns und Mäkelns überdrüſſig, ſchlug ihn auf die Hand, und ſagte: „Pack' auf oder packe dich fort! Der Kaſten enthält mehr Gutes, als du denkſt. Haſt du aber kein Vertrauen zu mir und meinen Worten, ſo geh' unbegabt zum Henker!"

Dieſe entſcheidende Sprache drang durch. Etwas iſt immer beſſer als nichts, dachte der Student, nahm den Kaſten auf den Rücken, bedankte ſich kaltſinnig, und ging mit flüchtigen Schritten davon, um dem Geiſte, der ihm lauernd nachſah, bald aus den Augen zu kommen, und den geheimen Schatz ungeſtört beſchauen zu können.

5.

Er ging und ſang mit luſtigem Sinn
Die Straße dahin.

Schnell ward inwendig
Der Frauen lebendig
Es rumorte, polterte, hurlete drin.
Der Deckel ward oben
Gehoben, geboben,
Und es flog heraus mit halbem Leib
Ein altes Weib,
Mit krummer, schnabelförmiger Nase,
Und ganz von Bildung so widerlich,
Daß sie einer Base
Des Teufels glich.
Sie bog mit lachendem Frauengesichte
Sich traulich hinab zu dem jungen Wichte,
Der staunend, den Kopf zu ihr gewandt,
Einen Augenblick, wie versteinert, stand,
Dann wetterte und fuchte,
Und mit Zwang und Graus
Die Alt' und ihr Schneckenhaus
Vom Rücken zu werfen suchte;
Doch ward nichts daraus.
Die Tragbänder saßen wie angeschmieden,
Und als er ein Weilchen umsonst sich ermüdet,
Droht' ihm das Weibsen
Mit einer hölzernen Kuchenkelle,
Und sprach: „Halt Ruhe, du loser Geselle!

Es glückt dir nicht, daß du dich von mir trennst!
Wir sind, wie zur Ehe, zusammen gegeben,
Und wollen recht einig und fröhlich leben."

Tröstliche Worte, die ihm die Haare zu Berge trieben! Er strengte sich nun noch mehr an, seine Quasi-Gemahlin los zu werden: er sprang und bockte wie ein störriges Pferd, das den Reiter absetzen will, und rannte mit dem Rücken gegen die Bäume, um den Zauberkasten zu zerschmettern oder von den Schultern zu streifen. Aber mit dem allen gewann er nichts, als daß ihm die Unholde mit ihrem Zepter rastlos auf den Kopf schlug, und der schadenfrohe Zuschauer, der Waldgeist, ein Gelächter ausbrechen ließ, das man eine halbe Meile weit hören konnte. Athemlos stürzte Valentin endlich mit dem Gesicht auf die Erde, und wünschte sich ächzend und stöhnend den Tod.

„Schäme dich!" sagte die Alte. „Du geberdest dich wie ein geplagter Ehemann,

der ſein Hauskreuz ſchon zwanzig Jahre getragen hat. Ich bin zur Scheidung bereit; ſie hängt aber von gewiſſen Bedingungen ab, die du erfüllen mußt."

„Nenne ſie mir geſchwind!" ſprach Valentin. „Ich verſehe mich im voraus dazu."

„Das iſt ſo deine Art! Immer gehſt du, wie blind und toll, ins Zeug hinein!" ſagte ſie. „Nun, wir wollen im traulichen Kämmerlein einer Herberge weiter von der Sache ſprechen. Es beginnt Abend zu werden; die Nachtluft im Freien möchte mir ſchaden."

Valentin mußte, ſo betrübt er war, hell auflachen.

„Ha! findet ſich die gute Laune wieder ein?" rief das Weſpenneſt. „Ja, ein luſtiges Weiblein, wie ich, iſt ein Kleinod, das du nicht wegwerfen ſollteſt. Auch hab' ich hier noch etwas, das wenig Männer verſchmähen."

Das klang ihm wie ein frecher Scherz. Er ſah ſich nicht um, weil er den widrigen

Anblick

Anblick ihres enthüllten Buſens oder anderer Liebreize befürchtete. Aber ſie klirrte mit Weingläſern, als ſtieße ſie zu einem Trinkſpruch an. Da konnte der durſtige Zecher ſeine Augen nicht länger im Zaum halten. Die Alte zeigte ihm eine volle Weinflaſche, aus welcher ſie ein Glas füllte, und ihm zureichte. Er nippte ſcheu, und trank dann mit Luſt und Begierde. Der dargebotene Wein war ihm, trotz ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit in dieſem Fache, völlig fremd; doch hatte ihm nie ein anderer beſſer geſchmeckt. Er foderte ein zweites Glas. Das verweigerte ihm die geiſtige Mundſchenkin, mit der Ermahnung, ſich hübſch zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Indeſſen fühlte er ſich ſchon durch den kärglichen Labetrunk geſtärkt und mit Muth und Hoffnung beſeelt. Er bat nun ſelbſt um eilige Beſtimmung eines Nachtquartiers, weil er dort ſeiner Gefährtin zu entwiſchen dachte.

6.

„Ich habe hier in der Nähe eine Freundin, da wollen wir einkehren;" ſagte ſie, und leitete ihn zu einem elenden Hüttchen, das zwiſchen dichtverwachſenem Gebüſch verſteckt lag, und ſich kaum zwei Ellen hoch über den Erdboden erhob. Sie klopfte drei Mal mit der Kelle an die Thür. „Wer iſt draußen?" rief eine unfreundliche Stimme. „Deine Freundin Trutta," antwortete die Kaſſnerin.

Das Pförtchen ward aufgethan, und es erſchien ein zwerghaftes, braungelbes Mütterlein, das hielt in der Hand einen langen, ſchwarzen, brennenden Diebsfinger, der ihr als Licht diente. „Ei, liebe Trutta!" mumpfelte ſie aus dem zahnloſen Munde hervor: „wie kommſt du dazu, dich von einem jungen, hübſchen Kerl herum hocken zu laſſen? Und welcher Teufel hat dich ſo winzig klein gemacht?"

„Wer anders als mein Gebieter, der Waldgeist?" versetzte Trutta. „Bald dehnt er mich zu einer Riesin aus, bald drückt er mich zu einer Zwergin zusammen: alles, wie's ihm beliebt und zu seinen Absichten paßt."

Während dieses Gesprächs führte das Waldweib die Gäste ins Besuchzimmer.

Hier zeigte vieles Hexenwesen
Ganz offenbar der Wirthin Stand:
In langer Reihe hingen Besen
Und Ofengabeln an der Wand.
So ließ sie ihren Marstall prangen,
Reitfertig zur Walpurgisnacht,
Und tausend Drudenfuße schlangen
Sich zwischendurch in greller Pracht.
Auch saß ein Hofstaat schwarzer Katzen,
In großer Zahl, die Stub' entlang,
Und bot die sanft erhohnen Tatzen,
Wie Schranzen freundlich, zum Empfang.

Der Kasten rutschte jetzt freiwillig von Valentins Schulter herab, setzte sich auf eine

Bank, und Trutta, die immerfort, wie ein Schornsteinfeger aus einer Feuereſſe, heraus ſah, foderte von ihrer Freundin etwas zu eſſen.

„Meine Küch' iſt kalt, mein Keller warm, ich hab' eine Wirthſchaft, daß Gott erbarm!" antwortete die ſpaßhafte Hexe.

Trutta machte ein verdrießliches Geſicht, und erklärte, daß ſie, bei dieſen kläglichen Umſtänden, vom Hunger genöthiget werde, ein beſſeres Unterkommen zu ſuchen.

„Bleib nur, bleib!" ſagte Jene. „Es ſteckt ein herrlicher Katzenbraten am Spieß, und wird bald gar ſeyn."

„Ha, mein Leibeſſen!" rief Trutta. „Aber wie konnteſt du's über dein Herz bringen, aus deinem geliebten Volke ein Schlachtopfer zu wählen?"

„Ja, ich bin eine ſtrenge Regentin!" verſetzte Jene. „Es war ein Kater von unvergleichlicher Schönheit, aber ein liederlicher Taugenichts, der immer außerhalb auf

die Freith ging, und ſich weder durch Güte noch durch Strafen zur Ordnung gewöhnen ließ."

„Horch, Junker Velten!" fiel Trutta ein. „Du wirſt auch endlich gebraten werden, ſo du dich nicht beſſerſt!"

„Was habt ihr denn mit einander?" fragte die Hexe.

„Laß dir erzählen!" ſprach Trutta. „Da kommt heute der junge Sauſewind in unſern Wald, ruft keck meinen Herrn und Meiſter bei ſeinem Spitznamen, und fodert dann, als hätt' er ſich beſtens damit empfohlen, goldene Berge von ihm. Solchen Schimpf ſteckt aber Herr Mummart nicht ein, ohne ſich zu rächen. Er beſchenkte daher den zudringlichen Burſchen, der ſich gar nicht abweiſen ließ, mit dieſem Kaſten, worin ſich kein Schatz befindet, als ich; und ich habe Befehl, den Faulenzer und Bettler ſo lange zu begleiten und zu züchtigen, bis er ein

ordentlicher Menſch wird, und ſein Brot durch Arbeit verdienen lernt. — Das merke dir, Burſch! Das iſt zwiſchen uns der einzige Weg zur Scheidung." —

Valentin ſchwieg verſtockt. Er ſann darauf, ſich mit leichterer Mühe frei zu machen.

7.

Der gebratene Verbrecher ward in ſeiner ganzen abſchreckenden Geſtalt, und ſogar noch in ſeinem Balge, aufgetiſcht. Die Hexe zerlegte ihn mit den Fingern, und reichte dem Studenten einen Schenkel, den er mit Grauſen verbat. „Der Dümmling weiß nicht, was gut ſchmeckt!" ſagte Trutta. „Wir wollen mit dem köſtlichen Braten ſchon allein fertig werden." — Sie verſchlangen ihn, wie Wölfe, und nach fünf Minuten war nichts mehr übrig. Valentin knaupelte indeſſen in einem Winkel an den Ueberreſten des Back-

werks, womit er ſich vor ſeinem Eintritt in den Schwarzwald reichlich verſorgt hatte, weil er, wie ein Kind, nichts lieber als Kuchen aß.

Nach aufgehobener Tafel bereitete die Hexe ihren Gäſten ein Lager, das ſie mit einander theilen ſollten. Dem Studenten ward bange, daß Trutta nun aus dem Naſen heraus ſchlürfen, ſich neben ihn pflanzen, und ihn wohl gar mit Liebkoſungen antaſten würde. Doch wider alles Erwarten zog ſie ſich, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurück. Die Hexe wünſchte ihr und ihm eine gute Nacht, und verließ ſammt ihrem ganzen ſchwarzen Hofſtaate das Saalzimmer, um ſich in ihr Schlafkämmerlein zu begeben.

Höchſt ermüdet bedurfte auch Valentin zu ſeiner vorhabenden Flucht der Stärkung des Schlafs. Er ſtreckte ſich auf das ihm angewieſene Bett; Trutta und ihr Gehäuſe blieben, wo ſie waren. Indem er aber die

Augen zudrückte, ſprang der Kaſten von der Bank, hüpfte wie eine Aelſter über die Stube, und legte ſich ihm zur Seite. Er knirſchte leiſe mit den Zähnen, denn er befürchtete nun jeden Augenblick, die widrige Schlafgeſellin leibhaft neben ſich zu ſehen. Sie verſchonte ihn jedoch mit der Erſcheinung ihrer Perſon, verhielt ſich in ihrem Futterale ganz ruhig, und ſchlief und ſchnarchte ſogar.

„Nun iſt es Zeit, nun ſey's verſucht,
Mich heimlich zu entfernen.
Es leuchtet mir zu meiner Flucht
Ein Heer von milden Sternen."
So ſagte Valentin zu ſich,
Indem er ſtill vom Lager ſchlich.

Er tappte ſacht zur Thür hinaus,
Sah alles treflich glücken;
Der Hexe ſchauervolles Haus
Lag hinter ſeinem Rücken,
Und Pfade durch den wüſten Hain
Zeigt' ihm des Himmels Lampenſchein.

Raſch lief er über Stock und Block,
Mit jedem Schritte kecker,

Doch ſchreckt' ihn bald ein Ziegenbock
Durch nahendes Gemecker,
Und endlich hört' er gar mit Grau'n
Unfern ein Katzenvolk miau'n.

Er warf die Augen kreuz und quer,
Woher die Töne klangen,
Und ſah ſich von der Hexe Heer
ſtimmacht und gefangen.
Sie ſprengte ſelbſt, um ihn zu fahn,
Auf einem ſchwarzen Bock heran.

„Wohin, wohin? du werther Gaſt!
Was läufſt du, wie beſeſſen?
So warte doch, du Edelm, du haſt
Bei mir etwas vergeſſen!
Frau Trutta kam dir aus dem Sinn;
Da iſt dein Liebchen, nimm es hin!"

Er floh umſonſt, ſie ſchleudert' ihm
Den Kaſten auf den Nacken;
Wild fuhr heraus das Ungethüm,
Um ſtrafend ihn zu zwicken.
Der Hexenſchwarm zerſtob im Hain,
Er war mit Trutta jetzt allein.

„Kein Auge darf man zuthun, wenn man einen ſolchen Wildfang zu hüthen hat!“ eiferte ſie. „Nun magſt du aber auch mit müden Beinen die ganze Nacht traben, und ſollſt mir überhaupt wenig ruhen, bis wir in Frankfurt am Main ſind.“

„Was wollen wir denn dort ausheckern?“ knurrte Valentin.

„Glück oder Unglück, nachdem du dich aufführſt!“ antwortete ſie. „Ich werde dich, da ich nun einmal zu deiner Hofmeiſterin ernannt bin, ins Haus eines reichen Kaufmanns bringen, wo es auf dich allein ankommen wird, ob du durch Fleiß und Redlichkeit ein glücklicher Mann werden, oder als unverbeſſerlicher Taugenichts den Galgen zieren willſt.“

Valentin verſchluckte den harten Ausdruck, machte jedoch gegen die Sache ſelbſt den natürlichen Einwand, daß er, der weder einen Lehrbrief, noch empfehlende Zeugniſſe

aufzuweiſen habe, wohl ſchwerlich das Vertrauen eines Kaufmanns, eines Mitgliedes der vorſichtigſten Menſchenklaſſe, gewinnen werde.

„Das iſt meine Sorge," ſagte Trutta. „Ich habe ſchon die nöthigen Papiere für dich in Bereitſchaft. Du übergiebſt ſie, und wirſt als Handlungsdiener angeſtellt: denn du mußt ſchlechterdings von unten auf dienen. Auch mich wirſt du nicht eher los, bis deine Beſſerung auf feſten Füßen ſteht. Ich werde mich aber, ſammt meiner Wohnung, unſichtbar machen, damit ſich die Leute nicht über mich das Maul zerreißen, und dich meinetwegen fliehen und meiden."

8.

Die Reiſe ging ſtracks auf Frankfurt zu. Trutta hatte nun unter Weges keine Gaſtfreundin mehr, bei welcher ſie das Handwerk

begrüßen konnte; sie mußte, wenn ihr Träger einiger Ruhe bedurfte, in Wirthshäusern einkehren. Da war sie meistens so artig, sich nicht zu zeigen. Als sich aber der liederliche Bursch in der einen Herberge in ein Würfelspiel einließ, in der andern sich betrank und mit den Wirthstöchtern buhlte, da kam der Zauberkasten wie eine Bombe geflogen, die Hofmeisterin fuhr heraus, und bestrafte den Ausschweifenden mit Verweisen und Schlägen.

Dieser Zwistigkeiten ungeachtet beschenkte sie ihn im letzten Nachtlager vor Frankfurt mit einem neuen Kleide, übergab ihm die versprochenen Beglaubigungsschriften, und befahl ihm, sich damit bei dem reichen Großhändler Peter Lütkens, dessen Wohnung sie ihm bezeichnete, zu melden. Das Hauptstück der Empfehlungspapiere war — ein Brief seines eigenen Vaters, an besagten Kaufmann gerichtet, und so täuschend geschrieben, wie es dem ungerathenen Sohne nie gelungen

war, wenn er bisweilen die väterliche Handschrift zu einem falschen Wechselchen nachzumahlen versucht hatte.

Herr Peter, ein alter deutscher Degenknopf, hatte eben einen treufleißigen Handlungsbedienten durch den Tod verloren, und wünschte für den in seiner Schreibstube ledig gewordenen Stuhl recht bald wieder zu besetzen. Es gab zwar um ihn her dienstlose Leute genug; doch bei Allen war ein Aber. Einer liebte die Mädchen, der andere den Wein, und so weiter. Ueberhaupt hatte Herr Peter die Grille, daß er jungen Männern, die in ausgebreitete Stadtbekanntschaften verflochten waren, nicht gern Geschäfte und Gelder anvertraute. Er wollte sich deßhalb einen Comptoristen aus der Fremde verschreiben. Indem er mit diesem Vorsatz zur Feder griff, erschien Valentin, und überreichte den Empfehlungsbrief seines Vaters. Herr Peter, der den angesehenen Kaufmann Alt-

mayer in Leipzig dem Namen und Ruf nach kannte, freute ſich höchlich, den Sohn eines ſo wackern Mannes vor ſich zu ſehen, und nahm den ſchlimmen Vogel ohne Bedenken in ſeine Dienſte.

9.

Anfangs kehrte Valentin die gute Seite heraus: er war ordentlich und fleißig in ſeinen Geſchäften, und verrichtete ſie mit Geſchick, woran es ihm gar nicht fehlte.

Trutta, die unſichtbar auf ſeinem Rücken in Herrn Peters Haus mit eingezogen war, und ſich in einem Winkel des Stübchens, das ihr Zögling bewohnte, niedergelaſſen hatte, ſagte ihm jeden Abend, wenn er zu Bette ging, ein freundliches Wörtchen. Außerdem blieb ſie ſtill, kam nie zum Vorſchein, und hörte endlich ganz auf, die tägliche Belobung auszuſprechen. Als dieſes Verſtummen einige

Wochen gedauert hatte, machte er ſich die angenehme Vorſtellung, ſie habe ſich in der Stille entfernt, weil ſie es nicht mehr für nöthig finde, ihn zu hofmeiſtern. Er legte das Ohr an den Kaſten, klopfte leiſe mit den Fingern daran, es regte ſich nichts darin.

Nun ſchien es ihm gefahrlos, ſeinen Untugenden wieder den Zügel ſchießen zu laſſen. Er fing damit an, daß er, als er ſich einsmals in der Schreibſtube allein befand, ſeinen von Leipzig mitgebrachten Dietrich an der eiſernen Geldtruhe ſeines Herrn verſuchte. Die Schlöſſer ließen ſich öffnen; als er ſich aber in den hohen Kaſten niederbeugte, um eine Hand voll Gold heraus zu langen, ward der Deckel mit Gewalt über ihm zugeſchlagen. Er ſteckte wie in einem Fuchseiſen; alles Ringen und Streben, ſich aus der Klemme zu ziehen, war vergebens.

Während er ſo in der größten Verzweiflung zappelte, kam ein neues Schrecken hinzu.

Sein Plagegeiſt guckte, oben auf der drücken den Platte ſitzend, mit einem grimmigen Geſichte in die Oeffnung hinunter, packte ihn beim Ohre, ſchüttelte ihn tüchtig, und ſagte: „Ha, Spitzbube! biſt du hier? Soll ich dich augenblicklich wie einen Wurm zerquetſchen? oder willſt du mir ernſtlich geloben, von nun an ein braver, ehrlicher Kerl zu werden? — Auf eine oder die andere Art müſſen wir aus einander: denn ich bin's endlich ſatt, deinetwegen immer und ewig in meinem Gefängniß zu ſitzen, und auf dich Galgenſchwengel ein wachſames Auge zu haben."

In Todesnöthen verſprach er, was die Furie verlangte. Sie begnadigte ihn nun zwar, drohte aber, ihm ohne Barmherzigkeit das Garaus zu ſpielen, ſobald er ſich wieder bei einem ſchlechten Streiche betreffen laſſe. Meiſter Mummart, ſagte ſie, habe ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, ihn entweder glück-

glücklich zu machen oder zeitlebens zu plagen. Er wolle damit dem übermüthigen Famulus Wagner beweiſen, daß er nicht der unbedeutende Geiſt ſey, dem man den erſten beſten Abenteurer, mit eingeblaſenen Schimpfnamen, auf den Hals ſchicken, und ſich dabei vorſtellen dürfe, daß weder Gutes noch Böſes daraus entſtehen werde.

10.

So bin ich doch neugierig, was für ein Glück mir blühen wird, wenn ich zu Kreuz krieche! dachte Valentin, da er ſah, daß er in ſeiner alten Laufbahn durchaus nicht weiter fortkam. Er ſtieß nun ſeine Schooßſünde, die Trägheit, mit Ernſt und Gewalt von ſich, ward der fleißigſte Schreiber und Rechner in Herrn Peters Geſchäftsſtube, widerſtand jeder Verſuchung, womit ihn Bacchus und Venus unabläſſig verfolgten, gewann durch das alles

bei seinem Herrn einen guten Stein im Brete, und erhielt von ihm, nach treuer und klüger Ausführung eines kühlichen Handels, ein ansehnliches Geschenk. Dieser unerwartete Vortheil, der ihm auf rechtlichem Wege zufloß, that ihm wohl. Es ward ihm allmählich zur Gewohnheit, sich ohne Kniffe und Pfiffe zu behelfen, und nach Verfluß eines halben Jahres befand er in einer entscheidenden Probe, indem er die schönste Gelegenheit, einen bedeutenden Unterschleif, ohne Gefahr der Entdeckung, zu machen, entschlossen von sich wies, auch sich darüber nicht selbst lobte, sondern die Sache so ansah, als hätte sie nicht anders behandelt werden können.

Der leidige Kasten stand indessen unverrückt auf seinem vorigen Platze, verrieth aber auf keine Weise das Geheimniß, ob Trutta noch darin lauschte oder nicht. Erst am Abend des Tages, da der bekehrte Sünder einen unwidersprechlichen Beweis seiner Besserung abge-

legt hatte, hörte er zwischen den verhaßten Bretern eine leise Bewegung, die ihn aufmerksam machte.

Und ihm war's ein Schreck und Grauel;
Denn was konnt' er anders denken,
Als daß ihm der alte Scheuel
Sünen Anblick wolle schenken?
Lauernd und mit düsterm Sinne
Blickt' er nach der dunkeln Ecke,
Wo mit Netzen eine Spinne
Trutta's kleines Haus umfing,
Und er sah, daß schon die Decke
Langsam in die Höhe ging.

Aber, Himmel! welcher Tausch
Schuf ihm einen Wonneraufsch!
Wie ein Engel, schön und mild,
Stieg ein zartes Mädchenbild
Sanft hervor,
Hob sich rebenschlank empor,
Und im Nu
Warf's ihm lächelnd Küsse zu.

Liebewarm
Wollt' er's fassen in den Arm,

Aber munter
Taucht' es plötzlich wieder unter,
Und die leer umarmte Luft
Hauchte Rosenduft.

11.

Doch die liebliche Rose war und blieb verschwunden. Valentin ſtand einige Minuten wie verſteinert; dann hob er den Kaſten, der er ſonſt mit keinem Finger berührte, auf den Tiſch, beleuchtete ihn von allen Seiten, ſpähte durch Ritzen und Spalten hinein, und ſah leider nichts als einen hohlen Raum. Daß er die ganze Nacht ſchlaflos zubrachte, verſteht ſich von ſelbſt. Das ſchöne Luftgebild ſchwebte ihm beſtändig vor den Augen: wie war es möglich, ſie zu ſchließen?

Auch in den folgenden Tagen war die holde Erſcheinung ſein immerwährender Gedanke. Er ſetzte ſichs in den Kopf, ſie ſey die Vorläuferin eines wirklich lebenden Mäd-

chens, das ihm der versöhnte Geist des Schwarzwaldes beschieden habe. Dieser angenehme Wahn belebte und spornte ihn, sich fort und fort gut zu betragen. Bei allem, was er that, stellte er sich vor, er werde von seiner geistigen Braut beobachtet. Es vergingen aber Wochen und Monate, ohne daß es ihr gefiel, sich zu verkörpern, oder sich nur in der vorigen wesenlosen Gestalt wieder sehen zu lassen.

Hierüber mißmüthig, machte es ihm wenig Freude, daß er zum Buchhalter befördert ward. Er dachte bei jeder Zahl, die er schrieb, an seine verdrießliche Glückennull, die sich noch durchaus nicht in eine gültige, gute Nummer verwandeln wollte.

Eines Tages, als er eben auch so kalmäuserte, fuhr ein Wagen am Hause vor. Herr Peter ward aus dem Geschäftszimmer abgerufen, und kurz nachher brachte ein Markthelfer die Neuigkeit: der Herr habe

Besuch erhalten: seine Schwester aus Straßburg sey mit ihrer Tochter angekommen.

„Ei, das ist gut!“ rief ein lustiger Handlungsdiener: „So sitzt uns der Alte nicht immer hier auf dem Dache, und wir lernen ein Mädchen kennen, das ein Wunder von Schönheit seyn soll.“ —

„Reicht aber dem Bilde, das ich im Herzen trage, gewiß das Wasser nicht!“ setzte der schwermüthige Buchhalter in Gedanken hinzu, und folgte bald darauf ganz gleichgültig dem Ruf zu Tische, ungeachtet er wußte, daß er die schöne Straßburgerin dort finden werde.

Er trat ins Speisezimmer, sah die schlanke, blühende Fremde, und fuhr vor Schrecken zusammen: denn sie und das Luftmädchen glichen sich, wie ein Wassertropfen dem andern.

Auch die junge Straßburgerin wechselte bei seinem Anblick die Farbe, und war unruhig und verlegen.

Valentin, der, als Buchhalter, ein Wort am Herrentische ſprechen durfte, und ſich auch zu andern Zeiten dieſer Freiheit bediente, gab dießmal, wenn er über etwas gefragt wurde, nur ein leiſes, ſchüchternes Ja oder Nein von ſich.

„Nun, was für Mäuſeneſter hat denn unſer Altmayer im Kopfe?“ ſagte Herr Peter. „Er iſt ja heute ſo ſtumm, wie ein Fiſch!“

Käthchen von Straßburg ward roth, als fühlte ſie, daß ihre Gegenwart daran Schuld ſey. Der beſtürzte Buchhalter wandte Kopfſchmerzen vor. Es war ihm wohl und wehe, da die ängſtliche Mahlzeit zu Ende ging. Er eilte nach ſeinem Stübchen, blickte ſcheu in den unheimlichen Winkel, und Trutta's Wohnſaſſen war verſchwunden.

12.

Die Damen von Straßburg hatten ſich darauf eingerichtet, einen Monat in Frank-

ſam zu bleiben, und indeſſen geſchah, was der Leſer ſchon vermuthet: die beiden jungen Leute wurden vertraut, und bekannten einander ihre Liebe.

Herr Peter und ſeine Schweſter, die das Geheimniß bald erlauſchten, zogen ſie zur Verantwortung, brachten ſie ohne viele Mühe zum Geſtändniß, und genehmigten, nach einigen Bedenklichkeiten und Einwänden, die ſtille Verlobung. Der alte wackere Herr ging in ſeiner Güte noch weiter, indem er den Bräutigam zu ſeinem Handelsgenoſſen erklärte. Freudetrunken ſchrieb der verlorne Sohn an ſeinen Vater, und meldete ihm, mit vernünftiger Verſchweigung der voran gegangenen Abenteuer, ſein überſchwängliches Glück.

Einige Tage vor der Hochzeit foderte Käthchen ihren Geſponſen ſcherzend auf, ihr ſeine bisherige Wohnung zu zeigen. Er führte ſie hin. Sie ſtutzte auf der Schwelle, durchblickte geſchwind mit großen Augen den en-

gen Raum, und ſagte: Das Stübchen, ſammt allem Geräthe, ſey ihr ſo bekannt, als wäre ſie ſchon irgend einmal zwiſchen dieſen Wänden geweſen, und hätte ſogar ihn da geſehen. „Es ſind einige Monate her," fuhr ſie fort, „da fiel ich eines Abends in eine plötzliche, mit Abweſenheit des Geiſtes verbundene Erſtarrung, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, hatte ich die wunderliche Einbildung: ich ſey in einem fremden kleinen Zimmer aus einem Kaſten geſtiegen, und ein Jüngling von deiner Geſtalt und Bildung, lieber Altmayer, habe vor mir geſtanden. Darum erſchrak ich nicht wenig, als ich dich zum erſten Mal ſah; und mein Traumgeſicht wird mir nun doppelt merkwürdig, da ich auch das Stübchen hier völlig wieder finde. Es fehlt nichts als der Kaſten: Hat wohl ſonſt einer in jenem Winkel geſtanden?"

Valentin verneinte, etwas betreten, die Frage. Es ſchien ihm natürlicher Weiſe

nicht rathſam, ſeinen Verkehr mit Kobolden und Hexen zu entdecken.

Die Hochzeit wurde glänzend und fröhlich gefeiert. Bei der Tafel weihte der dankbare Brautigam im Stillen das erſte Glas dem Freund im Schwarzwalde; und als er ein paar Monate ſpäter eine Geſchäftsreiſe that, machte er einen weiten Umweg zu Mummarts Bura, und rief ihn freundlich beim Namen. Der Geiſt erſchien. Valentin bedankte ſich für das ihm geſchenkte Glück. „Gut, gut!“ ſagte Mummart lachend. „Ich habe dich mit luſtiger Strenge zu einem ehrlichen Manne gemacht, und das iſt beſſer, als wenn dich Doctor Fauſt, der Teufelsbündrer, mit Gold überſchuttet hätte. — Geh' hin in Frieden!“

Erzählungen.

IV.

Der entwendete Ring.

Im Begriffe, die Akademie zu verlaſſen, beritt ich noch einmal die Gegend, um von ihr Abſchied zu nehmen. Ich kam in ein Städtchen, wo ich zu Mittage eſſen wollte. Hier ſtand ein Reiſewagen, mit vier Pferden beſpannt, vor dem Gaſthofe, aus deſſen Thür eben zwei Damen heraustraten. Die eine, ungefähr ſiebzehn Jahre alt, war engelſchön; die andere hochbetagt, und ſtolz von Mienen und Geberden. Sie gingen nach der Stadtkirche, die ihnen der Küſter, den ſie hatten

rufen laſſen, aufſchloß. Ich ſchlich mit hinein. Sie fragten nach der Ruheſtätte eines Ritters der Vorzeit, der in der Kirche begraben ſey. Der Küſter führte ſie auf den freien Platz vor dem Altare, und zeigte ihnen einen Grabſtein, auf welchem ein Ritter in Lebensgröße abgebildet war. Die Matrone hielt ihm eine feierliche Standrede, wobei der ehrerbietige Zuhörer, der Küſter, feiſtig mit dem Korfe nickte. Indeſſen kniete das ſchöne Mädchen, das ich Helene nennen hörte, am Grabmahle nieder, ſprach mit gefalteten Händen ein leiſes Gebet, küßte dann den Mund des ſteinernen Mannes, und legte ſanft eine Roſe auf ſeine Bruſt.

Nach dieſer Todtenfeier verließen ſie die Kirche. Ich drückte mich in einen Winkel, um ſie nahe bei mir vorbei gehen zu ſehen, und folgte ihnen, als mir das gelungen war, auf dem Fuße nach. Vor der Kirchthüre ſtrömten uns ein paar hundert Menſchen ent-

gegen, die einen tollen Hund vor ſich her ſcheuchten. Er ſchoß, indem ich ihn gewahr wurde, ſchon auf Helenen zu, und wollte ſie eben verletzen, als ich vorſtrauchte, und mit einem Knüttel, den ich einem unthätigen Waſſer aus der Hand riß, das Unthier zu Boden ſchlug. Jubelgeſchrei erſcholl um mich her. Das erſchrockene Mädchen ſank der Alten in die Arme. Dieſe fragte: „Wer ſind Sie?“ — Ein Student. — „Von Adel?“ — Nein. — Sie warf den Kopf zurück, ſagte kalt: „Wir danken!“ und zog das Mädchen mit ſich fort. Helene wandte ſich aber zurück, reichte mir eine Roſe, und legte mit einem ſeelenvollen Blicke, den ich nie vergeſſen werde, die Hand aufs Herz. Die Matrone ſchüttelte den Kopf, eilte haſtig zum Wagen, ſetzte ſich mit dem Mädchen hinein, und fuhr von dannen.

Ich forſchte bei dem Gaſtwirthe nach dem Namen und Wohnorte der beiden Da-

men: er wußte nichts. Ich fragte den Küſter: er konnte mir eben ſo wenig Auskunft geben. So war mir das liebe Kind, ohne Hoffnung des Wiederſehens, entſchwunden. Nur des Engels Bild blieb in meinem Herzen zurück. Mißmüthig ließ ich mein Pferd vorführen. Ich wollte bei dem Gaſtwirthe, auf deſſen zunftmäßige Neugier ich vergebens gerechnet hatte, weder eſſen noch trinken. Als ich zu Pferde ſtieg, machte ich noch einen Verſuch, etwas von dem Hausknechte zu erfahren; und er wußte wirklich mehr, als die Andern. Er hatte von dem Kutſcher gehört, daß die Reiſe der Damen nach dem ſüdlichen Deutſchland gehe.

Dahin konnte ich ihnen nicht folgen. Meine Mutter erwartete mich mit Sehnſucht. Als ich zu ihr kam, fand ich ſie krank. Der Arzt, den ich über ihren Zuſtand befragte, gab wenig Troſt, ihr Leben noch lange zu friſten. Sie ward von Tage zu Tage ſchwächer,

cher, und ſchien überdieß an einer Gemüthskrankheit zu leiden. Es drückte ſie offenbar ein Geheimniß, das ſie eben ſo ungern entdecken, als mit ins Grab nehmen wollte.

Einsmals ward ich in der Nacht zu ihr gerufen. „Lieber Sohn," ſagte ſie, „das Gefühl meines nahen Todes dringt mir ein ſchmerzliches Bekenntniß ab. Ich täuſchte deinen ſeligen Stiefvater, als wir uns heiratheten, mit dem Vorgeben, daß ich die Witwe eines im Auslande verſtorbenen Beamten ſey: aber ich lebte vorher in keiner geſetzmäßigen Ehe. Du heißeſt nicht Walland, wie man dich bisher nannte; du biſt der natürliche Sohn eines Mannes von Stande, deſſen Reichthum du ſchon aus dieſem Ringe beurtheilen kannſt." — Sie öffnete ein kleines Futteral, und fuhr fort: „Dieſer Ring, der wenigſtens tauſend Thaler werth iſt, ward mir von deinem Vater für dich anvertraut, damit du dich ihm einſt dadurch, als ſein

Sohn, zu erkennen geben ſollteſt." — Staunend fragte ich nach dem Namen meines Vaters. „Es iſt der Graf — —" ſagte ſie, und verlor in dieſem Augenblicke, von einem Schlagfluß befallen, die Sprache. Sie gab mir durch Geberden zu verſtehen, daß ſie ſchreiben wolle; aber indem ich ihr eine Schreibtafel reichte, erſtarrte ſie und verſchied.

Ihr ſchneller Tod erſchütterte mich doppelt, weil das Licht, das mir eben über meine Herkunft aufdämmerte, plötzlich dadurch wieder erloſch. Als ich etwas ruhiger geworden war, beſchloß ich, meinen Vater aufzuſuchen. Ich fand unter den Papieren meiner Mutter den Brief, mit welchem er ihr den Erkennungsring zugeſandt hatte: aber die Stelle der Namensunterſchrift vertrat ein flüchtiger Federzug, der ſich nicht enträthſeln ließ. Wichtiger war mir daher ein dabei liegender Beutel mit Gold, der mich mit Reiſegeld verſorgte, und in den Stand ſetzte, ein Reitpferd zu kaufen.

Meine Mutter war, als ſie heirathete, mit mir aus dem ſüdlichen Deutſchland gekommen. Daraus ſchloß ich, daß mein Vater dort wohne; und dahin zu ziehen, war mir erwünſcht, weil ich auf dieſer irrenden Ritterfahrt auch Helenen zu finden hoffte. Getroſt nahm ich alſo meinen Weg nach Süden, und ritt von Schloß zu Schloß, wo ein Graf wohnte, der, ſeinem Alter nach, mein Vater ſeyn konnte. Ich meldete mich als ein Mann, der einen koſtbaren Ring zu verkaufen habe. Man ließ mich überall vor; aber nirgend bemerkte ich, bei Vorzeigung dieſes Kleinods, eine Veränderung im Geſichte der Grafen. Deßwegen bot ich allenthalben meinen Ring, um ihn gewiß zu behalten, für viertauſend Thaler an, und da zerſchlug ſich der Handel ſogleich mit Hohnlachen.

Nach Helenen forſchte ich umſonſt. Die Roſe, die ſie mir ſchenkte, war mein liebſtes Eigenthum. Ich führte ſie in der Briefta-

ſche mit mir herum, und küßte ſie ſo gern, daß ich mir es ernſtlich verbieten mußte, um ſie nicht zu zerſtören.

Als ich ungefähr vierzehen Tage lang ins Kreuz und in die Quere gezogen war, traf ich in einem Gaſthauſe, wo ich über Nacht blieb, einen jungen Mann, der ſich Richard nannte, und ebenfalls eine Reiſe zu Pferde machte. Einander gefallend wurden wir einig, den folgenden Tag unſere Klepper ruhen zu laſſen, und uns in der ſchönen Gegend zu vergnügen. Wir tranken beim Abendeſſen einen treflichen Wein, der mich in einen unvorſichtigen Schwätzer verwandelte. Ich bekannte meine gräfliche Herkunft, zeigte meinem Zechgeſellen den Ring, und vertraute ihm die Verfahrungsart, wie ich damit meinen Vater zu entdecken ſuchte. Wir ſcherzten darüber, und gingen fröhlich zu Bette.

Am Morgen darauf weckte mich ſchon um vier Uhr die Sonne. Ich foderte mei-

nen Stubengenoſſen auf, mit mir ſpazieren zu gehen. Es gefiel ihm aber in den Federn; er wollte noch einige Stunden ſchlafen. „Faulenzer!“ ſagte ich, und ging allein. Ich erſtieg einen Berg, lagerte mich ins Grüne, und weidete meine Augen an den paradieſiſchen Bezirken des unter mir flieſſenden Rheinſtroms.

Als ich mich ſo bis gegen ſieben Uhr ergötzt hatte, ging ich in den Gaſthof zurück. Der Wirth brachte mir den Stubenſchlüſſel entgegen, und ſagte: Herr Richard ſey ausgeritten, und komme erſt zum Mittagseſſen wieder. Das befremdete mich. Ich flog, nichts Gutes ahnend, in unſer gemeinſchaftliches Zimmer. Da ſah ich von meinem Herrn Richard keine Spur mehr. Er hatte ſein ganzes Gepäck und meinen väterlichen Ring mitgenommen. Beſtürzt lieſ ich mein Pferd ſatteln, und ſetzte dem Räuber nach. Aber ſein Vorſprung war zu groß; ich verfehlte

wohl auch seinen Fluchtweg; kurz, ich fand ihn nicht, und er kam, wie sich von selbst versteht, nicht wieder.

Ich mußte nun die Hoffnung aufgeben, meinen Vater zu erforschen. Auch schien das Glück nicht geneigt, mich Helenen finden zu lassen. Darum entschloß ich mich Nachmittags zur Rückreise.

Schon zu Pferde, mit dem Gesichte nach Norden, warf ich noch nach Süden einen Scheideblick für Helenen. Da fiel mir ein abwärts gelegener freundlicher Berg in die Augen, und es war, als gebote mir eine Stimme, hinüber zu reiten. Ich lenkte mein Pferd dahin. Auf dem Gipfel der Höhe erblickte ich gegen über einen minder hohen Berg mit einem ansehnlichen Schlosse, und unten im Thale ein wohlgebautes Städtchen, dessen äußerste Gebäude und Gärten den Fuß beider Berge berührten. Seitwärts, doch meinem Standpunkte ziemlich nahe,

breitete ſich ein anmuthiger, mit Bäumen und einem weiſen Geländer umgebener Grasplatz aus. Dieſer zog meine Augen beſonders an ſich, weil auf demſelben zwei dicke Männer, die etwas betrunken zu ſeyn ſchienen, ein junges Frauenzimmer, das ihnen immer auswich, ſchwerfällig und mit Gelächter verfolgten. Es war eine Geſtalt wie Helene, und ich jagte über Hals und Kopf den Berg hinab, um ſie zu ſchützen.

Als ich näher kam, ſah ich freilich, daß ich mich geirrt hatte. Doch das Mädchen war ſehr hübſch, und der alberne Muthwille der beiden zudringlichen Herren mißfiel mir um ſo mehr, da er zu ihren vierzig bis funfzig Jahren und ihrer ſteifen Kleidung, mit Haarbeutel und Degen, nicht paßte. Sie ſtarrten mich, als ich herbei ſprengte, einen Augenblick an, ſetzten aber dann ihre Jagd unverſchämt fort. Ich ſtieg vom Pferde, übergab es einem dienſtfertigen Knaben, und

eilte zur nächsten Oeffnung des Geländers. Hier stand ein bejahrter, unförmlicher, in altdeutsche Tracht gekleideter Zwerg, der freudig in die Hände klatschte, weil eben die wollüstigen Faunen das Mädchen erhascht hatten, und rechts und links nach Küssen rangen. Das kleine Mißgeschöpf schien mir den Eintritt in die Schranken verwehren zu wollen; ich schob es aber auf die Seite, ging rasch auf die beiden Dicken los, und sagte: „Ruhe, meine Herren! Ein Kuß ist eine freiwillige Gunst, die kein edler Mann zu erzwingen sucht." — Sie standen wie versteinert. Das Mädchen entschlüpfte ihnen, machte mir eine Verbeugung, und wandte sich nach der Stadt. Ich bot ihr meinen Arm; sie nahm ihn an; die Dicken und der Zwerg lachten und schimpften hinter uns her.

„Wer sind denn diese ungezogenen Herren?" fragte ich leise.

„Beide," sagte das Mädchen, „stehen in Diensten des Fürsten von Arenhain,

der hier herum ansehnliche Güter und dieses Städtchen besitzt. Dort sehn Sie sein Schloß; da wohnt er mit einem großen Hofstaate, und diese Herren gehören dazu. Der dickste von beiden ist Kapelmeister, der andere Leibarzt. Auch der Zwerg ist ein Anhängsel der fürstlichen Dienerschaft, und zieht immer Jenen nach, wenn sie herum schweifen. Hätte ich gewußt, daß sie mein Ulustern dorthin führen würde, wo ich Schillers Maria Stuart in Ruhe lesen wollte, ich wäre zu Hause geblieben."

So sprach das Mädchen mit einer ungemein lieblichen Stimme, und mit gutmüthiger Freundlichkeit, die das einnehmende Gesichtchen noch verschönerte. Ich weidete mich mit innigem Vergnügen an diesem Verein von Anmuth, und es reute mich gar nicht, daß ich über den Berg herüber geritten war.

Wir kamen in die Stadt. Das Mädchen stand vor einem ansehnlichen Hause still,

und ſagte: „Hier iſt meine Wohnung. Wollen Sie mit herein treten? Mein Vater, der hieſige Pfarrer, wird ſich freuen, Ihnen für den mir geleiſteten Schutz danken zu können.“

Es verſteht ſich, daß ich die Gelegenheit, mit dem lieben Mädchen länger beiſammen zu ſeyn, freudig ergriff. Der Vater, ein ehrwürdiger Greis, war mit der Pflege ſeiner Blumen im Garten beſchäftiget. Er kam, ohne den finſtern, mißtrauiſchen Blick, der oft Unbekannten entgegen ſchießt, freundlich auf mich zu. Die Tochter erzählte ihm, wie ich ſie auf dem Grasplatze gerettet hatte. Er dankte mir; und wie Homer's Griechen jeden Fremdling, der in ihr Haus tritt, gaſtfreundlich bewirthen, und dann erſt nach ſeinem Namen fragen, ſo forſchte auch der gute Pfarrer mit keinem Worte nach meinen perſönlichen Verhältniſſen, ſondern lud mich ſogleich zum Abendeſſen ein. Ich nahm die Einladung an, beurlaubte mich aber auf eine

Viertelſtunde, um nach meinem Pferde zu ſehen, das ich durch den Knaben in den Gaſthof geſchickt hatte.

Indem ich dort das Nöthige beſorgte, erſchien ein finſterer, großnaſiger Mann, und fuhr auf mich los: „Sind Sie der Menſch, der ſich gegen den fürſtlichen Herrn Leibarzt und den Herrn Kapellmeiſter unartig aufgeführt hat?"

Ich lachte ihm ins Geſicht, und ſagte: „Unarten, mein Herr, ſcheinen hier erlaubt, da Sie ſelbſt eine ſo unartige Frage thun."

„O, ſpaßen Sie nicht!" ſprach er ſtolz. „Ich bin der hochfürſtliche Juſtiz-Director."

„Aber doch wohl nicht mein Hofmeiſter?" — fiel ich ein.

„Ich verbitte dergleichen Anzüglichkeiten!" rief er heftig. „Zeigen Sie mir Ihren Reiſepaß!"

Ich wartete damit auf. Er fand nichts daran zu mäkeln, bedeutete mich aber den-

noch, die Stadt und das ganze hochfürſtliche Gebiet des folgenden Tages wieder zu verlaſſen.

„Vielleicht! — vielleicht auch nicht!“ antwortete ich.

„Ich werde Sie Gehorſam lehren!“ rief er wild, und ſtürmte davon.

Die kleine Mißlaune, in die mich dieſer Auftritt verſetzt hatte, verſchwand ſogleich im Pfarrhauſe, wohin ich nun zurückkehrte. Friederike, mein liebenswürdiger Schützling, feſſelte mich mit jedem Augenblicke mehr, und gewann in meinem Herzen einen Platz neben Helenen, obgleich dieſe noch immer den Vorzug behauptete. Auch die Pfarrerin, die ſich mir jetzt erſt zeigte, war ein gutes, redſeliges Mütterchen. Sie ſagte mir, ſo oft ſie geſchäftig durchs Zimmer trippelte, ein freundliches Wort. Bei Tiſche unterhielt ſie mich vom Fürſten und ſeinem Hofweſen. Sie lobte ihn, als einen wackern, frommen

Herrn, tadelte hingegen, daß er ſich zu tief in ſeine Andachtsbücher vergrabe, und weder ſehe noch höre, daß er von Wölfen in Schafskleidern umgeben ſey. Sein bisheriger Secretär und Vorleſer, ſetzte ſie hinzu, habe aus Aergerniß über dieſe Rotte ſeinen Abſchied genommen, und der Fürſt bemühe ſich ſeit einiger Zeit vergebens, einen andern brauchbaren jungen Mann an deſſen Stelle zu finden.

Friederike ſah mich an, und ich las es ihr aus den Augen, daß ſie wünſchte, ich möchte fähig und geneigt ſeyn, den Poſten anzunehmen. Ich hatte nie Luſt, bei einem Privatmanne — was doch der Fürſt nur war — in Dienſte zu treten, weil man dann, ohne einen Schatten von Freiheit, jede Stunde, jeden Augenblick gewärtig ſeyn muß, durch einen Bedienten, oder wohl gar durch die verächtliche Stimme der Klingel, zum Gebieter gerufen zu werden. Doch Friederi-

lens Augen zauberten plötzlich dieſe alte Bedenklichkeit aus meinem Kopfe heraus. Ich erklärte, daß mich die Wölfe in Schafskleidern nicht abſchrecken ſollten, dem Fürſten meine Dienſte anzutragen, wenn ich nur, als ein ihm unbekannter Fremdling, hoffen dürfe, williges Gehör bei ihm zu finden.

Jetzt erſt erlaubte ſich der beſcheidene Pfarrer, nach meinem Stande zu fragen. Ich antwortete ihm, daß ich die Rechte ſtudiert habe, franzöſiſch und italieniſch verſtehe, und mich dem Aemtchen eines Privatſecretärs gewachſen fühle.

„Das freut mich," ſprach er. „Sie gefallen mir, und es wäre mir herzlich lieb, Sie bei uns zu behalten. Unſere Bekanntſchaft iſt freilich noch zu neu, als daß ich Sie dem Fürſten empfehlen könnte, aber vorſtellen will ich Sie ihm, und da er eben nicht mißtrauiſch iſt, ſo wird er hoffentlich Ihr ehrliches Geſicht als Bürgen Ihres künftigen Wohlverhaltens gelten laſſen."

„Es ſey gewagt!“ entgegnete ich. Erröthend nickte mir Friederike zu, und ihr Vater beſtimmte den nächſten Morgen zur Einführung beim Fürſten.

Wir gingen ziemlich früh auf's Schloß. Der Fürſt ließ uns ſogleich vor. Er legte, als wir in ſein Zimmer traten, ein in ſchwarzen Corduan gebundenes Buch aus der Hand, und empfing uns ſehr liebreich. Der Pfarrer trug mein Geſuch vor. Schweigend ſah mich der Fürſt ein Weilchen an, als wollte er aus meinen Geſichtszügen mein Inneres erforſchen. Er fragte hierauf nach meiner Herkunft und dem Zweck meiner Reiſe. Ich war denn, wofür ich bisher immer gegolten hatte, der Sohn eines verſtorbenen Beamten Walland, und machte die Reiſe bloß, um Welt und Menſchen kennen zu lernen. „Schreiben Sie eine deutliche Hand?“ fragte er weiter. Ich erbot mich zu einer Probe. Er dictirte mir einen Brief, worin er ſein Ur-

theil über ein neues theologiſches Werk einem Freunde mittheilte. Meine Handſchrift gefiel ihm. Er reichte mir dann das Buch, das er bei unſerer Ankunft weggelegt hatte. Es war ein Theil von Jakob Böhme's Schriften. Ich mußte ihm eine Seite daraus vorleſen.

Indem ich meine Stimme hören ließ, trat jemand, den ich, die Augen aufs Buch geheftet, nicht wahrnehmen konnte, mit leiſen Schritten ins Zimmer. Kurz nachher gab mir der Fürſt ein Zeichen, im Leſen einzuhalten. Ich ſah mich um, und hinter mir ſtand — Helene.

Sie erhob mit Erſtaunen die Hände. Ich aber erſchrak vor Freude ſo, daß ich den ehrlichen Jakob zu Boden fallen ließ.

Der Fürſt ſchüttelte ein wenig den Kopf, nahm mir das Buch, das ich ſchnell aufhob, aus der Hand, und legte es, nach einer ſanften Berührung mit den Lippen, auf den

Tiſch.

Tiſch. Dann ſah er mich und Helenen an, und fragte: „Was iſt Ihnen?“

„Gnädiger Herr Oheim,“ antwortete ſie, „es überraſcht mich, den wackern Mann hier zu finden, der mich, wie ich Ihnen erzählt habe, in jenem Städtchen, wo unſer Ahnherr begraben liegt, vor dem Anfall eines wüthenden Hundes ſchützte, und den ich für die Rettung meines Lebens nur mit einer Roſe belohnen konnte.“

„Wunderbare Fügung des Himmels!“ rief der Fürſt, und faltete die Hände. „Es war eine brave That, deren Vergeltung ich übernehme. Vorläufig ernenne ich Sie, Herr Wallano, zu meinem Secretär, mit dem bei mir gewöhnlichen Gehalte von ſechshundert Thalern und freier Wohnung und Koſt.“

Was fragte ich nach Geld und Koſt? Mich berauſchte das Glück, daß ich künftig mit Helenen unter Einem Dache wohnen ſollte, und ich hatte Mühe, meine ſtürmiſche

Freude zu zügeln. Doch ich mäßigte mich, und nahm mit ehrbaren Worten die Bestallung an. Auch Helene dankte dem Oheim, daß er ihre Schuld abtragen wolle. Ich empfahl mich dann, um die nöthigen Einrichtungen zum Antritt meines Aemtchens zu treffen.

Der Pfarrer begleitete mich, und erzählte mir unter Wegs: Helene von Arenhain sey eine Nichte des Fürsten, und wahrscheinlich die bestimmte Erbin seines großen Vermögens. Es befinde sich aber noch eine mit ihr angekommene Tante, eine Frau von Bärwald, im Schlosse, und führe die Oberaufsicht über das Hauswesen; denn der Fürst bekümmere sich wenig um weltliche Dinge, und sey daher in frühern Zeiten von Haushofmeistern und Köchen sehr bevortheilt worden.

So erfuhr ich mit stillem Mißvergnügen die Anwesenheit der stolzen Matrone, die an meinem Freudenhimmel, wie eine dunkle Wolke, herauf zog.

Ich ging in den Gasthof, wo sich mein Pferd und Gepäck befand. Hier lauerte schon der Justiz-Director auf mich. „Nun, werden Sie bald satteln?" rief er mir gebieterisch zu.

„Nein, Herr Justiz-Director!" antwortete ich. „Es gefällt mir an diesem Orte so wohl, daß ich vielleicht hier bleibe."

Er glotzte mich an, und befahl mir zornig, sofort abzureisen, wenn ich nicht durch Gerichtsdiener über die Gränze gebracht seyn wolle.

„Damit werden Sie mich gefälligst verschonen;" sagte ich lächelnd. „Der Fürst hat eben die Gnade gehabt, mich als Secretär in seine Dienste zu nehmen."

Er erstarrte zu einer Bildsäule, und war einen Augenblick unschlüssig, wie er sich bei diesem Donnerschlage geberden wolle. Endlich löste sich die Versteinerung seines Gesichts in ein heuchlerisches Grinsen auf. „Ei!

das haben wohl der Herr Pfarrer bewirkt?“ ſprach er mit höhniſch-ſüßlicher Stimme. „Nun ja, wenn man erwachſene Töchter hat — hehe! hihi!“ —

Ich bedeutete ihn, daß er dem wackern Geiſtlichen, durch Andichtung eines ſolchen Bewegungsgrundes, ſehr Unrecht thue. Er wies aber meinen Widerſpruch mit Gelächter zurück, und verſicherte, daß er ſich über mein Glück, mein doppeltes Glück, aufrichtig freue. Dennoch brummte er, als er mit einem Druck der Hand von mir Abſchied genommen hatte, die Treppe hinab: „Wenn ſich doch der Pfaff in ſolche Dinge nicht mengte!“ — Dann lief er haſtig nach dem Schloſſe hin, und hieb mit dem Stocke ins Straßenpflaſter, daß Kies und Funken umher flogen.

Der Pfarrer hatte mich auf den Mittag zu Tiſche gebeten, und ich aß bei ihm, weil ich nicht gleich bei der fürſtlichen Tafel meine Antrittsrolle ſpielen wollte. Friederike, die

indeſſen meine Bekanntſchaft mit Helenen von ihrem Vater vernommen hatte, war klein-laut und niedergeſchlagen. Sie vermied, von Helenen zu ſprechen, und auch ich that der kleinen Eiferſüchtigen den Gefallen, des Fräuleins von Arenhain nicht zu erwähnen. Das beruhigte ſie nach und nach, und am Ende ward ſie wieder ganz heiter, als ich beim Abſchiede verſprach, ihr Haus ſo oft zu beſuchen, als es meine Dienſtgeſchäfte erlauben würden.

Gegen Abend hielt ich mit einem Knaben, der meinen Mantelſack trug, meinen Einzug im Schloſſe. Ich ward bei der Frau Oberaufſeherin gemeldet. Sie ließ mich lange warten, ehe ſie mit einem Bund Schlüſſel erſchien, und mir ohne Wort und Laut winkte, ihr zu folgen. „Das iſt die Schreiberwohnung!“ ſagte ſie, indem ſie zwei artige Zimmerchen aufſchloß. Ich rückte mit meinem Mantelſack ein. „Iſt das die ganze Ba-

sage?" fragte sie hohnlächelnd; und indem ich antworten wollte, daß man zu Pferde nicht viel fortbringen könne, eilte sie hinweg, ohne mich anzuhören.

So ließ mich die gestrenge Frau den ersten Druck der Dienstbarkeit empfinden. Ich hätte gern das lastige Joch auf der Stelle wieder abgeschüttelt; doch Helenens Nähe stärkte mich, es geduldig zu tragen. Der Fürst selbst ging sehr sanft und wohlwollend mit mir um. Ich ward erst am folgenden Morgen zu ihm gerufen, und als er mir einen kurzen Aufsatz in die Feder gesagt und ich ihm eine halbe Stunde lang vorgelesen hatte, waren meine Amtsgeschäfte für diesen Tag abgethan.

Bei der Tafel sah ich Helenen, aber auch die stolze Tante und die drei Herren, mit welchen ich Tages zuvor Händel gehabt hatte. Die letztern thaten, als kennten sie mich nicht mehr; und sie selbst erschienen so

ganz verändert, daß auch ich ſie beinahe nicht wieder gekannt hätte. Die geſtrigen Wüſtlinge waren heute ſcheinheilige Kopfhänger, und goſſen über jeden Gegenſtand des Tiſchgeſprächs eine moraliſche Brühe, die ſie mit bibliſchen Sprüchen und Liederverſen würzten.

Der Fürſt, dem ſie ſich durch dieſe Frömmelei empfehlen wollten, war kein Gleißner wie ſie: er war ein Biedermann von wahrem gottesfürchtigen Sinn und Wandel; aber freilich ein frommer Schwärmer und Anhänger der herrnhutiſchen Brüdergemeine. Die Werke des Grafen Zinzendorf und ſeiner Glaubensgenoſſen waren daher gewöhnlich die Bücher, aus welchen ich vorleſen mußte. Doch erquickte ſich der Fürſt nicht an dieſen allein: er beſaß noch eine bedeutende Sammlung von ältern überſinnlichen Schriften, deren Verfaſſer ſich eines unmittelbaren vertrauten Umgangs mit Gott und Geiſtern rühmten. Auch dieſe Myſtiker wurden oft in den Leſe-

Bunden zur Hand genommen. Aber die Kirche besuchte der Fürst nie. Seine kühne Einbildungskraft fand die Predigten meines guten Pfarrers, deren er nur zwei oder drei zur Probe gehört hatte, viel zu lau und gemein. Er predigte bisweilen selbst, wenn reisende evangelische Brüder, oder sogenannte Stille im Lande, bei ihm einsprachen, und er ihnen zu Ehren eine geheime gottesdienstliche Versammlung im Schlosse veranstaltete.

Bei solchen Feierlichkeiten duckten und schmiegten sich die drei Heuchler, die sich, zum Schein, als Verehrer und Mitglieder der Secte betrugen, in den heiligen Kreis mit hinein, und waren sogar frech genug, den Rednerstuhl zu besteigen. Aber ungeachtet ich mich zu dergleichen elenden Kunstgriffen niemals erniedrigte, war mir dennoch der Fürst eben so gewogen, als ihnen, und bewies mir in vielen Fällen ein ausgezeichnetes Vertrauen, dessen sie von ihm nicht ge-

würdiget wurden. Darum war ich ihnen ein Dorn im Auge. Sie ſtichelten, um mich zu verletzern und zu verdrängen, oft bei der Tafel auf Menſchen ohne Religion, und ſchielten dabei nach mir; doch der hochherzige Fürſt nahm von dieſen und andern verlümten Reden keine Kenntniß.

Mir waren die ſtumpfen Pfeile, die während der Mahlzeit nach mir flogen, um ſo weniger empfindlich, da ich immer zu gleicher Zeit Helenen ſah, und mich manches holden Blickes erfreute. Aber jeder Möglichkeit, uns einmal unter vier Augen zu ſprechen, beugte Frau von Bärwald, als Ehrenhüterin des Fräuleins, ſorgſam vor. Ich hielt mich denn auch von ſelbſt in meinen Schranken. Die Kluft zwiſchen einem Privatſecretär und der Nichte eines Fürſten war zu groß. Meine Leidenſchaft lauſchte ſtill am Rande, ohne einen Sprung hinüber zu wagen. Jenſeit ſtrahlte mir Helene, wie

man den Mond und die Sterne mit Verlangen sieht, ohne daß ein Gedanke sich regt, sie besitzen zu wollen.

Friederike hingegen war ein Licht, dem ich mich nahen konnte, ohne mir, wie eine Mücke, die Flügel zu versengen. Ich besuchte sie daher fleißig; nicht als Liebhaber, sondern als Freund.

„Sie kommen, wie gerufen!" sprach sie eines Tages. „Sie sollen mir mit Rath und That an die Hand gehen. Eine meiner Freundinnen, ein sehr hübsches Mädchen, befindet sich in der ängstlichsten Verlegenheit."

„Charlotte — so heißt sie — liebt einen jungen, braven Mann, den Kaufmann Elbing: aber ihre Base besteht darauf, daß sie den fürstlichen Kapellmeister, der um sie wirbt, heirathen soll. Sie haßt ihn, wie billig; und da sie ein eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen besitzt, so könnte sie frank und frei nach ihrer Neigung wählen: das

alberne Gänschen hat sich jedoch von der Base bereden lassen, die Entscheidung ihres ehelichen Looses einer hier lebenden Wahrsagerin zu unterwerfen. Diese alte Sibylle, der Kapellmeister und die Base stecken unter Einer Decke. Charlotte soll heute Abend den ihr vom Schicksal bestimmten Bräutigam in einem Zauberspiegel zu sehen bekommen. Das ist aber Betrug. Der sogenannte Zauberspiegel besteht bloß aus einer großen Glastafel, die, in einen Rahmen gefaßt und mit Vorhängen umgeben, an die aufgehobene Thür einer Kammer gestellt wird. Und hinter diesem Glase will der Kapellmeister in Lebensgröße erscheinen. — Das alles weiß ich von einem eben so ehrlichen, als gescheidten Mädchen, das bei der Wahrsagerin dient, und von ihr den Auftrag hat, dem fremden Herrn heimlich in die Kammer zu führen, während die Alte, zur Vorbereitung auf die Hauptscene, das Schicksalsbuch der Karte

aufſchlagen und Charlotten auch darin den dicken Bräutigam zeigen wird." —

Ich lachte über die Geſchichte, und ſagte: mein Rath ſey der, Charlotten den entworfenen Betrug zu entdecken, und ſeine Wirkung dadurch zu vernichten.

„Dann ſehen wir auf dem alten Flecke," entgegnete Friederike. „Der Kapellmeiſter macht einen Spaß daraus, und die Baſe tritt ihm aufs neue die Brücke. Damit iſt uns alſo nicht geholfen. Könnte man es aber im geheim, und ſogar ohne Charlottens Vorwiſſen, dahin bringen, daß Elding, anſtatt des Dicken, im Zauberſpiegel erſchiene, ſo wäre meine Freundin von allen weitern Zumuthungen frei: denn die Baſe hat mit ihr den Vertrag geſchloſſen, daß ſie den Mann im Spiegel ohne Widerſpruch heirathen darf, wenn es Elding iſt, und ohne Weigerung heirathen muß, wenn der Kapellmeiſter ſich darſtellt."

„Recht gut!“ ſagte ich. „Aber der Umtauſch der beiden Nebenbuhler —“

„Iſt ein Geſchäft, in das wir uns theilen wollen,“ fiel ſie ein. „Ich veranſtalte, daß Elbing im Zauberſpiegel erſcheint, und Sie feſſeln, wie Sie wollen, wie Sie können, den Kapellmeiſter, daß es ihm unmöglich wird, ſich auf den Abend um acht Uhr im Hauſe der Wahrſagerin einzufinden.“

Ich weigerte mich, die mir zugetheilte Rolle zu übernehmen, weil ſie ſich ohne Liſt und Ränke, die meiner Natur zuwider ſind, nicht ausführen ließ. Aber Friederike lachte über meine Bedenklichkeit, und ſagte: Liſt gegen Liſt ſey erlaubt, und ſey es hier um ſo mehr, da ein gutes Werk, die Vereinigung zweier Liebenden, dadurch befördert werde. Sie gab allen weitern Einwendungen, die ich noch vorbrachte, kein Gehör, und ich mußte zuletzt verſprechen, den Kapellmeiſter im Zaume zu halten.

Damit dieß ohne Aufſehen geſchehe, ließ ich in den Nachmittagsſtunden, als der Fürſt zufällig mit mir über Muſik ſprach, den Wunſch verlauten, ein gewiſſes geiſtliches Singſtück, das die Hauskapelle kurz zuvor eingeübt hatte, auf den Abend vortragen zu hören. Doch leider hatte der Fürſt keine Luſt dazu; er vertröſtete mich auf den folgenden Tag. Ich mußte nun den Kapellmeiſter, der ſich um ſieben Uhr noch zu Hauſe befand, auf eine andere Weiſe gefangen nehmen.

Das natürlichſte Mittel war, ihn im Schloſſe einzuſperren. Möglich machte dieß der Umſtand, daß die Pforte beſtändig verſchloſſen war, und niemand ohne Hülfe des Thorwärters hinaus konnte. Er hatte zwei Schlüſſel. Einen führte er immer bei ſich; der andere hing in ſeinem Stübchen an einem Nagel, und ſeine Frau hütete damit das Thor, wenn er ſelbſt nicht zugegen war.

Ich brauchte den alten Mann oft in meinen

Angelegenheiten zum Bothen. Es kam ihm daher gar nicht wunderbar vor, als ich ihm jetzt ein auswärtiges Geschäft übertrug, dessen Ausrichtung wenigstens anderthalb Stunden erfoderte. Indem er sich dazu reisefertig machte, nahm ich den Zwillingsbruder des Thorschlüssels, der ihn überall begleitete, von der Wand, und versenkte ihn behutsam in des Alten geräumige Rocktasche. Meine ehrliche Hand zitterte bei diesem Schelmstreiche; doch die abendliche Dunkelheit des Stübchens ließ ihn vollkommen gelingen. Mein Geschäftsträger ging richtig mit beiden Schlüsseln fort.

Ich machte mich nun geschwind vom Thore weg, und stellte mich oben im Schlosse an ein Fenster, das in den Hof ging. Kaum war ich da, so stapelte der Kapellmeister, dessen galonirtes Bratenkleid auch in der Dämmerung glänzte, quer über den Hof, und eilte hin nach dem Thore. Herrisch rief er den Pförtner, und wiederholte mehrmals mit

verstärkter Stimme den Ruf, während die alte Pförtnerin den von mir entfremdeten Schlüssel suchen mochte. Eine Laterne in der Hand, kam sie endlich, mit klaglichen Worten, die ich nicht verstehen konnte, aus ihrem Stübchen heraus. Der Kapellmeister begann gräßlich zu fluchen, und mit der Wuth eines Baren, der einen Baum, von welchem der ungeschickte Tölpel herabgefallen ist, dafür züchtigen und umreißen will, lief er Sturm gegen das Thor. Bald darauf ward mein Name genannt. Stracks leuchte der Kapellmeister wieder über den Hof zurück, und ich, seines Besuchs gewärtig, schlüpfte in meine Wohnstube.

Er überfiel mich, ohne Anklopfen, mit einem heftigen Verweise, daß ich den Mann, der seines Amtes an der Pforte warten solle, nach Osten und Westen versende. Ich antwortete: es sey Schade, daß er mir das nicht gestern verboten habe, so wäre es heute nicht

nicht geſchehen; doch wolle ich ihm den guten Rath geben, ſich von der Thorwärterin die Pforte öffnen zu laſſen. „So klug bin ich ſelbſt!“ fuhr er auf. „Es iſt aber kein Schlüſſel da; der alte Träumer hat beide mitgenommen.“ — Froh, daß auf mich kein Verdacht fiel, wies ich dem ungeſtümen Menſchen, als er mich noch weiter ausſchelten wollte, muthig die Thür.

Die Thurmglocke ſchlug eben acht. Er lief, als brennte ihm der Kopf, nach dem Thore zurück. Ich ſtellte mich wieder auf die Lauer, und hörte, daß er in der Pförtnerſtube gewaltig tobte. Ein Weilchen nachher entſtand eine Stille, die ungefähr fünf Minuten dauerte. Dann aber erhob er ein Zetergeſchrei, als wäre ſein Leben in Gefahr. Die alte Frau lief ängſtlich über den Hof nach der Wachſtube, wo von unſerer Schloßgarniſon, die aus zwölf alten Soldaten beſtand, täglich drei Mann aufzogen. Wäh-

rend der Zeit ſchrie der Kapellmeiſter noch ſtärker. Es ward Chriſtenpflicht, ihm zu Hülfe zu eilen.

Ich fand ein luſtiges Unglück. Mein Gefangener hatte ſich durch das einzige kleine Fenſter, das die im Erdgeſchoß befindliche Wohnung des Pförtners ſparſam erleuchtete, in Freiheit ſetzen wollen, und war, wie ein Pfropfen in der Flaſche, ſtecken geblieben. Die Beine hingen hinaus in die Luft; das Bruſtſtück war in der Stube. So hielt er ſich, auf dem Bauche liegend und auf Rettung harrend, im Gleichgewichte: dieß aber ward, wie oft das politiſche, auf die feindſeligſte Weiſe geſtört. Es ſtand nämlich draußen unter dem Fenſter ein Raufbold, der des Kapellmeiſters ſchutz- und wehrloſe Rückſeite, beſonders den erhabenſten Theil derſelben, unabläſſig mit einem Stocke zerbläute, und ſich weder durch Strampeln noch Schreien in dieſem Geſchäfte ſtören ließ. Ich war

außer Stande, dem Leidenden zu helfen. Er ſteckte ſo feſt zwiſchen dem Rahmen, daß ich ihn nicht heraus zu arbeiten vermochte. Eben ſo wenig konnte ich dem raſtloſen Zuchtmeiſter Einhalt thun, weil des Züchtlings breite Körpermaße das ganze Fenſter verſtopfte. Doch bald kam Hülfe. Die Thorwärterin hatte die geſammte wachhabende Mannſchaft aufgeboten, und als dieſe ſich mit vorſpannte, zogen wir den geſchlagenen Mann glücklich aus der Klemme.

„Wer da?“ rief ich ſchnell zum Fenſter hinaus.

„Gut Freund!“ antwortete die rauhe Baſſtimme des Oberbefehlshabers der Garniſon.

Dieſe alte Kriegsgurgel, ein vormals preußiſcher Unterofficier, hatte ſich in der Stadt gütlich gethan. Als er bei Nacht und Nebel — den letztern im Kopfe — ans Schloß zurück kommt, ſieht er ein Paar Beine aus

dem Fenſter hängen, und in der Meinung, daß ſie einem Unfugsſtifter gehören, macht er ſich das lange entbehrte Vergnügen, ſeinen Corporalſtock, wie weiland in der guten alten Zeit, tüchtig zu handhaben. — Das erfuhr ich nachher von ihm; denn jetzt entfernte ich mich ohne Verzug, um eines neuen Wortwechſels mit dem Kapellmeiſter überhoben zu ſeyn.

Bald darauf kam der Thorwärter zu mir, und erſtattete Bericht über das ihm aufgetragene Geſchäft. Er klagte ſich ſelbſt an, daß er aus Uebereilung beide Schlüſſel mitgenommen habe. Ich fand nicht für rathſam, ihm aus dem Traume zu helfen, erfreute ihn aber durch einen ſo reichlichen Botenlohn, daß er ſich über den Zorn des Kapellmeiſters, der ſogleich nach Oeffnung des Thores, wie ein wilder Eber, hinaus gefahren war, lachend hinweg ſetzte.

„Sie ſind ein Goldmann!“ rief Friederike, als ich ſie das nächſte Mal beſuchte

„Unſer Spiel iſt gewonnen: Laſſen Sie ſich erzählen.“

„Lottchen und die Baſe gehen glücklicher Weiſe noch vor acht Uhr zur Wahrſagerin. Sie ſchlägt die Karte, und der dicke Mann zeigt ſich hinten und vorn als der Geſvons, deſſen Ehe mit Charlotten im Himmel geſchloſſen ſey. Das arme Kind macht ſich nun darauf gefaßt, die verhaßte Geſtalt auch im Zauberſpiegel zu erblicken. — Jetzt klingelt's im Vorhauſe. — Das war das zwiſchen der Wahrſagerin und ihrem Dienſtmädchen verabredete Zeichen, daß der Spiegelgeiſt angekommen und in die Kammer gebracht ſey. Nun macht die Gauklerin allerlei Firlefanz um den Zauberſpiegel herum, ergreift endlich zwei Lichter, und ruft mit feierlicher Stimme: Du, der dieſer edlen Jungfrau zum Gatten beſtimmt iſt, erſcheine, erſcheine! — Siehe, da ſteht Elbing! — Charlotte jubelt; die Beſchwörerin

läßt vor Schrecken beide Lichter fallen; die Baſe wird todtenbleich. Indeſſen ſpringt Elbing fort aus dem Hauſe. Bald darauf verlaſſen auch Lottchen und ihre Baſe die noch ganz betäubte Wahrſagerin."

„Dieſe nimmt jetzt ihr Mädchen ins Verhör. Die ſchlaue Dirne betheuert: ſie habe den Kapellmeiſter, der, beſtellter Maßen, um acht Uhr gekommen ſey, in die Kammer geführt. — Nun, ſo iſt der böſe Feind im Spiele; ſpricht die Alte, und wird ſo verzagt, daß ſie nicht in der Stube allein bleiben will."

„Kurz nachher ſtürzt der Kapellmeiſter athemlos herein. Er hört mit Entſetzen, daß die Geſchichte vorbei iſt, und überhäuft die Wahrſagerin mit Vorwürfen. Sie ſagt: was kann ich dafür, daß ſich der Satan in den Handel miſcht, und bald Ihre, bald Elbings Geſtalt annimmt? — Er nennt das Klauſen, ſchilt ſie eine Betrügerin, ſchlägt den Zauberſpiegel entzwei; ſie aber wirft ihm Töpfe

an den Kopf, und zwingt ihn damit zur Flucht." —

„Meine Freundin iſt nun ganz glücklich!" — ſchloß Friederike ihre Erzählung. „Ich entdeckte ihr heute den Zuſammenhang der Sache. Aber die Baſe hält Elbings Erſcheinung noch bis dieſe Stunde für einen förmlichen Geiſterſpuk. Sie muckt daher nicht mehr, und macht ſchon Anſtalt zu Lottchens erwünſchter Verlobungsfeier." —

Der Kapellmeiſter konnte mir's nicht verzeihen, daß er durch mich eine reiche Braut verloren und Schläge gewonnen hatte. Er ſetzte mich zwar darüber nicht weiter zur Rede, weil er die vorgehabte Büberei geheim halten mußte; wo er mich aber ſah, funkelten mich ſeine Augen zornig an. Auch ſeine Freunde waren mehr als jemals über mich ergrimmt. Darum bat ich den Himmel, mich nicht im Schloſſe krank werden zu laſſen; denn ich hätte befürchten müſſen, daß mir

der Leibarzt, um seinen Freund an mir zu rächen, ein Successionspülverchen reichte. Minder gefährlich war der Justiz-Director, der mir, trotz seiner Meisterschaft in Kniffen und Pfiffen, kein Haar krümmen konnte. Am wenigsten aber machte ich mir aus der lächerlichen Ungnade des Zwergleins, das mir, wo wir einander begegneten, eine Faust ballte.

Eines Tages, als Frau von Bärwald einmal ausgegangen war, ließ mir Helene durch ihre Kammerjungfer sagen: ich möchte in den Garten kommen; sie habe etwas mit mir zu sprechen. Freudig und zagend eilte ich hinab. Sie erwartete mich an einem Platze, wo wir aus den Schloßfenstern nicht gesehen werden konnten, und mit dem Tone der innigsten Freundschaft sagte sie: „Meine Dankpflicht erfodert es, Ihnen etwas Unangenehmes zu eröffnen. Sie haben Feinde im Schlosse, die Ihnen bei dem Fürsten zu schaden suchen.“

„Ich danke Ihnen für diese Warnung, gnädiges Fräulein!“ antwortete ich. „Aber mein Leben iſt ſchuldlos, meine Treue gegen den Fürſten unwandelbar: was hab' ich zu fürchten? Ich bin im Gegentheil meinen Feinden ſehr dafür verbunden, daß ſie mir dieſen Beweis Ihres Wohlwollens, mein theuerſtes Fräulein, verſchaffen.“

„O, ich bin noch tief in Ihrer Schuld!“ ſagte ſie ſeufzend. „Sie ſchützten mein Leben, und ich — gab Ihnen eine halb verwelkte Roſe!“

Ich betheuerte, daß dieſe Roſe einen unvergänglichen Werth für mich habe, und, ſchnell mein Taſchenbuch öffnend, bewies ich die heilige Aufbewahrung der zwiſchen Seidenpapier ruhenden Blume der Liebe. Gerührt reichte mir Helene die Hand. „Wir bleiben Freunde!“ ſprach ſie herzlich. „Doch jetzt verlaſſen Sie mich, lieber Walland! Es ſoll und darf niemand unſere Zuſammenkunft

wissen, und in solchen Fällen muß man befürchten, daß die Bäume Augen und Ohren haben."

Glücklich, wie ein Gott, zog ich mich zurück. Der Kapellmeister begegnete mir, mit seinem gewöhnlichen Blitz- und Donnergesichte, auf der Schloßtreppe: ich aber grüßte ihn so freundlich, daß er mich stutzig ansah, als ob er mich für wahnwitzig hielte.

Einige Tage später ward mir, als ich in den Frühstunden des Fürsten Befehle vernehmen wollte, im Vorzimmer gesagt: er sey krank, und lasse niemand vor. Mittags kam er nicht zur Tafel. Auch Helene und die Tante schlossen sich davon aus. Ich speis'te mit meinen drei Gegnern allein. Ein wahres Giftmahl! Sie sprachen unter sich ein Rothwälsch abgebrochener Worte, und lachten unaufhörlich dazwischen. Ich wußte nicht, ob ich verrathen oder verkauft war.

Nachmittags ward ich zum Fürsten gerufen. Ungewöhnlich bleich saß er zwischen

Betten in einem Lehnſtuhle, und ſagte mit matter Stimme: „Nehmen Sie Platz an meiner Seite! Das Sprechen wird mir ſchwer; aber ein wunderbares Ereigniß nöthiget mich, mit Ihnen zu reden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß dieſes Schloß auf den Grundfeſten eines vormals hier geſtandenen Mönchskloſters erbauet iſt. Das letzte Oberhaupt deſſelben war ein Abt, Namens Nicodémus, der vom Papſte die Erlaubniß erhalten hatte, biſchöfliche Ehrenzeichen zu tragen. Die Geſchichte meldet von ihm, daß er ein Mann von außerordentlicher Strenge und faſt rieſenhafter Leibesgröße geweſen ſey. Darauf gründet ſich die alte Sage, daß ſein Geiſt noch bisweilen, als Sittenrichter, in dieſen Mauern umher wandele.“

„Doch wie kann ich dieß noch Sage nennen?“ fuhr er ſeufzend fort. „Es iſt Wahrheit! — Ich hörte ſeine Donnerſtimme

in voriger Nacht; ſie rief vor der Thür meines Schlafzimmers: Arenhain! der Abt Nicodemus redet mit dir! — Ich habe Wohlgefallen an deiner Frömmigkeit; aber ein Gräuel iſt mir der Unchriſt, der vor zwei Monaten, wie aus den Wolken gefallen, in deine Dienſte trat, und deines Vertrauens genießt. — Wirf morgenden Tages die Schlange aus deinem Buſen, ſchleudere ſie über die Gränze deines Gebiets! Sonſt erſchein' ich dir furchtbar in nächſter Nacht, und Tod und Verderben ſind mein Gefolge. — So ſprach die ſchreckliche Stimme, und ich möchte mir gern ſelbſt verhehlen, gegen wen ſie eiferte." —

„Gegen mich, gnädiger Herr!" ſagte ich unerſchrocken „Die Zeit meiner Anſtellung in Ihren Dienſten ſetzt das außer Zweifel. Aber der Abt Nicodemus kennt mich nicht, und wär' er keine heilige Perſon, ſo würde ich ihn einen Verläumder nennen."

„Gemach! gemach!“ fiel ängſtlich der Fürſt mir ins Wort. „Beantworten Sie mir ſo treu und wahr, als ſtänden Sie vor Gott, die Frage: „Sind Sie ein Chriſt?“

„Ich bin es!“ ſprach ich feſt, und ſah ihm frei in die Augen.

„Das beruhiget mich,“ ſagte er. „Ein gutes Gewiſſen ſpricht aus Ihrem Geſichte. — Gott allein ſieht in unſer Herz; ſelbſt Engeln und Heiligen iſt es verſchloſſen. Darum ſoll mich des Geiſtes Wort in meinem Vertrauen zu Ihnen nicht irre machen. Ich werde ihn muthig erwarten, und Sie gegen ihn vertreten.“

Ich verließ den Fürſten mit dem Vorſatze, ihn dieſer Vertheidigung zu überheben, und überhaupt den gedrohten Beſuch von ihm abzuwenden. Leicht errathend, wo der Herr Abt herkommen würde, entſchloß ich mich, ihm den Weg zu verrennen. Da er aber, der Sage nach, ein Rieſe ſeyn ſollte,

ſo war eine Fehde mit ihm, ohne Beiſtand, bedenklich. Ich ſah mich daher nach einem tüchtigen Kampfgehülfen um. Meine Wahl fiel auf den fürſtlichen Leibkutſcher. Das war ein Kernmann, auf den ich mich verlaſſen konnte.

Gegen Mitternacht beſetzten wir in aller Stille den Ausgang einer langen gewölbten Halle, die der Herr Abt nicht umgehen konnte, wenn er im Schlafzimmer des Fürſten ſpuken wollte. Er ließ uns kaum zehn Minuten warten. Schwere Tritte, die vom andern Ende der Halle her dröhnten, kündigten ſeine Ankunft an. Jetzt brach ich plötzlich mit zwei verborgen gehaltenen Lichtern hervor, und ſah einen ungeheuern, durch eine hohe Biſchofsmütze noch vergrößerten Weſen, deſſen gräßliche Larve mich faſt erſchreckte. Bekleidet mit einem langen ſchwarzen Prieſtergewande, trug er in der linken Hand ein Buch, und in der rechten den Krummſtab.

Er prangte folglich mit allen ihm verliehenen biſchöflichen Ehrenzeichen. Ich aber ſagte ohne Umſtände: „Guten Abend, Herr Abt! Wo ſpazieren Sie hin?“

Brummend wie ein Bär, zog er ſich mit kleinen Krebsſchritten ein wenig zurück. Als ich ihm aber nachdrang, und ſein Fratzengeſicht mit hochgehaltenen Lichtern beleuchtete, wandte er ſich ſchnell, und ging raſcher von dannen. Mein Begleiter, der Kutſcher, machte ſich den Spaß, hinter ihm her mit einer Peitſche zu knallen. Der Hochwürdigſte erſchrak, und that einen ſo gewaltigen Sprung, daß ihm, o Wunder! der Kopf rücklings von den Schultern ſtürzte, und, neben dem fliehenden Rumpfe her, eiligſt davon lief.

Ich konnte vor Lachen den zerfallenen Rieſen nicht verfolgen. Aber der Kutſcher gab ihm, mit klatſchender Peitſche, das Geleit bis ans Ende der Halle. „Das iſt Schelm-

pack!" rief er, als er zurück kam. „Der Zwerg ſtand auf des Kapellmeiſters Schultern!" — Ich bat ihn, die Geſchichte zu verſchweigen. Und als der Fürſt des folgenden Tages gegen mich Verwunderung äußerte, daß der Geiſt nicht erſchienen ſey, ſchwieg ich auch.

Die beiden Bruchſtücke des heiligen Nicodemus wichen mir ſeitdem möglichſt aus. Der Korf, ſo gut er auch laufen konnte, entlief ſeiner Strafe nicht. Er gerieth bald nachher, bei folgender Gelegenheit, in eine höchſt verdrießliche Lage.

Eine reiſende Künſtlerin, die ſich mit pantomimiſchen Vorſtellungen durch die Welt half, trug dem Fürſten das Vergnügen an, ihre Kunſt zu bewundern. Da ſie meiſtens heilige Gegenſtände darzuſtellen verſprach, ſo erhielt ſie Erlaubniß, eines Abends ihre Schaubühne im Schloſſe aufzuſchlagen. Der ſämmtliche Hofſtaat hatte Zutritt, und der

Fürſt

Fürſt ſelbſt befand ſich, nebſt einigen gerade anweſenden Glaubensbrüdern, unter den Zuſchauern.

Nach verſchiedenen, ganz mißlungenen Auftritten, zeigte ſich die Stümperin als Jungfrau Maria, und der göttliche Sohn, der ihr auf dem Schooße ruhte, war unſer alter, häßlicher Zwerg. Ein unaufhaltſames Gelächter brach aus. Aber im heftigſten Zorne fuhr der Fürſt empor, und befahl den an der Thür ſtehenden Soldaten, den kleinen Meſſias zu ergreifen, und in gefängliche Haft zu bringen. Die Madonna mußte ſogleich einpacken, und das Schloß verlaſſen.

So kam ſie noch glücklicher weg als ihr geborgter Sohn, der viel Leiden zu erdulden hatte. Er ſaß drei Tage lang, verhöhnt und verſpottet, in der Wachſtube, bei Waſſer und Brot, und erſt dann gelang es den eifrigen Fürbitten des freundſchaftlichen Kleeblattes, den gefangenen Erlöſer zu erlöſen.

Ich übergehe noch andere, theils lächerliche, theils ärgerliche Begebenheiten, und wende mich zu dem Vorfalle, durch den das Reich der Heuchelei im Schloße zu Grunde ging.

Der Kapellmeiſter und ſeine Partei waren leidenſchaftliche Liebhaber des Weines, und hielten oft im Schloße nächtliche Trinkgelage, wobei ſie gern ein kräftiges Zechlied ſangen. Das mußte freilich mit gedämpfter Stimme geſchehen, weil der Fürſt zwar ziemlich fern, doch nahe genug ſchlief, um den Geſang der Bacchanten hören zu können. Das war auch wirklich einmal geſchehen. Am Morgen darauf machen der Kapellmeiſter und der Leibarzt zugleich ihre Aufwartung bei ihm. Er fragt, was die Töne, die er in der Nacht vernommen, zu bedeuten gehabt hätten. „Wir hielten Betſtunde," ſagen ſie. Das gefällt ihm; er wundert ſich nur über die ihm ganz fremden Geſangsweiſen. Die Schlauköpfe antworten:

die Entfernung möge ihn wohl getäuscht haben; und dabei hat es sein Bewenden.

Sie schreiben sich aber das hinter's Ohr, und der Leibarzt, ein behender Poet, kommt auf den Einfall, ein paar lustige Trinklieder nach geistlichen Melodien zu dichten, um nicht nur damit eine komische Wirkung zu erzielen, sondern auch hauptsächlich den horchenden Fürsten zu hintergehen. Die schnurrigen Dinger sind nach wenigen Tagen fertig, und mit satyrischer Laune reichlich gewürzt. Der Dichter macht mit eigener Hand einige Abschriften davon, und geht damit in die Trinkstube.

Seine drei Freunde — denn auch der Zwerg war ein Mitglied der Zechbrüderschaft — jubeln über die herrlichen Lieder, stimmen sie, als ihnen der Wein in den Kopf gestiegen ist, fröhlich an, und singen ohne Furcht und Zwang. Denn hört es auch der Fürst, was thut das? Es wird Betstunde gehalten.

Der Fürst hat eben eine schlaflose Nacht. Lauschend freut er sich über die Andacht sei

ner Getreuen. Die Melodie eines Lieblingsliedes ſchmeichelt beſonders ſeinen Ohren. Davon hingeriſſen, ſteht er auf. Er will mit den frommen Leuten ſingen und beten.

Sie, die eher des Himmels Einſturz, als dieſe ungewöhnliche Nachtwanderung, vermuthen, haben die Thür nicht verſchloſſen, und im lärmenden Rauſche hören ſie des Fürſten leiſe Schritte nicht. Plötzlich ſteht er vor ihnen. Mit Entſetzen ſpringen ſie auf, klammern ſich, der Füße nicht mächtig, an den Tiſch, und die erſchütterten Trinkgefäße ſtürzen durch einander. Der Fürſt erſtaunt. Alles ſcheint ihm ein Blendwerk. Als er aber die Trunkenbolde, die ihn mit gläſernen Augen anſtarren, zur Rede ſetzt, und ſie nun anfangen, heuchleriſche Ausflüchte mit ſchwerer Zunge zu ſtammeln, da erkennt er an dieſem Zuge die Seinen, gebietet ihnen Stillſchweigen, bemächtiget ſich einiger Exemplare der geſungenen Lieder, und geht in ſein Zim-

mer zurück. Hier lieſt er die Poeſien ſeines Leibarztes, deſſen Handſchrift er kennt. Sie ſtrotzen von Unanſtändigkeiten und Spott über Pietiſten und Betbrüder. Dadurch an der empfindlichſten Seite angegriffen und verwundet, beſchließt der Fürſt, die entlarvten Heuchler knall und fall zu verabſchieden.

Es war kaum Tag geworden, als er mich rufen ließ. Mit Betrübniß erzählte er mir, wie er die Falſchheit und Nichtswürdigkeit ſeiner Diener entdeckt hatte, und ertheilte mir dann den unangenehmen Befehl, dem Jagd-Director, dem Leibarzte, dem Kapellmeiſter und dem Zwerge, ihre Entlaſſung anzukündigen. Er übergab mir zugleich vier verſiegelte Rollen mit Goldſtücken. „Ich ſchenke hiermit Jedem," ſprach er, „den vollen Betrag ſeines bisherigen Jahrgehaltes. Gebieten Sie aber, in meinem Namen, den Empfängern, ſich binnen drei Stunden aus dem Schloſſe zu entfernen, und mir nicht wieder vor die

Augen zu kommen. Nur den Justiz-Director will und muß ich noch so lange dulden, bis er das Archiv seinem Nachfolger übergeben hat." —

Ich vollzog den erhaltenen Befehl mit möglichster Schonung, weil ich Ausbrüche von Verzweiflung besorgte. Aber die Herren erwarteten schon das Urtheil, das ich ihnen erhöhnete, und fanden die Pille um so weniger bitter, da sie des Fürsten milde Hand vergoldet hatte. „Wir waren längst entschlossen, hier nicht zu versauern," prahlten sie. „Wir machen mit unsern Wissenschaften und Talenten überall ein besseres Glück." — Nur der Zwerg bekannte, daß er nichts gelernt habe, als Brot essen. „Doch wenn alle Stränge reißen," sprach er, „so lasse ich mich für Geld sehen."

Mit diesem Bettelstolz ergriffen sie sogleich, mit Annahme des Rechtsgelehrten, den Reisestab, und wanderten fort.

Auch ich mußte des folgenden Tages reisen: doch nicht verwiesen, sondern in Geschäften des Fürsten. Er sandte mich in eine gewisse Hauptstadt des deutschen Reiches, um einen wichtigen Rechtshandel — der dort wahrhaft anhängig war, indem er wie an Ketten hing — zu betreiben. Zugleich erhielt ich den Auftrag, einen erfahrenen Arzt und einen geschickten Musikmeister ausfindig zu machen, und die Dienstverträge mit ihnen abzuschließen. Ein tüchtiger Justiz-Director war schon in der Nähe gefunden, und der Posten des Zwerges blieb unbesetzt.

Kurz vor meiner Abreise gewährte mir noch ein günstiger Zufall die Freude, mit Helenen ohne Zeugen zu sprechen. Dieß Glück dauerte nur fünf Minuten; ich hätte sie aber nicht gegen eben so viel Lebensjahre vertauscht: denn jedes Wort, jeder Blick der Inniggeliebten enthüllte mir unwillkührlich das süße Geheimniß der Gegenliebe. Won-

netrunken warf ich mich in den Wagen, und der einzige Gedanke meiner langen, einſamen Reiſe war Helene.

Ich war zwei Monate abweſend. Als ich zurück kam und bei dem Pfarrhauſe vorbei fuhr, riß Friederike das Fenſter auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.“

Ich ſprang ins Haus. Sie hüpfte mir entgegen und ſagte: „Ei, welche Veränderung finden Sie im Schloſſe! Es iſt ſeit vier Wochen ein junger Herr angekommen, von dem man ſich ins Ohr flüſtert, daß er des Fürſten Sohn ſey. Wenigſtens gilt er alles in Allem, und man ſpricht allgemein, er heirathe Fräulein Helenen.“

Mich überfiel ein Schrecken, daß ich umzuſinken glaubte. Doch ich nahm mich gewaltſam zuſammen, erklärte die Neuigkeit für ein leeres Stadtgeſchwätz, und eilte, wie durch ein Aprilmährchen geärgert, ſchnell wieder

fort. „Unglücklicher Amadis, du haſt deine Prinzeſſin verloren!“ rief Friederike lachend mir nach, als ich mich bald ſinnlos in den Wagen ſtürzte.

Im Schloſſe ſah ich weder rechts noch links, und vermied auf dem Wege zum Fürſten jedes Geſpräch, um meine mühſam errungene Faſſung wenigſtens ſo lange zu behaupten, bis ich meinen Reiſebericht abgeſtattet haben würde. Das ging Anfangs recht gut; doch bald verlor ich den Faden. Meine Stellung vor dem Fürſten war ſo, daß ich eine Reihe von Zimmern, die hinter ſeinem Rücken geöffnet waren, überſah. Die Thür des letzten dieſer Gemächer ging auf; Helene trat herein, und neigte ſich gegen mich. Aber kaum hatte ſie einige Schritte vorwärts gethan, als durch dieſelbe Thür ein junger Menſch, einen Tanz trällernd, gefaſelt kam, Helenen umfaßte und ſie, ihres Sträubens ungeachtet, durch zwei Zimmer walzend mit ſich fortriß. So

mir näher gekommen, erkannte ich ihn — es war Richard! — Mein Ring blitzte an seiner Hand. — Ich zitterte vor Wuth, und konnte mich kaum zähmen, über ihn her zu fallen.

In diesem Augenblicke ward er mich gewahr. Er fuhr heftig zusammen, ließ das Fräulein los, verhüllte die Todtenfarbe seines Gesichts mit dem Taschentuche, ging den Weg, den er tanzend gekommen war, mit bebenden Knien zurück, und verschwand durch die letzte Thür.

Der Fürst und Helene sahen ihm mit Verwunderung nach. Dann wandte sich Jener zu mir und fragte: „Kennen Sie ihn?"

„Ja, gnädiger Herr!" antwortete ich. „Aber noch genauer kenne ich den Ring, den er trägt. — Dieser Ring ward mir entwendet." —

„Unmöglich!" — rief der Fürst. „Der Ring, den Sie auf die befremdlichste Weise in Anspruch nehmen, war ehemals mein Ei-

genthum, und der junge Mann erhielt ihn durch die zweite Hand von mir" —

Höchst erstaunt sah ich ihn an, und sagte: „Gnädiger Herr, ich gerathe in ein Labyrinth von Räthseln. Den einzigen Ausweg bietet vielleicht meine Lebensgeschichte. Wollen Sie geruhen, sie anzuhören?"

„Recht gern:" sprach er, und winkte Helenen, uns zu verlassen. Sie zog sich ins dritte Zimmer zurück.

Ich erzählte nun, wie ich den Ring von meiner Mutter empfangen, und nachher von einem Grafenschlosse zum andern geritten war, und ihn fruchtlos vorgezeigt hatte.

„Sie sagen mir nichts Neues," fiel mir der Fürst ins Wort. „Das alles erzählte mir schon jener junge Mann, als seine eigene Geschichte."

„Das ward ihm leicht:" versetzte ich. „Denn ich war leider so unklug, ihm meine Geheimnisse zu entdecken. Er bemächtigte

ſich dann meines Ringes, und ergriff die Flucht."

Schweigend ſann der Fürſt der Sache nach. Endlich fragte er, ob ich aus dem Nachlaße meiner Mutter einen Brief beſitze, an welchem von dem Ringe die Rede ſey. Ich ſagte ja, und holte ihn geſchwind aus meinem Zimmer. Der Fürſt that einen Blick darauf, ſprang empor, umarmte mich, und rief: „Du, biſt mein Sohn! Jener iſt ein Betrieger."

Meine Empfindungen hierbei überſtiegen jeden Ausdruck. Ein Paradies that ſich mir auf. Doch plötzlich fiel mir ein, und ich erinnerte den Fürſten daran, daß meine Mutter geſagt hatte: mein Vater ſey ein Graf.

„Ich war noch Graf, als ich dieſen Brief ſchrieb," erwiederte der Fürſt. „Erſt ſpäter ward ich, bei Gelegenheit der mir übertragenen Geſandſchaft am ſpaniſchen Hofe, zum Fürſten ernannt. Während der Zeit hatte

deine Mutter ihre Heimath verlaſſen, und vorſätzlich verſchwiegen, wohin ſie ſich wende. Ich konnte, ſo viel ich auch forſchte, ihren Aufenthalt nicht erfahren; und auch ich war ihr durch meine Standesveränderung, die ihr unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint, fremd geworden. — Nach meiner Rückkunft von Madrid ward ich tödtlich krank, kam zur Erkenntniß meiner Sünden, und wandte mich zu Gott. — Doch über das alles ſprechen wir ein ander Mal. Jetzt wollen wir hören, was der Abenteurer, der meine Vaterſchaft beinahe erlohlen hätte, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen kann." —

Ein Bedienter ward nach ihm geſchickt, kam aber mit der Meldung zurück: der junge Herr habe ſich auf ein Pferd geworfen, und ſey mit verhängtem Zügel davon geritten.

„Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß er ein Betrieger war?" ſagte mein Vater.

Er wollte ihn mit Steckbriefen verfolgen laſſen; aber ich bat für ihn. „So nichts-

würdig dieser Mensch ist," setzte ich hinzu, „so erwarb er sich doch ein großes Verdienst um mich. Ich selbst hätte meinen Ring nie einem Fürsten gezeigt, weil ich einen Grafen suchte, und so wär' ich vielleicht lebenslang vaterlos geblieben."

„Du hast Recht!" sprach mein Vater. „Die Strafe des bösen Menschen sey der Verdruß, daß er wider seinen Willen etwas Gutes gestiftet hat."

Der edle Greis ließ hierauf die ganze Hausgenossenschaft zusammenrufen, und stellte mich ihr als seinen Sohn vor. Niemand nahm an der erfreulichen Wendung der Sache einen herzlichern Antheil als Helene, die den frechen Vagabunden vom ersten Augenblick an gehaßt und gescholten hatte. Mein würdiger Vater ertheilte mir, mit landesherrlicher Bestätigung, alle Rechte eines ehelichen Sohnes, und ich ward Helenens glücklicher Gatte.

Auch die gute Friederike ging nicht leer

auf. Der neue, von mir ausgemittelte Hausarzt war ein liebenswürdiger Mann, dem sie, als ich ihn mit ihr bekannt gemacht hatte, keineswegs so auswich, wie seinem häßlichen Vorfahr, der sie auf dem Grasplatze herum hetzte. Die Leutchen kamen vielmehr, des rauhen Spätherbstes ungeachtet, oft traulich dort zusammen, und ehe noch der erste Schnee fiel, waren sie mit einander verlobt. Mein Vater übernahm die Ausstattung der Braut, und richtete seinem Arzte und mir an Einem Tage eine fürstliche Hochzeit aus. Diese Ehrenbezeigung bewirkte ich Friederiken, weil ich ihr in gewisser Hinsicht den Fund meines gegenwärtigen Glücks verdanke. Hätte sie nicht an jenem verhängnißvollen Tage, da ich von der Berghöhe in mein gelobtes Land hinab sah, den Einfall gehabt, Maria Stuart im Grünen zu lesen, so hätte ich die Schwelle meines Vaterhauses nimmer betreten, und Helene wäre für mich ewig verloren gewesen.

V.

Der entſcheidende Tag.

1

„Das wird ein luſtiger Tag werden!“ ſagte die Bergräthin Steinfeld zu ihrer Stieftochter. „Ich leſe hier im Wochenblatte, daß Graf Taſſilo den Tag nach Johannis ſeinen Unterthanen im Städtchen Kunkelwitz, wo zugleich Jahrmarkt iſt, ein Volksfeſt giebt. — Wir wollen den Spaß mit anſehen, Luiſe! Aber koſten darf es uns nichts. Kunkelmännchen mag uns begleiten, und dieſe Ehre, wie billig, bezahlen.“

Luiſe

Luiſe bat um Erlaubniß, zu Hauſe zu bleiben. Sie liebe, ſagte ſie, ſolches Getümmel nicht, und liebe noch weniger den Kärgling, der die Aufbürdung dieſer Ausgabe als ein neues Befugniß zu Heirathsgedanken anſehen würde.

„Du lachſt den Narren aus, damit biſt du fertig!“ entgegnete die Mutter. „Wer wird ſich durch dergleichen Bedenklichkeiten von einem Vergnügen abhalten laſſen?“

Indem die unzarte Frau, deren niedriges Herkommen ſchon ihre Sprache verräth, mit Beredung zur Luſtreiſe fortfuhr, kam das Teufelchen, von dem man eben ſprach, der Kommerzienrath Hutzel, den ſie, wegen ſeiner kleinen Geſtalt, Hutzelmännchen zu nennen pflegte.

Da er die Hauptfigur des gegenwärtigen Charaktergemäldes iſt, ſo laßt uns vor allen Dingen ſein Bildniß in Lebensgröße hier aufſtellen.

Er war ein Knabe von vierzig Jahren, und glich, mit Falstaff zu reden, einem Männchen, das etwa nach dem Essen aus einer Käserinde verfertiget wird. Er selbst hätte freilich keine Rinde so zum Spaße verschnitzelt: er hätte sie lieber verzehrt. — War der Knauser sein eigener Wann, so aß er sich nie satt. Aber stolz und eitel schmückte er sich mit seinen Kleidern und kostlichen Ringen, die der selige Kauf- und Handelsherr Huzel, ein weiland eben so winziges Männlein als sein Sohn, in Hülle und Fülle hinterlassen hatte. Die Farben der Kleider wollten nur heutiges Tages nicht mehr gefallen: sie waren meistens safrangelb, zinnoberroth, apfelgrün, und so weiter. Auch ihr veralteter Schnitt ward auf allen Straßen verlacht. Doch kein Spott preßte dem Kommerzienrath einen Pfennig Schneiderlohn ab. Er ging, ohne sich irren zu lassen, wie das Gespenst eines vor funfzig Jahren verblichenen

Stutzers herum; und so erschien er auch jetzt in der Tracht und mit dem ganzen zierlichen Wesen eines Seladons der Vorzeit.

Die Bergräthin nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und bot ihm scherzend ein gepolstertes Fußbänkchen zum Sitz an; er schwang sich aber auf den Rand eines Stuhles, und stämmte die gestreckten Kunstspitzen fest an den Boden, um nicht hinab zu gleiten.

„Prächtiges Wetterchen!" hob er an. „Aber die Sonne winkt Ihnen, meine schönen Damen, vergebens, Ihre Füßchen in's Grüne zu setzen: Sie bleiben immer, wie Nonnen, in Ihrer Klause."

„Warten Sie! Diesen Verweis sollen Sie uns nicht umsonst gegeben haben!" sagte die Bergräthin, und lud ihn zur Lustreise nach Kunkelwitz ein.

Das war ihm ein Donnerschlag, weil er wußte, daß sie sich, ungeachtet sie reich war, gern frei halten ließ. Doch nahm er

ſich zuſammen, und heuchelte Freude, indeß er zugleich ängſtlich darauf dachte, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Er wollte ſich wenigſtens von den Koſten der Wagenmiethe und des Mittagsmahles befreien, und ſagte: „Nun kann ich Ihnen doch einmal zeigen, meine Verehrteſten, daß ich ein trefflicher Fußgänger bin, ob mir gleich bisweilen in den Bart geworfen wird, daß ich keine Storchbeine beſitze. — Wir machen uns nach dem Mittageſſen, das Sie etwas früher als gewöhnlich einzunehmen belieben werden, auf den Weg, legen die zwei kurzen Meilchen ſpielend in drei Stunden zurück, ſehen die Poſſen dort an, und wandeln in der lieblichen Kühle der Nacht wieder nach Hauſe."

„Sie ſind wohl nicht klug?" — fuhr die Bergräthin auf, indem Luiſe aus dem Zimmer ging, um bei der unangenehmen Verhandlung nicht gegenwärtig zu ſeyn. — „Wir ſind keine Bothenfrauen, Herr Kommerzien-

rath! Beſtellen Sie alſo, wenn Sie unſer Reiſemarſchall ſeyn wollen, einen bequemen Wagen, bepacken Sie ihn — doch natürlicher Weiſe alles auf gemeinſchaftliche Rechnung — mit Wein und Torte, und kommen Sie damit früh um ſieben Uhr vor unſere Thür. Laſſen Sie es ja an nichts fehlen! Es wird für Sie ein entſcheidender Tag werden. Verſtehen Sie mich?" —

Gezwungen lächelnd verſprach er gehorſamſte Befolgung der ihm ertheilten Befehle, und eilte fort, um ſich zwiſchen ſeinen vier Wänden die Haare auszuraufen. Denn ob er gleich Luiſen und ihre funfzigtauſend Thaler unfehlbar zu erobern hoffte, ſo war ihm doch der unmäßige Abzug vom Heirathsgute, den er durch die Fahrt nach Kunkelwitz ſchon im voraus leiden ſollte, äußerſt empfindlich.

2.

Der kleine Mann ſchwankte beſtändig zwiſchen zwei Neigungen, die gegen einander

die stärkste Abneigung hatten: er liebte hübsche Mädchen und sein Geld. Da er aber für jene kein reizender Liebhaber war, so mußte er mancher Göttin, die er anbetete, sein geliebtes Gold zum Opfer bringen, und jeden Schatten von Gunst damit erkaufen. Daraus entstand oft ein lustiger Krieg zwischen seinen unverträglichen Leidenschaften. Die Liebe behielt — besonders in seinen jüngern Jahren — meistens die Oberhand, und der Geiz mußte, wie ein besiegter Fürst, von seinem Besitzthum etwas abtreten; doch war er immer noch so mächtig, daß er sich nur ein Weniges abzwacken ließ. Herr Quzel kam daher stets nur mit bettelhaften Geschenken bei seinen Liebchen angepochen, und trug mehr Schimpf und Schande, als freundliche Gesichter und Küsse, davon.

Es hatte sogar, nach schon entschiedenem Zwist der streitenden Mächte, noch eine bedeutende Person in die Sache zu reden; und

dieſe Perſon war vormals ein Gott, der jetzt, nachdem man ihn als ſolchen abgedankt und zur Ruhe geſetzt hatte, das Amt eines Schatzmeiſters verſah. Doch der nähern Bekanntſchaft mit ihm muß die Beſchreibung des Orts, wo er herrſchte, voran gehen.

Huzelmännchen verwahrte ſeinen Mammon in einem feilen Gewölbe, an welchem über der Thür ein Todtenkopf in Stein gehauen und die Inſchrift eingegraben war: „Wer ſein Leben liebt, der hüte ſich hier vor Selbſtſchüſſen!“ — Innerhalb ſtand ein ungeheuerer eiſerner Kaſten, mit ſieben Schlöſſern behangen, und auf allen Seiten umpflanzt mit Feuergewehren, die in wagerechter Stellung Jedem, der ſich nahen wollte, ihren furchtbaren Mund zeigten. Der Hahn war geſpannt und die Zunge des Abdrucks umknüpft mit Drath, der ſich theils in Schlangenwindungen auf dem Fußboden herumzog, theils in darein gebohrte Löcher, wie Blitz-

ableiter, hinab lief. Doch alles war Wind und blauer Dunst. Die Gewehre waren nicht geladen, und bewachten nur eine Kiste voll Steine: denn das listige Männlein hatte die täuschende Truhe bloß darum hingestellt, damit sich die etwa einbrechenden Diebe fruchtlos daran abarbeiten, und den eigentlichen Versteck des Schatzes nicht bemerken sollten.

Dieser befand sich in dem hohlen Rumpfe eines ehernen Püsterichs, den die alten Deutschen als Feuergott angebetet hatten. Der Himmel weiß, wie er dem zwerghaften Nachkömmling jener gewaltigen Recken in die Hände gefallen war. Er stand, mit alten Kleidern und Lumpen beworfen im dunkelsten Winkel des Gewölbes, wie ein unnützes Hausgeräth, womit man nichts anzufangen weiß. Seine Vogelscheuchen-Tracht, die ihm nur zufällig aufgepackt schien, verdeckte den geheimen Weg, auf welchem die goldenen Füchse, die er in der Höhle seines Leibes beherbergte, aus und ein gingen.

Wollte nun Herr Hazel einmal ein feines Liebchen beſchenken, und brauchte dazu mehr Geld, als er ſich zu ſeinem täglichen Unterhalte nothdürftig ausgeſetzt hatte, ſo bat er ſeinen Schatzmeiſter um ein Darlehen. „Lieber Püſterich,“ ſprach er, „leihe mir ſo und ſo viel: Ich will es ehrlich wieder bezahlen.“ — Püſterich antwortete nicht; doch der Kleine wußte ſich Beſcheid zu verſchaffen. Er nahm zwei Blättchen Papier von gleicher Größe, beſchrieb das eine mit Ja, das andere mit Nein, rollte ſie, wie Lotterieloſe, zuſammen, warf beide zugleich dem Schatzmeiſter an den Kopf, und öffnete das, welches im Abprallen bei ihm, dem Borger, zunächſt niederfiel. Fand er das unerwünſchte Nein, ſo zog er mit dieſer abſchlägigen Antwort ſtill ab, wiederholte jene Anfrage den folgenden Tag, und fuhr bisweilen Wochen lang damit fort, bis ihm das Jablättchen zuſprang. Getroſt nahm er dann ſo viel, als er ſich erbeten

hatte, legte dafür in den ehernen Bauch einen Wechsel, worin eine kurze Zahlfrist bestimmt war, und darbte nach und nach seinem Munde die Schuld ab, um sie zu gehöriger Zeit mit landüblichen Zinsen zu tilgen. War ihm aber dieß am Zahltage nicht möglich, so gab er sich Wechselarrest, und setzte keinen Fuß aus dem Hause, bis er seinen Gläubiger befriediget hatte.

3.

Kaum war er jetzt einmal schuldenfrei, und fühlte sich ganz leicht, als ihn die verwünschte Fahrt nach Kunkelwitz wieder zwang, einen großen Bären anzubinden. Er berechnete vorläufig, was ihm der lange Schmaustag ungefähr kosten könnte, und brachte mit Schrecken zehn Reichsthaler und etliche Groschen heraus. Wer stand ihm noch überdieß dafür, daß er damit reichte? Es war sehr zu

beſorgen, daß der Gaſtwirth — gleich einer hungrigen Spinne, der ſelten Fliegen in's Netz fallen — die gute Gelegenheit, ſich einmal recht voll zu ſaugen, nicht verpaſſen würde. Der arme Huzel mußte ſich daher ein Herz faſſen, den reichen Püſterich um zwanzig Thaler anzuſprechen.

Er that es mit Bangigkeit, weil er noch niemals eine ſo bedeutende Summe zu fodern gewagt hatte; als er aber dem ſtummen Ghtzen die gewöhnlichen Looszettel in's Angeſicht warf, erblickt er ſogleich das Talkort. Beſcheiden nahm er die leichteſten Goldſtücke, die er als vollwichtig anzubringen hoffte, und ſtellte dafür einen Wechſel auf vier Wochen aus.

„Es iſt himmelſchreiend!“ rief er, und rannte wild in der Stube auf und ab: „Die dicke, träge Berardthin, die nicht zu Fuß gehen will, legt es offenbar darauf an, daß ich — ich armer Teufel allein — den Wagen bezahlen, und ihn noch obendrein, wie einen

Küchenwagen, vollpacken soll. Aber ich will's wenigstens so einrichten, daß nur der vierte Theil des Fuhrlohns auf mich fällt, wie es der Gerechtigkeit und christlichen Ordnung gemäß ist."

Er hatte einen Vetter, der erst vor einigen Monaten von der Universität gekommen, und so glücklich gewesen war, sogleich eine gute Condition zu erhalten. Diesen jungen Mann ließ er zu sich rufen; und nachdem er ihn in einem liebreichen, väterlichen Tone getadelt hatte, daß er zu viel am Schreibtische hocke und seine Gesundheit damit untergrabe, rückte er mit der gütigen Aufforderung heraus, ihm bei der Fahrt nach Kunkelwitz Gesellschaft zu leisten, um sich einmal eine heilsame Bewegung zu machen.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel!" sagte Ferdinand, der sich Rechnung darauf machte, freies Fortkommen zu haben, und in Kunkelwitz als Gast behandelt zu werden. Er wach

jedoch bald eines andern belehrt. „Ich fahre mit zwei Damen," sprach der Oheim; „der Wagen hat aber bequemen Raum für sechs Personen. Wird also, damit sich das Fuhrlohn in vier Theilchen spalte, noch zwei von deinen Freunden zu Mitsitzern an. Es müssen aber gute Häuser seyn, die zahlen können; nur nicht so groß und breit wie Häuser: denn ihr drei jungen Fäntchen müßt auf dem Rücksitze hausen."

Ferdinand ärgerte sich über die geizigen Anstalten, ohne sich's merken zu lassen. Er versprach mit scheinbar guter Laune, zwei recht dünne Pennale, (deutsch: Federbücher oder Federbüchsen) mitzubringen.

„Erwarte mich mit ihnen früh um sieben Uhr vor dem Thore!" fuhr der Kommerzienrath fort. „Unser Zusammentreffen auf der Landstraße soll aus gewissen Ursachen wie ein Zufall aussehen. Spring' also, wenn wir angerollt kommen, an den Wagen, und bitte,

wie ein blinder Passagier, um Aufnahme. Ich werde Anfangs keine Ohren dazu haben, werde mich bärbeißig stellen; aber weich' und wanke du nicht, bis die Frauenzimmer, wie ich hoffe, ein gutes Wort für dich einlegen, und ich mich endlich erbitten lasse. — Uebrigens bezahlt jeder von uns in Kunkelwitz seine Zeche für sich. Es würde dich beleidigen, wenn ich dir, der sein gutes Ein- und Auskommen hat, eine freie Mahlzeit im Gasthofe anbieten wollte. Das erlaubt man sich nur bei armen Schluckern. Meine Damen schämen sich freilich solcher Dinge nicht. Ich würde fürchterlich blechen müssen.

4.

Rastlos durchlief er nun die Stadt, um so wohlfeil als möglich alles zu besorgen und einzukaufen, was die begehrliche Vergräthin verlangte. Er mußte sich mit zehn unge-

ſchlachten Lohnkutſchern herum zanken, ehe er den wackern Mann traf, der ſich um ganze acht Groſchen billiger, als jene Philiſter, finden ließ. Noch mehr Sorgen und Noth machte dem geplagten Manne die Torte. Er entwarf einen Riß, wie breit und hoch, oder vielmehr wie ſchmal und niedrig, ſie ſeyn ſollte, kaufte dann von einem Soldaten ein Commißbrot, und trug es Abends unter dem Mantel zu einem Zuckerbäcker, mit höflichem Erſuchen, den ſchwarzen Ballen zu einer Brottorte zu verarbeiten, aber nur wenig, ſehr wenig Gewürz beizumiſchen, damit es der Geſundheit nicht ſchade. Der Conditor lachte darüber in ſeinem Laden ſo entſetzlich, daß ein Bienenſchwarm von Naſchgäſten aus der Nebenſtube heraus wimmelte, und ihn fragte, was es gebe. „Ein Commißbrot, das ich in eine Torte verwandeln ſoll," ſprach er, und wies es vor; aber Puzel riß es ihm aus der Hand, und entfloh dem unbändigen

Gelächter, das noch lange hinter ihm her schallte.

Dadurch gewitzigt, ging er in keinen Laden mehr hinein, sondern rief die Zuckerkünstler heraus, und verhandelte mit ihnen außen an der Thüre. So ward er doch nur unter vier Augen ausgelacht; und als ihm das noch fünf oder sechs Mal begegnet war, kam er zu einem verarmten, demüthigen Hiob, der das Brot mit Freuden in Empfang nahm, weil er eben keins im Hause hatte, und Frau und Kinder essen wollten. Doch war er so ehrlich, daß er das fremde Gut, woran er sich in der Noth vergriff, den folgenden Tag wieder ersetzte, und eine recht leidliche Torte für ein Spottgeld bul.

Mit Wein hatte sich der Reisemarschall schon früher versehen. Er wußte, wo Barthel Most holt. Es war ihm nämlich bekannt, daß einer seiner vornehmen Schuldner ächten alten Malaga, der Bergräthin Lieb-

lingswein,

lingswein, im Keller hatte. Was that der Schlaukopf? Er ſchrieb an ihn: „ich bin krank, und bitte zur Stärkung um gefälligen Vorſchuß einer Flaſche Malaga, der bei den Weinſchenken nicht unverfälſcht zu haben iſt.“ — Der Prahlgern ſchickt wenigſtens ein halbes Dutzend, waren ſeine Gedanken. Aber ſtrenge hielt ſich Jener an die Worte des Bettelbriefes, und ſandte nur Eine. Aergerlich rief der Guckguck ſeinen eigenen Namen aus: er nannte den Weinſparer einen Geitzhals. — Das Flaſchenfutter, das zum Volksfeſte mitgenommen werden ſollte, hatte vier Fächer, und er wollte ſie durchaus ohne Koſten voll haben. Es gelang auch dem erfinderiſchen Kopfe durch einen neuen Pfiff, der in Kunkelwitz an den Tag kommen wird.

5.

Die Regierathin und Luiſe, die ſich aus bloßer Gefälligkeit gegen die Mutter zur Mit-

fahrt entſchloſſen hatte, ſtanden am Tage nach Johannis ſchon reiſefertig, als Herr Huzel am Hauſe vorfuhr, und wie eine Heuſchrecke aus dem Wagen hüpfte, um die Frauenzimmer herab zu geleiten. „Sie haben doch Wein und Torte beſorgt?“ fragte die Mutter beim Einſteigen. „Dieß Kästlein wird für mich antworten,“ ſprach er geziert, und zeigte auf den Rücksitz. Sie hob das Polſter auf, ſah in's Magazin hinein, und ſagte: „Je nun, wir werden zur Noth damit auskommen.“

Indeſſen wanderte ſchon Ferdinand mit zwei ſchlanken Kompanen auf der Landſtraße voraus, und hielt, wie es verabredet war, des Oheims Wagen an. „Ei, was!“ rief ſcheinzornig das Herrlein: „Du ſchwänzeſt — wie ich ſehr mißfällig wahrnehme — die Kanzlei, um dich zu beluſtigen, und willſt dich noch obendrein mit deinen Gefährten hier einniſten. — Das muß ich verbitten, mein Söhnchen: Geh an deine Geſchäfte, die dir

gut genug bezahlt werden. Willſt du aber durchaus Maulaffen zu Markte tragen, ſo bediene dich deiner Beine, wie die Apoſtel!" —

Ferdinand, außer ſich vor Erſtaunen, ein Mädchen von ſeltener Schönheit im Wagen zu finden, hörte wenig oder nichts von dem Geſumſe der Brummfliege. Er wandte kein Auge von Luiſen, und vergaß darüber ganz, ſeine Rolle weiter zu ſpielen. „Nun, was ſtehſt du da, wie ein Träumer?" ſchnurrte der Oheim ihn an. „Pack' dich deines Weges, und halt' uns nicht auf!" Jetzt beſann ſich der junge Mann, daß er mit Bitten fortfahren mußte, und er that es aus der Fülle des Herzens. „Närriſcher Kauz!" entgegnete launig das Herrlein: „wie kann ich dir gewähren, wenn ich auch wollte? Ich bin ja, wie du ſiehſt, nicht Alleinherrſcher im Wagen." —

„O, was uns betrifft," fiel die Bergräthin ein, „wir theilen gern unſer Reich mit Ihnen und Ihren Freunden, mein Herr! Ich

nehme das Kommerzienräthlein allenfalls auf den Schooß."

Dieſer Scherz verſchnupfte ihn, und er ſagte hohnlächelnd: „Es wäre in der That der Mühe werth, dieſer Gnade wegen wieder ein Kind zu werden; ich bin aber nun einmal ein Mann, und mache gerechten Anſpruch auf ein Plätzchen in Ihrer Mitte, meine Damen, wenn Sie meinem Vetter mit ſeinem Gefolge den Zutritt im Wagen geſtatten."

Die enge Nachbarſchaft des Gnomen — wie man ihn füglich nennen kann, weil die Erdgeiſterchen dieſes Namens ſehr klein ſind, und Schätze bewachen — ward von der Bergräthin zugeſtanden. Luiſe hätte ſie gern abgelehnt: doch Ferdinand gefiel ihr; ſie hoffte, ſeine Geſellſchaft würde ihr den widerwärtigen Tag, den ſie vor ſich ſah, erträglicher machen: darum ſagte ſie kein Wort, als ſich der Gnom zwiſchen ſie und ihrer Mutter einzwängte.

Der Kaſten des Wagens, durch der Bergräthin bedeutendes Gewicht aus dem Gleichgewichte gebracht, hing ſo ſtark zurück, daß Huzel auf ſeinem neuen Platze ganz in den Hintergrund verſank, und die Kleider ſeiner Nachbarinnen über ihm zuſammenfloſſen, wie ſich, nach einem Steinwurf in's Waſſer, die getrennten Wellen ſogleich wieder vereinigen. Man ſah von dem Männlein faſt nichts als die Füße, die gar nicht daran denken konnten, den Wagenboden, wohin ſie gehörten, zu berühren. Sie ragten kaum eine Hand breit über das Polſter hervor, und man hatte vom Rückſitz die nächſte Ausſicht auf ihre Schuhſohlen. Ferdinand vermied aber den geraden Anblick derſelben, indem er den ſchönſten Eckplatz — Luiſen gegen über — in Beſitz nahm. Da fanden ſeine Augen den ganzen Weg entlang ſo angenehme Beſchäftigung, daß ſie für den Oheim, der gleichſam Verſtecken ſpielte, keinen Blick erübrigen konnten.

6.

Der goldene Spinnrocken iſt, wie bekannt, der vornehmſte Gaſthof in Kunkelwitz. Unſere Geſellſchaft kehrte folglich da ein.

An der Thüre ſtand ein Heer von Bettlern, die wegen des Jahrmarkts und Volksfeſtes aus der Gegend umher eingerückt waren. Ein ehemaliger Bedienter, deſſen zerfetzten Rock noch der Reſt eines Achſelbandes ſchmückte, riß dienſtfertig die Wagenthür auf. Ferdinand hob die Frauenzimmer und den Oheim heraus. Dieſer zeigte ſich ſogleich als Hauptperſon: er gab dem Kutſcher allerhand Befehle, ließ die Torte und die verſiegelten Flaſchen in's Haus tragen, focht dabei viel mit den Händen, und ſeine zahlreichen Ringe fielen, von der Sonne beſtrahlt, prächtig in die Augen. Der ganze Bettelorden ſtürzte deßhalb auf ihn zu, umzingelte ihn, und begehrte Gaben aus ſeiner blitzen-

den Hand. Da warf er ſich in die Bruſt, als wär' er regierender Bürgermeiſter von Kunkelwitz, und wetterte los: „Arbeitet, ihr Faulenzer, ſo habt ihr Brot! Was ſteht ihr hier am goldenen Spinnrocken? In's Spinnhaus gehört ihr!"

Indeſſen öffnete Luiſe die Armenkaſſe ihres Strickbeutels, um Almoſen auszuſpenden. Der Rath ließ es nicht zu, griff in ſeine Weſtentaſche, vertheilte rechts und links Geld, und führte die Frauenzimmer in den Gaſthof. Aber das undankbare Geſindel ſchimpfte hinter ihm her: „Seht den Großprahler! Er trägt ein Rittergut auf der Hand, und theilt Kupferheller damit aus. Pfui über den ſchäbigen Geizhals!" Er huſtete gewaltig, um dieſe Lobrede den Damen unverſtändlich zu machen, und ſie ſtellten ſich aus Höflichkeit taub.

Als die Staubmäntel im Gaſthofe abgelegt waren, ſah ſich die Bergräthin nach ei-

nem Frühſtück um. Das merkte der Gnom, und ſagte ſchnell: „Die Gegend um Kunkelwitz bedünkt mich ſehr ſchön. Wie wär' es, wenn wir bis zur Tiſchzeit ein Spaziergängelchen machten?" — „O ja!" antwortete die Bergräthin: „doch vorher wollen wir Chokolade trinken." — „Ei, ei!" ſprach er: „ein ſo erhitzendes Getränk im Sommer? und ein ſo nährendes kurz vor dem Eſſen? — Wir werden uns wenigſtens die Mahlzeit verderben" — „Ich gewiß nicht," verſetzte ſie, und rief ohne weitere Umſtände einem Aufwärter zu: „Chokolade!"

Huzel trat an's Fenſter, blickte gen Himmel, knirſchte mit den Zähnen, und ballte die Hände in den Taſchen. Als er ſich wieder umkehrte, ſtand eine große, dickbäuchige Kanne mit ſechs Taſſen auf dem Tiſche. Die Bergräthin füllte ſie alle, und bewirthete die drei Rückſaſſen des Wagens zuerſt. Der Gnom griesgrammte darüber von neuem. Da

jedoch der unberechnete Riß in ſeinen Geldbeutel einmal geſchehen war, trank er gierig mit, ohne ſich vor Erhitzung und Sättigung zu fürchten.

Das theure Frühſtück war bald verzehrt. Aengſtlich betrieb er nun den Aufbruch ins Feld, um nicht etwa noch ein Gabel-Frühſtück bezahlen zu müſſen. Zuvor aber ſtiftete er, mit zweideutigem Verſprechen eines Trinkgeldes, den Hausknecht an, einen Ausfall auf die Belagerer des Gaſthofes zu thun, und ſie mit der Heppeitſche in die Flucht zu ſchlagen. Der Knecht vollzog den hohen Befehl, und machte reinen Weg; doch das Kehrlohn hat er, wie man behauptet, noch heute zu fodern.

7.

Ferdinand, von Liebe ganz umnebelt, ſah durchaus nicht, daß ihm der Oheim, als er

mit den Frauenzimmern ausging, winkte und winkte, zurück zu bleiben. Er schloß sich frisch an die Lustwandler an, und bot Luisen den Arm, da Jener sich Ehren halber nicht entbrechen konnte, diesen Ritterdienst der Mutter zu leisten. Sie verschmähte jedoch, beiläufig gesagt, das kurze Aermchen, weil es ihr zu beschwerlich war, wegen dieser Kleinigkeit so tief hinunter zu langen. Dennoch mußte das Ehrenritterlein neben ihr her trippeln, und sie stützte sich bisweilen auf seine Schultern, wie auf einen Stock.

Diese Vertraulichkeit war ein schlechter Ersatz für die Entbehrung des Glücks, mit Luisen zu wandeln. Ferdinand genoß es mit süßem Behagen. Die jungen Leute hatten einen guten Vorsprung vor dem ältern Paare gewonnen, und sprachen, scherzten und lachten so vertraut, als kennten sie sich schon Jahre lang. Der Liebesgott hatte mit Geschwindschüssen ihre Herzen für einander erobert.

„Sehn Sie nur, sehn Sie, was dort vorgeht!“ sagte der Rath zu seiner Gefährtin. „Sie setzten mir wahrlich eine Schlange in den Busen, als Sie mich zur Mitnahme des Gecken bewogen. Fräulein Luise schenkte mir seitdem keinen freundlichen Blick; sie hat nur Augen für ihn. O, wie falsch prophezeiten Sie mir: der heutige Tag würde für mich ein entscheidender Tag werden! — Ja wohl, ja wohl entscheidend! Aber wie?“ —

„Was Sie für ein Neidhart sind!“ versetzte die Vergräthin. „Gönnen Sie doch Ihrem Vetter die flüchtige Tändelei! Morgen ist alles vergessen. Sie haben bei Luisen einen guten Stein im Brete. Bauen Sie auf mein Wort!“

Dieser Trost griff seiner sinkenden Hoffnung wieder unter die Arme. Doch drang er auf schleunige Umkehr in den Gasthof, um dem leichtfertigen Vogel, der sich unter freiem Himmel zu lustig machte, im Käfich

der Stube die Flügel zu beſchneiden. Er ſetzte dort auch ſogleich die Schere an, und ſchliff und ſchärfte ſie mit einer Lüge. „Die Bergräthin,“ ſprach er, „iſt höchſt aufgebracht über dein dreiſtes, haſenfüßiges Betragen gegen ihre Tochter. Sie verlangte mit Heftigkeit, ich ſollte dich aus unſerer Geſellſchaft verweiſen. Von dieſem Banne hab' ich dich zwar losgebeten; aber führe dich beſcheidener auf, und pflanze dich bei Tiſche nicht etwa neben das Mädchen. Wähle dir vielmehr, um die zornige Frau wieder zu beſänftigen, den fernſten Platz, den du finden kannſt, und iß und trink dort mit deinen Freunden, was Ihr bezahlen könnt; das geht mich nichts an.“

Ferdinand, der ſchon Luiſen verſprochen hatte, ihr Tiſchnachbar zu ſeyn, erſchrak über dieſe Geſetzpredigt. Er wollte, ohne den abgekarteten Handel zu geſtehen, einen Verſuch machen, den Onkel zur Duldung in ſeiner Nähe zu bewegen; aber kaum begann

er ſeine Bitte, ſo ward ſie niedergedonnert, und ihm, wenn er nicht Gehorſam leiſte, mit Enterbung gedroht.

8.

Er kehrte dem Herrſcherling, dem gebieteriſchen Zaunkönig — welches Vöglein man wirklich in einigen Gegenden das Tyrannchen nennt — ſchweigend den Rücken, lief hinab in die Schenkſtube, und ſchrieb in dieſem gewölbvollen Noahs-Kaſten mit Bleiſtift folgendes Briefchen an Luiſen:

„Mein wunderlicher Oheim, dem ich „aus Gutmüthigkeit nicht trotzen mag, be„fiehlt mir, mich bei Tiſche ſo weit als „möglich von ihm — folglich auch von Ih„nen — zu entfernen. Welche traurige „Mahlzeit ſteht mir bevor! Wie vergnügt „wollt' ich Waſſer und Brot an Ihrer „Seite genießen! Mir gebührt Gefäng-

„nißkos; denn ewig bin ich Ihr Gefan-
„gener.“

Dieſes Blättchen ſchob er Luiſen heimlich in die Hand. Verſohlen hatte ſie kaum die bitter-ſüßen Worte geleſen, als die zahlreiche und ſehr gemiſchte Geſellſchaft anfing, ſich am Tiſche zu lagern. Der Zaunkönig ſchlug zwiſchen Mutter und Tochter ſeinen Thron auf. Der Bergräthin Nachbarſchaft an der andern Seite war ihm gleichgültig; Luiſen hingegen wollte er wie einen Schatz einmauern, und winkte deßhalb einer ehrbaren Matrone, ſich zur Mauer zu machen. Doch indem ſich das Mütterlein anbauen wollte, rief ein junger Officier: „Nein, Mamachen, das geht nicht: Es muß bunte Reihe werden.“ — Und ſo bald er mit lauter Stimme dieſes Geſetz ausgeſprochen hatte, wollte er auch ſchon die erſte und ſüßeſte Frucht davon genießen, und ſich neben Luiſen niederlaſſen. Beſtürzt ſprang der Kommerzienrath auf, und ſtammelte: „Ver-

zeihn Sie, das iſt meines Vetters Platz. — Wo ſteckt denn der Fauler? — Ei, zum Guckguck, ruf dich doch her!" — So mußte das Tyrannchen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu kommen, den Verbannten aus ſeinem Sibirien zurück rufen.

Die wieder vereinten Liebenden wechſelten behutſam mehr Blicke, als Worte. Der eiferſüchtige Lauſcher war mit ihrer Sittſamkeit zufrieden, ward nach und nach luſtig, und entſiegelte nach der Suppe zwei Fläſchen. Luiſe trank, wie er wußte, keinen Wein, aber die Mutter deſto mehr: er widmete ihr deßhalb, ſo ſehr er auch ſelbſt darnach lechzte, den erſchlichenen Malaga ganz, und wünſchte nur im Stillen, daß ſie daran genug habe.

Er ſelbſt konnte weder ein leeres noch ein volles Glas vor ſich ſtehen ſehen. Innerhalb einer Stunde war er mit zwei Fläſchen fertig, und bechecte ſchon aus der dritten. Männiglich erſtaunte über den Zecher.

Es war auch sein Vorsatz, Aufsehen zu machen. Er wußte, daß er, als ein Filz und Hungerleider, verschrien war: darum wollte er sich einmal als Verschwender und Schwelger zeigen.

Indem er dieses Triumphs genoß, ging der Gastwirth gegen das Ende der Mahlzeit von Stuhl zu Stuhl, ließ sich Speise und Trank bezahlen, und erhob auch von denjenigen Gästen, welche selbst Wein mitgebracht hatten, einen in seinem Hause gewöhnlichen Einfuhrzoll von zwei Groschen für die Flasche. Unser Stürzebecher, dem diese Abgabe fremd war, erschrak darüber, und setzte geschwind die zwei leeren Flaschen unter den Tisch, um die harte Geldbuße seiner Völlerei um die Hälfte zu mäßigen. Als aber der wandelnde Einnehmer zu ihm kam, und für die zwei Flaschen, die noch auf dem Tische standen, den Weinzoll erhalten hatte, hob er säuberlich das Tafeltuch auf, und sagte mit schalkischer

Freund-

Freundlichkeit: „Auch für dieſe beiden entſeelten Körper bitt' ich um meine Gebühren.“

Der erſtarrte Knicker ward roth, und biß vor Aerger die Lippen zuſammen. Er kämpfte ſchweigend ein paar Augenblicke mit ſich ſelbſt, was er thun ſollte. Endlich klaubte er die angefochtenen vier Groſchen langſam und einzeln aus dem Geldbeutel heraus, wandte ſie zehn Mal um, und als er ſo von ihnen Abſchied genommen hatte, ſchien er feſt entſchloſſen, ſie auszuliefern; doch plötzlich zog er die erhobene Hand wieder zurück, und ſagte: „Nein, ich wär' ein Narr, wenn ich mein Geld ſo wegwürfe: Ich gebe nichts weiter, und fodere ſogar von der ſchon bezahlten Trankſteuer zwei Groſchen zurück: denn nur die Frau Bergräthin trank Wein, ich aber Waſſer, nichts als Waſſer, gefärbtes Waſſer.“—

Der Gaſtwirth erklärte dieſe ſonderbare Ausflucht für einen Scherz. „Ueberzeugen

Sie ſich von der Wahrheit!“ rief der Rath, und reichte ihm ein gefülltes Glas. Der Zweifler trank, ſprudelte aber das eingeſchluckte Naß geſchwind wieder aus, und betheuerte laut: „So wahr ich lebe! es iſt Eſſigwein!“

Lutzel hätte nun gern der Geſellſchaft irgend einen leidlichen Grund ſeines prahlhaften Waſſerzechens aufgeheftet; doch ihr anhaltendes Gelächter ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er tröſtete ſich mit den vom Wirthe zurückerhaltenen zwei Groſchen, und lachte mit.

9.

„Sie müſſen ſich den Magen verteufelt erkältet haben!“ rief ein dicker Oberforſtmeiſter über den Tiſch herüber. „Kommen Sie her, und trinken Sie mit mir eine Flaſche Burgunder! Ich habe mehr, als ich bedarf.“

Ein Anderer hätte, um einiger Maßen ſeine Ehre zu retten, geantwortet: er trinke keinen Wein; aber der kleine Waſſermann, der ihn ſehr liebte, wenn er ihn umſonſt haben konnte, nahm die Einladung nicht nur mit Freuden an, ſondern trank ſich ſogar einen Rauſch.

Da fiel er auf den tollen Gedanken, die goldene Uhr zu erbeuten, die Graf Taſſilo dem beſtimmt hatte, der beim Volksfeſte die Spitze der Kletterſtange erklimmen würde. Es ward bei Tiſche davon geſprochen; man ſchätzte den Werth der Uhr auf achtzig Thaler. Huzel, der damals noch Waſſer ſchluckte, hörte dieſes Geſpräch gleichgültig an, und hatte dabei keinen andern Gedanken, als daß er den Grafen in ſeinem Herzen für einen Verſchwender erklärte: jetzt aber, da er voll ſüßen Weines war, faßte er in ganzem Ernſte den abenteuerlichen Entſchluß, den goldenen Preis zu erringen, und ſich damit für die Koſten des Tages reichlich zu entſchädigen.

Dazu waren Vorbereitungen nötig. Um sie zu machen, schlich er, als des Oberförsters Weinflaschen leer waren, heimlich fort auf den Markt, kaufte sich eiserne Stiftchen, ging an einen einsamen Ort, und hämmerte sie mit einem Schlüssel so künstlich in den Rand seiner dicken Schuhsohlen, daß sie kaum sichtbar waren. Doch standen sie noch weit genug hervor, sich damit an der glatten Stange anzuhäckeln, wie der Specht, den man Baumhacker nennt, mit seinen scharfen Klauen an den Bäumen hinauf und herunter läuft.

Unser Weinprecht — er trug eben ein graugrünes, mit Gold besetztes Kleid — war aber damit nicht zufrieden: er wollte auch seine Hände mit Steigeisen waffnen. Nachdenkend, wie das zu machen sei, ging er den Markt auf und nieder. Da fielen ihm Hundehalsbänder, mit kurzen Stacheln, in die Augen. Scharfsinnig sah er ihre Brauchbarkeit zu seiner Absicht sofort ein, erhandelte zwei

Stück, und schnallte sie sich um die Arme, zunächst an der Handwurzel, wo sie von den langen Aufschlägen des Rockes völlig bedeckt wurden.

So gerüstet ging er in den Gasthof zurück. Die Bergräthin fragte, wo er gewesen sey. Er antwortete schnell: er habe sich das angenehme Geschäft gemacht, den Damen einen Jahrmarkt zu kaufen. — Dieser bestand in einigen Pfeffernüßchen, womit er zwar ausgelacht wurde, aber seinen Vorwand doch gut genug beschönigte; denn man konnte seiner Narrheit wohl zutrauen, daß sie ein solches Geschenk der Mühe werth geachtet habe, deßhalb über die Straße zu gehen.

Ein hoher Wohlthäter, der ihm jetzt, nach dem Beispiele des Oberforstmeisters, ein paar Gläser Wein spendete, setzte seiner Steigelnd neue Flügel an. Nun war der muthige Geist nicht mehr zu bändigen. Er fürchtete, den Wettkampf um die goldene Uhr zu verlie-

men, und zog die Frauenzimmer mit Gewalt hin zum Schauplatze. Unter Wegs rühmte er sich: er sey in seiner Jugend ein rechter Held im Klettern gewesen, und würde sich allenfalls auch jetzt noch in dieser Kunst als Meister zeigen können. — Das sollte eine geschickte Einleitung seines Vorhabens seyn; doch die Frauenzimmer hielten es für ein windiges Geschwätz, und hörten nur mit halben Ohren darauf.

Wie ein Sternforscher nach den Gestirnen, sah er nach dem hohen Maßbaume, den seidene Tücher umflatterten, schon in der Ferne starr empor, und purzelte mehrmals, weil er auf den Weg nicht Acht gab. Doch immer hitziger drang er durch die Volksmenge vorwärts. Und als er nun vollends den ganzen Stamm, und am Fuße desselben einen Schwarm großer Jungen, die ihr Heil daran versuchen wollten, erblickte, da ließ er plötzlich seine Gesellschaft im Stiche, und stürzte

ſich mit dem Geſchrei: „Weg da! weg da!“ in die Mitte der Buben. Erſtaunt, einen ſo vornehmen Mitkämpfer anrennen zu ſehen, wichen ſie um ſo williger zurück, da ſie ihn für einen Spaßvogel hielten, und im ſchlimmſten Falle nicht befürchteten, daß der alte Knabe in ihren olympiſchen Spielen den Sieg davon tragen würde.

Allein er umklammerte raſch mit Händen und Füßen den Stamm, und arbeitete ſich ein Paar Ellen hinan. „Schaut, da ſteigt Zachäus auf den Maulbeerbaum!“ rief ein Witzbold, und das umherſtehende Volk bejauchzte den Einfall. Der Baumreiter ließ ſich nicht ſtören; ſeine Sporen thaten ihm herrliche Dienſte; er kam immer weiter. Da wollte den Burſchen, die auch ihr Abſehen auf die goldene Uhr gerichtet hatten, ſchier bange werden. Der Neid ſchärfte ihnen die Augen; ſie paßten den gefährlichen Fortſchritten des Nebenbuhlers auf, und bald rief ei-

ner haſtia: „Was die Peſtilenz! das alte Männel hat Stacheln an Händen und Füßen!“ Und das ganze Chor fiel ein: „Herunter von der Stange, herunter!“ Aber mit Vorrecht klomm der Steiger hinauf. Dieſen Ungehorſam nahmen die jungen Herren ſehr übel; einer ſetzte fluchend ihm nach, erariß ihn hinten am Mäntlein, und fuhr mit ihm blitzſchnell herab.

Unten gerieth er häßlich in die Klemme. Die Buben, zu denen ſich noch anderer ſchadenfroher Pöbel geſellte, ſchloßen um ihn einen Kreis, ſpotteten ſeiner, und hätten ſich wahrſcheinlich nicht bloß mit Worten an ihm vergriffen, wenn nicht zu ſeinem Glücke der Bürgermeiſter des Orts, der eben mit einigen bewaffneten Bürgern die Ordnungsrunde machte, herbei geeilt wäre. Er war der dickſte Mann in Kunkelwitz; ſein Anſehen gebot daher ſchon Ehrfurcht, und der Pöbel, der ſich faſt allgemein vor Tonnengenialen

demüthig beugt, zog ſich unverzüglich mit verlegenen Geſichtern zurück.

Se. Hochweisheit fragte, was der Auflauf bedeute. Barhaupt traten zwei Buben aus dem Volke hervor, und verklagten den Kleinen: er habe ſich durch unerlaubte Mittel der goldenen Uhr bemächtigen wollen.

„Wie albern und lächerlich!“ rief der Kommerzienrath, mit ſtolzen Geberden. „Ha! ha! ha! ein Mann, wie ich, trachtet eben nach ſolchen Kleinigkeiten! Ich habe goldene Uhren in Menge, und kann allenfalls ein Dutzend verſchenken. Bloß eine Scherzwette, mich bis in die Mitte der Kletterſtange hinauf zu haſpeln, war der Grund, warum ich mich unter dieſe Leute miſchte, und des Sprichworts vergaß: „Wer Pech angreift, beſudelt ſich.“

10.

Das Alles ſah Hugels Geſellſchaft von fern, und ſchämte ſich ſeiner. „Lieber ſterben,

als dieſen Menſchen heirathen!“ ſagte Luiſe ihrer Mutter ins Ohr, und drückte Ferdinands Arm feſter an ſich. Jener ſuchte mit dem Fernglaſe ſeine Gefährten: ſie zogen ſich aber tiefer unter das Volk zurück, um ſich von ihm nicht finden zu laſſen.

Indem er weiter nach ihnen herum ſpähte, kam er auf einen Platz, wo ſich die unfeine Welt mit Tanzen beluſtigte. Er ließ die Paare, die ſich eben herum ſchwenkten, bei ſich vorüber walzen, und bemerkte darunter ein junges, ſtämmiges Weibsbild von Grenadier-Länge, und mit einem unmäßig vollen Buſen begabt. Dergleichen liebliche Geſtalten bezauberten ihn von Jugend an. Er blieb alſo ſtehen, nickte der angenehmen Rieſin zu, ſo oft ſie bei ihm vorbei ſauſte, und bewarf ſie am Ende ſogar mit Blumen.

Als ſie nun das nächſte Mal nach dieſer offenbaren Liebeserklärung wieder in die Gegend kam, wo ein neuer Blumenwurf ihrer

wartete, riß ſie ſich ſchnell von ihrem Tänzer los, umfaßte den neckenden Gnom, nahm ihn wie ein Kind auf den Arm, und walzte mit ihm herum. Der Hut flog ihm vom Kopfe, und der altmodiſche Haarzopf — durch den, bei der gewaltſamen Entführung, aufwärts geſchobenen Rock aus ſeiner Lage gebracht — ſtand wie ein Spieß in die Luft hinaus. Aber noch luſtiger ward die Sache, als der Gnom, wie ein ſtörriges Kind, mit den Füßen ſtrampelte, und ſie ihn durch einen derben, ſchnalzenden Kuß zu beſänftigen ſuchte. Da verwandelte ſich ſeine Liebe in den grimmigſten Zorn, und der Unhold mißhandelte die ſchöne Nymphe mit klatſchenden Maulſchellen. Sie machte ſich Anfangs wenig daraus, und walzte fort; als aber die Ohrfeigen immer gewichtiger ausfielen, und die Muſikanten vor Lachen nicht mehr aufſpielen konnten, da ward ſie ſelbſt böſe, und warf den groben Geſellen, wie einen Froſch, in's Gras.

„Verfluchter Schandbalg!“ ſchrie er mit ſchäumendem Munde, und ſetzte noch andere Ehrentitel hinzu. Sie ſtürzte wieder auf ihn los, hob ihm den Rock auf, zog die Beinkleider ſtraff an, und züchtigte ihn auf der dazu bereiteten Stelle mit unzähligen Plätzern. Er erhob ein Mordgeſchrei. Keuchend kam der dicke Bürgermeiſter mit ſeiner bemaßneten Wache, und ſagte ſehr ernſthaft: „Ich erſtaune billig, mein Herr, Sie abermals hier in der Klopfe zu finden. Haben Sie ſchon wieder Pech angegriffen?“

„Schlimm genug, daß es ſo viel Pech hier giebt!“ verſetzte der Gnom.

„Enthalten Sie ſich, wenn ich bitten darf, ſolcher Anzüglichkeiten!“ warnte der Vater der Stadt. „Berichten Sie mir mit kurzen und geſetzten Worten, was Ihnen widerfahren iſt.“

Schnell und frech trat der Balg vor Gericht, und ſagte: „Er liebäugelte mit mir

und neckte mich, als wär' er in mich vernarrt — ich zog ihn zum Tanz auf, und mußte ihn, weil er so klein iſt, auf den Arm nehmen — da gab er mir Ohrfeigen nach dem Takte, und dafür paukt' ich ihn ein bißchen. Das iſt die ganze Geſchichte, und Alle, die hier ſtehen, ſind meine Zeugen." —

„Ja, ſo war's, hochedler Herr Bürgermeiſter!" riefen viele Stimmen.

Der Richter kehrte ſich hierauf zu dem geſchlagenen Männlein, und ſagte bedächtlich: „Bei ſothaner Bewandtniß, mein Herr, kann ich kein anderes Urtheil ſprechen, als Dieſelben vorhin an der Kletterſtange über ſich ſelbſt fällten: Wer Pech angreift, beſudelt ſich."

Damit zuckte er die Achſeln, und ging fürbaß mit ſeinem Gefolge.

„In Kunkelwitz giebt's keine Gerechtigkeit! Sie iſt todt! mauſetodt! Läutet ſie zu Grabe!" kreiſchte der Rath hinterher, und

ſtieß noch mehr dergleichen Verunglimpfungen aus, die ihm leicht neue Händel zuziehen konnten, wenn nicht ein anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der Leute von ihm abgelenkt hätte.

Es hatte ſich nämlich, von dem Grafen dazu verſchrieben, ein Meiſter der Luftſchiffkunſt eingefunden, um die Zuſchauer mit einer Jagd zu beluſtigen. Ein Jäger zu Pferde und fünf oder ſechs Hunde ſollten ein wildes Schwein in die Wolken hinein hetzen. Dieſe Jagd ging jetzt los, verunglückte jedoch ganz: denn die Hetzer wurden gehetzt. Der Weidmann und ſeine Rüden ſegelten, vom Winde gejagt und umgeworfen, mit emporgeſtreckten Beinen voran, und das Schwein, das ſich auf den Füßen erhalten und weislich ſeinen Feinden den Vorſprung gelaſſen hatte, verfolgte die Krüppel. — Darüber ward viel gelacht und gewitzelt, und niemand machte ſich luſtiger, als der mißvergnügte Kommerzien-

rath. Er klatſchte in die Hände und krähte: „So iſt's recht! Ein Stückchen aus der verkehrten Welt! Das paßt für Kunkelwitz! Da geht und ſteht auch alles auf dem Kopfe, und keine Gerechtigkeit gilt!“

„Bei meiner Seele, das Herrchen hat Recht!“ rief ein liederlicher, immer betrunkener Bürger, der einige Tage vorher, wegen ſchuldiger Steuern, ausgepfändet worden war.

„Den Teufel mag's Recht haben, das Ding!“ fuhr ein Grobſchmid den Trunkenbold an. „Wie kann ſich ſo ein fremder Naſeweis unterſtehen, unſere werthe Stadt und die edle Obrigkeit zu läſtern? — Und noch dreimal ſchlechter iſt's, wenn hieſige Bürger es thun. — Man laſſe mich dergleichen Worte nicht mehr hören; ſonſt ſchlag' ich zu!“

„Ho! ho! — Bürger gegen Bürger ſo ſträflich? — Gleich zuſchlagen, wie auf den

Amboß? — Das geht nicht, Meiſter Peter!" — So ſchallte Mißbilligung von allen Seiten, und Hänſel bekam Muth, mit eingeſäumten Armen vor den handfeſten Vulkan hinzutreten und zu fragen: „Bin ich ein Ding? bin ich ein Naſeweis? heh?"

Meiſter Peter, ein ſehr ſtolzer und deßhalb gar nicht beliebter Mann, der es nicht der Mühe werth hielt, ſich gegen jemand, der kein Hufeiſen ſchmieden konnte, zu vertheidigen, gab dem Frager keine Antwort, ſondern ſetzte ihm ſeinen rußigen Daumen auf die Bruſt, um das naſeweiſe Ding, nach ſeiner Meinung, ſanft von ſich zu ſchieben: aber dieſe Grobſchmids-Sanftheit war von ſo kräftiger Art, daß Hänſ Männchen, wie ein Kegel, umfiel.

„Gewalt! Gewalt!" ſchrie der Trunkenbold, und noch viele Andere murrten über dieſe Anwendung des Fauſtrechts. Meiſter Peter ſah ſich wild um, ging dem nächſten

Tad

Tadler zu Leibe, und drohte ihm mit geballter Hand. Unerſchrocken that Jener ein Gleiches. So ſtanden ſie eine Minute lang, wie ein Paar feindliche Hähne, vor einander. Peter glaubte, dieſen Trotz beſtrafen zu müſſen, und ſchlug aus. Plötzlich fiel ein mächtiger Bund über ihn her. Er brüllte und wehrte ſich, wie ein Löwe. Einige Freunde und Gevattern traten ihm bei, und kämpften unter ſeinem Panier. Es gab mit Stöcken und Fäuſten eine lächerliche Bürgerſchlacht. Aber Frauen und Kinder, die ihre werthen Angehörigen im Getümmel fechten ſahen, erhoben ein Jammergeſchrei.

11.

„Ruhe! Ruhe! — Im Namen des Königs-gebiet' ich Ruhe!" ſchrie der Bürgermeiſter, der an der Spitze ſeiner Trabanten eiligſt herbei ſtapfte. Alsbald traten ſich die

wilden Wellen der Schlacht. Der Bürgermeister hob die Hände ausgebreitet empor, und sagte feierlich: „Geliebte und sonst so friedliche Mitbürger! ich frage mit Betrübniß meines Herzens: wer warf einen Zankapfel unter euch?"

„Dieser grüne Frosch!" antwortete Meister Peter, indem er den Kommerzienrath beim Kragen nahm, vor Gericht zog, und den ganzen Verlauf haarklein und wahrhaft erzählte.

„Haben Sie wirklich die gerügten Schmähungen wider Stadt und Obrigkeit ausgeſtoßen?" fragte der Bürgermeister den Beklagten.

„Ich bin nicht verbunden, Ihnen Rede zu ſtehen:" antwortete Dieſer, und blähte ſich auf.

„Wie ſo?" ſagte der Konſul. „Iſt es Ihnen vielleicht nicht unter freiem Himmel gefällig, ſo mögen Sie es morgen in der Rathsſtube thun. Ich finde mich vollkommen befugt und berechtiget, einen ſchmähſüchtigen Ruheſtörer, der ſich nun ſchon zum

dritten Mal auf dem fahlen Pferde finden läßt, in leidlichen Gewahrſam zu nehmen."

„Das müſſen Sie bleiben laſſen!" verſetzte der kleine Held. „Ein Bürgermeiſter von Kunkelwitz hat keine Gewalt über mich."

Der Konſul machte große Augen, und fragte: „Wer ſind Sie denn?"

„Ich bin der Kommerzienrath Huzel."

„Kommerzienrath Huzel? — Hm! ich weiß, ohne Ruhm zu melden, den königlichen Hof- und Staatskalender ganz auswendig; aber ein Kommerzienrath Huzel iſt mir noch nicht darin vorgekommen."

„Sehr natürlich! Ich bin Fürſtlich-Holzhauſenſcher Kommerzienrath."

„O! wenn das iſt," ſagte der Bürgermeiſter, „ſo ſind Sie in hieſigen Landen jeder Gerichtsbarkeit, wo Sie ſich befinden und ſich vergehen, unterworfen, und ich nehme mir ohne Bedenken die Freiheit, Sie arretiren zu laſſen."

Knzel sträubte sich toll: aber es half nichts, er ward abgeführt in die Stadt.

Ferdinand und die beiden Frauenzimmer, die den theuern Mann immer in der Ferne beobachtet hatten, waren Zeugen davon. Sie hielten es, so wenig er auch Mitleid verdiente, für Pflicht, sich seiner anzunehmen. Als aber Ferdinand den Bürgermeister um Loslassung des Gefangenen ersuchte, empfing er den Bescheid: der Frevler müsse zuvörderst des folgenden Tages verhört werden; dann wolle man sehen, was sich thun lasse. — Der gute junge Mann fuhr mit Bitten und Vorstellungen fort. Endlich sagte der Bürgermeister: „Wohlan, aus Achtung gegen Sie will ich so weit nachgeben, daß ich Ihren unartigen Oheim, gegen baare Bürgschaft von Einhundert Reichsthalern, vor der Hand auf freien Fuß stelle. Melden Sie ihm auf dem Rathhause, wo er sich im bürgerlichen Gehorsam befindet, meinen Entschluß, und [illegible] Ich komme

längſtens in einer Stunde dahin, es in Empfang zu nehmen." — Nicht war von dem ſtrengen Manne nicht zu erhalten.

Ferdinand führte nun vor allen Dingen die Frauenzimmer in den Gaſthof, ging dann aufs Rathhaus, und trug die Huldigung in den Bürger-Gehorſam. Der Oheim verfluchte den Tag ſeiner Geburt. Er hatte kaum zehn Thaler bei ſich. Man mußte daher einſtweilen ſeine goldene Uhr und zwei Ringe, als Bürgen, anbieten. Damit war der Bürgermeiſter nicht zufrieden, und ward es nicht eher, bis alle ſieben Ringe, die Quzel an dieſem Tage trug, und überdieß noch ein ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe, in die Wagſchale der Gefälligkeit gelegt wurden. Zuletzt mußte der Fürſtlich-Holzhauſenſche Rath dem Rathe von Kunkelwitz mit Handſchlag angeloben, die Pfänder bei Verluſt derſelben, innerhalb drei Tagen einzulöſen, und ſich auf jedesmaliges Erfodern perſönlich vor Gericht zu geſtellen.

12.

Ingrimmig ſprach er auf dem Wege vom Rathhause in den Gaſthof kein Wort, warf ſich dort, ohne die Frauenzimmer anzuſehen, in eine Ecke und rief wild: „Der Kutſcher ſoll anſpannen!“

Die Verzärtelten und beſonders Luiſe fürchteten ſich vor der Heimreiſe. Um keinen Preis wollten ſie den verächtlichen Menſchen wieder in ihrer Mitte dulden. Ferdinand überredete deshalb ſeine zwei Freunde, ihr Unterkommen in einem andern Wagen zu ſuchen.

Als ſie der Kommerzienrath vermißte, fragte er nach ihnen. Ferdinand antwortete: ſie hätten eine bequemere Gelegenheit gefunden. „Meinetwegen!“ ſprach Jener laut, und dann leiſe dem Vetter in's Ohr: „Aber bezahlen müſſen ſie dennoch ganz. Ich halte mich an dich!“

Auf der erſten Meile gab er keinen Laut von ſich. Doch auf der zweiten goß er ſei-

nen Zorn über die Bergräthin aus, und warf ihr vor: ſie habe ihn durch ihren Hang zu Luſtbarkeiten in ein bodenloſes Unglück geſtürzt. „Ich bin verrathen und verkauft!“ fuhr er fort. „Liſtig ſchmeichelte man mir, der heutige Tag würde mein Glück entſcheiden; doch dieſe ſchöne rothe Lockbeere ſchnappte mir ein ſchlimmer Vogel weg, und ich gerieth in die Schlinge.“ — So ſchimpfte der Rohrſperling immer weiter. Es ward am Ende der Bergräthin ſo unerträglich, daß ſie drohte, ihn mit eigener Hand aus dem Wagen zu werfen.

„Wie? was?“ fuhr er auf. „Dieſe Ehre ſoll mir in einem Wagen widerfahren, den ich aus meinem Beutel bezahle?“

„Wer verlangt das?“ verſetzte ſie. „Ich bezahle den Wagen und alles, was Sie und wir heute verzehrten, wenn Sie von dieſem Augenblick an Ihr verdammtes Maul halten. Erfüllen Sie dieſe Bedingung, ſo können Sie mir morgen die Rechnung ſchicken, und ich entrichte den Betrag auf der Stelle.“ —

Das wirkte trefflich; er muckte nicht mehr. Die Geheimräthin ließ an ſeinem Hauſe vorfahren. Stumm, wie ein Fiſch, ſtieg er aus, und ging ohne Abſchied in ſeine Wohnung, nachdem er zuvor dem Kutſcher zugerufen hatte: „Die Frau Geheimräthin bezahlt den Wagen!“

Des folgenden Tages überſandte der Filz ſeine Rechnung. Der erbettelte Malaga war zu einem Dukaten angeſchlagen und ſogar die Farbe, womit der Windbeutel ſein Trinkwaſſer in ſcheinbaren Wein verwandelt hatte, in Anſatz gebracht.

Hunger und Kummer und Wechſelarreſt waren nun lange Zeit ſein Loos. Er befand ſich noch in Püſterichs Schuld und Haft, als Ferdinand und Luiſe ihre Hochzeit feierten. Damit er aber auch ein Feſt habe, beſchloß er, den Tag nach Johannis Jahr für Jahr als Buß-, Trauer- und Faſttag zu begehen.

VI.

Das Turnier.

Unter dem Vorwand einer Luſtreiſe, eigentlich aber mit Heirathsgedanken, ritt ich im Sommer 1814 nach Eichenberg zum Gutsherrn Freimund, der von Jugend auf der innigſte Freund meines verſtorbenen Vaters geweſen war. Er nahm mich mit offenen Armen auf, und ſchickte ſogleich nach Paulinen, ſeiner Tochter, um ſie mir vorzuſtellen. Ich hatte ſie zuletzt als ein zwölfjähriges Mädchen geſehen, und das kleine niedliche Bild immer im Kopfe herum getragen; doch wie ward ich überraſcht, als eine hohe, ſchlanke

Geſtalt, in voller Blüthe der Schönheit, herein trat, und mich, wie einen Fremdling, begrüßte. Das Blut ſtieg mir ins Geſicht; ich war um Worte verlegen. Glücklicher Weiſe ließ ſich eben im Hofe ein Getrampel von Pferden vernehmen; Vater und Tochter eilten ans Fenſter; ich folgte ihnen.

Ein langer, ſtarker, ſeltſam gekleideter Mann, der einen Reitknecht hinter ſich hatte, ſchwang ſich vom Pferde. Er trug eine ſchwarzſammtene, platte, pilzförmige Mütze mit einer Feder, ein gleichfarbiges kurzes Wamms mit einer breiten Leibbinde, einen großen weißen, aufgezackten Halskragen, und Halbſtiefeln mit weiten, hinten zugeſpitzten Schnabelſtulpen, die mit goldenen Franſen verziert waren.

„Wer iſt der abenteuerliche Ritter?“ rief Freimund.

„Ei! kennen Sie ihn denn nicht?“ ſagte Pauline. „Es iſt ja der Herr Amtmann Flau von Teutlingen.“

„Wahrlich, er iſt's!“ ſprach der Vater. „Aber welche Tracht! Er ſcheint zu einer Maskerade zu reiten, und ſpricht wohl nur gelegentlich bei uns ein.“

Hiermit ging er ihm in den Vorſaal entgegen.

„Guten Tag, alter Freund!“ rief der Amtmann. „Ich komme zu Euch als Geſandter des ehrſamen Städtchens Teutlingen: ich ſoll Euch auffodern, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen.“

„Worin?“ fragte Freimund.

„In Allem, was zur Wiederherſtellung der alten Deutſchheit gehört; vor der Hand in der altdeutſchen Tracht. Man ließ mir nicht Ruhe, ich mußte mit meinem Beiſpiele vorleuchten. Die ganze Stadt will mir nachfolgen, und ich hoffe, wir haben bald das Vergnügen, Euch eben ſo gekleidet zu ſehen.“

„Schwerlich, lieber Amtmann!“ verſetzte Freimund. „Sie wiſſen, ich bin ein Deutſcher

in Wort und That: doch Neben- und Außendinge ſind mir gleichgültig. Eine Volkstracht iſt übrigens in mancher Rückſicht löblich und gut. Man ſuche ſie nur nicht in der Plunderkammer der Vorwelt, ſondern erfinde eine, die unſerm heutigen Geſchmacke nicht widerſteht: ſonſt kommen wir doch aus dem Sclavenjoche der Nachahmung nimmer heraus."

„Ich denke, wie Ihr!" ſprach der Amtmann. „Glaubt Ihr denn, daß ich mir in dem kurzen Kappchen gefalle? Ich ſehe darin aus wie ein Wenzel in der deutſchen Karte, das weiß ich; aber man iſt nun einmal von Gottes Gnaden Amtmann im Städtel, und muß bei jeder Gelegenheit vorſtanzen."

Jetzt ging er auf Paulinen zu, küßte ihr die Hand, und ſagte mit möglichſter Mäßigung und Anmuth ſeiner Donnerſtimme: „Mein ſchönes Fräulein, wie befinden Sie ſich?"

„Was Fräulein: was Fräulein!" fiel ihr Vater ein. „Meine Tochter heißt Jungfer

Freimund, und ſo ziemt ſich's, wenn es unſer rechter Ernſt iſt, der neudeutſchen Prahlſucht zu entſagen, und beſcheidene Altdeutſche zu ſeyn. Jungfrau iſt ein edles Wort; wer kann es tadeln? Hat aber eine junge Bürgerin daran nicht genug, ſondern will durchaus Fräulein heißen, ſo iſt ſie ein eitles Weſen, und kein deutſches Mädchen, wie es ſeyn ſoll."

„Predigt das ja nicht auf dem Markte in Teutlingen, werther Freund!" ſagte der Amtmann. „Ihr würdet geſteiniget werden. Ich befürchte ohnedieß nächſtens einen Aufruhr, weil der edle Rath im Sinne hat, die Titel Madame und Demoiſelle durch ein öffentliches Geboth abzuſchaffen, und dafür Frau und Jungfrau in Gang zu bringen. Die Sache iſt verrathen worden, und es entſtehen ſchon merkliche Gährungen darüber. Unſere Frauenzimmer wollen zwar die franzöſiſchen Titel mit Vergnügen aufgeben, begehren aber dafür Herrin und Fräulein zu heißen."

Wir lachten einſtimmig, und der Amtmann am ſtärkſten. Er wette darauf, fuhr er fort, daß ſogar ſeine alte Haushalterin, die Tochter eines Roßſchlächters und Witwe eines Eudelkochs, künftig werde Herrin genannt ſeyn wollen: wenigſtens mache ſie täglich Verſuche, ſich der Herrſchaft über ihn zu bemächtigen: er werde ſie aber bald vom Hausthrone ſtoßen, und eine junge, ſchöne Gemahlin darauf ſetzen, die er mit Freuden als ſeine Herrin anerkennen wolle. — Er blinzelte dabei Paulinen mit kleinen, verliebten Augen an, und beunruhigte mich nicht wenig damit. Doch war es mir tröſtlich, daß ſie ernſthaft zur Erde ſah, und ſich ein Geſchäft machte, um ſich mit Anſtand entfernen zu können.

Eine Flaſche Wein, die ihm jetzt aufgetragen wurde, brachte ihn auf andere Gedanken. Er erzählte mancherlei Geſchichten von Teutlingen, und fragte zuletzt, ob ſich nicht

bisher häufig Bettler auf dem Lande gezeigt hätten.

„Ja wohl!“ sprach Freimund. „Ich bemerkte darunter besonders ein Paar höchst unverschämte Gesellen, die mich vier Wochen lang täglich, einer um den andern, heimsuchten, und nicht eher wegblieben, bis ich ihnen drohte, sie einstecken zu lassen.“

„Und Ihr kanntet die Herren nicht?“

„Die Herren?“ —

„Nicht anders! Denn es waren der Herr Kirchenvorsteher Lämmel und der Herr Rathmann Gimpel, die sich durch Lumpen und bepflasterte Gesichter unkenntlich gemacht hatten. Die guten Narren lasen in einem öffentlichen Blatte — wenn ich nicht irre, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen — den Vorschlag eines Ungenannten: es sollten brave Männer, als Bettler verkleidet, Deutschland ins Kreuz und in die Quere durchziehen, und für ihre durch den deutschen Frei-

heitskrieg unglücklich gewordenen Landsleute — jedoch ohne Angabe dieser Absicht — Tag für Tag und von Haus zu Haus einen Pfennig sammeln, wodurch eine ungeheuere, allen Schaden ersetzende Summe gewonnen werden würde. Das schien den Herren Simpel und Lämmel ein trefflicher Einfall. Sie machten sich also stracks auf den Weg, sind aber gestern Abend, nach vieler ausgestandenen Schmach, jämmerlich zerblaut, und mit zwei oder drei Gulden Kupfergeld in der Tasche, wieder nach Hause gekommen."

„Sie haben ihre Schläge verdient," sagte Freimund. „Jeder Lug und Trug, wenn er auch den redlichsten Zweck hat, ist eines Deutschen unwürdig. — Ich erinnere mich, den weisen Rath gelesen zu haben. Besonders lächerlich war mir des Erfinders Zusatz: es wäre gut, wenn man zu diesem Geschäfte wirkliche Bettler bekommen könnte. — Daran, dächt' ich, wäre kein Mangel."

„Nein,

„Nein, das weiß Gott!“ rief der Amtmann. „Ich selbst kann aus meinen Amtsdörfern ein bedeutendes Heer stellen.“

Die Flasche war leer; er nahm Abschied. Da bemerkte Reimund, daß er, anstatt einer Reitgerte, eine russische Knute in der Hand hatte, und fragte ihn, wie er zu dieser Kosakenpeitsche komme.

„Wißt Ihr nicht, daß es jetzt Mode ist, damit zu reiten?“ versetzte der Amtmann.

„O, wir Deutschen! wir vaterländischen Deutschen!“ rief Reimund. „Wir sind und bleiben doch die Affen aller Ausländer.“

Als der Amtmann fort war, und ich meine Schüchternheit gegen Paulinen überwunden hatte, wollte ich gern ihr Gemüth gegen ihn erforschen, und sagte scherzend: der altdeutsche Ritter scheine Lust zu haben, ihr als seiner Herrin zu huldigen. „Daran denkt er wohl

nicht;" antwortete sie gleichgültig, und brach so geschwind davon ab, daß es mir nicht klar wurde, ob ich einen begünstigten Nebenbuhler hatte oder nicht.

In der Frühe des andern Tages stellte ich mich, als wollte ich mein Pferd satteln lassen, und weiter ziehen. „Nein, lieber Otto!" sagte Freimund, „Sie haben Zeit, Sie müssen einige Monate bei uns bleiben. Sollte Sie auch hier auf dem Dorfe die Langeweile dann und wann anfechten, so wird Ihnen doch das Städtchen Teutlingen, das nur eine Meile entfernt ist, manche lustige Unterhaltung verschaffen. Man will dort, wie Sie vom Amtmann hörten, mit aller Gewalt der alten Deutschheit wieder auf die Beine helfen, und wenn solche Leutchen irgend etwas, das über ihren alltäglichen Gesichtskreis hinaus liegt, mit Eifer und Sturm unternehmen, so giebt es unfehlbar dabei zu lachen."

Ich ergab mich der gastfreundlichen Einladung vor der Hand auf acht Tage. Frei-

mund führte mich nun in ſeinen Gebäuden und Gärten herum. Ueberall zeigte ſich der denkende Haushalter, der ungezwungen das Nützliche mit dem Schönen verbunden hatte. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durchs Dorf. Es beſtand aus lauter wohlgebauten und meiſtens mit heitern Farben angeſtrichenen Häuſern, an deren Thüren und Fenſtern uns frohe Menſchen freundlich und traulich begrüßten. Freimund hatte alle Taſchen voll kleiner Geſchenke für ſie. In dem einen Hauſe gab er eine Arzenei ab, im andern einen auf Verlangen gefertigten Aufſatz, im dritten Beckers Noth- und Hülfsbüchlein oder eine Kinderſchrift, und ſo weiter. Paulinen, die mit uns ging, umringten mehr als zwanzig kleine Landmädchen, und zeigten ihr, wie fleißig ſie das von ihr gelernte Stricken und Nähen fortſetzten. Sie hatte, nach dem Tode ihrer Mutter, dieſes Lehramt übernommen, und betrug ſich wie ein Engel gegen

die Kinder. Ich vergaß, daß ſie ſchön war; ich bewunderte nur ihre Herzensgüte, und hätte ſie anbeten mögen.

Des folgenden Tages ritt ich nach Teutlingen, um dieſe neue Wiege der alten Deutſchheit in Augenſchein zu nehmen. Ich kam früh um neun Uhr ans Thor. Ein kleines, ſäbelbeiniges Männchen, das mit ſeiner Flinte ohne Schloß eine Schildwache vorſtellen wollte, trat mir in den Weg und ſagte: „Halt, der Herr iſt ein Fremder; er muß ſich ſogleich vor dem Herrn Stadtrichter Ballhorn geſellen.“ Dann ſchrie er: „Unterofficier 'raus!“ und es erſchien ein alter Bramarbas, deſſen langer, ſchneeweißer Schnurrbart gegen ſeine drähterne Beutelperücke drollig abſtach. Er ſollte mich zum Stadtrichter führen; da er aber, wie er mir klagte, mit dem Zipperlein behaftet war, und deßhalb Holzpantoffeln trug, ſo machte er mir das wunderliche Anſinnen,

ihn mit auf's Pferd zu nehmen. Ich erinnerte mich zwar, daß die Ritter der Vorzeit bisweilen ſchöne Fräulein hinter ſich aufſitzen ließen; ich hatte jedoch zu einer ſo nahen Nachbarſchaft mit dem gichtbrüchigen Männlein keine Luſt, und antwortete daher: ich wolle ihm den Sattel allein überlaſſen, wenn er ſich auf's Reiten verſtehe.

„Das denk' ich!" ſprach er ſtolz. „Ich war ſchon vor funfzig Jahren Huſar, und der beſte Reiter im ganzen Regimente. Der alte General Ziethen, der auf dem Wilhelmsplatze in Berlin, in Stein gehauen, zu ſehen iſt, nannte mich nicht anders als: mein liebes Ebbnchen, oder mein kleiner Teufel."

So auf den Mund geſchlagen, ſtieg ich ab. Er führte meinen Schimmel an eine Bank, und kam glücklich hinauf. Jetzt aber ſtieß er ihm, um ſich als ein gewaltiger Reiter zu zeigen, die Holzpantoffeln heftig in die Seite, und das beleidigte Thier ging auf der

Stelle mit ihm durch. Er verlor Pantoffeln, Hut, Perücke, und überhaupt alles, was nicht knopf- und bandfest an ihm war. Endlich flog er selbst auf einen der großen, weichen Düngerhaufen, die der wohlweise Rath auf der Straße zu dulden schien, um in solchen Fällen zu einem bequemen Ruheplatze zu dienen.

Als sich mein Schimmel so gerächt hatte, blieb er stehen. Der beschämte Prahler drohte ihm mit geballter Faust, wies dann auf ein nahes Haus und brummte: „Dort wohnt der Stadtrichter!“ Ich gab ihm ein paar Groschen Schmerzengeld. „Großen Dank!“ sprach er. „Der Herr ist höflicher als sein Gaul.“

Das mir gezeigte Haus war himmelblau, und mit silbernen Sternen besäet. Oben unter dem Dache befand sich eine Mondscheibe, und auf derselben ein altes, finsteres Gesicht, das den sogenannten Mann im Monde vorstellen sollte. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inschrift: Ordnei-Amt.

Mit Ehrfurcht trat ich in diesen Himmel auf Erden, und klopfte an die mit goldenen Buchstaben bezeichnete Ordnei-Stube. Ein langer, kerzengeiser, feierlicher Mann öffnete mir. Ich erschrak; denn vor mir stand der leibhafte Mann im Monde, der sein vollkommen ähnliches Konterfei dort hatte anbringen lassen. Altdeutsch gekleidet wich er von seinem Musterbilde, dem Amtmann, bloß darin ab, daß er unförmliche, vorn abgestutzte Schuhe mit gelben Bandrosen trug.

Ich sagte ihm, daß ich, als Fremder, die Weisung erhalten habe, mich bei ihm zu melden.

Er klopfte bedächtig auf seine Tabaksdose, und fragte mit einem langsamen, gedehnten Tone: „Haben Sie eine Reise-Urkunde, oder, um mich kürzer auszudrücken, einen Paßbrief?"

Ich sah ihn an und bekannte, daß ich ihn nicht verstehe.

„Ich meine einen Paß;" fuhr er fort. „Wir haben uns hier verbunden, durchaus

reines Deutsch zu sprechen; folglich ward das Wort Pas, als ein ursprünglicher Ausländer und Sohn des lateinischen Passus, verwiesen. Daher lesen Sie auch an der Thür: Ordnei, statt Polizei, und ich heiße nicht Polizei-Inspector, sondern Ordnei-Obsichter, wie ich mich gern nennen höre, damit diese trefflichen Wörter in Umlauf gebracht werden."

Das alles lobte ich sehr, um ihn damit zu bestechen, weil ich keinen Bahnbrief aufzeigen konnte. Ich berief mich auf Freimunds Bekanntschaft. Er ließ das höflich gelten, und fing an, mir das Manuscript eines zum Druck bestimmten Handbüchleins vorzulesen, worin er, zum gemeinen Besten der Stadt Teutlingen, alle fremde Wörter, die nach und nach von Schulfüchsen und Zierlingen in unsere Sprache verpflanzt wurden, gedolmetscht hatte.

Diese Vorlesung ward aber, ehe wir das Ende des Werkleins erreichten, durch eine

Hiobspoſt unterbrochen. Ein athemloſer Eilbothe ſtürzte herein: „Um Gotteswillen, Herr Stadtrichter, eilen Sie, kommen Sie! Die Weiber ſind in Aufruhr: ſie ſtürmen das Rathhaus; der regierende Herr Bürgermeiſter und die ganze hohe Obrigkeit ſteckt drin, wie eine Maus in der Falle, und begehrt ſehnlich Rath und Hülfe von Ihnen.“ — Hiermit rannte der Bothe wieder fort.

„Der Satanas iſt in die Weiber gefahren!“ ſagte Herr Ballhorn, mit einem kreideweißen Geſichte. Er nahm (wie es in ſeinem Verdeutſchbüchlein lautet) einen Griff aus ſeiner Schnupfbüchſe, und fuhr fort: „Ich finde mich faſt bewogen, dem Himmel dafür zu danken, daß meine Gattin wegen einiger Unpäßlichkeit das Zimmer hüthen muß; ſonſt wäre ſie wohl auch von dem Strome der Empörung mit fortgeriſſen worden.“ Er erzählte mir nun, was ich ſchon muthmaßte, daß der Rathsſchluß, die franzöſiſchen Damen

und Demoiſellen in deutſche Frauen und Jungfrauen zu verwandeln, den Aufſtand errege. „Reiten Sie doch zu auf's friedliche Dorf hinaus!“ ſetzte er hinzu. „Hier iſt Mord und Todtſchlag zu befürchten. Wir Obrigkeit geben nicht nach; wir laſſen uns eher unter den Trümmern des Rathhauſes begraben.“

Er machte ſich jetzt mit groſſen Schritten auf den gefährlichen Weg, und ich ging ihm auf dem Fuße nach. Der Markt war mit zahlloſen, wild durch einander ſchnatternden Weibern und Mädchen bedeckt. Sie umzingelten ſogleich den Herrn Ordnei-Obſichter, und wollten ihm den Kopf zurecht ſetzen. Hundert Hände faßten und hielten ihn; er machte ſich aber die langen Arme frei, ſtreifte die Kletten, die ſich an ihn hängten, links und rechts von ſich ab, und erreichte das Rathhaus. Hier ſah's kriegeriſch aus. Zwanzig wüthende, mit Beſen, Ofengabeln und Krauthacken bewaffnete Amazonen belagerten

die Thür, und donnerten mit Holzärten daran. „Geliebte Frauen und Jungfrauen!“ begann Herr Ballhorn in einem bittenden, kläglichen Tone, und wollte eine rührende Rede halten; aber eine alte, häßliche, etwas vornehmer als die andern gekleidete Furie sprang auf ihn los, packte ihn am Kragen und schrie: „Sagen Sie meine Herrinnen und Fräulein, oder Sie kommen nicht lebendig von der Stelle!“ — Er trotzte standhaft dem Tode, und sprach den gefoderten Gruß nicht aus, sondern drang mit Gewalt hin zur Thür, die von innen ein wenig für ihn geöffnet wurde. Da sie aber, weil die tollen Weiber mit hinein brechen wollten, so schnell als möglich wieder zugedrückt werden mußte, so gerieth sein linker Fuß, den er nicht geschwind genug nachzog, in die Klemme, und verlor den Schuh, den die Weiber sogleich mit wildem Geschrei auf einer Stange herum trugen.

Als nun alle Verſuche, die Rathhausthür aufzuſprengen, vergeblich waren, hielt die alte Nadelführerin Kriegsrath, und eilte dann mit einigen ihres Gelichters ans nahe Spritzenhaus, deſſen offene Thür ein abgelebter Spießbürger bewachte. Sie warfen den armen Teufel, der ihnen den Eingang verwehren wollte, wie einen Kegel zu Boden, bemächtigten ſich einer Feuerleiter, und legten ſie ans Rathhaus an. Die Belagerten wurden darüber höchſt unruhig, riſſen die Fenſter auf, und ſchalten und wetterten grimmig. Daraus machten ſich aber die aufrühriſchen Unholdinnen ſo viel, als ob Gänſe ziſchten. Sie kletterten, wie Katzen, die Leiter hinauf. Die Rathsherren feuerten mit ſchweren Folianten in Holz- und Hornbänden auf ſie hinab, goſſen ihnen Tinte auf die Köpfe, und warfen ihnen Streuſand in die Augen. Aber auch dieſes Hagelwetter nicht achtend, erklommen ſie das Fenſter, wo der ganze Rath, um

den Sturm abzuſchlagen, in Schlachtordnung ſtand. Die jüngſten Mitglieder waren vorangeſtellt und hatten, da es zum Handgemenge kam, das ſchlimmſte Loos. Die Vorfechterin riß zweien derſelben die undeutſchen Perücken vom Haupte, und warf ſie unter das Volk. Bald darauf brachten die langen Vorlegeſen und Ofengabeln den Vortrab zum Weichen. Er drängte die hintern Reihen zurück; es entſtand eine ſchimpfliche Flucht, und die Feſte war erobert. Die Sieger hielten ihren Einzug durch's Fenſter, öffneten dann die Pforte, und alle weibliche Schaaren, die ſich auf dem Markte zuſammengerottet hatten, drangen hinein.

Eine Viertelſtunde nachher that ſich die Pforte wieder auf: die Weiber ſtrömten frohlockend heraus; ihre Hauptmännin hielt einen Bogen Papier in der Hand, ſtellte ſich in der Mitte des Marktes auf eine Tonne, und las mit lauter Stimme:

„Wir Bürgermeiſter und Rath der „Stadt Teutlingen thun hiermit kund und „zu wiſſen: daß Wir, um zur Vertilgung „des leidigen Franzoſenthums das Unſrige „beizutragen, einſtimmig beſchloſſen haben, „die fremden Wörter Madame und Demoiſelle im geſellſchaftlichen Leben zu „verbieten, und die ehrbaften Benennungen „Herrin und Fräulein an deren Stelle „zu ſetzen. Solches wird, auf geziemendes „Anſuchen unſerer geliebten Mitbürgerinnen, hiermit bekannt gemacht, und hat „ſich männiglich darnach zu achten.

„Gegeben zu Teutlingen am zwanzigſten „Tage des Erntemonats im Jahr 1814.

„Leopold Zaunkönig,

„regierender Bürgermeiſter."

Jauchzen und Händeklatſchen erſchallte; ich aber mußte über das geziemende Anſuchen, wovon ich Zeuge geweſen war, laut auflachen. Die Heroldin heftete die vorgele-

ſene Verordnung an die auf dem Markte ſtehende Poſtſäule: die zufriedene Verſammlung ging jubelnd aus einander, und die Herren des Raths ſchlichen, als der Weg rein war, beſchämt in ihre Häuſer.

Einige Tage darauf kam der Herr Bürgermeiſter Zaunkönig, ein kleines, geckenhaft bebendes Männchen von ungefähr dreißig Jahren, nach Eichenberg zum Beſuch. Er bewies ſeinen Reichthum, der ihn zum Abgott der Teutlinger machte, durch einen zierlichen Wagen mit treflichem Geſpann. Auch ſeine altdeutſche Kleidung war auſſerordentlich fein, und ſtand ihm nicht übel. Nur das gefiel mir nicht, daß er Paulinen, wie ein Schmetterling, buhleriſch umgaukelte, und ihr tauſend Schmeicheleien vorſagte. Freimund, der eben ſo wenig damit zufrieden war, und ſeinen verliebten Uebermuth demüthigen wollte, neckte ihn mit dem Siege, den

die Herrinnen und Fräulein von Teutlingen über ihn und seine Mitherrscher davon getragen hatten. „Das Blättchen wird sich bald wenden," gab er lachend zur Antwort. „Ich habe der Landesregierung den Vorfall berichtet, und die Aufwieglerin, Frau Spitzmaus, wird mit gebührender Strenge gezüchtiget werden."

Pauline fragte ihn, wer diese Person sey.

„Sie gehört zu einem erstochenen Geschlechte," antwortete er: „sie ist die Witwe eines Nachdruckers, der außer Landes, ich weiß nicht wo, sein Raubnest hatte. Erst vor einigen Monaten ließ sie sich hier nieder, und machte seitdem lauter schlimme Händel. Ich habe darauf angetragen, sie an den Pranger stellen zu lassen, damit ihr die Ehre widerfahre, die man ihrem seligen Gemahl schuldig geblieben ist."

Das Gespräch lenkte sich nun auf einen gewissen Hofrath Bär, und aus allerhand ver-

verblümten Neckereien, womit Herr Zaunkönig Paulinen anſticheite, errieth ich mit Verdruß, daß abermal von einem Liebhaber die Rede war. Der Bürgermeiſter beklagte ſich über ihn. „Wo er mich ſieht,“ ſprach er, „bewitzelt er meine Geſtalt, weil ich kein ſo vierſchrötiger Menſch bin, wie er; und geb' ich ihm zu verſtehen, daß er ſich Unhöflichkeiten erlaube, ſo ſchlägt er ſich auf den Bauch und ſagt: Ich bin ein Deutſcher! — gleichſam als hätte er deßhalb ein Recht, grob zu ſeyn. Aber er komme nur aus dem Bade zurück: Ich habe ihm eine ſcherzhafte Züchtigung zugedacht, und er ſoll ſie bei einem Gaſtmahl erhalten, wozu ich Sie insgeſammt vorläufig einlade.“

Er verbeugte ſich dabei auch gegen mich, und brach bald nachher ſeinen Beſuch ab.

So ſtanden alſo drei bedeutende Männer, ein Bürgermeiſter, ein Amtmann und ein Hofrath, als Nebenbuhler, mir gegenüber.

Mehrere ſolche Herrſchaften lauerten vielleicht noch im Hinterhalte: ich aber, der weder Amt noch Titelchen hatte, verlor dennoch den Muth nicht: denn daß mir Pauline ein wenig gut war, offenbarten mir wider ihren Willen tauſend kleine Kennzeichen von Liebe und Huld. Ich übergehe iedoch das alles jetzt und künftig mit Stillſchweigen, weil es gar nicht meine Abſicht iſt, eine empfindſame Geſchichte zu ſchreiben.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich vom Herrn Ballhorn ein ſeltſam abgefaßtes Handbriefchen, worin er mir meldete: daß Frau Spitzmaus, die Rädelsführerin des neulichen Aufruhrs, auf landesherrlichen Befehl, des folgenden Tages am Schandpfahl ausgeſtellt werde. Zu dieſem Schauſpiele lud er mich ein, mit freundlichem Erſuchen, zuvor ein Frühſtück bei ihm einzunehmen.

In Erwartung lächerlicher Auftritte ritt

ich nach Teutlingen, und war ſchon um acht Uhr im blauen Himmel.

Der Herr Ordnei-Obſichter nahm mich ſehr wohlwollend auf, und fragte ſogleich: ob er mir mit einer Schale amerikaniſchen Fruchtkern-Trank dienen könne.

Ich begriff nicht, was er mir anbot.

„Ei, ei!“ ſagte er, „vergaßen Sie ſchon, daß ich in meinem Verdeutſchbüchlein das franzöſiſche Wort Chokolade ſo überſetze? — Ich könnte kürzer und beſtimmter ſagen: Cacao-Trank, denn Cacao iſt wenigſtens nicht franzöſiſch: aber ich haſſe dieſes Wort, weil es mich an die weiland beliebte Farbe Caca du Dauphin erinnert. — Es war eine hündiſche Kriecherei des Franzvolkes, ſich in den Unflath ſeines Kronprinzen zu kleiden. Daß ſich aber auch die Deutſchen ſo bodenlos tief erniedrigten, und es ihm nachthaten, das iſt uns eine ewige Schande. — Und faſt eben ſo ſchimpflich wälzte ſich auch einmal

die ganze feine deutsche Welt im Pariser Strafenkothe, indem sie eine Farbe trug, die man Boue de Paris nannte." —

Ich stimmte lebhaft in diesen gerechten Tadel mit ein. Dagegen gestand ich ihm meine Verwunderung, daß er in seinem Briefstein auch alten, ehrlichen, ächtdeutschen Worten hart mitgespielt, und ihnen entweder den Schweif gestutzt oder sie auf andere Weise verstümmelt habe. „Sollte diese Sprachumwälzung," fuhr ich fort, „weiter um sich greifen, so würden dadurch alle bisher geschriebene deutsche Meisterwerke, besonders die poetischen, vernichtet."

„Fürchten Sie das nicht!" sprach er. „Bei neuen Auflagen lassen sich die alten Fehler leicht verbessern. Ich selbst erbiete mich, die Werke verstorbener Dichter, zum Beispiel Klopstocks, Bürgers, Schillers und so weiter, bei einer Pfeife Tabak umzuarbeiten, und die hier und da, nach Ih-

rem Ausdruck, von mir geſtutzten Schweife durch geſchickte Füllwörtchen zu erſetzen.“ —

Da war's Kunſt, das Lachen zu verbeiſſen!

Unter ſolchen lehrreichen Geſprächen kam die zehnte Stunde heran. Herr Ballhorn mußte nun aufs Rathhaus. Ich begleitete ihn bis dahin, und erſtaunte nicht wenig, kein weibliches Weſen auf der Straße zu ſehen. In den Häuſern rings um den Markt waren alle Fenſter geſchloſſen, und die Vorhänge der meiſten dicht zugezogen. An einigen andern zeigten ſich zwar Frauen und Mädchen, kehrten aber der Ehrenſäule, an welcher ihre Heldin den Lohn der Tapferkeit empfangen ſollte, den Rücken zu. Dieſe verächtliche Stellung galt aber auch vielleicht dem an der Poſtſäule angehefteten Rathsbefehle: daß künftig keine Herrinnen und Fräulein in Teutlingen herrſchen, ſondern nur Frauen und Jungfrauen beſcheiden wandeln ſollten. —

Auf Anſuchen des Stadtraths hatte der Amtmann den Landſturm ſeines Gebiets zu Roß und Fuß einrücken laſſen, um die Weiber, wenn ſie etwa auf's neue Sturm laufen wollten, im Zaume zu halten. Ein tüchtiger, geſetzter Forſtbedienter befehligte die Reiterei; der Feldhauptmann des Fußvolks hingegen war ein vorwitziger und überthätiger Schulmeiſter, der ſich mächtig in die Bruſt warf, entſetzlich viel Worte machte, und nicht aufhören konnte, ſein ungelenkes und widerſpenſtiges Häuflein zu ordnen und zu richten.

Zur Abwechſelung gab er auch einen lebendigen Beweis, wie leicht es damals war, jemand in den Verdacht unvaterländiſcher Geſinnungen zu bringen.

Es lief ein ältlicher, hagerer Mann, den ich Magiſter Günther nennen hörte, ſchnell und ſcheu über den Markt. Er war mit einem verwitterten leberfarbenen Rocke bekleidet, trug einen platten Hut unter dem Arme,

und einen ungeheuern Haarbeutel an ſeinem kahlen Kopfe. „Seht, der iſt franzöſiſch geſinnt; er trägt einen Haarbeutel!“ ſagte der naſeweiſe Schulmeiſter zu einigen herum ſchwärmenden Straßenjungen. Sogleich verfolgte die Rotte den fliehenden Magiſter und ſchrie: „Haarbeutel-Günther! Franzöſiſchgeſinnter!“ Er fuhr in ein Haus, erſchien bald darauf an einem Dachfenſter, warf den Haarbeutel auf die Straße, und rief: „Da, ihr Belialskinder! da zerreißt den Franzoſen!“ — Und das geſchah auch ſofort.

Indeſſen hatte die Glocke ſchon lange eilf geſchlagen, und die Feierlichkeit am Pranger verzog ſich noch immer. Da durchlief den Markt das Gerücht: die Herrin Spitzmaus habe in der deutſchen National-Frauentracht öffentlich ausſtehen wollen; als es aber der Rath nicht genehmiget, habe ſie den trotzigen Entſchluß gefaßt, im Reifrock zu prunken; und da man ihr dieß, weil der

Reifrock eine widrige franzöſiſche Erfindung ten, unbedenklich erlaubt habe, ſo kleide ſie ſich jetzt um, und das verurſache den Verzug ihres Auftritts.

Dieſes Gerücht hatte Grund. Gegen zwölf Uhr erſchien ſie wirklich im Reifrock und Schleppkleide, und beſtieg mit kecken Schritten die Bühne, wo man, aus Furcht vor ihrer Läſterzunge, drei oder vier Fellraſſler (nach unſers Johann Ballhorns Dolmetſchung des Wortes Tambour) aufgeſtellt und ihnen befohlen hatte, aus Leibeskräften zu raſſeln, ſo bald ſie Schmähungen gegen die Obrigkeit ausſtoße.

Eine Minute lang ſah ſie frech umher; dann erhob ſie ihre Stimme, und ſagte zu dem ſie angaffenden Volke: „Denkt ihr, ich ſoll mich ſchämen? Nein, ich ſchäme mich nicht. Ich habe für eine gute Sache gekämpft; aber Undank iſt der Welt Lohn, ſagte mein ſeliger Mann. — Ach, lebte der Edle noch!

Er hat's wahrlich nicht um die Welt verdient, daß man mit ſeiner Witwe ſo umgeht. Die vortrefflichſten Bücher gab er den Leuten um's halbe Geld, und Fürſten ſchützten ihn gegen ſeine Neider und Feinde. Aber meiner nimmt ſich kein Menſch an. Ich ſtehe hier wie eine Miſſethäterin, weil ich ein Paar einfältigen Rathsherren die Perücken — —"

Hier fielen ihr die Fellraßler mit einem ſo gewaltigen und anhaltenden Gebiſſe ins Wort, daß ſie, aller Anſtrengung ungeachtet, keinen vernehmlichen Laut wieder auforingen konnte.

Als ſie die gehörige Zeit zur Schau geſtanden hatte, ward ſie zur Stadt hinaus geführet, und bedeutet, ſich nicht wieder darin betreten zu laſſen. Sie wandte ſich, wie man ſagt, in ihre alte Heimath zurück, und heirathete dort wieder einen Nachdrucker, der durch ſeine Geſchäfte geübt war, ſich über Ehre und Schande hinweg zu ſetzen, und folglich

auch kein Bedenken trug, eine vom Pranger kommende Dame zum Altar zu führen.

Wenige Tage darauf kam der Hofrath Bär nach Eichenberg, um ſeine Rückkunft zu melden. Ich ſah den breiten, wohlgenährten Mann aus dem Wagen ſteigen und über den Hof gehen. Sein trotziges Geſicht, plumper, ſchwer aufſtampfender Gang, und noch mehrere Merkzeichen der ihm nachgeſagten Ungeſchliffenheit, machten mich nach ſeiner Bekanntſchaft nicht lüſtern, und ich nahm keinen Antheil an ſeinem Beſuche.

Das ihm aufgehobene Gaſtmahl des Bürgermeiſters ging bald darauf vor ſich. Wir wurden, mittelſt einer Karte, auf deutſche Hausmannskoſt eingeladen, und dieſe Worte waren dreifach unterſtrichen. Freimund und Pauline ahnten ſchon aus dieſem Umſtande eine gegen den Hofrath angelegte Neckerei; denn ſie kannten ihn als einen

Leckermund, der es ſehr übel nahm, wenn man ihm nur Hausmannskoſt vorſetzte.

Der Saal war mit Kränzen von Eichenlaub geſchmückt; alle Gäſte erſchienen in altdeutſcher Tracht; nur wir, das Kleeblatt von Eichenberg, machten davon eine Ausnahme, und wurden deßhalb von allen Seiten geſcholten. Der Amtmann, der Hofrath, der Obſichter, die Vornehmen des Raths, und noch acht oder zehn andere, mir unbekannte Perſonen, bildeten die Geſellſchaft. Der merkwürdigſte Mann unter den letztern war der Doctor May, der Arzt des Städtchens, eine drollige kleine Kürbisgeſtalt, mit einem Kupfergeſichte.

Als wir uns zur Tafel geſetzt hatten, ward ein Stück Rindfleiſch, mit Meerrettig und anderer gemeiner Zukoſt, aufgetragen. „Keine Suppe?“ — murrte der Hofrath. „Nein!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ich will heute meine werthen Gäſte mit einer ächt

vaterländiſchen, kerndeutſchen Mahlzeit bewirthen. Rindfleiſch iſt kräftig und derb, wie der ehrliche Deutſche; aber die flüſſige Suppe gleicht dem immer ſchwankenden, unzuverläſſigen Franzmann, und ward auch wahrſcheinlich von ihm erfunden."

„Der Name iſt unſtreitig franzöſiſch:" ſprach der Obrichter. „Doch läßt er ſich bequem durch Gelbſſel verdeutſchen. Man kann ſagen: Weingelbſſel, Biergelbſſel, Milchgelbſſel, und ſo weiter."

„Ich möchte nur," entgegnete der Bürgermeiſter, „kein junges, artiges Frauenzimmer auf ein Gelbſſel einladen. Das würde ſehr zweideutig klingen."

Es ward gelacht: der Hofrath allein blieb ernſthaft und knurrte: „Eine gute Brühſuppe, deutſch oder franzöſiſch, wäre mir lieber als all' die Wortklauberei."

Er rührte, in Hoffnung beſſerer Zeiten, das Rindfleiſch wenig an. Aber auch die

zweite Tracht entſprach ſeiner Erwartung nicht. Sie beſtand aus Schinken, mit Erbſen, Klöſſen, und ganz alltäglichen grünen Gemüſen. Der unzufriedene Gaſt aß keinen Biſſen davon, ungeachtet ihn der Wirth ermahnte: er möge ſich vorſehen, daß er nicht hungrig vom Tiſche aufſtehe.

Die dritte Schüſſel brachte einen Hecht, der, nach ſeiner Größe, ein Fürſt der Waſſerwelt geweſen war. Aber der Hofrath hatte keine Achtung vor ihm. „Das verdammte Raubthier," ſagte er laut, „hat wohl alle Forellen und Aale verſchlungen, daß wir keine zu ſehen bekommen."

„Der Fiſch iſt gut!" rief Doctor Math. „Er will aber ſchwimmen, und ein Deutſcher trinkt gern." — Damit ſtürzte er ſeinen Pokal aus; denn, ſtatt der Weingläſer, ſtanden große Humpen auf dem Tiſche, und wurden fleißig mit köſtlichem Rheinwein gefüllt.

Jetzt erſchien ein Harfenſpieler in einem

langen Gewande. Er ſetzte ſich unweit der Tafel, griff in die Saiten, und ſang ein Lied zum Ruhm und Preis der alten deutſchen Zeit, und ein anderes zum Lobe der Frauen. Das letztere, das höchſt wahrſcheinlich der verliebte Bürgermeiſter ſelbſt gedichtet hatte, krönte Paulinen zur Königin des Feſtes, und bezeichnete ſie, ohne Nennung ihres Namens, ſo deutlich, daß ſie die Augen niederſchlagen mußte, indeß ihre Verehrer dem Sänger Beifall zuklatſchten, und auf ihr Wohl die Humpen leerten. Zu meinem Erſtaunen miſchte ſich auch der Doctor unter das lärmende Chor der Anbeter, und bezeigte ſich ſogar noch feuriger als die übrigen: denn er trank auf Paulinens Geſundheit zwei volle Humpen, und die andern weihten ihr nur Eine.

Hierauf ſang der Harfner folgendes Spottlied.

An die Franzmänner.

Ei! wie habt ihr Ueberklugen
Mit den Deutſchen es verſehn,

Daß ſie euch ſo tapfer ſchlugen,
Und ſich drob nicht wenig blähn?

Denken denn die Undankbaren
Keinen Augenblick daran,
Was ihr ſeit viel hundert Jahren
Ihnen Gutes habt gethan?

Eure Sprache, eure Moden,
Habt ihr ihnen, wie bekannt;
Sandtet auch vom Vaterboden
Große Künſtler in ihr Land.

Kammerdiener, Gouvernanten,
Koch' und Lehrer gegen ein,
Und die deutſchen Elephanten
Lernten leicht und zierlich ſein.

Und für dieſe reiche Spende,
Schmuckend Körper, Geiſt und Haus,
Bietet ihr euch nichts am Ende
Als die deutſche Freiheit aus. —

Ja, ein Veilchen hab man Proben
Treuer Dienſtbefliſſenheit:
Aber bald begann ein Toben
Ueber dieſe Kleinigkeit.

Ihr Männer, alle Weiber,
Klagten über Iwana und Trang,
Und der Kiel der Buchschreiber
Nannte frech euch kurz und lang.

Und indeß man, wie besessen,
In die Barbarentrompete stieß,
Schuf das Kriegsvolk euch vermessen
Bis ins heilige Paris.

Aber laßt die Donnerwolke
Nur gelassen vorübergehn!
Euch kann doch beim deutschen Volke
Neues Herrscherglück erblühn.

Fahret es fort, euch nachzuahmen,
Bleibt es eurer Sprache treu,
So entsprießt aus diesem Samen
Einst ihm wieder Sclaverei.

„Das verhüthe Gott!" rief Herr Wallborn. „Wenigstens an uns sollen sie diese Freude nicht erleben. Wir werfen ihre Sitten und Sprache zur Stadt hinaus, und ganz Deutschland möge sich an uns spiegeln."

„Amen

„Amen, das werde wahr!“ fiel der Doctor ein, und bekräftigte seinen Wunsch mit einem tüchtigen Trunke.

Diesem poetischen Zwischenspiele folgte der höchst prosaische Auftritt eines Lammsbratens mit weißen Rüben. „Sehen Sie hier,“ sagte der Bürgermeister, „ein merkwürdiges, ächt deutsches Gericht! — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der edle Kämpfer für deutsche Freiheit, ward mit Lamms-[illegible]ren und weißen Rüben von seiner Hausfrau bewirthet, als er einemals von einem glücklichen Zuge in seine Burg zurück kam, und einen gefangenen Gast, den Ritter Weislingen, mitbrachte.

„Ich durfte nicht Götz seyn!“ rief der Hofrath. „Ich hätte das Weib meine schwere eiserne Hand fühlen lassen, wenn mir nichts besseres aufgetischt worden wäre.“

Er wandte sich dann zu mir, den das Loos getroffen hatte, sein Nachbar zu seyn,

und ſagte vertraulich: „Nun haben wir, Gott ſey Dank! die Vexiermahlzeit überſtanden; nun wird unſer ſpaßhafter Herr Wirth den rechten Schmaus anfangen laſſen. Ich freue mich nur, daß ich ſo klug war, mich mit jenen gemeinen Philiſterſpeiſen nicht anzufüllen.“

Er ließ denn auch den ritterlichen Braten mit Verachtung bei ſich vorübergehen. Wir andern aßen, ohne uns an ſein Hohnlächeln zu kehren, unſern Theil davon. Hierauf kam ein Weinmus für die Frauen, und zugleich der Nachttiſch, der nichts enthielt, als Butter und Käſe, ein paar Teller Obſt, und eine Schüſſel mit gebratenen Eicheln, die der Bürgermeiſter für die Urkoſt unſerer Altvordern ausgab, und deutſche Kaſtanien nannte. Dennoch aber wies jedermann die herbe Frucht mit Lachen von ſich.

„Nun Scherz bei Seite, Herr Bürgermeiſter!“ rief mein Nachbar. „Laſſen Sie gefällig auftragen, was Sie uns im Ernſte beſtimmten.“

„Sie ſchweben in einem ſeltſamen Irrthum, beſter Herr Hofrath!“ verſetzte Jener. „Unſere einfache deutſche Mahlzeit iſt völlig vorbei.“

Er machte große Augen, und wollte das nicht glauben; als es ihm aber der Schalk nochmals verſicherte, ward er unbeſchreiblich grob, und foderte gebieteriſch die abgetragenen Speiſen zurück. Sie wurden gebracht, und er aß wie ein Wolf.

Aber auch dieſen Nothgenuß verbitterte ihm der Harfner durch den Geſang nachſtehender Romanze.

Zaunkönig und Bär.

Ein Zaunkönig und ein Zottelbär,
Das waren verwunſchte Prinzen.
Sie zogen vereint in der Welt umher,
Und hatten nicht Kleider, nicht Münzen.

Prinz Bär war groß, und bekam dafür
Mitunter tüchtige Prügel;
Allein das kleine geflügelte Thier
War ganz der Höflichkeit Spiegel.

Sie mußten, Kraft der Verzauberung,
Die Menschheit so lange missen,
Bis eine Prinzessin, schön und jung,
Sich frei entschloß, sie zu küssen.

Drum wanderten beide sich müd' und matt,
Und schweiften nach allen vier Winden,
Um irgend in einer Königsstadt
Entzaubernde Küsse zu finden.

Einst sah'n sie ein reizendes Fürstenkind,
Umgeben von Zofen und Schranzen,
Im Grünen umfächelt vom Abendwind
Mit andern Prinzessinnen tanzen.

Prinz Bär, gleich verliebt bis über's Ohr,
That sich nicht lange besinnen,
Und brach, wie ein Sturm, aus dem Wald hervor,
Um Minnesold zu gewinnen.

Die Tanzgesellschaft hatte nicht Lust,
Den wilden Besuch zu erwarten:
Sie floh, mit Geschrei und bebender Brust,
In einen ummauerten Garten.

Der tapfrische Buhler legte sich kühn
Am Gitterthor auf die Lauer.

Da stürmte von allen Seiten auf ihn
Ein Steinregen über die Mauer.

Indessen hatte sein kleiner Gesell
Sich in den Garten geschwungen,
Und sang so wunderlieblich und hell,
Als nie seines Gleichen gesungen.

Die schöne Prinzessin sah empor;
Doch zitterte sie vor dem Baren,
Und konnte jetzt kein ruhiges Ohr
Dem freundlichen Vöglein gewähren.

Es flog zu dem Brummer hinaus und sprach:
„Du hast dich übel empfohlen!" —
„Was thut's?" versetzt' er. „In ihrem Gemach
Will ich nun Rache mir holen.

Und soll und muß in künftiger Nacht
Ein rascher Ueberfall glücken.
Ich bring' ins Schloß durch die stehende Wacht
Und trag' dich hinein auf dem Rücken."

„Schön Dank!" rief lächelnd das Königlein;
„Da würd' ich schlimm mal erschlagen!
Denn schrecklich wird man den Buckel dir blau'n,
Beginnst du den Einbruch zu wagen." —

Es wurde Nacht, und der lüsterne Bär
Ging schnobernd herum an den Thoren.
Er fand bald eins, wo Herz und Gewehr
Die feigen Wächter verloren.

Und als sie vor ihm mit Geheul
Die Flucht [illegible] genommen,
Ging er [illegible] hinauf,
Um zu der Prinzessin zu kommen.

Ach! aber in dem [illegible]saal
Von [illegible] umgeben,
Umringten ihn, starrend von Erz und Stahl,
Wohl dreißig gewappnete Recken.

Die Schwerter ziehend, mähten sie schnell
Ihm beide Ohren vom Kopfe,
Und mühsam bracht' er sein blutendes Fell
Durch schleunige Flucht aus der Klopfe.

Prinz Zaunkönig suchte während der Zeit
Sein Glück auf gescheitere Weise.
Er machte sich, unter des Mondes Geleit,
Behutsam und still auf die Reise.

Die warme, ruhige Sommernacht
Hielt ihm die Schloßfenster offen;

Die Zimmer durchspähte der Amorin Pracht,
Und bald war das rechte getroffen.

Er sah die Prinzessin, schön wie ein Bild,
Im süßesten Schlummer liegen,
Und wagte nicht, von Lieb' erfüllt,
Auf's seidene Bettchen zu fliegen.

Er weckte sie mit munterm Gesang:
Aufblickten die Aeuglein, wie Sterne.
Doch lauschte sie still drei Minuten lang,
Damit er nicht schnell sich entferne.

Sein Schnäblein wagte, mit feiner Art,
Ihr Schwanenhändchen zu tippen.
Da faßte sie ihn und drückt' ihn zart,
Und küßt' ihn mit rosigen Lippen.

Schnell wuchs das Vöglein ihr aus der Hand,
Warf sich auf den Fußteppich nieder,
Verwandelte sich im Hui und erstand
Als blühender Jüngling wieder.

Sie fuhr zusammen, mit einem Schrei,
Doch war sie ihm plötzlich gewogen;
Und kurz, kaum huschten acht Tage vorbei,
So ward die Vermählung vollzogen.

Sein Unglück[illegible] vernahm der Mahr,
Und wollt' sich [illegible] entfliehen.
Er ist noch bis heut' ein [illegible] Mann,
Und wird es sein Leben lang bleiben.

Bei den letzten Worten sprang der Hofrath heftig auf; der Clavierspieler sah sich erschrocken um, und machte sich schnell aus dem Staube. „Das rieth ihm Gott, Herr Stadtmusikant!“ donnerte der Hofrath ihm nach, und setzte sich mit funkelnden Augen wieder an seinen Ort.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Bürgermeister gelassen.

„Das will ich Ihnen morgen unter vier Augen — und allenfalls unter vier Händen — erklären;“ antwortete Jener, und that sich, durch die Romanze gezähmt, augenscheinlich Gewalt an, nicht mehr zu sagen.

Es entstand eine bängliche Stille, die jedoch der Amtmann nur eine halbe Minute

dauern ließ. Dann fing er an, die Güte zu pflegen, und es kam bald und bald ein Vergleich zu Stande.“

Als wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, wurde Warmbier in Kaffeeſchalen dargereicht.

„Wieder ein neuer Eulenſpiegelſtreich!“ rief der Hofrath, mit erzwungenem Lächeln. „Warum denn kein Kaffee?“

„Weil wir wiedergeborene Altdeutſche ſind;“ ſagte der Bürgermeiſter. „Wir enthalten uns daher eines ausländiſchen Getränks, das unſere Urväter nicht kannten.“

„Sehr wahr!“ fiel der Doctor ein. „Doch Warmbier tranken ſie ſchwerlich nach Tiſche. Sie fingen's da beim Becher wieder an, wo ſie es bei der Mahlzeit gelaſſen hatten.“

Der Bürgermeiſter verſtand den Wink, und ließ friſchen Wein bringen. Zugleich aber ward uns Eichenbergern, und den Frauenzimmern inſgeſammt, Kaffee gereicht.

„Nun, was für ein Vorrecht haben denn Dieſe?“ brummte der Hofrath.

„Die Herren von Eichenberg," entgegnete der Bürgermeiſter, „zeigen durch ihre Kleidung, daß ſie heute noch keine Niederländiſche ſind, und mit dem ſchwächern Geſchlechte, das ſich ungern vom Kaffee trennt, muß man Anfangs einige Nachſicht haben."

Der Hofrath ſchüttelte den Kopf, und ſagte zu den übrigen, vom Kaffee ausgeſchloſſenen Männern: „Kommt, wir wollen uns am Weine rächen." — Sie becherten nun weiblich. Das empfand der Trinktiſch, um den ſie ſich geſtellt hatten. Wer das Gleichgewicht verlor, ſchob ihn den gegenüber ſtehenden Zechern auf den Leib, und dieſe gaben taumelnd den Stoß zurück. Dabei ward der deutſchen Freiheit manches Lebehoch gebracht. Aber indem ſie ſo auf Freiheit pochten, waren einige von ihnen gefeſſelte Sclaven, die mit gläſernen Augen ſehr demüthig um einen Gnadenblick von Paulinen flehten. Sie hatten auch mit Vater Freimund viel

abzumachen. Einer nach dem andern führte ihn in ein Nebenzimmer, und kam von der geheimen Unterredung mit heiterm Angesichte zurück.

Freimund, dem der Ton der Gesellschaft nicht gefiel, ließ zeitig anspannen. Da erhob sich, als es ruchbar wurde, ein großer Aufstand. Der Bürgermeister bat dringend, noch länger zu verweilen, und Paulinens Liebhaber brauchten Gewalt, indem sie unsere Hüte, Handschuhe und anderes Eigenthum in Beschlag nahmen, um uns zum Bleiben zu zwingen. Standhaft setzten wir aber unsern Willen durch, und brachen auf. Der Abschied zog Paulinen viel ungeschickte Zärtlichkeiten zu; ihr Vater hingegen bekam zu gleicher Zeit neue derbe Verweise, daß er nicht in altdeutscher Kleidung erschienen war, und der Amtmann, des Strafens gewohnt, legte ihm sogar die Buße auf, nächstens ein deutsches Fest zu geben.

„Etwa ein Turnier!“ sagte der Bürgermeister.

„Ja, ein Turnier! ein Turnier!“ rief ein zehnstimmiges Echo.

„Turnei!“ fiel der Obsichter nachdrücklich ein. „Turnier ist wegen seiner ausländischen Endung verwerflich.“

„Nun, so geht uns ein Turnei, lieber Freimund!“ sagte der Amtmann. „Und der Preis des Sieges — oder, in der Rittersprache zu reden, der Dank — sey eine gewisse köstliche Perle! — Ihr wißt schon!“ —

„Das kann ich nicht versprechen;“ antwortete Freimund. „Doch eine, mit Schranken umzogene Rennbahn steht zu Diensten. Da mag, wer Lust hat, turnieren!“ —

„Turnen! turnen!“ rief der Obsichter, und drohte sträflich mit dem Zeigefinger.

Am folgenden Tage sagte Freimund zu mir: „Ich will aus gewissen Ursachen die

Narren in Teutlingen zum Narren haben, und ihnen ein Kampfſpiel veranſtalten. Die Herren Flau, Bär, Zaunkönig und May ſind beritten: ſie mögen ſich alſo auf ihre Streitroſſe ſchwingen, und Lanzen mit einander brechen. Es gehört aber in meinen Plan, daß keiner von ihnen am Ende Sieger bleibt, und auf den Ritterdank Anſpruch machen kann. Irgend ein Anderer muß zuletzt den tapferſten Kämpfer aus dem Sattel heben, und dieſe Rolle übertrage ich Ihnen, Freund Otto! Ihrer Jugendkraft und Gewandtheit iſt es ein Leichtes, mit den ſteifen Männern und Männchen fertig zu werden, und der Ihnen beſtimmte Dank wird Sie erfreuen."

Die letzten räthſelhaften Worte machten mich aufmerkſam. Sollte wohl, ſagte ich zu mir ſelbſt, Pauline darunter gemeint ſeyn? Hat der Vater euer Verſtändniß belauſcht? und will er das Mädchen lieber dir gönnen, als einem jener vier Herren, die vielleicht in

der gestrigen Trunkenheit um sie warben? — Diese Möglichkeiten und Ahnungen bewogen mich sogleich zur Erklärung, daß ich die Posse mitspielen wolle. Es war mir auch nicht bange, den Sieg über meine Gegner davon zu tragen, weil ich mich in frühern Jahren, als ich die Reitbahn besuchte, im Ringelrennen fleißig geübt, und manchen pappenen Türken und Chinesen niedergehauen hatte.

Das Ausschreiben des Turniers, die Anschaffung der Harnische und andern Erfordernisse, die auf der Tummelbahn gehaltenen Vorübungen, und überhaupt alle vorläufige Anstalten, worüber ein ganzer Monat verfloß, übergehe ich mich Stillschweigen. Ich rüstete mich in geheim, und ließ niemand merken, daß ich mich mit den obgenannten vier Rittern messen wollte. Im Gegentheil stellte ich mich, in ritterlichen Turnkünsten ganz unerfahren zu seyn.

Am Kampftage erschienen die Ritter folgendermaßen gerüstet:

Ritter Flau ragte auf einem großen, ſtattlichen Rappen, wie ein Thurm, über die andern hervor. Sein ſtahlblauer, gefirnißter Harniſch war, gleich den Panzern der übrigen Ritter, von ſtarker Pappe zuſammengeleimt. Seinen Schild zierte ein ſinnreiches Gemählde. Es zeigte die Göttin der Gerechtigkeit, in Paulinens Geſtalt, mit einer Wage in der Hand. In der rechten Schale thronte ſehr kennbar der Ritter, und überwichtig ſank ſie mit ihm: in der linken Schale hockten ſeine drei Nebenbuhler jämmerlich auf einander, und ſchnellten hoch in die Luft.

Ritter Zaunkönig, goldfarben geharniſcht, ritt ein ſo hohes Roß, daß er es nicht anders, als mittelſt einer Leiter, erſtiegen haben konnte. Das Sinnbild ſeines Schildes war ein kleines Vögelchen, das auf einem Zaune ſaß, und eine im Schnabel haltende Roſe einem ſchönen Fräulein überreichte.

Ritter Bär ſtrotzte auf einem Karrengaule,

der ſo plump war, als er ſelbſt. Sein Harniſch war eiſengrau, und im Schilde führte er einen ſchwarzen Bären, auf welchem ein Liebesgott ritt, und ihn am Zügel lenkte.

Mutter Mag glich ganz dem alten Silenus. Veneckelt, wie Dieſer, hing er ſchwankend auf einem kleinen grauen Eſelein, das einem Eſel ähnlicher ſah, als einem Pferde. Seine Rüſtung hatte die Farbe der Nacht, und auf dem Schilde war er ſelbſt, als Beſieger des Todes, dargeſtellt. Der Tod kniete vor ihm, und ſchien um ſein Leben zu bitten; aber der übermüthige Sieger ſchlug ihm eine große Arzneiflaſche am hohlen Schadel entzwei. Neben ihm ſtand Pauline, und ſetzte ihm einen Kranz auf.

Das waren die vier Ritter, die ſich auf der Stechbahn einfanden. Außerhalb der Schranken hatte ſich ganz Teutlingen gelagert. Pauline und die übrigen Frauen ſaßen auf einer erhöhten Bühne. Ich aber, mit ei-

nem

nem Blechharnisch bekleidet, hielt zu Pferde hinter einem nahen Hügel, wo ich den Kampf sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Trompeten foderten auf, das Ritterspiel zu beginnen. Zaunkönig sprengte zuerst hervor, und rannte, um das dünnste Bret zu bohren, mit dem dicksten Ritter an. Herr Max ließ sich eine Weile necken, ehe er den Rückenhalt der Schranken aufgab. Als er sich endlich ins Freie wagte, rannte Zaunkönig, mit vorgestreckter Lanze, gegen ihn an, als wollte er ihn durch und durch stoßen. Das war nicht zu befürchten, weil die Lanzen, dem geschlossenen Vertrage gemäß, keine Spitzen, sondern lederne, mit Baumwolle ausgestopfte Köpfe hatten; dennoch war dem feigen Max vor dem drohenden grimmigen Stoße so bange, daß er sich rückwärts von seinem Brauchen warf, und eilig davon lief. Ein allgemeines Gelächter überschallte das Geschmetter der siegverkündenden Trompeten.

Der Ausreißer hatte seinen Helm verloren. Zaunkönig hälfte ihn mit seiner Lanze gerichtet von der Erde auf, und wollte Pauline diese Siegeszeichen überreichen. Ritter Bär verrannte ihm aber den Weg, und legte die Lanze gegen ihn ein. Zaunkönig nahm die Aufforderung an; sie stürzten auf einander los; Bär bekam einen ohnmächtigen Puff auf die pappene Brust, und blieb unverrückt im Sattel. Aber beim zweiten Rennen ward Zaunkönig mit einem kräftigern Stoße begrüßt, und saß plötzlich, wie ein Frosch, im Sande. „Sehn Sie," sagte Bär, „diese Kraft meines Armes verdank' ich den kernhaften Speisen, die ich neulich bei Ihnen genoß." — Zaunkönig sprang mit Katzjer empor, und strebte hastig, seinen hohen Gaul zu erklimmen. Bei dieser vergeblichen Anstrengung platzte sein goldener Harnisch an verschiedenen Orten auf, und gab ihm das Ansehen einer von Kindern zerrissenen Puppe. Dadurch

noch wilder gemacht, zog er ſein Schwert, um ſeinen hohnlachenden Feind damit zu züchtigen. Doch Freimund und einige andere friedliebende Männer eilten herbei, entwaffneten ihn durch freundliches Zureden, und führten ihn aus den Schranken.

„Nun machen wir unſern Tanz!“ rief Alau dem Sieger zu. „Das verſteht ſich!“ antwortete Dieſer mit einem übermüthigen Tone, als ſey er unüberwindlich. Sie ſtellten ſich in möglichſter Entfernung einander gegenüber. Wär ſchien entſchloſſen, Roß und Mann zu Boden zu rennen: ſo ſtürmend ritt er an. Plötzlich aber ſtolperte ſein ungelenkes Thier über ſeine eigenen Beine, und er ſchoß mit der Naſe in den Sand. Er raffte ſich ſchnell wieder auf; doch ſein Verhängniß hatte ihm dieſen Platz beſtimmt. Alau, ſtärker und geſchickter als er, ſtach ihn beim zweiten Angriff vom Pferde, und er fiel eben dahin auf den Rücken, wo er zuvor die Erde geküßt hatte.

Ich flog jetzt hinter dem Berge hervor, und in die Stechbahn hinein. Die Zuschauer empfingen mich mit lautem Beifall und frohen Gesichtern; aber Herr Klaus sah mich finster an, weil er schon den Kampfpreis gewonnen zu haben glaubte, und ihn nun wieder aufs Spiel setzen musste. Ich ritt zu den Frauen hin, senkte den Speer vor Paulinen, tummelte dann meinen Schimmel, und erbat mir von dem scheelsichtigen Ritter die Ehre, eine Lanze mit ihm zu brechen. Bald begab er sich an den gehörigen Ort, und stürzte, wie ein Bergfall, auf mich los. Doch der Zorn machte ihn blind: er verfehlte mich, schoss bei mir vorbei, und sein Rappe, der Ross und Reiter mit ihm durchging, hätte beinahe die Planken übersprungen. Die daran sitzenden Zuschauer stoben mit Schrecken, und purzelten im Getümmel über einander. Wir machten hierauf den zweiten Ritt, und gaben und empfingen beiderseits tüchtige Stöße,

die jedoch den Wettſtreit nicht entſchieden. Erſt beim dritten Rennen gelang es mir, den tapfern Kampen ſo zu erſchüttern, daß er die Zügel verlor, und nach fruchtloſem Ringen, ſich auf dem Pferde zu erhalten, hinab mußte. „Hohl' der Henker das Kinderſpiel!“ rief er aus, und verließ den Schauplatz.

Ich ſah mich um, ob jemand vorhanden ſey, der des Ammanns Niederlage rächen und mich aus dem Sattel heben wolle; aber die Rennbahn blieb leer, und bald erſchien ein Herold, der ausrief: „Das Turnier iſt vorbei! Die Herren Ritter werden gebeten, ſich im hieſigen Schloſſe einzufinden, und, nach erfolgter Austheilung des Dankes, ein Ehrenmahl zu genießen.“

Mir klopfte das Herz: ich folgte zaghaft dem Rufe. Die andern vier Kämpen ſtellten ſich, ungeachtet ſie keinen Dank zu erwarten hatten, ebenfalls ein. Auch die ganze vor-

nehme Welt von Teutlingen war zu Freimunds Tafel geladen, und zog vom Turnplatze dahin. Freimund rief mich und meine vier Waffenbrüder in ein abgesondertes Zimmer, und sagte zu Diesen: „Meine Herren, Sie ersöneten mir neulich an Einem Tage und in Einer Stunde einen gleichstimmigen Wunsch, und eben denselben hatte ich schon lange vorher in den Augen meines hier gegenwärtigen jungen Waffenfreundes gelesen. Da gedachte ich der biblischen Worte: Das Loos stillet den Hader, und stellte das heutige Turnier an, um die Entscheidung der Sache dem Waffenglücke zu überlassen. — Es begünstigte meinen Waffenfreund, und er soll vor Ihren Augen den ausgesetzten Preis empfangen." —

Mit diesen Worten ging er in ein Nebengemach, kam sogleich, Hand in Hand mit Paulinen, wieder zurück, und sagte: „Hier, Otto, ist Dein Dank! — Ich hoffe, mir damit Euren Dank, meine Kinder zu verdienen." —

Stumm vor Freude warfen wir uns ans väterliche Herz, und ich hörte, wie im Traume, daß die vier Herren hinter mir verdrießliche Worte ausstießen, und zornig fortgehen wollten. Schnell aber besann sich der Doctor eines Bessern. „Hört, ihr Korbgesellen!“ rief er: „wir wären Thoren, wenn wir Freimunds herrliche Weine im Stiche ließen. — Nein, wir wollen uns gütlich thun, und wer dann noch schmollen will, der schmolle!“

„Ein guter Rath!“ sagte Freimund. „Es war nicht möglich, daß Sie insgesammt meine Schwiegersöhne werden konnten. Wollen Sie deshalb aufhören, meine Freunde zu seyn?“

Die Herren gingen in sich und — zur Tafel, wo selbst der Hofrath, der seinen Mißmuth vorher am härtesten aussprach, durch einen Ueberfluß leckerhafter Speisen geschweigt und versöhnt wurde.

Ich wohne seitdem in Eichenberg, als Mitbesitzer des schönen Gutes, und mein jun-

ges, liebes Weib zaubert es mir zu einem Paradiese. Vater Arelmund hat ſich noch nicht zur altdeutſchen Tracht bequemt, und im Sprechen und Schreiben entwiſcht ihm noch manchmal ein Bankart oder Baſtardwort. Aber bei dem allen iſt er der biederſte Hermann, den ich kenne, und es würde, auch ohne der Teutlinger wohlgemeintes Spiel mit der altdeutſchen Puppe, gut um Deutſchland ſtehen, wenn jeder deutſche Mann an Tugend ihm gliche.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starke.